SÄCHSISCHE DORFZEITUNG : ANZEIGER FÜR STADT UND LAND ; AMTSBLATT FÜR DIE KGL. AMTSHAUPTMANNSCHAFTEN DRESDEN-ALTSTADT UND DRESDEN-NEUSTADT, FÜR...

Die

Sächsische Dorfzeitung.

Ein

unterhaltendes Wochenblatt

für den

Bürger und Landmann.

Redigirt von Friedrich Walther.

Neunzehnter Jahrgang 1857.

Dresden,

Verlag von Friedrich Walther.

Inhaltsverzeichniß.

Dampfwagen.

Dresden, Druck von C. Heinrich.

Freitag, Nr. 1. 2. Januar 1857.

Sächsische Dorfzeitung.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Während das verflossene Jahr mit begründeten Friedenshoffnungen begann, tritt das neue seinen Lauf unter minder freundlichen Anzeichen an. Der aus dem Pariser Friedensvertrage herausgewachsene Zwist, welcher Monate lang ernste Besorgnisse erregte und die im Kriege erprobten Allianzen zu lockern und zu lösen begann, wird zwar in diesen Tagen am Conferenztische der französischen Hauptstadt seinen definitiven Abschluß finden; aber noch ehe dies geschehen, hat der zweite Act des orientalischen Kriegsschauspiels bereits begonnen: England und Rußland stehen sich in dem in Persien entbrannten Kampfe gerüstet gegenüber, um vielleicht schon in nächster Zeit ihre Kräfte auf jenem Gebiete zu messen. Ferner brachte noch der vorletzte Tag des scheidenden Jahres die unerwartete Kunde aus dem fernen Osten, daß Großbritannien in ernste Feindseligkeiten mit dem chinesischen Reiche verwickelt worden ist, deren Rückwirkungen den europäischen Handel und Verkehr sicher nicht unberührt lassen werden. Und während somit der Krieg an den Küsten des persischen Golfs und an den Ufern des Tigris entflammt, thürmen sich auch am politischen Himmel Deutschlands düstere Wetterwolken auf, welche den Fortbestand des Friedens zu gefährden drohen. Preußen rüstet sich zu einem ernsten Waffengange gegen die Schweiz, und die Bewohner dieses Alpenlandes, gering an Zahl, aber stark durch ihre einmüthige Entschlossenheit, schicken sich an, Das, was sie für ihre gerechte Sache halten, mit Aufbietung aller ihrer Kräfte zu vertheidigen. Die Gegenwart hat sich sonach auch für uns ernst und besorglich gestaltet. Doch trotz dieser beunruhigenden Anzeichen wollen und dürfen wir noch immer hoffen, daß jener, unser deutsches Vaterland so nahe berührende Streit auf gütlichem Wege geschlichtet und die bedenkliche Erbschaft des alten Jahres die Kriegsfackel nicht zwischen zwei Nachbarvölker werfen werde, für welche die Erhaltung des Friedens ein gleich dringendes Bedürfniß ist.

Wie aus den Verhandlungen der letzten Bundestagssitzung hervorgeht, hat sich Preußen darauf beschränkt, der Bundesversammlung anzuzeigen, daß nunmehr durch Aufbietung einer angemessenen Heeresmacht den an die Schweiz gerichteten Forderungen ein erhöheter Nachdruck gegeben werden solle und daß zu diesem Zwecke bereits Verhandlungen mit den einzelnen deutschen Bundesregierungen wegen des Durchmarsches preußischer Truppen angeknüpft seien. Diese Behandlung der Angelegenheit scheint nicht allseitige Zustimmung zu finden und es werden bereits Stimmen laut, welche darauf hinweisen, daß es dem Wesen des deutschen Bundes mehr entsprochen haben würde, wenn Preußen die Verabredung wegen eines Truppendurchmarsches nicht mit den einzelnen Staaten, sondern mit dem Bunde getroffen hätte. — In Würtemberg hat eine Anzahl von Landtagsabgeordneten eine Eingabe an den ständischen Ausschuß gerichtet, worin dieser gebeten wird, die königliche Staatsregierung um die geeigneten Einleitungen dahin zu ersuchen, daß einer Aufstellung preußischer Heere in Süddeutschland oder einem Durchzuge von solchen durch die süddeutschen Staaten und das würtembergische Land insbesondere gegen die Schweiz nicht stattgegeben werde. Motivirt wird diese Eingabe durch die empfindlichen Nachtheile, welche durch die Aufstellung einer bedeutenden Streitmacht an der süddeutschen Grenze oder durch einen Ausbruch wirklicher Feindseligkeiten für ganz Deutschland und die zunächst betheiligten Bundesstaaten hervorgerufen werden müssen. Schon jetzt sei durch die in der Schweiz vorgenommenen Rüstungen eine fühlbare Stockung in dem kaufmännischen und gewerblichen Absatze Würtembergs nach jenem Lande eingetreten und dieselbe werde sich, sobald die Gefahr eines Krieges näher rücke, noch entschiedener geltend machen. Ob der ständische Ausschuß auf das Verlangen der Abgeordneten eingegangen, ist noch nicht bekannt, doch läßt sich im Voraus annehmen, daß dieser Schritt ohne allen Erfolg bleiben wird; denn der officielle Würtemb. Staatsanzeiger weist denselben bereits als einen Uebergriff in die Politik und „wegen des klaren Rechts des verbündeten Preußens" zurück. Auch wird von anderer Seite bestätigt, daß die betreffenden Staatsverträge mit Preußen bereits zum Abschlusse gediehen seien.

Im Großherzogthum Baden scheint man kriegerische Maßregeln gegen die benachbarte Schweiz für unabwendbar zu halten. In Konstanz wurden bereits am 24. Dec. Anstalten getroffen, um gegen die Schweizerseite hin zur Vertheidigung der Stadt Schanzen aufzuwerfen. Feldpatrouillen schreiten an der Grenze auf und ab und die Soldaten stehen in voller Kriegsrüstung. Die Schweizer sind bereits bis Kreuzlingen und Emishofen vorgerückt und stehen demnach im Angesicht der Stadt Konstanz. Auch sah man in letzterer Stadt der Ankunft badischer Artillerie entgegen. Den Beurlaubten ist der Befehl zugegangen, sich bei ihrer Fahne zu versammeln.

Im Großherzogthum Luxemburg hat die Regierung angeordnet, daß alle aus dem Auslande kommenden Zeitungen erst der Behörde zur Durchsicht vorgelegt werden müssen, welche letztere dann verfügt, ob dieselben ausgegeben werden dürfen oder nicht. Hiernach wäre die Censur in bester Form in einem deutschen Bundesstaate wieder eingeführt, obgleich die vor Kurzem dort octroyirte Verfassung die Freiheit der Presse verheißt.

In Mecklenburg hat der Großherzog einer Anzahl der in der Rostocker Untersuchungssache wegen Hochverraths Verurtheilten Gnade angedeihen lassen. Die Strafe wurde einigen ganz erlassen, anderen aber ermäßigt und überhaupt die ausgesprochene Zuchthausstrafe in Festungsarrest verwandelt.

Preußen. In englischen Blättern war mitgetheilt worden, daß der Ausmarsch der preußischen Truppen gegen die Schweiz vom 2. Jan. auf den 15. Febr. d. J. vertagt sei. Dieser Angabe wird unterm 28. December offiziell mit dem Bemerken widersprochen, daß von einer solchen Vertagung nichts bekannt sei und daß der Ausmarsch der Truppen bei einer etwaigen kriegerischen Bewegung gegen die Schweiz unmittelbar nach Erlaß des allerhöchsten Mobilisirungsbefehls erfolgen werde. Hiernach sind die Zeitungsnachrichten, welche mit größerer oder geringerer Gewißheit einen bestimmten Termin für den eventuellen Ausmarsch der Truppen aufstellen, nur als Gerüchte zu betrachten, denen die positive Unterlage fehlt. Vor

Allem werden bei der zu treffenden Entscheidung die Beschlüsse der schweizerischen Bundesversammlung maßgebend sein. Ermächtigt die letztere den Bundesrath, auf die bisher verweigerte Forderung Preußens (unbedingte Freilassung der Neuenburger Gefangenen) einzugehen, so ist an einer friedlichen Wendung nicht zu zweifeln. Andererseits aber wird versichert, daß Preußen von diesem seinen Verlangen in keinem Falle zurückgehen werde. Für die Kriegsbereitschaft sind übrigens alle Vorkehrungen getroffen, so daß in dieser Beziehung der sofortigen Ausführung der Mobilisirung nichts entgegenstehen wird. Die für die Landwehrartillerie nöthigen Pferde sollen einstweilen von den entsprechenden Truppentheilen der Linie genommen werden, da das Einfahren der Remonte zu viel Zeit erfordern würde. Die Communen sind angewiesen worden, alle Vorbereitungen zur Gestellung der erforderlichen Pferde zu treffen, und die Berliner Stadtverordneten haben bereits in ihrer letzten Sitzung zu diesem Zwecke (für den Fall einer Mobilmachung) die Summe von 40,000 Thlrn. bewilligt.

Oesterreich. Gerüchtweise wird selbst von preußischen Blättern mitgetheilt, daß die österreichische Regierung bei den betreffenden süddeutschen Staaten Vorstellungen gegen den Durchmarsch preußischer Truppen gemacht und die Forderung erhoben habe, daß diese Angelegenheit am deutschen Bunde verhandelt werde. Gewiß ist, daß Oesterreich, obgleich es den Ansprüchen Preußens die vollste Unterstützung angedeihen läßt, ein kriegerisches Vorgehen gegen die Schweiz zu vermeiden wünscht. — Der preußische Oberst Manteuffel, welcher schon öfters mit diplomatischen Missionen betraut war, wurde in Wien erwartet, und man vermuthet, daß diese Sendung mit der Neuenburger Frage im Zusammenhange steht.

Schweiz. Die oberste Regierungsbehörde der Eidgenossenschaft, der Bundesrath, hat eine Botschaft an die am 27. Dec. zusammengetretene Bundesversammlung gerichtet, in welcher alle die Schritte aufgezählt werden, welche bis jetzt von Seiten der Schweiz und der fremden Diplomatie gethan worden sind, um dem Conflicte mit Preußen eine friedliche Lösung zu geben. In dieser Beziehung ist noch in den letzten Tagen ein Vorschlag gemacht worden, den die Schweiz anzunehmen bereit war. Die sämmtlichen in Bern residirenden Gesandten hatten nämlich die Absicht, einen Collectivschritt gegenüber dem Bundesrathe zu thun, um demselben die bestimmte Zusicherung zu geben: „daß, sobald die unmittelbare und vollständige Niederschlagung des Neuenburger Processes von den eidgenössischen Behörden kraft ihrer Souveränitätsrechte ausgesprochen sein werde, ihre respectiven Regierungen alles Mögliche thun würden, um Se. Maj. den König von Preußen zu einer Ausgleichung der fraglichen Angelegenheit zu bestimmen, und zwar im Sinne einer vollständigen Unabhängigkeit Neuenburgs von jedem fremden Verbande." Der Bundesrath wollte hierauf, die Zustimmung der Bundesversammlung vorausgesetzt, unter der Bedingung eingehen, daß die beim Niederschlagen des Processes freizulassenden Gefangenen bis zum völligen Austrag der Sache aus Rücksicht auf die öffentliche Ordnung den Kanton Neuenburg zu verlassen hätten. Die ebenerwähnte Collectivnote kam aber nicht zu Stande, indem ihr einige der Gesandten den Beitritt versagten. Oesterreich trug nämlich Bedenken, die Verpflichtung zu einer Einwirkung auf Preußen in dem obengedachten Sinne zu übernehmen, und Frankreich soll dabei auf seinen früheren Vorschlag zurückgekommen sein, daß es nur dann dem König von Preußen zu einer Verzichtleistung rathen werde, wenn die Schweiz aus Achtung für den Kaiser Napoleon die Gefangenen freilassen wolle! Auch scheint es von Seiten der übrigen Diplomaten nicht gern gesehen worden zu sein, daß der nordamerikanische Gesandte, Hr. Fay, obgedachten Vermittelungsantrag zuerst aufgestellt und denselben eifrig vertheidigt hat, da man nicht wünschen mag, daß sich Amerika in die europäischen Fragen einmischt. Hr. Fay hat sich aber dadurch nicht abhalten lassen, seine Vermittelung zu Gunsten der Schweiz fortzusetzen und er ist jetzt selbst nach Berlin gereist, um in diesem Sinne am dortigen Hofe zu wirken. Auch wurde in Bern ein außerordentlicher Abgesandter des Kaisers Napoleon erwartet, und die unterm 30. Decbr. von dort telegraphirte Nachricht, daß der bei der Eidgenossenschaft accreditirte Gesandte Frankreichs abberufen sein solle, ist daher wohl nicht als verbürgt zu betrachten. Von Seiten der Eidgenossenschaft ist Hr. Furrer mit einer Mission nach Frankfurt a. M. und an die süddeutschen Höfe betraut worden.

Der Nationalrath hat nunmehr in der Sitzung vom 30. Dec. nach eingegangenem Gutachten seiner Commission einstimmig (mit 110 Stimmen) beschlossen, die von dem Bundesrathe gestelltem Anträge anzunehmen. Dieselben gehen im Wesentlichen dahin: 1) der Bundesrath wird zum Zwecke einer friedlichen Ausgleichung auf der bisherigen Grundlage auch fernerhin zu allen Mitteln die Hand bieten, welche mit der Ehre und Würde der Schweiz verträglich und welche die Anerkennung der Unabhängigkeit Neuenburgs von jedem auswärtigen Verbande herbeizuführen geeignet sind; 2) alle bisher getroffenen und zur Vertheidigung der Schweiz künftig nöthigen Sicherheitsmaßnahmen sind genehmigt und wird dem Bundesrathe, welcher vorläufig ein Anlehen bis zu 30 Mill. Fr. vorgeschlagen hatte, für die hierzu nöthigen Ausgaben ein unbeschränkter Credit bewilligt. Der Ständerath hat diese Beschlüsse des Nationalraths ebenfalls einstimmig genehmigt und in der noch an demselben Tage (30. Dec.) stattgefundenen Sitzung der Bundesversammlung wurden bereits General Dufour als Oberbefehlshaber, Frey-Herose als Generalstabschef vorgestellt. General Dufour leistete den Eid, worauf die Bundesversammlung ein dreimaliges Hoch ausbrachte.

Unter der schweizerischen Bevölkerung giebt sich fortwährend eine lebhafte patriotische Begeisterung kund; alles Parteiwesen scheint verschwunden und man hat nur das Eine, die Vertheidigung des Vaterlandes, im Auge. Die einberufenen Truppen stehen bereits unter ihren Fahnen; die Reserve und Landwehr werden vervollständigt und ebenfalls für den etwaigen Ausmarsch vorbereitet. — Nach den letzten, vom 30. Dec. datirten telegraphischen Nachrichten hatte der Bundesrath vermehrte Aussichten auf eine befriedigende Lösung. —

Frankreich. Die Conferenzen, welche am 29. Dec. bestimmt beginnen sollten, haben einen abermaligen Aufschub erlitten; doch ist man über das zu treffende Arrangement bereits einig und letzteres wird durch den Zusammentritt der Conferenzmitglieder nur seinen formellen Abschluß erhalten. Rußland soll die streitige Stadt Bolgrad abtreten, dafür aber eine Entschädigung von 140 Geviertmeilen erhalten, und man glaubt, das Petersburger Kabinet habe alle Ursache, mit einem solchen Abkommen zufrieden zu sein.

Der „Moniteur" hat einen an den Kaiser gerichteten Vortrag des Herrn Fould, Staatsministers des kaiserlichen Hauses, veröffentlicht, worin dem Kaiser die Nothwendigkeit dargelegt wird, seine Wohlthätigkeitsmaßregeln zu beschränken, weil sonst das Gleichgewicht der kaiserlichen Civilliste in Zukunft nicht erhalten werden könne. Dieser auf Befehl des Kaisers veröffentlichte Bericht hat im Publikum einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht. Man erblickt darin einen Vorläufer für die abermalige Erhöhung der kaiserlichen Civilliste und findet es überhaupt auffällig, daß dem Kaiser angerathen wird, den Antheil der Hilfsbedürftigen zu schmälern, während eine Mahnung zur Sparsamkeit in Betreff der prunkvollen und kostspieligen Hoffeste nicht für nöthig erachtet worden ist.

Die Nachricht, daß Frankreich ein Observationscorps an der Schweizergrenze aufstellen werde, erhält sich; doch vernimmt man noch nichts von militärischen Vorkehrungen, welche auf die Ausführung einer solchen Maßregel abzielen.

Italien. In Neapel ist am 17. Dec. ein am Ende des militärischen Molo gelegenes Pulvermagazin in die Luft geflogen. Die Explosion hat 20 Menschen auf der Stelle getödtet; die Zahl der Verwundeten ist aber weit bedeutender. In der Stadt Neapel waren fast alle Fenster zersprungen, und die Bevölkerung wurde in Angst und Schrecken gesetzt, da man an den Ausbruch einer Revolution glaubte. — Das

Attentat Milano's hat nachträglich zu zahlreichen Verhaftungen geführt, da man noch immer glaubt, jenes Verbrechen hänge mit einer Verschwörung zusammen. Wie die Augsb. Allg. Ztg. mittheilt, hat Milano auf die Frage des Grichtspräsidenten, ob er zu seiner Vertheidigung noch etwas hinzuzufügen habe, unter Anderem geantwortet: „Nur dies Eine, Herr Präsident! bitte ich Sie: lassen Sie zu den Füßen des Souveräns die demüthige Bitte eines Menschen, der d.e morgige Sonne nicht mehr schauen wird, gelangen: der König möge einmal die Provinzen seines Reichs besuchen, um das Elend anzusehen, worin sie schmachten und in welcher Art seine Unterthanen dort regiert werden." —

Spanien. Wie aus Madrid gemeldet wird, gewinnt der mit der klerikalen und karlistischen Partei verbündete König einen immer größeren Einfluß auf die Regierungsangelegenheiten; seine gesammte Umgebung ist durch neue Ernennungen so eingerichtet worden, wie unter den absoluten Monarchen, und als erster Adjutant fungirt General Urbistondo, ein anerkannter Karlist. Wie man behauptet, ist dieser General für den Fall, daß die Königin dem Andringen ihres Gemahls sich fügt und in den von der klerikalen Partei beabsichtigten Staatsstreich einwilligt, zum Ministerpräsidenten bestimmt. An ein langes Fortbestehen des jetzigen Kabinets unter Narvaez glaubt Niemand; der ebengenannte, sonst so energische Staatsmann hat seinen ganzen Einfluß verloren und kann sich nur dadurch auf seinem Posten erhalten, daß er sich willig der Hofpartei fügt. — Die Karlisten treten immer entschiedener auf, und zum ersten Male seit die Königin Isabella II. auf dem spanischen Throne sitzt, wird sich diese Partei bei den bevorstehenden Wahlen betheiligen, um kein Mittel unversucht zu lassen, den Nachkommen des Don Karlos den Weg zur künftigen Herrschaft über Spanien zu bahnen.

Asien. Alle Nachrichten bestätigen die früher nur gerüchtweise Angabe, daß Rußland vollständig vorbereitet ist, an dem zwischen England und Persien ausgebrochenem Kriege erforderlichen Falls thätigen Antheil zu nehmen. An der persischen Grenze steht ein wohlausgerüstetes russisches Armeecorps von 40,000 Mann, des Befehls gewärtig, in das Land einzurücken. Schon sind mehre russische Stabsoffiziere in die zunächst gelegene Provinz Persiens gesandt worden, um die Lage der Städte und Festungen zu prüfen und Pläne der Straßen aufzunehmen, die für den Marsch eines Heeres geeignet erscheinen. Die Engländer halten sich denn auch überzeugt, daß Rußland die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen wird, um, gestützt auf das mit Persien abgeschlossene Schutzbündniß, sich in den Streit zu mengen und auf Kosten seines schwachen Nachbars neue Vortheile, sei es nun durch Territorialzuwachs oder erhöhten Machteinfluß zu erlangen. Die ostindische Compagnie hat deshalb nach den neuesten Berichten aus Bombay eine Vermehrung der gegen Persien ausgesandten Expedition beschlossen. Es ist eine Reserve von 8000 Mann organisirt worden, welche bereits ihren Marsch nach Kabul angetreten haben soll. Dessenungeachtet hält man die von England verwendeten Streitkräfte noch immer nicht für ausreichend, um das auf russischen Rückenhalt gestützte Persien mit Erfolg zu bekriegen. — Die Pforte wendet den militärischen Maßregeln, welche Rußland an seiner Grenze getroffen hat, ebenfalls ihre volle Aufmerksamkeit zu; in Erzerum wird unter dem Oberbefehle Ismail-Pascha's ein Observationscorps von 30,000 Mann zusammengezogen, um das Gebiet des Euphrat zu decken.

China. Während der Beherrscher des himmlischen Reichs seit Jahren innerhalb seiner Provinzen eine gewaltige Revolution mit sehr wechselndem, im Ganzen wenig glücklichen Erfolge bekämpft, sind ihm nun auch sehr ernste Verwickelungen mit England erwachsen, welche bereits zu einem gewaltsamen Zusammenstoße geführt haben. Die neuesten Posten aus Hongkong melden nämlich unterm 15. Novbr., daß die vor Kanton befindliche, vom Viceadmiral Seymour befehligte englische Flotte wegen Beleidigung der britischen Flagge sämmtliche chinesische Amtsgebäude bombardirt, die Bogumforts am Perlflusse genommen und theilweise geschleift, auch einen Theil der kaiserlichen Marine zerstört hat. Eine andere Depesche besagt, daß der Handel mit Kanton gänzlich unterbrochen ist und daß die letztgenannte Stadt von den Engländern beschossen wurde. Gerüchtsweise wird hinzugefügt, daß England, Frankreich und Amerika die Sendung einer Gesandtschaft nach Peking, der Residenz des Kaisers, beabsichtigen. Bekanntlich hat der Einfluß Rußlands in letzterer Zeit von dem Beherrscher China's wichtige Zugeständnisse zu erlangen gewußt; es wurde auf der Westküste der Insel Tschusan ein beträchtliches Stück Land mit einem geschützten Hafen vertragsmäßig an Rußland abgetreten und dieser Macht die Befugniß zugestanden, auf jenem Küstenstriche ein Fort zu erbauen und einen mit diplomatischen Vollmachten ausgerüsteten russischen Generalconsul dorthin zu senden. Dieß hat natürlich die Eifersucht der übrigen seefahrenden Mächte erregt, und es ist wohl möglich, daß der Ausbruch der Feindseligkeiten mit den Rußland gemachten Zugeständnissen in einigem Zusammenhange steht. Hat man doch schon vor Wochen davon gesprochen, daß England, Frankreich und Amerika ihre Kriegsschiffe nach den chinesischen Gewässern senden würden, um ähnliche Vortheile wie Rußland zu erringen.

Der Schulgang des Lebens.

(Erzählung aus dem Leben, von Friedrich Lubojatzky.)

I.

„Na, das schneit wieder einmal barbarisch!" sagte Meister Marks, von der Flickarbeit wegsehend und die gewaltigen Schneeflocken betrachtend, die in dichter Masse herunterfielen und sich auf dem kleinen Dachabhange und in der Dachrinne unter den beiden Fenstern seiner Wohnung, die er zuweilen scherzhaft als „die erste Etage im Himmel" bezeichnete, in wenig Minuten schon ziemlich hoch über der bereits vorhandenen Schneelage aufgehäuft hatten. „Wenn's ein Stündchen so fort schneit, haben wir die natürlichsten Fensterladen von der Welt und sitzen hinter'm Schnee. Ich sag's ja stets, die Leute im fünften Stock müssen immer etwas Apartes haben. Sterben sie, erspart die Seele eine Station bei der Himmelfahrt und der Flickschneider kommt eine Viertelstunde eher bei Sanct Petrus an, als der Geheimerath von der ersten Etage. Freie Luft in Hülle und Fülle, wenn man den Kopf zum Fenster hinaussteckt und gerade Sturm im Kalender steht, und nebenbei übernimmt der Himmel auch für die arme Bagage im fünften Stock die Mühe, ihr die Fenster zu waschen mit einem tüchtigen Regenguß oder ihr, wie jetzt zum Beispiel, die prächtigsten Fensterläden, die obendrein keinen Pfennig kosten, was das Beste ist, anzusetzen. O, wir können dicke thun, wir haben's Recht dazu, denn wir gehören zu den höchsten Kreisen der Gesellschaft, wie sie jetzt auf neumodische Manier das liebe Bissel Menschheit nennen. 's ist ein Seidenleben, im fünften Stock zu wohnen und als Flickschneider die menschliche Zerissenheit und Miserabilität auszubessern!"

„AberVäterchen, Du mußt auch nicht ungerecht sein," hielt Minchen, seine Tochter, ihm vor... „unser kleines Logis hier im fünften Stocke hat auch sein Gutes und sein Schönes. Denke nur an die schönen Frühlings- und Herbstmorgen oder an die wunderherrlichen Sommerabende, die wir hier oben genießen. Dergleichen erleben Geheimeraths in der ersten Etage nicht, wenn sie auch wer weiß wie viel Miethzins mehr geben wollten. Das ist ja eine unbezahlbare Pracht, als hätte sie der Herrgott ganz apart für uns geschaffen, daß wir doch auch was Schönes und Großes im Leben haben sollten, weil die anderen Aussichten nicht immer die besten für uns sind."

„Da hast Du recht, mein Kind, wer unseren Aussichten Läden vorschiebt, der hat uns im Ganzen gar keinen Possen gethan, denn wir verlieren so blutwenig dabei, daß davon gar nicht erst zu reden ist. Alle Wetter, manchmal habe ich die ganze Lebensgeschichte bis an den Hals satt. Immer flicken und

immer flicken, jeden Pfennig tausendmal umwenden müssen, ob nicht zufällig ein Dreier daraus wird und zu guter Letzt von der Armen-Commission im Trabe begraben zu werden, das ist denn doch das miserabelste Dasein, was man nur haben kann. Eins ist sicher, als Flickschneider komme ich nicht wieder auf die Welt, da opponire ich sehr bedeutend und wenn mir's wie den von ihren Sternen gestürzten Engeln gehen sollte. Der Kukuk auch, wenn man einmal lebt, will man auch wissen, warum? Ich hab's noch nicht heraus gekriegt und laufe jetzt doch schon 56 Jahre auf der Erde herum als Lump vom Anfange an, mit der besten Anwartschaft, auch als Lump der Welt Adje zu sagen."

Minchen antwortete gar nichts, sie beugte sich mit dem hübschen Gesichtchen tief nieder auf ihre Weißnähterei, emsig fortarbeitend. Meister Marks, ihr Vater, hatte zuweilen solche Anwandlungen von Aerger über seine Armuth, in denen er sich förmlich verrannte. Sein Zorn über das Schicksal, das ihn stiefmütterlich genug behandelt hatte, trug bei solchen Gelegenheiten nicht selten das Gepräge des Komischen, aber nichts destoweniger war es recht bitterer Ernst bei dem Manne, wie bei so Vielen, die trotz aller Mühe und dem redlichsten Streben es nicht über die Schranken der Armuth hinaus bringen können. Der Mann hatte fast seine Arbeit vergessen und schaute hinaus auf die dichte Flockenmasse, die ein leiser Ost in schiefer Richtung vor sein Fenster ausstreute. Jetzt schlug die alte Schwarzwälder-Uhr drei. Das brachte ihn aus dem unerquicklichen Sinnen. „Wo bleibt nur der Franz heute?" fragte er und da er keine Antwort erhielt, blickte er auf Minchen hinüber, die am anderen Fenster saß. Er bemerkte, daß Thränen auf ihre Weißnähterei fielen, das erschreckte ihn.

„Was ist Dir denn, Kind? Du weinst ja."

„Bewahre...'s Wasser läuft mir nur aus den Augen," wich Minchen aus.

„Nun freilich, Wasser... unser Eins, der keinen Schluck Wein zu sehen kriegt, kann auch keinen Wein weinen. Sag's, was Dir ist. Du meine Güte, hat man denn nicht schon Aerger und Kummer genug, soll man denn auch noch darüber sich sorgen, daß man nicht weiß, warum's Andere weint! Na, was ist denn, Kind?"

„Ach über Dich, Väterchen, muß ich weinen, Du bringst mich ja mit Gewalt dazu. Wie zornig bist Du, daß wir arm sind und Andere mehr haben oder gar reich sind! Und doch können wir bei all' unserer Armuth, sobald wir nur selber wollen, ganz glücklich sein, wenn wir nur zufrieden sind mit dem, was wir haben, sei's auch noch so wenig. Denkst Du denn, Väterchen, ich sehe es nicht, daß andere Mädchen meines Alters geputzt einhergehen und Vergnügen über Vergnügen genießen, während ich ein paar arme Kleidchen habe, mit denen ich so vorsichtig umgehen muß, als wenn man ein Ei in der Tasche trägt, damit sie so lange als möglich halten, weil ich mir nur unter großen Entbehrungen ein neues schaffen kann und doch auch immer nur eins, was darnach ist? Aber Du wirst nicht sagen können, daß ich je darüber geklagt habe, gewiß nicht. Wäre das nicht recht lieblos von mir gegen Dich, wenn ich Dir's Leben schwer machen wollte mit solchen Klagen? Und Vergnügen... ach, da sage nur selbst, ob ich von Vergnügen sprechen kann, das verbietet sich bei so armen Leuten, wie wir sind, von selber. Ich arbeite rastlos; daß die Arbeit schlecht bezahlt wird und man nichts dadurch vor sich bringen kann, das ist freilich traurig genug und kommt daher, weil zu viel arme Frauen und Mädchen sich davon ernähren wollen und auf diese Weise, um nur's Leben zu fristen, der Arbeitslohn so billig als nur denkbar gestellt werden muß. Aber gehungert haben wir immer noch nicht, wie Andere; der liebe Gott hat's immer noch gnädig mit uns gemacht, das dürfen wir nicht übersehen, wollen wir nicht undankbar sein. Und gefroren haben wir auch noch nicht."

„Das ist wahr," stimmte Vater Marks bei ... „wir haben noch immer ein Feuer im Ofen und Kartoffeln im Topfe gehabt; aber wenn Du nicht so wie angenagelt bei der Arbeit säßest, wär's auch nicht möglich, denn mein Bissel Arbeit ... Gott erbarm's! ... das wirft ja nicht viel mehr ab, als einen kranken Sperling zu ernähren. Franz hat auch die Schnürbrust des Elends an und ist genöthigt, die Nächte durch Noten zu schreiben, wenn er seine Unterrichtsstunden in der Musik bezahlen will, sonst hört's auf mit dem Spaße. 's ärgert mich, 's stößt mir's Herz manchmal ab, wenn ich denke, wie anderer Leute Kinder so in aller Gemächlichkeit ihren Weg machen, vollauf haben, und meine Kinder, so herzensbrave Kinder, sich um's liebe tägliche Brot quälen und placken müssen, als hätten sie gleich von Geburt an das Kainszeichen der Hungerleiderei mit auf die Welt gebracht." Meister Marks warf die Arbeit aus der Hand und spazierte in dem kleinen Stübchen herum, wie er immer zu thun pflegte, wenn seinem Ausdrucke nach ihm etwas auf der Leber saß. Es folgte eine ziemlich lange Pause, dann sagte Minchen, ohne von der Arbeit aufzusehen:

„Das ist Alles wahr, aber daß Du sagst, Väterchen, die Armen-Commission würde Dich dereinst einmal im Trabe zu Grabe bringen, das hat mir recht sehr wehe gethan. Das hättest Du nicht sagen sollen, war recht hart von Dir," und bei diesen Worten fielen dem armen fleißigen Mädchen die hellen Thränen aus den Augen.

„Das war's also?" rief der Flickschneider, in seinem Spaziergange sich unterbrechend ... „na, na, das habe ich nicht so schlimm gemeint, wie's vielleicht geklungen hat."

„Ein recht einschneidender Vorwurf für mich war's aber, gerade so viel, als wenn Du zu mir sagtest: „Du wirst auch nicht so viel zusammen bringen, um Deinen Vater einmal ordentlich begraben lassen zu können."

„Närrisches Ding, habe ja an so etwas mit keiner Sylbe gedacht, behüt' mich doch Gott vor solchen Gedanken! Nein, nein, mein liebes Kind, das mußt Du nicht so deuten. Wäre ja schlecht von mir, wenn ich Dir einen solchen Vorwurf machen wollte. Wenn ich Jemand Gutes wünsche, so denke ich mir nichts Anderes, als Gott möge ihm ein paar solche gute Herzenskinder geben, wie Du und der Franz mir sind. Na, weine nicht, kennst mich ja, daß ich zuweilen borstig werde ... 's liegt im Schneiderblut einmal, dann und wann aus der Haut zu fahren. Na, Herzblättchen, sei wieder gut, mußt schon auch Nachsicht mit mir haben. Der Henker soll da nicht rapplich werden, wenn er sieht, wie's Andern wohlgeht und unser Einer nur immer und ewig über Steine des Anstoßes stolpern muß, als wenn's gar nicht anders möglich wäre."

(Fortsetzung folgt.)

Die Angelegenheiten Neuenburgs.

Der zwischen Preußen und der Schweiz durch die Republikanisirung des Kanton Neuenburg (Neufchâtel) i. J. 1848 entstandene Conflict, welcher acht Jahre geruht und nur durch wiederholte Rechtsverwahrungen der preußischen Krone hin und wieder wachgerufen wurde, ist durch die Forderungen, welche gegenwärtig Preußen an den royalistischen Aufstand vom 2. September v. J. geknüpft hat, in ein Stadium getreten, welches die öffentliche Aufmerksamkeit in vollem Maße in Anspruch nimmt und selbst für den Frieden Europa's gefährlich zu werden droht. Preußen rüstet sich zu einem Kriegszuge gegen die Schweiz und die Eidgenossen sammeln sich kampfbereit unter ihren Fahnen, um die Grenzen ihres Vaterlandes gegen einen gewaltsamen Angriff zu vertheidigen.

Ist nun auch immer noch einige Hoffnung vorhanden, daß es nicht zum Aeußersten kommen und der kaum nothdürftig hergestellte europäische Friede durch jene für das europäische Gleichgewicht sehr untergeordnete Frage nicht von Neuem gefährdet werde, so steht doch so viel fest, daß der seit acht Jahren offen liegende Streit unter gegenwärtigen Umständen nicht wieder resultatlos vertagt werden kann, sondern eine

definitiven Lösung entgegengeführt werden muß. Die ganze Angelegenheit nimmt demnach auch in dem Falle einer befriedigenden Ausgleichung ein lebhaftes Interesse in Anspruch. Es erscheint daher wohl gerechtfertigt, wenn wir auf die älteren und neueren Verhältnisse Neuenburgs hier etwas ausführlicher eingehen und in gedrängter Kürze darzulegen suchen, wie sich die gegenwärtigen Zustände jenes Schweizerländchens nach und nach herausgebildet und mit dem bestehenden europäischen Staatsrechte in schwer zu lösenden Widerspruch gesetzt haben.

Wenn wir dabei auf die frühere Geschichte Neuenburgs zurückblicken, so können wir uns hierin um so kürzer fassen, als der Anfang der gegenwärtigen Verwickelungen eigentlich aus dem Jahre 1815 datirt und ihre Begründung vorzugsweise in den Bestimmungen des Wiener Congresses zu suchen ist, welche die Doppelstellung des Fürstenthums geschaffen haben.

Das ungefähr 14 Quadratmeilen mit 71,000 Einwohnern umfassende Ländchen, welches zwischen den Kantonen Bern und Waadt liegt und westlich an Frankreich grenzt, hat früher, als es zum burgundischen und später, als es zum deutschen Reiche gehörte, der Herren gar viele gehabt und ist nicht selten zum Zankapfel von Prätendenten geworden. Als nun i. J. 1707 die letzte erbliche Eigenthümerin des kleinen Gebiets, die Herzogin Marie v. Nemours, ohne nähere Erben verstorben, entstand schon damals der Gedanke, das seit dem westphälischen Frieden unabhängig gewordene Land den wirklichen Bewohnern und Besitzern des Grund und Bodens zuzusprechen und dasselbe als unabhängiges freies Gemeinwesen, als neuen Kanton, der Schweiz einzuverleiben, mit welcher letzteren Neuenburg von jeher durch Verträge engverbündet war. Ehe aber der Gedanke zur Ausführung kam, fand sich eine ganze Schaar von Erblustigen ein, welche auf das herrenlose Gebiet Anspruch machten und ihre Gesandtschaften nach Neuenburg schickten. Unter diesen Erben, fünfzehn an der Zahl, befanden sich Ludwig XIV. von Frankreich, der das Land als zur Franche-Comté gehörig reclamirte, und Friedrich I. von Preußen, welcher als ein Sohn Louisens von Oranien, der einzigen Erbin des Hauses Chalons, seine Ansprüche zu begründen suchte. Zur Schlichtung dieses Erbstreits traten nun die Repräsentanten des Fürstenthums, bestehend aus zwölf Abgeordneten, zusammen, und ihre Entscheidung fiel zu Gunsten des Königs von Preußen aus, indem sie von diesem verlangten, daß er die Landesverfassung beschwören, die Rechte und Freiheiten des Landes aufrechterhalten und seine Rechte als Souverän durch einen Statthalter und einen aus Eingebornen zusammengesetzten Staatsrath ausüben solle.

Dieses Verhältniß hat ein volles Jahrhundert angedauert, und obgleich bei der weiten Entfernung des in Berlin residirenden Regenten es zu manchen Unzuträglichkeiten und Klagen, i. J. 1768 sogar zu argen Excessen gegen die mitunter etwas eigenmächtig und übermüthig auftretenden fürstlichen Beamten kam, so erfreute sich doch das Land im Allgemeinen eines geordneten Zustandes und die Bewohner desselben hatten den preußischen Herrschern, besonders Friedrich dem Großen, gar manches Gute zu danken.

Mittlerweile brach die französische Revolution herein, welche zwar ihre Wogen auch bis in die Thäler des Juragebirges wälzte und einen heftigen Parteienkampf zwischen der Neuenburger Aristokratie und der liberalen Bevölkerung entzündete, aber merkwürdigerweise den Fortbestand der preußischen Herrschaft nicht gefährdete. Die gesammte Schweiz revolutionirte und zwischen ihr und dem bis auf seine Grundvesten aufgewühlten Frankreich lag das kleine Fürstenthum unangefochten, wie eine Insel inmitten des stürmischen Oceans. Auch die nachfolgenden Kriege ließen Neuenburg unberührt und selbst die Eroberungssucht Napoleons schonte des Ländchens.

Da auf einmal erließ am 23. Febr. 1806 der König Friedrich Wilhelm von Preußen eine Proclamation, worin er verkündete, daß er das Fürstenthum Neuenburg und die Grafschaft Valengin an Frankreich abgetreten habe. Es war dieses Besitzthum nebst dem Herzogthum Cleve von ihm für den Besitz von Hannover vertauscht worden, obgleich der König, wie alle seine Vorfahren, beschworen hatte, Neuenburg nie ganz oder theilweise von der Krone Preußen zu trennen. In der erwähnten Proclamation hieß es u. A.: „daß die Entfernung, in welcher Neuenburg bei seiner geographischen Lage sich von dem preußischen Staate befinde, dem Könige nicht gestatte, dem Lande einen unmittelbaren und hinreichenden Schutz angedeihen zu lassen."

Napoleon, der Beherrscher Frankreichs, verschenkte Land und Volk von Neuenburg an seinen Marschall Berthier, der das Land acht Jahre lang regierte, oder vielmehr regieren ließ, denn er selbst war immer bei der Armee und hat sein Fürstenthum nie gesehen. Das Land, obgleich durch manche Willkürmaßregeln bedrückt, gewann durch den lebhaften Verkehr mit Frankreich, und die Gewerbe nahmen während dieser Periode einen sichtlichen Aufschwung.

Da brach nach langen Kämpfen des gesammten Europa's die Herrschaft Napoleons zusammen. Unter den Besiegern des bisher so mächtigen Mannes stand Preußen und dieses hatte nichts Eiligeres zu thun, als 1814 einen provisorischen Gouverneur nach Neuenburg zu senden und sich der dortigen Herrschaft von Neuem zu versichern. Berthier entsagte dem Fürstenthum zu Gunsten des Königs von Preußen und dieser trat wiederum in den Besitz desselben. Hierbei wird, namentlich von schweizerischer Seite, hervorgehoben, daß diesmal der König nicht mehr kraft ererbten Rechts, wie früher, das Besitzthum wieder angetreten, da dieses Erbrecht durch den obenerwähnten Tauschvertrag aufgehoben worden, daß er auch nicht durch die Wahl oder durch den Willen des Volks, dessen Zustimmung weder bei der früheren Vertauschung noch jetzt bei'm Wiederantritt der Regierung eingeholt worden, berufen worden sei, sondern daß sich der neue von 1814 datirende Besitz Preußens lediglich auf das Recht der Eroberung gründe.

Die Herrschaft Preußens wurde indeß durch den ersten Pariser Frieden von den übrigen Mächten anerkannt, und so unwirsch auch die Bevölkerung von Neuenburg, welche eine Vereinigung mit Frankreich lieber vorgezogen haben würde, darein sah, so fügte man sich doch dem neuen Regiment, da der König Friedrich Wilhelm III. mit Weisheit und Gerechtigkeit nicht nur die Rechte des Landes schonte, sondern auch den Wünschen der Neuenburger billige Rechnung zu tragen bemüht war. Er gab dem Lande am 18. Juni 1814 eine Verfassung, die den Forderungen der liberalen Partei entsprach und nach allen Seiten hin zu befriedigen schien.

Hatte nunmehr das Fürstenthum als ein durch Landstände beschränkter monarchischer Staat nach innen eine feste Gestaltung angenommen, so blieb doch die 1806 von Preußen selbst erkannte Unmöglichkeit, dem an der französischen Grenze liegenden Gebiet den erforderlichen Schutz angedeihen zu lassen, fortbestehen, und Preußens König glaubte das Ländchen sicherer gestellt, wenn es als Theil der Schweiz in deren durch den Wiener Congreß garantirte Neutralität begriffen wäre.

So wurde denn auf Betrieb Preußens, Oesterreichs und Rußlands das Gebiet von Neuenburg 1815 als 21. Kanton der Eidgenossenschaft einverleibt. Die Schweiz genehmigte aber diese Einverleibung nur unter der ausdrücklichen und wichtigen Bedingung:

„Daß der König von Preußen die Regierung von Neuenburg als competent anerkenne, über die Vereinigung dieses Landes mit der Schweiz und seine Aufnahme in die Eidgenossenschaft als verbündeter Kanton abzuschließen, und daß infolge dessen die Regierung von Neuenburg diejenigen Verpflichtungen, die sie als eidgenössischer Staat anerkennen würde, von sich aus allein erfüllen und in Bezug auf die Form eidgenössischer Verhandlungen, die Theilnahme an denselben und an ihren Resultaten, sich mit den übrigen Ständen ins gleiche Verhältniß setzen werde."

Es wurde sonach das Gebiet von Neuenburg, welches bisher als selbstständiger Staat bestanden, mit Zustimmung

seines Fürsten ein Kanton der Schweiz gleich jedem anderen, ohne daß der König von Preußen seinerseits zu der Eidgenossenschaft in irgend ein Rechtsverhältniß trat. Es war, wie schon erwähnt, vielmehr ausdrückliche Bedingung, daß in allen Angelegenheiten, welche das Verhältniß des neuen Kantons zur Eidgenossenschaft sowie die Erfüllung seiner nunmehrigen Bundespflichten betrafen, nicht der Fürst, sondern allein die oberste Behörde Neuenburgs, der aus fürstlichen Beamten bestehende Staatsrath, einzutreten habe.

Diese Bildung eines Zwitterstaates mit monarchischem und republikanischem Gesicht wurde schon damals als ein großer diplomatischer Fehler bezeichnet, und die Folgezeit hat die Wahrheit dieses Tadels vollständig gerechtfertigt; denn in der That sind aus dieser haltlosen Doppelstellung alle die Verwickelungen entstanden, welche jenes Ländchen seitdem heimgesucht und zuletzt zur gänzlichen Verdrängung der preußischen Herrschaft geführt haben.

In Neuenburg hatte sich mit der Zeit eine ansehnliche Aristokratie gebildet, deren Glieder einestheils dem preußischen Königshause zu Danke verpflichtet waren, da ihnen von dieser Seite Geschenke, Adelsdiplome, Aemter und Ehrenstellen zu Theil geworden, während anderntheils Vielen von ihnen wohl auch die monarchische Regierung besser zusagte, als die republikanischen Einrichtungen der Schweiz. Diese Partei, zu denen allerdings die intelligentesten und hervorragendsten Männer des Kantons zählten, war factisch im Besitz der Gewalt, denn ihre Angehörigen verwalteten fast alle Staatsämter. Dies erregte immer mehr die Eifersucht der übrigen Bevölkerung, welche sich nach ähnlichen liberalen Einrichtungen sehnte, wie sie die anderen Schweizerkantone besaßen, wo freie Gleichberechtigung Jedem den Weg zu den Staats- und Gemeindeämtern bahnte. So entstanden Reibungen und Zwiespalt, und den Patriciern trat eine entschiedene Opposition entgegen, welche für Innehaltung einer eidgenössischen Politik wirkte und sich immer dem schweizerischen Gesammtvaterlande mehr, als der Herrschaft Preußens zugethan zeigte. Diese Bestrebungen führten 1830, nach dem Ausbruche der französischen Revolution, zu wiederholtem offenen Aufstande. Die schweizerische Eidgenossenschaft, welche zwar nicht dem Fürstenthum, aber wohl dem schweizerischen Kanton Neuenburg sein Gebiet und seine Verfassung garantirt hatte, schritt damals, so unpopulär diese Parteinahme auch bei den Schweizern erschien, mit ihren Executionstruppen ein und half die öffentliche Ordnung wiederherstellen. Der König von Preußen aber entsprach den billigen Wünschen der Bevölkerung, änderte 1831 die Verfassung im liberalen Sinne und gewährte dem Lande neue Rechte und Freiheiten.

Trotz dieser zeitgemäßen Reformen trat der alte Zwiespalt immer wieder von Neuem hervor; es kam zu abermaligen unruhigen Bewegungen, nach deren Besiegung die Royalisten sich einer maßlosen Reaction hingaben, durch welche die Erbitterung der schweizerischen Partei nur noch mehr gesteigert wurde. Schon damals kam die gänzliche Lostrennung des Landes von Preußen zur Sprache, während wiederum die Royalisten die Entlassung des Kantons aus dem Verbande der Eidgenossenschaft und die Herstellung der früheren selbstständigen fürstlichen Regierung verlangten. Beide Forderungen blieben natürlich unerfüllt. Aber in allen den inneren Kämpfen, welche fortan die Schweiz berührten, nahm die Regierung von Neuenburg und ihr Abgeordneter in der Tagsatzung entschieden Partei gegen die Politik der liberalen Kantone, so bei der Basler Trennungsfrage (1831—33), bei der Bildung des Sarner Bundes (1832), der Aargauer Klosterfrage (1841), der Ausweisung der Jesuiten (1845) und endlich in dem Kriege gegen den Sonderbund (1847). Der Widerspruch Neuenburgs gegen die Beschlüsse der Eidgenossenschaft ging wiederholt so weit, daß sich die letztere, welche es nicht zugeben wollte, daß der zum Bunde gehörige Kanton ausländischer Staatskunst zum Stützpunct diene, zu Executionsmaßregeln gegen jene Auffässigkeit veranlaßt sah. So wurde der Kanton wegen seiner Nichttheilnahme am Sonderbundkriege noch im Decbr. 1847 von der Tagsatzung zur Zahlung einer Strafe von 300,000 Fr. und einer Entschädigung von 216,000 Fr. an die eidgenössische Kriegskasse verurtheilt.

Diese Streitfragen, sowie die im Laufe der vierziger Jahre entstandenen allgemeinen Verwickelungen der Schweiz führten endlich zu einem Einschreiten der europäischen Diplomatie. Neuenburg wurde zum Sitze eines Congresses auserlesen, welcher die schweizerischen Verhältnisse regeln sollte. Schon waren die Diplomaten insgesammt in der Hauptstadt des Fürstenthums vereinigt, und nur das unerwartet lange Außenbleiben des englischen Gesandten verzögerte den Beginn der Berathungen. Als man endlich so weit war, traten aber Ereignisse ein, welche mit einem Schlage alle Berechnungen über den Haufen warfen und die Fürsorge der Diplomatie unnütz und überflüssig machten.

Aus Paris kam die Kunde, daß der Thron Ludwig Philipps zusammengestürzt und auf seinen Trümmern die Republik proclamirt worden. Die Nachricht von diesem unerwarteten Ereignisse gab in Neuenburg, wo es nicht an Zündstoff fehlte, das Signal zur Empörung gegen die bestehende rechtmäßige Regierung. Ein Comité stellte sich (am 29. Febr. 1848) an die Spitze der Bewegung, die Behörden wurden von bewaffneten Haufen übertumpelt, und die Regierung, außer Stande, dem gewaltsamen Andrängen wirksamen Widerstand zu leisten, legte ihre Functionen nieder. Sie gab am 1. März 1848 ihre Gewalt in die Hände einer Anzahl von Männern, welche aus der Mitte der Bevölkerung zu einer provisorischen Regierung zusammengetreten waren. Vergebens eilte der Staatsrath Chambrier nach Bern, um einen Protest des preußischen Gesandten gegen alles Geschehene zu übergeben und eidgenössische Hilfe gegen die Aufständischen zu fordern. Der Vorort beschränkte sich diesem letztern Verlangen gegenüber auf die Absendung zweier eidgenössischen Bevollmächtigten mit der ausdrücklichen Erklärung, daß dies nur mit Rücksicht auf die Stellung Neuenburgs als eidgenössischen Standes geschehe und von seinen Verhältnissen zu dem König von Preußen ganz abgesehen werden müsse. Der preußische Gesandte v. Sydow berief sich darauf, daß der gefangen genommene Staatsrath rechtlich so lange die Regierung bilde, als ihn der König seines Eides nicht entlassen habe; er führte ferner an, daß der Umsturz der bestehenden Ordnung vorzüglich durch Kantonsfremde bewirkt worden sei. Alles dies war aber erfolglos. Die Bevollmächtigten blieben dabei: der Kanton bilde in intellectueller Beziehung einen von der Schweiz unzertrennbaren Bestandtheil; demzufolge sei er auch als souveräner Kanton und nicht als Fürstenthum in den Bund aufgenommen worden. Jedem Kanton stehe aber das freie Constitutionsrecht zu und könne derselbe seine Regierung ohne Einmischung der Eidgenossenschaft nach Belieben bilden, wenn damit nur gegen die Bundesvorschriften der Schweiz nicht gefehlt werde. Auch sei es unbegründet, daß vorzüglich Fremde den Sturz der Regierung herbeigeführt, da der größere Theil des Zuzugs aus früheren Neuenburgern, welche aus ihrer Heimath fortgewiesen worden, bestanden habe ꝛc.

Eine kurz darauf versuchte Contrerevolution blieb ohne Erfolg. In Berlin begnügte man sich damals mit einem Protest gegen das Geschehene. Der König entband später die in Neuenburg gefangen gehaltenen Staatsräthe ihres Eides, um dadurch ihre Freilassung herbeizuführen. Auch ermächtigte der Monarch in einem Patente die Neuenburger Bürger, „in ihrem eigenen und im Interesse ihres Vaterlandes, bei ihren Entschließungen nur die Lage und die Wohlfahrt ihres Landes in Betracht zu ziehen, ohne sich durch die Bande, die sie an den König knüpften, daran hindern zu lassen."

So ließ denn am 17. März 1848 die provisorische Regierung die Wahlen zur constituirenden Versammlung vornehmen; letztere selbst trat am 5. April zusammen und schon nach zehn Tagen hatte sie eine republikanische Verfassung be-

rathen, die denn auch von 10,208 Votirenden mit 5813 Stimmen angenommen wurde, während 4395 Stimmen sich gegen dieselbe aussprachen.

Seitdem ist Neuenburg ein republikanischer Staat und die Tagsatzung hat nicht nur am 10. Juli 1848 der neuen Constitution die eidgenössische Garantie ertheilt, sondern es ist diese Garantie auch in die neue schweizerische Bundesverfassung vom 12. Sept. 1848 übergegangen.

Der Kanton hat sich im Laufe der letzten acht Jahre einer ungestörten Ruhe zu erfreuen gehabt; die innere Verwaltung und Gesetzgebung wurde nach dem Vorbilde der übrigen Kantone umgestaltet und der materielle Wohlstand der Bevölkerung hat dabei keinen Eintrag erlitten. Dieser ruhige Zustand wurde erst durch die am 2. Sept. 1856 stattgefundene Schilderhebung der Royalisten unterbrochen, deren Einzelnheiten unseren Lesern wohl noch soweit erinnerlich sind, daß wir auf deren ausführliche Recapitulation verzichten können. Geführt von einigen Patriciern des Landes sammelte sich eine verhältnißmäßig kleine Schaar in den Bergen von La Sagne und marschirte unter dem Rufe: „Es lebe der König! Nieder mit der Republik!" gegen Locle und Neufchâtel, constituirte an letzterem Orte eine provisorische Regierung, erklärte das ganze Land in Belagerungszustand und forderte die Landgemeinden auf, Sicherheitsausschüsse zu ernennen, welche die Gewalt im Namen des Königs von Preußen ausüben sollten. Dies Alles war das Werk eines Tages, ja weniger Stunden. Doch scheiterte der ganze Putsch an dem entschiedenen Widerstande der republikanischen Bevölkerung, welche aus allen Ortschaften des Landes herbeieilte, die öffentliche Autorität wiederherstellte und die Aufständischen zu Gefangenen machte. Man hat behauptet, daß diese royalistische Erhebung von ihren Anstiftern keineswegs mit der Aussicht auf eine erfolgreiche Wiederherstellung der königlichen Gewalt, sondern nur deshalb unternommen worden sei, um das bewaffnete Einschreiten der Eidgenossenschaft herbeizuführen und somit die Aufrechterhaltung der Republik, gegenüber der königlich gesinnten Bevölkerung, als einen Act der Gewalt und Uebermacht erscheinen zu lassen. Es kann füglich dahingestellt bleiben, ob dies die wahren Motiven jenes übereilten Unternehmens gewesen sind oder nicht; gewiß ist dagegen, daß dieser Putsch der Sache der Royalisten mehr geschadet als genützt hat, denn er lieferte den Beweis, daß die Anhänger Preußens in dem Kanton weit weniger zahlreich sind, als die an der Spitze stehenden Royalisten vermuthet hatten. Die infolge dieses Ereignisses gefangen Genommenen, über 500 an der Zahl, sind bekanntlich meistentheils entlassen und zum Theil unter Anklage gestellt, während elf der am stärksten compromittirten Führer im Gefängnisse dem Richterspruche entgegensehen.

Geht nun aus der vorstehenden gedrängten Uebersicht der älteren und neueren Geschichte Neuenburgs zur Genüge hervor, daß der eigentliche Schwerpunct der ganzen Streitfrage über den Besitz dieses Schweizerlandes in der 1848 stattgefundenen Umwälzung liegt, so ist doch die Angelegenheit dadurch noch verwickelter geworden, daß Preußen auf jene Ereignisse für jetzt nicht eingeht, sondern in der geforderten Freilassung der Neuenburger Gefangenen eine Prioritätsfrage aufgestellt hat, deren Lösung der Schweiz große Schwierigkeiten bereiten, wenn nicht gar unmöglich fallen muß.

Preußen vertritt nämlich die Ansicht, daß die royalistische Erhebung, als ein Factum der treuen Anhänger des legitimen Rechtszustandes in Neuenburg, nicht nach schweizerischem Strafrecht zu behandeln sei, daß vielmehr die sofortige und bedingungslose Freilassung der des Hochverraths angeklagten Royalisten zu erfolgen habe. Der schweizerische Bundesrath wies Anfangs dieses Verlangen entschieden zurück, weil er nicht zugeben konnte, daß die gewaltsame Auflehnung gegen die seit acht Jahren in factischer Geltung und Wirksamkeit bestehende, vom Schweizerbunde garantirte Neuenburger Verfassung nach schweizerischen Gesetzen keine strafwürdige Handlung sei und weil die Eidgenossenschaft durch ein solches Gebahren geradezu die Berechtigung des Aufstands und die Ungiltigkeit der in Neuenburg vorhandenen Verfassungsverhältnisse anerkannt haben würde. Später gab die Schweiz, um den Frieden zu erhalten, insoweit nach, daß sie sich bereit erklärte, die Gefangenen noch vor dem gerichtlichen Urtheil freizulassen und über Kosten und Entschädigung in billiger Maße zu unterhandeln, wenn Preußen die Unabhängigkeit Neuenburgs anerkennen und dafür Garantie geben wolle. Auch dieses Erbieten hat Preußen zurückgewiesen, weil es die Freilassung der Gefangenen, wie schon bemerkt, an keine Bedingung oder Compensation geknüpft und überhaupt vorher von keinerlei Verhandlung über das künftige Verhältniß des streitigen Ländergebiets etwas wissen will.

Es erhellt hieraus, daß eine befriedigende Lösung des Conflicts durch die von Preußen gestellte Vorfrage bedeutend erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht worden ist. Denn da es der preußischen Regierung schwerlich darum zu thun ist, die früheren Zustände Neuenburgs wiederherzustellen, da überhaupt nach Lage der Sache eine derartige Wiederherstellung fast zur Unmöglichkeit geworden sein dürfte, so würde es bei einigem guten Willen nicht allzuschwer gewesen sein, mit der Schweiz über die Bedingungen sich zu einigen, unter welchen die preußische Krone, ohne ihr Ansehn und ihre Würde zu gefährden, eine weitere Verfolgung ihrer Rechtsansprüche auf den Besitz des Landes aufzugeben geneigt sein könnte.

Der von der preußischen Regierung eingeschlagene Weg aber hat, ohne die Rechtsfrage einer Erledigung irgendwie näher zu bringen, den Knoten noch fester geschürzt und eine friedliche Lösung unmöglich gemacht, wenn es nicht noch in der zwölften Stunde der thätigen Vermittelung der Großmächte gelingt, den Streit zu schlichten und somit von Deutschland Gefahren abzuwenden, deren Größe wahrlich in keinem Verhältniß steht zu Dem, was Preußen zu erstreben für nothwendig erachtet.

Dresden, den 1. Januar.

In dem Haushaltplane der Stadt Dresden für das Jahr 1857 schließen in ihren Voranschlägen die Einnahmen mit der Summe von 295,443 Thlr. 8 Pf., die Ausgaben mit 293,796 Thlr. 24 Ngr. 1 Pf. ab, so daß sich mithin ein Ueberschuß von 1646 Thlr. 6 Ngr. 7 Pf. ergiebt. Durch diesen Stand der städtischen Finanzen ist die Füglichkeit dargeboten, die Abgabe vom Grundwerth und den Miethzinsen fernerweit um 6 und beziehentlich 2 Pf. zu vermindern. Nach dem Vorschlage des Stadtraths soll daher diese Abgabe für laufendes Jahr auf 60 Pf. vom Hundert des Grundwerths und 20 Pf. vom Thaler des Miethzinses herabgesetzt und in zwei Terminen zu 18 und 6 Pf. und in einem Termin zu 24 und 8 Pf. erhoben werden.

— Unter den Gerichtsverhandlungen des hiesigen Königl. Bezirksgerichts aus der letzten Zeit ist besonders die vom 23. v. M. hervorzuheben. Die geschiedene Angermann von hier hatte zwei Landfleischern vier Schöpse abgekauft und dafür mit angeblichen Louisd'ors gezahlt. Das waren aber bloße Spielmarken, die ihr die 14jährige Tochter des Meubleur Schönberger gegeben. Die Schöpse und das herausgezahlt erhaltene Geld, an 8 Thlr., hatte die Angermann an Schönberger übergeben. Soweit wäre das ein ganz gewöhnlicher Betrug, an den sich nur die eindringliche Mahnung knüpfen könnte, daß Jeder sich das Geld und namentlich das Gold gehörig ansehen möge, ehe er es auf guten Glauben hin annimmt. Aber Schönberger und seine Tochter begnügten sich hierbei nicht, sie behaupteten „eine Stimme," „ein höherer Geist," welcher der Tochter oft erscheine und wodurch dieser schon die Heilung von Kranken gelungen, habe ihr gesagt, die Spielmarken seien von großem Werthe, habe ihr befohlen mit der Angermann in Verbindung zu treten und habe ihr geheißen, die von derselben gebrachten Schöpse dem Vater als zugelaufen zu bezeichnen, mit denen er machen könne, was er wolle. Dabei wußte die junge Angeschuldigte sich so fromm darzustellen, daß Herr Pastor Eisenstuck, auf Grund ihres Verhaltens sowohl zur frühern Confirmationszeit als auch während der Untersuch-

ungshaft schriftlich die Ueberzeugung ihrer Unschuld aussprach und ihr „für alles Edle empfängliches Gemüth" anerkannte. Nichtsdestoweniger hielt der Herr Staatsanwalt unter dem Hinweis darauf, wie nur der Geist der Lüge und des Truges es sei, auf den die Angeschuldigten sich bezogen, die Anklage aufrecht; die Angermann ward zu 1 Jahr 2 Monaten Arbeitshaus, die Schönberger in Anbetracht ihrer Jugend zu 4 Wochen Gefängniß und ihr Vater zu 2 Monaten desgleichen verurtheilt. Weiter wurden einige Einsprüche und Diebstähle in den letzten Tagen des vorigen Monats verhandelt. So ist denn das erste Vierteljahr seit Einführung des neuen Verfahrens abgelaufen, die schwerste Zeit, weil es der Einrichtung bedurfte. Und doch hat sich die Trefflichkeit desselben allenthalben bewährt.

*Zehren bei Meißen, 30. Dec. Die edle Sitte, armen artigen Schulkindern eine Weihnachtsbescherung zu bereiten, fängt zu unserer Freude an, auch auf den Dörfern heimisch zu werden. Von einer Zahl hiesiger wackerer Gutsbesitzer wurden zum Weihnachtsfeste 21 Thaler aufgebracht und von dieser Summe armen, gesitteten Schülern eine Bescherung bereitet. Bei der Vertheilung der Geschenke, wobei die Geber und der Lehrer des Orts anwesend waren, hielt der Pfarrer Schneider eine rührende Ansprache an die Beschenkten. Möchten menschenfreundliche Gutsbesitzer im nächsten Jahre auch in anderen Dörfern armen Schulkindern eine ähnliche Freude bereiten, welche eben so wohlthuend für die Geber, als segensreich zur Herstellung eines guten Verhältnisses zwischen dem ärmeren und wohlhabenden Theile der Bewohnerschaft ist.

† Schandau, 30. Dec. Am 22. d. M. wurden durch den Einsturz eines Gewölbes in der neuerbauten Hohlfeld'schen Schneidemühle allhier vier Maurer und Handarbeiter verschüttet. Es gelang zwar, die Verunglückten sofort zu retten, doch ist einer derselben, der Maurer Hauswald aus Neudorf bei Dresden, gestern an den Folgen der erhaltenen Verletzungen gestorben. Die Uebrigen sind außer Gefahr. — Gestern wurde der Steinbrecher Füssel aus Schmilka in dem Fröde'schen Steinbruche durch Herabstürzen eines Steines dergestalt verletzt, daß sein sofortiger Tod erfolgte.

Erledigte Schulstellen.

1) Die zweite Lehrerstelle zu Brambach (Markneukirchen); Coll. das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichtes;

2) die fünfte Lehrerstelle zu Mylau (Plauen); Coll. für diesmal das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen		Roggen		Gerste		Hafer		Erbsen	
			Rß.	nGr.	Rß.	nGr.	Rß.	nGr.	Rß.	nGr.	Rß.	nGr.
Dresden	Dec. 29.	von	5	10	3	10	—	—	1	18	—	—
		bis	5	20	3	15	—	—	1	28	—	—
Bautzen	Dec. 27.	von	5	—	3	10	2	20	1	12	—	—
		bis	6	—	3	22	2	25	1	20	4	20
Meißen	Dec. 27.	von	5	12	3	15	2	25	1	16	3	16
		bis	—	—	3	22	3	—	1	25	—	—
Pirna	Dec. 27.	von	5	—	3	10	2	20	1	17	3	15
		bis	5	15	3	25	3	—	1	27	—	—
Radeburg	Dec. 30.	von	5	10	3	5	2	20	1	14	4	—
		bis	5	25	3	15	2	26	1	22	4	10
Roßwein	Dec. 30.	von	5	—	3	10	—	—	1	10	—	—
		bis	5	22	3	25	—	—	1	15	—	—
Chemnitz	Dec. 27.	von	5	20	3	15	2	25	1	15	3	15
		bis	6	5	4	—	3	3	1	16	3	25

Dresden. Das Schock Stroh 4 Thlr. 20 Ngr. bis 5 Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu 1 „ — „ „ 1 „ 6 „

Radeburg. Heidekorn 2 Thlr. 15 Ngr. bis 3 Thlr. — Ngr.
Eingegangen: 672 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 23. bis mit 29. Dec. 1856.
die Kanne 17 Ngr. — Pf. bis 18 Ngr. — Pf.
— in Pirna (27. Dec.) 15 „ — „ „ 16 „ — „
— in Roßwein (30. Dec.) 13 „ 6 „ „ 15 „ 2 „
— in Chemnitz (27. Dec.) 18 „ 5 „ „ 19 „ 5 „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 83¾ gesucht; dergleichen kleine 84 ges. Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½% 101½ angeb.; dergl. von 1847 à 4% 98½ ges.; dergl. von 1852 und 1855 à 4% 98½ ges.; dergl. von 1852 4% à 100 Thlr. 99 ges.; dergl. 1855 à 3% 7¼ angeb. Land-Renten-Briefe große 84½ ges.; dergl. kleine 87 ges. Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99 ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 99 angeb., kleine 99½ angeb.; dergl. à 3½% große 91½ angeb., kleine 92½ angeb.; dergl. 3½% große 86½ angeb., kleine 87 angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 99 angeb., kleine 100 angeb.; dergl. 3½% große und kleine 94 angeb.

Preuß. 4½% Anleihe 98 ges.; dergl. 4% 90½ ges. Preuß. 3½% Staats-Schuld-Scheine 82½ ges.

Oesterr. 5% Nation.-Anleihe 80½ angeb.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 16 Ngr. Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 5 Ngr. Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99¾.

Dresden, den 30. Decbr. 1856. Ed. Rocksch.

Gesucht wird ein **Mühlknappe**, sogleich zum Antritt, mit guten Zeugnissen versehen, in gesetztem Alter.

Näheres Dresden, Reinhardtsstraße Nr. 4, 1 Treppe rechts zu erfragen. [97]

Ein gesitteter Knabe, welcher Lust und Liebe zur **Gärtnerei** hat, kann zu Ostern unter billigen Bedingungen als Lehrling bei mir eintreten.

Th. Findeisen, Kunst- und Handelsgärtner.
[98] Blasewitzer Straße Nr. 2.

Eine schwarze **Bulldogge,** auf den Namen Schamil hörend, ist seit dem 12. d. Mts. abhanden gekommen. Besondere Kennzeichen: weiße Brust und einige dunkelbraune Flecke. Wer ihn zurückbringt, erhält eine gute Belohnung in Kesselsdorf Nr. 27. [96]

Zur Verständigung.

Der an sich ganz anerkennenswerthe Aufsatz in Nr. 52 der Sächs. Dorfzeitung „Ueber Bezirksarbeitshäuser" veranlaßt mich, in Bezug auf die darin besprochene Versammlung von 72 Gemeindebeamten am 20. Dec. d. J. zu Löbtau, zu der nachstehenden ausführlicheren Darlegung.

Keineswegs habe ich mich gegen Errichtung von Bezirksarbeitshäusern ausgesprochen, wie nach dem Bericht leicht irrthümlich verstanden werden könnte, sondern ich schlug nur vor, den Bezirk nicht so weit ausdehnen zu wollen, wie derselbe in der vorgelesenen Petition angenommen war, und wünschte, daß der Bezirk sich nur auf unseren Gerichtsamtsbezirk beschränke, da derselbe schon 89 Dörfer zählt; denn je größer der Bezirk, desto umfänglicher, schwieriger und kostspieliger würde die Verwaltung werden. Das Gleiche gilt bei Einlieferung eines Individuums. Meine Ansicht ging und geht dahin, daß, wenn ein Individuum aus dem Zuchthaus oder der Strafanstalt, wohl auch mittelst Schubs, in die Heimath gewiesen wird, und sich nicht selbst Unterkommen und Arbeit verschaffen kann, dasselbe nicht erst in's Ortsarmenhaus, sondern sogleich vom Gemeinderath an die Armenarbeitsanstalt abgegeben werden möge; dasselbe sollte auch bei Arbeitsscheuen stattfinden, bis sie sich selbst Arbeit und Unterkommen verschaffen können. Auch habe ich mich nicht dahin ausgesprochen, wie es in dem Bericht heißt, daß jede Gemeinde schon Arbeit für ihre arbeitsfähigen Armen schaffen könne, sondern ich schlug vor, daß ein solches Arbeitshaus nahe der Elbe gebaut werden möchte, da sich dadurch manch' passende und gut lohnende Arbeit darbiete. Denn durch das Zerklopfen von Sandsteinen zu Sand, sowie durch Cigarrenfabrikation würde die Anstalt sich ohne Opfer erhalten können, und dazu auch kein großes Betriebskapital erforderlich sein. Ich rieth an, man möge hierzu Statuten entwerfen, sie der Regierungsbehörde zur Begutachtung und Bestätigung vorlegen, und dann bei einem hohen Ministerium des Innern um einen Beitrag zur Errichtung der Anstalt nachsuchen.

Laubegast, am 31. December 1856.

[99] **W. Mildner,** Gem.-Vorst.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu als Beilagen: „Der Dampfwagen" Nr. 1, sowie Titel und Inhaltsverzeichniß des Jahrgangs 1856.)

Freitag. **Nr. 2.** 9. Januar 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 5, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Aus Frankfurt a. M. ist wiederholt gemeldet worden, daß die schweizerische Regierung vergebens bei den dortigen Geldmännern ein Anlehen zu machen versucht habe und daß namentlich Rothschild es gewesen, welcher die Taschen zugehalten und der Republik jedwede Unterstützung rundweg abgeschlagen habe. Auch hält es ein Frankfurter Blatt für nöthig, die Kapitalisten zu warnen, ihr Geld zu jenem Zwecke herzugeben, denn man könne noch gar nicht wissen, was bei einem Kriege aus der Schweiz werde und ob nach Beendigung desselben schweizerische Behörden vorhanden sein würden, welche eine von den jetzigen Behörden contrahirte Anleihe anzuerkennen verpflichtet und bereit seien. Diese freundliche Fürsorge ist aber eine ganz unnütze gewesen, denn die Schweizer haben es gar nicht nöthig gehabt, sich an Rothschild oder einen anderen Frankfurter Bankier zu wenden, und was über dortige Anleiheversuche gesagt wird, entbehrt der Begründung. Die Schweiz hat einen besseren Credit, wie mancher andere Staat, denn ihre Finanzen sind wohlgeordnet. Als es mit Kriegsaussichten Ernst wurde, erhielt die Regierung zu Bern außer vielfachen inländischen Anerbietungen sofort die Eröffnung aus dem Auslande, daß ihr ein Anlehen von 12 Mill. unter nicht ungünstigen Bedingungen zu Gebote stehe, und seitdem sind noch mehre andere annehmbare Offerten gemacht worden. Geld würde also der Schweiz zum Kriegführen in keinem Falle fehlen; hoffentlich wird sie es aber hierzu nicht bedürfen.

In **Baiern** ist man erheblichen Unterschleifen der Eisenbahnbeamten auf die Spur gekommen, welche theils durch den Verkauf falscher Fahrbillets, theils beim Gütertransport vorgekommen sein sollen. Ueber dreißig solche Beamte sind bereits entlassen, doch ist die Untersuchung noch nicht geschlossen; der Betrag der bis jetzt ermittelten Veruntrauungen soll bereits die Summe von 100,000 Fl. übersteigen. — Der D. A. Ztg. wird aus München geschrieben, es gehe dort das Gerücht, daß der Oberpräsident des protestantischen Consistoriums, Dr. Harleß, seiner Stelle enthoben werden solle. — In **Würtemberg** hat sich der ständische Ausschuß durch den Widerspruch des officiellen Staatsanzeigers nicht abhalten lassen, den Antrag mehrer Landtagsabgeordneten in Betreff der Besetzung des Landes durch preußische Truppen (s. Nr. 1), in Erwägung zu ziehen; doch ist von dieser Seite etwas Weiteres noch nicht geschehen. Desto rühriger zeigt sich die Handels- und Geschäftswelt; es haben bereits mehrfache Versammlungen stattgefunden, in denen Eingaben an die Regierung beschlossen wurden, damit diese nichts unversucht lasse, um die dem Lande drohende Gefahr abzuwenden. Für den Fall, daß es zu militärischen Demonstrationen kommt, soll aber bereits zwischen Preußen und Würtemberg die Beförderung von 60,000 Mann, welche durch Baiern kommen würden, vereinbart sein. Dieselben sollen von Ulm nach Aulendorf auf der Eisenbahn befördert werden, um von da weiter nach der Schweizergrenze vorzugehen.

Aus **Kurhessen** wird wieder eine sonderbare Geschichte berichtet. Bekanntlich ist der ehemalige Minister Hr. Hans Daniel Hassenpflug von Kassel nach Marburg übergesiedelt. Dort suchte nun derselbe vor Kurzem die Aufnahme in das, die dasigen höheren Kreise umfassende Casino nach; allein die Mehrzahl der Mitglieder, denen der Mann nicht gefallen mochte, sprachen sich gegen seine Aufnahme aus und der Exminister fiel daher bei der Kugelung durch. Damit war aber die Sache nicht abgethan. Am 4. Jan. fanden die Mitglieder des Casino ihre Localitäten verschlossen und zum Theil unter Polizeisiegel, während ein Anschlag der kurfürstlichen Polizeidirection verkündete: „Die Versagung der Aufnahme des Hrn. Geheimeraths Hassenpflug sei als eine feindliche Demonstration gegen das bestehende Regierungssystem zu betrachten und ein Verein, von welchem ein solcher Act ausgehe, könne ferner nicht zugelassen werden; die Casinogesellschaft werde daher hiermit für geschlossen erklärt und das Zusammenkommen der Gesellschaft bei fünf Thaler Strafe für jedes Mitglied und für jeden Fall, unter Vorbehalt verwirkter gerichtlicher Bestrafung, untersagt."

Im Großherzogthum **Weimar** ist durch das eben ausgegebene Steuergesetz für die nächsten drei Jahre eine abermalige Ermäßigung der Steuern eingetreten. — In **Hannover** hat sich die Regierung bei den bevorstehenden Landtagswahlen nicht damit begnügt, den in Hof- und Staatsdiensten Angestellten und den Pensionären die Theilnahme an den Wahlen mittelst besonderer Circulare anzuempfehlen, sondern es sind den Wählern von derselben Seite zugleich die Namen bestimmter Candidaten „als zu Vorwählern geeignete Persönlichkeiten" zugesendet worden. —

Preußen. Die Regierung hat sich nun in einer an ihre Gesandten in Paris, London, Wien und Petersburg gerichteten Note bestimmt über den Zeitpunct ausgesprochen, mit welchem erforderlichen Falls die vorbereiteten militärischen Maßregeln gegen die Schweiz in Wirksamkeit treten sollen. Hiernach hat sich der König, um einen Beweis seiner Mäßigung zu geben und eine weitere Frist für eine friedliche Ausgleichung zu gewähren, bereit finden lassen, den Befehl zur Mobilmachung der Armee bis zum 15. Jan. auszusetzen. Erfolge bis dahin die bedingungslose Freilassung der Neuenburger Gefangenen nach vorheriger Niederschlagung des Prozesses, so sei Se. Majestät bereit, auf Verhandlungen über die Zukunft Neuenburgs einzugehen. Werde aber jener Termin verabsäumt und sei einmal die Mobilmachung ausgesprochen, so werde die Lage eine andere; denn der Mobilmachung müsse nothwendig eine rasche Action folgen, und dann könne die Freilassung der Gefangenen nicht mehr das Endziel Preußens sein, sondern die durch die preußischen Waffen zu erreichenden Erfolge würden dann an die Situation des Fürstenthums Neuenburg anknüpfen ꝛc. Durch diese Note sind nun zwar den im Gange befindlichen Verhandlungen bestimmte Grenzen gezogen, allein es ist gleichzeitig die Hoffnung gewachsen, daß in der gewährten Frist eine Verständigung ermöglicht werde. Die von dem nordamerikanischen Gesandten in Berlin gemachten Vermittelungsversuche sind erfolglos geblieben, weil Preußen fest darauf stehen bleibt, daß die Gewährung seiner Forderung schweizerischerseits an keinerlei Gegenbedingung geknüpft werden dürfe. Gegenwärtig liegt

nun der Schwerpunct der Unterhandlung in Paris, da es dem Kaiser Napoleon doch noch gelungen scheint, sich in der Streitfrage jenen entscheidenden Einfluß zu sichern, den derselbe vom Anfange der Verwickelung an in Anspruch zu nehmen bestrebt war. (S. Schweiz.) — Die Ausfuhr von Pferden über die äußere Zollgrenze (gegen das Zollvereins-Ausland) ist vom 30. Jan. an für den ganzen Umfang des preußischen Staats und nach jeder Richtung hin verboten worden.

Der Prinz von Preußen hat am Neujahrstage unter allgemeiner Theilnahme sein 50jähriges Dienstjubiläum gefeiert. Derselbe hatte am 1. Jan. 1807 im noch nicht vollendeten zehnten Lebensjahre seine militärische Laufbahn angetreten.

Oesterreich. Die Wiener Blätter sprechen sich fast durchgängig wider ein kriegerisches Vorgehen Preußens gegen die Schweiz aus. Bei aller Anerkennung der Rechte des Königs von Preußen hält man die Neuenburger Streitfrage doch nicht für wichtig genug, um selbige durch kriegerische Maßregeln, die leicht zu weiteren Verwickelungen führen können, zur Entscheidung zu bringen. Auch betrachtet man in Wien die eifrige Einmischung Frankreichs nicht ohne Mißtrauen. — Der greise Feldmarschall Graf Radetzky wird auf sein wiederholtes Ansuchen in Pension treten; er soll einen jährlichen Ruhegehalt von 60,000 Fl. beziehen und das kaiserliche Schloß zu Monza zu seiner Verfügung erhalten. An die Stelle des Feldherrn als Generalgouverneur des lombardisch-venetianischen Königreichs wird dem Vernehmen nach der älteste Bruder des Kaisers, Erzherzog Max Ferdinand, treten.

Schweiz. Hier hat sich seit dem Beginn des neuen Jahres wenig geändert; zwar sind auf Anrathen des General Dufour weitere zwei Divisionen (14,000 Mann) einberufen worden, doch ist diese Maßregel nicht durch die wachsende Gefahr des Krieges bedingt, sondern es hat sich ergeben, daß die früher aufgebotene Mannschaft zur vollständigen Besetzung der Grenze nicht ausreicht. Im Allgemeinen sind die Friedenshoffnungen eher gestiegen als gefallen. Dies gründet sich auf die Nachrichten, welche man aus Paris erhalten hat. Der Bundesrath hat nämlich den schweizerischen Geschäftsträger am französischen Hofe und den Ständerath Kern mit neuen Ausgleichungsvorschlägen an den Kaiser Napoleon abgesandt. Diese Vorschläge sollen nun, wie versichert wird, eine sehr günstige Aufnahme bei dem Kaiser gefunden haben und es soll den schweizerischen Abgesandten „eine sehr energische Verwendung Frankreichs" bei Preußen zugesagt worden sein, falls diese Macht auf jene Ausgleichung nicht eingehen würde. Etwas Genaueres und Zuverlässiges wurde darüber nicht bekannt, doch ist es immerhin nicht unwahrscheinlich, daß der Kaiser, wenn ihn die Schweiz mit dem beanspruchten alleinigen Vermittelungsamte betraut, mehr auf die Seite der Eidgenossenschaft tritt und seine Sprache gegen Preußen ändert. In Bern wurde bis zum 10. Januar eine Entscheidung erwartet. — Der Bundesrath hat an das Volk und die Armee eine Proclamation erlassen; sie berichtet über die Ereignisse seit Sept. v. J., erklärt, daß bis jetzt weder Krieg noch Frieden entschieden sei, hebt die allgemeine Begeisterung hervor, ermahnt die Wehrmänner zur Mannszucht und Menschlichkeit und sichert ihnen zu, daß das Vaterland die Sorge für die Zukunft übernehme.

Frankreich. Ein furchtbares Verbrechen ist am vergangenen Sonntage in der französischen Hauptstadt verübt worden. Der Erzbischof von Paris, Monseigneur Sibour, wurde in der Kirche von St. Etienne du Mont von einem Priester ermordet. Ueber dieses schreckliche Ereigniß, welches überall lautes Entsetzen hervorruft, liegen bis jetzt folgende Mittheilungen vor. Der Erzbischof hatte sich nach jener in der Nähe des Pantheons gelegenen Kirche begeben, um die alljährlich dort stattfindende kirchliche Feierlichkeit zu Ehren der heiligen Genovefa, der Schutzheiligen von Paris, abzuhalten. Als nun die Ceremonie vorüber und der Erzbischof sich an der Spitze der Procession nach der Sacristei zurückbegeben wollte, trat plötzlich ein Mann aus der Menge hervor, hob den Chormantel des Erzbischofs empor und stieß mit dem Rufe „Nieder mit den Göttinnen!" ein langes catalonisches Messer in die Brust des Kirchenfürsten. Letzterer wankte und vermochte nur noch das Wort „Unglücklicher!" auszusprechen; man schaffte ihn in die Sacristei, allein alle sofort angewendeten ärztlichen Hilfsmittel blieben erfolglos und der Erzbischof hauchte, von dem tödtlichen Stoße in's Herz getroffen, nach wenigen Augenblicken in den Armen seiner Umgebung den Geist aus. Die blutige That war mit solcher Schnelligkeit ausgeführt worden, daß es den Umstehenden unmöglich fiel, sie zu verhindern. Der Mörder war, mit dem blutigen Messer in der Hand, bei seinem Opfer geblieben und hatte dessen Hinscheiden unempfindlich mit angesehen, ehe man in der Bestürzung daran dachte, ihn festzunehmen. Die entrüstete Menge wollte sich über den Verbrecher herstürzen und ohne die Dazwischenkunft der Polizei hätte man ihn auf der Stelle getödtet. Er ließ sich ohne Widerstand verhaften und wurde nach der Bürgermeisterei geführt, wo sofort das erste Verhör stattfand. Es stellte sich dabei heraus, daß der Verbrecher ein Priester, Namens Vergèr, sei, der von den geistlichen Behörden mit dem Interdicte belegt worden war. Er steht in dem Alter von 33 Jahren, war früher bei einer der Pariser Pfarreien und in der letzten Zeit als Priester in Melun (bei Paris) angestellt; schon wiederholt mit geistlichen Strafen belegt, wurde er vor Kurzem seines Amtes gänzlich entsetzt und ihm die Ausübung aller kirchlichen Functionen untersagt. Vergèr hatte nämlich bei einem Proceß, der im Monat November 1856 in Melun stattfand, und wobei es sich um die Vergiftung eines Mannes durch seine Frau handelte, für die Angeklagte (welche zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt wurde) lebhaft Partei genommen und zwar sowohl als Zeuge, als auch in einer besonderen Druckschrift. In letzterer protestirte Vergèr gegen das erlassene Urtheil, proclamirte die Unschuld der Giftmischerin und griff das Gericht selbst sehr heftig an. Die Schrift, in welcher zugleich die höhere Geistlichkeit lebhaft angefeindet war, wurde confiscirt und deren Verfasser verfolgt, aber nicht verurtheilt. Vergèr hatte zugleich in seinen Predigten das Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria angegriffen und dies Alles, sowie seine früheren Vergehen veranlaßten endlich die geistlichen Behörden, das Interdict über ihn zu verhängen. Der Entlassene appellirte gegen dieses Urtheil, welches indeß die Bestätigung des Erzbischofs von Paris erhielt. Hierdurch wurde die Erbitterung des excentrischen Priesters noch mehr gesteigert. Er stellte sich eines Tages an der Madelaine-Kirche auf, mit einem Placate an der Brust, das die Worte trug: „Ich bin ein von dem Erzbischof von Paris mit dem Interdict belegter Priester; ich sterbe aus Hunger." Bald darauf hat Vergèr mit furchtbarer Ruhe seine Frevelthat beschlossen, vorbereitet und ausgeführt. Als man ihn fragte, weshalb er bei dem gegen den Erzbischof geführten Stoße die Worte: „Nieder mit den Göttinnen!" ausgerufen habe, entgegnete er: „Weil ich nicht an die unbefleckte Empfängniß glaube, über die ich mich auf der Kanzel ausgesprochen habe; ich habe noch einmal gegen diesen gottlosen Cultus protestiren wollen." Die Ruhe, welche Vergèr im Angesichte seines großen Verbrechens bewahrt, sowie die Umstände, unter denen letzteres verübt wurde, haben die Meinung hervorgerufen, daß der Mörder nicht im Besitze seiner vollen Geisteskräfte sei, ja fast alle Pariser Blätter halten denselben für wahnsinnig. Etwas Genaueres steht hierüber noch nicht fest und erst der weitere Verlauf der Untersuchung wird zeigen, inwieweit jene Vermuthung, welche unstreitig viel für sich hat, da die Aeltern und ein Bruder Vergèrs sich früher selbst entleibt haben, begründet ist oder nicht. — Der Erzbischof Sibour war am 4. April 1792 geboren, 1817 zum Geistlichen an der Parochie Saint-Sulpice und 1830 zum Bischof von Nimes ernannt worden. Er zeichnete sich durch seine hohe Gelehrsamkeit, sowie durch seine Toleranz und liberalen Grundsätze aus. Nach der Februarrevolution zählte man ihn zur republikanischen Partei, was auch die Veranlassung war, daß General Cavaignac ihn am 3. Juli

1845 zum Erzbischof von Paris erwählte. Nach dem Staatsstreiche schloß er sich der kaiserlichen Regierung an, ohne jedoch bei der Selbstständigkeit, die er sich trotz mancher Nachgiebigkeit in einigen Fällen zu wahren suchte, deren ganzes Vertrauen zu gewinnen. Die ultramontane Partei war dem Verstorbenen stets feindlich gesinnt, weil er ihren Extremen, sowie den Bestrebungen der Jesuiten mehrfach und entschieden entgegentrat. Sein schrecklicher Tod hat jedoch auch seine Gegner versöhnt und allgemeine Theilnahme hervorgerufen. Merkwürdig ist, daß auch der Vorgänger Sibours, der Erzbischof Affre, eines gewaltsamen Todes gestorben ist; er wurde in den Junitagen 1848 auf den Barrikaden von einer Kugel getroffen, als er, treu seinem hohen Berufe, Frieden stiften und zwischen den Insurgenten und der Regierung vermitteln wollte.

Die Pariser Nachconferenzen haben zwar noch am letzten Tage des vorigen Jahres begonnen, allein die Angabe, daß im Voraus Alles bestens geordnet sei und das neue Uebereinkommen lediglich eines formellen Abschlusses bedürfe, hat sich nicht vollständig bestätigt. In jener ersten Sitzung ist die neue Grenzlinie in Bessarabien, nach welcher die Stadt Bolgrad an die Moldau fällt und Rußland gegen eine andere zu gewährende Gebietsentschädigung zu Gunsten der Türkei auf den Besitz der Schlangeninsel und des Donaudeltas Verzicht leistet, allseitig gutgeheißen worden; allein als der russische Bevollmächtigte gleichzeitig die Forderung aufstellte, daß nunmehr nach Beseitigung aller Schwierigkeiten, welche die Erfüllung des Pariser Vertrags hervorgerufen, die Räumung des schwarzen Meeres und der Donaufürstenthümer unverweilt zu erfolgen habe, da knüpften England und Oesterreich an ihre vorläufige Genehmigung die Bedingung, daß die neue russische Grenzlinie vor ihrer förmlichen Sanctionirung erst durch die Commission, welche sich mit der Grenzregulirung beschäftigt hat, beglaubigt werde; ehe dies geschehen, könne auch von keiner Zurückziehung der englischen Flotte und der österreichischen Truppen die Rede sein. Die Vertreter Frankreichs und der Pforte schlossen sich dieser Ansicht an, und so blieb dem Bevollmächtigten Rußlands nichts übrig, als sich zu fügen. Durch diesen Vorgang sind die Arbeiten der Conferenz aufgehalten worden und es ist der ersten Sitzung bis zum 5. Jan. keine zweite gefolgt. Allem Anscheine nach hofft man aber durch Einholung von neuen Instructionen die erhobenen Anstände noch beseitigen zu können. (Nach den neuesten Nachrichten ist das Protokoll der ersten Sitzung am 6. Jan. unterzeichnet worden und man hat die Differenz dahin ausgeglichen, daß die neue Grenzregulirung spätestens bis zum 30. März erfolgen soll; zu demselben Termine wird auch die Räumung der Donaufürstenthümer und des schwarzen Meeres geschehen, und erst nachher soll die wichtige Frage über die Angelegenheiten der Moldau und Walachei in Berathung genommen werden. Das Gebiet, welches Rußland als Entschädigung für Bolgrad zurückerhält, beträgt 330 Quadratwerste; die Schlangeninsel soll als ein Zubehör der Donaumündungen betrachtet, das Donaudelta aber zur Türkei geschlagen werden. Alles übrige von Rußland abgetretene Gebiet kommt zur Moldau.)

Die neuesten Berichte aus Paris versichern mit vieler Bestimmtheit, daß durch die Vermittelung Frankreichs eine friedliche Lösung des Neuenburger Conflicts zu erwarten stehe.

Asien. Die zwischen England und China ausgebrochenen Feindseligkeiten (s. Nr. 1), sind durch einen an sich geringfügigen Zwist herbeigeführt worden, welcher mit den ergriffenen militärischen Maßregeln in keinem rechten Verhältnisse steht und den Verdacht rege macht, daß es den Engländern nur darum zu thun gewesen, ernste Händel mit den Chinesen zu suchen, um ihnen auf diese Weise neue Zugeständnisse abzuzwingen. Der Streit entstand in folgender Weise: Von dem britischen Consul wurden bisher chinesischen Fahrzeugen sogenannte Segelbriefe ausgestellt, welche auf ein Jahr giltig waren und den Schiffen das Recht gewährten, die englische Flagge zu führen und den britischen Schutz zu beanspruchen. Ein solches Fahrzeug (Lorcha) kam nun am 8. Oct. v. J. von einer längeren Reise zurück und hatte seinen Segelbrief, welcher bereits am 27. Sept. abgelaufen war, nicht erneuern können. Nach der Anzeige eines Mandarinen befanden sich aber unter der chinesischen Mannschaft jener Lorcha zwei Seeräuber, und der Vicekönig von Kanton ließ deshalb die sämmtlichen auf dem Schiffe befindlichen Chinesen verhaften und eine Untersuchung einleiten. Hierbei soll der Mandarin die englische Flagge abgerissen haben, was aber die Chinesen in Abrede stellen, da das fragliche Schiff mit gar keiner Flagge versehen gewesen sein soll. In diesen Vorgängen erblickte der englische Consul Bowring eine Beleidigung, da er die Lorcha noch immer als unter britischem Schutze stehend betrachtete. Es entspann sich darüber ein Notenwechsel mit dem chinesischen Gouverneur, welcher damit endigte, daß der englische Consul, nachdem die Freilassung der chinesischen Gefangenen wiederholt verweigert worden, die weitere Verfolgung der englischen Ansprüche in die Hände des Contre-Admirals Seymour legte. Dieser erschien alsbald mit seiner ganzen verfügbaren Flotte (bestehend aus neun Schiffen mit 242 Kanonen) vor Kanton und verlangte nicht nur von den chinesischen Behörden Ersatz und Genugthuung, sondern er stellte auch das Begehren, daß es ihm und seinen Offizieren gestattet werde, nach Kanton hineinzugehen und mit dem Vicekönig persönlich zu unterhandeln. Letzterer zeigte sich nun zwar nicht abgeneigt, die Streitfrage wegen der verhafteten Schiffsmannschaft ins Reine zu bringen, verweigerte aber entschieden den Einlaß in die Stadt, in welche den Fremden der Zutritt von jeher streng verboten ist. Hierauf machte der Admiral kurzen Proceß. Er wiederholte seine Forderungen und gab dem Vicekönig 24 Stunden Bedenkzeit. Nach Verlauf dieser Frist nahmen die Engländer alle in und um Kanton gelegenen Forts, besetzten dieselben oder brannten sie nieder und vernagelten auch 170 Kanonen, wobei die Chinesen, welche auf diese plötzlichen Feindseligkeiten nicht im Entferntesten vorbereitet waren, nur geringen Widerstand leisteten. Auf diesen Act folgte eine mehrtägige Pause, und da die Chinesen noch immer nicht nachgeben wollten, beschloß der Admiral, sich den Weg nach der Stadt gewaltsam zu bahnen. Kanton ist von einer theils aus Sandstein, theils aus Ziegeln gebauten Mauer umgeben, die 30 Fuß hoch und 25 Fuß dick ist und von Kanonen vertheidigt wird. Gegen diese Mauer wurde am 27. Oct. das Feuer eröffnet und zwei Tage darauf war eine Bresche in dieselbe geschossen, durch welche die Engländer in die Stadt eindrangen. Der Admiral Seymour löste nun sein Wort und rückte mit seinen Leuten bis in den Palast des Vicekönigs, ohne jedoch diesen Letzteren dadurch zu der verlangten Abbitte und Genugthuung zu zwingen. Die Engländer zogen sich hierauf noch an demselben Tage wieder zurück und verschritten dann am 3. und 4. Nov. zum förmlichen Bombardement der Stadt Kanton, wodurch diesem Handelsplatze unsäglicher Schaden zugefügt wurde, der sich bei dem Abgange der letzten Nachrichten in seinem ganzen Umfange noch gar nicht übersehen ließ. Am 6. Nov. kam es auf dem Perlflusse zu einem Gefechte, wobei von den Engländern 23 chinesische Kriegs-Dschonken zerstört wurden. In Kanton brannte es in mehreren Stadttheilen und auch der Palast des Vicekönigs ging in Flammen auf. Die Chinesen waren durch diese Ereignisse wie gelähmt und begnügten sich damit, auf den Kopf jedes Engländers einen Preis von 36 Dollars zu setzen, welchen sie bald darauf auf 100 Dollars erhöhten. Die Besatzung der Stadt soll sehr gering gewesen sein und die an sich nicht bedeutende Zahl der Getödteten und Verwundeten, welche die Engländer zählen, spricht dafür, daß der Widerstand der Chinesen, deren Kriegskunst ohnehin nicht weit her ist, ein sehr schwacher gewesen. — Die eben erzählten Vorgänge haben übrigens auch bereits zu einem Zusammenstoße zwischen den Chinesen und Amerikanern geführt. Es war nämlich aus einem der Forts ein Schuß auf

einen amerikanischen Dampfer gefallen, worauf eine amerikanische Fregatte sogleich das Fort zerstörte und unter Androhung unverzüglicher Feindseligkeiten von den kaiserlichen Behörden Genugthuung forderte. Da auch Frankreich sich anschickt, seine Kriegsschiffe in die chinesischen Gewässer zu senden, so drohen dem Beherrscher des himmlischen Reichs mit einemmale von mehren Seiten ernste Verwickelungen.

Der Schulgang des Lebens.

(Erzählung aus dem Leben, von Friedrich Lubojatzky.)

(Fortsetzung.)

Nun war wieder Alles gut zwischen Vater und Tochter. Meister Marks schwang sich auf seinen Arbeitstisch und die Hand mit der Nadel flog behend wie ein nie rastender Telegraphenarm nach rechts auf und ab. Sie redeten von Vielerlei bunt durcheinander; aber das war einmal des ehrlichen Flickschneiders langjährige Gewohnheit, das Extrem, welches der Armuth schroff gegenüber steht, zu besprechen. „Wie's nur reichen Leuten zu Muthe sein muß, wenn sie früh Morgens aufwachen und zu sich sagen können: »Guten Morgen Feierabend« ... möcht's doch einmal wissen," redete er vor sich hin und fuhr nach einer Weile zu seiner Tochter sprechend fort: „Siehst Du, Kind, davon hab' ich in meinem ganzen Leben keinen Geistlichen predigen hören, 's ist doch merkwürdig!"

„O doch, am letzten Sonntage hat der Herr Superintendent davon geredet und das Leben recht passend einen Schulgang genannt," antwortete Minchen.

„So? Auf die Art gehören wir in die Freischule, wo aus gewissen Rücksichten kein Schulgeld gezahlt wird," warf der Vater ein. Minchen schien das, vielleicht absichtlich, nicht gehört zu haben und fuhr fort zu erzählen, daß der Herr Superintendent recht überzeugend dargelegt habe, wie das Leben für den Reichen wie für den Armen ein wahrhafter Schulgang sei, denn der Verhältnisse gäbe es so viele, daß Niemand sagen könne, dieser Reiche wird zeitlebens reich, jener Arme wird zeitlebens arm bleiben, und wie solche Vorhersagung nicht statthaft sei, so auch wäre es unstatthaft, zu behaupten, der oder jener Mensch, wenn er noch so viele schlechte Eigenschaften an sich habe, könne durch das Leben nicht gebessert werden; denn der Prüfungen und Läuterungen, die den Menschen veredelten, wären so viele, daß ihre Zahl nicht zu sagen. So könnte der böse Reiche durch harte Prüfungen, die sein Lebensglück, seinen Reichthum, beträfen, zur Erkenntniß geführt werden: wie all' sein Stolz, sein Ehrgeiz u. s. w. ein Nichts gewesen; der Arme aber, der durch unerwartete Umstände zur Wohlhabenheit gelange, hätte recht auf sich zu halten, daß er in dieser ihm ganz neuen Schule des Glückes seine Bescheidenheit nicht verliere und sein Schulgang durch's Leben ihm nicht Verderben statt Segen bringe."

„I nun," meinte der Vater, „wenn ich noch auf einen grünen Zweig kommen sollte, merkwürdig genug wäre es freilich, hinge ich die Schneiderei sofort an den Nagel, jedoch üppig würde ich deshalb nicht." Nach einer Weile, in der Beide schwiegen, brach Meister Marks in helles Gelächter aus. „Worüber lachst Du denn, Väterchen?" fragte die Tochter.

„Daß ich solch' dummes Zeug, als wenn's uns je besser gehen könnte, mir in den Kopf setze," war die Antwort.

Minchen griff schweigend nach dem neben ihr auf dem Fensterbret liegenden Gesangbuche; der Alte gab nicht Acht darauf, bis die Tochter ihn fragte: „Höre zu, Väterchen, ob Du das Lied kennst, das ich Dir jetzt vorlesen will?" Und sie las laut und mit erhobener Stimme: »Sollt' es gleich bisweilen scheinen, als verließe Gott die Seinen, o so weiß und glaub' ich dies: Gott hilft endlich doch gewiß.« Kennst Du das Lied, Väterchen?"

„Ja, die selige Mutter sang's immer," sagte Meister Marks halblaut, als schäme er sich, an den Trost, den seine verstorbene Frau oft in der traurigsten Lage sich und ihm zu Herzen geführt hätte, erinnert zu werden.

„Ja, ja, die selige Mutter sang das Lied immer," stimmte Minchen mit tiefem Gefühle bei, „und ich weiß noch recht gut, daß, damals war ich sieben und Franz elf Jahre, sie, als wir am Morgen, wo sie starb, und nur noch mit Mühe sprechen konnte, bei ihrem Bette standen und der Franz auf ihr Begehr das Lied las, nach dessen zweiten Verse, der da heißet: »Hilfe, die er aufgeschoben, hat er d'rum nicht aufgehoben; hilft er nicht zu jeder Frist, hilft er doch, wenn's nöthig ist,« ... zu uns mit Anstrengung aller ihrer Kräfte sagte: „Kinder, das laßt nie aus Eurem Herzen ... 's ist ein Trost für's ganze Leben." Ich hab's nicht vergessen und werd's nie vergessen. 'S ist unser mütterliches Erbtheil, der Franz denkt auch so wie ich."

Meister Marks hatte kein Wort der Entgegnung, er stichelte so heftig mit der Nadel in seine Arbeit, daß man hätte meinen sollen, es stünde Einer mit der Peitsche hinter ihm. Minchen wußt's recht gut, warum er so emsig und mit allen Leibeskräften arbeitete. Er wollte sich die tiefe Rührung nicht anmerken lassen, die ihm das Herz wie krampfhaft zusammenzog. Zum Reden war er gar nicht fähig. Der Mann hatte ein kindweiches Herz, aber er glaubte, das zu zeigen, gezieme sich nicht für ihn. Schnelle Tritte von Außen deuteten die Ankunft Franzens an, der auch bald darauf eintrat.

Er war ein hübscher junger Mann, ungefähr 23 Jahre alt, eine lange Gestalt, der jedoch die Keckheit des Bewußtseins abging. Das machte die Armuth, in der er aufgewachsen und unter deren Joche er jetzt noch schmachtete. Immerhin war es ein großes Glück für ihn gewesen, daß der Stadtmusikus ihn als einen Knaben, welcher Talent zur Musik verrieth, in die Lehre genommen, denn er hatte da etwas Tüchtiges gelernt; doch obwohl er schon mehre Jahre Gehilfe war, so befand er sich doch immer noch in einer Lehre, denn er studirte bei dem berühmten Hoforganisten das Orgelspiel, welches ihm als das herrlichste aller Instrumente erschien. Es gehörte in der That eine so große Liebe zur Orgel dazu, um eine solche Ausdauer dabei zu zeigen, wie Franz sie an den Tag legte. Der eben nicht glänzende Verdienst als Gehilfe beim Stadtmusikcorps reichte knapp hin, um ihm das Nöthigste, Kleidung und Kost, abzuwerfen, welche letztere nebst Logis er, was allerdings eine mächtige Hilfe für ihn war, für ein Billiges bei seinem Vater hatte. Bereits hätte er als tüchtiger Musiker schon eine anderweite Stellung finden können, welche reichlicher gelohnt haben würde, aber der Hoforganist, sein Meister, war eben nur hier in der Residenzstadt, und dieser Grund hielt ihn hier fest. Ueber dem angenehmen Gesicht des jungen Mannes lagerte ein Hauch von Schwermuth; der langjährige Kampf mit Entbehrungen hatte seiner Jugend diesen Stempel aufgedrückt, seinem Gemüthe einen tiefen fast schmerzlichen Ernst gegeben, aber es mischte sich in diesen Ernst eine wohlthuende Milde, eine natürliche Freundlichkeit, die ihn immer liebenswürdiger erscheinen ließ, sobald man ihn näher kennen lernte.

„Wie Du naß geworden bist!" rief Minchen, die Arbeit weglegend, um den vom Schnee angefeuchteten Rock des Bruders breit zum Trocknen aufzuhängen.

„Wenn ich einmal überflüssig viel Geld habe, werde ich mir einen Regenschirm beilegen, bis dahin natürlich muß ich noch vielmal naß werden," antwortete Franz. „Gieb gleich den Kaffee herein, Minchen, der wärmt ihn durch", commandirte Meister Marks ... „hast noch ein paar Stunden Zeit bis zum Concert, Franz, nicht wahr?"

„Ja, Vater, aber ich möchte doch am Ende noch einen Gang thun bis dahin. Freilich, es ist sehr wahrscheinlich, daß ich ihn jetzt nicht zu Hause treffe."

„Wen denn?"

„Den Herrn Hauptsteueramts-Rendanten Rolling."

„Den Dicken da d'rüben? was hast Du denn bei Dem zu suchen?"

Franz erzählte, daß am Dome zu M*** ein Substitut für den dortigen schon sehr hochbejahrten Organisten angenom-

men werden solle. Das habe ihm sein Lehrer, der Herr Hoforganist, gesteckt und ihm versichert, daß er Alles thun werde, was er nur dabei thun könne, damit er die Stelle bekäme, die für jetzt, wenn auch nicht besonders glänzend, wie das bei allen Substitutenstellen der Fall wäre, doch einen ziemlich sicheren Anhalt gäbe, dereinst, sobald es nämlich mit dem alten Herrn Domorganisten, oder wie er in M*** heiße, Domcantor, gar nicht mehr ginge, man ihn in Ruhestand versetze, oder vielleicht der Tod ihn abrufe, ihm, den bisherigen Substituten, den unbestreitbarsten Anspruch auf dies Amt zu verschaffen. Vorauszusehen wäre es fast mit Bestimmtheit, daß man in dem Falle auf ihn vorzüglich Rücksicht nehmen würde. Er, der Herr Hoforganist, dürfe sich seines Schülers nicht schämen, denn dieser habe das Orgelspiel nicht wie ein Handwerker gelernt, dem's blos darauf ankomme, des Meisters Vortheile bei dem oder jenem Stück Arbeit abzulauschen, sondern er wäre mit voller Seele dabei, wie Einer, dem es um die Kunst aus innerem Herzensdrange zu thun sei. Deshalb könne er ihn mit bestem Gewissen empfehlen; da aber bei derlei Wettrennen um eine Stelle alle Register gezogen werden müßten, so sei es sehr rathsam, sich Fürsprecher im Voraus zu suchen. Der Herr Hauptsteueramts-Rendant wäre durch seine verstorbene Frau mit dem Consistorialrath Becker in M***, dem Bruder der Verstorbenen, verwandt und der Herr Consistorialrath hätte eine vollwichtige Stimme bei der Organistenwahl. Um sich diesen Herrn zum Freunde zu machen, solle er sich dem Herrn Hauptsteueramts-Rendanten, dessen Schwager, empfehlen.

„Na, da gebe Gott seinen Segen dazu," fügte Meister Marks bei ... „schaden könnt's nicht, wenn ich noch auf meine alten Tage die Ehre hätte, Vater eines Herrn Domcantors-Substituten zu werden, oder am Ende gar eines Herrn Domcantors selbst. Stoß an, Minchen — auf diese fröhliche Aussicht."

„Wir haben ja nur Kaffee, Väterchen, mit den Tassen können wir doch nicht anstoßen," wendete die Aufgeforderte ein.

„Was das Mädel für einen Oppositionsgeist auskramt!" rief der Alte. „Kaffee ... Tassen ... ei was da! das ist unserm Herrgott gleich, der weiß recht gut, warum wir nicht mit vollen Weingläsern anstoßen können, weil wir weder Wein noch Gläser dazu haben. Also keine Flausen gemacht ... der Herr Domcantor-Substitut soll leben! Thue auch mit, Franz, 's kostet Dich keinen Pfennig, daß wir Dich in die Höhe schnellen."

(Fortsetzung folgt.)

Das Wachsthum der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

I.

Ein englischer Parlamentsredner hat die Vereinigten Staaten von Nordamerika als ein Weltwunder bezeichnet, und gewiß bilden sie eine in hohem Grade merkwürdige Erscheinung. Sie stehen in der Geschichte so einzig und so ganz eigenthümlich da, wie kein anderes Land auf Erden; und es giebt außer ihnen keinen Staat, der sich aus so schwachen Anfängen so ungemein rasch zu ähnlicher Blüthe und zu so hervorragender Macht emporgeschwungen hätte. Asien sah in früheren Zeiten große zusammeneroberte Reiche, die binnen wenigen Jahrzehnten entstanden und ein ungeheures Ländergebiet umfaßten, aber sie hielten nur so lange zusammen, als der Monarch am Leben war, welcher sie durch Zwang gegründet hatte. Sie waren alle nur von kurzer Dauer und hingen locker und lose aneinander, weil ihnen ein innerer Schwerpunct fehlte. Deshalb verfielen sie eben so rasch, als sie emporgestiegen waren.

Die europäischen Reiche sind langsam erwachsen; auch ihre Entwickelung ist eine von der nordamerikanischen durchaus verschiedene; sie haben eine Geschichte von Jahrhunderten hinter sich, und vieles in ihnen steht auch heute noch in engem historischen Zusammenhange mit früheren Zeiten. Das ist in den Vereinigten Staaten ganz anders; diese fanden gleichsam reine Tafel, als sie ihre Unabhängigkeit von Großbritannien erkämpft hatten, und konnten sich staatlich ordnen und einrichten ohne Rücksicht auf historische Verhältnisse oder benachbarte Länder; Europa kümmerte sie wenig. Es ist eine alte Erfahrung, daß das Leben und Wesen in den Kolonien, welche eine Nation in fernen, namentlich in überseeischen Ländern gründet, allmälig vielfach von jenen des Mutterlandes abweicht; es gewinnt in der neuen Gegend auch ein neues Gepräge; die Menschen, in eine andere und fremdartige Umgebung versetzt, erhalten andere Anschauungen, nehmen eigenthümliche Sitten und Gebräuche an, und im Fortgange der Zeit bilden sich dann auch besondere Interessen aus. Wie der einzelne Mensch darnach trachtet, sich eine unabhängige Stellung im bürgerlichen Leben zu begründen, sobald er in das Alter männlicher Reife getreten ist, so streben allemal auch die Kolonien nach Selbstständigkeit, wenn sie sich stark genug dazu fühlen; sie fallen vom Mutterland ab, wie die gereifte Frucht vom Baume. Das ist im Gange der Natur begründet, und deshalb wiederholt sich dieselbe Erscheinung auch zu allen Zeiten; die Unabhängigkeit der Kolonien wird zu einer Nothwendigkeit. Die Geschichte arbeitet in ihnen Staatenbildungen heraus, welche ein neues und besonderes Gepräge tragen.

So ist es auch in Nordamerika. Staatseinrichtungen und Menschen sind ganz anders, als in Europa, obwohl die ersten schwachen Keime zu einer dauernden Ansiedelung nur erst dritthalbhundert Jahre alt sind. Die Anfänge der Niederlassungen in Virginien datiren von 1607; etwa zwei Jahrzehnte später hatten sich Puritaner in Massachusetts angesiedelt; nachher erschienen in den zwischen beiden Ländern sich erstreckenden Küstenstrichen einige Schweden, Holländer und Deutsche, aber zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts betrug die Anzahl der Kolonisten in sämmtlichen nordamerikanischen Niederlassungen Englands noch bei weitem keine Million Seelen. Die Fortschritte waren langsam, aber die verschiedenen Provinzen gediehen, weil der Boden fruchtbar war, die Menschen fleißig arbeiteten, und die staatlichen Einrichtungen, für welche die vom König ertheilten Freibriefe die Unterlage bildeten, ihnen eine Entfaltung aller Kräfte möglich machten. Sie waren thatsächlich schon Republiken, als sie unter englischer Hoheit standen, nur daß sie noch Gouverneure hatten, welche die Krone ernannte. Im Uebrigen entsprachen die Provinzialverfassungen ihren Bedürfnissen so sehr, daß manche Staaten dieselben, mit sehr geringen Abänderungen, sogar bis in unser Jahrhundert hinein behalten haben. Deshalb ging auch die Umwandelung in den inneren Verhältnissen so friedlich von statten; die amerikanische Revolution ließ diese inneren Angelegenheiten der einzelnen Provinzen fast unberührt.

Nachdem die Unabhängigkeit, welche 1776 erklärt worden war, nach siebenjährigem Kriege gegen England im Versailler Frieden von 1783 Anerkennung gefunden hatte, lag die Schwierigkeit lediglich darin, eine allen Theilen zusagende Bundesverfassung herzustellen, welche dem einzelnen Staate freien Raum zur Bewegung ließ und doch eine wirksame, mit durchgreifenden Befugnissen ausgerüstete Bundesgewalt an die Spitze stellte. Daß Keaft und Stärke Aller nur durch eine enge Union verbürgt werden könne, daß die einzelnen Staaten als solche nicht im Stande seien, eine Macht zu bilden, begriff Jedermann; aber es fiel Allen schwer, sich, obwohl zum Besten der Gesammtheit, einzelner Souveränetätsrechte zu entäußern, ohne deren Aufopferung doch die Union unmöglich war. Nach langem Umhertasten und vielem Hader kam endlich die Unionsverfassung im Jahre 1787 zu Stande. Wir können sie als die nordamerikanische Bundesacte betrachten. Durch sie wurde eine Centralregierung geschaffen, welche die Interessen der Gesammtheit des Staatenbundes vertritt; an die Spitze stellte man einen Präsidenten und einen aus zwei Häusern bestehenden Congreß. Die Bundesgewalt repräsentirt die Union nach Außen, regelt die Zölle, hält ein Landheer und eine Flotte, verwaltet die Unionsfinanzen; ihre Gewalt

reicht so weit, als sie in der Verfassungsurkunde genau festgestellt ist, und kein Haarbreit darüber hinaus, so daß die Einzelstaaten eine große Summe besonderer Rechte behalten, die unantastbar bleiben.

Vorzugsweise durch diese **Union** sind die Vereinigten Staaten so groß und mächtig geworden. Als sie entstand, hatten die nun zu Staaten gewordenen Kolonien nur einen schmalen Streifen am atlantischen Meere inne, und die Zahl der Bewohner betrug noch nicht drei Millionen Seelen. Dann aber begann das rasche Wachsthum und die Ausdehnung des Gebietes, das sich nun längst über das ganze nordamerikanische Festland bis zum Stillen Weltmeer erstreckt. Die alten dreizehn Kolonien reichten von dem heutigen Staate Maine und vom St. Lorenzstrome, welcher auf einer Strecke seines Laufes die Grenze gegen Canada bildet, nach Süden hin bis Georgien. Die Halbinsel Florida und das östliche Gestadeland am mexicanischen Meerbusen waren in spanischem Besitz; die Union erkaufte diese Region im Jahre 1819. Weit wichtiger für sie war aber der Besitz der westlich gelegenen Gegenden, welche die große Pulsader des Landes, der Mississippi, durchströmt. Als die Bevölkerung anwuchs, drang sie nach und nach über die Alleghanygebirge hinaus, die das Innere vom Küstenlande scheiden, und hatte bald die Gewässer erreicht, welche sich in jenen großen Strom ergießen. Schon 1787 wurde das Gebiet, welches sie jenseit des Gebirges besaß, zu Territorien organisirt, aus denen nach und nach Staaten erwuchsen. Die Mehrzahl der aus Europa Eingewanderten zog gerade diesen Westen vor, weil er ungemein fruchtbaren Boden und bequeme Wasserstraßen darbot; auch viele Bürger der älteren Staaten begaben sich dorthin. Aber vom mexikanischen Meerbusen nach Norden und bis zu den großen Seen reichte damals noch die französische Besitzung Louisiana, zu welcher das ganze Land nach Westen hin bis an die Felsengebirge gehörte. Die Franzosen haben es aber nicht verstanden, aus diesem herrlichen Gebiete etwas zu machen, wie sie denn überhaupt sich auf das Kolonisiren nicht verstehen; das Land blieb eine ungeheure Einöde, die kaum 100,000 weiße Bewohner zählte.

Ein günstiges Verhältniß brachte die Vereinigten Staaten in den Besitz dieses für sie in hohem Grade werthvollen, ja unentbehrlichen Landes. England hatte die französische Flotte zum großen Theil vernichtet und ging mit dem Plane um, die Mündungen des Mississippi in seine Gewalt zu bringen. Bonaparte war außer Stand, sie zu vertheidigen, und zog es vor, Louisiana der amerikanischen Union zu überlassen. Diese erwarb für wenige Millionen Thaler den ganzen Mississippi mit allen seinen westlichen Nebenflüssen und mehr als 300 Millionen Acker Landes. Von nun an war die Union auch am mexikanischen Meerbusen eine Macht und zur Nachbarin Mexikos geworden.

Florida, dessen Erwerbung wir schon erwähnten, rundete die Grenze nach Süden ab; nach Südwesten hin wurde sie 1845 durch die Einverleibung von Texas erweitert; damit rückte die Union bis an den Rio Grande vor, und ihre Nachbarn waren nun einerseits die Canadier am St. Lorenz, andererseits die Mexicaner in den Staaten **Tamaulipas** und **Cohahuila**. Seit dem Unabhängigkeitskampfe sah sich die Union nur einmal in einen Krieg verwickelt mit England. Er währte nur kurze Zeit, und sie bestand ihn mit Ehren. Jetzt gerieth sie wegen der Anknüpfung von Texas in feindliche Berührung mit Mexico, stellte ein achtunggebietendes Heer auf, das siegreich bis in die alte Hauptstadt Montezumas vordrang und dort 1848 einen Frieden dictirte, in welchem **Obercalifornien**, **Neu-Mexico** und das Land im Westen der Felsengebirge zwischen diesen und den Seealpen, das sogenannte **Utah**, gewonnen wurde. Schon einige Jahre vorher, 1845, hatte England auf das **Oregongebiet** zu beiden Seiten des Columbiastroms Verzicht geleistet, und somit gehörte der Continent in seiner ganzen Breite der Union. Der Flächeninhalt ihres Gebietes beträgt nun mehr als 140,000 deutsche Quadratmeilen, dasselbe ist also nur um ein beträchtliches kleiner als unser ganzer Erdtheil Europa.

Seit der Gründung der Union sind aus dem Gebiete, welches ursprünglich größtentheils zu den alten dreizehn Kolonien gehörte, theilweise auch von Franzosen besiedelt war, nicht weniger als **zehn** beträchtliche Staaten gebildet worden, nämlich: Vermont 1791, Kentucky 1792, Tennessee 1796, Ohio 1802, Indiana 1816, Mississippi 1817, Illinois 1818, Alabama 1818, Maine 1820, Michigan 1837. Aus dem alten Louisiana, am rechten Ufer des Mississippi: der Staat Louisiana 1812, Missouri 1820, Arkansas 1836, Iowa 1846, Wisconsin 1848. In die Union wurden ferner aufgenommen: Florida und Texas, beide im Jahre 1845 und Californien 1850. Die Zahl der Staaten beträgt gegenwärtig 31. Dazu kommen noch sieben Gebiete, welche in den nächsten Jahren als Staaten sich dem Bunde anschließen werden, nämlich: Minnesota an den Quellen und dem obern Laufe des Mississippi; Nebraska im Westen von Iowa, und Kansas im Westen von Missouri; Neu Mexico am obern Rio Grande; Utah, das Land der Mormonen am großen Salzsee, zwischen den Felsengebirgen und den californischen Seealpen, endlich nach Oregon im Süden und Washington im Norden des Columbiastromes.

Dieses Gesammtgebiet der Union enthält nun, wie wir bereits gesagt, mehr als 140,000 geographische, oder 3,250,000 englische Geviertmeilen, hat eine Grenzlinie von mehr als 10,000 englischer Meilen, und nimmt etwa den zwanzigsten Theil der festen Erdoberfläche ein. Mit dieser Ausdehnung des Raumes hat die Zunahme der Bevölkerung Schritt gehalten; dieselbe ist gegenwärtig schon über 25 Millionen Seelen gestiegen. In welchem Verhältnisse sie anwuchs, wird sich aus folgenden amtlichen Zahlen ergeben:

1800 — 5,305,952. 1810 — 7,239,814. 1820 — 9,638,131.
1830 — 12,866,920. 1840 — 17,063,353. 1850 — 23,191,876.

Wenn der Zuwachs in ähnlicher Progression ohne jede Störung fortginge, so würden die Vereinigten Staaten am Ende des laufenden Jahrhunderts eine Volksmenge von mehr als 100,000,000 Seelen haben, also fast 40 Millionen mehr als jetzt ganz Rußland zählt; sie würden nächst China, das 300, und England, welches mit seinen Kolonien etwa 180 Millionen zählt, die drittstärkste Bevölkerung, und in einem einzigen Jahrhundert um etwa 95 Millionen Köpfe zugenommen haben. Ein beträchtlicher Theil dieses Zuwachses kommt auf Rechnung der ungefähr 5 Millionen Seelen, welche seit Anfang unseres Jahrhunderts aus Europa nach den Vereinigten Staaten eingewandert sind; von diesen waren etwa sechs Achtel Leute unter vierzig Jahren, und man kann annehmen, daß die Eingewanderten und die Kinder derselben die Ziffer von zehn Millionen übersteigen. Von der Gesammtzahl waren Sklaven 1800 — 893,041, und 1850 — 3,204,313.

Die Zahl der Ortschaften in dem großen Lande beträgt über 30,000, und einzelne Städte sind unglaublich rasch angewachsen. **New-York** hatte 1800 erst 60,489 Einwohner, 1850 schon 515,547, und jetzt mit den dicht daneben liegenden Ortschaften, z. B. Brooklyn und Williamsburg über eine Million Seelen. **Philadelphia** ist in derselben Zeit von 70,287 auf 408,762 gestiegen, und hat jetzt über eine halbe Million. **Chicago** hatte 1840 erst 4479 Seelen; es war damals vor drei Jahren gegründet worden; 1850 betrug die Kopfzahl 29,963, und heute mehr als 120,000. **St. Louis** in Missouri ist von 4598 Köpfen im Jahre 1830 gestiegen auf 77,860 im J. 1850 und hat jetzt mehr als 100,000; **Cincinnati** in Ohio hatte 1800 nur 750, 1850 erst 115,436, und heute mehr als 150,000. **Baltimore** ist von 13,503 i. J. 1790 jetzt auf mehr als 200,000 gestiegen; **San Francisco** in Californien von 320 i. J. 1847 auf mehr als 80,000; **Boston** von 24,027 i. J. 1800 auf mehr als 160,000; **Milwaukee** in Wisconsin hatte 1840 erst 1700 Seelen, jetzt mehr als 40,000. Und in ähnlicher Weise haben noch manche andere Städte sich gehoben.

Die Bundesgewalt hat eine ergiebige Finanzquelle in dem Ertrage der Eingangszölle, der allein ihr zufällt und in dem, was der Verkauf öffentlicher Ländereien abwirft; kleinere Summen fließen ihr aus einigen anderen Quellen zu. Die Gesammteinnahme der Union, welche 1793 nur etwas mehr als vierthalb Millionen Dollars betrug, war 1853 schon auf mehr als 61 Millionen gestiegen und erreicht jetzt nahezu die Ziffer von 70 Millionen. Die Ausgaben, welche im erstgenannten Jahre auf 1,710,070 Dollars sich beschränkten, ergaben für 1853 schon 43½ Millionen, so daß ein Ueberschuß von 18 Millionen sich herausstellte. Obwohl die Bundesverwaltung nicht gerade sparsam zu Werke geht, befinden sich ihre Finanzen doch in einem äußerst blühenden Zustande, und sie hat Credit ersten Ranges, weil sie ihre Verbindlichkeiten stets mit einer musterhaften Genauigkeit erfüllte. Sie hatte, als sie eben ins Leben getreten war, eine Schuldenlast von mehr als 80 Millionen Dollars, und 1816, nach dem Kriege mit England, betrug sie über 123 Millionen, aber 1836 war dieselbe völlig getilgt. Dann stieg sie allmälig wieder und erreichte in Folge des Krieges gegen Mexico, und der Summen, welche an diesen Staat für die Abtretung von Californien und das Land am linken Ufer des Rio Gila gezahlt wurden, mehr als 67 Millionen; sie ist aber gegenwärtig schon weit unter 40 Millionen herabgegangen; die Union hat viele Obligationen, die noch nicht fällig waren, zurückgekauft, indem sie den Inhabern Prämien bezahlte, und ihr Ueberschuß in den Kassen ist nicht selten auf 20 Millionen angewachsen, so daß er in der That manchmal zu einer Verlegenheit wurde. Für die Landarmee und die Miliz beträgt das Ausgabebudget jährlich etwa 10 Millionen, und für die Marine etwa eben so viel. Die stehenden Truppen betragen in gewöhnlichen Zeiten etwa 14 bis 16,000 Mann, welche zumeist verwendet werden, um die Indianer im Zaume zu halten; dagegen ist die Landwehr ungemein stark und auf etwa 2½ Millionen waffenfähiger Männer gestiegen. In Kriegszeiten wird das Heer durch Freiwillige verstärkt, die sich in Masse zum Dienst herbeidrängen.

So stehen die Vereinigten Staaten finanziell sicher und zugleich sehr wehrkräftig da, wenn auch in anderer Weise als bei den europäischen Staaten der Fall ist. Wir werden den Aufschwung, welchen sie in Bezug auf Gewerbe und Handel gewonnen, und die Stellung, zu welcher sie sich in politischer Beziehung emporgeschwungen haben, in einem folgenden Artikel schildern.

Dresden, den 8. Januar.

— Gestern erfolgte die Einweihung des neuerwählten Drittheils des hiesigen Stadtverordneten-Collegiums. Nachdem Herr Bürgermeister **Neubert**, welcher jenen Act leitete, die Bedeutung dieser Erneuerung hervorgehoben und darauf hingewiesen, wie die Liebe zur Gemeinde die erste Aufgabe eines Jeden sei, der zur Mitwirkung an den communlichen Angelegenheiten berufen werde, gedachte derselbe in seiner Rede auch des Umstandes, daß die Städteordnung in diesem Jahre (am 2. Febr.) ihr 25jähriges Bestehen feiert. Er widmete demgemäß diesem Zeitraume, in welchem das sächsische Städtewesen einen unverkennbaren Aufschwung gewonnen, einen kurzen Rückblick, wobei er dankbar der edeln Regenten gedachte, denen jenes wichtige Gesetz sein Entstehen verdankt, und endigte mit einem Hoch auf Se. Majestät den König, den Schutz- und Schirmherrn der Verfassung und der Städteordnung, in welches die Versammlung, indem sie sich von ihren Sitzen erhob, lebhaft einstimmte. Die Anwesenden verschritten alsdann zur Wahl ihres Vorstandes, welche fast einhellig (gegen nur 2 St.) wiederum auf den bisherigen Vorsitzenden, Herrn Dr. **Arnest** fiel, worauf Herr Bürgermeister **Neubert** das Collegium für constituirt erklärte.

— Der früher in diesen Blättern ausführlicher erwähnte Häckel'sche Mordfall hatte in Bezug auf die ärztliche Behandlung der Gemordeten auch nach der öffentlichen Verhandlung noch zu mehrern Druckschriften Anlaß gegeben. Herr Prof. **Zeis** hat in einer besonderen Brochüre die vom Gerichtsarz Siebenhaar aufgestellte Behauptung, daß trepanirt müssen, zu widerlegen gesucht, hat ferner im Dresd mehrere an ihn gerichtete Briefe auswärtiger chirur ritäten abdrucken lassen, in denen sein Verfahren ausdrücklich gebilligt ward, während Herr Stadtwundarzt Bachstein in einem „zur Verständigung" überschriebenen Aufsatze desselben Blattes nachzuweisen sich bemühte, daß und was bei Behandlung der verehel. Häckel unterlassen worden ist. Gestern nun kam die gelegenheit zur nochmaligen öffentlichen Verhandlung im Kön Oberappellationsgerichte unter dem Vorsitze Sr. Excellenz Herrn Präsidenten, geh. Raths Dr. v. Langenn. In ders Räumlichkeit, in welcher Häckel, wenn er den bösen Dämon in bezwungen hätte, friedlich sein Ziel erreicht, nämlich Wiedervers ung oder Scheidung erlangt haben würde: in dem früher für sachen bestimmt gewesenen Lokale, wurde nun sein Todesurtheil be tigt, weil, wie Herr Oberstaatsanwalt Dr. Schwarze in läng Rede nachwies, wirklicher Mord vorliege, nicht bloßer Todtschlag weil das mildere Licht, welches in sittlicher Beziehung auf That falle, nicht vom Richter beachtet werden, sondern erst der Gnadeninstanz Einfluß üben könne. Die Entscheidun gründe werden den 11. d. M. bekannt gemacht werden.

— Am 5. d. M. in der dritten Nachmittagsstunde wegte sich ein eigenthümlicher Trauerzug durch die Straßen Dr dens nach dem auf der Judengasse gelegenen Gottesacker. Deu schon das dem alterthümlichen Leichenwagen der israelit. Gemei nachgetragene, diesen früher staatlich zurückgesetzt gewesenen Gl bensgenossen selten zu Theil werdende Ordensritterkreuz an, hier ein hervorragender Mann zu seiner letzten Ruhestätte gele werde, so bestätigte dies der ansehnliche Trauerzug, in welch die hochgestelltesten Männer zu erblicken waren, und die la Reihe der nachfolgenden Privatequipagen, noch mehr aber dies die allgemeine Theilnahme, welche in der Stadt das erwartet schnelle Hinscheiden jenes Mannes hervorgerufen hatte. Es war der als Arzt gleich wie als Mensch ausgezeichnete Hofrath Dr. Wolf, ein Mann, der in seiner Person zuerst die frühere Zurücksetzung der Israeliten milderte und aufhob. Denn er war der erste Arzt jüdischen Bekenntnisses in Sachsen und als er vor etwa 40 Jahren sich zum medicinischen Staatsexamen meldete, hatte er unendliche Schwierigkeiten zu überwinden, ehe es ihm gelang, das Vorurtheil gegen seine Abstammung zu beseitigen. Sein Titel und seine Stellung, sein Ruf in der Wissenschaft und Praxis in und außer Sachsen, die wirksame und edle Bethätigung seines Wissens und seiner Kunst an Kranken aller Bekenntnisse, haben ebensowohl jenes frühere Glaubensvorurtheil widerlegt, als dem Hingeschiedenen ein dauerndes, ehrenvolles Gedächtniß gesichert.

— Aus **Newyork** meldet die Leipz. Ztg. den frühen Tod eines sächsischen Landsmannes, welcher in der alten Heimath der Freunde noch viele zählte und dessen Name insbesondere mancher deutschen Auswandererfamilie lieb und werth geworden. Es heißt darüber in jener Correspondenz: „Am 12. Dec. hat die gebildete deutsche Bevölkerung unserer Stadt und des gegenüberliegenden Brooklyn einen schweren Verlust erlitten; Hermann Ernst **Ludewig** aus Dresden starb, erst 47 Jahre alt, am Gallenstein. Er war vor etwa zwölf Jahren hierhergekommen, und stand als Mensch wie als Rechtsanwalt und Notar allgemein hochgeachtet da. Seine unermüdliche Thätigkeit verdiente Bewunderung, seine hohe Integrität wurde gerade hier, wo so Manches mit unrechten Dingen zugeht, ungemein geschätzt, und er war im Besitze des vollsten Vertrauens namentlich auch unserer großen Kaufmannshäuser, die einen so tüchtigen, zuverlässigen Mann zu würdigen wußten. Dazu kam seine seltene Uneigennützigkeit; es würde schwer zu sagen sein, wie vielen hunderten oder tausenden unserer ärmeren Landsleute er durch Rath und That mit wahrhaft aufopfernder Hingebung geholfen hat. Ihm war die Zeit ein in jeder Beziehung kostbares Gut und mit ihr war der sonst so freigebige Mann geizig; aber er hat viele Jahre der deutschen Gesellschaft, welche für die Einwanderer so wohlthätig wirkt, die wichtigsten Dienste geleistet. Die Nachricht von seinem Ableben

hat in allen Kreisen wahrhaft erschütternd gewirkt; der Verstorbene ruhet auf dem schönen Kirchhofe zu Brooklyn. Wie er allen Deutschen brüderlich entgegen kam, so fanden namentlich und insbesondere auch seine speciellen sächsischen Landsleute an ihm einen willigen und zuverlässigen Berather und Freund. Tausende werden dem Hingeschiedenen ein dankbares Andenken lange bewahren."

— In der Nacht vom 4. zum 5. Jan. brach in der Getreidescheune des Gutsbesitzers Rudolph in Podemus bei Dresden Feuer aus, wodurch nicht nur diese Scheune, sondern auch das Seitengebäude gänzlich in Asche gelegt und ein Theil des Wohnhauses von den Flammen beschädigt wurde. Sämmtliche Getreide- und Futtervorräthe, sowie das Federvieh sind mit verbrannt. Man vermuthet, daß dieses Feuer durch Brandstiftung entstanden sei.

Aus dem Plauen'schen Grunde, 6. Jan. In der Parochie Döhlen wurden im verflossenen Jahre 433 Kinder (darunter 43 uneheliche) geboren und 277 Personen (darunter 9 Verunglückte) beerdigt. Aufgeboten wurden 121 und getraut 85 Paar. Die Zahl der Communicanten betrug 4749.

Weißig, bei Dresden, 4. Jan. Am 27. v. M. fand allhier die erste Versammlung von Männern statt, welche sich für den hiesigen Versuchsbau nach Steinkohlen durch Zeichnung der von den zeitherigen Unternehmern dieses Baues zur Förderung desselben ausgegebenen Actien interessirt hatten. Es waren in dieser Versammlung 172 Actien vertreten durch Männer von nah und fern, welche die innige Ueberzeugung hegten, daß auf dem gewählten Terrain ein ergiebiger Kohlenbau zu erwarten stehe. Sie constituirten sich sofort als Verein für weitere Forschung nach Steinkohlen auf Weißiger Revier, erwarben von den zeitherigen Unternehmern das von diesen gekaufte Feld von 800 Scheffeln und faßten den Beschluß, die Aufdeckung durch mehrseitige Bohrversuche rasch zu fördern. Hierzu wird besonders dienen, daß man sich nicht streng an das bereits angekaufte Terrain zu binden, sondern dasselbe nach verschiedenen Richtungen hin, je nach den Ergebnissen der neuen Bohrversuche, zu erweitern beabsichtigt. Hierauf verschritt man zur Wahl eines interimistischen Directorii, bestehend aus Herrn Bölling zu Häselicht, als Director, Hrn. Gerichtsamtmann Hahn aus Stolpen, als Vicedirector, Hrn. May in Weißig, als Kassirer und eines controlirenden Ausschusses von neun Personen, nämlich den Herren Schneider auf Gönnsdorf, Gemeindevorstand Angermann aus Weißig, Amtsverwalter Kopp aus Schönfeld, Rittergutspachter Zenker aus Kleinwolmsdorf, Gutsbesitzer Philipp aus Weißig, Dr. Demmrich aus Schönfeld, Ortsrichter Nake aus Weißig, Fabrikbesitzer Bader aus Goldbach und Kaufmann Petzold aus Stolpen. Man trennte sich mit dem Wunsche, daß durch die Thätigkeit des Directorii und des Ausschusses das neue, durch geognostische Forschungen sowohl, als bisher gewonnene bergmännische Erfahrungen so überaus günstig bevorwortete Unternehmen durch neue Theilnahme dem segensreichen Ziele für hiesige Gegend des rechten Elbufers zugeführt werden möge, woraus ein lohnender Gewinn den dabei Betheiligten nicht entgehen kann. — Ein neuer Prospect wird vom Directorio dem Ausschusse baldmöglichst vorgelegt und über die Förderung des Werkes dem Publicum öffentliche Mittheilung gemacht, sowie nach hinreichender Actienzeichnung, wozu specielle Aufforderung ergehen soll, die Generalversammlung einberufen werden.

— Vor dem Kgl. Bezirksgericht Meißen wurde noch in den letzten Tagen des verflossenen Jahres ein Straffall verhandelt, über den aus Gründen der Sittlichkeit der Schleier des Geheimnisses gedeckt werden muß, der aber wegen der namenlosen Verwerflichkeit seines Thäters und der leider gar nicht seltenen Erscheinung ähnlicher Verbrechen auch hier Erwähnung finden muß. Ein Mann, durch Pflicht, Amt, Eid und allgemeines Vertrauen zum Hüter und Pfleger des theuersten Gutes, was Menschen besitzen, berufen, der Schullehrer Lechner in Großenhain, stand unter der Anklage: mit eilf seiner Schülerinnen unzüchtige Handlungen vorgenommen zu haben. Die Verhandlung fand in Großenhain selbst statt und dauerte am 29. Dec. v. J. von früh 8 bis Abends halb 9 Uhr. 36 Personen wurden als Zeugen befragt, darunter hauptsächlich ganz kleine Schulkinder von 7 bis 12 Jahren. So hatte das Verbrechen des Lehrers die Sachlage verkehrt, daß während er die Kinder über Tugend und Recht hätte belehren sollen, diese wider ihn ob seines Lasters und seiner Verbrechen zeugen mußten. Trotz der ganz vorzüglichen Vertheidigung des Dr. Schaffrath wurde der Angeklagte in 8 Jahre Zuchthaus verurtheilt. Dort wird er freilich genug ähnliche Verbrecher finden. Den Eltern aber wird auch dieser Fall aufs Neue gezeigt haben, mit welcher Sorgfalt bei der Wahl eines Lehrers vorzugehen ist und wie sehr ein wirklich trefflicher, pflichtgetreuer gesucht und geschätzt werden muß.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Thlr.	Weizen Ngr.	Roggen Thlr.	Roggen Ngr.	Gerste Thlr.	Gerste Ngr.	Hafer Thlr.	Hafer Ngr.	Erbsen Thlr.	Erbsen Ngr.
Dresden	Jan.	von	—	—	3	20	3	—	1	16	—	—
	5.	bis	5	15	3	25	3	5	1	25	—	—
Budissin	Jan.	von	5	—	3	7	2	25	1	10	—	—
	3.	bis	5	25	3	17	3	5	1	17	—	—
Meißen	Jan.	von	5	10	3	15	2	24	1	14	3	10
	3.	bis	5	15	3	20	3	—	1	20	3	16
Pirna	Jan.	von	5	—	3	15	2	15	1	18	3	20
	3.	bis	5	20	3	25	3	—	1	24	—	—
Radeburg	Jan.	von	5	25	3	12	2	28	1	20	4	—
	7.	bis	6	—	3	20	3	2	1	25	4	10
Roßwein	Jan.	von	5	20	3	15	—	—	—	—	—	—
	5.	bis	—	—	3	22	—	—	—	—	—	—
Chemnitz	Jan.	von	5	20	3	20	2	25	1	15	3	18
	3.	bis	6	5	4	5	3	5	1	15	3	25

Dresden. Das Schock Stroh 4 Thlr. 25 Ngr. bis 5 Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu — " 27 " " 1 " 4 "

Radeburg. Heidekorn 2 Thlr. 22 Ngr. bis 3 Thlr. 4 Ngr.
Eingegangen: 419 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 3. bis mit 5. Jan. 1857.

	die Kanne	15 Ngr.	— Pf. bis	16 Ngr.	— Pf.
— in Pirna (3. Jan.)		14 "	— " "	15 "	— "
— in Roßwein (5. Jan.)		13 "	6 " "	15 "	2 "
— in Chemnitz (3. Jan.)		18 "	— " "	18 "	5 "

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 83¼ gesucht; dergleichen kleine 84½ gef. Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½% 101¼ gef.; dergl. von 1847 à 4% 98½ gef.; dergl. von 1852 und 1855 à 4% 98½ gef.; dergl. von 1852 4% à 100 Thlr. 99½ gef.; dergl. 1855 à 3% 77½ gef. Land-Renten-Briefe große 85 gef.; dergl. kleine 87 gef. Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99 gef. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 99 angeb., kleine 99½ gef.; dergl. à 3½% große 91½ angeb., kleine 92½ angeb.; dergl. 3½% große 86½ angeb., kleine 87 angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 99 angeb., kleine 100 angeb.; dergl. 3½% große u. kleine 94 angeb.

Preuß. 4½% Anleihe 98½ gef.; dergl. 4% 93½ gef. Preuß. 3½% Staats-Schuld-Scheine 83 gef.

Oesterr. 5% Nation.-Anleihe 80½ gef.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 15 Ngr. 5 Pf. Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.

Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99½.

Dresden, den 8. Jan. 1857. Ed. Rocksch.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.

(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 2 und eine Beilage.)

Freitag, Nr. 3. 16. Januar 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißner Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Die Commission von Sachverständigen zur Berathung eines allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches wird in diesen Tagen in Nürnberg ihre Berathungen beginnen. Von der sächsischen Regierung ist hierzu der frühere Finanzminister Georgi und der Appellationsrath Tauchnitz abgeordnet worden. Gleichzeitig versammeln sich in München Bevollmächtigte des deutsch-österreichischen Postvereins zu einem Congresse, durch welchen mehrfache Reformen im Post- und Verkehrswesen, namentlich die Einführung eines ermäßigten Portosatzes (statt der bisher bestehenden drei Sätze zu 1, 2 und 3 Ngr.) für das gesammte Postvereins-Gebiet, angebahnt werden sollen. Die Nachrichten über die Resultate der in Wien tagenden Münzconferenz lauten ebenfalls sehr befriedigend und lassen eine Einigung der gesammten Regierungen über die im Münzwesen vorgeschlagenen Reformen mit Sicherheit erwarten. Man muß diese Bestrebungen, die materiellen Interessen Deutschlands einer größeren Einigung entgegenzuführen, mit freudiger Theilnahme begrüßen, denn die auf diesem Wege zu erzielenden volkswirthschaftlichen Vortheile sind für das Emporblühen des deutschen Handels und Verkehrs und die Entwickelung des gesammten Volkswohls von größter Bedeutung.

Im Großherzogthum Baden ist die Ausfuhr von Waffen nach der Schweiz von der Regierung verboten worden; doch wird das Verbot vielfach dadurch umgangen, daß die Waffentransporte über Straßburg dirigirt werden. — In Würtemberg hat der König die Schritte, welche von verschiedenen Seiten gethan wurden, um einen Durchmarsch preußischer Truppen durch Süddeutschland abzuwenden, keineswegs so unfreundlich aufgenommen, als die abweisenden Erklärungen des dortigen ministeriellen Organs erwarten ließen. Die Mitglieder des ständischen Ausschusses empfingen von dem Monarchen die Zusicherung, daß eine friedliche Ausgleichung des Schweizer Conflicts zu erwarten stehe und der Handelsstand Stuttgarts, welcher sich in derselben Angelegenheit vertrauensvoll an den König gewendet, hat ebenfalls einen befriedigenden Bescheid erhalten.

In der Angelegenheit der Casinogesellschaft zu Marburg (s. Nr. 2) war „wegen polizeilicher Vergewaltigung" Recurs an das Ministerium des Innern zu Kassel ergriffen worden. Wie nun die Nationalzeitung meldet, hat das Ministerium die seltsame Verfügung der Marburger Polizeidirection cassirt und die sofortige Wiedereröffnung der Gesellschaft angeordnet.

Den gegenwärtig versammelten Ständen Schleswigs liegen nicht weniger als 1200 Petitionen vor, in welchen die Aufhebung der dänischen Kirchen- und Schulsprache in den Kirchspielen des Herzogthums, wo die Volkssprache die deutsche ist, erbeten wird. Die Stände sind auch diesem gerechten Verlangen geneigt; als aber am 9. Jan. die Verhandlungen über jenen Gegenstand beginnen sollten, erklärte der Regierungscommissar jedwede Discussion darüber für unzulässig, da es nur der Regierung zustehe, Veränderungen in der bestehenden Verfassung vorzuschlagen. Der in deutschem Lande von Dänemark eingeführte Sprachzwang wird demnach auch in der Folge fortbestehen.

Preußen. Noch unterm 9. Januar enthielt die [illegible]ficielle „Preußische Correspondenz" die Erklärung, daß v[illegible] einer französisch-englischen Vermittelung in der Neuenburg[illegible] Angelegenheit keine Rede sein könne und daß Preußen una[illegible]änderlich auf dem mehrfach ausgesprochenen Standpunct[illegible] welcher die bedingungslose Freigebung der Gefangenen forde[illegible] beharren werde. Diese Erklärung ist wahrscheinlich durch d[illegible] Fassung hervorgerufen worden, in welcher auf telegraphische[illegible] Wege das in Paris vereinbarte Arrangement (siehe Schwei[illegible]) zuerst bekannt wurde. Nach dieser ersten Fassung wird d[illegible] gänzliche Unabhängigkeit Neuenburgs im Voraus gewisse[illegible]maßen als unabweisbare Bedingung aufgestellt, währen[illegible] spätere ausführliche Mittheilungen nur besagen, daß die Unabhängigkeit erst durch die Verwendung Frankreichs un[illegible] Englands bei dem König von Preußen erwirkt werden sol[illegible]. Hierdurch hat sich die Sachlage günstiger gestaltet und ma[illegible] erwartet mit voller Zuversicht, daß wenn, woran nach schwei[illegible]zerischen Nachrichten nunmehr nicht zu zweifeln ist, bis zur 15. Jan. die Nachricht von der erfolgten Freilassung der Ge[illegible]fangenen in Berlin eintrifft, jedwede kriegerische Demonstratio[illegible] unterbleiben und Preußen sich bereit finden lassen wird, au[illegible] der gebotenen Grundlage zu unterhandeln, um den ganze[illegible] Conflict einer befriedigenden Lösung entgegenzuführen.

Die Regierung hat am 12. Jan. dem Landtage die längst erwarteten Finanzvorlagen gemacht, wodurch die Steuern für die nächste Finanzperiode wesentlich erhöht werden. Hiernach soll eine neue Gebäudesteuer eingeführt werden, welche in den Städten 5 Proc. des Miethwerthes von bewohnten Häusern und 2½ Proc. des Ertrags von gewerblichen Anlagen betragen wird; auf dem Lande soll die Abgabe von den Häusern in 20 Abstufungen von 10 Sgr. bis 25 Thlr. jährlich erhoben werden. Durch einen zweiten Entwurf werden Actien- und Commanditgesellschaften zur Gewerbsteuer mit zwei Procent von ihrem Gewinne an Zinsen und Dividenden herangezogen. Endlich ist auch eine Erhöhung des Salzpreises von 12 auf 14 Thlr. pr. Tonne (von 400 Pfd.) beantragt. Es haben diese Propositionen der Regierung keinen günstigen Eindruck gemacht, da hierdurch die Hoffnung, es werde der steuerfreie ritterschaftliche Grundbesitz der östlichen Provinzen der allgemeinen Steuerpflicht untergestellt werden, zu nichte gemacht wird. Durch die Herbeiziehung jenes Grundbesitzes zur Grundsteuer würde eine sehr bedeutende Summe erzielt werden, allein die in den Kammern stark vertretene ritterschaftliche Partei sträubt sich natürlich gegen eine derartige Maßregel. Unter solchen Umständen hat man es vorgezogen, die neue Steuerlast in obgedachter Weise, welche besonders die Städte schwer treffen wird, aufzubringen.

Oesterreich. Der Kaiser, welcher vorige Woche Berlin und Verona besuchte, wird am 15. Januar seinen Einzug in Mailand halten, wozu überaus festliche Vorkehrungen getroffen worden sind; der Aufenthalt des Kaiserpaares in der lombardischen Hauptstadt wird mehre Wochen dauern, und da die Minister Graf Buol, Baron Bach und Freiherr v. Bruck dorthin berufen worden sind, so wird an diese Berufung die Erwartung geknüpft, daß in nächster Zeit wichtige Erlasse für die italienischen Provinzen bevorstehen dürften.

Schweiz. Es war am 8. Jan. Abends, als in der Bundesstadt Bern aus Paris die Nachricht eintraf, daß es den nach der französischen Hauptstadt gesandten Abgeordneten der Schweiz gelungen sei, mit dem Kaiser der Franzosen unter Hinzutritt Englands ein Uebereinkommen zu treffen, welches die Neuenburger Angelegenheit auf friedlichem Wege zu erledigen geeignet sei und dessen Annahme für Preußen, wie für die Schweiz, gleich ehrenhaft erscheine. Die getroffene Vereinbarung soll nun im Wesentlichen folgende Puncte umfassen: 1) In den Detailbestimmungen des zu treffenden Arrangements darf durchaus nichts enthalten sein, was irgendwie der gänzlichen Unabhängigkeit Neuenburgs von Preußen zuwider wäre. 2) Die Schweiz läßt alle Gefangenen vor der Verurtheilung frei; die Angeklagten haben aber die Schweiz zu verlassen, bis zum Abschlusse des definitiven Arrangements. 3) Preußen wird angehalten, sofort alle militärischen Demonstrationen einzustellen, damit es auch nicht einmal den Anschein habe, als ob die schweizerische Bundesversammlung unter dem Drucke der Demonstration deliberire. 4) Nach geschehener Freilassung der Gefangenen werden feindselige Unternehmungen Preußens gegen die Schweiz nicht stattfinden. Ob dieser Wortlaut des Uebereinkommens durchgängig richtig ist, läßt sich allerdings nicht verbürgen, da derselbe noch nirgends in officieller Weise veröffentlicht worden ist. Jedenfalls darf man aber annehmen, daß jene vier Puncte den Kern der Vereinbarung enthalten, wenn auch die Form, in welcher sie Preußen mitgetheilt worden, eine rücksichtsvollere und gewähltere sein mag. In letzterer Beziehung dürfte es der Wahrheit näher kommen, wenn der erste Punct in folgender Fassung mitgetheilt wird: „Frankreich macht sich gegen die Schweiz förmlich und officiell verbindlich, alle Anstrengungen zu machen, um nach geschehener Freilassung der Gefangenen ein Arrangement herbeizuführen, welches die gänzliche Unabhängigkeitserklärung Neuenburgs zur Folge hat, und England schließt sich dieser Verbindlichkeit an." Die Hauptsache bleibt dabei immer, daß die Schweiz die an Preußen gestellte und von dieser Macht für jetzt zurückgewiesene Forderung nun von anderer Seite, nämlich von Frankreich und England, gewissermaßen gewährleistet bekommt. Dabei giebt man sich der zuversichtlichen Erwartung hin, daß die beiden vermittelnden Mächte sich vorher volle Gewißheit darüber verschafft haben, daß Preußen auf die gemachten Vorschläge eingeht, und was die Eidgenossenschaft anlangt, so ist auf die Sanction jenes Arrangements, welches bereits die Zustimmung des Bundesraths erlangt hat, ebenfalls mit Bestimmtheit zu rechnen. Die vertagte Bundesversammlung ist am 14. Jan. wieder zusammengetreten und die Commissionen haben schon Tags vorher ihre Berathungen eröffnet, so daß in jedem Augenblicke die telegraphische Nachricht über die gefaßten Beschlüsse und die jetzt wahrscheinlich schon zur Ausführung gekommene Freilassung der Neuenburger Gefangenen eintreffen kann. Hiermit verliert der Conflict, welcher den Frieden Europa's zu stören drohte, seinen gefährlichen Charakter und es ist für die weiteren diplomatischen Unterhandlungen ein fester Anknüpfungspunct gewonnen.

Italien. Wie aus Neapel berichtet wird, sind in den letzten vier Wochen wiederum 43 Personen, welche wegen politischer Vergehen zu langjähriger Gefängniß- oder Eisenstrafe verurtheilt waren, vom Könige theils gänzlich begnadigt, theils ist ihnen eine erhebliche Strafminderung zugestanden worden. Es wurde dieser Act in einer besonderen Circulardepesche den auswärtigen Höfen mitgetheilt. Im Ganzen wären nach jenen Angaben seit dem Monat October 85 Begnadigungen ausgesprochen worden. Die Zahl derjenigen politischen Verurtheilten, welche noch in den Gefängnissen sitzen, ist aber immer noch eine sehr bedeutende. — Der Baron Bentivenga, welcher den letzten mißlungenen Aufstand in Sicilien leitete, ist, wie die Oest. Corresp. berichtet, in der Nähe von Palermo erschossen worden, nachdem vorher eine Militärcommission das Todesurtheil über ihn gesprochen hatte. — Die Offiziere und Unteroffiziere der Jägercompagnie, in welcher Milano, der das Attentat gegen den König beging, gedient, sind mit Strafen belegt worden, weil sie angeblich den Milano zu wenig beobachtet und nicht zeitig genug Anzeige über seinen verdächtigen Charakter gemacht haben. Namentlich wird ihnen zum Vorwurfe gemacht, daß sie darüber geschwiegen, daß Milano bald nach seinem Eintritt in den Dienst sich als literarisch gebildeter Mann gezeigt, während man ihn bei seiner Zulassung, wo er sich in abgetragenen Kleidern präsentirte, für einen geistesschwachen Menschen gehalten rc. Den Offizieren der betreffenden Compagnie ist deshalb ein fünfzehntägiger Arrest zudictirt worden. — Die Einwohnerschaft von Neapel, welche erst kürzlich durch die Explosion eines Pulvermagazins in Schrecken gesetzt wurde (s. Nr. 1), hat ein neues, nicht minder grausiges Unglück erlebt. In der Nacht vom 4. zum 5. Jan. flog nämlich der im Hafen liegende neapolitanische Kriegsdampfer „Karl III.", welcher in einigen Tagen nach Sicilien abgehen sollte und mit Waffen und Pulver beladen war, in die Luft. Es waren 150 Personen an Bord; von diesen sind ungefähr 40 durch die Matrosen eines dort auf Station liegenden englischen Schiffes gerettet worden; über 100 Personen kamen bei der Explosion um. Letztere war so heftig, daß die Fenster der Vorderseite des königlichen Palastes zertrümmert wurden; das Gas erlosch in Folge der heftigen Erschütterung und die ganze Stadt gerieth in Furcht und Schrecken. Es fehlt nicht an Andeutungen, welche darauf hinzielen, daß dieses furchtbare Unglück ebenso wie die Explosion des Pulverthurms durch ruchlose Hand angestiftet worden ist; doch liegen dafür noch keine authentischen Beweise vor.

In Turin wurden am 7. Jan. die Kammern durch den König eröffnet. Die mit allgemeinem Beifall aufgenommene Thronrede gedenkt anerkennend der Mitwirkung des sardinischen Heeres an dem orientalischen Kriege und hebt mit Genugthuung hervor, daß es Sardinien gewesen, welches zum ersten Male die italienischen Interessen im Rathe der europäischen Großmächte vertreten und den Beweis geliefert habe, wie nothwendig es für das allgemeine Wohl sei, den Zustand Italiens zu verbessern. Zugleich wird die Zusicherung gegeben, daß die Regierung bei ihrer liberalen Politik verharren werde und daß die Einnahmen und Ausgaben des Landes im vollkommenen Gleichgewichte stehen. In den Kammern besitzt das gegenwärtige Ministerium eine starke Majorität. — In Parma nimmt die Regierung in neuerer Zeit eine sehr versöhnliche Haltung an und es sind kürzlich wiederum mehre politische Gefangene begnadigt worden. Man glaubt, daß daselbst die österreichische Occupation in nächster Zeit aufhören werde.

Frankreich. Die politischen Vorgänge der letzten Woche sind von keiner Bedeutung. Ueber die Erfolge der französischen Politik in der Neuenburger Frage beobachten die amtlichen Organe bis jetzt noch Stillschweigen, da erst die officielle Zustimmung der schweizerischen Bundesversammlung und Preußens das getroffene Arrangement zum förmlichen Abschluß bringen muß. Doch deuten die Pariser Correspondenzen an, daß der Kaiser Napoleon keineswegs so weitgehende Verpflichtungen übernommen habe, als schweizerische Blätter behaupten. — Am 10. Jan. hat das feierliche Leichenbegängniß des Erzbischofs von Paris stattgefunden und am 12. Jan. ist die Kirche, in welcher das furchtbare Verbrechen begangen wurde, wieder feierlich zur Abhaltung des Gottesdienstes eingeweiht worden. Der Mörder Verger (nicht Vergér) wird nächsten Sonnabend, den 17. Jan., vor die Assisen kommen. Der Verbrecher benimmt sich fortwährend mit großer Seelenruhe und zeigt keine Reue über seine blutige That. Er wird in seiner Zelle beständig von zwei Personen bewacht, welche angewiesen sind, jede seiner Bewegungen zu beobachten. Die bisher gemachten Wahrnehmungen scheinen die Annahme, daß Verger geisteskrank sei, wenig zu unterstützen; auch hat sich die Angabe nicht bestätigt, daß die Aeltern und ein Bruder desselben sich selbst entleibt haben. Dagegen beweisen die aus dem Leben des Verbrechers in die Oeffentlichkeit gelangenden

Einzelnheiten, daß derselbe einen höchst leidenschaftlichen und störrischen Charakter besitzt. Die bevorstehenden öffentlichen Verhandlungen werden hierüber noch nähere Aufklärungen bringen. Man spricht davon, daß Seiten der ultramontanen Partei alle Anstrengungen gemacht werden, um Vergers Seelenstörung nachzuweisen und auf diese Weise die Hinrichtung eines Priesters zu verhindern, doch glaubt Niemand an den Erfolg dieser Bemühungen.

Spanien. In Valencia hat das neue Jahr mit einem Aufstandsversuche begonnen, der nur durch energisches Einschreiten der bewaffneten Macht unterdrückt werden konnte. Veranlassung dazu war die Wiedereinführung der unter der vorigen Regierung aufgehobenen Lebensmittel-Steuer; diese Maßregel hat eine nicht unerhebliche Vertheuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse hervorgerufen und namentlich unter den ärmeren Volksklassen Unzufriedenheit erregt. Am Neujahrstage, wo jene Abgabe ins Leben trat, versammelte sich nun eine Menge mit Messern bewaffneter Leute in den Straßen Valencia's und gab durch Worte und Geberden Unzufriedenheit mit den Behörden zu erkennen. Zugleich wurden die mit Lebensmitteln nach der Stadt fahrenden Landleute angehalten und auf dem Markte kam es zu argen Excessen, indem alle dort vom vorigen Tage übriggebliebenen Waaren zerstört wurden. Der Generalcapitain ließ sogleich die ganze Garnison unter die Waffen treten und besonders viel Artillerie in den Straßen auffahren; zugleich wurden die Kirchen und andere strategisch wichtige Puncte mit Truppen besetzt und der Belagerungszustand über die Stadt verhangen. Auf diese Weise gelang es, größeres Unglück von Valencia abzuwenden; die Ruhe wurde wieder hergestellt, doch campirten die Soldaten noch am anderen Tage in den Straßen, während die Landleute aus Furcht vor Gewaltthätigkeiten die Stadt und den Markt mieden. — Auch in mehren anderen Orten haben unruhige Auftritte infolge der neuen Besteuerung stattgefunden. — Aus Madrid lauten die Nachrichten noch immer wenig befriedigend; der Zwiespalt im Ministerium dauert fort, und unter der Bevölkerung giebt sich immer mehr eine bedenkliche Stimmung gegen das jetzige Regierungssystem kund. — Der bekannte General Prim ist verhaftet und nach Toledo gebracht worden, weil er ein Schreiben gegen die Behörden von Catalonien veröffentlicht hatte. Gegen die Presse wird überall mit äußerster Strenge verfahren. — Zu Roa (Provinz Burgos) ist es zwischen den Absolutisten und Liberalen zu einem Handgemenge gekommen; die Ersteren überfielen die Letzteren in ihren Häusern und es fielen mehrfache Verwundungen vor, bis die aus Burgos herbeigeeilten Truppen die Ruhe wieder herstellten.

Großbritannien. Wer darüber noch in Zweifel gewesen, daß die Engländer dem Conflict mit China absichtlich eine größere Ausdehnung gegeben, um auf dem Wege der Gewalt längst erstrebte Vortheile zu erringen, der kann sich jetzt aus den vorliegenden Documenten, welche zwischen den streitenden Theilen gewechselt wurden, überzeugen, auf welcher Seite das Recht ist. Bei einigem guten Willen wäre es den Vertretern Englands recht wohl möglich gewesen, den Streit mit den zur Nachgiebigkeit bereiten Chinesen auszugleichen; aber man wollte einen Krieg und trieb deshalb die Sache auf die Spitze. Von mehren englischen Blättern wird denn auch die Beschießung von Kanton als ein Act roher Barbarei und ungerechtfertigter Willkühr bezeichnet, während die „Times" das Verfahren des Admirals Seymour ganz in der Ordnung findet und seine Mäßigung lobt. Es wird vielfach die Meinung ausgesprochen, daß der Befehlshaber der britischen Seemacht im Voraus von der Regierung autorisirt gewesen ist, mit den Chinesen anzubinden, um den herbeigezogenen Zwist gehörig auszubeuten; doch haben die ministeriellen Blätter bis jetzt über die ganze Angelegenheit ein zurückhaltendes Stillschweigen beobachtet. — Der Herzog von Cambridge hat als Generalissimus der Armee den Befehl ertheilt, sämmtliche für den Dienst in Indien bestimmten Regimenter ohne Verzug auf den Kriegsfuß zu setzen und demgemäß zu ergänzen; die heimischen Regimenter liefern nun Contingente an die indischen und überdieß sind auch neue Rekrutirungen eingeleitet. Aus diesen Maßregeln ist zu entnehmen, daß für den Krieg mit Persien bedeutende Streitkräfte bereitgehalten werden, welche nach Kabul vorgeschoben werden sollen, in welcher Richtung bereits ein Armeecorps von 8000 Mann aufgebrochen ist.

Die Stürme, welche in der ersten Woche dieses Jahres gewüthet, haben außerordentlichen Schaden angerichtet. Gegen 100 Fahrzeuge sind an den englischen Küsten theils gestran[det] und beschädigt, theils mit ihren Mannschaften gänzlich [zu] Grunde gegangen; dabei war es nur in wenigen Fällen mögli[ch] Rettungsversuche anzustellen, und es ist daher in jener kurzen F[rist] der Verlust zahlreicher Menschenleben zu beklagen. Der P[ost-]dampfer Violet ist in der Nacht zum 6. Jan. zwischen Ostende und Dover zu Grunde gegangen und die gesammte Man[n-]schaft hat ihren Tod in den Wellen gefunden. Bei den R[et-]tungsversuchen, welche in jenen stürmischen Tagen gema[cht] worden, haben auch 21 wackere Bootsleute ihr menschenfreu[nd-]liches Beginnen mit dem Leben bezahlt.

Türkei. Endlich ist es der Pforte gelungen, ihren Fina[nz-]nöthen, die durch die Opfer des letzten Kriegs bedeutend [ge-]steigert wurden, einigermaßen abzuhelfen. Es wurde mit e[ng-]lischen Kapitalisten ein 6procentiges Anlehen von 12 M[ill.] Pfund Sterling (84 Mill. Thlrn.) abgeschlossen; hiervon sol[len] 5 Mill. für Staatsbedürfnisse und 4 Mill. zur Regelung [des] Münzwesens aufgewendet werden, während der Sultan [eine] Summe von 3 Mill. für sich persönlich in Anspruch nahm. Persien hat bei dem Sultan angefragt, ob sich die Tür[kei] in dem zwischen ersterer Macht und England ausgebrochen[en] Kriege neutral verhalten werde, oder nicht, und hierauf [die] Antwort erhalten, daß eine bindende Zusage hierüber ni[cht] gegeben werden könne, sondern daß die Haltung der Tür[kei] von dem Verhalten Rußlands abhängen werde. Im Uebrig[en] wird es immer wahrscheinlicher, daß sich Rußland in dem englisch-persischen Kriege nicht mit der Rolle eines unthätigen Zuschauers zu begnügen gedenkt. Gerüchtweise heißt es schon jetzt, daß einige zum persischen Gebiet gehörige Inseln von russischen Truppen besetzt worden sind; auch wird hinzugefügt, daß der Schah in einem an den russischen Kaiser gerichteten Handschreiben Schutz von demselben verlangt habe. — Die Tscherkessen rüsten sich von Neuem zum Kriege gegen Rußland, und wie aus Konstantinopel berichtet wird, sollen diese Bergvölker am Terek 10,000 Russen geschlagen haben. Der Terek entspringt am nördlichen Abhange des Kaukasus und ergießt sich mit seinen zahlreichen Armen ins kaspische Meer.

Der Schulgang des Lebens.

(Erzählung aus dem Leben, von Friedrich Zubojazky.)

(Fortsetzung.)

Der Vater war so guter Laune, wie alle Leute von sanguinischem Temperament, die der leisesten Spur von Hoffnung gleich angelweit die Thore des Herzens öffnen, aber eben so schnell im umgekehrten Falle das Gleichgewicht in ihrem Selbstvertrauen verlieren und sich dem Kummer ohne Kraft zur Selbsterhebung in die Arme stürzen. Franz lachte mit, des Vaters Humor hauchte auch ihm Muth in die zagende Seele, denn im Stillen hatte er außerordentliche Angst vor der Substituten-Probe. Nicht etwa, daß er gefürchtet hätte, bei derselben nicht bestehen zu können, nein, die Furcht hatte ihm sein Lehrer, der Herr Hoforganist, benommen, da er ihm sagte, er könne ihn mit bestem Gewissen empfehlen; aber es war die Scheu, daß er hervortreten sollte mit seinen erworbenen Kenntnissen, er, der von Kindesbeinen unbeachtet gewesen. Er hatte gar nicht den rechten Hoffnungsmuth auf Glück; manchmal kam es ihm fast vor, als könne es gar nicht möglich sein, daß er es je zu etwas bringe, als müsse er immer unten bleiben in der Tiefe der Armuth, festgehalten von dem Kampfe um's tägliche Brot. Im Verlauf der Unterhaltung mit dem Vater und der Schwester kam auch die Rede auf das Orgel-

spiel selbst und der Vater sagte, daß sein Schneider-Verstand gar nicht begreifen könne, wie es möglich sei, daß man das Orgelspiel so leidenschaftlich liebe. Manchmal wäre es ja ein Spektakel, wenn alle Pfeifen auf einmal losgelassen würden, als solle die Kirche einstürzen, das murre vor dem Ohre wie immerwährender Donner und wer nicht ganz starke Nerven habe, den dürfte leicht eine Ohnmacht anwandeln. Da hatte er aber den Franz ins Feuer gebracht, der ihm eine gehörige Abhandlung über die Orgel und die Kunst, sie zu spielen oder vielmehr sie mit Fertigkeit und feinem Geschmack zu beherrschen, zum Besten gab und in Eifer gerathend, endlich seine Rede mit folgendem Gefühls-Aufschwung schloß:

„Was nur Großes und Herrliches in der Musik erfunden worden, das vereint die Orgel in sich. Ihre Stimmen sind Gottesstimmen, die den Menschen an's Herz greifen, es erschüttern, damit es wach werde zur Erkenntniß des Erhabenen, des Göttlichen, aber auch es heiligen in anmuthigen schmeichelnden Tönen, die gleich Engelsharmonien aus der Höhe herab niedersinken, die Seelen zu erquicken, sie mild zu umwehen und zu wahrer Inbrunst des Gebets zu beleben. Und diese Harmonien, diese Donner hervorzurufen, ist das Gefühl eines Schöpfers. Eine Welt singt und klingt mit, Alles wird zu einem Tone, der Geist feiert seine Auferstehung im Lichte, Gottes Hauch durchströmt den Tempel, seine Engel durchschreiten die Gemeinde und beten mit ihr. Ja, Vater, nicht der Geistliche am Altare allein bekleidet ein hohes Amt, auch der Organist verwaltet ein solches, wenn er kein Miethling ist. Er trägt auf den klingenden Wellen der gewaltigen Orgeltöne die Herzen zu dem Ewigen, im majestätischen Chorale haucht er ihnen Rührung und Andacht ein und führt sie in mächtigen Akkorden zur Jubelfeier der Geister. In der Fuge finden sie die Leiter, die ihnen den Himmel öffnet, auf harmonischen Schwingen gewiegt werden sie dem Irdischen entrückt und schwelgen im Wohllaute unaussprechlichen Entzückens... das ist der Segen, den die Orgel spendet, sie ist die Sprache eines Alls, der auch nicht die leise jauchzende Kinderstimme fehlt."

Franzens Gesicht war von dem Glühen einer wahrhaften Begeisterung übergossen, Minchen hatte, ihn anschauend, die Hände gefaltet, seine Rede hatte sie ergriffen, der Vater wollte es wie gewöhnlich nicht merken lassen, daß auch sein Herz angeregt sei. „Schon gut, schon gut," sagte er... „ich hab's aus erster Hand gekriegt, bin ganz zufrieden gestellt, mein Sohn. Na, Du mußt ein Einsehen haben mit mir, bis in den fünften Stock habe ich's ohne Orgel gebracht, für einen armseligen Flickschneider ist der Aufschwung hoch genug, ich will nicht hoffen, daß mir jemals eine Orgel zu dem Unglücke verhilft, noch höher mich aufschwingen zu müssen — ich säße dann auf dem Dache und das wäre doch wahrlich von Uebel."

Franz antwortete nichts darauf, des Vaters Manier, zuweilen Späße bei ernsten Stimmungen vorzubringen, hauchte einen Frostreif über die Begeisterung seines Herzens. War doch eben diese Begeisterung, die ihn so ganz erfüllte, der einzige Reichthum, den er besaß, das einzige große Glück in seiner Armuth. Meister Marks, der an der Miene seines Sohnes bemerkte, wie diese verdüstert war, zog sich an's Fenster zu seiner Arbeit zurück, er sagte gar nichts mehr. Auch Minchen benutzte noch das Stündchen Tag, um ihre Weißnähterei zu beendigen. „Ach, was mir einfällt, Franz," sagte sie... „die Chemisets hier sind für Lottchen, das Stubenmädchen bei der Fräulein Rolling, der Tochter des Herrn Hauptsteueramts-Rendant. In der siebenten Stunde soll ich sie ihr hinüberbringen. Da will ich gleich einmal fragen, wenn Du den Herrn am sichersten zu Hause findest. Lottchen weiß das gewiß." Franz stimmte bei und nun folgte ein langes ununterbrochenes Schweigen in der kleinen Familie bis der Tag so sehr abgenommen hatte, daß es Franz unmöglich war, noch weiter in seinen Notenbüchern zu lesen. Die Uhr hatte überdieß auch halb Sechs geschlagen. Franz zog daher den am Ofen getrockneten Rock wieder an, nahm seine Geige und sagte Adieu zum Vater.

„Bleib einmal, mein Sohn," redete der Alte, Franzens Hand ergreifend.

„Soll ich noch etwas, Vater?" fragte der.

„Freilich," war dessen Antwort ... „ich möchte nicht, daß Du verstimmt ins Concert gingest."

„Verstimmt? wie das?"

„Na, von wegen vorhin, wo ich von der Orgel und dem Dachaufschwunge redete. Das hat Dich gekränkt, Franz, ich hab's wohl gesehen und mich über mich selber geärgert. 'S ist ein unglückliches Anhängsel an mir, daß ich manchmal so eine dumme Brocke hineinwerfe, aber im Herzen meine ich's nicht so, weiß es Gott, da ist's ganz anders und ich hätte schier weinen mögen, wie Du so eifrig von der Orgel sprachst. Ich habe keinen Verstand vom Orgelspiel, aber ich denke, wer es mit so heiliger Empfindung anschaut und treibt wie Du, das muß ein rechter Hoforganist werden. Nein, nein, mein guter Franz, ich habe keinen Spott treiben wollen und ich muß Dir nur sagen, daß ich jetzt fest daran glaube, daß es sich erfüllen wird an Dir und an Minchen, was die gute selige Mutter euch Kindern und mir zum Trost hinterlassen hat. Du weißt's, Minchen, was ich meine."

„Ja, Väterchen, und der Franz weiß es auch."

„Ach, unsern Gesangbuchvers meint ihr? Die gute Mutter ist nun schon zwölf Jahre todt, aber die Erbschaft kommt nicht aus unseren Herzen, nicht, wahr Schwester?"

„Nie!"

Und mit schönem kräftigen Tone stimmte Franz den Vers an: „Hilfe, die er aufgeschoben, hat er d'rum nicht aufgehoben; hilft er nicht zu jeder Frist, hilft er doch, wenn's nöthig ist." Und Minchen sang mit und der Vater auch, es klang wie ein Abendsegen von den Lippen der Drei und vom nahen Thurme schlug die abendliche Betglocke dazu an. Dann ging Franz, von Minchen, welche Wasser heraufholen wollte, begleitet, fort.

II.

Rollings führten ein großes Haus. Die ganze Stadt wußte, daß der Herr Hauptsteueramts-Rendant ein reicher Mann war und wie Wahrheit und Urtheil bei dergleichen Gerüchten immer zusammenfallen und der Lüge zuletzt ein höchst ergiebiges Feld lassen, so stellte sich auch hinsichtlich des Reichthums des Herrn Rendanten derselbe Fall heraus. Man begnügte sich nicht, zu sagen, der Mann sei von Hause aus wohlhabend gewesen und habe durch den Tod seiner Frau ein ansehnliches Vermögen erworben, sondern es hieß, er habe in einer ausländischen Lotterie den Hauptgewinn gemacht, und Manche behaupteten steif und fest, er habe im Garten seines Hauses eine in der Kriegszeit von den Franzosen bei der Retirade vergrabene Kriegskasse gefunden. Das schadete nun allerdings dem Herrn Hauptsteueramts-Rendanten nicht das Mindeste, er wußte ja am Besten, woher sich sein Wohlstand datire; aber daß die Leute auch von ihm und seiner Tochter Feodora sagten, sie wären Beide dünkelhaft und hochnäsig, das war nun eben kein schmeichelhaftes Lob, aus dem er und sein Fräulein Tochter sich freilich auch nichts machten, denn Alle, die diesen Tadel über sie ergehen ließen, standen ihnen entweder zu fern oder bückten sich vor ihnen, sobald sie mit ihnen in Berührung kamen.

In den höheren bürgerlichen Kreisen der Stadt begegnete man ihnen mit größter Hochachtung und Jeder fühlte sich geschmeichelt, mit dem Herrn Rendanten oder mit dessen Fräulein in Gesellschaft sein zu können; der Reichthum ist immer ein Despot, der seine Umgebung zu Sklaven macht. Feodora fehlte bei keinem Balle oder überhaupt einer Festlichkeit, solche mochte nun sein, welche sie wollte und das konnte ihr Niemand ableugnen, daß sie die Krone aller jungen Damen der Stadt war, nicht nur durch ihre jederzeit geschmackvoll gewählte Toilette und reiche Kleidung, sondern auch durch die Noblesse ihres Wesens, durch den feinen Schliff ihres Benehmens im Umgange. Man fand es daher verzeihlich, daß sie zuweilen

einen Schimmer von Dünkel zeigte, der eigentlich doch nur ein Ausdruck ihres Selbstbewußtseins, als Tochter eines reichen Mannes war. In der letzteren Zeit vor Weihnachten sah man einen jungen Forstmann, den Enkel des Forstmeisters Herrn von Baumgarten, Herrn Robert Fischer, bei Rollings ein- und ausgehen und was war natürlicher, als daß man auf die Vermuthung gerieth, der junge Herr werde jedenfalls der Eidam des Herrn Hauptsteueramts-Rendanten werden. Im Stillen herrschte in der jungen Damenwelt viel Neid darüber. Der junge Herr war ein bildhübscher Mann, so recht in der Fülle von Gesundheit, Kraft und Lebenslust, wie diese schöne Vereinigung bei den Stadtherren leider nicht immer anzutreffen ist, denn das städtische Treiben, das Geschäftsleben oder der Aktenstaub, die sitzende Lebensweise überhauchen die Jugend des Mannes nur zu oft mit einem Herbstreif, der ihn vor der Zeit welk erscheinen läßt. Ein paar Bälle hatte der junge Forstmann bereits mitgemacht und seine Tänzerinnen waren in der Ansicht vollkommen übereinstimmend, daß, wenn er nicht schon mit Fräulein Feodora in einem herzlichen Verhältniß stünde, es sich recht wohl der Mühe lohnte, nach ihm zu angeln. Robert war in seinem Wesen so frisch, so natürlich heiter, der Freude sich ohne Rückhalt hingebend, daß er ganz folgerecht die lebhafteste Sensation unter den jungen Damen erweckte, und ein flotter Tänzer war er auch; Grund genug, daß man Feodora beneidete. Im Rolling'schen Hause war man gleichfalls der Ueberzeugung, daß, obwohl der Herr Hauptsteueramts-Rendant noch nichts darüber geäußert hatte, Robert dessen Fräulein Tochter heirathen werde.

„Da ist gar kein Zweifel daran," behauptete Lottchen, des Fräuleins Stubenmädchen, das mit Minchen, welche ihr die Chemisets in der siebenten Stunde hinübergebracht, davon gesprochen hatte. „Ein prächtiger junger Herr ist der Robert, das muß man sagen, lebelustig und hübsch wie ein Bild. Und knickrig ist er auch nicht, hat mir manches Guldenstück schon in die Hand fallen lassen. Wenn mir's nachginge, müßte die Liebschaft wenigstens ein paar Jahr dauern, da könnte ich mir ein Kapital sammeln von seinen Trinkgeldern. Heute ist er in der Stadt, übermorgen ist Redoute, da giebt's ungeheuer viel zu besorgen. Unser Fräulein fühlt sich ganz glücklich, daß sich sein Johann verplappert und verrathen hat, sein junger Herr wolle als Indianer-Häuptling kommen; sie will nun auch etwas Martialisches vorstellen, eine Kriegsgöttin Bellona mit Helm und Speer. Der ganze Anzug liegt schon fix und fertig in ihrem Zimmer ... wollen Sie ihn einmal sehen, Minchen? 's wird Ihnen Spaß machen. Sie kommen ja so nicht auf die Redoute."

„Du mein Gott, ich und eine Redoute!" rief Minchen ... „wie sollte ich nur einen solchen Gedanken hegen; bin ja froh, wenn wir nur ehrlich durchkommen. Nein, an dergleichen denke ich gar nicht einmal, das ist blos Sache für reiche, wohlhabende Leute, aber nicht für solche, die, wie mein Väterchen immer sagt, die erste Etage im Himmel bewohnen."

„Eben deswegen, denke ich, wird's Ihnen Vergnügen machen, so etwas zur Redoute zu sehen," redete das Stubenmädchen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wachsthum der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

II.

Es ist ganz richtig, wenn man die Vereinigten Staaten von Nordamerika als „ein Land der Mitte" bezeichnet; dieser Ausdruck paßt auf sie viel besser als auf China. Sie liegen zwischen Westeuropa und dem westlichen Asien und werden von beiden großen Weltmeeren bespült. Der Ocean dringt an vielen Stellen tief in die Küsten ein, und die Menge der schiffbaren Ströme erleichtert die Verbindung mit dem Salzwasser. Der Mississippi ist auf einer Strecke von fünfhundert deutschen Meilen auch für Dampfer schiffbar; die fahrbare Länge der in ihn sich ergießenden Gewässer beträgt mehr als vierthalb tausend deutsche Meilen, sein Stromsystem reicht aus der kalten Region bis dorthin, wo Palmen wachsen, und man kann vermittelst desselben bis an den Fuß der Felsengebirge fahren. Von seinen Quellen, die im Nordwesten der großen canadischen Seen liegen, bis zur Mündung in den mexikanischen Meerbusen finden wir Niederlassungen, und die neun Staaten und das Gebiet Minnesota, welche alle der Hauptarm des „Vaters der Gewässer" unmittelbar berührt, füllen sich alljährlich mehr mit Menschen. Es ist überhaupt unverkennbar, daß diese westlichen Staaten immer mehr an Bedeutung gewinnen und der Schwerpunct d– Union sich nach ihnen hinrückt. Gerade dort aber und in d Gegenden am Ohio, sodann auch in Pennsylvanien, haben si vorzugsweise unsere deutschen Landsleute niedergelassen, w ihnen die Verhältnisse am besten zusagen.

Auch die östliche Abdachung des Alleghanygebirges, w ches von Südwest nach Nordost streicht und zwischen si dem atlantischen Meere einen breiten Küstenrand läßt, h viele schiffbare Flüsse, von denen manche mit den groß Seen, also auch dem St. Lorenz, und mit dem Mississip durch Kanäle in Verbindung gebracht worden sind. Da kommen mehr als zwanzigtausend englische Meilen Eisenba nen, die von Canada bis nach Neu-Orleans, wie ein weit Netz, welchem alljährlich mehr eiserne Maschen hinzugefü werden, sich über das weite Land verbreiten. Man will s gar im laufenden Jahre den Bau der großen Westbahn Angriff nehmen, welche am Mississippi beginnen und bis S Francisco in Californien geführt werden wird. Dort an d Westküste ist der Knotenpunct einer Dampfschifffahrt, welc einerseits jene ganze Seite Amerikas, von Chile im Süd bis zu den englischen Besitzungen im Norden berührt, and rerseits nach den Sandwich-Inseln reicht, und demnächst w ter nach Japan, China und dem indischen Archipelagus s erstrecken soll.

Ein Hauptstreben der Nordamerikaner ist nämlich dara gerichtet, ihren Handel in den ostasiatischen Ländern und Meerestheilen immer mehr auszudehnen und einen möglichst großen Theil des Verkehrs zwischen dem fernen Morgenlande und Europa gerade durch ihr Land der Mitte zu lenken. Man sieht auf den ersten Blick, von welch ungeheurer Wichtigkeit ein solches Bestreben für den großen Welthandel ist, und was die Vereinigten Staaten nicht bloß an Handelsaufschwung, sondern auch an politischer Macht gewinnen müssen, sobald sie den Transit zwischen Europa und Asien an sich ziehen. Und es ist alle Aussicht vorhanden, daß sie wenigstens zum Theil ihren Zweck erreichen. Auf der mit tausenden von Inseln übersäeten ungeheuren Wasserfläche, welche wir als den Stillen Ocean oder das große Weltmeer bezeichnen, haben die Nordamerikaner mehr Schiffe schwimmen, als alle europäischen Handelsvölker zusammen genommen. Alljährlich durchschwärmen allein zwischen drei- und vierhundert Walfischfahrer, welche sämmtlich zur Rhederei der nordöstlichen Staaten der Union gehören, jenen Ocean vom Feuerlande bis zur Behringsstraße, und von Chile oder Californien bis nach Australien und den Philippinen. Sie besuchen alle Eilandgruppen, spüren überall umher, verkaufen amerikanische Waaren und setzen Missionäre an's Land. So knüpfen sie Verbindungen, die sich unablässig erweitern. San Francisco ist schon seit fünf Jahren die bei weitem wichtigste Handels- und Hafenstadt der ganzen Westküste geworden und wächst immer mehr empor, es bildet den Hauptpunct, von welchem jene Dampferlinien auslaufen und wohin sie zurückgehen. Die natürlichen Vortheile seiner trefflichen Welt- und Handelslage werden aber erst zu voller Geltung kommen und noch mehr als jetzt in die Augen springen, sobald die beiden nördlich liegenden Gebiete Oregon und Washington eine stärkere Bevölkerung gewonnen haben, und wenn man binnen acht Tagen auf der Eisenbahn den Mississippi erreichen kann. Ohnehin sind die Eisenbahnen über die Landenge von Panama und überhaupt alle Transitlinien von einem Meere zum an-

dern in den Händen von Angehörigen der Vereinigten Staaten; auch waren sie es, welche zuerst mit Dampfern den Amazonenstrom, Orinoco, Magdalenenstrom und den La Plata befuhren, wie sie denn nach und nach in ganz Mittel- und Südamerika das Uebergewicht im Handel an sich zu bringen gewußt haben. Mit diesem geht aber der Einfluß in politischen Dingen Hand in Hand.

Die Vereinigten Staaten sind im Welthandel einer der wichtigsten Factoren geworden. Ihre Handelsbewegung betrug im Jahre 1853 schon beinahe 500 Millionen Dollars, wovon 268 Millionen auf die Einfuhr und 230 Millionen auf die Ausfuhr entfallen. Von der Ausfuhr so weit sie in Landeserzeugnissen bestand, kamen, in runden Ziffern, auf den Ertrag der Fischereien 3½ Mill.; auf die Producte des Waldes, namentlich Holz, Potasche und Pelzwaaren 7 Millionen, auf Nahrungsmittel 23¾ Mill., auf Tabak 11¼ Mill., auf Baumwolle 109½ Mill. Dollars. Der Ertrag dieses letzteren Productes ist in den letzten Jahren auf mehr als drei Millionen Ballen gestiegen, und die europäischen Fabriken sind für ihren Rohstoff zu reichlich drei Viertheilen von den Vereinigten Staaten abhängig. Die Baumwolle ist aber dort ausschließlich ein Product der Sklaven-Arbeit und könnte ohne diese nicht beschafft werden. Schon aus diesem einen Umstande geht hervor, wie tief die Frage über etwaige Abschaffung dieser Zwangsarbeit in das gewerbliche Leben Europas einschneidet. Die südlichen Staaten mögen den Baumwollenbau nicht aufgeben, sie wollen nicht in die jammervolle Lage der englischen Antillen und Haiti's versinken, die bekanntlich durch die Emancipation der Neger zu Grunde gerichtet und theilweise wieder zu Wüsteneien geworden sind. Denn der freie Schwarze arbeitet entweder gar nicht, oder er arbeitet wenig und allemal ohne anhaltende Dauer, so daß kein Landwirth auf ihn sich verlassen kann.

Die Verhältnisse von Boden und Klima sind in einem weit ausgedehnten Lande, das sich über so viele Breiten- und Längengrade erstreckt, sehr abwechselnd und mannichfaltig. Ein nicht unbeträchtlicher Theil, namentlich jener zwischen den Felsengebirgen und den californischen Seealpen, besteht aus unfruchtbaren Einöden, in welchen Indianer ihr armseliges Leben fristen; dagegen sind das Küstenland im Westen, der überwiegend größte Theil des Mississippi-Stromgebietes, und die atlantische Abdachung mit höchst ergiebigem Boden gesegnet. Wie reich der Ertrag an Erzeugnissen des Ackerbaues ist, ersieht der Leser aus folgenden Angaben, welche wir der amtlichen Zählung für das Jahr 1850 entnehmen. Dieser sogenannte Census gewährt einen höchst interessanten Ueberblick über die Productionsverhältnisse, und man muß erstaunen über diese Fülle von Erzeugnissen, wenn man sich erinnert, wie jung das Land ist.

In genanntem Jahre wurde der Geldwerth der Farms, das heißt der ländlichen Güter, auf 3270¾ Mill. Dollars abgeschätzt. Die Landwirthe hatten 118½ Mill. Acres urbares und 184¼ Mill. noch nicht urbar gemachtes Land, zusammen etwa 303 Mill. Acker. Der Durchschnittspreis für den Acre betrug 10¼ Dollar. Die Urbarmachung war aber in raschem Fortgange und seit jener Zeit sind reichlich zwischen fünf bis zehn Mill. Acres neu unter den Pflug gekommen. Der amerikanische Landwirth ist stets rasch darüber aus, sich zweckmäßige Ackerbaumaschinen anzueignen; in welchem Umfange dieses geschieht, geht daraus hervor, daß die Farmer im Staate Neu-York allein in Ackerbaugeräthen ein Kapital von 22 Mill. stecken hatten, jene von Pennsylvanien 14¾ Mill., in Louisiana 11¼ Mill., in Ohio 12¾ Mill., in Virginien 7 Mill., in Kentucky mehr als 5 Mill. und in ähnlichem Verhältnisse auch jene in den übrigen. Der Geldwerth sämmtlicher Ackerbaugeräthschaften betrug 151,569,675 Dollars.

Am meisten sind im Ackerbau jene Staaten vorangeschritten, in welchen Deutsche in großer Menge sich demselben zugewandt haben. Der Werth der Landgüter betrug 1850, im Staate: Neu-York 554,546,642 Dollars, Ohio 358,758,603 Doll., Pennsylvanien 407,876,099 Doll., Indiana 136,385,173 Doll., Virginien 216,401,441 Doll., Illinois 96,133,290 Doll.

Auch Wisconsin, Iowa, Michigan und Missouri haben in der neueren Zeit im Ackerbau große Fortschritte gemacht.

Die Vereinigten Staaten besaßen 4½ Million Pferde, 6¼ Mill. Milchkühe, 1,700,000 Arbeitsochsen, 10¼ Mill. anderes Rindvieh, etwa 22 Mill. Schafe, die jetzt auf 30 Mill. gestiegen sind, und mehr als 30 Mill. Schweine. Der Geldwerth des Viehstandes belief sich auf 544 Mill. Dollars.

An Brotfrüchten wurden geerntet: 100½ Mill. Buschel Weizen, 14,200,000 Buschel Roggen, 592 Mill. Buschel Mais, 146,567,000 Buschel Hafer, 215 Mill. Pfund Reis. Der Ackerbau lieferte ferner 200 Mill. Pfund Tabak, 5¼ Mill. Buschel Gerste, 66 Mill. Buschel Kartoffeln, 9 Mill. Buschel Buchweizen. An Butter wurden 314 Mill., an Käse 106 Mill. Pfund gewonnen; sodann beinahe 14 Mill. Tonnen Heu (jede zu 2200 Pfund), 468,000 Buschels Kleesaamen, fast 400,000 Pfund Hopfen, aber nur 8 Millionen Pfund Flachs. Die Baumwolle ertrug in jenem Jahre erst 2,468,624 Ballen, jeden zu 400 Pfund gerechnet; jetzt fast 1 Million Ballen mehr. An Rohrzucker wurden gewonnen 247,600 Fässer, jedes zu 1000 Pfund, von Zucker aus dem Safte des Zuckerahornbaumes 34½ Millionen Pfund. Der Werth des geschlachteten Viehes belief sich auf 109½ Millionen.

Wie sehr die Gewerbsindustrie sich gehoben hatte, geht aus Nachstehendem hervor. In industriellen Anstalten, jene, die unter 500 Dollars an Werth jährlich producirten, abgerechnet, war ein Kapital von 530 Millionen Dollars angelegt; sie verarbeiteten Rohstoffe im Werthe von 550 Millionen, zahlten 240 Millionen Dollars Arbeitslohn, und lieferten für 1,020 Millionen Dollars Fabrikate.

Dieser Reichthum an Erzeugnissen und der große Bedarf an europäischen Waaren, welche sich über das ganze Land vertheilen, rufen einen äußerst lebhaften Handelsverkehr hervor. Allein auf dem Hudson, an dessen Mündung Neu-York liegt, kamen zur Verschiffung nach dem Auslande in den zehn Jahren von 1841 bis 1850 für nicht weniger als 485 Millionen Dollars Güter und auf dem Mississippi nach Neu-Orleans für 857¼ Millionen. Noch viel beträchtlicher ist der Binnenverkehr, den man für 1856 auf die Summe von 1700 Millionen Dollars veranschlagt hat. Die Länge der im Betrieb befindlichen Eisenbahnen beträgt, wie schon gesagt über 20 Millionen Meilen; die ersten elektrischen Telegraphen wurden 1847 angelegt und jetzt reichen sie durch das ganze Land.

In Bezug auf die Schifffahrt haben die Vereinigten Staaten alle andern Länder überflügelt, sogar England steht um ein Geringes hinter ihnen zurück. Die Trächtigkeit ihrer Fahrzeuge übersteigt jetzt 5 Millionen Tonnen, jede zu 2000 Pfund gerechnet. Sie ist ungemein rasch und doch stetig angewachsen. Während sie im Jahre 1790 erst 502,000 Tonnen hielt, war sie 1853 schon auf 4,407,000 gestiegen. Davon kamen mehr als zwei Millionen auf sogenannte Registerschiffe, das heißt solche, welche über See nach fremden Ländern fahren; die übrigen waren solche, die nur für Küstenschifffahrt und auf den Binnengewässern benutzt wurden. Allein auf die Walfischfahrt entfallen 200,000 Tonnen. Während die Tonnenzahl der Dampfschiffe 1826, also vor dreißig Jahren, erst 34,059 Tonnen betrug, war sie 1853 auf mehr als 514,000 gestiegen, und hat jetzt die Ziffer von 600,000 überschritten. In jedem Jahre werden jetzt ungefähr zweitausend neue Schiffe gebaut; 1853 betrug die Zahl derselben 1710 von 425,572 Tonnen. Die Vereinigten Staaten stehen mit nicht weniger als 87 fremden Ländern in directem Schifffahrtverkehr, und einen nicht geringen Theil desselben vermitteln sie durch ihre eigenen oceanischen Dampferlinien, welche von der Unionsregierung eine beträchtliche Entschädigung für die Beförderung der Post erhalten.

Eine seefahrende Nation ersten Ranges, welche mit allen

Erdtheilen in Verbindung steht, hat natürlich eine Menge von Interessen wahrzunehmen und geräth dadurch in manche Reibungen. Als politische Marime gilt, daß die Vereinigten Staaten sich nicht in die Angelegenheiten anderer Völker einmischen sollen, sie thun es aber doch, und gewöhnlich auf eine nicht allzusanfte Weise. In Krieg sind sie seit ihrer Unabhängigkeit nur zwei Mal verwickelt worden, nämlich 1812 mit England und 1846 mit Merico. Aber desto mehr haben sie Irrungen gehabt, insbesondere mit Großbritannien, gegen welches sie Eifersucht hegen und das ihnen auf Schritt und Tritt nachspürt. England hat in Amerika seinen früheren Einfluß nicht behaupten können, möchte aber der Ausdehnung der Union entgegenwirken und die übrigen amerikanischen Staaten nicht in Abhängigkeit von derselben fallen lassen. Diese Bemühungen werden, aller Wahrscheinlichkeit zufolge, vergeblich sein. Die Londoner Regierung hat in allen Zerwürfnissen, welche sie mit jener von Washington gehabt, nachgeben müssen; so bei dem Streit über die Grenze des Staates Maine, bei den Ansprüchen der Amerikaner auf den Besitz der Mündungen des Columbiastromes und des Oregongebietes, so jüngst wieder in den centralamerikanischen Händeln.

Der Einfluß der Nordamerikaner ist ein natürlicher, weil er aus ihrer ganzen Machtstellung hervorgeht. Sie sind ein kräftiges, thätiges, ungemein rühriges Volk, das allen anderen Amerikas in jeder Beziehung überlegen ist. Sie haben unablässig eine Menge von Arbeitskraft und Intelligenz aus Europa an sich gezogen, und stets innern Frieden gehabt, während die meisten ehemals spanischen Kolonien in unablässigen Revolutionen sich aufgerieben haben. Die 500 Millionen Dollars Gold, welche die Nordamerikaner seit 1848 aus Californien erhielten, trugen gewiß nicht wenig dazu bei, ihre commerciellen Unternehmungen auch in den südamerikanischen Staaten auszudehnen und dort ihren Einfluß zu steigern. Schon heute hängt der Handel fast aller dieser Länder zu nicht geringem Theil von ihnen ab, und man findet sie überall, bis in die Gebirgsthäler der großen Cordillere hinein; und wohin sie kommen, bringen sie Leben und Betriebsamkeit. Es liegt in der Natur, daß der Kluge und Starke das Uebergewicht erwirbt; daran vermag Niemand etwas zu ändern, und es scheint unvermeidlich zu sein, daß allmälig ganz Nordamerika bis zur Landenge von Panama mit der großen Union verbunden wird, oder wie man sich auszudrücken pflegt, der Annexation anheimfällt. Bis jetzt hat sie fast in jedem Jahrzehnt ein großes Stück Land mit sich vereinigt; erst Louisiana 1803, nachher Florida 1819, Texas 1845, Oregon 1846, Californien und Neu Merico 1848. Merico selbst ist, gleich den centralamerikanischen Staaten, in tiefem Verfall, in einem Auflösungsproceß begriffen, und unfähig aus sich selbst heraus eine Wiedergeburt möglich zu machen. Diese kann nur von einem Volke kommen, das energisch, betriebsam und frei ist, dabei den Instinct der Ordnung und den Willen hat, diese aufrecht zu erhalten, von einer Nation, die nicht durch Vermischung mit Indianer- und Negerblut verschlechtert worden ist; denn alle Vermischung der weißen Race mit einer anderen verbessert nicht den Menschenstamm, sondern verschlechtert ihn; das ist eine unumstößliche Erfahrung. Kein einziger amerikanischer Staat ist auch nur entfernt im Stande, der großen Union erfolgreichen Widerstand zu leisten, und alle zusammen, auch wenn sie gemeinschaftlich und in engem Bunde zusammenwirkten, hätten nicht Macht und Kraft genug, sich der Nordamerikaner zu erwehren.

Im Interesse der Gesittung und des Handels kann man nur wünschen, daß namentlich Meriko und Mittelamerika möglichst bald verschlungen werden möchten. Die ganze Welt würde dabei gewinnen, am meisten jene Länder selbst, die jetzt weder leben noch sterben können. Auch der europäische Politiker muß wünschen, daß die Union größer und immer größer werde. Schon längst hat sie angefangen, sich in unbequemer Weise geltend zu machen und zeigt nicht übel Lust, sich in die europäischen Angelegenheiten einzumischen. Sie ist mächtig, groß und stark, und wie alle jungen Staaten, die sich fühlen, anmaßend. Sobald sie ihr Gebiet bis nach Panama factisch erweitert, und den 31 Staaten einige Dutzend andere hinzufügt, wird sie in Amerika selbst und mit ihren eigenen inneren Angelegenheiten vollauf beschäftigt sein. Nach einiger Zeit müssen dann die Dinge einen natürlichen Verlauf in der Weise nehmen, daß die große Union sich in mehre gesonderte Theile zerlegt und ein nordamerikanisches Staatensystem sich bildet, das aus einem Norden, Süden und Westen, vielleicht sogar aus fünf oder sechs foederativen Gruppen besteht. Jede derselben wird einen Complex von Republiken bilden, eine Union nach dem Muster der jetzt bestehenden; alle werden sich in specifisch amerikanischer Weise ausbilden und fortentwickeln, sie werden die jetzt verwahrlosten und tief gesunkenen Länder zur Blüthe emporheben und eine ungeheure Fülle von Producten in den Handel bringen. Aber sie können dann für Europa nicht gefährlich werden. Setzt man dem Gelüste der Amerikaner, andere Länder in ihrem Erdtheile zu gewinnen, Schranken, so bleiben sie auf sich beschränkt, erstarken immer mehr als ein Staatenbund und sind befähigt, einen gesteigerten Einfluß geltend zu machen. Ihnen ist die Rolle zugefallen, welche einst die deutschen Völker gegenüber dem innerlich zerrütteten und abgestandenen römischen Kaiserreiche durchzuführen hatten; auch Meriko und Centralamerika sind morsch und faul, Nordamerika ist stark, frisch und gesund. Was das Ende sein wird, ist also klar, und Niemand vermag ein Geschick abzuwenden, das sich erfüllen muß.

Dresden, den 15. Januar.

— Aus einem Artikel des Dr. J. ist zu entnehmen, daß unsere Staatsregierung die in öffentlichen Blättern mehrfach besprochene Lage der in den letzten zwei Jahren nach Serbien ausgewanderten sächsischen Staatsangehörigen fortwährend im Auge behalten und kein ihr dargebotenes Mittel unbenutzt gelassen hat, um den ihr zugegangenen Klagen über die Behandlung, welcher diese Arbeiter dadurch ausgesetzt sein sollten, daß die ihnen bei ihren Engagements gemachten Zusicherungen nicht gehalten würden, insoweit sie sich als begründet erwiesen, thunliche Abhilfe zu verschaffen. Der in Anspruch genommenen Vermittelung des k. k. österreichischen Generalconsuls zu Belgrad ist es denn auch gelungen, durch Verhandlungen mit der serbischen Regierung mehre von den für die fiscalischen Bergwerke zu Maidanpek engagirten sächsischen Arbeitern contractmäßig übernommene Verbindlichkeiten, deren geforderte Erfüllung zunächst die Klagen hervorgerufen haben mag, völlig zu beseitigen und überhaupt die Lage der Uebergesiedelten wesentlich zu verbessern. Namentlich ist von der serbischen Regierung dafür gesorgt worden, daß die von ihren Aeltern nach Serbien mitgebrachten Kinder Schulunterricht in deutscher Sprache erhalten. Ferner hat das österreichische Generalconsulat sich erboten, auch in der Folge den Verhältnissen der sächsischen Einwanderer seine Fürsorge angedeihen zu lassen und etwaigen Unzuträglichkeiten entschieden entgegen zu treten.

— Bei dem k. Bezirksgericht zu Dresden kam am vergangenen Dienstage der vor einiger Zeit in der Ostraallee versuchte Einbruchsdiebstahl (s. Nr. 50 v. vor. J.) zur Verhandlung. Als Angeklagte erschienen die Bildhauergehilfen S. Jähric aus Loschwitz und J. F. Schneider von hier. Beide sind schon früher wegen Eigenthumsvergehen in Untersuchung gezogen und bestraft worden. Jährig, welcher von der Localität in dem Hause Nr. 27 der Ostraallee genaue Kenntniß besaß, da sein Bruder daselbst eine Bildhauerwerkstatt hat, in welcher der Angeklagte früher gearbeitet, faßte den Entschluß, in das neben der Werkstatt liegende Gewölbe des Kaufmann P. einzubrechen und wußte Schneidern zur Theilnahme an diesem Vergehen zu bereden. Sie waren deshalb Beide am 7. Dec. v. J. (einem Sonntage), Abends in der zehnten Stunde durch das Fenster in die Jährig'sche Werkstatt gestiegen und hatten die an das P'sche Comptoir stoßende Mauer zu durchbrechen gesucht; da ihnen dies aber zu viel Mühe verursachte, durchbrachen sie die an das Gewölbe

stoßende schwächere Mauer. Hier hatten sie bereits eine zum Einsteigen ausreichende Oeffnung gemacht, als sie den Weg durch davorstehende Cigarrenkisten versperrt fanden, von denen sie 20 Stück hereinnahmen, um Platz zu gewinnen. Bekanntlich wurde das weitere Vordringen der Diebe in das Comptoir, in welchem sich in einem leicht zu erbrechenden Pulte 300 Thlr., in einem feuerfesten Schranke aber eine weit größere Summe in Geld und Werthpapieren befanden, verhindert. Die Polizeibehörde hatte nämlich von dem Vorhaben vorher Kenntniß erhalten und auch den Besitzer des Comptoirs davon benachrichtigt; als daher die Diebe bemerkten, daß sie beobachtet wurden, hatten sie, ohne etwas zu entwenden, die nicht gefahrlose Flucht durch den Mühlgraben ergriffen, so daß trotz der getroffenen Vorkehrungen ihre Haftnahme nicht sofort erfolgen konnte. — Bei der öffentlichen Verhandlung, in welcher die Inculpaten offen eingestanden, den Einbruch lediglich in der Absicht, Geld zu stehlen, unternommen zu haben, lautete nach geschlossener Beweisaufnahme die Anklage der Staatsanwaltschaft auf beendeten ausgezeichneten Diebstahlsversuch, womit sich die Vertheidiger (Adv. Fränzel und Matthäi) in der Hauptsache einverstanden erklärten, obgleich sie das Verfahren der Polizei, deren Aufgabe es sei, Verbrechen zu verhüten und zeitiger und zweckmäßiger, als im vorliegenden Falle geschehen, einzuschreiten, nicht zu billigen vermochten. Nachdem die Herren Vertheidiger mehre Momente hervorgehoben, welche geeignet schienen, das Strafmaß der Angeklagten zu mildern, und die Staatsanwaltschaft das Verfahren der Polizeibehörde schließlich in Schutz genommen, zog sich der Gerichtshof zurück, um nach einstündiger Berathung das Urtheil zu verkünden, welches Jährig, in Berücksichtigung des Rückfalles, mit 2 Jahren 4 Monaten Zuchthaus und Schneider mit 2 Jahren 3 Monaten Arbeitshaus unter Zweidrittheil-Schärfung belegte.

— Am heutigen Tage feierte ein gewiß vielen unserer Leser bekannter Mitbürger, der Stadtwundarzt F. G. Zinner, sein 50jähriges Bürgerjubiläum. Derselbe hatte sich, nachdem er vorher einige Jahre als Wundarzt in dem benachbarten Briesnitz practicirt, am 15. Jan. 1807 als Bürger hier niedergelassen und eine sogenannte Pest-Barbierstube erworben. In den darauf folgenden Kriegsjahren hat sich der Jubilar in den verschiedenen Spitälern der Residenz durch seine aufopfernde Thätigkeit vielfache Verdienste erworben, während seiner ganzen 50jährigen Laufbahn aber war er besonders der ärmeren Klasse ein helfender Freund und Berather, der nie fehlte, wo seine Hilfe erheischt wurde. Schon am 30. April 1853 beging Herr Zinner sein 50jähriges Jubiläum als praktischer Wundarzt, am 9. April 1854 feierte er seine goldene Hochzeit, und am 28. Nov. 1856 waren es 50 Jahre, daß er der hiesigen Innung der Barbierstubenbesitzer angehört. An dem heutigen Ehrentage wurde der Jubilar von Seiten des Stadtraths durch einen Deputirten begrüßt, und gewiß vereinigen sich Alle, welche den wackern Greis kennen, zu dem Wunsche, daß ihm für den Spätabend seines mühevollen Lebens neben dem lohnenden Bewußtsein treuer Pflichterfüllung sein bisheriges geistiges und körperliches Wohlbefinden bewahrt bleiben möge.

Roßwein, 9. Januar. Heute wurde auf dem Saale des hiesigen Handwerkshauses ein kolossaler Stammbaum von 27 Ellen Länge und 5 Ellen Breite, der vom Lehrer Schmidtchen in Schlettau gefertigt, in deutscher und englischer Sprache 6000 Namen trägt und einen Kostenaufwand von 3000 Thlr. bereits nöthig gemacht hat, von den hiesigen Erben eines bedeutenden Vermögens gezeigt. Es gilt nämlich, die Hinterlassenschaft eines in London 1728 verstorbenen Schiffscapitäns Kandler von 180,000 Pfd. St. (circa 1,250,000 Thlr.) zu heben, zu welchem Zwecke der Stammbaum nebst Stammbuch angefertigt worden ist. Der Ertrag der Ausstellung (Entrée 2 Ngr.) ist bereitwillig von den hiesigen Kandler'schen Erben der hiesigen Armenkasse nach Abzug der unumgänglichen Regiekosten überlassen worden. Es ist nach Aller Meinung der mit großem Fleiße und einem Zeitaufwande von über drei Jahr gefertigte Stammbaum eine Sehenswürdigkeit, die ihres Gleichen sucht. Der größte Theil der übrigen Erben lebt im sächsischen Erzgebirge. (Dr. J.)

**Bautzen, 10. Jan. In der vorgestrigen Sitzung des hiesigen k. Bezirksgerichts kam ein Verbrechen zur Verhandlung, welches wegen der Raffinirtheit, mit welcher es verübt zu werden pflegt, leider nur selten durch den strafenden Arm der Justiz erreicht werden kann. Auf der Anklagebank befand sich nämlich der Gartennahrungsbesitzer Scholze aus Schmölln, angeklagt des gewerbmäßigen Wuchers. Es lagen zehn Fälle vor, in denen der Angeklagte 810 Thlr. ausgeliehen und sich dafür 1069 Thlr. gegen Wechsel hatte versprechen lassen. Obgleich er seine strafbaren Manipulationen mit vieler Vorsicht ausgeführt und vor Gericht Alles beharrlich leugnete, so sprachen doch die Aussagen der gegen ihn auftretenden Belastungszeugen zu laut für seine Schuld, als daß man an seiner Verurtheilung hätte zweifeln können. Der Gerichtshof erachtete denn auch schließlich den Angeklagten für überführt und verurtheilte ihn zu einem Jahr Gefängniß und einer Geldbuße von 1600 Thlr.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Rß.	Weizen nGr.	Roggen Rß.	Roggen nGr.	Gerste Rß.	Gerste nGr.	Hafer Rß.	Hafer nGr.	Erbsen Rß.	Erbsen nGr.
Dresden	Jan.	von	5	6	3	15	2	26	1	16	—	—
	12.	bis	5	18	3	20	3	10	1	25	—	—
Bautzen	Jan.	von	5	—	3	5	2	20	1	10	—	—
	10.	bis	5	25	3	15	3		1	20	4	15
Meißen	Jan.	von	5	15	3	15	2	25	1	16	3	25
	10.	bis	—	—	3	20	3	—	1	22	—	—
Pirna	Jan.	von	5	—	3	12	2	20	1	15	—	—
	12.	bis	5	20	3	27	3	—	1	25	—	—
Radeburg	Jan.	von	5	15	3	10	3	2	1	15	4	8
	14.	bis	5	28	3	15	3	6	1	27	—	—
Roßwein	Jan.	von	5	15	3	20	2	20	1	15	4	—
	13.	bis	6	—	4	5	3	—	1	18	4	5
Chemnitz	Jan.	von	5	20	3	20	2	25	1	15	3	20
	10.	bis	6	5	4	5	3	5	1	18	4	—

Dresden. Das Schock Stroh — Thlr. — Ngr. bis 5 Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu 1 „ — „ „ 1 „ 6 „

Radeburg. Heidekorn 2 Thlr. 15 Ngr. bis 3 Thlr. 3 Ngr.

Eingegangen: 783 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 10. bis mit 12. Jan. 1857.
die Kanne 14 Ngr. — Pf. bis 15 Ngr. — Pf.
— in Pirna (12. Jan.) 13 „ — „ „ 14 „ — „
— in Roßwein (13. Jan.) 12 „ — „ „ 14 „ 6 „
— in Chemnitz (10. Jan.) 16 „ — „ „ 17 „ — „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3 % große 83½ gesucht; dergleichen kleine 84 gef. Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 101½ gef.; desgl. von 1847 à 4 % 98½ gef.; dergl. von 1852 und 1855 à 4 % 98½ gef.; dergl. von 1852 4 % à 100 Thlr. 99½ gef.; dergl. 1855 à 3 % 77½ gef. Land-Renten-Briefe große 83½ gef.; dergl. kleine 87 gef. Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99 gef. Erbl. Pfand-Briefe à 4 % große 99 angeb., kleine 99½ angeb.; dergl. à 3½ % große 91½ angeb., kleine 92½ angeb.; dergl. 3½ % große 86½ angeb., kleine 87½ angeb. Lausitzer 4 % Pfand-Briefe große 99 angeb., kleine 100 gef.; dergl. 3½ % große und kleine 94 angeb.

Preuß. 4½ % Anleihe 99 gef.; dergl. 4 % 93 gef. Preuß. 3½ % Staats-Schuld-Scheine 83½ gef.

Oesterr. 5 % National-Anleihe 80½ gef.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 15 Ngr. — Pf. Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.

Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99½.

Dresden, den 15. Jan. 1857.

Ed. Rockstroh.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.

(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 3 und eine Beilage.)

Freitag, Nr. 4. 23. Januar 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Wie aus den jetzt veröffentlichten Noten, welche wegen der Neuenburger Frage zwischen den Kabineten von Berlin und Wien gewechselt wurden, zu ersehen, ist der alte Zwiespalt zwischen den beiden deutschen Großmächten auch in dieser Angelegenheit hervorgetreten. Oesterreich hat es für unstatthaft erachtet, daß Preußen, ohne beim Bundestage anzufragen, seine Truppen durch Süddeutschland marschiren lassen wollte, und Preußen macht wiederum der österreichischen Regierung den Vorwurf, daß es ihr mit diesem Widerspruche darum zu thun gewesen sei, nicht nur einen Aufschub in der Ausführung militärischer Maßregeln gegen die Schweiz herbeizuführen, sondern daß es auch in Oesterreichs Wunsche gelegen habe, einen für Preußen günstigen Beschluß des deutschen Bundes abzuwenden. Es hat dieser diplomatische Streit durch die vorläufige Beseitigung des schweizerischen Conflicts seine Erledigung gefunden, doch bleibt es immerhin bedauerlich, daß die erzielte Ausgleichung nicht durch ein Zusammengehen der beiden deutschen Großmächte und erst durch die Einmischung einer fremden Regierung erreicht werden konnte. — Wie aus Nürnberg berichtet wird, hat nicht nur Preußen, sondern auch Oesterreich der seit dem 15. Jan. zur Berathung eines allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuchs dort versammelten Commission einen Entwurf, welcher zur Grundlage jener Berathungen dienen soll, vorgelegt. Die Commission hat sich indeß sofort für die Berathung des von der preußischen Regierung ausgearbeiteten Entwurfs entschieden, und die Verhandlungen darüber sind bereits im besten Gange.

Im Großherzogthum **Baden** hat die Bevölkerung in den letzten drei Jahren um 42,371 Seelen abgenommen, während fast in allen andern deutschen Staaten eine erhebliche Vermehrung der Seelenzahl eingetreten ist. Diese auffällige Erscheinung erklärt sich durch die massenhafte Auswanderung, welche in Baden nicht allein von der Regierung, sondern auch von den Gemeinden befördert wurde, um eine Anzahl von Familien, welche der öffentlichen Unterstützung anheim fielen, jenseits des Meeres in bessere Verhältnisse zu bringen. Es sind in der erwähnten dreijährigen Periode aus Baden (welches jetzt 1,314,837 Einw. zählt) nicht weniger als 37,827 Personen ausgewandert.

Der **König von Hannover**, welcher schon vor fünf Jahren das Protectorat des Freimaurerbundes in seinem Königreiche übernommen, ist nun dem Bunde selbst beigetreten. Am 14. Jan. erfolgte in der Residenzstadt die feierliche Aufnahme des Monarchen, wozu nicht nur sämmtliche Logen Hannovers, sondern auch viele auswärtige Logen Deputationen abgesandt hatten. Die sächsischen Logen wurden dabei durch den Hammerführenden der großen Landesloge von Sachsen vertreten. Der König, welcher in der üblichen Weise die drei Grade der Freimaurerei erhalten, hat sodann das Amt eines Großmeisters des hannöverschen Logenbundes übernommen. Es ist dieser Schritt um deswillen von besonderer Bedeutung, da in neuerer Zeit der Bund der Freimaurerei von Seiten der politischen und kirchlichen Reactionspartei ebenso maßlosen als unverdienten Angriffen preisgegeben ist.

Preußen. Als am 15. Januar in Berlin die Nachricht einging, daß an diesem Tage nur erst der schweizerische Nationalrath der von Preußen aufgestellten Forderung (in Betreff der Neuenbürger Gefangenen) zugestimmt habe, wurde zwar die Mobilisirungsordre vom Könige unterzeichnet, doch unterblieb in der sicheren Erwartung weiterer günstiger Nachrichten die Absendung derselben an die betreffenden Stellen. Als die weiteren Beschlüsse der Eidgenossenschaft (s. Schweiz) bekannt wurden, blieben natürlich alle weiteren Maßregeln sistirt, und der Ministerpräsident v. Manteuffel hat bereits am 20. Jan. den Kammern angekündigt, daß nunmehr die Regierung bereit sei, die Neuenburgischen Verhältnisse im Wege einer Conferenz mit den Großmächten zu ordnen. Wie verlautet, soll diese Conferenz, bei welcher natürlich auch die Schweiz vertreten sein wird, in Frankfurt a. M. oder Karlsruhe, nach anderen Angaben in London abgehalten werden; etwas Gewisses scheint darüber noch nicht bestimmt zu sein.

Auch die diesmalige Session des Landtags wird nicht ohne Verfassungsänderungen vorübergehen. Der Minister des Innern hat zwei Anträge, mit welchen im vorigen Jahre die äußerste Rechte nicht durchkam, diesmal selbst in die Hand genommen, um ihnen Geltung zu verschaffen. Der erste bezieht sich auf einen späteren Zusammentritt der Kammern (im Jan. statt im Nov.) und ist von minderer Bedeutung. Der zweite aber geht darauf hinaus, daß die Frist von drei Wochen, welche jetzt zwischen den für Verfassungsänderungen vorgeschriebenen zweimaligen Abstimmungen liegen muß, künftig auf zehn Tage herabgesetzt werden soll. Wird ein solcher Beschluß gefaßt, so ist den Gegnern der jetzigen Staatseinrichtung, welche mit der Verfassung gern so schnell als möglich tabula rasa machen möchten, ihre Arbeit wesentlich erleichtert. —

Oesterreich. Infolge des Concordats sind nun die neuen Ehegerichte mit geistlichen Präsidenten und Räthen zusammengesetzt worden, doch verlautet noch nichts von der praktischen Wirksamkeit dieser unter der Bevölkerung unliebsamen Einrichtung. Wie berichtet wird, haben sich mehre angesehene Juristen Wiens geweigert, vor jenem Tribunale als Sachwalter der Parteien aufzutreten. — Der Empfang, welchen der Kaiser mit seiner Gemahlin in der lombardischen Hauptstadt gefunden, wird nicht nur als äußerst glänzend geschildert, sondern es geben sich dort auch weit lebhaftere Sympathien für das jugendliche Herrscherpaar kund, als nach früheren Vorgängen erwartet werden durfte. Unstreitig haben hierzu die umfassenden Gnadenacte, welche der Kaiser erlassen, nicht wenig beigetragen; auch erwartet man neben der Beseitigung der bisherigen Militärherrschaft mit Sicherheit noch mehrfache heilsame Reformen in der inneren Verwaltung der italienischen Provinzen. — In **Verona** wurde 32 Flüchtlingen, welche wegen Hochverraths in den Proceß von Mantua verwickelt waren, von dem Kaiser vollkommene Amnestie ertheilt. Auch in Ungarn ist wiederum 19 Hochverrathssträflingen der Rest ihrer Strafe erlassen worden.

Schweiz. Die sichere Erwartung, daß die schweizerische Bundesversammlung zur friedlichen Beilegung des Neuenburger Conflictes auf der gebotenen Grundlage sich bereit fin-

den lassen würde, ist vollständig in Erfüllung gegangen; der Nationalrath und der Ständerath haben am 15. und 16. Januar die Anträge des Bundesraths mit großer Majorität angenommen. Diese Anträge beschränkten sich darauf, 1) daß die Bundesversammlung, in Ausübung der Souveränetät der Eidgenossenschaft, die sofortige Niederschlagung des Royalisten-Processes beschließe, 2) daß die Angeklagten so lange das Schweizergebiet zu verlassen haben, bis die Neuenburger Angelegenheit definitiv erledigt ist, und 3) daß seiner Zeit das definitive Uebereinkommen in der Neuenburger Frage der Bundesversammlung zur Genehmigung vorgelegt werden solle. Von einer Vorbedingung über die künftige Unabhängigkeit des Kantons Neuenburg, wovon anfänglich die schweizerischen Blätter meldeten, war in jenen Anträgen nichts enthalten. Hierüber verbreitete sich vielmehr eine Botschaft des Bundesraths, worin die Resultate der in den letzten vierzehn Tagen gepflogenen diplomatischen Verhandlungen ausführlich mitgetheilt sind, und namentlich auch nachzuweisen gesucht wird, daß ein Eingehen auf die obigen, den Fortbestand des Friedens verbürgenden Anträge unter den obwaltenden Verhältnissen mit der Ehre und Würde der Schweiz recht wohl verträglich sei. Es handelte sich dabei vorzugsweise um die von dem Kaiser der Franzosen gemachten Zusagen, und diese werden denn in der Botschaft auf die wörtliche Erklärung beschränkt: „daß die Regierung des Kaisers die Verbindlichkeit übernehme, alle Anstrengungen zu machen, um nach der Freilassung der Gefangenen eine den Wünschen der Schweiz entsprechende Ausgleichung herbeizuführen, welche ihr die gänzliche Unabhängigkeit Neuenburgs durch die Verzichtleistung des Königs von Preußen auf die Rechte, welche die Tractate ihm auf dieses Fürstenthum zuerkannt, zusichern würde; auch habe die französische Regierung die Versicherung, daß Preußen, sobald die Freigebung der Gefangenen erfolgt sei, sich jeder feindseligen Maßregel gegen die Schweiz enthalten werde." Dieser Erklärung hatte sich England aber nur insoweit angeschlossen, daß die britische Regierung ausdrücklich hervorhob, wie sie irgend eine Bürgschaft für den Erfolg der bei dem König von Preußen zugesagten Verwendung nicht zu geben vermöge. Das österreichische und russische Kabinet hatten ebenfalls in ihren Noten, wenn auch in allgemeinern Ausdrücken, eine Verwendung für eine der Schweiz günstige Ausgleichung zugesagt.

Bei alledem würden aber die obigen Anträge des Bundesraths in der Bundesversammlung nicht jene allgemeine Zustimmung gefunden haben, wenn nicht den Mitgliedern vorher anderweite vertrauliche Mittheilungen über die eigentliche Tragweite der französischen Erklärung gemacht worden wären, welche in der officiellen Botschaft nicht wohl niedergelegt werden konnten. Als nämlich am 14. Jan. früh der Nationalrath, welchem zuerst die Beschlußfassung zukommt, zusammentrat, waren die Anträge des Bundesraths bereits durch die Vorberathungen einer Commission vollständig zur Annahme vorbereitet und die Beschlußfassung sollte in einer Nachmittags abzuhaltenden Sitzung erfolgen. Hiergegen erhob sich aber ein energischer Widerspruch in der Versammlung; man wollte eine reifliche Erwägung des vorliegenden Actenmaterials und keine Uebereilung, welche leicht den Anschein hervorrufen könne, als handle man unter dem Einflusse der von preußischer Seite erhobenen Drohungen. Die Entscheidung wurde denn auch auf den 15. Jan. vertagt; zugleich mochte man aber die Wahrnehmung gemacht haben, daß die Zusicherungen Frankreichs den Mitgliedern der Versammlung keineswegs genügten und darin eine entsprechende Garantie für die Schweiz nicht gefunden werden könne. Unter diesen Umständen hielt man es für gerathen, eine vertrauliche Vorbesprechung unter den Mitgliedern des Nationalraths eintreten zu lassen, welche noch an demselben Abende stattfand. In dieser Versammlung ist es nun sehr stürmisch hergegangen und die Anträge des Bundesraths haben dort einer lebhaften Opposition begegnet. Deshalb sah sich, wie öffentliche Blätter versichern, der Ständerath Dr. Kern, welchen die Regierung als Abgeordneten nach Paris gesendet, veranlaßt, vertrauliche Eröffnungen über die mit dem Kaiser Napoleon gepflogenen Unterredungen zu machen, welche allerdings geeignet waren, der Stimmung der Versammlung eine andere Richtung zu geben. Es ging aus jenen Eröffnungen hervor, daß der französische Kaiser mit großem Nachdruck den beiden schweizerischen Abgeordneten erklärt habe: „wenn die völlige Unabhängigkeit Neuenburgs vom König von Preußen nach der Freilassung der Gefangenen nicht anerkannt werden sollte, würde er die Sache wie seine eigene ansehen und mit aller Macht auf die Seite der Schweiz treten." Hieraus ersahen die Zweifelnden, daß der endliche Erfolg nicht ausbleiben werde, während man zugleich die Ueberzeugung gewann, daß der Kaiser Napoleon schwerlich eine derartige Zusage gemacht haben würde, wenn ihm nicht zuvor die volle Geneigtheit Preußens zur Anerkennung der Unabhängigkeit Neuenburgs bekannt gewesen wäre.

Als daher am 15. Januar der Nationalrath zusammen trat, fehlte es zwar nicht an Opposition gegen die Anträge des Bundesraths, doch wurden die letztern schließlich mit 91 gegen 4 Stimmen angenommen. Ein Gleiches geschah am folgenden Tage in der Versammlung des Ständeraths. Dort traten besonders die Abgeordneten Genf's gegen die gemachten Vorschläge auf, und der jenen Kanton vertretende Professor K. Vogt (welcher einst dem deutschen Parlamente angehörte) suchte namentlich die Zuverlässigkeit der von französischer und preußischer Seite gegebenen Zusicherungen in Frage zu stellen. Dessenungeachtet wurden auch hier nach siebenstündiger Debatte die mehrerwähnten Anträge mit 33 gegen 3 Stimmen genehmigt und somit zum vollgiltigen Beschlusse erhoben. Die Gefangenen in Neuenburg sind demgemäß entlassen und in militärischer Begleitung über die französische Grenze gebracht worden. Die aufgebotenen Truppen werden demnächst in ihre Heimath zurückkehren. — Die Beschlüsse der Bundesversammlung haben übrigens, namentlich in der französischen Schweiz, vielfache Unzufriedenheit hervorgerufen, welche sich durch verschiedene Demonstrationen kundgiebt. Dessenungeachtet aber wird die Ueberzeugung, daß nach Lage der Dinge kaum etwas Besseres erreichbar erschien, sich nach und nach Geltung verschaffen, wenn auch Diejenigen vollständig Recht haben mögen, welche meinen, daß die Eidgenossenschaft, wollte sie sich einmal zu dem gegenwärtig gemachten Zugeständnisse verstehen, auch ohne die kostspielige Aufbietung ihrer militärischen Kräfte der jetzt gewonnenen Ergebnisse gewiß sein konnte.

Frankreich. Seit lange hat keine Gerichtsverhandlung das Interesse des Publicums so lebhaft in Anspruch genommen, als der Criminalproceß gegen Johann Ludw. Verger, den Mörder des Erzbischofs von Paris. Schon am frühen Morgen des 17. Jan. hatten sich viele Tausende aus allen Ständen vor dem Justizpalaste versammelt, um den Verhandlungen beizuwohnen, was natürlich nur einem Theile der unabsehbaren Menge gelang, da der Zutritt nur gegen Vorzeigung von Karten gestattet war. Die Neugier war namentlich dadurch gesteigert worden, daß der Mörder in seinem ersten Verhöre sehr unangenehme Enthüllungen über das Leben der höhern Geistlichkeit gemacht, von denen man glaubte, sie würden vor den Geschwornen wiederholt werden.

Die Sitzung begann früh um 10 Uhr mit der Verlesung des Anklageacts. Diesem Actenstücke ist zu entnehmen, daß Verger seine furchtbare That in demselben Augenblicke verübte, wo der Erzbischof Sibour seine Hände ausstreckte, um die in seiner nächsten Umgebung Knienden zu segnen; in diesem Momente hatte der Verbrecher sich erhoben, um dem Prälaten das unter seinem Paletot verborgene Messer in die Brust zu stoßen. Ferner wird nachgewiesen, daß Verger mit voller und kaltblütiger Ueberlegung gehandelt und daß von einer Geistesstörung desselben keine Rede sein könne. Seine Vergangenheit liefert indeß mehrfache Belege für seinen leidenschaftlichen und überaus heftigen Charakter, welcher wenig zu dem kirchlichen Amte, das er verwaltete, paßte. Am 20. Aug. 1826 in Neuilly ge-

boren, hatte er im Alter von 14 Jahren ein Seminar bezogen, das er 1844 wegen einer Veruntreuung wieder verlassen mußte. Hierauf brachte er einige Jahre in einer Privatanstalt zu, um später in das große Seminar zu Meaux einzutreten und in dem Alter von 23 Jahren die Priesterweihe zu empfangen. Zuerst war er Hilfsprediger in mehren Landgemeinden der Diöcese Meaux, doch genügte diese bescheidene Stellung seinem Stolze und dem Ehrgeize nicht, welche seit dieser Zeit die Grundzüge seines Charakters bildeten. Im Jahre 1852 kam Verger nach Paris, wo er sich zu einer glänzenden Stellung berufen glaubte; er wurde als Priester bei der Kirche St. Germain angestellt, wo der Abbé Legrand als Pfarrer fungirte. Mit diesem seinen Obern scheint Verger bald in ein vertrauliches Verhältniß getreten zu sein, denn Legrand gab ihm nicht allein die Summe von 800 Fr. zu Bezahlung seiner Schulden, sondern er räumte dem jungen Priester auch ein Zimmer in seiner Wohnung ein. Dieses intime Verhältniß wurde jedoch gestört, als Verger seine Erwartung, durch die Protection des Pfarrers schnell aufzurücken, getäuscht sah. Es sind diese Verhältnisse nicht vollständig aufgeklärt worden, und man weiß nur, daß Verger nach seinem Zerfall mit Legrand diesen Letzteren mit Schmähungen und Verleumdungen überhäufte. Dies führte im Aug. 1855 zu Vergers Entlassung. Derselbe brachte aber noch sieben Monate in Paris zu, verlangte seine Wiederanstellung, für welche er selbst einen Gehalt von 2300 Francs festsetzte und behelligte namentlich den Erzbischof, Msgr. Sibour, mit seinen Gesuchen und Beschwerden. Aus Mitleid für sein Elend verwendete sich denn auch Msgr. Sibour, welcher sich stets gütig gegen den Petenten zeigte, bei dem Bischofe von Meaux und erwirkte es auf diesem Wege, daß Verger am 12. März 1856 wieder in seine Diöcese zurückberufen und zum Priester von Serris ernannt wurde. Kaum eingetreten in diese Stellung, zog er sich abermals durch wiederholte Vergehen neue Strafen zu. Er schrieb ein beleidigendes Pamphlet gegen ein Urtheil des Gerichtshofs zu Melun, predigte in seiner Kirche gegen das Dogma der unbefleckten Empfängniß Mariä und verfaßte endlich eine äußerst heftige Schrift gegen die Dogmen der katholischen Religion und die geistliche Autorität und Disciplin. Alles dies veranlaßte, daß ihn im December 1856 der Bischof von Meaux mit dem Interdict belegte.

Zu Weihnachten begab sich Verger von Serris nach Paris, um den Erzbischof Sibour um Aufhebung des Interdicts zu bitten; doch gesteht er selbst ein, daß der Gedanke, sich durch ein Verbrechen zu rächen, sich seiner seit dem 26. December bemächtigt habe, da er an diesem Tage, wie er versichert, vernommen, daß der Erzbischof der Gewährung seiner Bitte abgeneigt sei und ihn überhaupt nicht anhören wolle. Aber auch schon früher sind ihm Mordgedanken nicht fremd geblieben. Er erzählte in seinem ersten Verhöre, daß er im vorigen Jahre bei seiner Entlassung aus der Kirche St. Germain ein Beil gekauft, mit welchem er den Pfarrer dieser Kirche, sowie den Erzbischof von Paris habe ermorden wollen. Aus angeblich guter Quelle (der Anklageact erwähnt davon nichts) wird ferner mitgetheilt, daß Verger sich vor einiger Zeit in einem Trappistenkloster erkundigte, welche Schritte ein Priester zu thun habe, um in der Kapelle des Vaticans zu Rom die Messe lesen zu dürfen. Man ahnte den Grund seiner Nachfragen nicht entfernt, machte ihn aber auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die sich einem solchen Vorhaben entgegenstellen würden. Diese Schwierigkeiten, namentlich aber der Mangel an den zu einer Reise nach Rom nöthigen Geldmitteln, sollen Verger von der Ausführung seines ursprünglichen, durch spätere Aeußerungen ziemlich deutlich kundgegebenen Planes, den Papst selbst zu ermorden, um in ihm den höchstgestellten Verkündiger der unbefleckten Empfängniß zu treffen, zurückgehalten haben. — Die Einzelheiten seiner am 3. Januar verübten schaudervollen That erzählte Verger im Verhöre mit einer Ruhe, die zugleich den überlegensten und grausamsten Willen bekundete; er fügte hinzu, daß er ganz Herr seiner selbst gewesen und wohl gewußt, was er gethan hätte; ja am Tage des Verbrechens und in Betracht der Folgen, die es haben mußte, schrieb Verger noch mit vollkommener Ruhe des Geistes seinen letzten Willen nieder. Unter solchen Umständen gelangt der Anklageact zu dem Schlusse, daß der Mord an der Person des Erzbischofs freiwillig und mit Vorbedacht begangen worden, und beantragt deshalb, daß dieses Verbrechen nach der betreffenden Bestimmung des Strafgesetzbuchs bestraft werde.

Nach Verlesung der Anklageschrift, welche Verger mit ruhiger Haltung anhörte, sollte die Abhörung der Zeugen, von denen 16 geladen waren, beginnen, als der Angeklagte das Wort verlangte, um in längerer Rede darzulegen, daß man ihm nicht volle Gerechtigkeit zu Theil werden lasse. Die Anklageschrift, sagte er, gebe den Geschwornen über ihn und seine That die genaueste Auskunft; aber ihm selbst sei nicht der nämliche Vortheil geboten. Seit seinem Eintritt in das Gefängniß habe er furchtbare Waffen geschmiedet, die seine Feinde, die Mitglieder der Inquisition, bloßstellen würden; aber man gestatte ihm nicht, vollständigen Gebrauch von seinen Waffen zu machen. So habe er die Vorladung von 60 Zeugen beantragt, aber man habe sie ihm verweigert. Er verlas hierauf einen Brief, den er deshalb an den Justizminister gerichtet und worin er schrieb, daß er, da man seine Vertheidigung beschränke, jedwede Antwort auf die Fragen des Präsidenten verweigern werde. Der Vorsitzende des Gerichtshofs entgegnete hierauf, daß Verger sich zur Vertheidigung bereit erklärt habe, und der Generalprocurator sagte, daß die von dem Angeklagten vorgelegte Zeugenliste eine häßliche Schmähschrift sei, und daß es in der Absicht des Erstern liege, in diesem Augenblicke noch die ausgezeichnetsten Mitglieder der französischen Geistlichkeit verleumden zu wollen. Verger rief in steigender Aufregung: „Lesen Sie! lesen Sie!“ und bestand auf Vorlesung der von ihm angefertigten Liste. Der Gerichtshof zog sich hierauf zurück, um sich über dieses Verlangen zu berathen. Der Beschluß lautete dahin, daß mit den Debatten fortgefahren und dem Antrage des Angeklagten nicht stattgegeben werden solle. Infolge dieser Entschließung weigerte sich Verger, auf ein ferneres Verhör einzugehen.

Es wurden nun mehre geistliche Zeugen vernommen, welche indessen nur bereits bekannte Thatsachen bekundeten. Verger bezeichnete sie als seine Gegner und fügte die Worte hinzu: „Er sei der Feind der heutigen pharisäischen und heuchlerischen Geistlichkeit.“ Als dem Angeklagten unter lebhafter Bewegung der Zuhörer das große Messer vorgelegt und er gefragt wurde, ob es dasselbe sei, mit dem er die blutige That vollbracht habe, antwortete er mit einem kalten „Ja!“

Während des Zeugenverhörs hatte die Aufregung des Angeklagten sich immer mehr gesteigert, und als der Großvicar von Meaux die Umstände erörterte, welche das Interdict herbeigeführt, rief ihm Verger zu: „Sie sind ein Bösewicht!“ Als ihn der Präsident unterbrach, fügte er hinzu: „Ihr seht hier nur einen Todten, einen Dolch, ein Schaffot, eine Guillotine; ich aber sehe etwas Anderes. Ich habe fünfzehn Jahre an diesem Resultate gearbeitet, und Ihr wollt mich nicht einen einzigen Tag anhören!“ Vorher hatte er dem Publicum zugerufen, das Volk solle verlangen, daß ein von ihm verfaßtes Buch, welches sein Bruder in Händen habe, der Oeffentlichkeit übergeben werde.

Aus dem fernern Verhöre ergab sich, daß die Veruntreuung Vergers in dem Seminar darin bestanden, daß er die zu Studienzwecken von einer Gönnerin erhaltenen Gelder dazu verwendet hatte, sich verbotene Bücher zu kaufen. Ueber das Verhältniß zu dem Pfarrer von St. Germain (dem Abbé Legrand) gab der Angeklagte mehre Aufschlüsse; er behauptete, jenem Pfarrer sei seine Gegenwart in seiner Gemeinde, „wegen geheimer Freundschaften und Anträge, die er ihm (Verger) gemacht,“ lästig geworden, und er habe ihn daher zu entfernen und zu verderben gesucht. Als er hierüber noch weitere Enthüllungen machen wollte, unterbrach der Präsident die Erklärungen Vergers, obgleich derselbe versicherte, daß er noch Vieles

zu sagen habe, da es sich um die Wahrheit handle, die man mit Geduld anhören müsse. Ueber die Proceßangelegenheit zu Melun, worin Berger so eifrig Partei für eine des Giftmords angeklagte Frau genommen, vernahm man, daß er die Angeklagte gar nicht persönlich gekannt, und die Angriffe gegen den dasigen Gerichtshof lediglich deshalb unternommen hatte, weil er sich von der Unschuld der (später verurtheilten) Angeklagten überzeugt hielt. Auch wurde von einem der Zeugen bekundet, daß Berger einmal die Absicht geäußert, zur protestantischen Kirche überzutreten, was der Angeklagte mit dem Bemerken zugestand, daß er davon zurückgekommen, weil er sich überzeugt, daß es auf beiden Seiten Irrthümer gebe.

Im spätern Verlauf des Zeugenverhörs zieh der exaltirte Angeklagte den Präsidenten der Lüge und belegte ihn mit seinem Fluche; er wollte fortfahren, das Betragen zweier französischen Bischöfe, gegen die er Schmähschriften verfaßt, ausführlich darzulegen, und als ihn der Präsident daran hindern wollte, schrie Berger mit lauter Stimme und erneueter Heftigkeit: „Auditorium! Ich bin nicht frei! Ich will die Wahrheit sagen! Ich will sie Jedermann sagen!" Der Abbé Legrand (Pfarrer von St. Germain) erschien ebenfalls als Zeuge; er verlangte den Vortrag der Schmähschriften, die Berger gegen ihn verfaßt. Der Präsident las auch einige Briefe Bergers an den Pfarrer vor, worauf Berger die Geschwornen aufforderte, sie sollten den Vortrag der anderen Actenstücke verlangen. Dem Pfarrer aber rief er in höchster Aufregung wiederholt zu: „Elender! Elender!"

Eine fürchterliche, vielleicht nie dagewesene Scene ging dann vor sich. Der Präsident gab den Befehl, den Angeklagten, der sich wie ein Besessener geberdete, hinauszuführen. Vier Gensd'armen faßten ihn, konnten ihn aber nur mit größter Mühe festhalten, worauf er mit lauter Stimme rief: „Führt mich hinaus! Ich will es! Dieser Elende hat mir ein Appartement in dem seinigen bereitet. Sucht Beweise und Ihr werdet sehen!....."

Die Sitzung wurde eine Weile unterbrochen. Nach Wiederaufnahme derselben brachte man den Angeklagten wieder in den Saal und es wurden die übrigen Zeugen vernommen. Als der Generalprocurator sein Requisitorium vortragen wollte, überstieg die Exaltation des Angeklagten alle Grenzen. Er wandte sich wiederholt an die Richter, die anwesenden Geistlichen und die Geschwornen, untersagte dem Gen.-Procurator zu sprechen, rief das Volk zu seiner Hilfe herbei (worauf einige Blousenmänner antworteten: „sie wollten mit einem Meuchelmörder nichts zu thun haben") und wehrte sich mit Verzweiflung gegen die Gensd'armen, die ihn auf den Befehl des Präsidenten nach dem Gefängnisse zurückführten.

Das Publicum war von dieser Scene auf das Tiefste erschüttert, und der Gerichtsschreiber konnte nur mit Mühe die Ruhe wiederherstellen. Hierauf folgte die Rede des Gen.-Procurators, welche nach jenem schrecklichen Vorgange ohne besonderen Eindruck auf die Zuhörer blieb. Der Vertheidiger beschränkte sich in seiner Rede darauf, den Nachweis zu führen, daß der Angeklagte wahnsinnig sei, was ihm jedoch nicht gelang. Die Geschwornen zogen sich hierauf zurück und sprachen bei ihrem Wiedererscheinen das Wort „Schuldig" aus. Der Gerichtshof verurtheilte Berger zum Tode. Noch an demselben Abend wurde dem Mörder das Urtheil verkündet; er erklärte, daß er sofort sein Cassationsgesuch einreichen werde und auch ein Begnadigungsgesuch an den Kaiser zu richten wünsche. Beide Schritte werden indessen keinen weiteren Erfolg haben. Den ihm gebotenen geistlichen Zuspruch hat Berger nicht zurückgewiesen, er unterhielt sich vielmehr längere Zeit mit dem Almosenier.

Die Verhandlungen haben in Paris außerordentliches Aufsehn erregt, und wenn die geführten Debatten nicht dazu beitragen konnten, den tiefen Abscheu, welchem der Mörder in allen Schichten der Bevölkerung begegnet, irgendwie zu mindern, so haben doch die Enthüllungen, mit denen Berger drohte, die man aber zu verhindern wußte, vielfache Sensation hervorgerufen. Man vermag es nicht zu billigen, daß dem mit dem Tode bedrohten Angeklagten seine Vertheidigung beschränkt wurde; da überdies die Ueberzeugung Platz greift, daß jene Beschränkung lediglich im Interesse der Geistlichkeit erfolgt sei, so kann hierdurch dem Ansehn des französischen Klerus mehr geschadet werden, als dies vielleicht durch die Enthüllungen Bergers der Fall gewesen wäre. Dagegen hat sich aus den Proceßverhandlungen zur Genüge ergeben, daß gerade das unglückliche Opfer des furchtbaren Verbrechens, der Erzbischof Sibour, nicht die geringste Veranlassung geboten, um den tödtlichen Haß des Verbrechers gegen die Geistlichkeit hervorzurufen oder ihm neue Nahrung zu geben. Den Charakter dieses allgemein verehrten Prälaten wagte selbst der Zorn Bergers während des Processes nicht anzutasten und es wird dadurch bestätigt, daß es dem Mörder nur darum zu thun gewesen, seine Rache an einem hohen Würdenträger der Kirche zu nehmen, ohne sich dabei von irgend welcher Rücksicht auf dessen persönlichen Charakter leiten zu lassen.

Spanien. Die neuen Cortes sollen zum 1. Mai d. J. zusammenberufen werden und ihre Wahl wird nach dem Gesetze von 1846 stattfinden. Die Progressisten scheinen sich bei den Wahlen betheiligen zu wollen und es haben bereits mehre Versammlungen dieser Partei, welche übrigens von der Regierung streng überwacht wird, stattgefunden. — Der Fortbestand des jetzigen Kabinets wird fortwährend als unsicher bezeichnet, und selbst die Königin Christine, welche gegenwärtig in Rom weilt, soll endlich zu der Einsicht gelangt sein, daß der auf den Klerus gestützte Einfluß des Königs für die Ruhe des Landes gefährlich werden kann; sie soll in einem besonderen Schreiben ihrer königlichen Tochter zur Umkehr gerathen haben. — In einem zwischen Madrid und Albaceta gelegenen Städtchen ist es zu blutigen Excessen gekommen. Die dasigen Einwohner widersetzten sich der für das ganze Land verfügten Ablieferung der Waffen, und es wurden bei dem entstandenen Handgemenge mehre Soldaten getödtet. Die Regierung hat zur Wiederherstellung der Ruhe zwei Bataillone von Madrid dorthin abgesandt.

Türkei. Die Pforte hat ihr Vorhaben, die aufsässigen Montenegriner zu unterwerfen, nicht aufgegeben, und es werden gegenwärtig Vorbereitungen zu einem Frühjahrsfeldzuge getroffen, um jenes Bergvolk zur Anerkennung der türkischen Herrschaft zu zwingen. — Die in Konstantinopel eingegangenen Berichte über die gegenwärtigen inneren Zustände des persischen Reichs lauten sehr wenig günstig. Der jetzige Herrscher (Nasareddin Schah) wird von inneren Parteiungen bedroht und sein Thron scheint auf sehr schwachen Füßen zu stehen. Die Finanzen des Landes sind zerrüttet, es fehlt an den nöthigen Mitteln, den begonnenen Krieg kräftig fortzuführen, und mehre Statthalter des Landes erstreben eine unabhängige und selbstständige Stellung. Namentlich soll Murad Mirsa, der Statthalter der Provinz Chorasan, welcher die Festung Herat bezwungen, große Lust haben, sich selbst auf den persischen Thron zu schwingen, was ihm dadurch erleichtert werden würde, daß er an der Spitze des Heeres steht. Der Schah hat sich bekanntlich in seiner Bedrängniß an den Kaiser von Rußland gewendet und diesen um Hilfe gebeten; allein in Petersburg hat man wohl schwerlich ein lebhaftes Interesse, den drohenden Zerfall des persischen Reiches aufzuhalten, da bei dem Eintritt dieser Eventualität Rußland sein Erbtheil zufallen muß. Dagegen wird die russische Politik jedenfalls zu verhüten suchen, daß England, welches dem Schah den Krieg erklärt, die gegenwärtigen Verwickelungen etwa zu seinem Vortheil ausbeutet.

Der Schulgang des Lebens.

(Erzählung aus dem Leben, von Friedrich Lubojatzky.)

(Fortsetzung.)

„Kommen Sie mit mir," fuhr das Stubenmädchen, zu Minchen gewendet, fort. „Vor acht Uhr kehrt das Fräulein nicht zurück, da haben wir überflüssig viel Zeit."

„Aber wenn Fräulein Feodora doch zeitiger käme ... ach lieber Himmel, ich würde sterben vor Schreck," äußerte Minchen.

„Was Sie für eine Courage haben!" lachte Jene. „Denken Sie doch, daß mir selber an einer solchen Ueberraschung nichts liegen kann. Sei'n Sie ganz unbesorgt. Fräulein Feodora ist jetzt in der englischen Conversationsstunde und um drei viertel acht Uhr soll ich sie wie gewöhnlich abholen."

„Wenn das ist, da gehe ich mit," stimmte nun Minchen bei, und ehe sie in Feodorens Zimmer eintraten, fragte sie: „Englisch lernt sie auch?"

„Das kann sie schon, aber 's ist nur wegen der Uebung im Sprechen, deshalb kommen mehrere junge Damen bei einer geborenen Engländerin, einer Lady Howard, zusammen, und erzählen sich alles auf englisch."

„Ich denke mir das Lernen einer fremden Sprache außerordentlich schwer," äußerte Minchen.

„I bewahre, sieht nur so aus. Ich lerne nicht mit, und habe doch schon Kenntnisse im Englischen. Fräulein Feodora hat sich vorgestern halb todt lachen wollen, als sie mich fragte, ob ich der Putzmacherin das, was sie mir aufgetragen, ausgerichtet hätte und ich »yes Milady« antwortete. Sehen Sie, liebes Minchen, wenn man nur ein Bischen aufpaßt, schnappt man schon etwas auf, das heißt nachher Bildung. Und unsern Herrn sein Stiefelputzer, der alte Fink, der ist auch kein dummer Kerl, hat einmal einen Engländer bedient und von dem seiner Sprache auch was profitirt, sagt immer Goddam, was, wie er mir erklärte, so viel wie unser deutsches „zur Gesundheit" bedeutet. Werde ich nächstens, wenn unser Herr Hauptsteueramts-Rendant einmal niest, auch anbringen; die Herrschaften müssen wissen, daß man nicht auf den Kopf gefallen ist."

Minchen hatte ordentlich Respekt vor der großen Sprachkenntniß des Stubenmädchens bekommen und folgte demselben mit einer gewissen Scheu in das Zimmer des Fräuleins. Ach, wie schön war es da drinn! Ein Hauch von Wohlgeruch drang ihnen entgegen. Das Licht, welches Lottchen in der Hand trug, ließ allerdings nur eine unvollkommene Hellung über die Gegenstände fallen, aber für Minchen war das schon übergenug, sie schritt mit verhaltenem Athem vorwärts. Die prächtigen Tapeten an den Wänden schufen das Gemach zu einer Rosengrotte um, zwei vergoldete Blumenampeln neigten neckisch ihre Ranken aus ihrem Innern herab und die Mahagonimöbel blitzten, wo das Licht sie nur berührte, in feinem rothgelben Glanze. Das Sopha war mit blendend weißer in reichem Muster gehäkelter Decke überbreitet, durch deren Maschen der rothseidene Ueberzug hindurch schimmerte und nun gar erst der riesig große in breitem Goldrahmen zwischen den beiden Fenstern an der Wand hängende Spiegel, unterhalb dessen ein gleichfalls mit einer gehäkelten Decke überlegtes Pfeilerschränkchen stand, das auf seiner Platte zwei reich vergoldete Porzellanvasen mit künstlichen Blumen und an jeder Seite eine mit zwei Kerzen besteckte Girandole, auch von Porzellan mit allerliebsten Figuren, trug. An dem Fenster rechts stand Feodorens Arbeitstischchen von wunderschöner Façon. Mit vor Erstaunen über der Brust gefalteten Händen stand das arme Mädchen und hatte auf Lottchens Frage, wie es ihm hier gefiele? nur die Antwort: „O Gott, o Gott, wie schön!"

Lottchen wollte jetzt die Kerzen auf den Girandolen anzünden. Minchen erschrack des Todes. „Sie werden doch nicht wegen mir etwa ...?"

„Wenn man einmal etwas sich ansieht, muß man es auch recht sehen," entgegnete Jene, sich nicht stören lassend.

Die vier Kerzen, aus der glänzenden Spiegelfläche hinter sich ihr reines klares Licht wiederstrahlend, verbreiteten Tageshelle; jetzt trat die Schönheit dieses sinnig und mit dem feinsten Geschmack ausgestatteten Zimmers erst recht vor Minchens Augen, sie hatte kein Wort für das Gefühl, das sie bei diesem Anblick empfand.

„Sie weinen wohl gar? ja, ja, da perl'n ein paar Thränen an Ihren Augen; ich bitte Sie doch um Gotteswillen, warum denn? hier ist gar keine Ursache zu Thränen," redete das Stubenmädchen.

„Ach, 's kam mir der Gedanke, wie arm wir sind, und wie reich, wie glücklich Ihr Fräulein ist," antwortete Minchen ... „wenn wir nur nicht gar so sehr wenig hätten!"

„Sie sind recht sentimental gestimmt, Mamsell Minchen ... freuen Sie sich doch lieber, als daß Sie solche Vergleiche anstellen, die passen gar nicht hierher. Uebrigens wissen Sie auch noch nicht einmal, ob Sie nicht später eine reiche Frau werden können, die Alles noch viel schöner hat, als es hier ist."

„Scherzen Sie doch nicht so," bat Minchen ... „das thut mir weh, als wäre es Spott. Welcher reiche Mann soll mich denn heirathen? Im fünften Stocke sucht sich kein Reicher eine Frau. Und was könnte ich denn einem solchen mitbringen? meine Armuth ... du lieber Gott, davon will Keiner 'was wissen. Das ist nun einmal so ... und ich habe an solche Possen auch noch niemals gedacht, derlei Gedanken sind schon unbescheiden. Nein, nein, glauben Sie das ja nicht von mir."

„Wenn man Sie das so weh- und demüthig sagen hört, glaubt man Ihnen auf's Wort, daß Sie an einen reichen Mann noch nie gedacht haben," lachte Lottchen. „Na, lassen wir das. Jetzt will ich Ihnen das Bellona-Costüm meines Fräuleins zeigen." Eine Wandvertiefung, von einer Gardine verdeckt, barg einen Schrank, aus dem das Stubenmädchen einen Helm, einen Schuppenpanzer, ein Schild und andere zum Maskenanzug der Kriegsgöttin Bellona gehörende Gegenstände herausnahm. Helm, Schuppenpanzer und Schild waren mit glänzendem Silberzindel überzogen, der Kerzenschein funkelte prächtig aus diesen Gegenständen der Täuschung zurück.

„Ach, wie herrlich muß das Fräulein in dem Anzuge aussehen!" rief Minchen ganz erstaunt.

„Setzen Sie einmal zum Spaße den Helm auf, Minchen, und nehmen Sie den Schild in die Hand — hier ist der Speer, und nachher denken Sie sich, Sie wären heute auf der Redoute gewesen," drängte das Stubenmädchen. Das war ein so hübscher Scherz, daß er Minchen ihre Angst, sie könne überrascht werden, ganz vergessen ließ. Lottchen setzte ihr den im Lichtscheine blitzenden Helm auf den Kopf, schob den Schild auf ihren linken Arm und gab ihr den Speer in die rechte Hand und bog sich dann vor lauter Lachen wie eine Weidenruthe zusammen, denn Helm, Schild und Speer boten den drolligsten Contrast gegen die gestreifte Schürze, welche Minchen über ihrem Rocke trug. „Nein, das ist köstlich, die Jungfrau von Orleans in neumodischer Auflage!" rief die Lachende ... „treten Sie vor den Spiegel, Minchen, sehen Sie sich an ... das ist zu komisch ... eine Kriegsgöttin mit der Schürze! ... ha ha ha!" In der That war der Anblick, welchen Minchen durch ihr Spiegelbild genoß, so possenhaft, daß sie selbst hell auflachte.

Indeß wie ein Donnerrollen bei heiterem wolkenlosen Himmel zu den größten Ueberraschungen gehört, so auch die plötzlich von der Thüre her schallende Frage: „Was soll denn das sein in meinem Zimmer?"

„Ach, Herrgott, unser Fräulein Feodora!" schrie Lottchen in höchsten Schreck auf. Minchen wendete sich, von diesem Donnerwort außer aller Fassung gebracht, unwillkürlich nach der unter der Thüre stehenden Dame, der Schild entsank ihrer linken, der Speer ihrer rechten Hand und fiel mit der Spitze auf's Sopha. Sie war ganz unfähig, den sie überkommenden Schreck zu bewältigen.

„Wer ist diese freche Person, die sich unterfängt, in meiner Abwesenheit sich meiner Sachen zu bedienen?" fragte das Fräulein, und der scharfe schneidende Ton ihrer Stimme zeigte, in welch' höherem Grade von Zorn sie sich befand. Lottchen stammelte kaum verständliche Entschuldigungen. Feodora hörte nicht darauf, ihr Blick haftete wie eine Dolchspitze, die fest auf das Herz des Gegners gerichtet ist, auf Minchen. „Be-

sitzt Sie nicht so viel Schicklichkeitsgefühl, daß Sie wenigstens um Verzeihung für Ihre Frechheit bitten kann?“ redete sie, auf sie zugehend und ihr den Helm vom Kopfe stoßend. „Du wirst morgen den Dienst bei uns verlassen,“ fuhr sie gegen Lottchen fort . . . „ich habe keine Lust, mich in Gemeinschaft mit Personen Deiner Bekanntschaft gebracht zu wissen. Und Sie entfernt sich im Augenblicke oder ich werde Sie aus dem Hause werfen lassen, unverschämte Creatur!“

(Fortsetzung folgt.)

Vom Zeugen.

I.

Daß wir nicht bloß da sind auf der Welt und im Staate, um für uns zu sorgen und unseres Leibes Nothdurft oder auch nur unseres Geistes Streben zu befriedigen, sondern daß wir Glieder sind in der großen Kette des bürgerlichen und staatlichen Lebens, verpflichtet und berufen, nach unseren Kräften mitzuwirken zum Gemeinwohle: das zeigt sich an gar vielen Dingen. Eine der nächstliegenden Verpflichtungen solcher Art ist die zum Zeugniß vor Gericht. Wenn heute Dieser mit Jenem irgend Etwas verabredet hat, mag es auch mich noch so wenig angehen und mögen jene Beiden mir auch noch so fremd sein: morgen schon kann ich aufgefordert werden, darüber nach bestem Wissen und Gewissen vor Gericht Auskunft zu geben. Das gilt schon beim Mein und Dein, obwohl es da nicht gar so oft vorkommt. Denn da hat man noch bessere Mittel, um die Wahrheit zu erforschen. Wenigstens werden alle Vorsichtigen, wenn sie ein Geschäft mit einander verabhandeln, das schriftlich thun und dann gehen ihre Rechte und Pflichten aus Urkunden hervor. Und fehlen die, so wird meistens die Gewissenhaftigkeit des Gegners in Anspruch genommen und von ihm verlangt, er solle seine Verpflichtung entweder abschwören oder erfüllen.

Ganz besonders wichtig aber sind die Zeugen im Strafproceß. Hier entscheidet kein Eid, der Dieb darf nicht schwören, daß er nicht gestohlen hat. Denn angesichts einer drohenden Gefängniß- und Arbeitshausstrafe wäre, zumal für einen Verbrecher, der Anreiz zum Meineide gar zu verlockend. Und wenn auch bei Injurien der Ankläger oder der Angeschuldigte je nach den Umständen vom Richter zum Eide gelassen wird, so leidet das doch keine Anwendung auf die schwereren und eigentlichen Vergehen und Verbrechen. Urkundliche Bescheinigung stellt auch kein Dieb über seine Entwendung aus. Und wenn es geschähe, so reichte selbst das nicht zu seiner Verurtheilung hin. Denn wenn gestraft werden soll, kommt es nicht darauf an, ob Jemand gestraft werden will, ob er bekennt, daß er irgend ein Verbrechen begangen hat, dessen Verübung nicht bekannt ist. Wo es sich blos um das Mein und Dein handelt, da kann es vorkommen, daß Jemand freiwillig irgend eine Forderung zugesteht oder wegen Versäumniß an irgend einer Form oder Frist zugestehen muß, die er gar nicht schuldig war, da kann man Verzicht leisten und wegschenken, so viel man will. Aber im Strafrecht hat man nicht mit einem Gegner von Fleisch und Blut zu thun, wie dort beim Mein und Dein, mit dem man verhandeln und sich vergleichen kann und dem man etwas zu schenken vermöchte — sondern mit dem Staate selbst. Der Gegner des Diebes ist nicht der Bestohlene, wenn auch diesem freisteht, sich dem Verfahren wider jenen anzuschließen, um Schadenersatz zu erlangen. Sondern sein Gegner ist der Staat, vertreten durch den Staatsanwalt. Der Staat straft Den, der sein Gesetz übertritt, seine Grundbestimmungen verachtet und seine Sicherheit gefährdet. Aber er straft nicht eher, bevor nicht die Schuld des Angeklagten zur Gewißheit geworden und es außer Zweifel gesetzt ist, daß erstens die Unthat wirklich verübt ist und daß zweitens gerade der Angeschuldigte der Thäter war.

Und um diese Gewißheit zu erlangen, dazu sind **Zeugen** nöthig. Darum ist es gewiß nicht zu viel gesagt, wenn man diese als einen der wichtigsten Grundpfeiler der Rechtspflege bezeichnet und die Verpflichtung zum Zeugniß eine der heiligsten Bürgerpflichten nennt.

Die Zeugen sind aber auch ziemlich untrügliche Messer der Volksbildung und Gesittung. Es versteht sich von selbst, daß beim Zeugnißablegen kein Unterschied von Stand und Rang und Geburt und Bildungsstufe stattfinden kann. Es kommt nicht darauf an, daß der Zeuge seine besondere Kenntniß oder Wissenschaft anwende, wie das allerdings bei den Sachverständigen, z. B. Aerzten, Chemikern, Taxatoren u. s. w. der Fall ist), sondern nur: daß er sage, was er gehört und gesehen und erfahren hat, Dinge, die Jedermann mit einfachem Menschenverstande und gesunden Sinnen erfahren, behalten und wiedergeben kann. Deshalb kommen unter den Zeugen nothwendig Leute aus allen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft vor. Wo nun die bürgerliche Gesellschaft in der Mehrzahl ihrer Glieder rechtschaffen und gewissenhaft ist, da wird sich das besonders und zunächst bei den Zeugenaussagen herausstellen, wie man Das in Deutschland wohl überall wird rühmen können. Daß man dagegen in England und in Nordamerika so viel Klagen über falsche Zeugenaussagen hört, spricht gewiß nicht eben zu Gunsten der öffentlichen Moral und der dortigen Bevölkerungen.

Es ist ein großes und heiliges Gebot: Du sollst kein falsches Zeugniß ablegen wider Deinen Nächsten. Und wenn der göttliche Gesetzgeber damit auch viel mehr umfaßt hat, als Das, wovon hier die Rede, wenn auch schon jede verleumderische Aeußerung über einen Andern, jede unwahre Angabe zu dessen Schaden darunter fällt, so findet doch dieses Gebot seine wichtigste Anwendung vor Gericht.

Aber in der Verpflichtung, kein falsches Zeugniß abzulegen, ist auch noch die weitere enthalten, wahres Zeugniß zu leisten, das heißt: sich der Zeugenpflicht nicht zu entziehen. Und das wird gar oft außer Acht gelassen. Es ist freilich nicht immer angenehm, Zeuge zu sein und durch seine Aussage das Schicksal eines Andern zur Entscheidung zu bringen. Aber die Pflicht fragt nicht darnach, was uns freut, was wir gern wollen; sondern was wir sollen. Wir sollen der Wahrheit die Ehre geben, wir sollen der Aufforderung des Staates oder aber des Angeschuldigten Folge leisten und aussagen, was wir wissen und was uns bekannt ist. Wer daran zweifelt, der denke sich nur einmal gleich den schlimmsten Fall, wie ihm zu Muthe wäre, wenn er des Mordes schuldlos geziehen würde und wüßte, daß Jemand Anderes die Unthat verübt, daß auch Leute vorhanden sind, die das wissen. Und eben diese Leute, von deren Ja oder Nein sein Schicksal abhängt, sollten nicht zum Zeugniß verpflichtet sein? Und dennoch hört man nicht gar zu selten die ausweichende Antwort: „ach, darauf kann ich mich nicht besinnen, das weiß ich nicht“, und das aus dem Munde von Leuten, die, wenn es sich um ein ihnen damals gemachtes Schenkungsversprechen handelte, gewiß ein ganz gutes Gedächtniß hätten. Manche ziehen sich auch zurück, wo irgend Etwas geschieht, das eine Untersuchung zur Folge haben könnte. Droht ihnen dabei, wie z. B. bei einer ausbrechenden Schlägerei, eigene Gefährdung, so handeln sie gewiß nicht unrecht. Aber wenn sie sich blos deshalb entfernen, um nicht künftig Zeugniß ablegen zu müssen, dann sind sie sicherlich zu tadeln. Denn indem sie durch ihre vorzeitige, absichtliche Entfernung der verletzten Gerechtigkeit die Erweisung der Schuld und die Bestrafung des Thäters erschweren, machen sie sich wenigstens moralisch zu Helfershelfern dieses letzteren. Und fast mit demselben Rechte, mit welchem man die Leute, welche die gestohlenen Sachen bei sich aufnehmen, **Hehler** nennt, könnte man dies Wort auch von solchen ausweichenden Zeugen brauchen.

Oft kommt es in Untersuchungen vor, daß man sich erinnert, wie irgend eine Person, deren Namen und Wohnort man nicht kennt, am Orte der That, und während derselben zugegen gewesen. Erläßt dann das Gericht eine öffentliche Aufforderung an dieselbe sich zu gestellen und Zeugniß abzulegen, so ist es ohne Zweifel Pflicht derselben, Dem nachzu-

kommen. Sie wird freilich in den wenigsten Fällen entdeckt und gezwungen werden können; sie handelt aber in jedem Falle wider ihre Bürger- und Gewissenspflicht, wenn sie es darauf ankommen läßt.

Nun hört man aber hiergegen einwenden — und das geschicht namentlich von Gegnern des öffentlich-mündlichen Verfahrens — es könne einem Zeugen mitunter sehr nachtheilig werden, wenn er die Wahrheit sage, da der Angeschuldigte ihm das nachtragen werde. Nun, mit solchen Ansichten ist freilich keine Gemeinde und kein Staat zu halten. Wo Menschenfurcht waltet statt Wahrheitsliebe, wo man sich selbst nicht soviel Muth und Verstand und dem Staat nicht soviel Geltung und Macht zutraut, um gegen den Verbrecher zu sichern, da giebt es kein geordnetes Staatsleben. Das mag in Griechenland und in Italien der Fall sein, wo man mit den großen Räubern, statt sie einzufangen, sich vergleicht und sie gegen Jahrgehalte, gleich den verdienstvollsten Männern, zur Ruhe bringt. Am Wenigsten gehören solche Feiglinge in einen constitutionellen Staat. Denn der braucht muthige, selbstständige Männer, die recht thun und Niemand scheuen. Wo will denn Einer den Muth hernehmen, als Wahlmann, als Stadtverordneter u. s. w. eine Meinung auszusprechen, wenn er Furcht sogar vor einem Verbrecher hat! Leute, die das sagen, sind trotzdem in Wirthshäusern und Gesellschaften gar nicht so redefaul, dort scheuen sie sich nicht, zu sprechen, und darunter sind solche, die über alle Welt herziehen und über Jeden ein Urtheil haben. Wenn es aber dazu kommt, der Wahrheit die Ehre zu geben, da tragen sie Bedenken. Und das ist eben eine segensreiche Frucht des neuen Verfahrens, daß die Zeugen öffentlich sagen, was sie wissen, daß Jeder, wer da will, kommen und controliren kann, ob sie auch wahr reden, daß sie jeden Augenblick befürchten müssen, auf der Lüge ertappt zu werden durch den Einspruch irgend eines Zuhörers und daß wiederum diese Oeffentlichkeit richtet zwischen dem Zeugen und dem ihm widersprechenden Angeklagten.

Aber freilich gewisse Rücksichten giebt's, aus denen man Einem es nicht verargen kann, wenn er sein Zeugniß verweigert. Diese hat aber auch das Gesetz anerkannt.

In der Regel muß Jeder, wenn es das Gericht oder der Staatsanwalt, oder die Polizeibehörde verlangt, Zeugniß ablegen über Das, was ihm von dem Gegenstande der Untersuchung oder sonst von den Umständen bekannt ist, die damit in Verbindung stehn.

Ausgenommen sind nun davon zuerst die Angehörigen. Der Vater braucht nicht gegen den Sohn, die Frau nicht gegen den Mann Zeugniß abzulegen. Aber wohlverstanden nicht g e g e n ihn. Wenn sie ein Zeugniß f ü r den Angehörigen ablegen können, wenn das, was sie von der Sache wissen, in Wahrheit zu Gunsten des verwandten Angeschuldigten spricht, dann hört auch der Grund auf, aus dem das Zeugniß verweigert werden sollte. Denn der besteht blos darin, daß man Niemandem zumuthen mag, seinem nächsten Angehörigen zum Schaden zu reden. Wenn also der Richter einen solchen Angehörigen darauf aufmerksam macht, daß er ein Recht hat, das Zeugniß abzulehnen, so muß dieser es sich genau überlegen, ob er von diesem Rechte Gebrauch machen soll, das heißt, ob seine Aussage dem Angeklagten zum Schaden wäre, oder umgekehrt. Freilich ist's auch wieder wahr, daß die günstige Zeugenaussage eines Verwandten nicht gar so viel zu bedeuten hat, weil da immer Verdacht da ist, daß dem Verwandten zu Liebe die Unwahrheit gesagt ward. Aber je unbescholtener und rechtschaffener der verwandte Zeuge ist, desto schwächer wird jener Verdacht sein. Die Angehörigen eines Angeschuldigten werden auch noch darin berücksichtigt, daß sie, wenn sie sich auch als Zeugen abhören lassen, doch nur dann dem Angeschuldigten gegenüber gestellt werden, wenn dieser oder sie selbst es wünschen. Sie sind auch nicht gezwungen, ihr Zeugniß zu beschwören.

Außerdem dürfen Beamte über Gegenstände, zu deren Verschweigung sie amtlich verpflichtet sind, ohne Erlaubniß ihrer vorgesetzten Behörde kein Zeugniß ablegen. Geistliche dürfen über das, was ihnen in der Beichte anvertraut worden, nicht als Zeugen befragt werden. Und wenn ihnen sonst im Vertrauen auf ihre geistliche Amtsverschwiegenheit etwas mitgetheilt worden ist, so dürfen sie darüber, gleich den Anwälten und Vertheidigern der Angeschuldigten und deren Expeditionspersonale das Zeugniß ablehnen, außer in dem Falle, wenn derjenige, dem sie zur Geheimhaltung verpflichtet sind, ihre Abhörung verlangt.

Werden die Zeugen schriftlich vorgeladen, so geschieht dies unter der Verwarnung, daß, wenn sie zur bestimmten Zeit nicht kommen und ihr Außenbleiben nicht genügend entschuldigen, sie eine bestimmte Geldstrafe (von höchstens 10 Thlr.) zahlen und erwarten müssen, daß sie dann bei erhöhter Geldstrafe (von höchstens 50 Thlr.) vorgeladen oder aber gleich geholt und vor Gericht geführt werden und jedenfalls die verursachten Kosten bezahlen müssen. Ist aber zu befürchten, daß der Zeuge sich der Befragung entziehen wolle, so kann ihn der Richter sofort vorführen und nöthigenfalls auch in Sicherheitshaft nehmen lassen. Weigert sich der Zeuge auszusagen, so wird er mit Geldstrafe bis zu 50 Thlr. und Gefängniß bis zu 6 Wochen belegt.

Der Befragung des Zeugen geht, wie Jedem aus eigner Erfahrung oder Wahrnehmung bekannt sein wird, eine Aufforderung voraus, allenthalben die reine und unverfälschte Wahrheit zu sagen, nichts zur Sache Gehöriges zu verschweigen und die Aussage so einzurichten, daß er sie beschwören kann. Der Zeuge muß dann seinen Namen, sein Alter, sein Bekenntniß, sein Gewerbe, seinen Wohnort angeben und sagen, ob er mit dem Angeschuldigten verwandt oder verschwägert ist. Dann wird er über die Sache selbst befragt. Wird nun hierbei von ihm Auskunft über Etwas verlangt, das ihm selbst oder einem seiner Angehörigen zur Schande gereicht — z. B. wenn ein Angeschuldigter behauptet, daß er die Nacht, in welcher er den Diebstahl verübt haben soll, mit der Zeugin an einem fremden Orte zugebracht hat — so kann er die Antwort ablehnen. Und ebenso darf er, mit Ausnahme von besonders wichtigen Fällen, das Zeugniß dann verweigern, wenn es ihm großen Vermögensnachtheil bereiten würde.

Gewöhnlich kommt nun auf eine Zeugenaussage nur dann etwas an, wenn sie beschworen ist. Doch wird meist die Vereidung auf die Hauptverhandlung aufgeschoben. Nur wenn zu befürchten steht, daß der Zeuge unvereidet nicht die Wahrheit sagen oder am Erscheinen in der öffentlichen Verhandlung behindert sein werde, wird er schon in der Voruntersuchung vereidet. Zeugen, die bereits zur Erstattung von Aussagen eidlich verpflichtet sind — z. B. Gensd'armen — brauchen überhaupt nicht nochmals zu schwören.

Wirkliche Zeugen sind daher auch nur solche, welche vereidet werden können, oder es bereits im Allgemeinen sind. Wer aber noch nicht 18 Jahre ist, ferner ein Taubstummer, der nicht schreiben kann, und wer nicht bei vollem Verstande ist, sowie endlich noch, wer wegen Meineids in Untersuchung sich befindet oder verurtheilt ist, der kann überhaupt gar kein vollgiltiges Zeugniß ablegen. Höchstens kann der Richter solche Personen zur Auskunftertheilnng befragen, um durch sie auf irgend eine Spur geleitet zu werden. Und eben daran, daß an das Verbrechen des Meineids der Verlust der Eides- und Zeugenfähigkeit geknüpft ist, daß Derjenige, welcher den Inbegriff der höchsten Wahrheit zum Zeugen der Unwahrheit aufgerufen, nun für immer selbst das Recht und die Pflicht, Zeugniß abzulegen, verloren hat: eben daran kann man erkennen, daß die Zeugnißfähigkeit nicht bloß eine wichtige Verpflichtung, sondern auch eine ehrenvolle ist.

Dresden, den 22. Januar.

— Nach den in diesen Tagen ausgegebenen Kirchennachrichten sind i. J. 1856 in Dresden und den eingepfarrten Dorfschaften 883 Paare getraut, 4029 (darunter 966 uneheliche)

Kinder geboren; gestorben sind 3408 Personen, und Communicanten zählte man 48,876.

— Vor dem k. Bezirksgerichte zu Dresden stand am 16. Jan. der Schlossergeselle K. A. L. Haarfeld, angeklagt, mit der 8jährigen Tochter des Schneiders R. Unzucht getrieben zu haben. Der Angeklagte, welcher 28 Jahr alt und verlobt ist, hat sein abscheuliches Verbrechen längere Zeit hindurch fortgesetzt und das unglückliche Kind dergestalt demoralisirt, daß dessen Vater die Unterbringung desselben in der Kinderbesserungsanstalt beantragen mußte. Die Verhandlung dauerte von Nachmittags 5 Uhr bis Nachts gegen 12 Uhr und der Angeklagte wurde schließlich zu einer dreijährigen Arbeitshausstrafe verurtheilt. Die übrigen Verhandlungen der letzten acht Tage betrafen meist Eigenthumsvergehen und Einsprüche gegen erstinstanzliche Strafbescheide.

— Die Altstädter Speiseanstalt, welche unter der umsichtigen Leitung ihres Vorstandes eine immer segensreichere Wirksamkeit entfaltet, hat in diesen Tagen von dem Reichsfreiherrn Ad. v. Maltzahn das ansehnliche Geschenk von Fünfhundert Thalern und überdieß eine anderweite Summe erhalten, welche letztere ausreicht, um vom 1. Jan. bis 1. April d. J. täglich 25 Bedürftige mit Speisemarken zu versehen. Der Vorstand hat beschlossen, die erstgenannte Summe zu einer Stiftung, welche den Namen des edlen Gebers führen wird, zu verwenden, aus deren Mitteln alte Kranke und wahrhaft hilfsbedürftige Personen, namentlich solche, welche auf communliche Unterstützung keinen Anspruch haben, mit unentgeltlicher Speise versehen werden sollen.

— Am 19. Jan. wurde in den späteren Abendstunden vor der Vorhausthüre eines auf der Annengasse befindlichen Hauses ein neugeborenes Kind, weiblichen Geschlechts, aufgefunden; dasselbe war in einer mit Watte und einem Mohairstreifen versehenen Schachtel verpackt und wurde einstweilen in dem hiesigen Findelhause untergebracht. Bis jetzt ist es noch nicht gelungen, die Mutter des Kindes zu ermitteln.

— Am 20. Jan., Abends in der siebenten Stunde, schoß sich auf der hiesigen Friedrichstraße der verabschiedete Soldat U. mit einem Terzerole in die linke Brust. Da U. als ein sehr ordentlicher Mann bekannt ist, der sich seit Jahren der vollsten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erfreut und sonst kein äußerer Anlaß zu seiner That vorliegt, so ist anzunehmen, daß er letztere in einem Anfall von Schwermuth verübt hat. Gestern war U. noch am Leben, doch giebt sein Zustand wenig Hoffnung.

— Die Leipziger Zeitung vom 17. Jan. bringt in einer Extrabeilage eine von ca. 1600 Rittergutsbesitzern, Oekonomen, Gastwirthen, Handwerkern rc. unterzeichnete „Erklärung," wonach die Unterzeichner bekannt machen, daß von ihnen „fremde Banknoten und Cassenscheine im Verkehr nicht zu einem höhern Curs angenommen werden, als zu welchem solche in Silber umzusetzen sind." Die Bekanntmachung stellt zugleich eine Fortsetzung in Aussicht.

— In Geringswalde ereignete sich am 14. d. M. folgender Fall. Der Schmiedemeister Lippmann und sein Geselle, Beide mit Schmieden beschäftigt, wurden plötzlich durch einen donnerähnlichen Knall erschreckt und auf einige Sekunden betäubt, worauf sie sich in Pulverdampf eingehüllt befanden. Die Fensterscheiben der Werkstatt sind zertrümmert und mehrere Gegenstände in derselben außer Ordnung gebracht, zum Theil beschädigt. Nach der Ursache suchend, finden sie endlich die Stücken (13 an der Zahl) einer 22 Pfd. schwer gewesenen Granate, welche im Jahre 1813 nach einem in dasiger Gegend stattgehabten Treffen gefunden, seitdem von mehreren Besitzern als Gewicht benutzt worden war und nun bei Lippmann seit längerer Zeit in einer Wandvertiefung, zwei Ellen vom Ambos entfernt, gelegen hatte. Ein beim Schmieden wegspritzender Hammerschlagfunke scheint nun die Explosion herbeigeführt zu haben, welche glücklicherweise keinen Menschen verletzte. (Dr. J.)

** Berthelsdorf bei Freiberg, 17. Jan. In der Nacht vom 14. zum 15. d. M. wurde der Bergarbeiter C. Aug. Oehme nebst seiner Ehefrau und fünf Kindern während des Schlafens von Kohlendämpfen betäubt. Zwei der Kinder, in dem Alter von 3 und 8 Jahren, fanden dabei ihren Tod; Oehme und die drei übrigen Kinder befinden sich außer Gefahr, dagegen liegt die Ehefrau des Ersteren noch sehr krank darnieder. Wie es scheint, ist das Unglück durch Zufallen der leicht beweglichen Ofenklappe herbeigeführt worden.

Erledigte Schulstellen.

1) Die Kirchschulstelle zu Ursprung (Stollberg); Coll. das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts;

2) die Cantor-, Organisten- und zweite Knabenlehrerstelle zu Crimmitzschau (Werdau); Coll. der Stadtrath zu Crimmitzschau.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Rt.	Weizen nGr.	Roggen Rt.	Roggen nGr.	Gerste Rt.	Gerste nGr.	Hafer Rt.	Hafer nGr.	Erbsen Rt.	Erbsen nGr.
Dresden	Jan.	von	5	15	3	15	3	2	1	15	—	—
	19.	bis	5	23	3	22	—	—	1	25	—	—
Bautzen	Jan.	von	4	22	3	7	2	25	1	10	—	—
	17.	bis	5	22	3	17	3	2	1	20	4	15
Meißen	Jan.	von	5	15	3	15	3	—	1	14	3	18
	17.	bis	5	18	3	20	3	4	1	21	3	25
Pirna	Jan.	von	4	25	3	12	2	25	1	16	3	15
	17.	bis	5	22	3	25	3	5	1	24	4	20
Radeburg	Jan.	von	5	15	3	10	3	2	1	15	3	28
	21.	bis	5	20	3	15	3	8	1	27	4	5
Roßwein	Jan.	von	5	10	3	15	2	25	1	15	3	25
	20.	bis	6	5	4	3	3	5	1	18	4	—
Chemnitz	Jan.	von	5	22	3	22	2	27	1	15	3	20
	17.	bis	6	7	4	7	3	5	1	20	4	—

Dresden. Das Schock Stroh 5 Thlr. — Ngr. bis — Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu 1 " — " " 1 " 6 "

Radeburg. Heidekorn 2 Thlr. 18 Ngr. bis 3 Thlr. 2 Ngr.
Eingegangen: 493 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 17. bis mit 19. Jan. 1857.
die Kanne 14 Ngr. — Pf. bis 15 Ngr. — Pf.
— in Pirna (17. Jan.) 13 " — " " 15 " — "
— in Roßwein (20. Jan.) 13 " 2 " " 14 " 4 "
— in Chemnitz (17. Jan.) 15 " 5 " " 16 " 5 "

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 83½ gesucht; dergleichen kleine 84 ges. Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 101½ ges.; dergl. von 1847 à 4% 98½ ges.; dergl. von 1852 und 1855 à 4% 98½ ges.; dergl. von 1852 4% à 100 Thlr. 99½ ges.; dergl. 1855 à 3% 77½ ges. Land-Renten-Briefe große 85½ ges.; dergl. kleine 87½ ges. Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99½ ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 99 angeb., kleine 99½ angeb.; dergl. à 3½ % große 91½ angeb.; kleine 92½ angeb.; dergl. 3½ % große 86 angeb., kleine 87 angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 99 ges.; kleine 99½ ges.; dergl. 3½ % große und kleine 94 angeb.

Preuß. 4½ % Anleihe 99½ ges.; dergl. 4% 94 ges. Preuß. 3½ % Staats-Schuld-Scheine 84 ges.
Oesterr. 5% Nation.-Anleihe 81½ ges.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 15 Ngr. — Pf. Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99½.

Dresden, den 22. Jan. 1857.

Ed. Rocksch.

Berichtigung. In voriger Nr. ist auf der ersten Seite, 2. Spalte, 9. Zeile v. u., ein sinnentstellender Druckfehler stehen geblieben. Es muß statt „Berlin und Verona" heißen: „Brescia und Verona."

☞ **Reinlich gehaltene Exemplare der S. Dorfzeitung Nr. 1, 2 u. 3 von diesem Jahre werden in der Expedition dieses Blattes zurückgekauft.**

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.

(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 4.)

Freitag, Nr. 5. 30. Januar 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition A. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Nach längeren Verhandlungen über eine deutsche Münzconvention ist am 24. Jan. zu Wien zwischen Oesterreich und dem Fürstenthum Liechtenstein einerseits und den bisher durch die allgemeine Münzconvention vom 30. Juli 1838 verbundenen deutschen Zollvereinsstaaten andererseits ein Vertrag abgeschlossen worden, welcher für den deutschen Handel und Verkehr sicherlich sehr ersprießliche Folgen haben wird. Der Inhalt dieses mit dem 1. Mai d. J. in Kraft tretenden Uebereinkommens wird natürlich erst nach der Ratification veröffentlicht werden; für jetzt giebt die Wiener Zeitung darüber folgende Andeutungen: „Obgleich eine Verschmelzung der Landeswährungen der contrahirenden Staaten weder bezweckt noch erreicht worden, begreift das erzielte Resultat die gemeinsame Anerkennung der wichtigsten Principien des Münzwesens in einer Weise, welche, wie man zuversichtlich annehmen darf, allgemein einen günstigen Einfluß auszuüben nicht verfehlen wird, eine Dauer versprechende, gemeinsame Grundlage der Münzverfassungen und eine wesentliche Annäherung der auf derselben beruhenden verschiedenen Systeme, endlich die Ausprägung der zur Erleichterung des gegenseitigen Verkehrs vorzüglich berufenen Vereinssilbermünzen und der gemeinsamen Goldhandelsmünzen." Die Dauer dieses Vertrags ist zunächst bis zum Schluß des Jahres 1878 festgesetzt. — Nicht minder wichtig erscheint, daß Oesterreich, dessen Handels- und Verkehrsverhältnisse einen immer größeren Aufschwung nehmen, eifrig bemüht ist, sich dem Zollverein immer mehr zu nähern. Der 1853 zwischen dem Kaiserstaate und dem Zollverein abgeschlossene Vertrag ward bekanntlich als der erste Schritt zu einer allgemeinen deutschen Zolleinigung bezeichnet und seit derselbe in's Leben getreten, strebt Oesterreich unablässig diesem Ziele entgegen. Wie verlautet, werden nun schon im März d. J. in Berlin Vorberathungen stattfinden, um über die Ausführbarkeit und Thunlichkeit fernerer Erleichterungen des Handels und Verkehrs zwischen dem Zollverein und Oesterreich zu verhandeln; die Resultate dieser Vorberathungen sollen dann den nächsten ordentlichen Zollvereinsconferenzen zur endgiltigen Entschließung vorgelegt werden.

In **Baiern** ist eine Verordnung erschienen, welche den Gebrauch alles fremden Privatpapiergeldes ohne Unterschied des Nominalwerthes als Zahlungsmittel im ganzen Umfange des Königreichs untersagt; hierzu gehören alle unverzinslichen Papiere, welche von Privaten oder von Gemeinden, Corporationen, Bank- oder sonstigen Gesellschaften ausgegeben werden. Nur die Noten der österreichischen Nationalbank bleiben vorläufig von diesem Verbote ausgenommen. Was die Zulassung fremden Staatspapiergeldes anlangt, so bewendet es bei der Verordnung vom 21. Novbr. 1855, nach welcher bekanntlich die königl. preußischen und königl. sächsischen Kassenanweisungen in Baiern zugelassen sind, während anderes ausländisches Staatspapiergeld dort nur in Points über 10 Thaler circuliren darf. Für die Banken, welche in letzterer Zeit ihre unverzinslichen Noten massenweise auf den Markt geworfen, ist jene Verfügung, welche vielleicht in anderen Staaten nicht ohne Nachfolge bleiben dürfte, allerdings ein harter Schlag; im Verkehr wird aber die obige Maßregel gewiß willkommen geheißen; da die ungehemmte Circulation jener Noten mit vielfachen Verlusten verbunden ist.

In **Hannover** sind nunmehr die Wahlen zu dem neuen Landtage beendigt, und es ist dabei die an der Verfassung festhaltende Partei in der Minderheit geblieben, wie sich bei den Anstrengungen, welche die Regierung gemacht hat, um ein solches Ziel zu erreichen, kaum anders erwarten ließ. Im Uebrigen ist durch eine königliche Verordnung verfügt worden, daß künftig auch pensionirte Staatsdiener die Verpflichtung haben sollen, zum Eintritte in die Ständeversammlung die Erlaubniß der Regierung einzuholen. Hierdurch werden die ersten Capacitäten der Verfassungspartei (zu welcher z. B. die meisten Mitglieder der früheren Ministerien zählten), von der ständischen Wirksamkeit ausgeschlossen, da ihnen die Regierung die Genehmigung hierzu schwerlich ertheilen wird. Unter solchen Umständen dürfte es dem jetzigen Ministerium wohl möglich werden, die Verfassungsverhältnisse des Landes auf dem bevorstehenden Landtage in seinem Sinne umzugestalten.

Preußen. Die von der Regierung dem Landtage gemachten Steuervorlagen beschäftigen das Publikum sehr lebhaft, und namentlich findet die projectirte Häusersteuer vielfachen Widerspruch. Es wird nicht mit Unrecht hervorgehoben, daß diese Abgabe vorzugsweise die mittleren und ärmeren Klassen hart betreffen muß; denn der Hauseigenthümer, dessen Besitzthum in den meisten Fällen mit Hypotheken belastet ist, wird sich immer wieder an die Miether halten, um die Steuer aufzubringen, während der Kapitalist, dem das Haus verschrieben ist, dabei frei ausgeht. Von dem Abgeordneten Harkort ist deshalb bereits ein Antrag eingereicht worden, welcher eine andere Aufbringung der nöthigen Geldmittel ins Auge faßt und deshalb die Regulirung der Grundsteuer, resp. Aufhebung der Steuerbefreiung der Rittergutsbesitzer in Vorschlag bringt. Es wird bei dieser Gelegenheit auf die außerordentliche Ungleichheit hingewiesen, welche in der Besteuerung des größeren Grundbesitzes in Preußen stattfindet. So wurden z. B. erst im vorigen Jahre drei Rittergüter, 11,000 Morgen groß, zu 320,000 Thlr. öffentlich ausgeboten und die Abgaben zu 145 Thlrn. angegeben. Ein namhaft gemachtes Rittergut von 12,000 Morgen und 9000 Thlrn. Reinertrag zahlt 78 Thlr. Steuern, während ein anderes bei einer Größe von 3000 Morgen und 9000 Thlrn. Reinertrag 600 Thlr. Steuern zahlen muß. Im J. 1849 ergab es sich, daß ein Graf, als Besitzer von 49 Rittergütern, nur 123 Thlr. Grundsteuer anlegte. Der Antragsteller führt ferner an, daß die Fälle gar nicht selten seien, wo ein Grundstück von 600 Morgen ebenso hoch belastet ist, wie das größere von 6000 Morgen. Diese Thatsachen reden allerdings einer Reform des Steuerwesens das Wort, doch wird die dabei stark betheiligte Majorität des Landtags derselben schwerlich geneigt sein. Man hat berechnet, daß durch die Steuerfreiheit der Rittergüter, welche schon vor vierzig Jahren von dem Staatsoberhaupte als gesetzlich unhaltbar bezeichnet wurde, den Privilegirten in dem gedachten Zeitraume 69 Mill. Thaler erlassen worden sind. Die

bisherigen Versuche, jene Befreiung durch Entschädigung aufzuheben, sind insgesammt erfolglos geblieben.

Bekanntlich wurden in den letzten Jahren die preußischen Kassenscheine von 1835 und die Darlehnskassenscheine von 1848 eingezogen; dabei sind nun, obgleich die ursprüngliche Präclusivfrist verlängert wurde, immer noch 394,536 Thlr. uneingelöst geblieben, von denen nachträglich bisher circa 23,000 Thlr. angemeldet wurden. Die Bittsteller, welche meist den ärmeren Klassen angehören, mußten abfällig beschieden werden, doch hat die preußische Regierung die Billigkeitsgründe nicht verkannt, welche für dieselben sprechen. Es ist deshalb dem Landtage ein Gesetzentwurf vorgelegt worden, wonach nicht nur für die bereits angemeldeten, sondern auch für die bis zu einem noch zu bestimmenden Termine einzuliefernden Kassenanweisungen obiger Art aus der Staatskasse Ersatz geleistet werden soll.

Oesterreich. Der Kaiser Franz Joseph hat den bisherigen Amnestirungen einen großartigen Gnadenact folgen lassen. Am vergangenen Sonntage, den 25. Jan., wurde in Mailand die frohe Botschaft verkündet, daß der Kaiser eine allgemeine Amnestie für das ganze lombardisch-venetianische Königreich erlassen hat. Alle wegen politischer Verbrechen und Vergehen Verurtheilten werden in Freiheit gesetzt, die noch schwebenden Prozesse werden niedergeschlagen und der Special-Gerichtshof zu Mantua wird aufgehoben. Diese Nachricht hat das ganze Land mit Jubel erfüllt; sie wird Tausenden von Familien, deren Angehörigen dadurch Vergeben und Vergessen gewährt ist, Trost und Freude bereiten. Als der Kaiser an jenem Sonntage im Theater der lombardischen Hauptstadt erschien, wurde er mit dankbarer Begeisterung bewillkommt. Ganz Mailand war Abends freiwillig erleuchtet. (Es liegen bis jetzt über dieses Ereigniß nur telegraphische Nachrichten vor.)

Die Räumung der Donaufürstenthümer von Seiten der österreichischen Truppen soll Anfang März beginnen, und es sind die betreffenden Befehle bereits nach Bukarest und Jassy abgegangen.

Schweiz. Die in mehren Kantonen hervorgetretene Unzufriedenheit über die in der Neuenburger Angelegenheit gefaßten Beschlüsse der Bundesversammlung beginnt sich nach und nach zu legen, und nur in Genf wird noch lebhaft gegen das gemachte Zugeständniß opponirt. Die Truppen sind entlassen und Alles kommt wieder ins alte Gleis. — Wie aus schweizerischen Blättern zu ersehen, ist vom Regierungsrathe zu Zürich der frühere sächsische Oberlieutenant Müller, welcher zeither als Infanterie-Instructor erster Klasse fungirte, dem Bundesrathe zum Oberstlieutenant im Generalstab vorgeschlagen.

Italien. Aus Neapel melden Wiener Blätter, daß die dortigen Zustände noch immer keiner Besserung entgegengehen. Die Polizei ergreift die außerordentlichsten Maßregeln der Vorsicht und Strenge, um den von dem König und andern Personen des Hofes unmittelbar ausgehenden Befehlen nachzukommen. An Stelle des Militärs versehen nunmehr die Schweizertruppen den Wachdienst im Innern des königlichen Palastes. Die mehrfachen Unfälle, welche in letzterer Zeit in der Hauptstadt vorgekommen und zu denen sich neuerdings die Einäscherung der königlichen Tabaksfabrik gesellt hat, haben die Furcht vor der Ausführung böswilliger Anschläge bedeutend gesteigert. Die Polizei hat zahlreiche Verhaftungen vorgenommen, und man schätzt die Zahl der Inhaftirten auf 300. An einem Abende wurden sieben Kaffeehäuser polizeilich geschlossen und alle dort befindlichen Gäste verhaftet. — Der König hat am 12. Jan. ganz im Geheimen die Residenz verlassen und sich nach Caserta begeben.

Frankreich. Der von dem Schah von Persien nach Paris abgesandte Botschafter, Feruk-Khan, ist gegenwärtig der Held des Tages, da er mit ächt orientalischer Pracht und einem zahlreichen Gefolge auftritt. Der Kaiser Napoleon hat dem persischen Diplomaten, welcher ihm sowie der Kaiserin im Namen seines Gebieters kostbare Geschenke überreichte, mit großer Freundlichkeit empfangen und man mißt dieser Sendung im gegenwärtigen Augenblicke eine besondere politische Bedeutung bei. Obgleich der Botschafter in seiner Anrede an den Kaiser des Krieges zwischen Persien und England mit keiner Sylbe erwähnte, so nahm doch der Kaiser Veranlassung, in seiner Antwort darauf hinzuweisen, daß jene Feindseligkeiten ihn „mit Schmerz" erfüllt haben. Man glaubt allgemein, daß die persische Ambassade vorzugsweise auf Antrieb Rußlands unternommen worden ist, da dieser Macht Alles daran liegt, Frankreich immer mehr auf seine Seite zu ziehen. Die englischen Blätter machen darüber kein Hehl; sie glauben auch, daß diese Bestrebungen der russischen Politik von Erfolg sein werden. Ueberhaupt hält man das Zustandekommen einer russisch-französischen Allianz nicht mehr für unmöglich, sondern für sehr wahrscheinlich.

Der „Moniteur" hat sich nun über die vorläufige Erledigung der Neuenburger Angelegenheit auch ausgesprochen, und es ist der betreffende Artikel in einem für die Schweiz sehr wohlwollenden Tone abgefaßt. Ueber den Ort, wo die Conferenzen zur definitiven Erledigung dieser Frage abgehalten werden sollen, ist noch immer nichts bestimmt; doch spricht man neuerdings mehr als je von Paris, und es ist erklärlich, daß diese Wahl von der französischen Regierung, welche sich in dem ganzen Streite einen so vorwiegenden Einfluß zu sichern wußte, befürwortet wird. — Der bisherige Erzbischof von Tours, Cardinal Marlot, ist zum Erzbischof von Paris ernannt worden; der Prälat, welcher im 61. Lebensjahre steht, wird als ein gemäßigter Mann geschildert, der dem Treiben der ultramontanen Partei fernsteht.

Die Appellation des zum Tode verurtheilten Verger wird doch nicht ohne allen Erfolg bleiben und es steht zu erwarten, daß der Cassationshof den ganzen Proceß vor ein anderes Assisengericht verweist, da bei den letzten Verhandlungen so starke Formfehler vorgekommen sind, daß das Urtel für nichtig erklärt werden dürfte. So hat z. B. der Präsident unterlassen, einzelne Zeugen zu vereidigen, und dies allein wäre schon hinreichend, das Urtel anzufechten. Die ausgezeichnetsten Pariser Advocaten sollen sich gegen das dem Angeklagten gegenüber eingehaltene Verfahren ausgesprochen haben. Im Uebrigen soll von amtswegen eine ärztliche Commission beauftragt worden sein, ein Gutachten über die moralische Zurechnungsfähigkeit Verger's abzugeben. Letzterer soll geäußert haben: wenn der Kaiser ein kühnes Beispiel hoher Gerechtigkeit geben wolle, so müsse er ihn zum Erzbischof von Paris ernennen! Auch deuten andere Wahrnehmungen an, daß es doch mit dem Verstande dieses leidenschaftlichen und überspannten Priesters nicht ganz richtig sei. Als ihn in diesen Tagen der Bischof von Meaux in seinem Gefängnisse besuchte, empfing Verger seinen ehemaligen Vorgesetzten mit großer Demuth und bat ihn, sein Begnadigungsgesuch bei dem Kaiser zu unterstützen. Als aber der Bischof erklärte, er werde dies unter keinen Umständen thun, gerieth Verger darüber in furchtbare Wuth und vergriff sich am Bischof, den er am Halse faßte und mit aller Kraft schüttelte. Die Wächter Verger's, welche glaubten, er wolle den Bischof erdrosseln, sprangen herbei und befreiten den Letzteren. — Am 26. Januar ist in Paris die russische Fürstin Lieven, welche seit lange zu den politischen Berühmtheiten zählte, mit Tode abgegangen.

Spanien. In Barcelona ist es wieder zu unruhigen Auftritten gekommen. Am 14. Januar versammelten sich auf den öffentlichen Plätzen zahlreiche Arbeitergruppen, welche nach Arbeit und Brot schrien. Als die Zusammenrottungen immer bedrohlicher wurden, erklärte der Generalcapitän Zapatero, daß er mit Waffengewalt einschreiten werde. Nach den letzten Nachrichten war es noch zu keinem Zusammenstoße gekommen, doch schwebten die Bewohner der Stadt in Angst und Besorgniß. — In Madrid ist am 19. Jan. General Oribe verhaftet worden; man soll in der Kasse, welche er als Generalinspector der Gensd'armerie verwaltete, ein Deficit von 3 Mill. Realen vorgefunden haben. — Mit der von Hrn. Miros contrahir-

ten spanischen Anleihe will es nicht recht vorwärts gehen und es fehlt dem neuen Papiere, trotz des in Aussicht gestellten Gewinnes, an Abnehmern. Allerdings sind weder die spanischen Finanzen noch die politischen Verhältnisse jenes Landes geeignet, die Speculationslust der Kapitalisten besonders anzuregen. Da in Frankreich und England keine Neigung für jenes Anlehen vorhanden ist, so hat man bereits angefangen, in Deutschland Propaganda dafür zu machen und es enthalten einige deutsche Blätter lockende Einladungen zur Unterzeichnung. Jedenfalls sind aber dieselben mit Vorsicht aufzunehmen.

Großbritannien. Die Eröffnung des Parlaments wird bestimmt nächsten Dienstag, den 3. Febr., stattfinden. Es war viel davon die Rede, daß Lord Palmerston sich mit den Peeliten verbinden und eine Modification des gegenwärtigen Kabinets herbeiführen werde, doch wird diesen Gerüchten von officieller Seite widersprochen.

Asien. Die englischen Waffen haben in dem gegen Persien eröffneten Kriege bereits einen ansehnlichen Erfolg errungen. Die britische Flotte hat sich nämlich nicht nur der Insel Karrak bemächtigt, sondern sich auch in Besitz von Bender-Buschir (bei den Persern Abuschär) gesetzt. Buschir, welches 27 Meilen von Schiras am persischen Meerbusen liegt, ist ein sehr wichtiger Handelsplatz, und die Engländer hatten deshalb schon früher eine Faktorei dort begründet; man glaubt daher, daß es jetzt in der Absicht der englischen Regierung liege, den Platz ganz zu behalten. Die Beschießung von Buschir dauerte vier Stunden und es haben dabei die Engländer 4 Offiziere und 20 Gemeine verloren. — Nach den neuesten telegraphischen Berichten soll der Schah von Persien sich bereit erklärt haben, in die englischen Forderungen zu willigen, und somit den Streit beizulegen. Doch wird die Richtigkeit dieser von den englischen Blättern mit großer Bestimmtheit gemeldeten Nachricht noch vielfach bezweifelt.

Nach den neuesten Berichten aus Kanton haben sich die Franzosen den von den Engländern eröffneten Feindseligkeiten gegen die Chinesen angeschlossen, so daß die Letzteren jetzt gegen drei Mächte zu kämpfen haben, da bekanntlich die Nordamerikaner schon thätigen Antheil an der ersten Beschießung von Kanton genommen. Die Chinesen haben die den Europäern gehörigen Faktoreien in Brand gesteckt und es ist dem Handel dadurch großer Schaden zugefügt worden. Es hieß bei dem Abgange der letzten Nachrichten aus Hongkong, daß man die Stadt Kanton nicht länger schonen werde und daß die Beschießung mit Raketen und Bomben bereits begonnen habe.

Der Schulgang des Lebens.

(Erzählung aus dem Leben, von Friedrich Lubojatzky.)

(Fortsetzung.)

Dieser Minchen hart zugerufene Befehl brachte das Mädchen wieder zur Besinnung. Die kurze Freude hatte ihr eine schmerzliche Entehrung zugezogen. Der Vorwurf, frech, und eine unverschämte Creatur zu sein, drückte sie nieder, als ob Jemand eine Felsenlast auf sie gewälzt habe. Lottchen wollte sie am Rocke aus dem Zimmer ziehen. „Nein," sagte Minchen ... „lassen Sie mich. Mit solcher Schmach kann ich nicht zum Vater hinüber. Wenn wir auch recht arm sind, aber frech und unverschämt" ... ein Thränenstrom unterbrach ihre Worte ... das habe ich nicht verdient, das nicht... Gott vergebe Ihnen die bösen Scheltworte, die Sie mir angethan haben," schluchzte sie.

„Rufe den Fink, daß er die Person hinausbringt," gebot Fräulein Feodora. Indeß veränderte sich die Scene fast plötzlich, denn die Schritte zweier männlichen Personen nahten sich im Nebenzimmer und einige Secunden später trat der Herr Hauptsteueramts-Rendant, ein Mann von sehr ansehnlicher Leibesfülle, und an seiner Seite Robert ein. „Was ist denn hier los?" fragte der Herr Rendant ... „wer ist das Mädchen? und wie siehst Du denn aus, Feodora?"

„Ach, Papa, schützen Sie mich vor der pöbelhaften Dreistigkeit dieser Person!" rief das Fräulein, ihm entgegentretend und auf Minchen zeigend.

„Wie? Sie sind beleidigt worden, theure Feodora!" rief Robert theilnahmsvoll.

„Beleidigt? meine Tochter? inwiefern?" polterte der Herr Rendant heraus ... „sag' es, Kind, ich lasse diese Dirne augenblicklich arretiren."

Feodora zögerte nicht, zu erzählen, welche Ueberraschung ihr geworden sei, als sie vor wenig Minuten hier ins Zimmer getreten, die Kerzen angezündet und die fremde Person mit einzelnen Stücken ihrer zur nächsten Redoute gewählten Maske spielend vor dem Spiegel gefunden.

„Das ist ja eine abscheuliche Frechheit!" stimmte Papa Rolling sehr ärgerlich bei. „Wer ist die unverschämte Person? Antwort, Lottchen!"

Die Aufgeforderte schien es für rathsam zu halten, die vollständige Wahrheit zu bekennen, daß sie die eigentliche Urheberin dieser dem Fräulein so sehr unangenehmen Ueberraschung gewesen und zugleich glaubte sie auch eine Vertheidigung Minchens einfließen lassen zu müssen, daß diese zwar ein blutarmes und von dem kärglichen Verdienst ihrer Händearbeit lebendes, aber ein ganz rechtschaffenes Mädchen sei.

„Eine Unverschämte ist sie!" rief Feodora noch aufgebrachter, da sie zu bemerken glaubte, daß Roberts Blick mit Theilnahme an Minchen hing, über deren vor Schreck und Angst erbleichten Gesicht einzelne Thränentropfen fielen.

„Nun, mein Kind, ärgere Dich nicht, es ist leider nicht zu ändern und ich hoffe, diese junge Person wird sich dergleichen Keckheit nicht mehr unterfangen," redete der Papa Rendant gemäßigter Feodoren zu und Robert sprach auch zur Güte, indem er zu ihr sagte: „Lassen Sie es gut sein, theuere Feodora. Ich glaube, überzeugt sein zu dürfen, daß das arme Ding da" ... er deutete auf Minchen ... „nicht zu denen in der unteren Klasse häufig vorkommenden anmaßenden und dreisten Mädchen gehört, sonst stände es so betrübt und erschüttert nicht vor uns."

„Hebe das Zeug auf," befahl der Papa Rendant dem Stubenmädchen, auf Helm, Schild und Speer zeigend.

„Aufheben?" rief Feodora. „Das wäre mir gerade recht. Hinaus wirfst Du dies Zeug, auf die Straße hinaus, wo es jetzt hingehört. Papa wird mir doch nicht etwa zumuthen wollen, daß ich das auf den Kopf setzen und in die Hand nehmen soll, woran sich vorher die Tochter eines Flickschneiders vergnügt hat?"

Dieser mit der vollkommensten Verachtung der Armuth gemischte Spott traf Minchen wie ein Donnerschlag, indeß war er von einer Wirkung begleitet, welche bei dem schüchternen Wesen des, wie es schien, absichtlich von Feodora erniedrigten und schwer gedemüthigten Mädchens eine neue, demselben selbst ganz ungewohnte Erscheinung war; es empfand nämlich in sich den Muth, sogar den Drang zu einer Gegenrede, zu einer Vertheidigung seiner hart verletzten Ehre. „Ach, wie mitleidlos sprechen Sie gegen mich! Sie thun mir sehr weh," entgegnete es halblaut. „Ist es denn eine Schande, daß wir arm sind? wir können nicht dafür, das hat der liebe Gott so gewollt und wir tragen unser schweres Loos mit Ergebung. Mein armer, aber herzensguter Vater hat sein Lebtage fleißig gearbeitet, ist Niemand zur Last gefallen, auch ich arbeite nach meinen Kräften und sitze manche liebe Nacht bei der Lampe, um durch Nähterei etwas zu verdienen, aber kein Mensch hat mich je, weil ich arm bin, so bitter ausgescholten, als Sie, Fräulein. Ach Gott, es ist ja schwer genug, daß man arm ist, muß man denn deswegen auch noch der Gegenstand der Verachtung sein. Nur die Versicherung Lottchens, daß Sie vor acht Uhr nicht nach Hause kämen, hat mir der Muth gegeben, ihrer Aufforderung zu folgen und hier einzutreten, aber ich habe recht große Angst gehabt, Lottchen wird es bezeugen. Und das ist mein ganzes Verbrechen, daß ich mich über all' das Schöne hier zu sehr erfreute, ich hatte

noch nie ein so schön eingerichtetes Zimmer gesehen. Ich habe auch hier nichts angerührt, mir erschien Alles wie ein Heiligthum, das man nicht betasten dürfe. Wenn Lottchen nicht auf den Einfall gekommen wäre, mir den Helm aufzusetzen und den Schild und Speer in die Hand zu geben, ich würde es nicht gewagt haben. Ach, es war wohl eine recht große Thorheit von mir, die Freude an den schönen Sachen hat mich dazu verführt ... ich habe so wenige Freuden, daß, wenn ich einmal eine habe, sie mich dafür auch ganz beherrscht und so ist Alles gekommen. Vergeben Sie mir, Fräulein. Sie sind so glücklich, da Sie reich sind; ich bin wohl ein recht armes Mädchen, aber weder frech, noch eine unverschämte Creatur ... das hat mir in der Seele wehgethan. Ach, kennten Sie mich, den Vater oder meinen Bruder, den Mustikus, denen ich nichts von den Scheltworten sagen werde, die ich hier empfangen habe, weil es sie kränken würde ... so hätten Sie mich gewiß nicht so hart und schonungslos behandelt, denn wenn ich auch die Tochter eines armen Flickschneiders bin, so bin ich doch ein ehrliches und rechtschaffenes Mädchen." Und von der Erinnerung an das Böse, was sie hier erfahren, auf's Neue tief ergriffen, bedeckte Minchen schluchzend ihre Augen mit der Schürze.

Der junge Forstmann trat zu ihr, diese wahrhaften Thränen des herbsten Schmerzes rührten ihn. „Weinen Sie nicht, mein liebes Kind; Fräulein Feodora hat das nur im Zorn gesprochen, weil ... weil Niemand ihr Maskengeheimniß wissen sollte und es nun verrathen ist," sagte er freundlich ... „im Herzen thut es ihr leid, das können Sie versichert sein, darauf kenne ich Sie. Fassen Sie sich, suchen Sie das Schlimme zu vergessen."

„Wie gütig sprechen Sie zu mir! Gott vergelte Ihnen das." Von Robert geführt, verließ Minchen das Zimmer, Lottchen folgte.

„Das ist mir sehr unangenehm," brummte der Papa Hauptsteueramts-Rendant, als er mit Feodora allein war. „Daß Du Deinen Aerger auch nicht beherrschen kannst!"

„Ich habe nicht heucheln gelernt," entgegnete das Fräulein kurz.

„Ach was heucheln!" rief der Alte ... „hier ist die Rede von Moderiren; was muß denn der junge Herr von Dir denken? ich hoffe, daß Du jetzt klug genug sein wirst, durch ein anderes Benehmen den, wie mir schien, üblen Eindruck, welchen dieser Vorfall auf ihn gemacht hat, bei ihm zu verwischen. Vergiß nicht, daß er eine glänzende Partie ist."

Robert kam zurück, er entschuldigte seine Freundlichkeit gegen Minchen einfach mit der Nothwendigkeit, daß er geglaubt habe, diese für das Fräulein keineswegs angenehme Scene beenden zu müssen. Er war aufgeregt. Feodora sagte pikirt: „Ich bin Ihnen vielen Dank schuldig, Sie haben meinen Advokaten mit vieler Gewandtheit vorgestellt."

Robert fühlte sich von dieser Bemerkung widrig berührt und antwortete: „Sie wären mehr als zu beklagen, Fräulein, wenn Sie in die Lage kommen sollten, der Gewandtheit eines Advokaten zu bedürfen, der für Ihr gutes Herz in die Schranken tritt. Ich wenigstens glaubte, als ich Sie bei dem armen Mädchen entschuldigte, Wahrheit zu sprechen und nicht einen Advokaten vorzustellen, dessen Geschäft es ist, von Dingen und Eigenschaften seines Clienten zu reden, die derselbe vielleicht gar nicht, oder im besten Falle kaum zum hundertsten Theile besitzt." Diese scharfe, aber ganz gerechte Antwort Roberts brachte Feodora außer sich. Sie warf sich auf's Sopha und weinte.

„Was das für verfluchte Geschichten sind!" rief Papa Rendant und suchte zwischen Beiden Frieden zu stiften. Mit Mühe brachte er es endlich dahin. „'S hat Keines dem Anderen etwas vorzuwerfen," sagte er in seiner Vermittlerrolle. „Feodora hat sich einmal vergessen, das ist wahr und Sie, junger Herr, haben ihr eine recht bittre Pille dafür gegeben. Aber ich kenne meiner Tochter gutes Herz, es hat ihr bald leid gethan, daß sie sich von der Heftigkeit des Aergers so hinreißen ließ, und ich bin fest überzeugt, daß sie jetzt schon darauf denkt, wie sie es gegen die Person wieder gut machen kann." Das Fräulein war klug genug, an diesen ihr vom Papa als Beistand gegebenen Wink anzuknüpfen, indem es sagte, daß es morgen der Schneiderstochter durch das Stubenmädchen Geld zu einem Kleide hinüber schicken wolle. Robert schien damit zufrieden, die Sache wurde nun nicht mehr berührt und Papa Rendant redete von allen möglichen Dingen, um das Andenken an den üblen Auftritt gleichsam von Grund aus zu verwischen; indeß, als Robert Abschied genommen hatte, um mit seinem Johann nach Hause zu reiten, sagte Herr Rolling zu seiner Tochter: „'S ist noch nicht Alles gut bei dem jungen Herrn, er hat eine kleine Mißstimmung mit von hier weggenommen, das war nicht zu verkennen, er war ernster, nicht so gesprächig wie sonst. Nun, ich hoffe, Du wirst ihn wieder in's frühere Gleis bringen, mein Kind. Er ist ein kleiner Rappelkopf. Hätte gar nicht geglaubt, daß eine Waidmannsnatur, die doch ihrem Berufe nach gar nicht zur Sentimentalität gestimmt ist, sich so empfindlich zeigen könnte. Sein Großpapa ist dagegen ein wahrer Bär, den schikanirt's seine Gefühl nicht so besonders. Ja, da sieht man's wieder einmal, daß auch die Leute im Walde sich formiren."

(Fortsetzung folgt.)

Die Gewerbeordnung in Sachsen.

Erster Artikel.

Mit gespannter Erwartung ward vor einiger Zeit von allen Gewerbtreibenden Sachsens und überhaupt Allen, die da wissen, was der Gewerbfleiß zu bedeuten hat und wie es bisher mit der Gewerbegesetzgebung stand, die Nachricht aufgenommen, daß die Regierung damit umgehe, den in diesem Jahre einzuberufenden Ständen eine **Gewerbeordnung** vorzulegen. Und die Nachricht, daß der vom k. Ministerium des Innern ausgearbeitete Entwurf noch vor dieser Vorlegung an die Stände durch den Druck und den Buchhandel der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht werden soll, hat Jeden gewiß eben so in Spannung versetzt, als davon im Voraus überzeugt, daß der Entwurf eine gediegene Arbeit sein müsse, die das Licht der Oeffentlichkeit wie die Prüfung der Wissenschaft und Praxis nicht zu scheuen braucht. Ja er fordert sie heraus. „Die Staatsregierung," heißt es in den dem Entwurfe vorgedruckten allgemeinen Motiven, „theilt die Ansicht, daß man bei Gesetzen solcher Art die Stimme der Betheiligten hören müsse, und beweist dies durch Veröffentlichung des vorliegenden Entwurfs vor seiner Vorlegung an die verfassungsmäßigen Organe." Hiermit ist denn nun auch allen Gewerbetreibenden die Berechtigung nicht nur, sondern auch die Verpflichtung geworden, sich mit dem Entwurfe vertraut zu machen. Es ist dies um so nothwendiger, als derselbe noch nicht die abgeschlossene Vorlage bildet, sondern dermalen zunächst dem Staatsrathe zur Begutachtung unterbreitet wird, um dann, bevor er an die Stände gelangt, vom Ministerium nochmals im Einzelnen berathen zu werden. Hierbei dürfte aber die dem Entwurfe unter den Gewerbetreibenden und in der Presse zu Theil gewordene Aufnahme wohl nicht ohne Berücksichtigung bleiben.

Wir unserntheils müssen uns für heute mit Andeutung der Hauptgrundzüge aus dem uns eben zugekommenen **Gesetzentwurfe** begnügen.

Weder der unbeschränkten Gewerbefreiheit, wie sie in Preußen herrscht und der Vorlage nach neuerdings auch in Oesterreich angebahnt wird, noch auch der „aus politischen Gründen von Denen, welche sich vorzugsweise conservativ nennen, und ihren Organen der Presse" empfohlenen Wiederherstellung des starren Zunftwesens huldigt der Entwurf. Er sucht die Vorzüge beider Systeme zu vereinigen, indem er auf der einen Seite die geschlossene Gliederung aufrecht erhält, ja auf den größten Theil der bisher freien Gewerbzweige erweitert, ferner das

Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer fest regelt, namentlich die Unterstützungspflicht bei Krankheit und Arbeitslosigkeit anordnet und thunlichst auf Selbstregierung der Gewerbtreibenden nach eigenen Satzungen Bedacht nimmt, auf der anderen Seite aber alle die Schranken möglichst beseitigt, welche dem Einzelnen die freieste Benutzung der gewerblichen Hülfsmittel erschwerten.

Die Gewerbeordnung umfaßt jede dauernde, zum Zweck erlaubten Erwerbes selbstständig betriebene Beschäftigung, jedoch mit Ausnahme der advocatorischen, ärztlichen, künstlerischen, schriftstellerischen Thätigkeit, des Bergbaues, der Landwirthschaft, der Scharfrichterei, der Schifffahrt und des Frachtfuhrwesens, der Versicherungs- und Creditanstalten, der wohlfahrtspolizeilichen Gemeindeinstitute und der Staats- und Gemeindebeamten.

Die Gewerbe sind eingetheilt in sieben Klassen: Die erste derselben bilden die freien Gewerbe, die von Jedermann überall betrieben werden können, ohne daß es besonderer Erlaubniß bedarf. Dahin gehören z. B. Holzspalten, Pflastern, Anfertigung von Spielwaaren, Besenbinden, Cigarrenmachen, Blumenmachen, Strohflechten, Klöppeln, Weißnähen, Sticken, Stricken, Schuhflickerei und Flickschneiderei, Waschen, Putzmachen und — was wohl das Wichtigste — die Verfertigung von Frauen- und Kinderkleidern. Nur darf das Alles nicht fabrikmäßig und mit fremden Leuten, sondern höchstens nur unter Beihilfe der Familienangehörigen und des Hausgesindes betrieben werden. Auch das Schwarzbrotbacken, sowie auf dem Lande der Handel mit landwirthschaftlichen Erzeugnissen und Brennmaterialien gehört in diese Kategorie.

Zur zweiten Klasse gehören die Polizeigewerbe, deren Ausübung aus polizeilichen Rücksichten besonderer Verpflichtung und Ueberwachung unterliegt. Darunter fallen die Dienstleistungen, welche ein öffentliches Vertrauen in Anspruch nehmen, wie die der Lohndiener, Auslader, Sänftenträger ꝛc., ferner in Städten nach Ermessen der Behörde Lohnkutscher, wogegen Gastwirthe ohne Weiteres zu Lohnfuhren für ihre Gäste befugt sind. Auch die Schank- und Gastwirthschaft ist hier mit aufgeführt und dabei bemerkt, daß zwar der Reiheschank braunberechtigter Stadthäuser und der auf dem Lande einstweilen fortbestehen, jedoch seine Beseitigung angestrebt werden soll. Das Musikmachen an öffentlichen Orten soll der obrigkeitlichen Beaufsichtigung zur Erhaltung guter und ausreichender Stimmung unterliegen. Als Pfandleiher, Gesindevermiether, Agenten ꝛc. sollen nur unbescholtene und sichere Leute concessionirt werden. Und ebenso bedarf die Errichtung von Reit-, Fecht- und Schwimmschulen, Badeanstalten, Schaustellung von Sehenswürdigkeiten und Errichtung von Theatern der obrigkeitlichen Genehmigung, zum Theil in höchster Instanz.

Für diese Beschäftigungen bedarf es keiner weiteren Regelung. Wohl aber unterliegen alle übrigen Gewerbe festen, bestimmten Voraussetzungen. Dieselben sind in weitere fünf Klassen geordnet und als innungsmäßige, innungsähnliche, Hausindustrie-, Fabrik- und Handels-Gewerbe aufgeführt. Keiner wird vor dem 25. Lebensjahre zu ihrer selbstständigen Betreibung zugelassen; Frauen dürfen in die ersten zwei Klassen nur als Wittwen berechtigter Gewerbtreibender bei Annahme eines Werkführers, in die übrigen drei Klassen ohne alle Beschränkung eintreten. Voraussetzung zu allen diesen Gewerben bleibt das Bürgerrecht, sowie auf dem Lande die Aufnahme in die Gemeinde. Was Ausländer anlangt, so bleibt es bei den bisherigen Bestimmungen, nur kommt es bei Beurtheilung der gewerblichen Vorbereitung eines solchen, der aufgenommen werden soll, darauf an, ob dieselbe seiner inländischen Gewerbeverfassung entspricht. Solche Fabriken und Gewerbsanstalten, welche durch Feuergefährlichkeit oder sonst der Umgebung von Nachtheil sein können, z. B. Pulver- und Zündwaarenfabriken, Färbereien, Seifensiedereien, Gerbereien, dürfen nicht ohne vorgängige Prüfung der Oertlichkeit, wobei die Benachtheiligten ihren Widerspruch erheben können, angelegt werden. Absichtliche Täuschung in Maß, Gewicht und Güte der Waaren werden, wenn sie nicht schon als Betrug strafbar sind, bis zu 20 Thlr. geahndet. Dagegen fallen alle Taxen weg, mit einziger Ausnahme der für die Mahlmetze eintretenden Geldvergütung. Auch Brod und Fleisch unterliegt in der Regel und wenn nicht Mißbräuche vorkommen, keiner Taxe. Realrechte, also solche Gewerbsbefugnisse die am Grund und Boden haften, werden ferner nicht mehr verliehen und auch die bereits bestehenden städtischen müssen, falls sie nicht verloren gehen sollen, binnen 3 Jahren von Bekanntmachung des Gesetzes an bei der Obrigkeit angemeldet und erwiesen werden. Solche Realrechte, welche ein besonderes Folium im Grund- und Hypothekenbuche haben, also Realbankgerechtigkeiten (z. B. der Fleischer, Barbiere u. s. w.) sollen in dem Falle, wenn sie ihren Inhabern das Recht gaben, jedem Anderen die Betreibung des betreffenden Gewerbes zu verbieten, und wenn ferner damit eine geschlossene Zahl verbunden war, so daß Niemand weiter an demselben Orte zugelassen wurde, zwar allmälig aufgehoben werden, aber gegen Entschädigung, die im beigefügten Entwurf eines Entschädigungsgesetzes geregelt ist. Jeder Gewerbtreibende ist berechtigt, das zu thun, was nach einer besonderen Beilage des Gesetzes als zu seinem Gewerbsbetriebe gehörig aufgeführt ist. Er kann aber auch außerdem, wenn es ihm nicht ausdrücklich untersagt ist, jede Arbeit verrichten, die mit den seinem Gewerbe eigenthümlichen Werkzeugen, Materialien und Arbeitsmethoden ausführbar ist. Er kann ferner die zu seinem Gewerbsgegenstande gehörigen Vollendungsarbeiten untergeordneter Art vornehmen, z. B. als Gürtler vergolden, als Goldschmied graviren. Er darf auch an seinen Erzeugnissen die Erzeugnisse anderer Gewerbtreibenden befestigen, z. B. als Tischler Schlösser. Und endlich ist jedem Gewerbtreibenden der Regel nach erlaubt, die eignen Erzeugnisse seines Gewerbes, sowie deren Nebenproducte und Abfälle im Ganzen und Einzelnen feilzubieten und zu verkaufen.

Es steht auch jedem Gewerbtreibenden frei, von einem Gewerbe zu einem anderen überzugehen. Er muß dann den für dieses bestehenden Bedingungen genügen, einer nochmaligen Lehrzeit bedarf es für ihn aber nicht. Ebenso und unter denselben Bedingungen kann der Regel nach ein Gewerbtreibender gleichzeitig mehrere Gewerbe betreiben. Vereinigungen mehrerer Gewerbtreibenden eines und desselben oder verschiedener Gewerbe zu gemeinschaftlichem Betriebe sind gleichfalls zulässig.

Die Berechtigung zum Gewerbebetrieb geht zwar auf das ganze Land, sie ist aber an einen bestimmten Wohnort gebunden. Von da aus können Bestellungen überall hin ausgeführt werden und bleibt auch dem Gewerbtreibenden unverwehrt, die bestellte Waare dem Kunden an seinem fremden Wohnorte aufzustellen und anzupassen; die Herstellung muß er aber an seinem Wohnorte vornehmen. Mehr als eine Werkstatt oder mehr als ein Verkaufslocal ist der Regel nach verboten, ebenso außer Marktzeiten das Feilbieten der nichtbestellten Erzeugnisse an fremden Orten. Dagegen ist die Uebersiedelung des Gewerbtreibenden von einem Orte nach dem anderen, falls hier nicht die Zahl der Gewerbe geschlossen ist, gegen Zahlung der Aufnahmegebühren freigegeben. Rücksichtlich der Landgemeinden bewendet es in der Hauptsache bei den Bestimmungen des Gesetzes vom 9. October 1840. Nur in Städten dürfen innungsmäßige und innungsähnliche Gewerbe, sowie der Kleinhandel unbeschränkt ausgeübt werden. Das Privilegium einzelner Landgemeinden: Handwerker aller Art oder bestimmte Innungen zu setzen, hört auf, unbeschadet lebenslänglicher Gewerbsberechtigung der bereits Aufgenommenen. Die Hausindustrie-, Fabrik- und Großhandelsgewerbe, können ohne Unterschied und Beschränkung in der Stadt, wie auf dem Lande errichtet werden. Auch den Maurern und Zimmerleuten, Steinmetzen, Dachdeckern, Schornsteinfegern, Töpfern, Gerbern, Färbern, Stuhlbauern, Müllern und Korbmachern steht die Wahl zwischen Dorf und Stadt frei.

Durch alle diese und die folgenden Bestimmungen gewinnen die Gewerbtreibenden an Betriebsrechten. Weil aber

Viele bei der bisher herrschend gewesenen Vielgestaltigkeit und Regellosigkeit des Innungsgesetzwesens Dinge mit in ihren Gewerbbetrieb hineingezogen haben, die gar nicht hin gehören, wie Seiler den Theerhandel, oft auch das Branntweinschänken, Böttcher den Weinhandel: so ist bestimmt, daß die Gewerbeordnung keine rückwirkende Kraft haben soll und die dermaligen Gewerbtreibenden auf Lebenszeit im Genuß des vollständigen Umfangs ihrer bisherigen Ausübungsrechte verbleiben.

Die innungsmäßigen Gewerbe nun, hinsichtlich welcher der Entwurf am Ausführlichsten (in 90 Paragraphen) sich ergeht, dürfen selbständig nur von Solchen betrieben werden, welche die drei Grade des Lehrlings-, Gesellen- und Meisterstandes erworben haben. Der Entwurf zählt unter 9 Gruppen 26 solcher Gewerbe auf, nämlich:

I. Gruppe: 1) Grobschmiede (Löffel- und Hufschmiede, Nagelschmiede, Bergschmiede). 2) Schlosser (Sporer, Großuhrmacher, Büchsenmacher, Windenmacher). 3) Kleinschmiede (Bohr-, Sägen-, Zeug-, Zirkel- und Waffenschmiede, Feilenhauer, Messerschmiede). II. Gruppe: 4) Blecharbeiter (Klempner und Flaschner, Röhrenmacher, Kupferschmiede). 5) Metallgießer (Gelb-, Roth-, Glocken- und Stückgießer, Zinngießer). 6) Gold- und Silberarbeiter, Juweliere. 7) Gürtler- und Metallbroncearbeiter (Schwertfeger, Nadler zum Theil). III. Gruppe: 8) Drechsler (in Horn, Bein und Holz). 9) Kamm- und Bürstenmacher. IV. Gruppe: 10) Tischler (Bau-, Meubles-, Galanterie- und Kunsttischler, Marqueteriearbeiter, Büchsenschäfter) und Glaser. 11) Böttcher (Großböttcher und Kleinbinder). 12) Wagner, Rade- und Stellmacher. 13) Zimmerleute. V. Gruppe: 14) Maurer und Steinmetzen. VI. Gruppe: 15) Sattler und Riemer, Beutler und Handschuhmacher (Bandagisten), Täschner und Tapezierer. 16) Schuhmacher (Pantoffelmacher). 17) Buchbinder (Futteral- und Pappmacher). VII. Gruppe: 18) Schneider. 19) Kürschner. 20) Hutmacher (und Filzarbeiter). VIII. Gruppe: 21) Weber (Lein-, Wollen- und Seidenweber, Zeug-, Rasch-, Spritzenschlauchmacher) und Tuchmacher. 22) Posamentierer (Knopfmacher, Bandweber). 23) Seiler. 24) Strumpfwirker (Strumpfstricker, Baretmacher). IX. Gruppe: 25) Fleischer. 26) Bäcker (Weiß-, Kuchenbäcker, Pfeffer- und Lebküchler u. s. w.)

Jedes dieser 26 Gewerbe mit Einschluß der eingeklammerten Nebenbeschäftigungen soll nun eine Innung bilden, es kommen also Tischler und Glaser, Stück- und Zinngießer, Zirkel- und Messerschmiede, Sattler, Täschner und Handschuhmacher rc. in die nämliche Innung. Und es können auch mehre oder alle unter einer Gruppe aufgeführten Innungen zu Gesammtinnungen vereinigt werden. Jede Innung muß ihren Sitz in einer Stadt haben und zu ihr gehört ein, die umliegenden Ortschaften umfassender Innungsbezirk. Das Arbeitsgebiet einer jeden Innung zerfällt theils in das allgemeine, welches mit den ihr eigenthümlichen Werkzeugen und Arbeitsmethoden aus den ihr eigenthümlichen Materialien herzustellen ist; theils in das besondere, welches den Innungsmitgliedern ausschließlich und keinem sonst zusteht. Nur gegen Beeinträchtigungen dieses letzteren steht ihnen ein Einspruch zu. Ebenso haben sie ein allgemeines Handelsgebiet, zum unumschränkten Handel mit allen selbstgefertigten Artikeln und auch mit nichtselbstgefertigten Waaren, die in ihr allgemeines Arbeitsgebiet gehören. Und in gleicher Weise entspricht ihrem besonderen Arbeitsgebiet das besondere Handelsgebiet, nur daß der Regel nach hinsichtlich desselben auch die Kaufleute berechtigt bleiben. Waarenvorräthe zur Auswahl und Verarbeitung für Kunden sind erlaubt, Magazine für nichtselbstgefertigte Herrenkleider bedürfen aber besonderer Genehmigung. Wer sein Gewerbe nicht mehr betreibt, darf auch den damit verbundenen Handel nicht ausüben. Mehre innungsmäßige Gewerbe, die ein Innungsmeister gleichzeitig betreiben will, müssen einer Gruppe angehören.

Was nun die Form der innungsmäßigen Gewerbe anlangt, so hat der Entwurf besonderes Gewicht auf die Innungsehrenrechte gelegt, die z. B. auch schon bei unsittlicher Aufführung durch Innungs- und bestätigenden Obrigkeitsbeschluß entzogen werden können. Die Meister zerfallen, je nach dem Werthe ihres Meisterstücks, in zwei Klassen, nur die ersten Grades (welchen alle bisherigen Meister gleichberechtigt sind) können Obermeister und Prüfungscommissionsmitglieder werden, sowie Lehrlinge aufnehmen. Innungen über 40 Mitglieder müssen einen Innungsausschuß (mit 5 bis 25 Personen) wählen, neben demselben besteht ein Innungsrath (aus 3 bis 7 Personen), dessen Vorsitzender der Obermeister ist, die übrigen heißen Beisitzer; sie Alle fungiren höchstens 6 Jahre. Die Verwaltung ist vereinfacht, unnütze und kostspielige Gebräuche sind aufgehoben, die Gebühren vermindert. Lehrlinge dürfen nicht vor vollendetem 15. Jahre angenommen werden, die regelmäßige Lehrzeit darf nicht unter 2 Jahre und nicht über 4 Jahre andauern, nur bei unentgeldlicher Lehre kann ein halbes Jahr hinzugefügt werden. Der Annahme geht 4- bis 6-wöchige Probe voraus und die Aufnahmegebühr darf nicht über 2 Thlr. zur Innungs- und 1 Thlr. zur Unterstützungskasse betragen. Der Meister muß die Lehrlinge zum Besuch der Sonntags- oder Fortbildungsschule anhalten, sie erhalten Wohnung und Kost in seinem Hause. Günstige Zeugnisse derselben über den Besuch technischer Schulen kürzen die Lehrzeit verhältnißmäßig ab.

Zur Gesellenprüfung ist Erreichung des 18. Lebensjahres erforderlich, das Gesellenstück hat in einer einfachen, nicht kostspieligen und praktisch vorkommenden Arbeit zu bestehen. Es kann auch eine mündliche Prüfung über Gegenstände des Gewerbes damit verbunden werden. Der zünftige Geselle erhält ein Arbeitsbuch und muß noch 4 Wochen bei seinem Lehrmeister arbeiten. Der Wander- und Herbergszwang ist aufgehoben, auf die im Auslande erlangte Gewerbstüchtigkeit kann indeß bei der Meisterprüfung Rücksicht genommen werden. Auch die regelmäßigen Geschenke an eingewanderte Gesellen fallen weg. Meister und Gesellen sind in der gegenseitigen Wahl unbeschränkt, nur findet, außer wo es anders verabredet ist, beiderseits 14tägige Kündigung statt. Gesellen dürfen vor dem 25. Jahre nicht heirathen, sie haben zu der in jeder Innung zu errichtenden Krankenpflege- und Unterstützungskasse wöchentlich beizusteuern, ihr Meister hat außerdem noch die Hälfte ihres Beitrags für sie zu erlegen. Der Zweck dieser Kasse ist die Verpflegung kranker, das Begräbniß verstorbener und die einjährige Unterstützung arbeitsunfähiger oder ohne Schuld arbeitsloser Gesellen. Diese Kasse wird vom Innungsrath verwaltet und durch die, alljährlich von den Gesellen unter sich gewählten (3 bis 7), über 25 Jahre alten und länger als 3 Jahr im Innungsbezirke arbeitenden Altgesellen controlirt.

Zur Meisterprüfung wird erfordert: das zurückgelegte 21. Lebensjahr, innungsmäßige Lehre, erfolgreiche Gesellenprüfung und seitdem mindestens dreijährige Beschäftigung mit den einschlagenden Innungsarbeiten. Nur Innungsmeister und die zum selbstständigen Betriebe eines innungsähnlichen Gewerbes Berechtigten sind ohne weiteres Erforderniß zur Meisterprüfung zulässig. Das Meisterstück darf weder aus unnöthig langwierigen, noch besonders kostspieligen und soll aus, soweit irgend thunlich, verkäuflichen Arbeiten bestehen. In geeigneten Fällen tritt eine mündliche Prüfung über die wissenschaftlichen Vorkenntnisse hinzu, die Dem zu erlassen ist, der Zeugnisse bestimmter Lehranstalten über erfolgreiche Vorbildung beibringt. Meister zweiten Grades können infolge nachträglicher Prüfung und Beibringung vervollständigter Ausbildung in den ersten Grad aufrücken.

Am Schluß dieses Abschnittes ist endlich noch den Innungen die Bildung von Grabe-, Pensions- und Versicherungskassen freigestellt und anempfohlen. Nur müssen sie auf die wissenschaftlichen Grundlagen der Wahrscheinlichkeitsrechnung gegründet werden.

Zu der vierten Klasse von Gewerben, den innungsähnlichen, bei denen es innungsmäßiger Erlernung nicht bedarf, gehören folgende 24:

1) die Mechaniker (und Verfertiger physikalischer, optischer und mathematischer Instrumente); 2) die Uhrmacher (Klein- oder Taschenuhrmacher, Wanduhrmacher) und Uhrgehäusmacher; 3) die Instrumentenmacher (die Pianofortemacher, die Geigen- und Guitarrenmacher, die Saitenmacher, die Blasinstrumentmacher [in Holz- und Messing], die Harmonikamacher, die Orgelbauer); 4) Stuhlgestellmacher, wo sie bereits von den Tischlern getrennt bestehen; 5) Korbmacher und Rohrflechter; 6) Stuhlbauer, welche Web- und Strumpfstühle bauen; 7) Getreidemüller; 8) Schornsteinfeger; 9) Schieferdecker, Dach- und Ziegeldecker; 10) Töpfer; 11) die Serpentinsteindreher, Steindreher und Steinschleifer, Marmor- und Alabasterarbeiter, auch Bildhauer (als

Gewerbe); 12) Conditoren und Zuckerbäcker, Pfefferküchler; 13) Tüncher, Stubenmaler und Stuccateurs; 14) Lackirer, Vergolder und Holzbronzearbeiter; 15) Formschneider, Graveurs und Edelsteinschneider; 16) Buchdrucker, Stahl-, Stein- und Kupferdrucker, Schriftgießer; 17) die Nadler (Drahtflechter und Drahtweber, Kammsetzer, Krempelsetzer, Hechelmacher, Blattbinder); 18) die Tuchbereiter und Tuchscheerer; 19) die Gerber aller Art (Lohgerber, Weiß- und Sähmischgerber), Pergament- und Corduanmacher; 20) die Färber aller Art (Bon-, Schön-, Schwarz-, Seiden- und Zobelfärber) und Kattundrucker; 21) die Seifensieder, Lichtzieher und Wachsbleicher; 22) die Perückenmacher (Friseurs), die Barbiere (Bader); 23) die Kunst- und Handelsgärtner und 24) die Fischer in Städten.

Bei Zusammenstellung dieser ganz neuen Abtheilung von Gewerben haben, wie die Motive besagen, die beiden Gesichtspuncte obgewaltet, bisher ganz freie oder von Concession abhängige Gewerbe ohne technischen Nachtheil corporativer Verfassung zugänglich zu machen und andere bisher zünftig behandelte, dem Fabrikbetrieb sich annähernde Gewerbe vorzugsweise mechanischer und chemischer Natur, technisch zu befreien, ohne ihren corporativen Verband aufzugeben. Auch bei diesen findet Innungsorganisation statt, es können mehrere von ihnen zusammen, oder auch einzelne in Verbindung mit den verwandten innungsmäßigen Gewerben, z. B. die Conditoren mit den Bäckern, die Edelsteinschneider mit den Juwelieren zu einer Innung zusammentreten, sie dürfen Lehrlinge und Gehilfen halten, müssen Kranken- und Unterstützungskassen haben; ihre Aufnahme in die Korporation ist aber nur von einer einzigen Prüfung abhängig, und auch deren Stelle vertritt bei einigen der genannten Gewerbe schon der Nachweis eines eingerichteten Etablissements.

In die nun folgende Klasse der *Hausindustriegewerbe* sind solche Arbeiten aufgenommen worden, welche von einzelnen selbstständigen Arbeitern in ihrer Wohnung *auf Bestellung oder zum Vertrieb durch Zwischenpersonen* — Fabrikkaufmann oder Verleger, Aufkäufer oder Factore — gefertigt werden. Dazu gehören im ganzen Lande die Weberei, Strumpfwirkerei, Handschuhnäherei, Wollkämmerei, Cigarrenmacherei, Strohflechterei, Strohnäherei und Blumenmacherei, sowie viele Industriezweige ähnlicher Art in einzelnen Landestheilen, namentlich dem Erzgebirge und dem Voigtlande. Aus Dresdens nächster Umgebung werden nur die Amtsbezirke Königsbrück, Pulsnitz und Radeberg wegen der Bandmacherei hier mit aufgeführt. Das am meisten bei diesen Gewerbzweigen bisher gelockert gewesene Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer wird dadurch befestigt, daß der Fabrikkaufmann geprüfter Meister des betreffenden Gewerbes oder Kaufmann sein muß; daß die Factore, wenn sie dies nicht sind, doch mindestens obrigkeitlicher Erlaubniß bedürfen; daß auch mit Genehmigung der Arbeiter in Gold, Waaren und Anweisungen nicht ausgelohnt werden kann; daß der Verleger keinen Detailhandel führen darf; daß Kauf- und Lohnbücher gehalten, vierwöchige Kündigungsfristen beobachtet, und endlich auch Unterstützungskassen für die Arbeitnehmer errichtet werden müssen, zu denen diese vom Lohnthaler höchstens einen Groschen und die Arbeitgeber hierüber noch die Hälfte beisteuern.

Zu den die sechste Klasse bildenden *Fabrikgewerben* gehören erstens alle, die unter die freien, die innungsmäßigen, die innungsähnlichen und den Handel nicht fallen, wenn der Unternehmer sie mit Gehilfen, die seinen Hausstand nicht bilden, in Werkstätten betreibt; zweitens innungsmäßige, der Hausindustrie nicht angehörende Gewerbe unter Verwendung unzünftiger Arbeiter zu Hauptarbeiten, oder gleichzeitiger Betrieb mehrer innungsmäßigen Gewerbe derselben Gruppe; drittens alle freien, innungsmäßigen oder innungsähnlichen Gewerbe in geschlossenen Etablissements mittelst elementarer (Wasser-, Feuer-) Betriebskräfte oder unter Beschäftigung einer Mehrzahl von Arbeitern nach dem Princip der Arbeitstheilung (so, daß jeder immer nur die nämlichen Theile des Ganzen anzufertigen hat). Hierzu bedarf es der Concession, die in der Regel Meistern innungsmäßiger und innungsähnlicher Gewerbe, gelernten Kaufleuten, staatlich geprüften Technikern und mit dem Reifezeugniß versehenen, ehemaligen Gewerbschülern nicht zu versagen ist. Landwirthschaftliche Nebengewerbe, als Brauereien, Brennereien ꝛc. fallen hierunter nur so lange nicht und bedürfen demnach so lange der Concession nicht, als zu ihrem Betriebe nur das landwirthschaftliche Personal benutzt und selbsterbautes Material verwendet wird. Genaue Bestimmungen, namentlich über Beschäftigung der Kinder (nicht unter 10, beziehentlich vom zweiten Jahre nach Bestehen der Gewerbeordnung an nicht unter 12 Jahren); über Fabrikschulen, welche die Fabrikanten zu beschaffen haben; über Arbeitsbücher, welche von der Obrigkeit, über Lohn- und Vertragsbücher, welche vom Fabrikanten dem Arbeiter gegeben werden; über Fabrikordnungen und Vorschriften über Lohn, Kündigung und Unterstützungskassen regeln das Verhältniß zwischen dem Fabrikunternehmer und dem, bisher größtentheils ohne gesetzlichen Schutz gewesenen Fabrikarbeiter.

Die siebente Klasse besteht aus den *Handelsgewerben*. Von diesen ist der Groß-, Producten-, Speditions- und Bankhandel freigegeben. Es bedarf dazu nur der Firmenanmeldung bei der Obrigkeit. Diese Großhändler können sich mit den Fabrikkaufleuten und Fabrikanten zu einer Genossenschaft vereinigen, welche Deputirte aus ihrer Mitte ernennt. Der Kleinhandel in Städten ist zünftig und kann nur von gelernten Kaufleuten betrieben werden, welche Kramerinnungen bilden. Ausgenommen ist der Trödel- und der Victualienhandel, welche in Städten bloßer Concession unterliegen. Ferner dürfen fertige Herrenkleider, dergl. Schuhwerk und Pelzwaaren, sowie Polstermeubles, frische Backwaaren und Fleisch, Bier unter ½ Eimer, Branntwein und Spirituosen unter 1 Kanne, sowie alte und neue Bücher von Kleinhändlern nicht geführt werden. Zum Dorfkram genügt bloße Concession, doch ist in der Regel nur *ein* Kramhandel in jedem Dorfe gestattet. Dagegen steht auf dem Lande der Handel mit landwirthschaftlichen, ferner mit selbstgefertigten, nicht innungsmäßigen Producten und Brennmaterialien Jedem frei. Zur Aufnahme in die Kramerinnungen ist innungsmäßige Erlernung oder Gehilfenprüfung erforderlich. Ersterenfalls bedarf es unbedingt keiner weiteren Prüfung da, wo genügende Abgangszeugnisse einer Handelsschule beigebracht werden. Die Lehrlingzeit dauert 4 Jahre, gute Handels-, bez. Realschulzeugnisse, mindern dieselbe um 2, bez. 1 Jahr. Der Innungsrath der Kramerinnung bildet im Verein mit den Handelsdeputirten der Großhändler und Fabrikanten den *Handelsvorstand* des Bezirks, unter dessen Aufsicht die Börsen, Handelsschulen, Pensionskassen u. s. w. stehen.

Zum Buchhandel bedarf es der Concession, welche Nachweis über Befähigung und Mittel, oder Erwerbung eines bestehenden Geschäfts oder den Besitz einer Buchdruckerei voraussetzt.

Es folgen dann noch Bestimmungen über den *Gewerbebetrieb im Umherziehen*, welcher besonderer schriftlicher Erlaubniß bedarf, sowie über den *Verkehr auf Messen und Märkten*, aus denen hervorzuheben ist, daß auf angemessene Verminderung der bestehenden Jahrmärkte hingewirkt werden soll, so daß Städte unter 10,000 Einwohner deren nur 2, größere deren nur 3 jährlich behalten, die Landjahrmärkte aber ganz aufhören. Doch kann ihre Dauer in größeren Städten bis auf acht Tage normirt werden. Die weiteren Abschnitte handeln von den gewerblichen Strafen (Verweise, Geldstrafen bis zu 500 Thlrn., Gefängniß bis 4 Monate, Confiscation, Entziehung der gewerblichen Ehrenrechte); von den zuständigen (Verwaltungs-) Behörden; von dem kurzen Verfahren bei Gewerbestreitigkeiten und Zuwiderhandlungen und endlich von den Gewerbegerichten, welche, falls die Gewerbetreibenden es beantragen, für Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern niedergesetzt werden sollen, aus drei Arbeitgebern und drei Arbeitnehmern unter dem Vorsitz eines richterlich befähigten Mitglieds der Behörde zusammengesetzt sind und in öffentlicher Sitzung verhandeln und entscheiden. Endlich ist noch die Errichtung von *Gewerberäthen und Handelskammern* in Aussicht gestellt. Erstere, aus Innungs- und Corporationsvorständen, beziehentlich gewählten Vertretern der Fabrikanten zusammengesetzt, sollen die Be-

hörden in gewerblichen Angelegenheiten durch Gutachten, Anträge, Mitaufsicht unterstützen. Handelskammern, deren Mitglieder von den Großhändlern, Fabrikanten und Fabrikverlegern zu wählen sind, sollen in Dresden, Leipzig und Chemnitz errichtet werden, um der Regierung bei Zollveränderungen und sonstigen Fragen der Handelsgesetzgebung Gutachten abzugeben, sowie an dieselbe erforderliche Anträge zu stellen. —

Aus den Schlußbestimmungen ist hervorzuheben, daß die Umgestaltung der Innungen, Revision ihrer Artikel und Ordnung des Unterstützungskassenwesens innerhalb einer bestimmten Frist von der Gesetzkraft der Gewerbeordnung an gerechnet, erfolgt sein muß und daß die dermalen gegen regelmäßigen Gehalt auf Lebenszeit angestellten Obermeister, im Falle anderweiter Wahl, aus der Innungskasse angemessen zu pensioniren sind.

Das ist in kurzen Umrissen der Hauptsache nach der Inhalt der, in 296 Paragraphen zerfallenden Gewerbeordnung. Einzelnes aus derselben herauszuheben und ausführlicher zu besprechen, wird Aufgabe späterer Artikel sein. Soviel aber wird auch aus diesem Ueberblicke schon sich Jedem klar darlegen, daß der Entwurf der sächsischen Gewerbeordnung ein Werk ist, das gründliche und allseitige Erwägung verdient.

Dresden, den 29. Januar.

— Se. Majestät der König haben, wie wir nachträglich erwähnen, in voriger Woche die Lehr- und Erziehungsanstalt des Schuldirectors Dr. Krause mit einem Besuche beehrt und mit großem Interesse dem Unterrichte mehrerer Klassen beigewohnt, sowie die gesammten Einrichtungen dieses umfänglichen Instituts in Augenschein genommen. Vorgestern besuchten Se. Majestät die Struve'sche Bereitungsanstalt für künstliche Mineralwässer, um die verschiedenen Branchen dieses berühmten Etablissements eingehend zu besichtigen.

— In der gestrigen Sitzung der Stadtverordneten wurde Herr Dr. G. A. Struve mit großer Majorität zum Stadtrathe auf Zeit erwählt.

— Der Entwurf einer Gewerbeordnung für das Königreich Sachsen, über welchen wir bereits im heutigen Leitartikel Näheres mitzutheilen in den Stand gesetzt waren, gelangt in diesen Tagen zur Ausgabe. Es wird derselbe in der vorliegenden Form zunächst der Beurtheilung der betheiligten Kreise der Bevölkerung unterbreitet, um dann, vor der Vorlage an die Ständeversammlung, einer nochmaligen Berathung Seiten der Staatsregierung unterzogen zu werden. Wir machen daher alle Gewerbtreibenden, namentlich aber die Herren Innungsvorstände, noch besonders darauf aufmerksam, daß der Entwurf sammt dem dazu gehörigen Entschädigungsgesetze sowohl durch alle Buchhandlungen, als auch direct durch die königl. Hofbuchdruckerei von C. C. Meinhold und Söhnen zu beziehen ist.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Rh.	Weizen nGr.	Roggen Rh.	Roggen nGr.	Gerste Rh.	Gerste nGr.	Hafer Rh.	Hafer nGr.	Erbsen Rh.	Erbsen nGr.
Dresden	Jan. 26.	von	5	15	3	15	3	2	1	15	4	15
		bis	5	20	3	20	3	6	1	26	5	—
Bautzen	Jan. 24.	von	4	25	3	7	2	27	1	12	4	—
		bis	5	22	3	17	3	2	1	20	4	10
Meißen	Jan. 24.	von	5	20	3	14	3	5	1	12	3	20
		bis	—	—	3	20	—	—	1	15	—	—
Pirna	Jan. 24.	von	4	25	3	16	3	—	1	15	—	—
		bis	5	22	3	25	3	10	1	22	—	—
Radeburg	Jan. 28.	von	5	15	3	10	3	8	1	15	4	
		bis	6	—	3	15	3	13	1	26	—	—
Roßwein	Jan. 27.	von	5	20	3	20	—	—	1	12	3	25
		bis	6	5	4	—	—	—	1	16	—	—
Chemnitz	Jan. 24.	von	5	22	3	22	2	27	1	15	4	—
		bis	6	10	4	7	3	5	1	20	4	15

Butterpreise in Dresden vom 24. bis mit 26. Jan. 1857.

die Kanne 14 Ngr. 5 Pf. bis 15 Ngr. 5 Pf.
— in Pirna (24. Jan.) 14 „ — „ „ 15 „ — „
— in Roßwein (27. Jan.) 12 „ — „ „ 14 „ — „
— in Chemnitz (24. Jan. 17 „ — „ „ 17 „ 5 „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 83¾ gesucht; dergleichen kleine 84¼ ges. Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 101¾ ges.; dergl. von 1847 à 4% 98½ ges.; dergl. von 1852 und 1855 à 4% 98½ ges.; dergl. von 1852 4% à 100 Thlr. 99¼ ges.; dergl. 1855 à 3% 9?¼ ges. Land-Renten-Briefe große 86 ges.; dergl. kleine 87¼ ges. Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99 ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 99 angeb., kleine 99¾ angeb.; dergl. à 3½ % große 91¾ angeb., kleine 92¼ angeb.; dergl. 3½ % große 86 angeb., kleine 87 angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 99 ges.; kleine 99¼ ges.; dergl. 3½ % große und kleine 94 angeb.

Preuß. 4½ % Anleihe 99¾ ges.; dergl. 4% 95¼ ges. Preuß. 3½ % Staats-Schuld-Scheine 85 ges.

Oesterr. 5% Nation.-Anleihe 83¼ ges.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 15 Ngr. — Pf. Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.

Ausländ. große Caff.-Anweis. und Bank-Noten 99¾.

Dresden, den 29. Jan. 1857. Ed. Rocksch.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 5 und eine Beilage.)

Freitag, Nr. 6. 6. Februar 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. In der letzten Sitzung der deutschen Bundesversammlung ist die luxemburgische Verfassungsangelegenheit zur Sprache gekommen. Die dortige Regierung hatte nämlich im November v. J. eine neue Verfassung octroyirt, nachdem der Versuch, mit den Ständen eine Vereinbarung über die durch den Bundesbeschluß v. 23. Aug. 1851 erforderlich gewordenen Verfassungsänderungen zu treffen, mißlungen war. Man hat der luxemburgischen Regierung dabei den Vorwurf gemacht, daß sie viel weiter gegangen sei, als der angezogene Bundesbeschluß es erheischt und in der Octroyirung eine Beeinträchtigung der ständischen Rechte erblickt. Die deutsche Bundesversammlung ist indessen auf die Einzelnheiten der stattgefundenen Verfassungsrevision gar nicht eingegangen, sondern sie hat sich darauf beschränkt, ihre Befriedigung darüber auszusprechen, daß die großherzoglich luxemburgische Regierung den mehrerwähnten Bundesbeschluß zur Geltung gebracht habe. —

Der König von Hannover, welcher kürzlich in den Freimaurerbund eintrat, hat bereits unter den regierenden Fürsten einen Nachfolger gefunden. Am 30. Jan. wurde nämlich der regierende Herzog von Koburg-Gotha in der Loge „Ernst zum Compaß" in Gotha unter entsprechenden Feierlichkeiten in den Bund aufgenommen. —

Die im Interesse der deutschen Herzogthümer vor längerer Zeit von Oesterreich und Preußen an die dänische Regierung abgesandten Noten haben in Kopenhagen noch immer keine Beantwortung gefunden, und es wird versichert, daß dort durchaus keine Geneigtheit vorhanden sei, den Wünschen der deutschen Großmächte zu entsprechen.

Preußen. Die Regierung stößt mit ihren Finanzvorlagen auf eine Opposition, wie sie ihr bei der bisherigen Zusammensetzung des Landtages noch nicht begegnet ist. Vorläufig werden die Gesetzentwürfe in der Finanzcommission berathen, und obgleich letztere fast durchgängig aus Mitgliedern der Rechten besteht, so vermochte sie doch ein Bedürfniß zur Beschaffung neuer und zur Vermehrung der bereits bestehenden Steuern nicht anzuerkennen. Es soll in dieser Beziehung zu heftigen Debatten gekommen sein, da die Regierung der Commission wie dem Landtage das Recht nicht zugestehen will, über die Bedürfnißfrage zu entscheiden; sie verlangt vielmehr eine Annahme oder Ablehnung ihrer Vorlagen, und behält sich in letzterem Falle vor, dann weitere Schritte zu thun. Ueber die definitiven Resultate der Commissionsberathungen ist bis jetzt nur so viel bekannt, daß der Entwurf des Salzsteuergesetzes verworfen worden ist. — Die in der diesmaligen Session von der Regierung selbst beantragten abermaligen Aenderungen der Verfassung (s. Nr. 4) sind von der betreffenden Commission mit großer Majorität ebenfalls verworfen worden.

Oesterreich. Die von dem Kaiser Franz Joseph erlassene unbeschränkte Amnestie aller wegen politischer Vergehen im lombardisch-venetianischen Königreiche Verurtheilten und Angeklagten hat im ganzen Lande die ungetheilteste Freude hervorgerufen. In Mailand wurde das Herrscherpaar überall mit lautem Jubel begrüßt und der durch jenen Gnadenact hervorgerufene Enthusiasmus gab sich in mehrfachen Demonstrationen kund. Namentlich sollen die unteren und mittleren Klassen eine der österreichischen Regierung entschieden günstigere Stimmung kundgeben, als früher, während ein großer Theil des lombardischen Adels sich noch immer zurückhaltend zeigt. Durch die in nahe Aussicht gestellten Reformen und vor Allem durch das Aufhören der bisherigen Militärherrschaft hofft man indessen noch so manchen Grund zur Unzufriedenheit zu beseitigen und das Vertrauen zur Regierung dauernder zu befestigen.

Schweiz. Die Neuenburger Angelegenheit wird keineswegs so rasch abgethan werden, als nach Erledigung der Vorfrage von mehren Seiten versichert wurde. Bis jetzt ist noch immer über den Anfang und den Ort der abzuhaltenden Conferenzen nichts Genaues bestimmt, obgleich in letzterer Beziehung schließlich die Wahl auf Paris fallen dürfte. Was nun die Bedingungen anlangt, unter denen der König von Preußen auf seine Neuenburger Souveränetätsrechte zu verzichten gedenkt, so finden dieselben in der schweizerischen Presse vielfachen Widerspruch; namentlich will man den angeblich von Preußen erhobenen Anspruch auf die Neuenburger Domänen zurückgewiesen und auch dem König die Fortführung des Titels eines Fürsten von Neuenburg nicht zugestanden wissen. Der Bundesrath, welcher für das zu treffende Abkommen der schließlichen Genehmigung der Bundesversammlung bedarf, wird bei den Unterhandlungen die öffentliche Meinung nicht unberücksichtigt lassen dürfen, und dem Vernehmen nach ist denn auch der schweizerische Abgesandte, welcher gegenwärtig in Paris weilt, instruirt, die von Preußen gestellten Bedingungen abzulehnen. Man hofft indessen, daß es der französischen Vermittelung gelingen werde, eine annehmbare Ausgleichung herbeizuführen.

Italien. Aus Neapel lauten die Nachrichten fortwährend wenig beruhigend; die Verhaftungen dauern fort und werden meist massenhaft vorgenommen. Der Chef der Polizei soll selbst Vorstellungen gegen das angeordnete System erhoben haben, doch sind dieselben erfolglos geblieben. König Ferdinand weilt noch in Caserta, wo außerordentliche Vorkehrungen für die Sicherheit des Monarchen getroffen worden sind. Auf dem Platze, der sich vor dem königlichen Schlosse befindet, sind Tag und Nacht starke Cavalerieabtheilungen mit gezogenem Säbel und gespannten Pistolen aufgestellt. Die Besitzer der Häuser, die sich dem Schlosse gegenüber befinden, haben Befehl, kein einziges Fenster zu öffnen. Jedes Individuum, welches in Caserta ankommt, wird bis zu seiner Abreise fortwährend von einem Soldaten begleitet. — Aus Sicilien werden ebenfalls zahlreiche Verhaftungen gemeldet; namentlich soll in Messina das Ueberwachungs-System auf die Spitze getrieben werden. — Wie verlautet, hat die Regierung mit der argentinischen Republik einen Vertrag abgeschlossen, um eine Anzahl von neapolitanischen Gefangenen nach jener südamerikanischen Republik zu verbannen. Durch diese Maßregel wird man Platz in den überfüllten Gefängnissen gewinnen.

In Matera, einer gewerbreichen Stadt der Provinz Basilicata (am Busen von Tarent) ist ein Verbrechen verübt worden,

welches an die blutige That Bergers erinnert. Der Erzbischof von Matera, Msgr. Rossini, ward der Gegenstand eines Mordanfalls gerade in dem Augenblicke, wo er auf den Stufen des Altars vor dem heiligen Sacrament kniete. Kurz vor der Ertheilung des Segens trat ein Priester hinter dem Altar hervor und führte einen Dolchstoß auf den Erzbischof. Da der Stoß von einem neben dem letztern stehenden Kanonikus aufgefangen wurde, so blieb der Dolch in dem Mäntelchen des Prälaten sitzen, der nur leicht verwundet wurde und eilends die Flucht ergriff. Jetzt zog der Mörder ein Pistol unter seinen Kleidern hervor, feuerte es auf den Kanonikus ab, der den Dolchstoß abgewehrt hatte, und schoß denselben nieder. Die Veranlassung zu diesem abscheulichen Verbrechen ist noch nicht bekannt; es wird nur erwähnt, daß der Priester, welcher die That verübte, zur Diöcese des Erzbischofs von Matera gehört. Briefe aus Neapel führen ferner an, daß dieses Attentat während der Trauerfeier, welche zur Sühne der Ermordung des Erzbischofs von Paris stattfand, verübt worden ist.

Frankreich. Die Regierung hat dem Staatsrathe das Budjet für 1858 vorgelegt und dabei die sehr schwierige Aufgabe, das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben herzustellen, in anerkennenswerther Weise dadurch zu lösen gesucht, daß sie, statt neue Steuern vorzuschlagen, in allen ministeriellen Departements möglichste Ersparnisse zu erzielen sucht. Namentlich sollen in den Ministerien des Kriegs und der Marine bedeutende Reductionen eintreten, deren Gesammtbetrag auf 60 Mill. Fr. berechnet wird. Neue Abgaben würden auch jetzt, nachdem die Steuerkraft des Volks in den letzten Jahren so bedeutend in Anspruch genommen worden, keinen günstigen Boden finden. — Es ist ein bemerkenswerthes Zeichen, daß die Bevölkerung Frankreichs in den letzten Jahren nur einen sehr unbedeutenden Zuwachs erhalten hat. Dieselbe hat in den fünf Jahren von 1851—56 nur um 256,000 Seelen zugenommen, während in der Periode von 1841—46 der Zuwachs 1,200,000 Seelen betrug.

Die vielfach gehegte Erwartung, daß der Cassationshof auf Grund der erhobenen Beschwerde eine für Berger günstige Entscheidung treffen und eine Wiederaufnahme des Processes anordnen werde, hat sich nicht bestätigt. Das Cassationsgesuch des Verurtheilten wurde am 29. Jan. nach langer und lebhafter Debatte mit einer, wie versichert wird, geringen Majorität verworfen und schon am nächsten Morgen hat die Hinrichtung des Verbrechers stattgefunden. Berger hatte, nachdem er sich mehrere Tage ruhig verhalten, am 25. Jan. die Erlaubniß erhalten, dem Gottesdienste in der Gefängnißkapelle beizuwohnen; er mußte aber noch vor dessen Beendigung entfernt werden, weil er den Prediger laut rufend unterbrach. Seitdem wurde er wieder in die Zwangsjacke gesteckt. Der Verurtheilte sah einem günstigen Spruche des Cassationshofes mit Zuversicht entgegen; nur am letzten Tage gerieth er in große Aufregung und äußerte laut die Befürchtung, daß sein Gesuch verworfen werden würde. Erst am Freitage früh um 2 Uhr verfiel er in einen festen Schlaf. Das verwerfende Urtheil war am Donnerstage Abends um 6 Uhr ausgesprochen und gleich darauf Befehl gegeben worden, die Hinrichtung andern Tags in aller Frühe vornehmen zu lassen. Während Berger schlief, wurde das Schaffot errichtet, und als am Morgen 7½ Uhr der Gefängnißdirector mit mehren anderen Beamten in das Gefängniß trat, um ihm anzukündigen, daß er sich zum Tode vorbereiten müsse, war er noch im tiefsten Schlafe. Als ihm, wie die Köln. Ztg. mittheilt, der Abbé Hugon die Verwerfung seines Cassationsgesuchs ankündigte, rief er ungläubig: „Es ist unmöglich!“ Als man ihm sagte, daß keine Hoffnung mehr für ihn sei, gerieth er in eine unbeschreibliche Wuth. „Aber ich will nicht sterben,“ rief er aus, „es ist unmöglich! Ich will leben, ihr habt nicht das Recht, mir das Leben zu nehmen!“ Der Geistliche versuchte alles Mögliche, um ihn zu beruhigen, aber Berger hörte ihn nicht an, und die Scene, welche sich vor dem Assisenhofe zugetragen, wiederholte sich. Der Gefängnißdirector mahnte zum Aufbruch; da bat Berger nur um eine einzige Stunde Aufschub, und als man ihm sagte, das sei unmöglich, rief er in fürchterlicher Wuth: „Gut! ich will nicht sterben — ich werde mich vertheidigen! Ihr werdet mich hier tödten, aber ich werde nicht fortgehen!“ Er hielt sich an seinem Bett fest und weigerte sich, aufzustehen. Seine Wächter mußten ihn mit Gewalt anziehen. Berger leistete zuerst den heftigsten Widerstand, als er aber sah, daß dieser unnütz war, ließ er Alles mit sich machen. Der Scharfrichter holte ihn ½8 Uhr ab, um seine Toilette für den letzten Gang zu machen. Berger wollte zuerst Widerstand leisten; der Nachrichter erklärte ihm aber, daß er Mittel habe, ihn sofort zu bändigen, und Berger gab nach und ließ den Nachrichter gewähren. Diese Operation machte aber einen unbeschreiblichen Eindruck auf ihn; sein Gesicht wurde ganz entstellt und er war um 20 Jahre älter geworden. Abbé Hugon bewog den Verurtheilten, die Absolution zu empfangen, wogegen er sich erst sträubte. Wenige Minuten darauf bestieg Berger das Schaffot, küßte das Kreuz, umarmte den Abbé Hugon und rief dann zwei Mal: „Es lebe Christus!“ indem er dabei auf die Knie sank. Einen Augenblick später hatte der Nachrichter sein Werk vollbracht. — Obgleich über die Stunde der Hinrichtung das strengste Geheimniß beobachtet worden war, hatte sich doch schon um 3 Uhr früh eine große Anzahl Neugieriger vor dem Gefängnisse eingefunden und um 7 Uhr waren die Straße de la Roquette und die benachbarten Straßen mit einer ungeheuern Menschenmenge bedeckt. Das Publicum wurde jedoch nicht in die Nähe des Schaffots zugelassen und die Straße war in einer Länge von etwa 900 Fuß durch Militär gesperrt. — So wenig auch die Persönlichkeit Berger's und sein leidenschaftlicher Charakter geeignet waren, Mitleid zu erwecken, so allgemein auch der Abscheu ist, den sein Verbrechen hervorrufen mußte, so findet doch das gegen ihn eingehaltene, in mehreren Puncten unregelmäßige Verfahren fortwährend vielfachen Tadel. Man versichert, daß unter den von Berger aufgerufenen 60 Zeugen sich 40 suspendirte Priester befanden, welche ihrer geistlichen Würden entsetzt worden, weil sie sich geweigert, entwürdigenden Anträgen ihrer Vorgesetzten Gehör zu geben, und weil sie es für ihre Pflicht gehalten, Unsittlichkeiten ihres Standes zu enthüllen. Die in der Voruntersuchung vor dem Instructionsrichter gemachten Aussagen dieser Zeugen wurden vom Staatsprocurator für unwahr erklärt und die öffentliche Abhörung der Letztern abgelehnt, weil man den Scandal verhüten wollte; aus demselben Grunde wurde dem Angeklagten seine Vertheidigungsrede verwehrt, auf die er sich sorgsam vorbereitet hatte.

Großbritannien. Am 3. Febr. ist das Parlament im Namen der Königin vom Lordkanzler eröffnet worden. Die Thronrede erwähnt in Betreff der Neuenburger Angelegenheit, daß die Königin gemeinsam mit dem Kaiser von Frankreich gegenwärtig bemüht sei, eine freundschaftliche Ausgleichung der schwebenden Frage herbeizuführen und daß die Abschließung eines befriedigenden Arrangements zuversichtlich erwartet werden dürfe. Die Vorlage der auf Neapel bezüglichen Papiere wird zugesagt und des Streits mit Persien gedacht, ohne dabei die Erwartung auf Herstellung des Friedens auszusprechen. Bei der in der ersten Sitzung stattgefundenen Debatte über die Antwortadresse wurde die Regierung, namentlich aber die auswärtige Politik Palmerstons, von der Opposition im Oberhause wie im Unterhause stark angegriffen.

Niederlande. Unter dem Schutze der niederländischen Regierung lebt bekanntlich eine größere Anzahl Katholiken, welche sich von Rom losgesagt haben und ein abgesondertes, öffentlich anerkanntes Kirchenwesen führen, dem drei Bischöfe vorstehen. Es sind dies die Jansenisten, oder, wie sie sich lieber nennen, die Schüler des heil. Augustin, an dessen Lehre sie streng festhalten. Der Erzbischof von Utrecht und die Bischöfe von Harlem und Deventer, welche jener aus 27 Gemeinden bestehenden kirchlichen Genossenschaft vorstehen, haben neuerdings durch eine Pastoralinstruction Protest eingelegt gegen

das von Rom aus verkündete Dogma der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria. Dieser Schritt der genannten Prälaten ist nun in Rom als ketzerisch verurtheilt worden, wie aus einem veröffentlichen Decrete des Notars der „heiligen römischen und allgemeinen Inquisition“ hervorgeht. Der Bannstrahl wird indessen jene Bischöfe nicht erreichen, da sich ihnen gegenüber die päpstliche Gewalt schon seit länger als hundert Jahren unwirksam gezeigt hat.

Asien. Die von den englischen ministeriellen Blättern mit so vieler Zuversicht gemeldete Nachricht, daß der Schah von Persien sich den Forderungen Englands durchgehends gefügt habe, hat sich nicht bestätigt, und die Feindseligkeiten sind demnach nicht aufgehoben, wenn es auch wahr sein mag, daß nach der Einnahme von Buschir ein kurzer Waffenstillstand eingetreten ist. Ueberdieß hat auch Rußland in einer energischen Note gegen die Anforderungen, welche England an Persien gestellt, entschieden protestirt; diese Macht willigt nur in die Räumung von Herat, wird aber im Uebrigen sich auf die Seite des Schah von Persien stellen. — Die Engländer haben, nachdem sie von Buschir, der wichtigsten Stadt, welche Persien an der Seeseite aufzuweisen hat, Besitz genommen, daselbst Befestigungen aufgeworfen; der Admiral ist nach Bombay zurückgekehrt, um vermehrte Streitkräfte herbeizuholen. In Buschir ist dann nur ein Observationscorps zurückgeblieben, und die übrigen Truppen haben sich nach der schon vor der Einnahme von Buschir weggenommenen Insel Karrak begeben, um sich daselbst festzusetzen. Diese Insel besitzt einen vortrefflichen Hafen, welcher der einzige im persischen Golf ist, der in der Nähe von Bassora und des Euphrat liegt; sie kann daher von großer Wichtigkeit für die Engländer werden, welche schon früher versuchten, sich in den Besitz derselben zu setzen. Nun ist aber jene Insel vor hundert Jahren einmal durch einen mit Persien abgeschlossenen Vertrag Frankreich zugesprochen worden, und Kaiser Napoleon I. hat (1808) jenen Vertrag erneuert. Die französische Regierung hat daher gegenwärtig eine genaue Prüfung dieser Angelegenheit angeordnet, und sollten sich die Ansprüche Frankreichs als begründet erweisen, so wird das Pariser Kabinet nicht ermangeln, seinen „getreuen Alliirten“ um Rückgabe der Insel anzugehen. Vor der Hand sandte die französische Regierung eine Fregatte nach dem persischen Meerbusen, um die dortigen Vorgänge zu überwachen.

In Kanton haben die Feindseligkeiten der Engländer gegen die Chinesen einen weiteren Fortgang nicht genommen, und der britische Oberbefehlshaber scheint erst weitere Verhaltungsbefehle aus London abzuwarten. Er hat sich darauf beschränkt, die militärischen Positionen, welche den Chinesen abgenommen wurden, zu besetzen und zu befestigen, sowie das Eigenthum der fremden Kaufleute, welche sich meist nach Schanghai geflüchtet, möglichst sicher zu stellen. Letzteres scheint nur unvollständig gelungen zu sein, denn die Chinesen haben sich nicht auf die Zerstörung der europäischen Factoreien beschränkt, sondern auch noch andere den Fremden gehörige Etablissements niedergebrannt. — Während die Engländer jetzt bemüht sind, durch offene Gewalt Zugeständnisse von den Chinesen zu erlangen, hat die Diplomatie Rußlands mitten in dem Kriege, den es im Orient führte, auf dem Wege der Unterhandlung im äußersten Osten Asiens die größten Vortheile erlangt. Daß sich der Kaiser von China zu einer umfänglichen Gebietsabtretung an jene nordische Macht verstanden, auch den russischen Schiffen die fünf chinesischen Häfen geöffnet hat, wurde schon früher mitgetheilt. Jetzt berichten die Zeitungen, daß der Czar einen förmlichen Allianzvertrag mit China abgeschlossen hat, wonach das ziemlich starke, am Amur stehende russische Armeecorps dem chinesischen Kaiser zur Verfügung gestellt worden ist. Es wird sogar hinzugefügt, daß die Russen schon die Grenze des himmlischen Reichs überschritten haben. Jedenfalls steht fest, daß diesmal die russische Politik die englische weit überflügelt hat.

Der Schulgang des Lebens.

(Erzählung aus dem Leben, von Friedrich Lubojatzky.)

(Fortsetzung.)

Am nächsten Tag kam Robert nicht nach der Stadt, aber am folgenden war er gleich nach Tische da; natürlich zu einer Redoute kann man, wenn man drei Meilen von der Stadt wohnt, nicht erst eine halbe Stunde vor Anfang derselben kommen. Er schien so heiter wie früher. „Hat Alles vergessen, zeige Dich recht liebenswürdig, Feodorchen, da hast Du ihn wieder am Bändel... denke doch, wird mit der Zeit Forstmeister, was sein Alter ist und Du dann eine Frau Forstmeisterin,“ raunte Papa Rendant seiner Tochter zu. In der That schien die Redoute den jungen Forstmann außerordentlich zu beschäftigen, von dem vorgestrigen Vorfall ward auch kein Wörtchen von ihm erwähnt, den hatte er rein vergessen. „Sie werden mich heute Abend nicht herausfinden,“ sagte er lachend zu Feodora. „Ich gehe als was ganz Besonderes.“

„Dann giebt's tausend Spaß, denn auch ich habe eine köstliche Idee hinsichtlich meiner Maske, die Sie, mein lieber Robert, gewiß nicht errathen,“ scherzte das Fräulein, und in der ihrer wartenden Lust der Redoute fanden Beide den ergiebigsten Stoff zur Unterhaltung, bis Robert, auf die Uhr sehend, aufsprang und forteilte, um, wie er sagte, sich mit seiner Maske vertraut zu machen und Feodora nicht länger von den Vorbereitungen zur Toilette abzuhalten. Im Begriffe, das Haus zu verlassen, begegnete er Lottchen. Er fragte sie, ob das arme Mädchen, die Schneiderstochter, sich über das Geldgeschenk von Fräulein Feodora recht gefreut habe?

„Sie hat's gar nicht angenommen,“ antwortete das Stubenmädchen...„ich habe die fünf Thaler wieder mitnehmen müssen.“

„Ist das möglich!“ rief Robert...„nicht angenommen? und die Leute sollen so arm sein!“

„Ja, das sind sie, recht blutarm,“ bestätigte Jene... „aber herzensbrave Menschen.“

„Nun, sie muß doch einen Grund angegeben haben, warum sie das Geschenk zurückwies,“ sprach Robert.

„Ei freilich. Sie sagte: „Das wäre das allerschlimmste Uebel bei der Armuth, daß man glaube, mit Geld sei sie gleich zufrieden gestellt und wenn ihr auch das Herz vorher gebrochen wäre. Ich solle nur dem Fräulein sagen, daß es ihr, der Minchen nämlich, Geld gleichsam wie ein Pflaster auf eine Wunde schicke, thue ihr noch tausendmal weher, als ihr die harten Scheltworte gethan hätten. Denn nun erst erniedrige es sie, da es sie für so gemein halte, sich durch Geld entschädigen zu lassen.“

Robert sagte wie in Vergessenheit: „Das war recht, freut mich.“

„Da, da geht ihr Vater aus dem Hause,“ bemerkte Lottchen auf einen Mann zeigend, der ein Päckchen unter dem Arme trug...„wird wohl Flickarbeit forttragen.“

„In dem großen neunfenstrigen Hause wohnen die armen Leute?“

„Ja wohl, da oben im fünften Stocke unter dem Dache. Man hat so hoch hinaufzusteigen, als wenn man in den Himmel wollte. Aber da stehe ich und plaudere mit dem jungen Herrn, während ich beim Fräulein oben alle Hände voll zu thun habe.“ Und mit einem Knix lief Lottchen die Treppe hinauf. Robert blieb noch ein paar Sekunden im Rolling'schen Hause stehen, dann verließ er es, aber an der Ecke der Straße, in die er einbog, warf er noch einen Blick zurück auf... die im vollen Sinne des Wortes haushohe Wohnung des Flickschneiders Meister Marks.

III.

Wie doch so seltsam eins an dem andern im Leben zu hängen pflegt! Es giebt wahrhaftig nichts Zufälliges in der Welt, Alles ist Fügung; ein weises wunderbares

Walten, das für uns Sterbliche ein ungelöstes Räthsel bleiben wird, so lange die Erde in ihrer Bahn läuft, fügt kleine von uns kaum beachtete Ereignisse als Kettenglieder aneinander und wie Zähne von Triebrädern — wenn man der geheimnißvollen Macht gegenüber, die das Geschick der Nationen so wie das Wohl und Wehe des einzelnen sich in der großen Menschenmasse verlierenden Individuums bestimmt, sich dieses Vergleiches bedienen darf, greifen diese gleichsam einer aus dem andern hervorgehenden kleinen Vorfälle als Ursachen, deren Wirkungen unter keiner Bedingung ausbleiben, in das Menschenleben ein. Das eben ist das große unerforschliche Geheimniß des Universums, daß aus dem Kleinen oder Kleinsten das Große oder das Größte geboren wird und diesem ewigen Gesetz Alles unterliegt, was geschaffen ist. Es bekundete sich in der Familie des armen Meister Marks besonders deutlich.

So vergnügt wie jetzt war der Franz noch nie gewesen, er lebte ordentlich auf in der Ueberzeugung, daß, wie er zum Vater sagte, er die Domcantor-Stelle erhalten werde. „Na, das wäre einmal etwas Gescheidtes vom Schicksal, bis jetzt hat's uns genug zum Narren gehabt,“ redete der ehrliche Flickschneider, aus vollem väterlichen Herzen an dem Hoffnungsglück seines Sohnes Theil nehmend. Und diese Freude Franzens stammte von demselben Orte her, wo seine Schwester die schmerzlichste Demüthigung erlitten hatte. Natürlich, er wußte davon nichts, Minchen beobachtete über das, was ihr bei Rollings begegnet war, das tiefste Schweigen. Wie würde sich der Vater und der Bruder gekränkt gefühlt haben, hätte sie ihnen davon erzählt und jetzt gar, wo Franz drüben bei Rollings gewesen war und dort nicht nur die Versicherung des Herrn Hauptsteueramts-Rendanten erhalten, er werde es seinem Herrn Schwager, dem Consistorialrath zu M*** auf die Seele binden, daß er, der Franz, und kein Anderer, als Substitut des hochbejahrten Domcantors angestellt würde, sondern auch in seiner überschwänglichen Freude äußerte, wie Fräulein Rolling ein wahrhafter Engel an Herzensgüte sei, fand sie den vollkommensten Anlaß, ja kein Wort über die ihr im Rolling'schen Hause und namentlich von Seite Feodorens widerfahrene Kränkung über ihre Lippen kommen zu lassen. Das blieb ihr Geheimniß, wenn auch ein recht nachhaltend bitteres. Sie ahnte gar nicht, daß eben die ihr geschehene Demüthigung für ihren Bruder die Grundlage für dessen gute Aufnahme bei Rollings geworden sei.

Franz hatte von Geschäften abgehalten erst einige Tage nach der Redoute den Gang zu dem Herrn Hauptsteueramts-Rendant machen können. Er fand ihn mit Feodoren und Robert beim Kaffeetisch. Franz war recht befangen, als er die Bitte um Empfehlung vortrug. Es wandelte ihn die Scheu an, welche jeder Arme, Gedrückte der Wohlhabenheit eines Gönners gegenüber, den er sich erringen will, empfindet, denn es kommt ja auf die geringste Laune des zu erwerbenden Fürsprechers an, ob des Bittenden Gesuch einige Berücksichtigung finden soll. Daß der Herr Hauptsteueramts-Rendant gegen ihn so leutselig sich bezeigte, ging aus der Franz freilich unbekannten Ursache hervor, Herrn Robert nicht nur einen Beweis zu liefern, wie gütig er und seine Tochter gegen arme Personen überhaupt sich zu benehmen wüßten, sondern beruhte in Bezug auf Franz ganz besonders in dem Umstande, daß er der Bruder des letzthin so übel behandelten Mädchens war. Anfänglich wußte der Papa Rendant nicht, daß der ihn um Empfehlung Bittende in irgend einer Beziehung zu Minchen Marks stehe, das erfuhr er erst, nachdem dieser ihm gesagt, der Herr Hoforganist habe ihn schon unterrichtet, daß ein junger Mann ihn um seine Empfehlung nach M*** angehen werde und er wolle das auch recht gern thun, ob es Früchte tragen würde, könne er ihm freilich nicht verbürgen.

„Ich hoffe, dem mir vom Herrn Hoforganisten gewordenen Unterricht im Orgelspiel Ehre zu machen,“ antwortete Franz bescheiden.

„Ja, ja, er hat Sie sehr gelobt, der Herr Hoforganist,“ stimmte jener bei... „nun, müssen das Beste in der Sache erwarten. Sind Sie von hier, junger Freund?“

Franz wurde wohl etwas verlegen, aber er war eine zu aufrichtige Seele, als daß er sich der Armuth seines Vaters hätte schämen und diese verleugnen sollen. Er glaubte im Gegentheil recht ehrlich Alles sagen zu müssen und erwähnte nicht ohne sichtbare eigene Rührung, wie glücklich sein Vater, den das Schicksal so sehr wenig begünstigt habe, sein würde, wenn er, der Franz, die Substituten-Stelle bekäme und seine herzensgute Schwester, Minchen, die oft die Nächte durcharbeite, wie er selber Noten copirend, auch thue, hätte doch dann die Aussicht, sich nicht mehr so übermäßig anstrengen zu müssen; dann könnte er den Vater und sie von seinem, wenn auch kleinen Gehalt unterstützen und wenn der liebe Gott wolle, daß er vielleicht im Verlaufe der Zeit, wenn die Leute in M*** mit ihm zufrieden wären, Domcantor werden sollte, wäre das Glück erst ganz vollkommen, Vater und Schwester nähme er dann zu sich und alle seine Wünsche auf Erden wären erreicht. Franz war eifrig geworden in dieser Erzählung und vermeinte, die sichtbar gesteigerte Theilnahme, welche die Drei beim Kaffeetisch sitzenden Personen ihm nun erwiesen, sei die Folge ihrer guten Herzen; aber es waren andere Motive, welche die Drei bewegten.

Papa Rendant stieß unter dem Tische seine Tochter leise mit dem Fuße an, um sie zu besonderer Aufmerksamkeit aufzumuntern. Wenn ja noch eine Spur der Erinnerung an die neulich vorgefallene unangenehme Scene mit Minchen bei Robert zurückgeblieben wäre, so gab es jetzt die beste Gelegenheit, diese ganz vergessen zu machen durch freundliches Benehmen gegen deren Bruder. Feodora stimmte ein; sie hatte sich bis jetzt nicht an dem Gespräche zwischen ihrem Vater und dem jungen Manne betheiligt, nun that sie es und mit jener Liebenswürdigkeit, die weit entfernt von gesuchtem Wesen zu sein pflegt. Papa Rendant rief Lottchen zu, sie solle eine Tasse hereinbringen und als diese auf dem Tische stand, sagte er zu Franz: „Platz genommen, mein lieber junger Freund, trinken Sie mit uns ein Täßchen Kaffee, jetzt bei der Kälte kann man dergleichen schon vertragen.“ Das war doch wahrlich viel Güte. Franz gerieth in die größte Verlegenheit; er wollte das freundliche Anerbieten ablehnen, aber Papa Rendant ließ nicht locker, er mußte mit an den Tisch und Robert rückte ihm den Stuhl neben sich und sagte in herzlichstem Tone: „Zu mir her, Jünger des Apoll! keine gêne! an mir finden Sie einen Bewunderer schönen Orgelspieles. Ich bin freilich ein halber Wilder, der nur dann und wann in der Stadt gastirt, dafür fühle ich aber noch ganz rein, ohne Beigeschmack, das natürlich Erhabene aus dem Wust von Künsteleien heraus, mit welchen jetzt Alles verballhornisirt wird. Meine Orgel ist der Wald, da spielt der Herrgott tausendstimmig ohne Bälgetreter. In allen Tonarten, von Liebesgeflüster und zartester Kinderstimme an bis zum Brausen des Orkans, unter dem hundertjährige Eichen stürzen, musicirt er das große in unendlichen Variationen spielende Tedeum von der Weltschöpfung und Alles was im Walde Odem hat, singt auf seine eigene Weise mit, da ist kein Ton zu wenig, keiner zu viel, *die Orgel Gottes* ist immer rein gestimmt.“

Solche herzliche Rede mußte einen Eindruck der Erhebung auf Franz bewirken, sie riß ja die Schranken der Beklommenheit nieder, welche er vor den reichen Leuten empfand. Das war eine recht frohe und glückliche Stunde für ihn, er vergaß ganz darauf, daß er ein *armer* der Fürsprache bedürftiger Mensch sei. Natürlich war die Musik Gegenstand des Gesprächs geworden und das brachte Franz in edlen Eifer; er sprach mit einer Inbrunst von der herrlichen Tonkunst, die alle Räume des gewaltigen Weltall's ausfülle, denn da sei Alles Ton, ein immerwährendes Lied zum Ruhme der Gottheit. „Spielen Sie uns was vor, lieber Freund,“ bat der Papa Rendant, und Feodora öffnete den großen wunderschönen Flügel und rückte ihm einen Sessel zurecht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gewerbeordnung in Sachsen.

Zweiter Artikel.

Wenn auch der Mensch nicht vom Brote allein lebt, so lebt er doch für das Brot. Sein Lebenszweck ist ein höherer; aber das Mittel, ihn zu erreichen, der ehrenvollste Weg, dahin zu gelangen: das ist und bleibt die **Arbeit**, der Gebrauch geistiger und körperlicher Kräfte zu seinem und Anderer Nutzen. Jedes Einzelnen Lebensglück beruht darauf, daß er einen Beruf hat, der für ihn tauglich und seinen Fähigkeiten angemessen ist. Und ebenso ist das Wohl eines ganzen Volkes bedingt dadurch, daß der Gewerbefleiß überall blüht, die Arbeit in Ehren gehalten wird und den Gewerben Erwerb und lohnender Erfolg gesichert bleibt. Die schöne, sittliche Auffassung der Arbeit, daß sie nicht etwa ein nothwendiges Uebel zur Stillung des Hungers, nicht etwa eine Last ist, deren man sich, sobald es angeht, zu entledigen sucht; sondern daß sie die Ehre und den Schmuck des Menschen ausmacht, ihn zu allem Edlen anleitet, von allem Bösen abhält, und in der Gemeinde zu Ansehen und Würden erhebt: diese Auffassung der Arbeit ist bei uns in Deutschland heimisch und entstanden, sie fand einstmals ihren passendsten Ausdruck in den Zünften (**Zusammenkünften**) und Innungen (Einigungen). Je mehr gegen Ende des Mittelalters die Burgen und ihre Insassen an Macht und Gewalt verloren, ein desto frischeres Leben blühte unterhalb jener, einst gefürchteten und als Schutz begehrten Rittersitze, in den Ringmauern der Städte auf. Und dies ehrenfeste, kräftige Bürgerthum hat sich im deutschen Handel- und Handwerkerstande erhalten bis auf unsere Tage und herrlich weiter entwickelt. Je mehr sich die Verkehrsmittel erweitert, je größere Fortschritte die Wissenschaften gemacht haben: desto mehr hat auch der deutsche Gewerbestand an Umfang, Einsicht und Bedeutung gewonnen. Allmählich hat ein neues Arbeitsgebiet nach dem andern sich erschlossen, rastlos hat eine Erfindung die andere hervorgetrieben, unverwandt mühte und müht sich der Geist, Neues zu ersinnen, und die Hand, Zweckmäßiges auszuführen, und die Schauplätze deutschen Gewerbfleißes: Werkstätten und Verkaufsläden, Industrieausstellungen und Messen bieten gerade heutzutage mehr als sonst Treffliches aller Art dar. Es giebt Viele, die in ungerechter Vorliebe für frühere Zeiten der unsrigen alles Gute absprechen. Aber daß sie für Handel und Gewerbe Ausgezeichnetes leiste, das können selbst diese Lobpreiser der Vergangenheit nicht in Abrede stellen.

Aber je mehr der alte gute Kern deutschen Gewerbfleißes sich ausgebildet und an Umfang gewonnen hat, desto morscher und gebrechlicher ist die Schale geworden, welche von Alters her um ihn gelegt war. Wenn das Huhn ausgebrütet ist, so zersprengt es das Ei. Dem deutschen Gewerbfleiße ward es nicht allenthalben so wohl. Er war längst flügge und fähig, auf eigenen Füßen einherzugehen und sich selbständig zu bewegen, als noch die in seiner Kindheit großentheils nothwendigen und heilsamen, nun aber veraltet und unbrauchbar, lästig und überflüssig gewordenen Formen ihn umgaben, die auf die neue Gestaltung oft paßten, wie die Faust auf's Auge. Man denke sich einen alten, auf dem Kutscherbock ergrauten Postillon als Locomotivenführer angestellt, oder einen Eisenbahnzug mit vorgespannten Postgäulen und man hat ein annäherndes Bild des schiefen Verhältnisses, in das Gewerbe und Gewerbegesetzgebung im Zeitenlaufe zu einander gekommen sind. Nirgend war es so schreiend wahr, als gerade hier, daß „sich Gesetz' und Rechte wie eine ewige Krankheit forterben", daß „Vernunft Unsinn wird und Wohlthat Plage", denn nirgend schuf das vielgestaltige Leben so viel und so ununterbrochen Neues, als eben im Bereich der Gewerbe. Und das Alles mußte unter das alte Gesetz oder Herkommen geschachtelt werden, das eine „Wohlthat" gewesen für die Zeit der Errichtung, nunmehr aber eine „Plage" war. Ganz besonders fühlbar hat sich nun dieser Umstand bei uns in Sachsen, dem fortgeschrittensten Culturlande Deutschlands, gemacht. Das Hauptgesetz, wonach unser Innungswesen regulirt wird, seiner Zeit eine weise und vortreffliche Schöpfung Friedrich August des Gerechten, sind die Generalinnungsartikel vom 8. Januar 1780, Bestimmungen also, die nunmehr bereits im Greisenalter das dritte Geschlecht erleben, einen jungen Nachwuchs, dem Vieles darin ganz ebenso erscheint, als die Zöpfe und Menuette der ehrwürdigen Vorfahren. Ja manche noch gangbare Gewerbegesetze laufen noch weiter, bis in das Jahr 1612 zurück. Und daneben bestanden und bestehen in Hülle und Fülle Privilegien und Herkommen, theils auf altem vergilbtem Pergamente, theils auf unvordenkliche Zeit hindurch geübtem Brauche beruhend. Hatte Jemand eine Reihe von Jahren hindurch irgend Etwas betrieben, ohne daß es ihm untersagt worden, oder hatte er es während einer Anzahl von Jahren durchzusetzen gewußt, daß ein Anderer das nicht arbeitete, was ihm unlieb war: flugs war die Verjährung da, er hatte ein Recht erworben, irgend einen Gewerbszweig zu treiben oder ihn Anderen zu verbieten. Und so entstanden in Gewerbesachen so buntscheckige Bestimmungen und Bräuche, daß eine ungemeine Gedächtniß- und Arbeitskraft dazu gehörte, zu wissen, was auch nur an einem einzelnen Orte Rechtens ist oder doch dafür angesehen wird. Ja auch Das reichte nicht aus, und in vielen Fällen war es ganz unmöglich, die Grenzen der verschiedenen Arbeits- und Innungsgebiete nach bestehenden Normen zu regeln. Und wo es der Fall war, da geschah dies zum Theil in einer solchen Weise, daß die Arbeitskraft gelähmt und der Gewerbefortschritt gehemmt wurden und diese deshalb auf alle möglichen Mittel sannen, sich den drückenden Bestimmungen zu entziehen. Daher die unendlichen Gewerbestreitigkeiten, diese Bandwürmer im Innungskörper, die die Innungskassen aussogen, Bürger gegen Bürger, oft die nächststehenden Innungsgenossen, Männer, die im eigenen Nutzen gemeinschaftlich hantiren sollten, wider einander erbitterten und sich entfremdeten und eigentlich weiter Niemandem zu Gute kamen, als den Advocaten und den Papierfabrikanten, oder auch solchen arbeitslosen Innungsvorstehern, die ihre Gänge zum ersteren sich bezahlen ließen. Freilich war es bei uns nicht so schlimm wie anderwärts, namentlich nicht mit den Zuständen zu vergleichen, die Frankreich unter der Zunftverfassung darbot. Denn wie man dort überhaupt nie recht den deutschen Begriff der **persönlichen Freiheit** verstanden hat, wie dort zu keiner Zeit ein kräftiger, selbständiger Bürgerstand hervortrat, so waren auch die französischen Innungen nur ein matter Abklatsch der deutschen. Diese hielten sich selbständig kraft eignen Rechts, die französischen nur in Folge fürstlicher Verwilligung. Die Erlaubniß zu arbeiten, ist ein königliches Herrscherrecht und nur der König kann Handwerksmeister ernennen: das waren die Grundsätze Heinrichs III. (1581) und Ludwigs XIV. (1691) und danach wurden die Innungen als ergiebige Steuerquellen ausgebeutet. Ueber 300 Zünfte gab es da, und darunter waren die der Sträußchenbinderinnen, Schuhflicker, Paternostermacher, Tanzmeister u. s. w. Jede dieser Innungen hatte ihre Aemter, die von der Regierung den Meistbietenden verkauft wurden und das einzige Amt der Weinmakler wurde 1709 für 180,000 Francs vergeben. Bei jedem Regierungswechsel bedurfte es kostspieliger Erneuerung der Innungsrechte. Dagegen herrschte aber auch unter den Innungen eine solche Streitsucht, daß sie in Paris allein jährlich gegen 800,000 Frank an Proceßkosten zu zahlen hätten, und dabei gar oft den Windmühlenkampf der Unwissenheit und des Schlendrians gegen den Fortschritt und die Wissenschaft fochten. Und ebenso war es früher in England. Als James Watt, der Erfinder der Dampfmaschinen, hierzu eine Werkstätte errichtete, verlangten die Zünfte deren Schließung. Argand, der Erfinder der berühmten Lampen, ward von den Klempner- und Schlosserinnungen als Pfuscher verfolgt.

So schlimm steht es nun hier zu Lande nicht. Aber doch gab's und giebt's auch bei uns noch hier und da Innungsstreit, z. B. zwischen den Kaufleuten und den Schneidern, weil jene neue Kleidungsstücke und diese Waarenvorräthe führten. Selbst über die zwei französischen Wörtchen: „marchand tailleur" gab's

Zwist und Hader. Mädchen, die Frauenkleider arbeiteten, wurden gestraft; Nadler und Kammmacher stritten um das Verkaufsrecht von Kämmen; Friseure und Barbiere um die Herrschaftsgrenzen von Scheere und Rasirmesser. Und da fast jeder, auch der kleinste Gegenstand zusammengesetzt ist aus den verschiedensten Stoffen, die alle in mehrere Arbeitsgebiete einschlagen, da kein Messer ohne Heft und kein Spiegel ohne Glas sein kann, so gab's immerwährend Streit zwischen Denen, die einander in die Hände arbeiten sollten, weil der Eine verkaufe, was der Andere fertige, und darum nur allein führen dürfe. Darüber wurden dicke Acten vollgeschrieben und wenn dann die Kosten recht aufgelaufen und die Sache bis hinauf in die höchsten Instanzen gekommen war, dann war's noch ein wahres Glück, daß in den meisten Fällen da soviel als möglich der alte Zunftbrauch mit den Grundsätzen freierer Gewerbeübung zu versöhnen gesucht und durch Dispensation, durch Freierklärung von Gewerben u. s. w., leise und allmählich ein Zustand erstrebt ward, der zum Besseren führte. Aber vorauswissen konnte eigentlich in den meisten Fällen Niemand, welch einen Ausgang solch ein Gewerbestreit bei den unbestimmten Innungsbräuchen nehmen werde und mehr als jeder andere Proceß war dieser ein Lotteriespiel zu nennen. Mit dem Unterschiede freilich, daß, wer hier das große Loos zog und den Proceß gewann, deshalb noch nicht um 100,000 Thlr. reicher wurde und froh sein konnte, wenn die Sportelrechnung noch mäßig ausfiel.

Diese Mißstände wurden von den Gewerbtreibenden und von den Behörden gefühlt, und seit langer Zeit schon ward Abhilfe erstrebt. Mehrere Entwürfe für Gewerbegesetze wurden von der Regierung ausgearbeitet, einer sollte bereits dem Landtage von 1833 vorgelegt werden, und nur ein kleines Stück davon kam auf Anregung des Landtages von 1837 als Gesetz, den Gewerbebetrieb auf dem platten Lande betr. vom 9. October 1840, zur Ausführung. Die religiösen und politischen Bewegungen kurz vor, während und nach 1848 stellten die gewerbliche Gesetzgebungsfrage scheinbar in den Hintergrund. Es hat sich aber auch hier wie anderwärts bewährt, daß jene stürmischen Zeiten, so wenig ihre Uebertreibungen auch Billigung verdienen, doch eine Quelle manchfachen Segens geworden, und daß in ihnen Saaten keimten, deren Früchte bald reifen werden: die Saaten der gewerblichen Fortentwickelung. Die Erfahrung, daß gewerbliche Mißstände Hauptschuld an der Unzufriedenheit jener Zeit getragen, hat die Aufmerksamkeit überall auf deren Aufhebung gelenkt. In Sachsen gab es hiefür brauchbare Unterlagen in den, wenn auch einseitigen, Verhandlungen der im Jahre 1848 aus allen Klassen der Gewerbtreibenden zusammengesetzten Commission für Erörterung der Gewerbs- und Arbeitsverhältnisse. Auf ihren Grund und mit Rücksicht auf neuerliche Petitionen ist der Entwurf einer Gewerbeordnung für das Königreich Sachsen ausgearbeitet worden, ein Werk, dessen im vorigen Artikel kurz zusammengestellter Hauptinhalt schon dargethan haben wird, wie volle Geltung es dem Satze gebe: was lange währt, wird gut.

„Gewerbeordnung" — das ist, so ersehnt auch Allen eine Ordnung der Gewerbe kommt, doch für Viele ein rechtes Schreckwort, ein Gespenst, von dem sie befürchten, es werde sie vom Arbeitstische verjagen und ihr Brod und ihre Kundschaft dem ersten besten Hergelaufenen als gebratene Taube in den Mund schieben. Manche denken, nun müsse Alles drunter und drüber gehen, Keiner sei Meister und Keiner Geselle, Niemand gehorche und Jeder handle nach Belieben, und es herrsche ein Wirrwar sonder Gleichen. Aber das folgt aus keiner richtigen Gewerbeordnung, am Allerwenigsten aus der, die uns beschieden.

Man darf nämlich nicht Gewerbeordnung mit Gewerbefreiheit, und diese wiederum nicht mit Gewerbeordnungslosigkeit verwechseln. Eine Gewerbeordnung kann den Grundsatz der Gewerbefreiheit enthalten, wie das z. B. in Preußen und neuerdings auch in Oesterreich der Fall ist. Und wie nun jede Freiheit (z. B. die Preßfreiheit durch Beleidigung und Aufreizung) gemißbraucht werden kann, so auch die Gewerbefreiheit. Aber daraus folgt noch nicht, daß sie mit ihren Mißbräuchen zu verwechseln ist, daß man das Kind mit dem Bade ausschütten muß. Auf den Eisenbahnen kann Unglück vorkommen und es sind auch schon Unfälle eingetreten. Deßhalb ist aber noch Niemandem eingefallen, zu sagen: die Eisenbahnen seien ein Unglück, auf ihnen müssen Unfälle vorkommen, darum solle man sie verbieten und dürfe sie nicht brauchen. Sondern man hat nur gemeint: es seien Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung von Unfällen zu ergreifen. Und so ist's auch mit der Gewerbefreiheit; ihr möglicher Mißbrauch hebt ihren wohlthätigen Gebrauch nicht auf.

Und hiervon ist der Entwurf ausgegangen.

Zwei Ansichten standen und stehen einander schroff gegenüber. Die Einen, und zu ihnen gehören Die, welche sich „vorzugsweise conservativ nennen," blicken sehnsuchtsvoll zurück auf die verflossenen Jahrhunderte; und wie sie alle eigenthümlichen Institute derselben, als da sind Standesvorrechte, kleinherrliche Patrimonialherrschaft und Gerichtsbarkeit, Kirchenzucht &c. wiederherstellen wollen, ebenso dringen sie auf Kräftigung des Zunftwesens, Zurückführung desselben auf die alten strengen Bräuche und Gerechtigkeiten, auf Beseitigung des ländlichen Gewerbebetriebes, auf Verminderung des Fabrikwesens. Gewiß darf man annehmen, daß es Vielen, die das wollen, ernst darum zu thun ist, zu nützen, namentlich dem unseligen Proletariat vorzubeugen und den Handwerker vor der unterjochenden Kraft des Kapitals und der Concurrenz zu schützen. In Rücksicht auf solche wird in der Einleitung zum Entwurfe zugegeben, daß es der Mühe werth wäre, den Versuch zu machen, wenn auf diesem Wege das Ziel wirklich erreicht werden könnte. Aber manche reden auch nur so aus ganz anderem Grunde; ihnen ist es nicht recht, daß die Landjugend jetzt nicht mehr wie vor Zeiten zuvor Jahrelang bei der Gutsherrschaft zu dienen braucht, ihnen benehmen die rauchenden Schornsteine der modernen Industriepaläste die Aussicht vom Schlosse und die Stellung eines freien, einflußreichen, angesehenen Gewerbtreibenden erregt ihre Eifersucht. Darum aber müssen auch die Gewerbtreibenden sich vorsehen und recht wohl prüfen, was eigentlich Die bezwecken, welche ihnen von den schönen Zeiten des Zunftzwanges und ihrer Wiederkehr so viel vorpredigen.

Der Entwurf nun unterscheidet zwischen der gewerblich-wirthschaftlichen und der genossenschaftlichen Seite der Frage. In ersterer Hinsicht, also was die Arbeit selbst und ihre Einträglichkeit anlangt, gesteht er zu, daß unter den dermaligen Umständen, selbst wenn das Zunftwesen in seiner völligen Ursprünglichkeit wiederhergestellt und wenn es befreit würde von den Auswüchsen in den Verbietungsrechten, namentlich den endlosen Processen, kurz all den Erbschaften einer Zeit, in welcher die gesunkene politische Bedeutung der Zünfte durch gewerbliche Monopole hat ersetzt werden sollen: trotzdem immer nicht die von jener wirklich conservativen Seite erhofften Wirkungen für den Wohlstand der Gewerbtreibenden erzielt werden würden. Nur dann könnte eine solche Zunftstrenge heilsam sein, wenn sich unser Vaterland von den Nachbarstaaten absperren ließe, wenn alle Handels- und Verkehrsbeziehungen mit dem Auslande aufhörten und so Sachsen ein kleines China würde. Dies ist aber bei dem derzeitigen Stande der Dinge unmöglich, wir würden uns selbst am meisten im Lichte stehen, wenn wir den Verkehr mit dem Auslande abbrächen. Wir brauchen ausländische Rohproducte und im Auslande Absatz für unsere Gewerbserzeugnisse und wir leben im 19. Jahrhunderte, in welchem man keine chinesischen Mauern mehr bauen kann. Wir sind von gewerbefreiheitlichen Staaten umgeben, von denen der eine (Preußen) durch (Zoll-)Vertrag eng mit uns verbunden ist und für seine Gewerbserzeugnisse freien Markt bei uns verlangen kann. Es wird hierbei im Entwurfe an die gewerblichen Zustände erinnert, wie sie sich in dem gewerbfreien Görlitz und seiner zunftbeherrschten Nachbarstadt Zittau, zum Schaden dieser und Nutzen jener Stadt entwickelt haben.

Denn es kann die zunftmäßige Arbeit weder so billig, noch auch so gut hergestellt werden, als die freie. Ihr stehen die unendlichen Fortschritte der Wissenschaft und Technik, die Vortheile des Credits zu Gebote, während der Innungsmeister überall da auf Verbote stößt, wo er sich frei bewegen und jene Fortschritte nützen will, die nicht nach den hergebrachten Zunftwerkzeugen und Zunftmethoden fragen. Ein Beispiel liefert der Maschinenbau. Nach Zunftregeln hätte dieser Meister zu gießen, jener zu schmieden, ein dritter die Schlosserarbeit, ein vierter die Dreharbeit, ein fünfter die Holzarbeit auszuführen, und zwar jeder in besondern Werkstätten. Bei freiem Gewerbebetriebe wird das Alles unter einer Leitung in Werkstätten eines Maschinenfabrikanten, also selbstverständlich schneller, besser und billiger gemacht. Der Zunftmeister darf nur mit Gesellen arbeiten, der freie Gewerbeherr kann nehmen, wen er will, findet also billigere Arbeitskraft und kann deshalb billiger liefern. Ferner hat er nicht die „bei dem Zunftwesen nach altem Schnitt gar nicht zu vermeidenden großen Kosten des Meisterstückes und des Einwerbens in die Innung." Diese machen den wenig bemittelten Jungmeister zahlungsunfähig und hinterdrein ist ihm nicht einmal der Rettungsweg gelassen, sich mit einem Kapitalisten zu verbinden. Jetzt, und nicht wie die Gegner meinen im Zustande der Gewerbefreiheit, unterdrückt das Kapital die Arbeit. Denn die Arbeit ist auch Kapital, und wo man sie zwingt, brach dazuliegen, oder in fruchtloser Weise sich abzunützen, statt daß es ihr freistehen sollte, sich auf das Gebiet zu begeben, auf welchem ihr Vortheil in Aussicht steht: da ist's geradeso, als wenn man den Geldmann nöthigen will, sein Geld in der Tasche zu behalten oder absolut zu 3 Procent auszuleihen und nicht höher. Ein Innungsmeister, den sein Gewerbe nicht nährt, der Lust und Fähigkeit zu einem anderen hat und das doch nicht üben darf: der ist ein Sklave des Zunftzwanges, und deren giebt es so manche.

Und endlich hat auch noch Jemand ein Wort mit hinein zu reden — das Publicum. Die Gewerbtreibenden selbst gehören dazu, denn nur einmal haben sie das Bedürfniß der Producenten, der Waarenerzeuger; unzählige Male dagegen das der Consumenten, der Waarenabnehmer. Mag der Schneider es auch noch so gern sehen, wenn nur wenig Arbeitsgenossen da sind und die Preise für seine Arbeiten recht in die Höhe gehen: sobald er Schuhwerk braucht, und Möbel und Brod und Fleisch u. s. w., da ist's ihm doch gewiß nicht lieb, wenn die Waare theuer und die Auswahl erschwert ist. Eins greift aber in's andere ein; wie Du mir, so ich Dir. Darum haben auch diejenigen Gewerbtreibenden, welche nicht in ihrem eigenen Gewerbe und nicht durch selbständiges Nachdenken von der Unhaltbarkeit des Zunftzwanges, wie er jetzt besteht, sich überzeugt haben, dennoch in Bezug auf andere Gewerbe Grund genug, zu wünschen, daß es anders und besser werde.

Dagegen haben aber auch wieder unsere Innungen etwas sehr Gutes und Segensreiches, und das fehlt dem gewerbefreien Preußen und ist da erst neuerdings mit zum Theil vergeblicher Mühe in das ihm fremdartige System einzufügen versucht worden; nämlich der Zusammenhang unter den Gewerbtreibenden, das Gefühl, daß man zu einem Ganzen gehöre, die Gemeinschaftlichkeit im Wirken jedes Einzelnen zum Nutzen Aller, daß Alle „helfen sich im muntern Bund," jenes Bewußtsein der Zugehörigkeit zum Ganzen, da „Jeder freut sich seiner Stelle." Dieses politische Band, das im weiteren Kreise die Stadt- und in noch umfassenderem die Staatsbürger vereinigt, ist wichtig genug erschienen, um die Innungsgenossenschaften beizubehalten, ja in gewissem Sinne zu erweitern. Es sind bisher freie Innungszweige hinzugeschlagen, den Innungsvorständen mehr Rechte zugewiesen worden, als ihnen bisher zustanden (z. B. Schlichtung der Streitigkeiten zwischen Meister und Gesellen), und es sind selbst fast alle übrigen Gewerbe in ähnlicher Weise zu Genossenschaften vereinigt worden. Hierdurch soll auch der unmittelbare praktische Nutzen gestiftet werden, daß gemeinnützige Anstalten, wie Gewerbeschulen und Unterstützungskassen, vielleicht auch Einigungen zum Ein- und Verkauf, zur Creditbeschaffung u. s. w. ermöglicht, ferner Einrichtungen in's Leben gerufen werden, durch welche die Gewerbtreibenden ein heilsames Selbstregiment üben.

Nach diesen gewiß eben so lichtvollen als anerkennungswerthen Grundgedanken hat der Entwurf ein gemischtes System aufgestellt, dessen leitende Grundsätze sind:

„Es soll das korporative (genossenschaftliche) Wesen unter den Gewerbtreibenden erhalten, über alle Gewerbe möglichst ausgedehnt und kräftig ausgebildet werden, damit der Stand erhalten und gekräftigt und die Grundlage für gemeinnützige, den Gewerbsgenossen förderliche und die Gemeinde unterstützende Einrichtungen beschafft werde. Aber andererseits soll der Eintritt in diese Genossenschaften hinsichtlich der Formen und Kosten erleichtert, thunlichst Freiheit in Wahl und Wechsel des Berufs und in Verwendung der Arbeitskräfte gewährt und sollen die der gewerblichen Vollendung der Produkte entgegenstehenden Beschränkungen möglichst beseitigt werden."

Wie der Entwurf diese Grundsätze in den Hauptzügen ausgeführt, ist im vorigen Artikel dargethan und wird in den folgenden, beim Eingehen auf einzelne wichtige Principfragen näher zu erörtern sein. Praktische Bemerkungen darüber aus dem Kreise der Gewerbtreibenden würden, falls sie der Redaction d. Bl. zugehen, dabei je nach Umständen Besprechung finden.

Soviel aber erhellt jetzt schon für Jeden: daß die Grundidee des Entwurfs ebenso geistvoll und eigenthümlich, als heilsam und praktisch ist. Sollen wir dieselbe mit einem Worte bezeichnen, so glauben wir nicht unpassend zu verfahren, wenn wir unter Berücksichtigung des ursprünglichen Sinnes von „Zunft" als einer Zusammenkunft der Genossen, dem System, das, ohne das genossenschaftliche Gute des Zunftwesens aufzugeben, uns alle ge- und erwerblichen Vortheile der Gewerbefreiheit in Aussicht stellt, eben um dieser Vereinigung willen den Namen Zunftfreiheit beilegen.

Dresden, den 5. Februar.

— Am 3. Februar Mittags verfügte sich der am hiesigen Hofe beglaubigte französische Gesandte und bevollmächtigte Minister, Baron v. Forth-Rouen, von dem gesammten Gesandtschaftspersonal begleitet, in Gala in feierlicher Auffahrt nach dem königl. Schlosse, um Sr. Majestät dem Könige im Auftrage Sr. Maj. des Kaisers der Franzosen die Insignien des Großkreuzes des Ordens der Ehrenlegion zu überreichen. Se. Maj. der König empfing den Gesandten in Gegenwart des Herrn Staatsministers Freiherrn v. Beust, und umgeben von dem großen Dienst, im Thronsaale.

— Die Ausgabe der neuen sächsischen Kassenbillets hat am vergangenen Montage begonnen, und es wird überhaupt eine Summe von neun Millionen Thalern solcher Billets in Appoints zu 1, 5, 10, 20 und 50 Thalern creirt werden, wovon sieben Millionen als Emissionsquantum an die Stelle der nach gleichem Nominalbetrage zeither in Umlauf befindlich gewesenen Kassenbillets zur Ausgabe gelangen, während zwei Millionen Thaler der Staatsschuldenkasse als Reservequantum überwiesen werden, um zum Umtausch der defect gewordenen Billets und zur zeitweiligen Vermehrung der Geldrepräsentationsmittel zu dienen. Der Umtausch der zeitherigen Kassenbillets, behufs deren gänzlicher Einziehung und Vernichtung, gegen neue Billets oder baare Zahlung wird in der Zeit vom 1. Juli 1857 bis mit 30. Juni 1858 bei der Finanzhauptkasse stattfinden. Bis zum 31. März 1858 können die zeitherigen Kassenbillets nach wie vor bei allen Staatskassen in Zahlung verwendet, später aber, und zwar bis zum 30. Juni 1858, nur bei der Finanzhauptkasse und dem Hauptsteueramte in Leipzig zum Umtausche gebracht werden. Ein Präclusivtermin, von wo ab die uneingewechselten älteren Kassenbillets gänzlich als werthlos zu betrachten, wird erst nach Ablauf der zwölfmonatlichen

Einlösungsfrist, also nach dem 30. Juni 1858, festgesetzt und hierüber das Nöthige bekannt gemacht werden. Der Verordnung des k. Finanzministeriums, welche in dieser Angelegenheit unterm 20. Januar ergangen, ist eine genaue Beschreibung der neuen sächsischen Kassenbillets beigefügt.

— Der hiesige Stadtrath beabsichtigt, den im Druck erschienenen Entwurf einer Gewerbeordnung für das Königreich Sachsen der Prüfung und Berathung einer städtischen gemischten Deputation zu unterwerfen. Aus der Mitte des Stadtraths sind hierzu die Herren Oberbürgermeister Pfotenhauer, Bürgermeister Dr. Hertel, sowie die Herren Stadträthe Greif, Lehmann und Schramm deputirt. Die Stadtverordneten haben außer ihrem Vorstande, Herrn Dr. Arnest, die Herren St.-V. Albrecht, Bassenge, Rob. Hänel und Krumbein gewählt. Sonach ist den Ständemitgliedern, welche die Hauptstadt in den Kammern vertreten, schon jetzt Gelegenheit geboten, sich mit dem vorliegenden Entwurfe eingehend zu beschäftigen.

— Ueber den bereits im vorigen Beiblatte gemeldeten, an der Handelsfrau Zeische verübten Mord vernimmt man zwar noch nichts Genaueres, wodurch die Thäterschaft festgestellt wird; doch haben schon die ersten Erörterungen ergeben, daß es sich bei diesem Verbrechen wahrscheinlich um einen Raubmord handelt. Die Zeische bewohnte die erste Etage des Hauses Nr. 8 auf der Schützengasse, während ihr Ehemann, mit dem sie in der Scheidung lebte, in dem Hintergebäude desselben Hauses, welches auf seinen Namen eingetragen ist, logirte. Es erfolgte nun zwar bald nach Entdeckung der blutigen That die Verhaftung des Zeische, doch ist über den weiteren Verlauf der sofort eingeleiteten Untersuchung, wie schon bemerkt, nichts Näheres bekannt. Dagegen vernimmt man, daß es in den letzten Tagen den Anstrengungen der Polizeibeamten gelungen sein soll, eine muthmaßlich der Zeische gehörige Geldsumme von circa 2000 Thlrn. unter Umständen aufzufinden, welche geeignet sein sollen, den vorhandenen Verdachtsmomenten eine bestimmtere Richtung zu geben.

— Der Wärter U., welcher sich am 20. Januar auf der Friedrichstraße durch einen Schuß zu tödten suchte, ist gestern im Krankenhause an der erhaltenen Wunde verstorben.

— Die Meißner Blätter berichten über einen Gnadenact Sr. Maj. des Königs. Im October 1855 war es nämlich auf einem Felde des Vorwerks Stroga bei Großenhain zwischen einigen 20 Personen, welche dort gemeinschaftlich Kartoffeln stahlen, und zwischen den Leuten des Vorwerks zu Thätlichkeiten gekommen. Die Sache wurde sehr ernst geahndet, und es wurden 11 davon zu lebenslänglichem Zuchthaus, zwei zu fünf und zwei Jahren Zuchthaus verurtheilt. Im Gnadenwege war den Verurtheilten eine dritte Vertheidigung gestattet worden, und die Verhandlung sollte eben nach dem neuen Gerichtsverfahren beginnen, als am 31. Januar d. J. in dem Verhandlungssaale des königl. Bezirksgerichts zu Meißen den Verurtheilten bekannt gemacht wurde, daß der König befohlen habe, diese Untersuchung wider sämmtliche 13 Angeklagte gänzlich niederzuschlagen. Die Entlassung erfolgte bereits am 1. Februar früh.

*Neukirchen, 2. Februar. In Betreff der im vorigen Beiblatte enthaltenen Mittheilung über die goldene Hochzeit der Zuschke'schen Eheleute zu Steinbach ist berichtigend zu bemerken, daß das von Sr. Maj. dem Könige dem Jubelpaare gewährte Gnadengeschenk Zehn Thaler betragen hat. Auch verdient noch hervorgehoben zu werden, daß das greise Paar durch ein Hochzeitsgeschenk des Herrn Gerichtsamtmanns Leonhardi erfreut wurde, und daß nicht nur die Herren Gutsbesitzer, sondern auch die ärmsten Häusler der hiesigen Gegend dazu beigetragen haben, jenen Tag den Zuschke'schen Eheleuten in einen Festtag zu verwandeln.

Radeburg, 28. Jan. Vorgestern in der elften Stunde hat sich auf der Eisenberger Flur im Walde an der Chaussee eine Mannsperson mittels eines mit Wasser geladenen Terzerols erschossen, und scheint dieselbe den bei ihr gefundenen Papieren zufolge der Fleischer und Maurergeselle Hering aus Pirna zu sein.

— Fast Jedermann hat jetzt einen Bekannten oder Verwandten in Amerika, mit dem er in Verbindung steht und welchem er gern dann und wann Sachen hinüberschicken möchte, seien es Effecten, oder Gaben der Freundschaft und Liebe, etwa Photographien, Geburtstags- oder Weihnachtsgeschenke und dergleichen. Aber wie soll man diese Sachen hinüber befördern? Die meisten wissen sich dabei nicht zu helfen; die Postansätze wären auch für sie bei der weiten Entfernung viel zu theuer. Diesem Bedürfnisse des Publicums hat man in Bremen abgeholfen. Wer im Innern Deutschlands ein Packet, gleichviel ob klein oder groß, nach irgend einem Puncte der Vereinigten Staaten schicken will, thut wohl, sich an das Speditions- und Commissionsgeschäft von R. Luchting in Bremen zu wenden, von welchem er sich prompter und billiger Beförderung versehen darf. Er braucht nur sein Packet sammt Brief hier franco zur Post an die gedachte Firma nach Bremen aufzugeben. Dort werden alle bei Luchting eingelaufenen Gegenstände in einen großen Ballen gepackt, der mit dem nächsten Dampfboote nach New-York an den dortigen Correspondenten des Bremer Hauses abgeht. Dieser öffnet den Ballen und befördert die einzelnen Stücke sicher an ihre Adresse. Man ersieht auf den ersten Blick, welche Vortheile eine solche Versendung bietet, und weshalb sie billiger ist, als irgend eine andere, während sie zugleich eine rasche Bedienung ermöglicht. Wir wollen sie deshalb der öffentlichen Aufmerksamkeit empfehlen.

Erledigte Schulstellen.

1) Die Kirchschulstelle zu Niedergräfenhain (Rochlitz), durch Emeritirung erledigt; Coll.: die Gutsherrschaft zu Syhra.

2) Die Schulstelle zu Lichtenwalde (Frankenberg), Coll.: für diesmal das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts.

3) Die erste Freischullehrerstelle zu Döbeln (Waldheim), Coll.: der Stadtrath zu Döbeln.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Rg.	Weizen nGr.	Roggen Rg.	Roggen nGr.	Gerste Rg.	Gerste nGr.	Hafer Rg.	Hafer nGr.	Erbsen Rg.	Erbsen nGr.
Dresden	Febr.	von	5	10	3	—	3	—	1	14	—	—
	2.	bis	6	—	3	15	3	10	1	24	—	—
Bautzen	Jan.	von	4	27	3	10	2	25	1	15	—	—
	31.	bis	5	25	3	20	3	2	1	20	4	10
Meißen	Jan.	von	5	15	3	16	2	22	1	14	3	17
	31.	bis	—	—	3	20	3	5	1	21	—	—
Pirna	Jan.	von	4	25	3	10	3	—	1	12	3	15
	31.	bis	5	15	3	20	3	5	1	22	—	—
Radeburg	Febr.	von	5	15	3	10	3	8	1	15	4	—
	4.	bis	6	—	3	15	3	14	1	23	—	—
Roßwein	Febr.	von	5	20	3	20	2	25	1	12	—	—
	3.	bis	6	5	4	—	3	5	1	16	—	—
Chemnitz	Jan.	von	5	22	3	20	2	27	1	15	3	25
	31.	bis	6	7	4	5	3	5	1	20	4	5

Butterpreise in Dresden vom 31. Jan. bis mit 2. Febr. 1857.
die Kanne 15 Ngr. 5 Pf. bis 16 Ngr. 5 Pf.
— in Pirna (31. Jan.) 14 „ — „ „ 16 „ — „
— in Roßwein (3. Febr.) 14 „ 4 „ „ 16 „ — „
— in Chemnitz (31. Jan.) 16 „ — „ „ 17 „ — „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 83½ gesucht; dergleichen kleine 84½ ges. Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 101½ ges.; desgl. von 1847 à 4% 98½ ges.; dergl. von 1852 und 1855 à 4% 98½ ges.; dergl. von 1852 4% à 100 Thlr. 99½ ges.; dergl. 1855 à 3% 78½ ges. Land-Renten-Briefe große 86 ges.; dergl. kleine 87½ ges. Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99 ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 99 angeb., kleine 99½ angeb.; dergl. à 3½% große 91½ angeb., kleine 92½ angeb.; dergl. 3½% große 86 angeb., kleine 87½ angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 99 ges.; kleine 99½ ges.; dergl. 3½% große und kleine 94 angeb.

Preuß. 4½% Anleihe 99½ ges.; dergl. 4% 95 ges. Preuß. 3½% Staats-Schuld-Scheine 85 ges.
Oesterr. 5% Nation.-Anleihe 83 ges.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 15 Ngr. — Pf. Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99½.

Dresden, den 5. Febr. 1857. Ed. Noetsch.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 6 und eine Beilage.)

Freitag, Nr. 7. 13. Februar 1857.

Sächsische Dorfzeitung.

Neustadt-Dresden, in der Expedition A. Meißn. Gasse Nr. 8, zu haben.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. In der letzten Sitzung der deutschen Bundesversammlung stellte die bairische Regierung, zum Behufe der Erleichterung der Rechtsverfolgung und der Erhöhung der Rechtssicherheit, den Antrag auf Vereinbarung einer allgemeinen Gesetzgebung für alle Bundesstaaten in Betreff des Gerichtsstandes und der Vollziehbarkeit rechtskräftiger Urtheile, und es wurde dieser Antrag einem Ausschusse zur Begutachtung überwiesen. — Wie die Kasseler Zeitung nachträglich berichtet, ist die Befriedigung, welche die Bundesversammlung über das Verfahren der luxemburgischen Regierung ausgesprochen (s. Nr. 6), nicht von allen beim Bunde vertretenen Regierungen getheilt worden. Namentlich sollen die großherzoglich und herzoglich sächsischen Häuser, sowie die Vertreter der badischen, großherzoglich hessischen, braunschweigischen und nassauischen Reierungen, sowie die Repräsentanten der vier freien Städte und der 16. Curie jenem Bundesbeschlusse, der nur eine schwache Majorität für sich gehabt, nicht beigestimmt haben.

— In Baiern haben in letzterer Zeit orthodoxe Geistliche noch immer Anlaß genommen, für die bekannten Oberconsistorialerlasse, welche so lebhaften Widerspruch im ganzen Lande gefunden, von den Kanzeln herab eifrig in die Schranken zu treten. Die Regierung ist jedoch nicht gemeint, diese Bestrebungen zu begünstigen; sie hat vielmehr eine Verordnung an das protestantische Oberconsistorium erlassen, worin die Erörterung kirchlicher Tagesfragen von den Kanzeln herab streng untersagt und zugleich bemerkt wird, daß bei der herrschenden Aufregung durch eine derartige Besprechung der Sache, welcher man dienen wolle, mehr geschadet als genützt werden dürfte. — In Kurhessen ist den Civilstaatsdienern das Tragen von Schnurr- Knebel- und Kinnbärten untersagt worden, dagegen darf ein anständiger Backenbart beibehalten werden. —

In Hannover wurde die neugewählte allgemeine Ständeversammlung am 10. Febr. durch den Staatsminister Grafen v. Kielmansegge eröffnet. Wie zu erwarten war, ist den früheren Staatsministern, welche insgesammt der Opposition angehören, auf Grund der neulich erlassenen Verordnung (s. Nr. 5) der Eintritt in die Kammern versagt worden. Nachdem die Ständeversammlung binnen drei Jahren viermal aufgelöst und unter dem jetzigen Ministerium zweimal Neuwahlen vorgenommen worden sind, scheint es endlich nach vielen Anstrengungen gelungen, derselben eine Zusammensetzung zu geben, welche einen Widerspruch gegen die Octroyirungen des Kabinets nicht aufkommen läßt. —

Preußen. Wenn man nach dem bisherigen Ergebnisse der Commissionsberathungen und manchen anderen Anzeichen urtheilen darf, so wird die Regierung mit ihren Finanzvorlagen in beiden Häusern des Landtags wenig Glück haben. Daß die Finanzcommission die Erhöhung des Salzpreises abgelehnt habe, wurde bereits erwähnt; in gleicher Weise hat sich jene Commission nun auch gegen die Einführung der beantragten Gebäudesteuer ausgesprochen. Es macht sich überhaupt in den Kreisen der Abgeordneten immer mehr die Meinung geltend, daß die Einführung neuer Steuern nicht absolut nothwendig, daß vielmehr durch die aus den erfahrungsmäßig mit jedem Jahre steigenden Staatseinnahmen sich ergebenden Ueberschüsse, insbesondere aber durch zulässige Vereinfachung der Verwaltung und Verminderung der Beamtenzahl recht füglich diejenigen Summen gewonnen werden können, welche zur Deckung der nöthigsten Mehrausgaben erforderlich sind. — Das am Schluß des vorigen Jahres erlassene Verbot der Ausfuhr von Pferden über die äußere Zollgrenze tritt mit dem 16. Februar wieder außer Wirksamkeit.

Oesterreich. Die Wiener Blätter machen entschieden Front gegen die neueste, die Vereinigung der Donaufürstenthümer betreffende Moniteur-Note (s. Frankreich) und es zeigt sich immer deutlicher, daß mit der allmäligen Lockerung der westlichen Allianz sich auch die Stellung Oesterreichs zu Frankreich wesentlich geändert hat. Jemehr sich letzteres Rußland zuneigt, desto inniger scheint sich Oesterreich mit England zu befreunden, und es unterliegt keinem Zweifel, daß diese beiden Mächte, welche den von Frankreich unterstützten Ansprüchen Rußlands in der bessarabischen Grenzregulirungsfrage am entschiedensten entgegen traten, auch bei den weiteren Verhandlungen über die orientalische Angelegenheit zusammengehen werden. — Bis Ende März werden die österreichischen Truppen die Moldau und Walachei bestimmt räumen. Dem Vernehmen nach sollen sie jedoch bis zur definitiven Organisation dieser Länder an der Grenze aufgestellt bleiben.

Schweiz. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß die Neuenburger Angelegenheit bis jetzt keinen Schritt vorwärts gekommen und daß man daher noch ebenso fern vom Ziele ist, als vor vier Wochen, wo man mit etwas allzugroßer Sicherheit die ganze Frage als in der Hauptsache gelöst bezeichnete. Die schweizerischen Blätter schieben die Verschuldung jener Verzögerung auf Preußen, indem sie behaupten, daß der preußische Gesandte in Paris noch nicht einmal mit genügenden Instructionen zur Verhandlung über das proponirte Arrangement versehen sei. Indessen beginnt sich in der Schweiz andererseits auch die Besorgniß geltend zu machen, daß man sich doch wohl dem französischen Einflusse zu sehr in die Hände gegeben habe. Die N. Züricher Zeitung, welche sonst der Napoleon'schen Politik nicht abhold ist, meint, der Kaiser habe einmal das System, nach allen Seiten hin auf der ganzen Erde das entscheidende Wort zu sprechen. Das genannte Blatt fährt dann fort: „Wir werden genug zu thun bekommen, um uns den französischen Einfluß auch in unserm Vaterlande nicht über den Kopf wachsen zu lassen. Bei dem besten Ausgange droht der Schweiz die Gefahr, der Schuldner Napoleon's zu bleiben; dieser Gefahr zu steuern, weil es noch Zeit ist, ist die Aufgabe von Staatsmännern, wie sie der Schweiz selbst in ihren schlimmsten Zeiten zur Zierde dienten und ihr jetzt gewiß auch nicht fehlen." Von vielen Seiten wird behauptet, daß der Ständerath Kern, welcher die Schweiz bei den Verhandlungen in Paris neben dem dortigen schweizerischen Gesandten zu vertreten hat, seiner schwierigen Sendung nicht vollständig gewachsen sei.

Italien. Die Berichte aus Neapel werden fast stereotyp; nichts als Klagen über eiserne Strenge, Ungerechtigkeiten und polizeiliche Verfolgungen. Es mag wahr sein, daß mannichfache Uebertreibungen vorkommen, aber wenn nur der

dritte Theil von den Bedrückungen wahr ist, welche in den letzten Wochen aus jenem Lande berichtet wurden, so reicht dies aus, um die dortigen Zustände in dem trübsten Lichte erscheinen zu lassen. — Das Attentat gegen den Erzbischof von Matera (s. Nr. 6) war von der „Oesterreichischen Zeitung" als ein leeres Gerücht bezeichnet worden, das dadurch entstanden sei, daß in keiner im Königreiche Neapel erscheinenden Zeitung der in Paris verhandelte Verger'sche Proceß habe erwähnt werden dürfen; unter diesen Umständen sei es gekommen, daß die Bevölkerung von Calabrien das Pariser Ereigniß nach Matera hinübergepflanzt habe. Leider ist aber dem nicht so. Directe Nachrichten aus Neapel bestätigen vielmehr die volle Wahrheit des aus Matera gemeldeten Vorganges. Der Mörder, welcher den verfehlten Mordversuch gegen den Erzbischof ausführte und dann den Kanonikus Bonsanto in der Kirche erschoß, heißt Angona und ist Weltpriester in Matera; er verfolgte den fliehenden Erzbischof bis auf die Treppen der Episcopal-Wohnung, wo der Prälat fiel und den Mörder mit sich niederzog. Der Erzbischof soll von jener schrecklichen Scene so angegriffen gewesen sein, daß er Spuren von Geistesabwesenheit zeigte. Angona wird als ein überspannter Kopf bezeichnet, der gegen die angeblichen Unterdrückungen der geistlichen Oberen geeifert und durch das Lesen gewisser Schriften auf die Nothwendigkeit einer Kirchenreform geführt worden sei.

Frankreich. Unter die wichtigen Fragen, welche der letzte orientalische Krieg gänzlich ungelöst gelassen hat, gehört bekanntlich die künftige Organisation der Donaufürstenthümer. Im Friedensvertrage vom 30. März v. J. wurde in dieser Beziehung festgestellt, daß die Divans der Moldau und Walachei zusammentreten sollen, um über die Neugestaltung ihrer Länder die Wünsche der Bevölkerungen festzustellen; in Paris werden dann die Vertreter der vereinigten Mächte schließlich über die definitive Ordnung der Organisation entscheiden. Der Zusammentritt der Divans ist bis jetzt noch nicht erfolgt, weil man, so lange jene Länder von österreichischen Truppen besetzt waren, keinen freien Ausdruck der öffentlichen Meinung, auf welche in dem Pariser Vertrage so großes Gewicht gelegt wurde, erwarten zu dürfen glaubte. Die ganze Angelegenheit erscheint sonach noch lange nicht spruchreif. Um so gerechteres Aufsehn mußte es daher erregen, daß Frankreich schon jetzt in dieser Sache das Wort ergreift, um seine Ansichten und Wünsche kundzugeben. In einer Note des „Moniteur" wird nämlich darauf hingewiesen, daß der Kaiser der Franzosen in der V e r e i n i g u n g der beiden Donaufürstenthümer das beste Mittel erblickt, die Stärke und den Bestand dieser Länder dergestalt zu sichern, daß sie nach dieser Seite hin ein nützliches Bollwerk für die Unabhängigkeit des osmanischen Reichs bilden. Diese Kundgebung der französischen Politik ist aber um so wichtiger, als sie mit den Ansichten des russischen Kabinets vollständig übereinstimmt, und somit eine weitere Annäherung der beiden Großmächte dadurch constatirt wird. Die Vereinigung der Donaufürstenthümer unter einer und derselben Verwaltung, für welche allerdings eine Partei in jenen Ländern sich ausgesprochen, kam schon auf den Wiener Conferenzen zur Sprache, wo jedoch die Pforte, Oesterreich und England einem solchen Plane entschieden entgegentraten; später tauchte das Project von Neuem auf und man nannte bereits einen Prinzen, welcher die Herrschaft der vereinigten Länder übernehmen sollte. Nach dem Abschlusse des Pariser Friedens glaubte man indessen allgemein, daß die unter den betheiligten Mächten herrschende Differenz mehr in den Hintergrund getreten sei und das Interesse der Pforte, sowie der Ausspruch der Divans bei der definitiven Regelung jener Angelegenheit vorzugsweise maßgebend sein würden. Die Moniteur-Note hat diesen Glauben hinreichend widerlegt. Frankreich tritt schon jetzt als offener Bundesgenosse Rußlands auf und spricht mit vieler Zuversicht die Erwartung aus, daß seine Ansicht im Rathe der betheiligten Mächte überwiegen werde. Die Pforte wird nun allerdings alle Anstrengungen machen, um eine Union der Donauländer zu hindern, da hierdurch für die Unabhängigkeit der Türkei nimmermehr ein Bollwerk geschaffen, sondern vielmehr ihr drohender Verfall befördert werden würde; allein sie ist wohl kaum stark genug, jenem Plane einen erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen. Dagegen wird Oesterreich mit aller Macht jener Vereinigung der an seinen Grenzen gelegenen Gebiete entgegentreten und nie zugeben, daß auf solche Weise dem russischen Einflusse, welcher durch Aufhebung des früheren Protectorats kaum beseitigt ist, in den Fürstenthümern von Neuem Thor und Thür geöffnet werde; England aber wird, dies läßt sich mit Sicherheit erwarten, hierbei gewiß auf Seiten der Türkei und Oesterreichs stehen, wenn auch seine Interessen bei diesem Vorhaben, welches lebhaft an die Begründung des Königreichs Griechenlands erinnert, nicht so unmittelbar berührt erscheinen, als dies bei jenen Mächten der Fall ist. Aus Allem erhellt, daß das Nachspiel der Friedensverhandlungen um so ernster werden wird, jemehr dabei Frankreich, welches bisher in der ganzen orientalischen Frage die dominirendste Rolle gespielt, auf die Seite Rußlands tritt.

Die von der kaiserlichen Regierung beabsichtigten Reductionen im Militär- und Marinedepartement (s. Nr. 6) sollen doch nicht vollständig ausreichen, um die wachsenden Staatsbedürfnisse zu decken und es wird ohne eine neue Steuer nicht abgehen; diese soll aber vornehmlich die Geldspeculanten treffen, indem eine Besteuerung des Actienwesens ꝛc. beabsichtigt wird. Dagegen soll der seit einigen Jahren doppelt erhobene Kriegszehnten ferner nur einfach erhoben werden; der einfache Kriegszehnten wird bereits seit der Regierung des ersten Kaiserreichs erhoben, er ist permanent geworden.

Die beabsichtigte Pariser allgemeine landwirthschaftliche Ausstellung wird nach einer Bekanntmachung der Regierung in diesem Jahre n i c h t stattfinden. Man glaubt, daß Ersparnißrücksichten diese Vertagung herbeigeführt haben, denn die für die vorjährige Ausstellung verwilligten Kredite sind um 1½ Mill. Fr. überschritten worden.

Großbritannien. Im Unterhause hat die bei Gelegenheit der Adreßdebatte von dem Führer der Opposition, Herrn Disraeli, aufgestellte Behauptung, daß während des letzten Krieges Frankreich mit Oesterreich einen geheimen Vertrag abgeschlossen, wodurch letzterer Macht ihre italienischen Besitzungen garantirt würden, zu einer wiederholten heftigen Debatte Anlaß gegeben. Disraeli behauptete, daß die englische Regierung nicht nur von diesem Vertrage Kenntniß gehabt, sondern sein Zustandekommen unterstützt habe, und daß daher die Sympathien, welche Lord Clarendon auf den Pariser Conferenzen für die Sache Italiens kundgegeben, auf eitler Täuschung beruhten. Lord Palmerston trat dieser Enthüllung mit dem entschiedensten Widerspruche entgegen und gab nur zu, daß Frankreich sich habe verpflichten wollen, keine Invasion in Italien zu machen und daß auch diese Convention nicht zum förmlichen Abschlusse gekommen sei, nachdem Oesterreich einer activen Betheiligung an dem Kriege gegen Rußland ausgewichen wäre. Disraeli, welcher bei seiner Anwesenheit in Paris Blicke hinter die Coulissen der Diplomatie gethan haben mag, ist nicht im Stande gewesen, für seine Behauptung Beweise herbeizubringen, und so ist denn das Ministerium aus diesem ersten parlamentarischen Kampfe als Sieger hervorgegangen.

In London macht sich eine sehr bedrohliche Arbeitsstockung bemerklich; dieselbe Erscheinung zeigt sich zwar mehr oder minder in jedem Winter, allein in diesem Jahre ist es schlimmer als je. Man giebt die Zahl der gegenwärtig brodlosen Handwerker und Arbeiter auf 100,000 an, während sie noch vor wenigen Jahren um zwei Drittheile geringer war. Einzelne Haufen dieser Unglücklichen durchziehen die Straßen der Hauptstadt, indem sie Fahnen vorantragen, auf denen der Ruf nach Arbeit und Brot geschrieben steht.

Griechenland. Die englisch-französische Occupation, welche zu so vielfachen Klagen Anlaß gegeben, soll in nächster Zeit aufhören, und es sind bereits die Schiffe unterwegs, welche die fremden Truppen abholen sollen. Dieses Zugeständniß ist

jedoch nur erst dann erreicht worden, nachdem die griechische Regierung den Schutzmächten (Rußland, Frankreich und England) gewisse Garantien über die Bezahlung des von letzteren (1833) garantirten Anlehns gegeben hat. Wie versichert wird, haben sich die genannten Mächte nicht darauf beschränkt, eine genaue Darlegung der griechischen Finanzlage zu fordern, sondern sie verlangen, daß eine aus drei von ihnen zu bestellenden Bevollmächtigten zusammengesetzte Commission über das regelmäßige Eingehen der Einkünfte und deren gesetzliche Verwendung wachen solle. Die letzterwähnte Bedingung schien unzulässig, weil sie die griechische Regierung unter eine demüthigende Bevormundung stellen und die National-Unabhängigkeit gefährden würde. Da jedoch die drei Mächte nur einen 24stündigen Termin für die Einwilligung oder Ablehnung gestatteten, so sollen sich der König und seine Rathgeber entschlossen haben, in Alles zu willigen, damit nur die Occupation aufhöre. Wie es heißt, so steht auch ein Ministerwechsel bevor; das neue Ministerium soll aus Männern zusammengesetzt werden, welche den Westmächten nicht feind sind.

Türkei. Die türkische Regierung hat nunmehr den Ferman veröffentlicht, welcher die Divans ad hoc in den Donaufürstenthümern einberuft, um den Wünschen der dasigen Bevölkerung einen legalen Ausdruck zu geben. Die Erwählung dieser Corporationen wird indessen längere Zeit in Anspruch nehmen, da allein für Aushängung der Wahllisten eine 30tägige Frist anberaumt ist. Das Zusammenbleiben der Divans ist vorläufig auf sechs Monate bestimmt und zu gleicher Zeit werden sich die Commissäre der Pforte und der beim Pariser Friedensvertrage betheiligten Mächte in Bukarest versammeln, um die Gesetze und Statuten jener Provinzen zu revidiren. Mit diesen Berathungen kehrt der orientalische Conflict recht eigentlich zu seiner Quelle zurück und es wird überaus schwierig werden, ein allen Theilen genügendes Uebereinkommen zu treffen. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß Frankreich schon jetzt Schritte gethan hat, um der Pforte begreiflich zu machen, daß die Vereinigung der Donaufürstenthümer eine unabweisbare Nothwendigkeit sei. Das wollen die Türken freilich nicht begreifen, aber Das haben sie bereits einsehen gelernt, daß Frankreich nicht mehr auf ihrer Seite steht, sondern sich immer mehr ihrem alten Erbfeinde zuneigt. Der türkische Fanatismus hat sich denn auch bereits dadurch zu äußern begonnen, daß von der niederen Volksklasse die Grabstätten französischer Soldaten zerstört werden, während man die englischen in Ruhe läßt.

Aus Konstantinopel wird berichtet, daß Achmet-Bei, einer der Häuptlinge der Tscherkessen und Commandant eines ziemlich beträchtlichen irregulären Truppencorps im Kaukasus, in der türkischen Hauptstadt angekommen ist, um wegen der Anerkennung der Unabhängigkeit Tscherkessiens, soweit es noch nicht von Rußland erobert ist, von Seiten der Großmächte und wegen der Stellung desselben unter die Oberhoheit der Pforte zu unterhandeln. Von Seiten Englands und der Türkei soll dieses Vorhaben, welches schon während des letzten orientalischen Krieges auftauchte, entschiedene Unterstützung finden.

Amerika. Die Zeitungen der Vereinigten Staaten von Nordamerika sind mit Details über den furchtbaren **Schneesturm** angefüllt, von welchem in der Nacht vom 18. Januar die Städte New-York, Boston, Albany, Philadelphia, Baltimore und Washington heimgesucht wurden. Am nächsten Morgen, 19. Jan., mußten in New-York wegen der ungeheuern Schneemassen, welche in den Straßen und vor den Häusern aufgeschichtet waren, alle Geschäfte ausgesetzt werden. Der Bahnhof der Linie von Philadelphia nach New-York war geschlossen und an den Thoren war eine Bekanntmachung angeschlagen, daß kein Convoy abgehen könne, weil der Schnee an manchen Stellen der Bahn 15 Fuß hoch liege. Am 19. Jan. Abends ließ der Schneefall zu New-York nach und am folgenden Tage erfreute sich diese Stadt des herrlichsten Sonnenscheins. Zur Abräumung der Eisenbahn waren jedoch noch mehrere Tage erforderlich.

Der Schulgang des Lebens.

(Erzählung aus dem Leben, von Friedrich Lubojatzky.)
(Fortsetzung.)

„Das ist ein kostbares Instrument," sagte Robert ... „ich klimpere auch ein Bischen, aber solch' ein Instrument durch meine Stümperei zu entweihen, fällt mir nicht ein. Da gehören schon Meisterhände dazu." Und dabei küßte er die Hand Feodorens, welche schalkhaft lächelnd fragte: „Sie wollen mich wohl schamroth machen, Robert, daß Sie mir ein solches Lob aufbürden?" — Franz spielte. Die Stimmung, in der er sich befand, war schon eine gehobene, er fühlte sich leicht, als wäre seine Seele mit Flügeln beschwingt und dies trug ungemein dazu bei, seinem Vortrag auf dem Instrumente ein Feuer, einen Ausdruck geistigen Aufschwungs zu geben. „Halt, mir fällt was ein, wenn nämlich unser junger Freund hier" ... er deutete auf Franz ... „nichts dagegen einzuwenden hat," sprach Papa Rendant.

„Ich? O mein Herr Rendant, ich bin Ihnen für die große Freundlichkeit, deren Sie mich gewürdigt haben, zu dem herzlichsten Danke verpflichtet und wenn ich irgendwie Ihnen" ...

„Schon gut, schon gut, gar nichts von Dank, mein Bester," lehnte der Vorige, ihn unterbrechend, ab. „Ich will einmal eine kleine Abendgesellschaft geben. Möchten Sie sich wohl entschließen, mit meiner Feodora einen kleinen Cyclus vierhändiger Pièçen dabei vorzutragen?" Das konnte Franz nicht ablehnen, denn es war ja eine Ehre für ihn, und so wurde denn ausgemacht, daß, wenn seine Zeit erlaube, er sich herbemühen möge, damit Feodora sich recht im Spiel einüben könne. Als er sich unter den aufrichtigsten Danksagungen verabschiedete, begleitete ihn Robert in's Vorzimmer. Bei seiner Rückkehr hörte er — die im Nebenzimmer auf den Fußboden gespannten weichen Decken machten das Geräusch seiner Schritte unvernehmbar, — ehe er durch die nur angelehnte Thüre in das Gemach eintrat, Feodorens Vater sagen:

„Bin heute ganz zufrieden mit Dir, mein Kind, hast Dich sehr gut benommen. Robert wird Deine Liebenswürdigkeit gegen diesen Musikus als einen Ausdruck Deines edlen Herzens betrachten, an dem Menschen gut zu machen, was neulich zwischen Dir und dessen Schwester geschehen ist. Nun, ich thue auch mein Theil dabei, wie Du siehst. Wären die Umstände nicht der Art, daß man Alles aufbieten muß, um den jungen Herrn wegen der Partie mit Dir zu fesseln und Jedes zu beseitigen, was ihm in den Kopf fahren könnte, so würde ich mit diesem Organisten-Substituten sehr wenig Komplimente gemacht haben. Nun, es ist leider einmal so und man muß den Verhältnissen Rechnung tragen, bis man deren Herr ist. Spiele Deine Rolle nur so fort, Feodorchen, sei recht human, denke, wenn Dich's auch empört, zu scheinen, was Du gar keine Lust zu sein hast, an die gute Partie mit Robert ... vielleicht einmal Frau Forstmeisterin oder Forsträthin zu werden; dafür kann man schon etwas thun, denke ich."

Der vor der Thüre Stehende ging wie erschreckt langsam rückwärts, es war eine Bestürzung über ihn gekommen, die er nicht sogleich zu bemeistern vermochte; er hatte sich noch nie in der Verstellungskunst geübt, es wurde ihm daher sehr schwer, sich so zu fassen, daß der Rendant und seine Tochter nicht zu der Ahnung kommen sollten, daß er um ihr Spiel wisse. Um wenigstens einen Vorwand zu haben, der ihn beistände, damit seine plötzliche Verstimmung nicht so gar auffallend werde, entschloß er sich, Anwandlung jähen Kopfwehes vorzuschützen und er hatte die Befriedigung, daß man ihm, als er in das Gemach wieder eingetreten war, Glauben schenkte.

„Ruhen Sie, lieber Robert, ehe Sie nach Hause reiten," sagte der Rendant und Feodora bat ihn auch recht dringend darum; aber Robert behauptete, die freie Luft, an die er so sehr gewöhnt sei, werde ihn beim Nachhause-Ritt bald wieder von dem Kopfschmerz befreien, das kenne er schon an sich aus Erfahrung und das entschied freilich. Eine halbe Stunde

später trug ihn sein Schweißfuchs aus der Stadt, und Johann, der hinter ihm her ritt, und von Rendants strengste Ordre, ja recht auf seinen jungen Herrn aufzupassen, daß ihm nichts unterwegs passire, weil er sich unwohl fühle, brummte, als Robert, kaum vor der Stadt angekommen, seinem Thiere die Sporen gab, daß es in weiten Sätzen die Straße entlang brauste, vor sich seinen gewöhnlichen Fluch: „Hob mich und straf mich!“ hin und setzte hinzu: „Der jagt ja wie auf Teufels-Leibrappen davon und soll krank sein? Na, mir kommt nicht! Rendants müssen närrisch geworden sein, daß sie mir solches dummes Zeug aufschwatzen konnten.“ Johann war nicht der Mann, der etwas auf dem Herzen behielt und als sie auf den schweißdampfenden Rossen in der Nähe der Forstmeisterei anlangten und nun langsam ritten, sagte er zu Robert: „Soll mich doch der Kukuk holen, wenn Sie krank sind. Sie jagten ja wie der höllische Jehu auf zwei Rädern; ich möchte ihr Schweißfuchs nicht sein, der hat's spüren können, daß Sie Kopfweh haben, wie Rendants fabelten.“

Jetzt wußte Robert, was Johann aufgetragen worden war und schärfte ihm ein, nichts davon zu sagen, daß er ganz gesund gewesen, er hätte seine Ursachen gehabt, warum er so schnell bei Rendants Abschied genommen habe. Auf Johann konnte er sich verlassen, der war ein rechtschaffener Kerl, welcher Schweigen gelernt hatte.

Der alte Forstmeister, sein Großvater, dem das Podagra übel mitspielte und der eben in seinem Rollstuhle im Zimmer umhergefahren wurde, rief Robert, den gleich zu ihm heraufzuschicken er Befehl gegeben hatte, beim Eintritt entgegen: „Kommst Du schon wieder einmal aus der Stadt zurück? das ist ja eine ganz verwünschte Liebschaft! Reitest mir die Pferde zu Schanden und kannst zuletzt noch bocksteif werden.“

„Aber, Hubert, ich bitte Dich, was sind das wieder für Redensarten,“ verwies eine alte auf dem Sopha sitzende Dame.

„Na, 's ist wahr,“ grollt der Forstmeister ... „Bin auch einmal jung gewesen, auch verliebt nach der schweren Möglichkeit, so toll habe ich's indeß nicht getrieben. Das ist aber die liebe neue Zeit, wo Alles mit Dampf gehen soll ... tausend Teufel müssen d'rein schlagen! werden zuletzt wohl auch mit der Locomotive noch auf die Jagd gehen und mit Dampf schießen wollen. O ihr Himmelmillionen ... ach, daß Gott erbarm, das vermaledeite Podagra!“ schrie der alte Herr vor Schmerz auf und beobachtete jetzt, nachdem ihn sein Uebel an die Sterblichkeit erinnert und sein Loswettern unterbrochen hatte, Mäßigung. Die alte Dame nahm das Wort und sagte: „Robert, es ist ein Schreiben an den Großpapa gekommen, dem zufolge Du als Forstsekretair in die Dienste Sr. Durchlaucht des Herzogs eintreten sollst und zwar schon mit dem Ersten künftigen Monats. Der Großpapa hat eben deshalb befohlen, daß man Dich gleich nach Deiner Rückkunft aus der Stadt zu ihm bescheide, weil die Sache raschen Entschluß fordert. Großpapa und ich sind der Ueberzeugung, daß von Deiner Seite kein Hinderniß der Annahme dieses Anerbietens entstehen wird, denn es eröffnet Dir eine gute Carriere“

„Auf Ehre, beste Tante, das überrascht mich, ich konnte nicht ahnen, daß“ ...

„Nun, ich will nicht hoffen, daß der Mosje mir einen Strich durch die Rechnung machen wird!“ polterte der alte Forstmeister auf. „Wenn Er da nicht zuschlägt, wo Ihm ein solcher delicater Posten gleichsam auf dem Teller präsentirt wird, dann packe er sich nur aus meinem Hause. Da muß ja eine ganze Legion Teufel drein ...“

„Aber Hubert, Hubert, warum denn so heftig? Er hat ja noch kein Wort geäußert, das einer Ablehnung gleich gesehen hätte,“ verwies die alte Dame ... „es ist mit Dir gar nicht mehr auszuhalten, immer im Aerger und dies ewige Fluchen! mein Himmel, damit ist ja auch nicht das Mindeste gebessert, wenn wirklich einmal ein Versehen oder Fehler geschehen wäre, im Gegentheil, das Uebel wird dadurch noch viel schlimmer.“

„Larifari!“ brummte der alte Herr verdrießlich ... „ein Forstmeister ist keine Schlafmütze. Wenn ich's einmal so weit gebracht haben werde, nicht mehr zu muksen, da können sie mich nur getrost hinausschleppen, der alte Hirsch ist dann schandbarer Weise an Verkümmerung verendet. Bis dahin will ich mir kein Schloß vor den Mund legen. Herr Gott, wenn ich nicht noch die paar Millionen Donnerwetter hätte und die Legionen Teufel mir als Trost geblieben wären, da wäre ich elender als der miserabelste Setzling, der sich wenigstens im Krautfelde lustig machen kann!“

„Liebster Großpapa, die Legionen Teufel und die Millionen Donnerwetter sind bei der mich angehenden Sache gar nicht nöthig, es versteht sich ja von selbst, daß ich das Anerbieten annehme,“ begütigte Robert.

„Schlägst also keine Haken?“ rief der Großpapa Forstmeister sehr erheitert ... „komm her, mein Junge, gieb mir einen Kuß, aber leise auftreten, stoß mich nicht an die Läufte, die haben heute wieder den höllischen Teufel in sich. So! bist'n prächtiger Kerl, 'n ganzer Kerl, wirst auch ein Forstsecretair aus dem ff werden, der mir alle Ehre macht. Na, sehe Dich schon als Forstrath ... o, in Dir lebe ich wieder auf und wenn Du nur meinen Namen trägst, müßte die ganze Welt sagen, das ist 'n Kerl wie der alte Forstmeister von Baumgarten, wie der noch jung war. O, ich war 'n verteufelt flottes Menschenkind ... na, na, das paßt nicht hierher ... tempi passati. Dachte schon, die Liebschaft mit der Steuer-Rendants Fräulein würde Dich widerhaarig machen, Dich hier fesseln, man weiß ja, daß die Liebe den Menschen konfus macht, kenne das, kenne das. Na, ist mir lieb, daß ich mich unnöthig deshalb ängstete, ist mir sehr lieb. Denkst Du denn wirklich das Steuer-Rendanten Fräulein einmal zur Frau zu nehmen, he? Sei aufrichtig, Forstsekretair, volle Ladung bitte ich mir aus.“

„Liebster, bester Großpapa, Ihre Frage kommt mir so schnell über den Hals, daß ich wirklich nicht weiß, was ich Ihnen darauf antworten soll,“ entgegnete Robert ... „ehrlich gesagt, ich habe selbst noch nicht recht darüber nachgedacht und von Heirathen habe ich bei Rendants auch noch kein Wort fallen lassen; bis jetzt ist mein Verhältniß zu Fräulein Feodora nur noch in den Schranken einer Freundschaft geblieben, die sich gegenseitig zu erfreuen sucht. Eine Heirath gilt mein Lebensglück und ich müßte mich für diesen Fall doch erst prüfen. Meinen Sie nicht, lieber Großpapa?“

„Karl!“ schrie der alte Herr seinem hinter dem Rollstuhle stehenden Jäger zu, der fast eben so alt als er selber und ein Inventar des Hauses war ... „laß den Nero, den Nimrod, den Nabuco, die Diana und den Pinky herein,“ daß die Beester mit in mein Hussah einstimmen und das wilde Heer an unserm Höllenlärm zu Schanden wird. Robert! prächtiger Kerl, Du bist tausendmal vernünftiger, als ich gedacht habe. Noch einen Kuß, mein Junge! so! Da müssen aber doch gleich eine Million ...“ Das Podagra meldete sein Dasein in diesem Augenblicke und der alte Herr unterbrach seinen Jubelsturm mit einem Aufschrei.

„Erlauben Sie mir, bester Großpapa und liebe Tante, daß ich mich jetzt für eine Viertelstunde entfernen darf, um mich umzukleiden,“ bat Robert und verließ das Zimmer.

„Ulrike, Schwester,“ sagte der Forstmeister nach einer Weile, in der er sich von seinem Schmerze erholt, sehr vergnügt ... „ich lebe ordentlich wieder auf, daß mein Enkel so vernünftig denkt, hätt's ihm gar nicht zugetraut, habe ihn für einen Lusticus gehalten, der in den Tag hinein lodelt, ist aber 'n braver Kerl, 'n ganzer Kerl, der auf's Blatt zielt. Na, jetzt denke ich auch noch die Freude zu haben, ihn mit einer Tochter aus einer Jägerfamilie verheirathet zu sehen. Das Rendanten-Fräulein mag eine recht anständige Partie sein, Geld sollen sie auch haben ... 's ist Alles gut und kann man eigentlich nichts dagegen sagen; aber mich krepirts ganz

gewaltig, wenn ich mir denke, daß Einer aus unserer seit uralter Zeit her im und mit dem Walde aufgewachsenen Familie aus der Art schlagen und die Tochter eines Zöllners heirathen könnte. In einem halben Monate kommt er fort, da ist, so Gott will, die Geschichte mit der Fräulein Feodora — was das schon für ein hochtrabender Name ist! gar kein waidmännischer Anklang darin — getrennt, sie sind zwölf Meilen auseinander gerückt und kommt ihm was Anderes vor, na, da wird er auch nicht dumm sein. O, ich werde meinem alten Freund, dem Oberforstrath Krause einen verständlichen Wink in dieser Beziehung geben, der wird's schon abkarten." Der alte Herr war seelensfroh geworden; was bei ihm, dem unleidlichen Podagristen, sehr selten der Fall zu sein pflegte.

(Fortsetzung folgt.)

Stellung der asiatischen Reiche zu den europäischen Mächten.

Die Tinte auf den Documenten, durch welche die orientalische Angelegenheit, so weit sie Europa betrifft, vorerst unter den Großmächten geregelt wurde, ist eben trocken geworden. Rußland räumt im Donaudelta die Ortschaften, deren Besitz man ihm bestritt, die Oesterreicher verlassen die Moldau und Walachei, England hat seine Kriegsdampfer aus dem schwarzen Meere zurückgezogen und der Türkei ist bis auf Weiteres eine Galgenfrist gegeben. Aber der große Kampf dauert nichtsdestoweniger ununterbrochen fort, nur hat er jetzt eine andere Gestalt angenommen und findet auf einem andern Schauplatze statt. Er ist nach Asien verlegt worden, oder genauer ausgedrückt, er hat dort, so weit England und Rußland in Frage kommen, seit länger als einem Vierteljahrhundert nicht geruht, ist bald in Flammen aufgelodert, bald hat er unter der Asche fortgebrannt, ohne jemals dauernd beschwichtigt zu sein.

Die Dinge sind schon längst dahin gediehen, daß in jenem Erdtheile nur noch ein einheimischer Staat vorhanden ist, den man als eine wirkliche Macht ansehen könnte. Wir wollen die einzelnen Staaten betrachten. Im fernen Osten liegt das Inselreich Japan, dessen Bewohner einen hohen Grad eigenthümlicher Gesittung erreicht haben. Als in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts die Europäer dort erschienen, fanden sie gastliche Aufnahme und wurden als willkommene Freunde behandelt; sie durften nicht nur Handel und Wandel treiben, sondern auch ihren Gottesdienst frei ausüben und Proselyten machen, so viel sie wollten und konnten. Jesuiten aus Spanien und Portugal verbreiteten die römische Lehre, mißbrauchten aber bald die ihnen gewährte Freiheit in einer Weise, welche dem japanischen Potentaten Anstoß gab. Als Europäer die christlichen Gemeinden zu einer revolutionären Partei umgestalteten, und durch einen bekehrten Prätendenten den Kaiser vom Throne stürzen wollten, um ihren Glaubensgenossen auf denselben zu erheben, wurden sie verjagt, und es begann eine blutige Verfolgung gegen die Christen, weil sie den Staatsfrieden gestört hatten. Die im Lande befindlichen europäischen Kaufleute und Schiffer wurden von dem nun gegen alle Ausländer argwöhnischen Monarchen ausgewiesen, und den so gefährlich gewordenen Fremdlingen wurde das Reich für immer verschlossen. Nur allein den Holländern, welche nachgewiesen, daß sie Todfeinde der Jesuiten, Spanier und Portugiesen seien, gestattete man einen beschränkten Verkehr mit Japan, der dann auch volle zwei Jahrhunderte lang der einzige geblieben ist, welchen Europäer mit jenem Inselreiche unterhalten haben.

Dasselbe hatte sich von der Außenwelt gänzlich abgeschlossen, und selbst dem benachbarten China vorgeschrieben, wie viele Schiffe, und nach welchen Häfen, aus dem Reiche des Beherrschers der Blume der Mitte nach Japan kommen dürfen. Aber seit etwa einem halben Jahrhundert dauern die Versuche, das so lange abgesperrte Inselreich zu eröffnen, ununterbrochen fort, und es ist klar, daß Japan über kurz oder lang in den Fluthbereich des großen Verkehrs mit hineingezogen werden wird und muß. Der Wille des Kaisers und die seit zweihundert Jahren streng festgehaltenen Staatsmaximen reichen nicht mehr aus, sie bilden fortan keinen haltbaren Damm gegen die anprallenden Wogen. Zuerst kamen die Russen, deren Land an Japan grenzt; nachher Engländer und Franzosen, um das stürmische Meer des japanischen Archipelagus kennen zu lernen. Endlich erschienen auch die Amerikaner, die in jedem Jahre einige hundert Walfischfahrer im nördlichen Theile des Stillen Meeres schwimmen haben, und von denen hin und wieder einige bei Japan Schiffbruch litten. Angeblich zum Schutz der nach dem Inselreiche verschlagenen Landsleute rüsteten sie vor vier Jahren ein Geschwader aus, das in die Bucht bei der kaiserlichen Hauptstadt Jeddo fuhr, und Dampfer und Pairhansmörser zeigte, Probelokomotiven, Eisenbahnschienen und einen elektrischen Mustertelegraphen mitbrachte, Alles um dem östlichen Monarchen handgreiflich zu beweisen, wie weit das Abendland in Künsten des Krieges und Friedens fortgeschritten sei. Diese Demonstration machte Eindruck und führte zum Abschluß des Vertrags von Kanagawa, durch welchen den Nordamerikanern fortan die beiden Hafenplätze Simoda und Hakodadi geöffnet sein sollen, freilich noch unter sehr einschränkenden Bedingungen.

Aber zu gleicher Zeit waren auch russische Kriegsschiffe unter Admiral Putiatin zur Hand; sie bemühten sich, ein freundliches Einvernehmen herzustellen und den Japanern ihre guten Dienste anzubieten, falls sie solcher bedürfen würden. Es gelang dem Admiral, einen ähnlichen Vertrag auszuwirken, wie der Amerikaner Perry ihn erhalten hatte. Natürlich wollten die Engländer nicht zurückstehen; auch sie erschienen, um gleichfalls einen Traktat abzuschließen und den beiden andern Mächten keinen Vorsprung zu lassen. Hinterher kamen dann auch noch die Franzosen; wirklicher Nutzen ist aber aus allen diesen Bestrebungen lediglich erst den Holländern erwachsen, die als alte Freunde Japans ruhig zuwarteten. Der Kaiser hat ihnen aus freiem Antriebe gestattet, nun auch in der Stadt Nagasaki Handel zu treiben und sich mit weniger Zwang zu bewegen als seither. Er hat sich aus den unwillkommenen Besuchen und Demonstrationen eine Lehre gezogen. Die Japaner sind nicht etwa ein rohes und barbarisches, sondern ein kluges, in asiatischer Weise hochcivilisirtes Volk, das in mehr als einer Beziehung uns Europäern voraus ist. Sie sind muthig, tapfer, energisch und unternehmend, überhaupt viel kräftiger als die Chinesen, und wer sie angreift, wird mit ihnen keinen leichten Stand haben. Insbesondere zeichnen sie sich als gewandte und unerschrockene Seefahrer aus. Es war gewiß klug vom Kaiser gehandelt, daß er in Rotterdam vier Schraubenfregatten bauen ließ, welche im Laufe des Jahres 1857 ihm abgeliefert werden müssen. Inzwischen hat er Maschinenbauer, Ingenieure und Seeoffiziere aus Holland nach Japan kommen lassen, welche seine zu allen technischen Fertigkeiten wohlgeschickten Unterthanen anweisen, Werkstätten errichten und den Japanern in ähnlicher Weise als Lehrer dienen, wie vor 150 Jahren gleichfalls Holländer die Moskowiter Peters des Großen im Schiffbau unterrichteten. Noch mehr; der Kaiser hat auch holländische Offiziere als Drillmeister angenommen, und führt eben jetzt europäisches Exercitium ein. Die Japaner, 36 bis 40 Millionen Seelen, sind nicht so dünkelhaft und selbstgenügsam wie ihre westlichen Nachbarn auf dem Festlande; wenn sie ihr Land einmal völlig eröffnen, wird man nicht Fangball mit ihnen spielen können.

China dagegen ist eben jetzt durch und durch zerrüttet und in einem höchst merkwürdigen Umwandelungsprocesse begriffen. Dieser größte und volkreichste Staat auf Erden hat, den geringsten Schätzungen zufolge, mehr als dreihundert Millionen Bewohner, unter welchen die eigentlichen Chinesen die überwiegende Menge bilden. Sie stehen auf einer Civilisation, die nicht nach Jahrhunderten, sondern Jahrtausenden zählt, und schon auf einer hohen Stufe der Entwickelung sich befand, als über Europa noch die Nebel tiefer Barbarei lagen. Die Chinesen haben wichtige Erfindungen lange vor uns ge-

macht, viele derselben haben wir ihnen entlehnt und in gewerblicher Hinsicht sind sie in manchen Dingen uns auch heute noch voraus. Außerdem haben sie eine reiche und mannichfache Literatur, ein auf festen, uralten Grundlagen beruhendes Staatswesen, und hohe industrielle Begabung. Es ist durchaus nicht gerechtfertigt, diese Chinesen kurzweg als Barbaren deshalb zu bezeichnen, weil ihre, ihnen eigenartige, Civilisation von der unsrigen abweicht. Wahr ist aber, daß ihre gesellschaftlichen Verhältnisse vielfach verderbt und durchfault sind, und neben jungen kräftigen Trieben Vieles zermürbt ist. Es scheint als ob China, auf sich allein angewiesen und in sich selbstgenügsam wie es stets gewesen, in eine Epoche des Zerfalls eingetreten sei, und nun unter gewaltigen Zuckungen eine Wiedergeburt versuche, bei welcher allem Anscheine nach die Ausländer Hebammendienste verrichten werden. In China ist seit urlanger Zeit vieles starr, ultraconservativ, in feste Schranken eingebannt und das Herkömmliche und Vorgeschriebene gehört gleichsam zu den Landesgötzen. Aber dieses conservativste Volk der Welt ist zugleich jenes das am meisten rebellirt. Die Dynastiewechsel wiederholen sich, man möchte sagen, in bestimmten Perioden, und seit Anbeginn der Geschichte sind mehr als zwanzig Herrscherfamilien vom Thron gestürzt worden. Die letzte Aenderung fand vor nun mehr als zweihundert Jahren statt, und brachte die Fremdherrschaft, als 1644 an die Stelle der nationalchinesischen Dynastie der Ming, jene der Mandschu trat. Dieses wenig zahlreiche aber streitbare Nomadenvolk, welches zu beiden Seiten des Amurstromes wohnte, durchbrach die chinesische Mauer, und ergoß sich wie ein Strom über das auch damals politisch aufgeregte China; der Mingkaiser knüpfte sich im Garten seines Palastes eigenhändig auf und ein Mandschu ward sein Nachfolger. Die Chinesen trugen von Anfang an das Joch der Fremdlinge nur mit Widerwillen, doch haben allmälig die Eroberer, welche allerdings eine Art von bevorrechteter Klasse bilden, vieles von ihrer alten Eigenthümlichkeit eingebüßt, ja sogar ihr altes Stammland verloren, indem dasselbe allmälig von Chinesen besetzt worden ist, während die früher dort zurückgebliebenen Mandschu nach China zogen, um in dem reichen, mit milderm Klima gesegneten Lande an den Privilegien ihrer Stammgenossen theilzunehmen.

Allein ein schroffer Gegensatz ist geblieben, und seit Jahren schütteln die Nationalchinesen an dem Joche, welches die Mandschu ihnen auferlegt haben. Das Ansehen der Dynastie ist untergraben, seitdem sich gezeigt, daß sie den Europäern gegenüber schwach ist. Vor fünfzehn Jahren wurde, zum Abschluß des Opiumkrieges, mit England der Frieden von Nanking geschlossen und heute steht der Mandschukaiser am Rande des Abgrundes. Was sich gegen ihn erhoben hat, ist nicht ein bloßer Aufstand, nicht eine bloße Rebellion, sondern eine förmliche Revolution, welche auf Beseitigung der Mandschu-Dynastie und eine Umgestaltung des Staatswesens gerichtet ist. Sie will auch eine nationale Dynastie auf den Thron setzen, aber zugleich auch christliche Elemente zur Geltung bringen. Diese sind allerdings in chinesischem Geist umgewandelt, aber es ist nicht mehr in Abrede zu stellen, daß mehr oder weniger richtig verstandene christliche Anschauungen den revolutionären Sauerteig in China bilden. Die Aufständischen, welche dem Sohne des Himmels, dem Tiente, folgen, und um die Taiping wang-Fahne sich geschaart haben, gewinnen immer mehr Boden, der größte Theil des mittlern China's, mit den großen Hafenstädten an den Mündungen der Riesenströme Yangtsekiang und Hoang ho, ist in ihre Gewalt gerathen; ihre bewaffneten Schaaren zählen nach Hunderttausenden und vor ihnen erzittert der Kaiser in seinem Palaste zu Peking. Die Bedrängniß wird für ihn um so schwerer, da er sich wieder einmal zugleich von Engländern und Nordamerikanern bedroht sieht. Unsere Leser kennen die neuen Ereignisse in Canton, deren Folgen sich gegenwärtig noch gar nicht übersehen lassen. Nur so viel ist ausgemacht, daß der Kaiser von China seinem russischen Nachbar gegenüber alle bisherigen Ueberlieferungen und Maximen der chinesischen Hofpolitik gänzlich hat fallen lassen; thatsächlich wirft der Beherrscher der Blume der Mitte sich dem weißen Czar von Moskau in die Arme und eröffnet dem mächtigen Nachbar die früher so eifersüchtig und sorgfältig bewachten Eingangspforten des himmlischen Reiches.

Seit etwas mehr als 130 Jahren darf Rußland eine Gesandtschaft in Peking halten, welcher die Reiseroute hin und zurück durch die Mongolei sorgfältig vorgeschrieben wird, und von der sie keinen Schritt breit abweichen darf. Allemal nach Ablauf von zehn Jahren wird der Personenbestand in jener russischen Niederlassung gewechselt. Für den Handelsverkehr zwischen beiden Nachbarländern, die sich auf einer Grenze von mehr als 800 Meilen berühren, war bis vor wenigen Jahren blos ein einziger Punct vorhanden, die russische Ortschaft Kiachta. Nur dort und in der daneben liegenden mongolisch-chinesischen Stadt Maimatschin fand der gegenseitige Waarenaustausch statt, sonst nirgends. Aber vor etwa vier Jahren gelang es der russischen Politik, auch am obern Irtysch, weiter nach Westen hin, zum Verkehr mit dem chinesischen Turkestan, die Grenze zu eröffnen und den Marktverkehr zu beleben. Zugleich trat der Kaiser von China dem Czaren große Landstrecken in der Mandschurei, also im fernen Osten, ab, und dadurch erhielt Rußland den ganzen Amurstrom. Diese Erwerbung ist von großer Tragweite; sie eröffnet für Sibirien einen Weg zur Verbindung mit dem Stillen Weltmeere. Bekanntlich fließen die sibirischen Gewässer alle von Süden nach Norden, nachdem sie wilde Einöden durchfluthet, zum unwirthbaren Eismeer; nur der Amur allein nimmt seinen Lauf gegen Osten durch eine Region, welche theils angebaut, theils des Anbaues fähig ist. Ihm entlang hat Rußland Stationen gegründet, welche Kernpuncte für Kolonien bilden sollen; am untern Laufe und an der Mündung hat es kleine Festungen gebaut. Von nun an ist Sibirien auch auf dem Seewege zu erreichen, die Besiedelung der ganzen Gegend im Osten von Nertschinsk erleichtert, und die Niederlassungen in Kamtschatka und auf der Westküste von Nordamerika lassen sich mit weniger Kosten und größerer Bequemlichkeit von Sibirien aus mit den nöthigen Waaren und Lebensmitteln versorgen. Sibirien wird im Fortgange der Zeit die Wichtigkeit dieser Verhältnisse spüren, es hat eine oceanische Ausgangspforte und eine wichtige Verkehrsstraße erhalten.

Wie großen Werth Rußland auf die Entwickelung im fernen Osten legt, ergiebt sich auch daraus, daß es sich eine Position auf Tschusan zu erwerben und zu sichern gewußt hat. Unter allen Inseln vor der Küste ist gerade diese die bei weitem wichtigste, weil von ihr aus die Mündungen der beiden größten chinesischen Ströme controlirt werden können. Deswegen nahmen die Engländer gleich bei Ausbruch des Opiumkrieges von derselben Besitz, und sie leisteten ihnen damals große Dienste. Nachdem sie ein so werthvolles Eiland wieder geräumt und den Chinesen zurückgegeben hatten, sahen sie ein, welch großen Fehler sie damit begangen; denn Hong kong, welches der Kaiser ihnen abtreten mußte, hat nicht entfernt die Bedeutung von Tschusan. Hier hat nun die chinesische Regierung im vorigen Jahre den Russen einen Hafen sammt einer Strecke Landes abgetreten, wo sie zum äußersten Mißvergnügen der Engländer einen befestigten Ort anlegen, ohne daß Jemand sie daran hindern dürfte. Damit gewinnen sie festen Fuß an der chinesischen Seeküste und haben nun eine wichtige Stellung im Großen Ocean, nachdem sie schon seit längerer Zeit im Westen wie im Norden des chinesischen Reiches ihr Gebiet ausgedehnt haben.

Zwischen China und Ostindien liegen drei Reiche, die niemals eine selbstständige Kultur oder große Macht nach Außen entwickelt haben, aber durch ihren Productenreichthum und ihre geographische Lage auch für Europa wichtig geworden sind. Zunächst an China, am südchinesischen Meere und dem Golf von Tonkin, liegt Cochinchina oder Annam, das

im Allgemeinen sich grundsätzlich vom engern Verkehr mit Europäern fern gehalten, nur hat der Despot seine Soldaten durch Franzosen abrichten lassen. Was an höherer Gesittung unter den 8 bis 10 Millionen Einwohnern vorhanden ist, beruht auf chinesischer Unterlage. Wichtiger ist Siam, ein vom prächtigen Flusse Menam durchströmtes Reich, dessen Flächeninhalt jenen von Deutschland um die Hälfte übertrifft, während die Seelenzahl sechs Millionen nicht übersteigt. Hier ist eine wahre Heimath für Reis, Pfeffer und Zucker, überall sind fleißige Chinesen angesiedelt und treiben Acker- und Bergbau oder Handel, und die Häfen sind seit fünf Jahren auch den Europäern eröffnet worden. Auch in Siam gilt eine durchaus uneingeschränkte Willkürherrschaft, das Land bietet aber gegenwärtig eine ganz eigenthümliche und seltene Erscheinung dar. Nach dem Tode des letzten Kongluang, des „Gebieters über Alles," (denn das ist der Titel des Herrschers) traten dessen beide ältesten Söhne zusammen die Regierung an. Beide üben seit Jahren die Herrschaft gemeinsam und im besten Einvernehmen mit einander, beide haben erklärt, daß sie „Männer des Fortschrittes" seien; sie lesen, sprechen und schreiben das Englische geläufig und schöpfen Belehrung aus europäischen Büchern. Sie wollen, wie sie sagen, keine Barbaren sein, haben die kaiserlichen Monopole theils gemildert, theils abgeschafft, empfangen Consuln in ihrer großen Hauptstadt Bangkok, die von einer halben Million Menschen bewohnt ist, und haben Handels- und Freundschaftsverträge sowohl mit den Engländern wie mit den Nordamerikanern abgeschlossen. Hier ist also der westliche Einfluß durchgedrungen, er macht sich aber in friedlicher Weise fühlbar.

In Birma dagegen tritt er mit Bajonnetten und Kanonen auf. Dieses Reich, welches von der Ostküste des bengalischen Meerbusens bespült wird, ist seit 1826 in Folge wiederholter Kriege von den Engländern planmäßig zerstückelt worden. Sie nahmen seit jener Zeit dem birmanischen Kaiser, welcher jetzt kaum noch drei Millionen Unterthanen zählt, seine besten Provinzen ab; nachdem sie Assam sich angeeignet, wo Thee wächst, eroberten sie die an Reis ergiebigen Stromthäler des untern Irawaddy und Saluen, sind nun Herren von Arrakan, Tenasserim und Pegu; die Haupthäfen und Festungen sind in ihrer Hand.

Nachdem wir somit einen Blick auf Ostasien geworfen, wollen wir in einem folgenden Artikel die übrigen asiatischen Reiche und deren Stellung zu Rußland und England näher betrachten.

Dresden, den 12. Februar.

— Im hiesigen Stadtkrankenhause werden gegenwärtig umfassende bauliche Aenderungen vorgenommen, welche bestimmt sind, mehrere mit dem Wachsthum des Krankenbestandes immer fühlbarer gewordene Uebelstände in der inneren Einrichtung jenes Instituts zu beseitigen. Ein sogenanntes Isolirhaus, zur Aufnahme solcher Pfleglinge, welche mit epidemischen Krankheiten behaftet sind, ist bis auf den inneren Ausbau vollendet, und das zwischen dem Neubaue und dem eigentlichen Krankenhause liegende Gebäude, welches früher an Privaten vermiethet war und im Herbste 1855 als Cholera-Hospital benutzt wurde, soll ebenfalls vollständig zur Aufnahme von Kranken eingerichtet werden, ja es haben diese Räumlichkeiten schon in ihrem bisherigen Zustande zu jenem Zwecke verwendet werden müssen. Die Vorurtheile, welche in früherer Zeit der Benutzung des Krankenhauses entgegenstanden, sind bei der guten Pflege, welche die Kranken dort finden, sowie durch die ausgezeichnete ärztliche Leitung der Anstalt fast gänzlich verschwunden; dieser Umstand, sowie die Errichtung einer Dienstbotenkasse, und vor Allem die steigende Bevölkerung unserer Stadt, haben dazu beigetragen, die Zahl der Pfleglinge in einer Weise zu vermehren, welche die bisher vorhandenen Localitäten immer mehr als unzureichend und die in der Ausführung begriffene Erweiterung der Anstalt als eine dringende Nothwendigkeit erscheinen läßt. Als 1854 der Bau eines neuen Flügels beantragt wurde, betrug die Zahl der im Laufe jenes Jahres aufgenommenen Kranken 1351; im J. 1855 stieg diese Zahl bereits auf 1780 (429 mehr), und im J. 1856 ist sie sogar auf 2415 (635 mehr, als im Vorjahre) angewachsen. Im Januar 1857 wurden 253 Kranke aufgenommen, und wenn man annehmen darf, daß die übrigen Monate hinter dem ersten schwerlich zurückbleiben werden, so würde die Zahl der in diesem Jahre aufzunehmenden Kranken 3036 betragen, mithin die Zahl der im J. 1854 Aufgenommenen um 1685 übersteigen. Der obenerwähnte Neubau eines Flügels ist nicht zur Ausführung gebracht worden, weil das früher vermiethete Nebenhaus mittlerweile geräumt werden mußte, und nunmehr durch dessen dauernde Verbindung mit der Anstalt, sowie durch die Erbauung des Isolirhauses dem dringendsten Bedürfnisse vorläufig genügt schien. Wenn man aber erwägt, daß die Bevölkerung Dresdens jährlich um circa 3000 Seelen zunimmt, von denen mindestens zwei Drittheile ihr Contingent für das Krankenhaus liefern, so läßt sich schon jetzt mit einiger Sicherheit annehmen, daß die gegenwärtig vorbereitete räumliche Erweiterung der Anstalt in nicht allzuferner Zeit sich abermals als unzureichend erweisen wird.

— Herr Adolph v. Maltzahn, Reichsfreiherr zu Warienberg und Penzlin, welcher erst im vorigen Jahre die „Johannes-Stiftung" von 1000 Thlr. zum Besten hiesiger armer Schulmädchen errichtete, hat neuerdings dem Stadtrathe abermals eine Summe von 1000 Thlrn. mit der Bestimmung übergeben, daß die jährlichen Zinsen dieses Kapitals jedesmal am 13. Nov., als dem Geburtstage Ihrer Maj. der Königin Amalie, an zwanzig der ärmsten, ältesten Frauen aus Altstadt-Dresden, unverheirathet oder verwittwet, zur Hälfte katholischer, zur Hälfte evangelischer Confession, vom Magistrate vertheilt werden sollen. Nachdem dem Wunsche des edlen Gebers, daß dieser Stiftung der Name „Amalien-Stiftung" beigelegt werde, die Allerhöchste Genehmigung zu Theil geworden, werden die Bestimmungen derselben nunmehr in Wirksamkeit treten.

— Wie auf der oberen Elbe, so hat sich in vorgestriger Nacht auch oberhalb der alten und unterhalb der neuen Dresdner Elbbrücke eine Eisdecke gebildet; das heute eingetretene Thauwetter scheint derselben aber keine lange Dauer zu verbürgen.

— Uebermorgen, den 14. Februar, wird im Saale der hiesigen Stadtverordneten eine außerordentliche Generalversammlung der Actionäre der Albertsbahn stattfinden, und es ist daher eine gedruckte Mittheilung über den Stand des Unternehmens zur Ausgabe gelangt. Aus derselben ist zu entnehmen, daß die Einnahme im J. 1856 die Höhe von 87,714 Thlr. 28 Ngr. 9 Pf. erreicht hat, während die Ausgabe 48,603 Thlr. 1 Ngr. 7 Pf. betrug, so daß sich mithin ein Ueberschuß von 39,111 Thlr. 27 Ngr. 2 Pf. herausstellt. Wenn dieses Resultat an sich ein nicht ungünstiges genannt werden darf, so zeigt sich doch auf der andern Seite, daß das Unternehmen noch immer nicht zum Abschluß gelangt ist, und eine sehr erhebliche Ueberschreitung der Voranschläge abermals die Aufbringung neuer Summen zur Deckung der Baukosten nöthig macht. Hauptsächlich sind es die bedeutenden Betriebsmittel und die zu deren Unterbringung erforderlichen Bauten, sowie die bei dem eigentlichen Baue nöthig gewordenen Mehrausgaben, welche die durch die zweite Prioritätsanleihe gewonnenen Geldmittel erschöpft haben und einen ferneren Aufwand von circa 90,000 Thlr. nöthig machen. Das Directorium beantragt nun, nach ausführlicher Darlegung der einschlagenden Verhältnisse und unter Hinweis darauf, daß es zweckmäßig sei, die eigentliche Bedarfssumme etwas höher zu greifen, die Aufnahme einer dritten Priorität von 250,000 bis 300,000 Thlrn., wovon 90,000 Thlr. zur Vollendung des Baues, 65,000 Thlr. zur Rückzahlung eines von den fiscalischen Kohlenwerkskassen gemachten Vorschusses, und 85,000 Thlr. zur etwa nöthigen Legung eines zweiten Gleises von Dresden nach Potschappel verwendet werden sollen. Das Directorium beabsichtigt aber, vorderhand hiervon, da die Legung eines zweiten Gleises vielleicht zu umgehen sein wird, nur 100,000 Thlr. zur Emmission zu bringen und den Rest erst dann aufzunehmen, wenn hierzu eine unab-

weisbare Nothwendigkeit eintritt. Mit dem noch im gegenwärtigen Monate bevorstehenden vollständigen Betriebe sämmtlicher Zweigbahnen werden sich allerdings die Erträgnisse des Unternehmens weit günstiger gestalten und in dem Berichte heißt es, daß sich eine jährliche Einnahme von 192,300 Thlrn. mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit herausstellen werde; würden hiervon die jährlichen Betriebskosten mit 87,800 Thlrn. und die erforderlichen Zinsen für die Prioritäten abgezogen, so blieben immer noch gegen 42,000 Thlr. zur Dividendenvertheilung auf die vorhandenen 9000 Actien übrig. Das Directorium hat bereits beim Abschluß des ersten Semesters vor. Jahres, wobei sich ein Betriebsüberschuß von 15,533 Thlr. ergab, die Absicht gehabt, eine halbjährige Dividende von 1½ Thlr. auf die Actie zu gewähren, die vorgesetzte Regierungsbehörde hat jedoch hierzu die Genehmigung nicht zu ertheilen vermocht, weil vor einer Dividendenvertheilung die Zinsen der sämmtlichen Prioritäten aus den Betriebsüberschüssen gedeckt werden müssen.

— Wie dem Pirn. Wochenblatte aus Kreischa geschrieben wird, ist das vor einigen Jahren bei Wilmsdorf in Angriff genommene Steinkohlen-Unternehmen als vollständig mißlungen zu betrachten. Die Dampfmaschine steht still, im Schacht selbst ist es öde, denn kein Bergmann arbeitet mehr darin, das Werk ist verlassen. Nachdem man nämlich in einer Teufe von fast 400 Ellen auf Urgebirge gestoßen war, und demnach auf diesem Punkte nie Steinkohlen gefunden werden können, trieb man verschiedene Strecken in ziemlicher Länge. Allein auch diese gewährten kein besseres Resultat, und so sah man sich, obschon auf dieses Werk mehr als 60,000 Thlr. verwendet worden sind, endlich genöthigt, dasselbe gänzlich aufzugeben — ein herber Schlag für die wenigen Actionäre, — denen nun auch noch, wie man sagt, nicht unerhebliche Processe wegen Entschädigungsleistung bevorstehen sollen.

— Die Zahl der Mühlen im Königreich Sachsen betrug im Jahre 1855 im Ganzen 4055 gangbare Mühlen mit 6079 Mahlgängen in Thätigkeit, wovon in den Städten 836 gewöhnliche Gänge, 85 amerikanische, 49 Spitzgänge und 6 Schrotgänge sich befinden.

* Roßwein, 8. Febr. Vorgestern früh wurde der hiesige Bäckermeister Pilz jun., 39 Jahre alt, welcher mit seinem Vater, dem Bäckermeister Pilz sen., zusammenlebte und durch wiederholte Schlaganfälle gelähmt und kränklich war, so daß er nur von der Gnade des Vaters und fremder Leute sein Leben hingefristet hat, in seiner Schlafkammer todt in dem Bette liegend gefunden, nachdem er am Abend zuvor gesund in seine Behausung zurückgekehrt war. Ein rother Reif an seinem Halse ließ auf gewaltsamen Tod schließen, und ein neben dem Bette gefundener durchschnittener Strick, sowie ein auf dem Tische neben dem Bette liegender Nagel dienten dem Vater zu der Angabe, daß er seinen Sohn erhängt aufgefunden und, um die Schande zu verheimlichen, abgeschnitten habe. Der bekannte Geiz und die Hartherzigkeit des 67 Jahre alten Vaters gegen seinen Sohn, sowie noch andere Umstände veranlaßten die Polizeibehörde, denselben, als des Kindesmordes verdächtig, zu verhaften; allein die Section und die sonstigen Erörterungen der Staatsanwaltschaft zu Mittweida haben ergeben, daß ein unzweifelhafter Selbstmord vorliege, und ist deshalb der Vater als unschuldig sofort wieder entlassen worden. (Dr. J.)

Literatur.

Ueber die Erhaltung des Gehöres, oder das Wichtigste über den Bau und die Verrichtung des Gehörorganes, über die Krankheiten des Ohrs und Gehöres, über die Verhütung derselben, über das dabei zu beobachtende Verhalten, sowie über den Ersatz und die Erleichterung des Gehöres. Nebst den bei schriftlichem Verkehr zu beantwortenden Fragen. Für Gebildete bearbeitet vom Medizinalrathe Ed. Schmalz, Doctor der Medicin, Chirurgie und Philosophie, Gehör- und Spracharzte zu Dresden, in den meisten Staaten Europa's zur Praxis berechtigt, Ritter ꝛc. Sechste verm. Aufl. Leipzig 1857. VIII. und 79 S. gr. 8. Mit drei Kupfertafeln. 15 Ngr.

Gehörleidenden, sowie den mit Ohrsausen, Brausen, Singen und dergl. Behafteten, kann Ref. diese Schrift, deren Inhalt aus dem Titel hervorgeht, unbedingt empfehlen, indem sie keineswegs, wie sehr viele andere (angeblich) populäre Schriften über das Gehör, die Anpreisung irgend eines Universalmittels enthält, sondern die auf eine langjährige Erfahrung gegründeten Regeln angiebt, wie man sein Gehör gut erhalten könne, und was man zu thun hat, wenn es einigermaßen leidend ist. Die gedachte Schrift enthält eben so wenig Recepte, oder verleitet zur Selbstbehandlung, die in den meisten Fällen nachtheilig wirkt, sondern sie wendet die allgemeinen Grundsätze der Diätetik auf das Gehör an. Dabei ist sie so klar und deutlich, und ohne alle den Nicht-Aerzten unverständliche Ausdrücke geschrieben, daß jeder gebildete Laie ihren Inhalt leicht fassen kann. Die beigefügten drei feinen Kupfertafeln dienen der Beschreibung von dem Bau des Ohres, sowie von einer durch den Verfasser angegebenen Hörmaschine zur Erläuterung. Der Verfasser lebt bekanntlich in Dresden, und beschäftigt sich seit 29 Jahren fast ausschließlich mit Gehör- und Sprachkranken, von denen eine große Menge glücklich durch ihn hergestellt worden sind. Ueberhaupt hat derselbe durch die von ihm, zum Theil in Folge geschehenen Rufes, angestellten Reisen durch den größten Theil von Europa hinlänglich Gelegenheit gehabt, einen reichen Schatz von Erfahrungen zu sammeln, die er in vielen früher schon von ihm erschienenen Schriften niedergelegt und zu einem Gemeingute für Aerzte und Nicht-Aerzte gemacht hat. Für den Werth dieser Schrift dürfte übrigens auch der Umstand sprechen, daß von ihr eine 6. Auflage hat erscheinen können. Im Vergleich zu dem, was hier geliefert wird, ist der Preis von 15 Ngr. ein überaus billiger. x.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen		Roggen		Gerste		Hafer		Erbsen	
			Rt.	nGr.	Rt.	nGr.	Rt.	nGr.	Rt.	nGr.	Rt.	nGr.
Dresden	Febr. 9.	von	5	8	3	10	3	—	1	14	—	—
		bis	5	15	3	15	3	5	1	25	—	—
Bautzen	Febr. 7.	von	4	27	3	10	2	25	1	12	—	—
		bis	5	22	3	17	3	2	1	20	4	7
Meißen	Febr. 7.	von	5	15	3	12	2	28	1	12	3	17
		bis	—	—	3	16	3	—	1	18	—	—
Pirna	Febr. 7.	von	4	25	3	5	2	25	1	15	4	—
		bis	5	15	3	20	3	2	1	20	—	—
Radeburg	Febr. 11.	von	5	10	3	8	3	5	1	15	4	—
		bis	6	—	3	15	3	10	1	24	4	5
Roßwein	Febr. 10.	von	5	10	3	5	3	2	1	12	3	22
		bis	5	27	3	28	—	—	1	15	4	5
Chemnitz	Febr. 7.	von	5	24	3	20	2	27	1	17	3	23
		bis	6	10	4	4	3	5	1	22	4	10

Dresden. Das Schock Stroh 5 Thlr. — Ngr. bis 5 Thlr. 6 Ngr.
Der Centner Heu 1 " — " " 1 " 6 "

Radeburg. Heidekorn 2 Thlr. 22 Ngr. bis 3 Thlr. 4 Ngr.
Eingegangen: 726 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 7. bis mit 9. Febr. 1857.
die Kanne 16 Ngr. — Pf. bis 17 Ngr. — Pf.
— in Pirna (7. Febr.) 14 " — " " 16 " — "
— in Roßwein (10. Febr.) 14 " 8 " " 16 " — "
— in Chemnitz (7. Febr.) 18 " 5 " " 19 " — "

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3 % große 85 gesucht; dergleichen kleine 85½ gef. Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 101½ gef.; desgl. von 1847 à 4 % 98½ gef.; dergl. von 1852 und 1855 à 4 % 98½ gef.; dergl. von 1852 4 % à 100 Thlr. 99½ gef.; dergl. 1855 à 3 % 78½ gef. Land-Renten-Briefe große 86 gef.; dergl. kleine 87½ gef. Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99 gef. Erbl. Pfand-Briefe à 4 % große 99 angeb., kleine 99½ angeb.; dergl. à 3½ % große 91½ angeb., kleine 93 angeb.; dergl. 3½ % große 86 angeb., kleine 87 angeb. Lausitzer 4 % Pfand-Briefe große 99 gef.; kleine 99½ gef.; dergl. 3½ % große und kleine 94 angeb.

Preuß. 4½ % Anleihe 99½ gef.; dergl. 4 % 95 gef. Preuß. 3½ % Staats-Schuld-Scheine 84½ gef.
Oesterr. 5 % Nation.-Anleihe 85 gef.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 15 Ngr. — Pf. Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 5 Ngr. — Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99⅞.

Dresden, den 12. Febr. 1857. Ed. Rockisch.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 7 und eine Beilage.)

Freitag, **Nr. 8.** 20. Februar 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 8, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Das Frankfurter Journal widerspricht der Angabe, als sei der Bundesbeschluß in der luxemburger Verfassungsangelegenheit nur mit schwacher Majorität gefaßt worden; es habe vielmehr darüber Einstimmigkeit in der Bundesversammlung geherrscht und nur eine Gesandtschaft erklärt, daß sie unvollständig instruirt sei. — Das protestantische Oberconsistorium in Baiern hat an sämmtliche evangelische Pfarrämter des Landes eine weitere Mittheilung gerichtet, wodurch die im vorigen Jahre ergangenen und vielbesprochenen Erlasse jener kirchlichen Oberbehörde fast vollständig sistirt werden. Das Oberconsistorium scheint endlich zu der vollen Ueberzeugung gelangt zu sein, daß seine Bestrebungen allerorts keinen günstigen Boden finden und daß die Durchführung der angeordneten Maßregeln factisch unmöglich ist. Es wird daher den Geistlichen an's Herz gelegt, „in dieser schweren Zeit" nicht durch unzeitigen Eifer den Frieden zu stören, und Alles zu vermeiden, was die Gemeinden wie den Einzelnen beunruhigen könne. Wie aus dem Eingange dieser Oberconsistorial-Verfügung hervorgeht, scheint letztere durch eine allerhöchste Entschließung hervorgerufen worden zu sein, damit die noch immer nicht gehobenen Bedenken und Besorgnisse, welche die früheren Erlasse jener Behörde, an deren Spitze bekanntlich Dr. Harleß steht, unter den bairischen Protestanten hervorgerufen haben, vollständig beseitigt werden. — In Nürnberg, wo bekanntlich die Kirchenvorstände neugewählt wurden, ist die Abschaffung der neuen Liturgie in sämmtlichen protestantischen Kirchen der Stadt beschlossen worden.

Im Herzogthum Altenburg hat die Regierung mit den Ständen ein Gesetz vereinbart, durch welches die mannichfachen Nachtheile, welche das allzufrühe Heirathen der männlichen Landeseinwohner für das Gemeinwesen mit sich bringt, vermindert werden sollen. Hiernach darf künftig keiner der männlichen Unterthanen vor zurückgelegtem 24. Lebensjahre ohne eine besondere Erlaubniß der Landesregierung in eine eheliche Verbindung treten; diese Erlaubniß kann aber nur dann erwartet werden, wenn die Erlangung einer Unterkunft in einem Orte des Landes und die Befreiung vom Militärdienste nachgewiesen ist. Almosenpercipienten ist die Erlaubniß zu versagen.

In der hannöver'schen zweiten Kammer sind infolge der Ausschließung der Oppositions-Deputirten noch 16 Plätze unbesetzt. Unter den bis jetzt an die Stände gelangten Regierungsvorlagen befindet sich ein Gesetzentwurf, welcher die Fahrpreise in der zweiten und dritten Klasse der Staatsbahnen nicht unwesentlich erhöht.

Preußen. Bekanntlich hat, seit der Kaiser L. Napoleon sich immer entschiedener Rußland zuneigt, sich auch zwischen Preußen und Frankreich ein innigeres Verhältniß gebildet, wie schon die Vermittlerrolle zeigt, welche dem Kaiser in dem Neuenburger Conflicte so bereitwillig überlassen worden ist. Ein neuer Beleg dafür würde die von mehreren Zeitungen gebrachte Nachricht sein, daß der Kaiser der Franzosen zum Inhaber des in Aachen garnisonirenden 28. Linienregiments vom Könige von Preußen ernannt worden, während dem preußischen Monarchen die Inhaberschaft eines französischen Garderegiments zugedacht sei. Doch darf man diese Nachricht wohl noch nicht als verbürgt betrachten. — In dem Abgeordnetenhause ist auch in dieser Session die Jagdfrage und die Entschädigung der früher Berechtigten wieder aufgetaucht, ohne jedoch zu einem für Letztere günstigen Beschlusse zu führen. Es würden 11 Mill. Thaler erforderlich sein, um die begehrte Entschädigung zu leisten, und der gegenwärtige Zeitpunct ist wenig geeignet, eine solche Summe aufzubringen. Die Regierung gab jedoch die Versicherung, daß sie sich mit der vorliegenden Frage beschäftige und deren Lösung in einer für das allgemeine Wohl ersprießlichen Weise herbeizuführen gedenke.

Oesterreich. Der Kaiser wird mit seiner Gemahlin erst im nächsten Monat aus Italien nach Wien zurückkehren, und es steht alsdann eine Reise des kaiserlichen Paares nach Ungarn bevor. Die Augsb. A. Z. will wissen, daß bei diesem Anlasse sämmtlichen ungarischen politischen Flüchtlingen die freie, bedingungslose Rückkehr in ihre geliebte, schwer entbehrte Heimath gestattet werden soll, und daß von diesem Gnadenacte blos das Haupt der Revolution, Ludwig Kossuth, ausgeschlossen bleiben wird. Auch für Böhmen und Galizien bereiten sich, wie jenes Blatt versichert, ähnliche kaiserliche Gnadenacte vor.

Frankreich. Der Kaiser hat am 16. Februar die Sitzungen des Senats und des gesetzgebenden Körpers durch eine Rede eröffnet, welche zwar die auswärtigen Verhältnisse nicht unberührt läßt, dagegen aber den inneren Zuständen Frankreichs eine vorwiegende Aufmerksamkeit zuwendet. Der Kaiser gedenkt zuerst mit Genugthuung der Herstellung des Friedens, dessen Vollziehung nunmehr glücklich erreicht sei; dann erwähnt er kurz der Neuenburger Frage, welche ihren kriegerischen Charakter verloren habe und einer günstigen Lösung entgegen gehe; sodann wird auf die bevorstehende Räumung Griechenlands Seitens der englischen und französischen Truppen und auf die in Neapel entstandene beklagenswerthe Mißhelligkeit hingewiesen, welche letztere lediglich durch den vereinigten Wunsch Englands und Frankreichs, zu Gunsten der Menschlichkeit und Civilisation zu wirken, herbeigeführt worden sei. Hiermit sind die äußeren Angelegenheiten erschöpft, und der Kaiser wendet sich desto eingehender der inneren Lage Frankreichs zu. Er sagt in dieser Beziehung, daß jetzt, wo der Friede gesichert, die Kräfte und der Reichthum der Nation geregelt werden müßten. Der materielle Fortschritt bewirke Wunder, aber er erheische auch Opfer und fordere Einbußen. Diese große Bewegung zu leiten, sei eine um so schwierigere Aufgabe, je mehr man in Frankreich daran gewöhnt sei, „Alles von der Regierung zu erwarten." Das Land gedeihe, dies lasse sich nicht leugnen und werde durch die steigenden Erträgnisse der indirecten Steuern bewiesen, denn seit dem Bestehen des Kaiserreichs seien die Staatseinkünfte in stetem Wachsthum begriffen. Nichtsdestoweniger bestehe großes Leiden unter einem Theile des Volks, und es werde, wenn der Himmel nicht eine gute Ernte sende, großer Anstrengungen bedürfen, um den Uebeln abzuhelfen. Ein Theil des Landes sei durch Ueberschwemmungen heimgesucht worden; man dürfe aber hoffen, die Natur durch technische Vorkehrungen zu be-

wältigen; denn der Kaiser setze eine Ehre darein, daß in Frankreich die Ströme wie die Revolution in ihr Bett zurückkehren und daß sie dasselbe nicht mehr verlassen können. Eine nicht minder ernste Unbehaglichkeit beruhe in den Gemüthern. Unwissenheit und Uebelwollen seien bei jedweder Krisis bereit, falsche Gerüchte und falsche Lehren zu verbreiten; selbst die besten Absichten der Regierung würden mitunter mißdeutet und verkannt, und Besorgnisse genährt und Entmuthigung hervorgerufen, ohne daß ein genügender Anlaß dazu vorliege. In Anbetracht der verschiedenen Erfordernisse der Lage, heißt es weiter, habe nun der Kaiser beschlossen, die Ausgaben zu verringern und gewisse Steuern zu vermindern, ohne den Finanzen des Staats dadurch Eintrag zu thun. Zuerst wird der in der Armee und Marine vorzunehmenden Reductionen gedacht; es soll das Contingent der jährlich Einzuberufenden auf 100,000 Mann festgesetzt werden, 20,000 mehr, als in gewöhnlichen Friedenszeiten; dafür sollen aber zwei Drittheile dieser Conscribirten nur zwei Jahre unter den Waffen bleiben, wodurch große Summen erspart werden, während jederzeit die Möglichkeit geboten ist, 600,000 Mann eingeübte Soldaten unter die Fahnen zu rufen. Für die unteren Grade und Gemeinen soll eine Solderhöhung eintreten, und auch einem Theile der kleinen Civilbeamten werden Gehaltserhöhungen in Aussicht gestellt. Was die Verminderung der Steuern anlangt, so soll der sogenannte neue Kriegszehnten in Wegfall kommen; gleichzeitig kündigt aber der Kaiser an, daß er auf den wiederholten Wunsch des gesetzgebenden Körpers „gegenwärtig die Einführung einer neuen Steuer auf die Mobiliarwerthe studiren lasse.“ Es wird dann noch verschiedener Gesetzentwürfe, welche zur Vorlage gelangen sollen, speciell gedacht, und hierauf wendet sich der Kaiser an die Deputirten, deren Mandat bekanntlich mit dem Schlusse dieser Session erlischt, um ihnen seinen Dank auszusprechen. Wir lassen den letzten Theil der Rede hier wörtlich folgen:

„Ihre redliche Mitwirkung hat mir verstattet, in Frankreich eine auf den Willen und die Interessen des Volkes begründete Regierung zu errichten. Es war ein schwer zu vollführendes Werk, zu dem es wahrhafter Vaterlandsliebe bedurfte, das Land an neue Institutionen zu gewöhnen, die Zügellosigkeit der Tribune und die aufregenden Kämpfe, die den Fall oder die Erhebung der Ministerien herbeiführten, durch eine freie, aber ruhige und ernste Berathung zu ersetzen. Es war dieses ein dem Lande und der Freiheit selbst erwiesener großer Dienst; denn die Freiheit hat keine furchtbareren Feinde, als die Hinreißungen der Leidenschaft und die Heftigkeit des Wortes. Sicher des Beistandes der großen Staatskörper und der Ergebenheit der Armee, sicher namentlich der Unterstützung dieses Volkes, das da weiß, daß alle meine Augenblicke seinen Interessen gewidmet sind, sehe ich für unser Vaterland einer hoffnungsvollen Zukunft entgegen. Frankreich hat, ohne die Rechte von irgend Jemandem zu verletzen, in der Welt den ihm gebührenden Rang wieder eingenommen und kann sich mit Sicherheit allem dem Großen hingeben, was der Genius des Friedens bringt. Möge Gott nicht müde werden, es zu schützen, und man wird bald von unserm Zeitalter sagen können, was ein Staatsmann, ein berühmter und nationaler Geschichtsforscher vom Consulate geschrieben hat: „Die Zufriedenheit war überall, und wer nicht die schlimmen Leidenschaften der Parteien im Herzen trug, war glücklich durch das öffentliche Glück.“

Es ist diese, wie gewöhnlich mit vieler Sorgfalt ausgearbeitete Rede offenbar darauf berechnet, die Sympathie der Bevölkerung für das Kaiserreich von Neuem anzuregen, und wenn der Kaiser vorzugsweise auf das Gedeihen der materiellen Wohlfahrt des Landes hinweist, so läßt sich nicht bestreiten, daß von der jetzigen Regierung gar Vieles gethan worden ist, um dieses Gedeihen zu fördern. Es darf aber nicht übersehen werden, daß trotz der wachsenden Steuererträge, letztere nicht ausgereicht haben, die Bedürfnisse des Staats zu decken und daß sich daher die französische Staatsschuld unter der kaiserlichen Regierung außerordentlich vermehrt hat.

Die Conferenzen wegen der Neuenburger Angelegenheit werden Anfangs nächsten Monats in **Paris** beginnen; dem Vernehmen nach sind die Einladungen hierzu an die betheiligten Mächte von der französischen Regierung ausgegangen.

Großbritannien. Der von Disraeli im Unterhause angeregte Streit über das Vorhandensein eines zwischen Frankreich und Oesterreich abgeschlossenen geheimen Vertrags, durch welchen letzterer Macht die Sicherheit ihrer italienischen Besitzungen garantirt worden sein soll (s. N. 7), hat noch zu einem Nachspiele geführt, in welchem der englische Premierminister offenbar den Kürzeren gezogen. Lord Palmerston, welcher zuerst die Angabe von dem Vorhandensein eines solchen Vertrags als einen „Roman“ bezeichnete, später aber zugab, daß allerdings Verabredungen der angegebenen Art zwischen Oesterreich und Frankreich stattgefunden, daß es aber keineswegs zur Unterzeichnung einer förmlichen Convention gekommen sei, mußte in der Unterhaussitzung vom 12. Februar doch schließlich das Bekenntniß ablegen, daß der fragliche Vertrag allerdings unterzeichnet worden sei, daß er aber, weil Oesterreich das Schwert gegen Rußland nicht gezogen, ein todter Buchstabe geblieben. Es hat diese Angelegenheit jetzt freilich nur noch ein historisches Interesse, aber es wird durch jene Enthüllungen zur Genüge erklärt, weshalb die französischen Regierungsorgane sich seiner Zeit für berechtigt hielten, die Theilnahme Oesterreichs an dem Kampfe gegen Rußland mit so großer Bestimmtheit als nahe bevorstehend zu verkündigen. — Daß die von der französischen Regierung so warm befürwortete Vereinigung der Donaufürstenthümer Seiten Englands keine Unterstützung finden wird, geht aus einer im Oberhause abgegebenen Erklärung Lord Clarendon's, des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, hervor; dieser Staatsmann gab sein Befremden über die jene Union betreffende Moniteur-Note (s. Nr. 7) zu erkennen und hob zugleich hervor, daß sich die beim Pariser Congreß versammelten Mächte das Wort gegeben hätten, nichts zu thun, was die öffentliche Meinung in den Fürstenthümern irgendwie beeinflussen könnte. An dieses Uebereinkommen scheint sich indeß die französische Regierung nicht kehren zu wollen; es wird versichert, daß ihrerseits Alles gethan wird, um die von Rußland gewünschte Vereinigung der Donauländer herbeizuführen. In Paris hat man sogar schon einen Inhaber für den zu errichtenden Thron bereit; als solcher wird nämlich der Bruder des regierenden Herzogs von Nassau, Prinz Nikolaus, bezeichnet, welcher sich mit einer Tochter des Herzogs von Leuchtenberg verheirathen soll. — Der persische außerordentliche Gesandte, Feruk Khan, welcher gegenwärtig in Paris weilt, wird in London erwartet, um in directe Verhandlungen mit der englischen Regierung zu treten. Derselbe soll mit ausgedehnten Vollmachten versehen sein, um dem gegen Persien begonnenen Kriege ein Ziel zu setzen.

Das dem Parlament vorgelegte Budget für das Jahr 1857/58 führt die Einnahmen und Ausgaben wieder auf ihr normales Maß zurück, welches sie vor dem Beginn des Krieges gehabt, und die Regierung ist daher im Stande gewesen, eine Ermäßigung der Einkommensteuer und die Reduction einiger anderer indirecter Steuern zu beantragen. Die Ersparnisse, welche nach nunmehr gesichertem Frieden im Heere und der Flotte eintreten, betragen allein die bedeutende Summe von 17,212,538 Pfd. St. (circa 120 Mill. Thlr.). Die Gesammtausgaben für den Krieg während der letzten drei Jahre beliefen sich auf 76,398,000 Pfd. St. (über 530 Mill. Thlr.); nur allein die Heimschaffung der englischen Armee aus der Krim hat die bedeutende Summe von 35 Mill. Thlrn. gekostet.

Rußland. Der Kaiser hat einen Ukas erlassen, welcher nunmehr die unverweilte Inangriffnahme der projectirten Eisenbahnlinien anordnet. Es heißt in diesem Actenstücke: „Die Eisenbahnen, über deren Zweckmäßigkeit noch vor zehn Jahren viele Zweifel bestanden, werden nunmehr von allen Ständen als dem Reich unumgänglich nothwendig zugegeben und haben sich gegenwärtig durch allgemeinen Wunsch zu einem volksthümlichen Bedürfnisse gemacht.“ Die Ausführung der Bahnen ist der Privatindustrie und zwar einer Anzahl russischer und fremder Kapitalisten, an deren Spitze der Petersburger Banquier Stieglitz steht, überlassen. Die Gesellschaft verpflichtet sich, ein Eisenbahnnetz von etwa 4000 Werst (571 deutsche Meilen) im Laufe von zehn Jahren auszuführen und es 85 Jahre zu unterhalten. Während dieses Zeitraums ist den Unternehmern eine 5procentige Verzinsung ihres

Kapitals von der Regierung garantirt, nach Ablauf jener Frist fallen aber die Bahnen ohne Entschädigung als Staatseigenthum an die Krone. Das in Angriff zu nehmende Netz wird sich von Petersburg nach Warschau und bis zur preußischen Grenze erstrecken, von Moskau (welches bereits mit Petersburg durch einen Schienenweg verbunden ist) nach Nischnei-Nowgorod (an der Wolga, berühmt durch seine Messen), von Moskau über die Dniepr-Mündung nach Feodosia (an der Südküste der Krim) und von Kursk oder Orel über Dünaburg nach Libau an der Ostsee. Auf diese Weise werden durch einen, 26 Gouvernements ununterbrochen durchschneidenden Schienenweg die drei Residenzen, die am meisten befahrenen russischen Ströme, der Mittelpunct des reichsten Kornlandes und zwei Häfen am schwarzen und baltischen Meere fast das ganze Jahr ohne Unterlaß mit einander verbunden sein und man man darf wohl sagen, daß durch die Ausführung dieses großartigen Planes für das gewaltige russische Reich eine neue und bedeutungsvolle Zukunft erschlossen wird.

Nach einem Berichte des Kriegsministers ist der mit dem Tscherkessenhäuptling Schamyl während des orientalischen Kriegs für die Dauer desselben abgeschlossene Waffenstillstand vom Mai v. J. als abgelaufen betrachtet worden, und die Operationen auf den Cordon-Linien, welche den Kaukasus einschießen, sind wieder aufgenommen worden. Von diesem Waffenstillstande erhält man auf diesem Wege zum ersten Male officielle Kenntniß und die frühere Unthätigkeit der Tscherkessen wird dadurch zur Genüge erklärt.

Montenegro. Die Bewohner der schwarzen Berge halten keine Ruhe und geben immer wieder neuen Anlaß zu Klagen, obgleich die türkische Regierung mit ihnen gelinde verfahren ist, und die im vorigen Jahre gegen Montenegro beabsichtigte Expedition nicht zur Ausführung gebracht hat. Neuerdings haben sie abermals einen Gewaltstreich ausgeführt, welcher leicht ernstere Folgen hervorrufen kann. Gegen Mitte des vorigen Monats besetzte nämlich eine Schaar von 500 bis 600 Montenegrinern die türkischen Bezirke Sutorina und Zupsi, verjagte den dortigen großherrlichen Mauthbeamten und seine Kavassen, und erklärte der Bevölkerung, daß sie sich von nun an als zu Montenegro gehörig betrachten müsse, wofür sie künftighin ihre Steuern zu zahlen hätte. Zu gleicher Zeit wurde das Gebiet nach montenegrinischem Zuschnitte eingerichtet, eine Kopfsteuer bestimmt, und außerdem eine besondere Steuer zur Deckung für die Expeditionskosten verlangt. An die Stelle des ehemaligen türkischen Mauthbeamten wurde ein Montenegriner gesetzt, der die Gefälle zu erheben hat. Ein großer Theil der Expedition ist mit den vorgefundenen und eingebrachten Geldern nach den schwarzen Bergen zurückgekehrt. Man ersieht daraus, daß sich jene räuberischen Horden wenig um die von den sämmtlichen Großmächten verbürgte Integrität der Türkei kümmern.

Amerika. Die Zeitungen von New-York entwerfen ein sehr trauriges Bild von der Unsicherheit, welche in Folge der außerordentlichen Vermehrung professionirten Diebsgesindels in jener Stadt herrscht. Zugleich wird darüber geklagt, daß die Vollstreckung der Gesetze eine sehr mangelhafte ist, und Mörder und Spitzbuben nur zu oft der verdienten Strafe entgehen. Im vergangenen Jahre wurden in New-York 27,874 Personen in Untersuchungshaft gebracht, während etwa 14,000 Angeklagte durch Stellung einer Bürgschaft oder dadurch, daß sie nicht aufzufinden waren, der Einsperrung entgingen. Von dieser großen Anzahl Angeklagter kamen im Laufe des Jahres nur 4117 in die Strafanstalten, während, wie die dasige Criminalzeitung mittheilt, die meisten Angeklagten durch das leichtsinnige Verfahren der Polizeirichter von der Anklage entbunden werden, und dann ihr verbrecherisches Gewerbe weiter fortsetzen. Jenes Blatt behauptet, daß mindestens drei Viertheile der auf Grund der Vorverhöre Freigesprochenen in's Zuchthaus wandern müßten, wenn sie mit Strenge und Gerechtigkeit processirt würden. Die Aussicht auf Straflosigkeit ermuthigt die Verbrecher, und so wächst denn die Zahl der Verbrechen mit jeder Woche. Die New-Yorker Criminalzeitung sagt hierüber: „Die Stadt wimmelt von Dieben, die fast öffentlich und ungehindert ihr schändliches Gewerbe betreiben. Die Polizei verhaftet, der Polizeirichter oder die Grand-Jury entläßt, und wo in den Assisen ein Fall zur Strafe gedeiht, da hilft ein thörichter oder corrupter Gouverneur durch einen Gnadenact die Sachen wieder hübsch in's Gleis bringen. Die Straßenräuber bringen seit einiger Zeit das bisher in New-York noch nicht bekannte System des Garrottirens in Anwendung. Der Räuber pflegte sonst sein Opfer mit einem Schlagriemen niederzuschlagen und dann zu berauben; der Schlag machte den Angegriffenen besinnungslos und kostete ihm in vielen Fällen das Leben. Das Garrottiren ist weniger gefährlich. Es wird gewöhnlich von drei Personen ausgeführt. Einer faßt plötzlich das Opfer hinterwärts an dem Halstuch, dreht dasselbe mit Blitzesschnelle zusammen, daß dem Angegriffenen nicht Zeit gelassen wird, einen Nothschrei auszustoßen, während der Zweite die Arme festhält und der Dritte plündert. Die ganze Operation dauert nur wenige Augenblicke, und bis sich das Opfer besonnen, sind die Räuber entflohen. Dieser Straßenraub ist in letzterer Zeit so häufig vorgekommen, daß es Denen, welche spät Abends auf der Straße zu thun haben, zu empfehlen ist, sich zu bewaffnen." Seit dem neuen Jahre ist ein neuer Richter, Namens Russel, in Function getreten, welcher durch seine Strenge und Unparteilichkeit sich bereits im ersten Assisentermine die allgemeine Anerkennung der New-Yorker Einwohnerschaft erworben hat. Da das Gesetz dem Richter gestattet, den Straßenraub mit Staatsgefängniß zu jeder beliebigen Anzahl von Jahren (jedoch nicht unter zehn Jahren) zu strafen, so hat es allgemein befriedigt, daß Russel einige solche „Garrotteurs" zu fünfzehnjähriger, und selbst zu lebenslänglicher Einsperrung verurtheilte. Zeither wurde bei diesem Raubgesindel, welches New-York beunruhigt, fast durchgängig nur auf zehnjährige Gefängnißstrafe erkannt, ein Maß, das nicht selten durch die sehr übel angebrachten Gnadenacte der Gouverneure noch bedeutend gekürzt wurde.

Der Schulgang des Lebens.

(Erzählung aus dem Leben, von Friedrich Lubojatzky.)

(Fortsetzung.)

Robert war der Enkel des Forstmeisters von Baumgarten, der Sohn seiner einzigen Tochter Christine, welche, freilich ganz gegen seinen Willen, den bürgerlichen Forstinspector Fischer geheirathet hatte und schon im fünften Jahre ihrer Ehe gestorben war. Erst ihr Tod hatte den erzürnten Vater versöhnt und da auch der Verstorbenen Gatte, welcher sehr glücklich mit ihr gelebt, aus Gram über ihren Verlust ihr ein Jahr später in's Grab folgte, so nahm Herr Hubert von Baumgarten den zur Waise gewordenen Knaben, der indeß kein unbemittelter Verlassener war, zu sich, und gewöhnte sich so sehr an ihn, daß er einen eigenen Sohn nicht mehr hätte lieben können. Eine gleiche Zuneigung zeigte die verwittwete Frau Hauptmann von Preißing, des Herrn Forstmeisters Schwester Ulrike, zu Robert. Sie, die kinderlose Wittwe, hatte auf die in mancher Beziehung sehr eckige und schroffe Erziehung, die der Enkel im großväterlichen Hause erhielt, einen wohlthuenden Einfluß geübt, der bei Robert einen lebenslänglichen Nachhall fand und ihm den milden Geist einhauchte, welcher seine Erzieherin selbst beseelte. So hatten sich bei ihm auf's Günstigste Männlichkeit und sanftere Neigungen gepaart und er war eine in jeder Beziehung edle Natur geworden. Während Großpapa Forstmeister sich der Freude überließ, seinen Enkel, wie er sagte, nicht aus der Art schlagen zu sehen, ging dieser selbst mit sich zu Rathe, wie er sich von nun an gegen Rendants benehmen solle. Der Gedanke, von ihnen absichtlich getäuscht werden zu sollen, empörte ihn und zwar um so mehr, als es einer Herzensregung galt, die nach seinem Dafürhalten ursprünglich das Eigenthum weiblicher Herzen sein soll. Also das schöne herr-

liche Gefühl, zu sühnen, was Feodorens Stolz, ihre Verachtung ehrlicher Armuth gesündigt, sollte nur eine Täuschung ihm gegenüber sein?

„O, es wäre ja ein nicht zu übersehendes Unglück für mich, wenn ich mich da noch verblenden ließe, wo mir der Blick in diese Herzens-Maskerade so deutlich zu Theil geworden ist!" sagte er zu sich und nahm sich vor, das Verhältniß zu Feodora zu brechen. „Ich bin es mir selbst schuldig," redete er vor sich hin... „die Achtung vor mir selber gebietet es, und ich kann Gott danken, daß mir beizeiten die Einsicht wurde, Schein von Sein zu unterscheiden." Von selbst verstand es sich, daß Robert den Anstand bei dem als unwiderruflich auszuführenden Bruche mit Feodora nicht vergaß, denn er war weit entfernt von dem Wunsche, ihre Ehre zur Zielscheibe des Spottes zu machen. Indem er dies Alles reiflich überlegt hatte, fand er für's Erste angemessen, sich fast vierzehn Tage fern von Rendants zu halten. Gewiß war sein Großpapa ganz mit dem Entschluß zufrieden, daß, ehe er seine neue Stellung antrat, er sich dahin begäbe, um die Oertlichkeit und Verhältnisse, in denen er sich künftig bewegen solle, kennen zu lernen. Dies beanspruchte Zeit und war ein schicklicher Vorwand, von Rendants weg zu bleiben. Nach der Rückkunft genügte dann ein Besuch, um ihnen zu verkünden, daß er das Forstsekretäramt antreten müsse. Das Weitere fand sich dann schon von selber. Robert hatte ganz recht vermuthet, daß sein Großpapa den Entschluß, vorher einen Ausflug nach S*** in's herzogliche Forstamt zu machen, um sich zu orientiren, mit größtem Beifall aufnehmen werde, und am dritten Morgen trat Robert bereits die Reise dahin an, während Johann von ihm den Auftrag erhielt, ein Billet an Rendants nach der Stadt zu bringen.

In vierzehn Tagen drängen sich eine Menge Ereignisse zusammen, welche größeren oder geringeren Einfluß auf den Lebenslauf des Menschen üben. Diese Erfahrung hatte Franz gemacht und zwar zu seinem größten Vortheil. In diesen Zeitraum fiel nämlich die im Dome zu M*** abzulegende Substitutenprobe und sein schönes meisterhaftes Spiel hatte ihm die allgemeine Anerkennung erworben. Das Schreiben des Herrn Hauptsteueramts-Rendant Rolling an seinen Schwager den Consistorialrath war vom gewichtigsten Einfluß gewesen. Der vielvermögende geistliche Herr hatte ihm persönlich gleich nach der Probe zum Empfang der Stelle gratulirt mit dem Beisatze, daß ihm der Entscheid in kurzer Zeit zugeschickt werden sollte. Welches Glück in dem kleinen Dachstübchen, als Franz mit dieser schönen Versicherung zurückgekehrt war! Meister Marks rief in seinem Jubel:

„Jetzt können wir dicke thun, Kinder, nun ist Polen offen, wir sind auf gradem Wege nach Kanaan! Ich habe die unschätzbare Ehre, eines Herrn Domcantors-Substituten Vater zu sein und Du, Mädel, bist eine glückliche Schwester desselben. O, das ist ein Vergnügen, das ein Schneider kaum ertragen kann." Und Franz, der ganz verklärt von der Aussicht in seine Zukunft aussah, behauptete, dies Glück habe er einzig und allein dem Herrn Hauptsteueramts-Rendanten zu danken. So einen herzensguten Mann gäbe es, den Vater und den jungen Forstmann, den er d'rüben bei Rollings kennen gelernt, ausgenommen, gar nicht mehr auf der weiten Gotteserde. Und Fräulein Feodora sei ein wahrhafter Engel. Wer die einmal zur Frau kriege, der könne gewiß mit Recht sagen, er sei schon auf Erden im Himmel.

„Aber Minchen, Dich begreife ich nicht! Was sitzest Du denn so duckmäuserig da und sagst kein Wort, während ich, wenn's nicht Geld kostete, vor lauter Freude die Fenster aus den Rahmen schlagen möchte, daß wir doch ein Bischen Musik zu unserm haushohen Vergnügen hätten?" fragte Vater Marks. „Was ist denn heute mit Dir, Mädel?"

„O ich freue mich auch, recht sehr freue ich mich, aus voller Seele," antwortete Minchen. „Ich denke nur an etwas."

„Na, heraus damit! heute muß Alles von der Leber herunter!" rief der Vater, und Franz fragte erstaunt: „An was könntest Du jetzt denken, als an unsere große, große Freude?"

Unbemerkt strich sich Minchen einen Tropfen aus dem Augenwinkel, es war so sichtlich, daß sie sich in einer Verwirrung wegen dem befand, was sie gedacht habe und das sie jetzt sagen solle; doch als ob ihr plötzlich eine gute ausweichende Antwort einfiele, sagte sie jetzt: „Ihr habt im Glücke ganz auf der guten seligen Mutter Trostspruch vergessen."

„Mein Seel', sie hat recht," stimmte Vater Marks bei. „Nimm die Geige, Franz, stimm' an. Die gute selige Mutter hat Euch Kindern kein besseres Erbtheil hinterlassen können, als die Anweisung auf Gott: »Hilft er nicht zu jeder Frist, hilft er doch, wenn's nöthig ist.« Na, bei uns war's nöthig und darum hat er geholfen." Und so klang der Mutter Trostlied, ihrer zurückgelassenen Liebe einziges Erbtheil, in dem sich die Grundfesten eines wahrhaft frommen christlich gesinnten Herzens: Glaube, Hoffnung und Liebe so schön zu einem Ganzen, zur festesten Stütze in allem Erdenleid vereinten, durch das kleine Dachstübchen. Ueberselig in seiner Freude eilte dann Franz hinüber zu Rollings, um dort das Resultat der Probe zu berichten und ihnen zu danken für die ihm geschenkte Theilnahme.

Sein Herz zog ihn hin, Feodorens Schönheit und ihre Freundlichkeit waren nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben. Wie hellleuchtendes Morgenroth glühte in seiner bisher noch von keiner andern Neigung als der Liebe zu der Orgel berührten Seele das Gefühl der Bewunderung für weibliche Schönheit, wie Feodora in ihrer Erscheinung sie darbot. Dies Gefühl durchzitterte ihn, denn die bisher in ihm schlummernde Phantasie bemächtigte sich seiner und unentweiht, wie sein Denken war, stellte sie Feodorens Bild als das eines verkörperten Engels vor ihm hin, der ihn überall umschwebte. Der Herr Hauptsteueramts-Rendant war nicht zugegen, als er hinüberkam, Feodora befand sich allein in ihrem Zimmer, aber in tiefer Verstimmung. Ein geöffnetes Billet lag vor ihr auf dem Tische, jedenfalls hing der Inhalt dieses Billets mit ihrer Verdüsterung zusammen. Das Stubenmädchen meldete Franz, der ja wegen dem Einstudiren der vierhändigen Pianoforte-Piècen seither Zutritt im Rolling'schen Hause gefunden hatte.

In seinem Glücke bemerkte er nicht, daß Feodora heute gar nicht so freundlich wie gewöhnlich sei. „Ihres Herrn Vaters Empfehlung bahnte mir den Weg zu der Hoffnung, daß ich die Substitutenstelle erhalten werde," sagte er... „und lassen Sie mich bekennen, Fräulein, Ihnen allein verdanke ich es, daß mein Probespiel einen so günstigen Erfolg errang."

„Mir?" fragte Feodora gleichgiltig.

„Ja, Ihnen. Ich dachte an Sie, an Ihre große Güte gegen mich, als ich vor der Orgel saß. Ich versetzte mich im Geiste in eine jener schönen Stunden, wo mir das Glück zu Theil ward, an Ihrer Seite die vierhändigen Piècen auf dem Flügel zu spielen und konnte es denn anders sein, als daß ich mich gehoben fühlte, daß ein wunderbarer Muth mich beseelte und mein von Freude übervolles Herz seine glücklichen Empfindungen in den mächtigen schwellenden Tönen der Orgel ausströmte? Ja, die Klänge der Orgel waren zur Sprache meiner Seele geworden, ich redete mit Engelsstimmen in dem großen heiligen Gotteshause von meiner Freude und in Jubellauten rauschte, den Dom erschütternd, der Ausdruck meines Glückes an die Herzen der Zuhörer, sie ergreifend mit unwiderstehlicher Gewalt. Nennen Sie es Schwärmerei oder Vision, die mich in der Stunde beherrschte, aber gewiß werde ich wohl nie wieder in meinem Leben so selige Augenblicke genießen; Sie waren deren Schöpferin." Eine glühende Röthe übergoß die Wangen des jungen Mannes und bezeugte, daß das, was sein Mund gesprochen, nicht vorher einstudirt, sondern der reinste Erguß seiner Empfindungen gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Stellung der asiatischen Reiche zu den europäischen Mächten.

Wir haben in der vorigen Nummer nachgewiesen, daß der ganze östliche Theil Asiens mehr oder weniger dem Einflusse der Europäer anheimgefallen ist und sich demselben gar nicht mehr entziehen kann. Indem wir einen Blick auf die übrigen Länder jenes Erdtheils werfen, finden wir dieselben Verhältnisse, mit alleiniger Ausnahme Arabiens, das durch seine Wüsten vor Angriffen sich geschützt sieht, nicht reich genug ist, um die Habgier eines Eroberers zu reizen, und keine solche politische Weltlage hat, bei welcher für Andere ein Reiz vorläge, sich desselben zu bemächtigen. Wo es dort aber Punkte giebt, welche strategisch oder für den Handel von Bedeutung erscheinen, hat England nicht lange gezögert, sich fest zu setzen. So nahm es vor nun gerade zwanzig Jahren die Hafenstadt Aden weg, welche die Einfahrt zum Rothen Meere von Süden her beherrscht, und von wo aus zugleich die Nordostküste Afrika's, insbesondere das abyssinische Gestadeland, sich überwachen läßt. Was Aden für Südwest-Arabien und das Rothe Meer, ist Maskat für Südost-Arabien und den persischen Meerbusen. Deswegen haben die Engländer seit beinahe einem halben Jahrhundert mit dem Sultan jener Stadt ein enges Freundschaftsbündniß; er ist ihnen stets ein zuverlässiger Alliirter gewesen, und bleibt es auch jetzt in dem Kriege gegen Persien. Aden sichert die Dampfschifffahrt aus Aegypten nach Indien, wie Maskat die Ausgangsthür der Eisenbahn, welche England durch Syrien und den Euphrat entlang bauen will, damit man künftig von London bis Bombay in zwölf bis vierzehn Tagen gelangen könne.

Denn die ganze asiatische Politik der Engländer dreht sich um Ostindien, und von dem Besitz und der Erhaltung dieses ungeheuern Colonialreichs hängt das ganze Geschick Großbritanniens auch in Europa ab. Indien ist der Kern, die Burg und Festung, für welche die umliegenden asiatischen Reiche nur als Außenwerke betrachtet werden. Diese vermehrt man je nach Zeit und Bedürfniß. Nach Osten hin ging die englische Eroberung längst über den Ganges und Brahmaputra hinaus, indem sie die ganze jenseitige Küste des bengalischen Meerbusens Indien einverleibte. Wir haben in voriger Woche gezeigt, wie sie das Kaiserreich Birma zerstückelte; es war dabei hauptsächlich auch darauf abgesehen, von dieser Seite her einen Wasserweg in's westliche China zu erwerben, und einen solchen bot der Menamstrom, der bis in die reiche chinesische Provinz Yünnan führt. Auf der Halbinsel Malacca hat England von einheimischen Malayen-Fürsten vortheilhaft liegende Puncte durch Kauf erhalten, namentlich die Insel Pulo Pinang, welche von Norden her die Einfahrt zu jener wichtigen Passage beherrscht, an deren Südende vor noch nicht vierzig Jahren Singapore gegründet wurde, das nun längst zu einer der wichtigsten Hafenstädte des indischen Archipelagus und zur Nebenbuhlerin von Batavia emporgewachsen ist. Um aber auch einen festen Fuß im mittlern Theile des chinesischen Meeres zu haben, in dessen nördlicher Hälfte die Engländer Hong kong besitzen, haben sie die Insel Labuan an der Nordwestküste von Borneo um so lieber sich angeeignet, weil dieselbe einen großen Reichthum an Steinkohlen hat.

Die Inseln im Südosten Asiens, welche zu den fruchtbarsten Ländern der Erde gehören und sich bis nahe an Australien hin erstrecken, sind zum großen Theil in den Händen der Holländer; jene im Norden, welche man als Archipelagus der Philippinen bezeichnet, im Besitze der Spanier. Sie alle sind als Heimathländer der edeln Gewürze, und weil reich an edeln Metallen, und ergiebig an Tabak, Reis, Indigo, Zucker und anderen werthvollen Producten, von großer Bedeutung für Handel und Schifffahrt, aber für die große Politik gegenwärtig von keinem erheblichen Belang. Seitdem England den Holländern zwei für Indien wichtige Länder, nämlich das Vorgebirge der guten Hoffnung an der Südspitze von Afrika, und die Insel Ceylon vor der Südspitze Ostindiens, weggenommen hat, zählt Holland nicht mehr zu den großen Kolonialmächten.

Aber Ostindien ist der Schwerpunct für die europäisch-asiatische Politik. Dort legten die Engländer im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts die erste bescheidene Faktorei an, nämlich die zu Surate, 1611, eine zweite 1624 zu Madras, eine dritte zu Bombay 1661. Wie ein großes Weltreich aus scheinbar geringfügigen Umständen erwachsen kann, ersieht man aus folgender Thatsache: Ein Abenteurer Namens Bougthon hatte als Arzt eine Mission englischer Kaufleute nach Agra begleitet, wo sich eben der Großmogul aufhielt, dessen kranke Tochter der europäische Heilkünstler wieder herstellte. Der dankbare Monarch verlieh ihm das Recht, in dem ganzen von ihm beherrschten Reiche Handel zu treiben. Dieses Privilegium verkaufte Boughton an die englisch-ostindische Compagnie, welche damals noch ein bescheidener Verein von Kaufleuten war. Sie gründete dann am Ufer des Hugly, im Lande der Gangesmündungen, die Faktorei Calcutta, und begann vor nun gerade einhundert Jahren erobernd aufzutreten, also eine Bahn zu beschreiten, welche sie bis auf den heutigen Tag nicht mehr verlassen hat. Sie bekriegte nach und nach alle Monarchen der indischen Halbinsel, stürzte den Großen Mogul, besiegte Haider Ali und Tippu Sahib, schlug die Maharatten, mediatisirte einen Fürsten nach dem andern, setzte die meisten ab, und vereinigte ihr Gebiet mit den Besitzungen, welche nun mittelbar oder unmittelbar das ganze weite Land im Süden des Himalayagebirges und Afghanistans umfassen und von Beludschistan im Westen bis nach Birma im Osten reichen. Ja die Engländer sind auch über den großen Indusstrom hinausgegangen, dessen Mündungen in ihrer Gewalt sind, nachdem sie die Emire von Sindh vertrieben hatten; sie brachen das Reich der Sikhs auseinander, nachdem dessen mächtiger Beherrscher Randschit Singh gestorben war, und gebieten nun über nicht weniger als einhundert und sechszig Millionen Menschen! Diese Herrschaft eines europäischen Volkes ist im Ganzen eine wahre Wohlthat, weil sie in ein wildes und wirres Durcheinander, von welchem Indien seit einem Jahrtausend zerrüttet war, feste Ordnung und eine nach Umständen regelmäßige Verwaltung gebracht hat. Freilich wollen die Engländer nicht umsonst Gebieter sein und ihren Vortheil aus dem beherrschten Indien ziehen; aber ihre Regierung ist ohne Vergleich besser als die früheren Zustände. Ostindien war unter eine Menge von Fürsten getheilt, welche alle mehr oder weniger tyrannisch regierten, und deren Druck schwer auf dem Volke lag. Das galt insbesondere von den mohammedanischen Königen, deren Vorfahren mit einem Gefolge von Kriegern als Eroberer in's Land gekommen sind. Diese Soldaten bildeten eine bevorrechtete Klasse, während die indischen Eingebornen nur zu gehorchen und zu zahlen hatten, dabei aber noch dem Hochmuthe der Herrschenden Preis gegeben waren. Diese Eingebornen haben dadurch, daß die Obergewalt an die Engländer überging, nur gewonnen, und sie sind auch nicht Gegner derselben, obgleich sie die stolzen Fremdlinge nicht lieben, weil zwischen ihnen die Kluft verschiedener Abstammung, Sprache und Religion liegt. Allein sie wissen, daß sie dem Schicksale einer fremden Herrschaft nicht entgehen würden, und daß die Engländer unter allen Gebietern, welche den Völkern Indiens jemals ein Joch auferlegt haben, bei weitem am mildesten auftraten. Wirkliche Feinde hat England dort nur an den entthronten Fürsten, namentlich an den mohammedanischen, und jenen Klassen, welche durch den Sturz derselben Macht und Einfluß eingebüßt haben. Aber auch von diesen hat Großbritannien nichts zu befürchten, so lange nicht eine große europäische Macht an den Grenzen Indiens steht, oder dieselben überschreitet. Dann freilich würden diese abgesetzten Fürsten sich regen und schon aus Haß gegen die Engländer mit jedem Feinde derselben, gleichviel wer derselbe auch sein möchte, gemeinschaftliche Sache machen. So lange aber keine europäischen Fahnen am In-

dus wehen, verhalten diese Mohammedaner sich ruhig; sie wissen, daß sie viel zu schwach sind, um England auch nur bedrohen zu können, nachdem es sie alle nach einander zu Boden geworfen hat.

Jene Macht könnte keine andere sein, als Rußland. Unsere Leser wissen, daß die beiden Nebenbuhler wie in Europa, so auch überall in Asien, sich entgegen arbeiten. Sie haben dort einander nichts vorzuwerfen; die Politik beider gleicht sich in Bestrebung, Mitteln und Zweck fast auf ein Haar; beide sind erobernd und greifen immer weiter aus. Nur ist den Engländern, weil sie zur See mächtig und ein in Gewerben und Handel hervorragendes Volk sind, das vermittelst seiner ungeheuern Kriegs- und Kauffahrerflotte überall hin reicht und sich überall Zugang zu verschaffen weiß, bisher der bei weitem beste Theil der großen asiatischen Beute zugefallen, nämlich die alten, an edeln Metallen und werthvollen Handelswaaren reichen, Culturländer, welche sie ausbeuten. Aber gerade an diesen reichen Besitzungen möchte auch Rußland seinen Antheil haben. Nachdem es so viele großartige Erfolge errungen, ist es nicht gemeint sich auf die kalten und unfruchtbaren Gegenden Asiens einschränken zu lassen. Seit länger als einem halben Jahrhundert ist seine ganze asiatische Politik gegen die Herrschaft der Engländer in Indien zugespitzt; wo es irgend vermag, schlägt es Nägel und Keile ein, und es ist für die große Klugheit und unermüdliche Ausdauer in seinen Bestrebungen seither stets mit Glück gekrönt worden.

Den Kern der russischen Besitzungen in Asien bildet Sibirien, jenes vielverschrieene aber zum Theil höchst werthvolle Land zwischen dem Uralgebirge und Kamtschatka, zwischen Turkestan und der Mongolei und dem nördlichen Eismeere. Sibirien liegt abseit von allem Völker- und Staatenleben, sechs Achtel sind Wüsteneien, welche keinen Ackerbau lohnen, aber desto werthvoller ist der Rest, und man darf mit Sicherheit behaupten, daß nach Ablauf einiger Menschenalter das ganze südliche Sibirien mit blühenden Colonien übersäet sein wird, welche einen vortheilhaften Handel nach dem innern Asien treiben werden. Die Eröffnung des Amurstromes ist ein unberechenbarer Gewinn für jenes Land, und wenn nicht Alles täuscht, so hat Rußland es darauf abgesehen, nicht nur die ganze Mandschurei zu erwerben, sondern auch bis an das Gelbe Meer vorzudringen und den nordöstlichen Theil China's zu erobern. Man glaube ja nicht, daß eine solche Unterstellung etwas Abenteuerliches an sich trage, sie ist vielmehr durch die Lage der Dinge und die Umstände nicht nur gerechtfertigt, sondern gleichsam vorgezeichnet. China ist durch und durch zerrüttet, die Mandschu-Dynastie dem Fall nahe, die Seemächte bedrohen es von Süden her, und die Engländer haben schon in Indien Feinde besiegt, die streitbarer waren als die Chinesen. Der nordöstliche Theil, gerade jener welchen Rußland allein gebrauchen kann, liegt vom Hauptkörper des großen Reiches gleichsam abgetrennt, ist nach Norden hin vorgeschoben zwischen Mongolei und Korea, und kann von einer russischen Heeresmacht behauptet werden. Und dann erst hat der Czar die Stellung am großen Weltmeer gewonnen, welche ihm die viel zu nördlich liegenden unwirthbaren Gestade am ochotskischen Meere nicht gewähren können.

Im Südwesten ist Rußland unablässig weiter fortgerückt. Vor dreihundert Jahren gab es auch in Europa in den südrussischen Steppen und bis an das kaspische Meer noch tatarische Reiche. Diese wurden von dem moskowitischen Czar angegriffen und besiegt, und seitdem ist er Gebieter auch mohammedanischer Unterthanen. Später begannen die Berührungen mit Persien und Turkestan. Allmälig wurden dann die Völker in der kirgischen Steppe in das Interesse Rußlands gezogen, nachdem 1721 der regelmäßige Handelsverkehr mit China eröffnet und die russische Regierung seit Peter dem Großen sich immer mehr der Aufgabe bewußt wurde, welche sie für Asien sich gestellt hatte. Man kann sie in den Worten zusammenfassen: Immer weiter nach Süden vordringen! und dieser Satz gilt bekanntlich auch von der russischen Politik in Europa. In unsern Tagen gehört den Russen alles Land im Norden des Kaukasus, der sich als eine mehr als 130 Meilen lange Gebirgsmauer, die nur an zwei Stellen zu passiren ist, zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere aufthürmt. Aber Rußland ist auch über diese natürliche Scheidewand längst hinausgegangen und hat im Süden derselben die schöne Provinz Georgien, welche einst ihrerseits ein Czarthum bildete, sich einverleibt; es hat den Persern einen Theil von Armenien abgenommen, es hat auch schon den Araxesstrom überschritten, und kann ungehindert in jedem Augenblick in das Gebiet des Schahs einrücken. Ihm gehört die ganze Nord- und Ostküste des Schwarzen Meeres, und auf dem kaspischen Meere ist es allein Gebieter. Denn nicht nur sind die anwohnenden Turkomanenhorden in eine gewisse Abhängigkeit gebracht worden, sondern auch der Schah von Persien hat am Süduser, in seinem eigenen Lande, einige Striche Landes abtreten müssen, auf welchen Rußland Besatzungen unterhält. Nach Osten hin hat es den Aralsee in seiner Gewalt, und den Chan von Chiwa abhängig gemacht, während es mit dem Beherrscher von Buchara ein Freundschaftsbündniß schloß. Das Alles erscheint von hoher Wichtigkeit. Durch Chiwa und Buchara strömen der Amu oder Oxus und der Sir oder Jaxartes, denen entlang oder auf welchen zwei Wege in die Nähe von Indien führen; es ist also immerhin nöthig, Meister dieser Straßen zu sein, obwohl sie bei einem Kriegszuge gegen Indien unbenützt bleiben würden.

Der Hauptweg führt durch Persien, vom Süduser des kaspischen Meeres, nach Afghanistan und an den Indus; mittwegs liegt Herat, über dessen Bedeutung wir unsern Lesern schon früher (1856, Nr. 49) ausführliche Mittheilungen gemacht haben. Persien ist das Zwischenland, an welchem Engländer und Russen unablässig hin und her zerren. Der Nachfolger jener mächtigen Könige, welche noch im vorigen Jahrhunderte den Palast des großen Moguls zu Delhi in Indien plünderten und die Welt mit ihrem Ruhme erfüllten, ist nun so schwach geworden, daß er den Czar der Moskowiter seinen „Vater" nannte und als Flehender dessen Hilfe anruft, desselben „Vaters," der ihm eine Provinz nach der andern abnahm, und ihm verbot Kriegsschiffe auf dem kaspischen Meere zu halten. Seit länger als dreißig Jahren schwankt am Hofe zu Teheran die Wage des Einflusses bald nach Englands, bald nach Rußlands Seite, bis gegenwärtig alles Schwergewicht in die Schaale des letztern gefallen und der Krieg zwischen Nassireddin und Victoria ausgebrochen ist. Der Schah, ein Werkzeug Rußlands, hat den Schlüssel zu Indien genommen; aber England will dieses Herat nicht in der Gewalt eines Königs wissen, den man mit Recht als einen Vasallen des Kaisers Alexander bezeichnet hat. Daß er allein auch nicht entfernt mächtig genug ist, seinem gewaltigen Gegner Widerstand zu leisten, wird auf den ersten Blick klar; will er also den Forderungen Englands nicht unbedingt nachkommen, und den Krieg weiter fortführen, so bleibt ihm nichts übrig, als sich Rußland völlig in die Arme zu werfen. Die Weiterungen, zu welchen eine nicht wie bisher geheime, sondern offene Unterstützung der Perser durch die Russen führen müßte, wären unabsehbar; man wird aber in Petersburg nicht geneigt sein, die äußersten Schritte zu thun, weil gegenwärtig dadurch nichts zu gewinnen wäre. Die Absicht, welche man hegte, als man dem Schah bei seinen Plänen gegen Herat Vorschub leistete, ist ohnehin erreicht, nämlich eine vollständige Abhängigkeit von Rußland und gesteigerter Haß gegen England. Herat wird der Schah am Ende doch herausgeben müssen.

Aber für England kamen alle diese Wirren in hohem Grade erwünscht, weil die Perser jetzt eine scharfe Lehre erhalten. Es müßte seltsam zugehen, wenn Abuschehr und die Insel Karrack wieder geräumt würden. Die Engländer bedürfen zur

Sicherung ihrer Euphratbahn einiger Positionen im persischen Meerbusen, und diese gewähren gerade jene beiden Punkte. Zur Besetzung derselben hat der Schah in seiner Verblendung ihnen selber den Vorwand an die Hand gegeben, und er mag dafür die Folgen tragen. Es steht von nun an im Belieben seiner Gegner, die südlichen Provinzen Persiens, deren Bevölkerung in dem turkomanischen Schah einen verhaßten Ausländer sieht, gegen diesen aufzuregen; sie haben es nun in der Gewalt, ihn ganz und gar von aller Verbindung mit dem persischen Meerbusen auszuschließen. Zugleich haben sie Vortheil davon, daß der Schah mit den Beherrschern des Afghanenlandes wegen Herat's in bittere Feindschaft gerathen ist, und diese, einst Feinde der Engländer, mit denselben ein enges Freundschaftsbündniß geschlossen haben. So ist Indien durch die afghanische Vormauer hinlänglich gedeckt, Rußland, weil Freund des Schah's, dort ohne Einfluß, und der persische König in dreifacher Klemme, weil 1) die Afghanen ihm feindlich sind, weil er 2) noch abhängiger von Rußland geworden, und 3) mit den Engländern in Krieg verwickelt ist, die sich für die aufgewandten Kriegskosten durch die Besitznahme von Karrack, Abuschehr und vielleicht noch anderer Häfen entschädigen werden.

Es giebt noch eine Macht in Asien, welcher wir zum Schlusse wenigstens erwähnen müssen; wir meinen die osmanische. Die große Vorderasiatische Halbinsel bildet den Kern des türkischen Reiches, das in Europa eine Ausnahme bildet und auf unserm Boden längst verschwunden wäre, wenn die Eifersucht der übrigen Mächte sich über die Theilung verständigen könnte. Aber es wird die Zeit kommen, in welcher der Sultan aufhört, in dem Lande zwischen Donau und Bosporus zu herrschen. Er wird Kleinasien mit Syrien behalten, herrliche Länder von hoher Cultur in den Tagen des Alterthums, jetzt unter türkischem Joche verwüstet und verwildert. Es ist jedoch unmöglich, diese von der Natur so reich bedachten Regionen völlig zu Grunde zu richten, und allmälig gehen sie einer bessern Zeit entgegen. Trotz aller Stumpfheit der Türken haben sie an ihren Küsten einen lebhaften Handel, ihre Häfen werden von europäischen Dampfern regelmäßig besucht, die Zahl der „Franken" nimmt rasch zu, die Levante wird immer mehr europäisirt. Das Uebrige werden die Eisenbahnen thun. Man will dergleichen nach Kleinasien hineinlegen, vor Allem aber die Euphratbahn bauen, welche das mittelländische Meer durch Syrien hindurch bis nach Mesopotamien durchziehen und bis an die Mündung des Stromes, welcher aus den armenischen Hochgebirgen herabkommt, fortlaufen soll, um am persischen Golf Waaren und Menschen an indische Dampfer abzugeben. So wird dem nun erstarrten Orient neues Leben und frische Bewegung aus dem Abendlande zugebracht werden, und dieses findet Gelegenheit, eine alte Schuld zu tilgen. Aus dem Morgenlande stammt hohe Gesittung, die Kreuzfahrer brachten dorthin das Schwert und unterlagen, aber der Dampf wird nachhaltiger siegen und dauernder behaupten; ihm gegenüber sind alle Türken und Saracenen ohnmächtig.

Dresden, den 19. Februar.

— Gestern in der vierten Nachmittagsstunde entstand in dem auf der Scheffelgasse Nr. 5 gelegenen Commungebäude (dem früheren Polizeihause) in der dritten Etage über den Localitäten der Sparkassenexpedition ein Schadenfeuer, welches jedoch durch rechtzeitige Hilfe bald gelöscht wurde. Das Feuer, welches während der Nachtzeit leicht hätte weitere Verbreitung finden können, da bereits die über der Sparkassenexpedition befindliche Decke in Brand gerathen und Funken in den Vorsaal der zweiten Etage herabfielen, scheint durch die fehlerhafte Anlegung eines Kamins herbeigeführt worden zu sein.

— Am 16. Febr., Nachmittags, stürzte beim Baue des katholischen Armenhauses auf hiesiger Friedrichstraße der Handarbeiter J. Fr. Kotte vom dritten Stocke herunter und verletzte sich dergestalt am Kopfe, daß trotz der sofortigen Hilfe, die ihm im Stadtkrankenhause gewährt wurde, an seinem Wiederaufkommen gezweifelt wird. Derselbe ist verheirathet und hat zwei Kinder.

— Das Project, durch die Wilsdruffer Vorstadt eine vom Postplatze nach der Schäferstraße führende neue Straße anzulegen, ist neuerdings dadurch seiner Ausführung wesentlich näher gerückt, daß sich am 16. Febr. ein provisorisches Comité gebildet hat, welches die Gründung einer Actiengesellschaft zu obligem Zwecke vorbereiten und zunächst einen Prospectus und Statuten entwerfen wird, um sodann zur Zeichnung des auf 300,000 Thlr. festgestellten Actiencapitals verschreiten zu können.

— In der am 14. Febr. abgehaltenen außerordentlichen Generalversammlung der Albertsbahn-Gesellschaft, bei welcher 1616 Actien durch 157 Anwesende mit 413 Stimmen vertreten waren, wurde die beantragte dritte Prioritätsanleihe von 300,000 Thlrn. mit der vom Directorium selbst adoptirten Modification genehmigt, daß von jener Summe zur Vollendung des Baues nur 125,000 Thlr. verwendet werden sollen, während über das Weitere die Entschließung der Generalversammlung vorbehalten bleiben soll. Die Zustimmung erfolgte fast einhellig, denn es erhob sich nur ein Actionär, welcher vier Stimmen repräsentirte, dagegen. Ebenso wurde der Ansicht des Directoriums, daß die Zinsen der Prioritäten bis zur Beendigung des Baues zu dem Baufonds zu schlagen, beigepflichtet und die Remonstration gegen die in dieser Beziehung getroffene Entscheidung der Staatsregierung (s. Nr. 7) gutgeheißen. Schließlich fand auch eine Modification des §. 8 der Statuten, wonach ein giltiger Beschluß der Generalversammlung über eine etwaige Auflösung der Gesellschaft künftighin durch drei Viertheile der repräsentirten Stimmen gefaßt werden kann, die Genehmigung der Versammlung. — Bei der Debatte, welche sich über die Anleihefrage entspann, wurde namentlich das bedeutende Ueberschreiten der Voranschläge, sowie die verzögerte Anschaffung des nöthigen Betriebsmaterials beklagt, und in ersterer Beziehung darauf hingewiesen, daß die obere technische Leitung des Unternehmens nicht überall mit der nöthigen Voraussicht zu verfahren scheine. Was die Verzögerung in der Beschaffung der Betriebsmittel anlangt, so wies der Vorsitzende ausführlich nach, daß der entstandene Zeitverlust nicht abzuwenden gewesen, und daß namentlich die verspätete Lieferung der Zweigbahnmaschinen, welche die rechtzeitige Betriebseröffnung der Zweigbahn des rechten Weißeritzufers verhinderte, nicht der Bahnverwaltung zur Last falle. — Wie wir vernehmen, hat gestern, den 18. Febr., in Chemnitz die Probefahrt der ersten fertigen Maschine stattgefunden, so daß deren Ablieferung in den nächsten Tagen erfolgen dürfte. Mit der dann sofort eintretenden Betriebseröffnung der Zweigbahn des rechten Weißeritzufers wird der Kohlentransport und somit die Einnahme der Bahn eine wesentliche Steigerung erfahren.

— In Betreff der in voriger Nummer unseres Blattes enthaltenen Mittheilung über das Wilmsdorfer Kohlenwerk, welche wir dem Pirnaischen Wochenblatte entlehnten, wird uns von unterrichteter und glaubwürdiger Seite berichtigend mitgetheilt: daß der Bau von den Actionären zwar eingestellt worden ist, aber nicht wegen des angetroffenen Urgebirges, wie solches in vielen andern Schachten auch vorkomme, ohne Verhinderung des Fortbaues, sondern wegen Verkaufs des Werks sammt Zubehör; daß ferner der Schacht noch nicht bis fast 400 Ellen geteuft war, sondern nur bis gegen 300 Ellen; daß der Bau nicht über, sondern weit unter 60,000 Thlr. gekostet hat, wofür aber die Actionäre Schacht, Maschine sammt Zubehör und Inventar, Gebäude, Grund und Boden und ihre Rechte am Lager verkaufen konnten, und daß weder Processe über eine Entschädigung erhoben, noch irgend welche Gründe dazu vorhanden sind.

— Das im Herbste vorigen Jahres in's Leben getretene Actienunternehmen zur Erbauung einer bairischen Bierbrauerei im Plauen'schen Grunde erfreut sich eines gedeihlichen Fortschreitens. Neben den nöthigen Uferbauten an dem Weißeritzbette ist der Bau der Felsenkeller bereits ziemlich weit vorgeschritten, und für den künftigen Betrieb des Etablissements, dessen Hauptgebäude nächstens in Angriff genommen werden sollen, ist schon jetzt ein tüchtiger Braumeister aus Baiern gewonnen, welcher im Verein mit einem bewährten Münchner Techniker zugleich die innere

Einrichtung des Baues leiten wird. Im nächsten Winter soll bereits der Betrieb der Brauerei beginnen, deren Rentabilität bei der Herstellung eines gesunden, kräftigen und dabei billigen Bieres wohl im Voraus als gesichert betrachtet werden darf. (Siehe das Inserat im Beiblatte.)

*Heinitz bei Meißen, 16. Febr. Seit einigen Wochen ist hier eine Strohflechtanstalt, welche sich des besten Gedeihens erfreut, in's Leben gerufen worden. Ueber 70 Kinder arbeiten hier mit viel Lust und emsigem Fleiß und haben sich die benöthigte Fertigkeit schnell zu eigen gemacht. Die Bedeutung der jungen Anstalt liegt ebensowohl in einem sittlichen Zwecke, wie sie in den geschäftslosen Wintermonaten erwünschte Gelegenheit zum Erwerb giebt.

§ Aus der Altenberger Bergamtsrevier, 17. Febr. Im verflossenen Jahre, 1856, betrug die Einnahme für das Erzausbringen und die daraus erlangten Producte ca. 115,500 Thlr., wovon ca. 21,000 Thlr. an die Gewerken ꝛc. als Ueberschuß vertheilt worden sind. Die bei den Gruben beschäftigten Arbeiter erreichten die Zahl 640. Bei den wichtigen Erzpuncten, welche die Altenberger Revier in sich trägt, wird der dasige Bergbau, wie er seit 3 bis 4 Jahren schon gezeigt, an Bedeutsamkeit und Rentabilität immer mehr gewinnen. — Bei dieser Gelegenheit wird auf ein, im Entstehen begriffenes bergmännisches Unternehmen aufmerksam gemacht, welches der Beachtung sehr werth erscheint und einen günstigen Erfolg verspricht. Es besteht dies in der Wiederaufnahme und Ausbeutung des mit dem Namen „Gabe Gottes Fundgrube" bezeichneten, im Müglitzthale zwischen Lauenstein und Bärenstein gelegenen Gebirgstheiles, welcher von verschiedenen silber- und kupferhaltigen Gängen durchkreuzt wird und vor Jahrhunderten mit ansehnlicher Ausbeute gesegnet gewesen sein soll, worauf auch die aus jenen Zeiten übrig gebliebenen umfangreichen Schlackenhalden, sowie Spuren von Kunstgräben, Wäschen und Schmelzhütten jetzt noch hindeuten. Die Ursache des ehemaligen Verfalls dieses nicht unwichtigen Bergbaues ist jedenfalls allein in langjährigen Kriegsunruhen zu suchen.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Rf.	Weizen nGr.	Roggen Rf.	Roggen nGr.	Gerste Rf.	Gerste nGr.	Hafer Rf.	Hafer nGr.	Erbsen Rf.	Erbsen nGr.
Dresden	Febr. 16.	von	5	10	3	10	3	—	1	15	—	—
		bis	5	15	3	15	3	5	1	24	—	—
Bautzen	Febr. 14.	von	4	25	3	5	2	25	1	12	—	—
		bis	5	20	3	17	3	—	1	20	4	7
Meißen	Febr. 14.	von	—	—	3	12	3	—	1	12	—	—
		bis	—	—	3	18	3	5	1	17	—	—
Pirna	Febr. 14.	von	4	25	3	10	2	25	1	15	3	17
		bis	5	18	3	20	3	5	1	22	—	—
Radeburg	Febr. 18.	von	5	8	3	—	2	28	1	18	4	—
		bis	5	15	3	10	3	6	1	26	—	—
Roßwein	Febr. 17.	von	5	15	3	10	2	25	1	12	4	—
		bis	5	27	3	26	3	—	1	16	—	—
Chemnitz	Febr. 14.	von	5	20	3	20	2	27	1	18	3	25
		bis	6	5	4	—	3	5	1	22	4	5

Dresden. Das Schock Stroh 4 Thlr. 20 Ngr. bis 5 Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu — „ 28 „ „ 1 „ 6 „

Butterpreise in Dresden vom 14. bis mit 16. Febr. 1857.
die Kanne 16 Ngr. — Pf. bis 17 Ngr. — Pf.
— in Pirna (14. Febr.) 16 „ — „ „ 17 „ — „
— in Roßwein (17. Febr.) 14 „ 4 „ „ 16 „ — „
— in Chemnitz (14. Febr.) 18 „ 5 „ „ 19 „ — „

Dresdner Semmel- und Dreierbrod-Gewicht,
vom 16. Februar bis auf Weiteres:
Eine Sechspfennig-Semmel 10 Loth 2 Quent.;
ein weißes Dreierbrod 7 Loth 2 Quent.
Einkaufspreis des Weizens 5 Thlr. 28 Ngr.

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 85½ gesucht; dergleichen kleine 86 gef. Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 101½ angeb.; desgl. von 1847 à 4% 98½ gef.; dergl. von 1852 und 1855 à 4% 98½ gef.; dergl. von 1852 4% à 100 Thlr. 99 gef.; dergl. 1855 à 3% 78½ gef. Land-Renten-Briefe große 86 gef.; dergl. kleine 87½ gef. Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99 gef. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 99 angeb., kleine 99½ angeb.; dergl. à 3½% große 91½ angeb., kleine 92½ angeb.; dergl. 3½ % große 86½ angeb., kleine 87½ angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 99 gef.; kleine 99½ gef.; dergl. 3½ % große und kleine 94 angeb.

Preuß. 4½ % Anleihe 99½ gef.; dergl. 4 % 94½ gef. Preuß. 3½ % Staats-Schuld-Scheine 85 gef.
Oesterr. 5% Nation.-Anleihe 85 gef.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 15 Ngr. — Pf. Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 5 Ngr. — Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99½.
Dresden, den 19. Febr. 1857. Ed. Rockisch.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 8 und eine Beilage.)

Freitag, Nr. 9. 27. Februar 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. In der letzten, am 19. Febr. abgehaltenen Bundestagssitzung wurde infolge zweier von der sächsischen und würtembergischen Regierung gestellten Anträge, die verschiedene Auslegung einiger Bestimmungen der allgemeinen deutschen Wechselordnung betr., beschlossen, diese Angelegenheit zur weiteren Erörterung und Begutachtung an die gegenwärtig in Nürnberg versammelte Commission zur Ausarbeitung des Entwurfs einer allgemeinen deutschen Handelsordnung abzugeben; nachdem die gedachte Commission ihr Gutachten eingesandt hat, wird die Bundesversammlung selbst die zur Beseitigung der entstandenen Controversen erforderlichen Beschlüsse fassen.

Die bairische Regierung ist in anerkennenswerther Weise bemüht, den Frieden auf kirchlichem Gebiete zu wahren; wie auf protestantischer Seite, so tritt sie auch auf katholischem Gebiete extremen Parteirichtungen entschieden entgegen. So hatten im vorigen Herbste die Jesuiten begonnen, im Algau sogenannte Priesterexercitien abzuhalten und es stand zu erwarten, daß die ausländischen Patres ihrer Thätigkeit bald eine größere Ausdehnung geben würden. Dies hat aber die Regierung durch einen Erlaß an die Bischöfe des Landes unmöglich gemacht. Es wird in dieser Verfügung unter Berufung auf ältere Anordnungen den Bischöfen untersagt, ausländische Geistliche und namentlich Jesuiten zur Abhaltung von Priesterexercitien zu berufen, da es nicht an inländischen Ordens- und Weltpriestern fehle, welche mit demselben Erfolge jene geistlichen Uebungen abhalten könnten. Zugleich ist der Wunsch ausgesprochen, daß die Aufrechthaltung dieser Anordnung von Seiten der Bischöfe streng gehandhabt werden möge, und zwar damit die Eintracht zwischen der kirchlichen und weltlichen Gewalt nicht gestört werde. Von den ultramontanen Blättern wird dieser Schritt der Regierung natürlich heftig bekämpft.

Die schleswig'sche Ständeversammlung, in welcher der erbitterte Kampf zwischen den deutschen und dänischen Elementen bis zu dem am 20. Febr. erfolgten Schlusse der Session fortgedauert, hat in ihrer vorletzten Sitzung die wichtigste Vorlage der Regierung, welche die Repartition einer Steuer betraf, mit 29 gegen 9 Stimmen verworfen. Der königliche Commissar erklärte: da die Zeit zu kurz sei, um die Resolution des Königs über jenen ständischen Beschluß einzuholen, so müsse er sich darauf beschränken, die Verweigerung der Steuerrepartition als einen **Verfassungsbruch** zu bezeichnen und die Majorität für die Folgen desselben verantwortlich zu machen.

Preußen. Das Abgeordnetenhaus beschäftigt sich seit dem Beginn dieser Woche mit einer der wichtigsten Regierungsvorlagen, nämlich mit dem Entwurfe eines Ehescheidungsgesetzes. Dieser Entwurf, welcher schon vor zwei Jahren dem Landtage vorgelegt, aber von diesem damals nicht erledigt wurde, enthält sehr wesentliche Abänderungen des bestehenden preußischen Landrechts, indem er die Scheidungsgründe auf die sogenannten schriftmäßigen, in der heiligen Schrift ausgesprochenen und von der Kirchenlehre festgehaltenen zurückzuführen sucht. Die Vorlage entspricht im Grunde genommen den Ansichten keiner der im Abgeordnetenhause vertretenen Parteien. Die äußerste Rechte stimmt ihr zwar in der Hauptsache bei, sie ist aber bemüht, ihr ein noch entschiedeneres kirchliches Gepräge zu verleihen und hat in diesem Sinne sehr eingreifende Aenderungen beantragt; die Liberalen dagegen vertreten entschieden die Ansicht, daß die Ehe ausschließlich der bürgerlichen Gesetzgebung angehöre und bekämpfen den kirchlichen und confessionellen Charakter des Entwurfs, welcher mehr Gewalt in die Hände der Consistorien als der weltlichen Richter legen würde. Die Katholiken endlich, denen der Grundgedanke des Gesetzes zwar zusagt, vermissen dennoch von ihrem confessionellen Standpuncte aus eine principielle Lösung der Frage, und allem Anscheine nach werden sie schließlich für die Verwerfung der Vorlage stimmen. Auf diese Weise wird es der Regierung sehr schwer werden, die erforderliche Majorität für jene hochwichtige, tief in das bürgerliche und Familienleben eingreifende Abänderung der bestehenden Gesetzgebung zu erlangen. Die allgemeine Debatte hat drei Tage in Anspruch genommen und die besten Redner des Hauses auf den parlamentarischen Kampfplatz geführt. — Die Commission, welche auf Ablehnung der von der Regierung verlangten Erhöhung der Salzpreise anträgt, hat berechnet, daß die ärmeren Familien schon jetzt das Salz weit über den Factoreipreis bezahlen müssen und daß durch den beantragten Preisaufschlag jede fünf Köpfe zählende Familie mit einer neuen indirecten Steuer von jährlich 23 Ngr. 4 Pf. belegt werden würde.

Oesterreich. Die kaiserliche Regierung hat in diesen Tagen eine Verfügung erlassen, welche sowohl für den öffentlichen Verkehr als auch für Alle, welche den Kaiserstaat bereisen, von großer Bedeutung ist. Es wird nämlich ein neues Paßsystem eingeführt und folgende Grundlagen für selbiges bestimmt: 1) alle Paßrevisionen haben sich künftig auf die Grenze des Staatsgebiets zu beschränken und die bisherigen Vorweisungen, Vidimirungen und amtlichen Hinterlegungen der Reisepässe im Innern des Landes kommen in Wegfall; 2) den Inländern sind alle zulässigen Erleichterungen zur Erwirkung von Reisepässen ins Ausland zuzuwenden und für den Verkehr im Inlande sind Legitimationskarten einzuführen.

In **Mailand** sieht man im Laufe der nächsten Tage der Veröffentlichung eines Staatsactes entgegen, womit Erzherzog Ferdinand Max zum Stellvertreter des Kaisers im lombardisch-venetianischen Königreiche ernannt wird. Mit diesem Acte wird eine wesentliche Veränderung in der bisherigen Regierungsweise dieses Landes eintreten und namentlich das militärische Regime beseitigt werden. Man erwartet, daß diese Maßregel, welche in der Umgebung des Kaisers auf mehrfachen Widerspruch gestoßen sein soll, unter der italienischen Bevölkerung einen guten und nachhaltigen Eindruck hervorbringen werde.

Schweiz. Die schweizerischen Blätter werden in Betreff der Neuenburger Angelegenheit immer kleinlauter; denn die Nachrichten, welche aus Paris kommen, klingen wenig tröstlich und lassen eine endgültige Lösung der Frage sobald noch nicht erwarten. Seit die Vorbedingung Preußens erfüllt und die Gefangenen freigelassen worden, wurden zwar verschiedene Versuche gemacht, um die Bedingungen zu einem befriedigen-

den Abkommen festzustellen; allein sie blieben insgesammt fruchtlos, da Preußen sich zu keinerlei Zugeständnissen geneigt zeigen soll. Die Schwierigkeiten, welche sich bisher einer Verständigung entgegengestellt, rühren wohl hauptsächlich daher, daß Frankreich in seinem Vermittelungseifer nach beiden Seiten hin mehr Nachgiebigkeit in Aussicht gestellt hatte, als zu jener Zeit vorhanden gewesen sein mag. In der Schweiz räth man nun dazu, die Gesandten von Paris heimzuberufen, falls Preußen nicht mehr guten Willen zeige, als bisher; allein dazu dürfte es wohl schwerlich kommen, und der Bundesrath wird sich doch schließlich Dem fügen müssen, was Frankreich zur Ausgleichung des Streites für räthlich erachtet. Ob aber die schweizerische Volksvertretung einem solchen Abkommen so leicht zustimmen wird, darf wohl im Voraus bezweifelt werden. Hervorzuheben ist, daß man die Vermittelung Frankreichs etwas nüchterner zu betrachten und zu fürchten beginnt, daß die Einmischung jener Macht der Schweiz mehr Nachtheil als Vortheil bringen könne. So sagt der Oberl. Anz.: „Der kleine Fleck Neuenburg wird unabhängiger von Preußen; dafür aber wird die ganze Schweiz abhängiger von Frankreich. Das ist das Facit der ganzen Geschichte. Allerdings haben wir Neuenburg sehr theuer erkauft!" (Nach den neuesten Berichten aus Paris sind in den letzten Tagen, nachdem der dasige preußische Gesandte neue Instructionen empfangen, die Verhandlungen wieder aufgenommen worden; doch wird die Eröffnung der Conferenzen, welche am 1. März stattfinden sollte, dessenungeachtet einen neuen Aufschub erleiden.)

Frankreich. Die französische Regierung hat in diesen Tagen den mit Persien abgeschlossenen Freundschafts- und Handelsvertrag veröffentlicht, aus dessen Inhalt sich ergiebt, daß Frankreich Persien gegenüber ziemlich weitgehende Verpflichtungen eingegangen ist, und sich gewissermaßen verbindlich macht, dem Schah in seinen kriegerischen Nöthen beizustehen. Daß dieser schon vor länger als anderthalb Jahren geschlossene Vertrag gerade jetzt ratificirt und veröffentlicht wird, hat offenbar eine weitergreifende Bedeutung. Man schließt hieraus mit Recht, daß die Regierung nicht eben Grund hat, mit dem bisherigen Ergebniß ihrer Vermittelungsversuche in der englisch-persischen Frage überaus zufrieden zu sein. Vor einigen Tagen hieß es denn auch, daß der persische Gesandte von seiner beabsichtigten Reise nach London abstehen werde, da keine Aussicht zu einer Verständigung vorhanden sei; doch ist jetzt eine günstige Wendung eingetreten und der Abschluß eines Vertrags, welcher dem englisch-persischen Kriege ein Ende machen soll, wird in nahe Aussicht gestellt.

Nachdem der Staatsrath die Dotation des Marschalls Pelissier genehmigt hat, ist diese Maßregel dem gesetzgebenden Körper zur Zustimmung vorgelegt worden. Hiernach soll der Marschall für seine Dienste, die er Frankreich im Krim-Feldzuge geleistet, alljährlich die Summe von 100,000 Fr. aus der Staatskasse erhalten; nach seinem Tode geht diese Dotation auf seine männliche Nachkommenschaft, nach der Ordnung der Erstgeburt, über, und hört erst mit deren Aussterben auf.

Spanien. Die Festigkeit, welche in früheren Jahren, wo der Herzog von Valencia an der Spitze der Regierung stand, dessen Herrschaft charakterisirte, gewinnt in dem jetzigen Kabinet keinen Boden und es zeigt sich immer mehr, daß der Premier im Rathe der Krone nicht jene hervorragende Rolle spielt, die ihm sonst zugetheilt war. Die absolutistischen Minister haben Narvaez überflügelt und besonders ist es der Minister des Innern, Nocedal, welcher dessen Einfluß bei der Königin zu neutralisiren sucht. Unter diesen Umständen ist fast fortwährend von einer Aenderung des Kabinets die Rede und letzteres wird schwerlich die Zusammenberufung der Cortes erleben. Die Königin soll einer Wiederberufung O'Donnell's nicht abgeneigt sein und man hält die abermalige Erhebung dieses Staatsmannes zum Premierminister nicht für unmöglich. Dagegen hat Espartero durch Niederlegung seiner Senatorenwürde zu erkennen gegeben, daß er mit der jetzigen Regierung nichts zu thun haben mag.

Großbritannien. Im Unterhause ist am 19. Febr. abermals ein Antrag auf Reform des Wahlverfahrens gestellt worden, welcher diesmal warme Unterstützung fand. Die eingebrachte Motion bezweckte eine Gleichstellung der Wähler in Grafschaften und Burgflecken und wollte namentlich das Wahlrecht auf die Pächter der zehn Pf. St. Rente tragenden Grundstücke ausgedehnt wissen. Palmerston bekämpfte den Antrag, wollte namentlich die bestehende Unterscheidung zwischen Stadt und Land nicht aufgehoben wissen, gab aber zu, daß eine Ausdehnung der Stimmberechtigung wünschenswerth erscheine, doch sei nach seiner Meinung jetzt keine Zeit zu einer so wichtigen Veränderung. Dieser Ausspruch des Premiers wurde von mehreren Rednern entschieden bekämpft, und das Ministerium entging nur dadurch einer Niederlage, daß die jedweder Reform abgeneigten Tories auf seine Seite traten; die Motion wurde schließlich mit 192 gegen 179 Stimmen verworfen, so daß der Regierung nur die schwache Majorität von 13 Stimmen blieb. — Die in jeder Session wiederkehrende Spooner'sche Bill wegen Aufhebung des Maynooth-Seminars wurde in derselben Sitzung nur mit einer Majorität von acht Stimmen zurückgewiesen, während diese von der ultraprotestantischen Partei unterstützte Motion, welche die gesetzlichen Rechte der Katholiken beeinträchtigt, früher eifrig bekämpft wurde. Man erblickt daher in diesem Ergebnisse weniger eine Sympathie für die Spooner'sche Bill, als ein Parteimanöver, um dem Premier eine Schlappe beizubringen.

In den Kohlengruben bei Lundhill in Sheffield hat sich am 18. Februar ein furchtbares Unglück zugetragen. Kurz nach Mittag brach eine Explosion aus, welche die Umgegend gleich einem Erdstoße erschütterte, und aus dem 220 Ellen tiefen Luftschachte schlugen die Flammen in einer Höhe von 20 Ellen empor. Diese Erscheinung verbreitete Angst und Schrecken in der ganzen Umgegend, denn Hunderte von Arbeitern waren in der Tiefe beschäftigt und man wußte nicht, wo man zuerst Hilfe bringen sollte. Ein Dutzend wackerer Männer schlugen ihr Leben in die Schanze, um wenigstens einen Versuch der Rettung ihrer unglücklichen Genossen zu machen. Aber erst vier Stunden nach der Explosion war es ihnen möglich, in die Tiefe zu dringen. Sie verbrachten ungefähr eine Stunde mit der Auskundschaftung des Bergwerks und drangen 400 Ellen weit in's Innere, bis sie auf ein 50—60 Ellen weites Kohlenlager stießen, welches ganz in Flammen stand. Trotzdem, daß mehrere Stunden seit dem Ausbruche vergangen waren und die drückendste Atmosphäre in der Grube herrschte, gelang es ihnen doch, an jener Stelle 19 Menschen hervorzuziehen, die alle noch bei Bewußtsein waren oder doch athmeten, und die man durch ärztliche Pflege zu retten hofft. Auf der Nordseite dagegen fand man 10 geschwärzte und furchtbar verstümmelte Leichen, von denen man noch Zeit hatte, sieben an's Tageslicht zu schaffen. Der umsichgreifende Brand zwang jetzt die zwölf Braven zum eiligsten Rückzug, und nach sehr langer und peinlicher Berathung kamen die Eigenthümer zu dem Entschluß, alle Zugänge verstopfen zu lassen, denn Menschenhand vermochte die Verschütteten ohnedies unmöglich mehr zu retten, und wenn das ganze Grubenwerk mit seinen Stützen und Schachten nicht in sich zusammenstürzen sollte, mußte man das Feuer durch Entziehung der Luft zu ersticken suchen. Wie es scheint, war dies bis zum 20. Februar Abends geglückt. Die Zahl der umgekommenen Menschenleben läßt sich zwar noch nicht vollständig übersehen, aber am dritten Tage nach jener Katastrophe zählte man bereits 155 Personen, welche lebendig begraben worden, und da noch Viele vermißt werden, so fürchtet man, daß die Gesammtzahl der Opfer wohl 200 erreichen werde. Im ganzen Kohlenbezirk Sheffield herrscht tiefe Trauer. Es giebt kaum eine Familie, die nicht mit betroffen wäre; aus manchem Haushalte sind alle männlichen Mitglieder, z. B. der Vater mit drei oder vier Söhnen, weggerafft.

Dänemark. Oesterreich und Preußen haben bekanntlich vor einiger Zeit die dänische Regierung angegangen, end-

lich einmal eine Antwort auf die in Angelegenheiten der holstein-lauenburgischen Frage von den genannten deutschen Großmächten gemachten Vorstellungen zu geben. Dieser Mahnung ist jedoch die dänische Regierung bis jetzt nur insofern nachgekommen, als sie um Gewährung einer weiteren Frist nachgesucht hat. In der betreffenden dänischen Antwort wird der Wunsch ausgesprochen, daß die Angelegenheiten der Herzogthümer nicht vor den deutschen Bund gebracht werden möchten; ob hierin eine Neigung Dänemarks zur Nachgiebigkeit erblickt werden darf, läßt sich freilich nicht verbürgen. — Die früher stets erfolglosen Unterhandlungen wegen Aufhebung des Sundzolls scheinen diesmal und nachdem i. J. 1854 die nordamerikanische Regierung durch ihre Weigerung, den Zoll ferner zu zahlen, ihnen gehörigen Nachdruck verliehen, doch zum Ziele zu führen. Die betheiligten Mächte sind insgesammt einverstanden, die Berechtigung Dänemarks zur Erhebung jenes Zolles durch Zahlung einer Summe von 30,570,698 Rbthlrn. abzulösen. Diese Summe soll auf die verschiedenen seefahrenden Mächte verhältnißmäßig vertheilt und in halbjährigen Raten binnen 40 Jahren gezahlt werden. Der Vertrag ist bereits vollständig vereinbart und er soll bereits mit dem 1. April d. J. in Kraft treten; da aber wegen der zu zahlenden Entschädigung in allen betheiligten Staaten (außer Oesterreich und Rußland) die Zustimmung der Landesvertretung erforderlich ist, so wird jener Termin wohl kaum eingehalten werden. Der Sundzoll hat in den letzten Jahrzehnten der dänischen Regierung jährlich einen Ertrag von fast drei Mill. Thlrn. geliefert.

Rußland. Die ungeheuren Summen, welche zum Bau des russischen Eisenbahnnetzes (s Nr. 8) erforderlich sind, können natürlich nur zum geringsten Theil in Rußland selbst aufgebracht werden, und es hat dabei vorzugsweise die Herbeiziehung fremder Kapitalien in's Auge gefaßt werden müssen. Ob nun gleich die russische Regierung den Actionären fünf Procent Zinsen garantirt hat, und die Sicherheit dieser Garantie keinem Zweifel unterliegt, so haben doch die Unternehmer auf den Börsen zu Berlin und London mit ihren Papieren kein Glück gehabt. Man konnte dort die Actien selbst mit einem Agio von 6 Procent nicht an den Mann bringen, und es wird sicher viel Mühe kosten, bei der jetzigen Ueberschwemmung des Geldmarktes mit Werthpapieren die nöthigen Mittel zur Ausführung jenes großartigen Projectes zu beschaffen. — Der Fürst Gortschakoff, welcher bekanntlich seit dem Tode des Fürsten Paskiewitsch das wichtige Amt eines Generalstatthalters des Königreichs Polen bekleidet, gedenkt von dieser wichtigen Stellung zurückzutreten. Der Fürst, dessen Regiment zwar als streng, aber auch als höchst gerecht geschildert wird, scheint im Ministerium zu Petersburg für seine Reformen nicht die nöthige Unterstützung zu finden, was ihm sein Amt verleidet.

Die Petersburger Blätter bringen nunmehr officielle Berichte über die ersten Operationen, welche nach aufgehobenem Waffenstillstande zwischen den russischen Truppen und den Tscherkessen stattgefunden haben. Der erste Zusammenstoß ist zum Nachtheil der Russen ausgefallen. Dieselben suchten, um dem Feinde näher zu kommen, einen Wald zu durchhauen, was ihnen aber nicht vollständig gelungen zu sein scheint, denn sie wurden bei dieser Arbeit von den Bergvölkern überfallen und haben bei diesem Anlasse 22 Todte und 152 Verwundete gehabt. Auf einem anderen Punkte haben die Russen gleichzeitig einen Aul zerstört und etwas Vieh erbeutet, und es geht aus jenen Berichten hervor, daß der langjährige Kampf gegen die freien Bergvölker mit aller Energie wieder aufgenommen worden ist.

Griechenland. Während sich die englisch-französischen Truppen anschicken, in die Heimath zurückzukehren, ist ein Intermezzo eingetreten, welches der Regierung neue Schwierigkeiten bereitet. Bekanntlich hatte letztere den drei Schutzmächten das Versprechen gemacht, daß eine von diesen gebildete Commission die Verwendung der Staatseinkünfte speciell überwache; dieses Uebereinkommen hat aber die Genehmigung des Senats nicht erhalten, und es würde sonach die Bürgschaft wegfallen, welche England und Frankreich veranlaßten, das Aufhören der Occupation zu verfügen.

Türkei. Daß es mit den türkischen Finanzen von jeher ziemlich mißlich gestanden, ist männiglich bekannt, und die ungeheuern Kosten des letzten Krieges haben natürlich dazu beigetragen, die pecuniären Hilfsmittel des Staats noch mehr zu beschränken. Die Türken sind schlechte Rechenmeister, und die Art und Weise, wie die nöthigen Geldmittel beschafft wurden, hat dem Staatsschatze stets große Opfer gekostet. Der vorige Sultan griff zu dem gefährlichen Mittel der Münzverschlechterung, indem er 450 Mill. Piaster zu nur 25 Procent wahren Gehalts ausprägen ließ. Die Engländer, namentlich Birminghamer Handelshäuser, benutzten dies sofort und führten Massen von schlechter Münze ein, so daß die Summe falschen Geldes den Werth des ächten mehr als dreimal übersteigen soll; gründliche Kenner dieser Verhältnisse behaupten, daß gegen 1600 Mill. solche nachgemachte Piaster umlaufen. Einen ähnlichen Fehler hat man später bei der Emission von 20 Mill. Piaster Papiergeld gemacht. Die Scheine wurden nämlich nicht numerirt, und so fehlt es an jeder Controle; man schätzt daher auch hier den verübten Unterschleif auf das Dreifache der gesetzlichen Ausgabe. Für ihre Anlehen muß die Pforte sechs, beziehendlich zehn Procent zahlen, und sie ist jetzt, um der Finanznoth einigermaßen abzuhelfen, im Begriff, eine Landesbank in's Leben zu rufen, welcher die Organisation der englischen und französischen Bank zu Grunde gelegt werden soll; doch haben die mit englischen Kapitalisten angeknüpften Unterhandlungen noch zu keinem definitiven Resultate geführt. — Rifaat-Pascha ist in Konstantinopel mit Tode abgegangen; er hat ein Vermögen von 25 Millionen hinterlassen, ein Beweis, daß die türkischen Staatsmänner, trotz der oben geschilderten bedrängten Lage des Staatsschatzes, für sich zu sorgen wissen.

Amerika. Nach den neuesten Berichten aus New-York hat der Senat zu Washington den zwischen der nordamerikanischen und englischen Regierung vereinbarten Vertrag über die centralamerikanischen Angelegenheiten verworfen. Es wäre dies ein Ereigniß, welches den Fortbestand des Weltfriedens von Neuem zu gefährden vermöchte; doch handelt es sich, wie von anderer Seite versichert wird, wahrscheinlich nur um Modificationen, über die man sich wohl nachträglich verständigen wird. Es ist aber möglich, daß hierdurch die Erledigung jener Angelegenheit dem neuen Präsidenten der Union zufallen wird. — In Washington ist am 6. Febr. das Nationaltheater abgebrannt; nichts blieb stehen, als die kahlen Mauern.

Der Schulgang des Lebens.

(Erzählung aus dem Leben, von Friedrich Lubojatzky.)

(Fortsetzung.)

„Sie machen mir ein sehr zweideutiges Compliment," entgegnete Feodora auf Franzens feurige Erklärung: „Ich finde mich gar nicht besonders geschmeichelt, der Anlaß zu einem Wahnsinnsausbruch eines Gehilfen des Stadtmusikchors geworden zu sein. Sie werden jedenfalls wohl thun, wenn Sie begeisternde Ideale künftig in einem Ihnen näherstehenden Kreise der Gesellschaft suchen, ich liebe dergleichen zu wenig, um mich damit einverstanden erklären zu können. Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen nicht länger Aufmerksamkeit widmen kann, meine Zeit ist heute von anderen Dingen zu sehr in Anspruch genommen." Mit einer leichten Verneigung wendete sie sich ab von ihm, der völlig sprachlos von dieser harten, ihm ganz unerwarteten Entgegnung, die gleich einem auf einen glühenden Stein niederstürzenden eisigen Regenstrom sein von wahrer inniger Empfindung schwellendes Herz vollkommen erstarrte, auf derselben Stelle stehen blieb, wo er bisher gestanden. Eine kurze Pause folgte. Ein Blick in den Spiegel belehrte Feodora, daß Franz betäubt, vernichtet war; der jähe Wechsel in der Stellung ihr gegenüber hatte ihm, wie es schien, alle Geistesgegenwart geraubt. Um sein längeres, ihr peinlich werdendes Verweilen

schnell zu beenden, rief sie Lottchen herein. „Ich will mich umkleiden,“ sagte sie zu ihr und ein gegen Franz leichthin geworfenes „Adieu!“ deutete demselben an, wie hier keine andere Wahl bleibe, als sich zu entfernen. Er that es schweigend. Wo hätte er in diesem Augenblicke ein Wort finden können, welches nur annähernd die Empfindung der Erniedrigung auszudrücken vermochte, die gleich einer Felsenlast auf ihn niederdrückte! „Laß diesen Menschen nicht wieder zu mir herein, ich bedarf seines Unterrichtes nicht weiter,“ befahl Feodora dem Mädchen ... „Du kannst jetzt gehen. Wenn Papa aus der Expedition kommt, schicke ihn gleich zu mir.“

„Soll ich Sie nicht erst umkleiden helfen, Fräulein Feodora?“ fragte Lottchen noch ganz perplex von der Abfertigung, welche von Seiten ihrer Herrin dem bisher von ihr so artig behandelten Franz zu Theil geworden war.

„Nein, ich kleide mich nicht um ... geh!“

„Was mag denn da nur vorgefallen sein?“ fragte sich Lottchen ... „der arme Franz sah kreideweiß aus. Es ist doch erschrecklich, welches Unglück die beiden Geschwister Marks in unserm Hause haben, und es sind doch so herzensgute Menschen. Na, bei Denen hat sich Fräulein Feodora gehörig in's Stammbuch geschrieben, aber mit drei Kreuzen, damit sie gleich sehen, daß sie ein Stück vom Teufel ist.“

Feodora befand sich in der That in einer sehr finstern Stimmung. Sie las den vor ihr liegenden offenen Brief mehreremale und warf ihn dann erbost auf den Boden. „Da ist gar kein Zweifel mehr, Robert will mit mir brechen,“ sagte sie vor sich hin. „So kalt, so ausweichend und unbestimmt schreibt man nicht, wenn man nicht die Absicht hat, ein Verhältniß wie das seine zu mir, aufgelöst zu sehen.“ Thränen des Zornes entflossen ihren Augen, sie trat den Brief mit Füßen, es war der einzige Ausdruck, den sie ihrem Grolle leihen konnte; der Urheber des Billets, Robert, befand sich in diesem Augenblicke auf dem Wege zu seinem neuen Wirkungskreise und war fern von ihr. Ein Paar Stunden später kam Papa Rendant aus der Expedition. „Was ist denn, mein Kind? Lottchen sagte, ich möchte gleich zu Dir gehen. Wie siehst Du aus, Feodorchen! mein Himmel, bist Du krank?“ fragte er.

„O, ich hätte alle Ursache, es zu werden,“ war Feodorens Antwort ... „lies nur das Billet hier.“

„Das hier am Boden liegt?“ fragte Jener.

„Für solchen Wisch ist der Platz noch zu gut,“ antwortete die Tochter. Papa Rendant las und als er damit zu Ende gekommen, sagte er kopfschüttelnd: „Ich hätte den Herrn Robert für artiger gehalten, sieht ja fast aus, als“ ...

„Wollte er mit mir brechen?“ ergänzte Feodora voll Bosheit lachend ... „nun freilich, lies nur zwischen den Zeilen, da steht's groß und breit. Ich bin gar nicht so sehr deshalb in Verlegenheit, da irrt er sich stark, der Herr Forstsekretair. Wenn ich will, brauche ich blos die Hand auszustrecken und an jedem Finger hängt ein Liebhaber.“ Feodora befand sich in einer außerordentlichen Aufregung, fast wie im Fieber wechselte die Farbe ihres Gesichtes und während sie sich einem zornigen Lachen hingab, fielen ihr einige verrätherische Tropfen aus den Augen.

„Wodurch ist nur die Erkaltung seiner so sichtbar zu Dir gezeigten Liebe veranlaßt worden?“ redete der Vater weiter.

„Wodurch? und das kannst Du noch fragen, Papa? seit jenem Abend, wo die unverschämte Creatur, die Flickschneiderstochter, von mir ihre verdiente Abfertigung erhielt. Von dem Abend schreibt sich's her.“

„Und wir glaubten, diesen üblen Eindruck auf den jungen Herrn durch unser Benehmen gegen den Bruder dieses Mädchens verwischt zu haben!“

„Der Mosje wird mich nicht mehr belästigen, ich habe ihm dies bereits unverblümt angedeutet,“ sagte Feodora und sich aus dem Sopha erhebend, brach sie in helles Lachen aus und rief: „Denke Dir, Papa, dieser Mensch hat mir vorhin eine Art Liebeserklärung gemacht, das ist doch die Frechheit weit getrieben; aber er wird daran denken, glaube ich.“

Papa Hauptsteueramts-Rendant gab sich alle mögliche Mühe, sein schönes Feodorchen zu beruhigen und es hatte auch den Anschein, als gelänge ihm dies, sie spottete lachend über ihre leer ausgegangenen Hoffnungen hinsichtlich der Partie mit Robert und der verblümten Liebesverzückung des armen jungen Orgelspielers; aber es gab, wenn sie allein war, Momente, in denen sie recht ernst wurde und zuweilen flog dann ihr Blick empor nach dem Dachstübchen der armen Flickschneider-Familie. Freilich waren solche Momente der innern Einkehr selten, sie glichen frischen saftigen Oasen in einer durch Sonnenbrand ausgedörrten unfruchtbaren Wüste. Die ihr früher gewordene Erziehung, bei der allen ihren Neigungen gefröhnt worden war, in welcher man nur das Aeußere zu heben bestrebt gewesen, das Innere, den Geist aber als todte Schlacke ließ, so weit seine Bildung nicht für die große Welt erforderlich erschien, hatte sie verwahrlost, sie war eine Dame geworden, die zu glänzen verstand, ohne jedoch den höheren Gehalt eines guten Herzens zu besitzen. Dünkel und Eitelkeit hatten das bessere Theil ihres Herzens überwuchert, nur selten leuchtete ein solcher edler Lichtfunke in ihr auf, um schnell von ihren schlimmen Eigenschaften erstickt und begraben zu werden.

Nur die Schule des Lebens konnte sie sich selbst retten.

IV.

Sechs Jahre sind ein langer Zeitraum, in dem sich Ereignisse an Ereignisse reihen, auf die mit den verschiedensten Gefühlen zurückzublicken der Mensch Ursache hat. Jedes Lebensjahr schreibt ein Blatt im Buche des Menschenlebens voll und unglücklich ist der, in dessen Notizenbuche die Blätter mit unheimlichen Erinnerungen an vergangene schlimme Erfahrungen, oder, was noch weit übler ist, an Sünden und harte Selbstanklagen beschrieben sind. Diese Notizenbücher sieht die Welt nicht, sie sind eingeschlossen und verborgen im menschlichen Herzen, sie blättern sich aber oft von selbst auf.

Es war im Herbst, wo die gelben welken Blätter niederfallen als Zeugen vergangener Kraft und Schönheit, als eine junge Frau um die Mitternachtstunde am Bett ihres sterbenden Kindes saß. Das abgehärmte Gesicht der das von Krämpfen heftig zusammengeschüttelte Kind mit Thränen beobachtenden und es liebkosenden Frau stand im schreiendsten Widerspruche mit der Einrichtung des Zimmers, welche den Ausdruck des Angenehmen und Augeerfreuenden in sich vereinte. Es war eines der schönen Fremdenwohnungen im Englischen Hofe zu Homburg. Die Badesaison hatte lange schon ihr Ende erreicht, aber das Spiel fesselte noch viele Fremde. Es ist der traurige Vorzug dieses Bades, seinen Besuchern Himmel und Hölle zugleich bieten zu dürfen: die köstlichen, dem kranken Menschenleib Heilung und neue Lebenskraft gebenden Quellen und die grünen Tische, wo Spielwuth in wenigen Stunden menschliches Lebensglück untergräbt und Familien, deren Väter dem abscheulichen Laster des Spieles fröhnen, auf immer elend macht.

Die Uhr schlug neun. Gleichzeitig mit dem letzten Schlage verschied das Kind unter starken Zuckungen; die Frau schrie im Schreck laut auf und drückte ihr von Thränen überströmtes Gesicht auf das von kaltem Angstschweiße bedeckte Antlitz des eben verstorbenen Kindes. Ein Bedienter trat herein und blieb theilnahmlos hinter der Frau am Tische stehen. „Auch Du mußtest mir genommen werden! Du, die einzige Freude meines Lebens!“ rief die Frau, sich nach langer Zeit aufrichtend und die Hände verzweiflungsvoll ringend.

„Das ist recht gut, daß die kleine Kranke gestorben ist, 's wär' so nicht viel Gutes aus ihr geworden,“ redete der Bediente.

Die Frau wendete sich, entsetzt von dieser abscheulichen Aeußerung, nach dem Sprechenden um. „Du Ungeheuer!“ rief sie ... „Das konntest Du mir, der jammernden Mutter, und jetzt sagen! Wenn Gott diesen Spott in die Waagschaale Deiner Sünden wirft, so muß sie in den Pfuhl der Verdammniß hinuntersinken.“

„Da werden wir wohl auch dabei sein," antwortete der Mensch frech. „Was wollen Sie denn übrigens, Madame Brand? Sie denken wohl, ich fahre in's erste beste Mäuseloch hinein aus lauter Angst, daß Sie mich lieber beim Kukuk, als hier sehen? Schneiden Sie sich nicht, ich weiß schon, wie ich mit dem Herrn stehe. Der darf nicht den Mund austhun, ich habe ihn im Sacke, merken Sie sich Das. Mit Ihrer Großthuerei kommen Sie bei mir nicht an. He, das müßte komisch aussehen, wenn Sie mich fortjagen wollten und ich zu Ihrem Herrn Gemahl sagte: »Bezahlen Sie mich erst und geben Sie mir auch das Geld zurück, was Sie vor drei Wochen aus meinem Koffer gestohlen haben, während ich nicht zu Hause war.«"

„Herrgott!" schrie die Frau auf.

„Davon wissen Sie nichts? nanu ... ich glaubte, Sie hätten in Ihrer großen Tugend es für ganz scharmant gefunden, mich betrogen zu wissen. Wenn mir der Herr nicht übermorgen das gestohlene Geld und meinen rückständigen Lohn zahlt, da werden Sie mal sehen, was geschieht. Ich bin kein Dummkopf." Mit diesen Worten verließ der Drohende das Zimmer, die Frau blieb allein, wie leblos an dem Bettchen, in dem ihr todtes Kind lag. Die Gemeinheit des so eben fortgegangenen Bedienten hatte sie, wie es schien, zu jedem Ausdruck ihres großen Jammers unfähig gemacht. Daß der Elende alle Schranken der Achtung vor ihr, seiner Herrin, aus den Augen zu setzen wagte, bezeichnete die Größe ihres Unglücks. Sie gehörte zu Denen, deren letzter Halt fast vernichtet ist, die ohne Glauben, ohne Hoffnung, ohne Liebe in der Welt stehen.

Wenn je eine Stunde in ihrem Leben geeignet war, den Schmerz bitterster Erkenntniß in ihrer Seele wachzurufen, so war es die jetzige, wo sie sich an der Leiche ihres Kindes und von Allem verlassen befand, was dem Unglücklichen nur einen Schimmer von Trost verleihen kann. Welcher Rückblick in ihre Vergangenheit! Alle Lichter stolzen Glückes waren ihr erloschen, der Schulgang ihres Lebens hatte sie in einen Abgrund von Elend gestürzt, der weniger mit Worten bezeichnet, als empfunden werden konnte. Was war aus der schönen stolzen Feodora geworden! Die Frau eines Spielers, dessen blinde Leidenschaft sie bereits zur Bettlerin gemacht hatte!

(Fortsetzung folgt.)

Vom Zeugen.

II.

Geordnetes bürgerliches Leben besteht nur da, wo dafür gesorgt ist, daß Angriffe auf Leben, Freiheit, Ehre und Vermögen der Staatsbürger gehörig zurückgewiesen und bestraft werden. Hierzu sind Strafgesetz und Richter bestellt; dazu aber, daß diese jenes richtig handhaben und anwenden können, tragen wesentlich bei — die Zeugen.

In einem früheren Aufsatze (Nr. 4) ist gesagt worden, warum sie so wichtig sind und wie im Allgemeinen ein Zeuge sich zu verhalten hat. Bei der Bedeutung und Gemeinnützigkeit der Sache lohnt sich's wohl der Mühe, etwas ausführlicher zu sagen und zu hören, was Rechtens ist vom Zeugniß in der Hauptverhandlung.

Ist nämlich eine solche anberaumt, so reicht der Staatsanwalt ein Verzeichniß der Zeugen ein, die geladen und öffentlich befragt, oder auch — falls die in der Voruntersuchung befragten Zeugen gestorben sind oder im Auslande wohnen — deren frühere Aussagen aus den Protokollen vorgelesen werden sollen. Der Vorsitzende des Gerichts kann auf diesem Verzeichnisse noch andere Zeugen benennen, namentlich wenn er es zur Vertheidigung des Angeklagten für angemessen hält. Und von diesem Verzeichnisse bekommt der Angeklagte eine Abschrift, damit er auch weiß, wer gegen ihn zeugen werde. Gleichzeitig werden ihm drei Tage Bedenkzeit eingeräumt, um die Zeugen zu benennen, welche er selbst noch außerdem abgehört wissen will. Glaubt der Vorsitzende, daß diese nachträglich vom Angeschuldigten benannten Zeugen die bessere Aufklärung der Sache befördern werden, so muß er auch diese zur Hauptverhandlung laden; hält er aber ihre Befragung für überflüssig, dann steht es zwar dem Angeklagten frei, sie dennoch gerichtlich vorladen zu lassen, nur muß er in diesem Falle die Kosten ihrer Vorladung im Voraus erlegen, auch sofort die Zeugengebühren zahlen oder nachweisen, daß die Zeugen darauf verzichten. Würde freilich eine solche Vorladung zu viel Zeit in Anspruch nehmen und die Hauptverhandlungen über die Gebühr verzögern, dann müßte sie unterbleiben.

Diese Bestimmung ist viel freisinniger, als die des französischen Rechtes, welche in dem Berger'schen Prozeß vor einigen Wochen auf eine, das Rechtsgefühl allerdings unangenehm berührende Weise zur Geltung kam. Dort hat nämlich nicht, wie bei uns, der Gerichtsvorsitzende, sondern der, als Gegner des Angeschuldigten wider denselben von vornherein immerhin eingenommene Staatsanwalt die Entscheidung darüber: ob die Vertheidigungszeugen vorgeladen werden sollen oder nicht. Und in jenem Falle hatte Berger 60 Zeugen benannt, der Staatsanwalt aber diese sämmtlich abgelehnt. Wahrscheinlich hätte keiner von ihnen etwas zur Sache Gehöriges aussagen, sondern höchstens nur angebliche Scandalgeschichten aus dem Leben der von Berger angegriffenen Geistlichen bloßlegen können. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß, selbst wenn jene Scandalgeschichten in Wahrheit beruhten, deshalb doch Mord Mord bleibt, und Berger trotzdem weder dem Schuldig der Geschwornen, noch dem Todesspruche der Richter hätte entgehen können. Ob aber, namentlich in Anbetracht der schweren Anklage, nicht der Gerichtsvorsitzende, falls die Entscheidung über Vorladung der 60 Zeugen von ihm abhängig gewesen, von milderen Grundsätzen ausgegangen wäre, ob er namentlich nicht mindestens einen Theil der Entlastungszeugen vorgeladen hätte, und wäre es auch nur in der Absicht, dem mit Todesstrafe Bedrohten die Ueberzeugung unparteiischer Rechtspflege zu gewähren: — das scheint denn doch sehr wahrscheinlich. Mindestens würde in Sachsen — dem Scheusale wie Berger und Verhältnisse wie die, welche jenen zum Scheusal gemacht, ewig fern bleiben mögen und werden — der Gerichtsvorsitzende eben in dieser Abweichung unseres Gesetzes von dem französischen genügenden Grund finden, in Zweifelsfällen die vom Angeklagten gewünschten Zeugen lieber vorzuladen, als abzulehnen und von den zwei Gefahren, daß ein überflüssiger Zeuge abgehört und daß ein Zeugniß von günstigem Belang dem Angeklagten entzogen wird, jene erstere, kleinste Gefahr zu wählen. Und wer den bisherigen Verhandlungen, z. B. unseres Dresdner Bezirksgerichts, aufmerksam gefolgt ist, der wird gefunden haben, daß die Gerichtsvorsitzenden von ihrer Ablehnungsbefugniß den seltensten Gebrauch machten, und daß oft Zeugen über Dinge Auskunft gaben, auf die nichts ankam. Das mag manchmal für die Zuhörer langweilig sein, aber für den Angeklagten konnte es eine Wohlthat werden. Und oft fand sich doch schon ein Körnlein unter der Spreu angeblich unnützer Zeugenaussagen.

Andere Zeugen als der Staatsanwalt im Verzeichnisse und der Angeklagte in seinem Antrage benannt hat, dürfen beide später nicht mehr aufführen. Nur der Vorsitzende kann selbst in der Hauptverhandlung noch Zeugen vorführen lassen und befragen.

Die Zeugen werden schriftlich zur Hauptverhandlung vorgeladen und wenn sie zu den Personen gehören, die das Zeugniß ablehnen dürfen (siehe S. 31 d. Bl.), so werden sie in der Vorladung auch nochmals darauf aufmerksam gemacht.

In der Hauptverhandlung werden sie aufgerufen und dann angewiesen, sich in das Zeugenzimmer zu verfügen. Nur vom Verletzten, also in einer Untersuchungssache wegen Diebstahls z. B. vom Bestohlenen, kann das Gericht verlangen, daß er gleich von Anfang an im Gerichtssaale bleibe. Es geschieht das aus dem Grunde, weil gerade die Anwesenheit des Be-

schädigten den Angeklagten und die Zeugen zur Angabe der Wahrheit veranlassen sollte, da sie von ihm am ehesten sofortige Lügenstrafe zu befürchten haben. Andererseits fällt auch in solchen Fällen, wo der Beschädigte nichts weiter zu thun hat, als das ihm Entwendete als sein Eigenthum anzuerkennen, jeder Grund für seine Verweisung in ein Zeugenzimmer weg. In diesem dürfen die Zeugen bei 5 Thaler Geld- oder 24 Stunden Gefängnißstrafe über den Gegenstand ihres Zeugnisses nicht mit einander sprechen, auch nicht von da nach außen hin verkehren. Steht zu befürchten, daß ein Zeuge dies dennoch thun werde, so kann ihn der Vorsitzende getrennt von den übrigen in ein besonderes Zimmer bringen lassen. Erst wenn die Zeugen abgetreten sind, wird das Erkenntniß, auf dessen Grund die Hauptverhandlung anberaumt ist, vorgelesen. Das geschieht in Abwesenheit der Zeugen, damit diese nicht durch den Inhalt des Erkenntnisses wider den Angeklagten voreingenommen werden. Erst wenn dieser abgehört ist, kommen die Zeugen daran, einzeln, wie sie der Richter hervorrufen läßt. Der vorgetretene Zeuge muß selbstverständlich mit dem Gesicht den Richtern zugewendet stehn. Die Achtung vor dem Gesetz erfordert es, daß der Zeuge, während er vernommen wird, stehe. Und nur wenn die Befragung gar zu lange dauert, oder der Körper- und Gesundheitszustand des Zeugen dies nöthig macht, oder wenn der Zeuge seiner amtlichen und beruflichen Stellung (zur Untersuchung) nach Rücksicht erfordert, z. B. wenn ein Geistlicher über die Religiosität des Angeklagten befragt wird, verstattet ihm das Gericht, sich auch während der Befragung zu setzen. Der Richter erinnert den Zeugen an seine Pflicht zur Wahrheitsangabe und nimmt ihm den Zeugeneid ab, der das Versprechen enthält: durchgängig die Wahrheit zu sagen und wissentlich etwas zur Sache Gehöriges nicht zu verschweigen. Hat aber der Zeuge ausnahmsweise schon in der Voruntersuchung geschworen, so verweist ihn der Richter nur auf den geleisteten Eid, und das hat die Wirkung, daß, wenn der Zeuge nunmehr eine Unwahrheit sagt, er sich des Meineids schuldig macht, geradeso, als wenn er eben erst geschworen hätte. Weil aber der Eid heilig gehalten und nur auf die nöthigsten Fälle beschränkt werden soll, so findet die vorgängige Vereidung nur dann statt, wenn das Gericht den Zeugen für unverdächtig hält und voraussetzt, daß seine Aussagen von Einfluß auf die Sache sein werden. Liegt dagegen Verdacht wider die Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe des Zeugen vor, oder zweifelt das Gericht an der Erheblichkeit seiner Aussage, so kann es ihn erst befragen und dann je nach Umständen ihn nachträglich vereiden, oder dies auch ganz unterlassen. Endlich wird aber auch das Gericht von der Vereidung eines Zeugen absehen, wenn es zur Feststellung seiner Ueberzeugung nicht erst noch der Zeugenaussage bedarf. Es müssen aber in diesem Falle der Staatsanwalt und der Angeklagte sich damit einverstanden erklären. Ueberhaupt werden diese beiden jedes Mal vor der Vereidung eines Zeugen befragt, ob sie Einwendungen dagegen vorzubringen haben. Widerspricht der Angeklagte der Vereidung, so entscheidet das Gericht sofort darüber, und wenn es die Einwendung verwirft: dann bleibt dem Angeklagten nichts übrig, als die Nichtigkeitsbeschwerde gegen das Straferkenntniß.

Während der Zeuge schwört, erheben sich sämmtliche bei der Verhandlung Betheiligte von ihren Sitzen. Nach durchgängigem, lobenswerthen Brauche findet das Gleiche auch in den Zuhörerräumen statt. Hierauf wird der Zeuge befragt, und wenn er abweicht von Dem, was er früher ausgesagt, so wird er auch hierüber zur Erklärung veranlaßt. Ist dies erfolgt, so fragt der Vorsitzende den Angeklagten, ob er auf Dasjenige, was so eben angeführt worden, etwas zu entgegnen habe. Und hiermit beginnt, wenn die Vertheidigung in den Händen eines geschickten Sachwalters und der Fall danach ist, in der Regel der schwierigste und bedeutungsvollste Theil der Vertheidigung: nämlich die Fragstellung, die von weit größerem Nutzen für den Angeklagten werden kann, als die schönste Vertheidigungsrede. Denn durch dergleichen gewandte Fragen sucht der Vertheidiger den Zeugen in Widersprüche zu verwickeln, aus denen sich seine Lügenhaftigkeit oder seine Unkenntniß ergiebt. Diese Fragen stellt der Vertheidiger nicht unmittelbar an den Zeugen, wie das in England der Fall ist, sondern durch den Vorsitzenden. Und wenn dieser die Frage nicht für völlig überflüssig oder sonst ungehörig hält, fordert er den Zeugen auf, sie zu beantworten. Das braucht der Zeuge aber nicht zu thun, wenn er seine eigne Schande enthüllen oder Etwas sagen müßte, was ihm unmittelbaren großen Geldnachtheil bringt. Ueberhaupt muß ein rechtschaffener Zeuge sich's wohl überlegen, ehe er antwortet, und namentlich dann, wenn die Frage von einem tüchtigen Vertheidiger herrührt. Versteht sich, daß er die Wahrheit sagen muß; aber er hat auch darauf zu achten, daß ihn die Antwort nicht fängt und mit seiner vorherigen Aussage — welche er gewissenhaft und wahrhaftig abgelegt — in Widerspruch bringt. Dabei zeigt sich aber auch, wie vortrefflich das neue Verfahren ist. Sonst mochte ein Zeuge sagen, was er wollte — höchstens erfuhr es der Angeklagte im Gegenverhör; sein Vertheidiger dagegen nie eher, als wenn es eben zu spät war: nach Schluß der Acten, nachdem der Zeuge befragt und vereidet, möglicherweise gar nicht mehr aufzufinden war. Und trug der Vertheidiger dann auch wiederum auf nachträgliche Befragung des Zeugen über diesen oder jenen, seinem Schützlinge günstigen Umstand an: so war er wieder nicht bei der Abhörung zugegen, also weder im Stande, neue Fragen, die aus der Beantwortung der alten sich ergaben, sofort zu stellen, noch in der Lage, zu beurtheilen: ob das Protokoll die Zeugenaussagen richtig wiedergab. Sonst konnte ferner ein Zeuge, der schlecht genug war, sein Müthchen an dem Angeklagten auf die gewissenloseste Weise zu kühlen, wider denselben sagen, was er und wie er es wollte; er hatte höchstens, wenn seine Aussage gar zu unwahrscheinlich klang oder seine rachsüchtige Gesinnung zu offen hervortrat, Vorhalt des Untersuchungsrichters und im Gegenverhör Lügenstrafe des Angeklagten zu befürchten. Jetzt treibt ihn der eifrige Vertheidiger durch seine Fragen so in die Enge und dies noch dazu in offener Versammlung, daß ein solcher pflicht- und ehrvergessener Zeuge entlarvt und vernichtet dasteht, nicht blos verachtungswürdiger, sondern auch wirklich verachteter als der Angeklagte selbst.

Wie der Vertheidiger, so kann auch der Staatsanwalt durch den Mund des Richters Fragen an den Zeugen stellen. Und wenn dies Kreuzverhör zu Ende, dann wird der Zeuge noch gefragt, ob er sonst etwas seiner Aussage hinzuzufügen habe, oder ob er bei ihr allenthalben stehen bleibe.

Hiermit ist die Befragung des Zeugen zu Ende, und er wird nun veranlaßt, sich auf dem für die Zeugen bestimmten Platze niederzulassen. Er bleibt dann im Gerichtssaale bis zum Schluß der Verhandlung. Und das geschieht, damit er die Aussagen der anderen, nach ihm abzuhörenden Zeugen und des Angeklagten anhöre, und jederzeit im Stande sei, dieselben auf Grund seiner Kenntniß von der Sache zu berichtigen; seine eigene Angabe, wenn sie etwa falsch gedeutet werden sollte, näher zu erklären, und wenn sonst der Richter noch eine Frage an ihn zu stellen hat, dieselbe zu beantworten. Es kann auch vorkommen, daß ein Zeuge in reinster und gewissenhaftester Absicht ausgesagt, und doch sich geirrt und übereilt hat, und daß er dessen erst später im Laufe der weiteren Verhandlung inne wird. Dann darf der Zeuge sich nicht scheuen, seinen Irrthum, so bald er ihn einsieht, auch offen einzugestehen. Und aus all' diesen Gründen muß der Zeuge recht aufmerken auf das, was verhandelt wird. Und kommt etwas vor, was ihn selbst zu einer Erklärung, Berichtigung u. s. w. nöthigt, so darf er freilich nicht ohne Weiteres hineinreden, sondern er muß, etwa durch Erheben von seinem Sitze oder Vortreten, dem Vorsitzenden bemerklich machen, daß er um das Wort bitte. Mit anderen Zeugen oder gar mit dem Angeklagten darf er aber auch während dieser Zeit nicht sprechen. Es könnte indeß der Vorsitzende aus irgend einem Grunde für nöthig erachten, einen Zeugen während der

Befragung eines andern einstweilen abtreten zu lassen. Das geschieht z. B., wenn zu befürchten steht, es werde sich der eine Zeuge durch die Anwesenheit des andern, von dem er vielleicht abhängig ist, in seiner Aussage beirren lassen. In solchen Fällen muß der Zeuge nicht etwa meinen, es sei das Abtreten für ihn eine Beleidigung. Ist dann die Befragung, bei welcher der Zeuge nicht zugegen sein sollte, vorüber, so wird er wieder in den Sitzungssaal eingelassen. Es steht aber auch dem Vorsitzenden frei, einen Zeugen auf sein Nachsuchen dringender Geschäfte wegen auch schon unmittelbar nach der Befragung dann zu entlassen, wenn der Staatsanwalt und der Angeklagte nichts dawider haben.

(Schluß folgt.)

Dresden, den 26. Februar.

— Der Herr Minister von Zschinsky war zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit nach Vevay am Genfer See in der Schweiz und von da bei dem Eintritte der rauhen Witterung nach Nizza gegangen. Das dasige milde Klima hat dem Herrn Minister wesentliche Dienste geleistet und ihn außerordentlich gestärkt, so daß wir seine völlige Wiederherstellung hoffen können. In den letzten Tagen sind Briefe von ihm hier angekommen, aus denen hervorgeht, daß seine Gesundheitsverhältnisse täglich sich mehr und mehr bessern.

— „Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht." Mit diesen Worten leitete der Herr Staatsanwalt Metzler am 24. d. M. seinen Vortrag ein in der Untersuchungssache wider den vormaligen Wildprethändler Röllig, dessen „Zuhälterin," die verwittwete Klotzsche, den Zimmermeister Preißler und den Handarbeiter Voigt. Alle Vier wohnten zusammen in Einem Hause auf hiesiger Rampischen Gasse und waren vor dem hiesigen königl. Bezirksgericht wegen Wilddiebstahls in Untersuchung gekommen. In deren Folge fand am vergangenen Montag und Dienstag die öffentliche Verhandlung statt, an welcher zum ersten Male vier Vertheidiger, die Herren Adv. Dr. Schaffrath, Fränzel, Zumpe II. und Matthäi zusammen theilnahmen. Die Sache war an sich sehr einfach, und nur die Rücknahme früherer Geständnisse seiten der Angeklagten, die Beschuldigungen, welche der Untersuchungsgenosse Preißler wider den Hauptangeklagten Röllig und die Klotzsche erhob, sowie endlich die scharfsinnige Vertheidigungsfragstellung machten die Verhandlung umfänglich. Röllig hatte im Mai v. J. im Tharander Walde einen Hirsch geschossen, denselben ausgeweidet und Stücke davon unter Mithilfe seines damaligen Begleiters Voigt an dem nämlichen Tage, den Rest aber an dem darauf folgenden mit Hilfe Preißlers in ein Versteck bei Löbtau geschafft. Später hat er die Wildstücken gemeinschaftlich mit der Klotzsche von da abgeholt. Die Klotzsche hat Stücken davon an eine hiesige Wildprethändlerin für 7 Thlr. 10 Ngr. verkauft. Als sie, wahrscheinlich zu gleichem Zwecke, mit den andern Stücken aus einer Droschke an der Löwenapotheke stieg, ward sie angehalten und die Sache entdeckt. Dieselbe Wildprethändlerin bezeugt auch eidlich, daß ihr die Klotzsche um die nämliche Zeit einen Rehbock für 6 Thlr. verkauft habe. Während hiernach nun der Verdacht auch einer zweiten Wilddieberei wider Rölllig und Genossen auftauchte, wollte Preißler sogar von Rölllig gehört haben, wie er bereits 30 bis 40 Stücke Wild aus dem Tharander Walde geholt habe. Den Hirsch hatte Rölllig als 90 Pfund schwer angegeben; danach tarirte Herr Oberförster Kreuz ihn, der natürlich nicht mehr vorhanden war, auf 12 bis 13 Thlr., nach Umständen aber auch nur 6 bis 7 Thlr. werth. Die Tochter Röllligs, erst 16 Jahre alt, also noch eidesunmündig, machte als Zeugin unter Thränen Mittheilungen, freilich nicht gegen ihren Vater, das lehnte sie ab, wohl aber gegen die Klotzsche, welche mit Rölllig — gemeinschaftliche Kasse geführt, diesen bei sich wohnen, überhaupt aber das Regiment im Hause hatte. Die beiden Anderen, Voigt und Preißler, waren für ihre Mithilfe bezahlt worden. Die Reden der vier Vertheidiger nahmen eine geraume Zeit in Anspruch. Dennoch folgte ihnen die aufmerksame Theilnahme der zahlreichen Zuhörerschaft. Das galt namentlich von der mehr als einstündigen meisterhaften Rede des Dr. Schaffrath, von der nur der etwas zu scharfe Eingang und der selbstverständliche Hinweis darauf, daß der Vertheidiger mit gleicher Wärme eines Jeden, des Bauern wie des Bettlers, des Grafen wie des Fürsten sich annehmen solle, hinwegzuwünschen waren. Da die Klotzsche ihr früheres Geständniß widerrufen, hatte der Staatsanwalt die einzelnen von ihr zugestandenen Umstände als Indicien zusammengestellt, aus denen ihre Schuld sich ergäbe. Höchst scharfsinnig wies nun der Vertheidiger an jedem einzelnen Umstande nach, wie er die Schuld nicht beweise. Aber daß sie alle zusammen nicht die Klotzsche überführten, das darzuthun vermochte er freilich nicht. Das Gericht erachtete nur den Hirschdiebstahl für erwiesen und verurtheilte Rölllig in 6 Monate Arbeitshaus, Voigt in 12, die Klotzsche in 8 und Preißler in 3 Wochen Gefängniß. Die Strafen sind noch nach dem alten Criminalgesetzbuch ausgeworfen, weil das Verbrechen vor dem 1. Oct. v. J. verübt ward, und Wilddiebstahl nach dem alten Strafgesetz milder bestraft wird, als nach dem jetzt geltenden. Manche Leute meinen zwar, Wildern das sei nicht so straffällig. Aber das ist ganz falsch. Es ist Diebstahl, noch dazu „mit erschwerenden Umständen." Das Wild gehört nicht dem ersten Besten, der's erlegt, das mochte gelten zu Nimrod's Zeiten; heutzutage, wo wir geordnete Zustände haben, wo unsere Landleute auch nicht mehr von der „Jagdraupe" geplagt werden, da haben in Staatswaldungen außer dem König und seinem Gefolge nur die Forstbeamten, auf Privatgrundstücken aber, falls sie kleiner als 300 Acker sind und ihren Eigenthümern nicht schon vor dem 2. März 1849 das Jagdrecht zu eigener Ausübung zustand, nur Diejenigen ein Recht, Wild zu erlegen, welche das betr. Jagdrevier von den Eigenthümern des Grund und Bodens erpachtet haben und mit Jagdkarten versehen sind. Jeder Andere, der es ohne Erlaubniß dieses Jagdberechtigten auf dessen Revier thut, und wäre es der Grundeigenthümer selbst, ist ein Wilddieb und wird als solcher bestraft.

— Unsere geneigten Leser machen wir auf die vortrefflichen Leistungen der gegenwärtig hier befindlichen Kunstreitergesellschaft des Herrn E. Wollschläger aufmerksam, welche mit den ausgezeichneten Productionen, die wir im Renz'schen Circus gesehen, wetteifern und diese selbst in mehrfacher Beziehung übertreffen. Ein eben so gewähltes als reichhaltiges Programm, prächtige Pferde, höchst elegante Garderobe, sowie Anmuth, Kühnheit und Präcision in der Darstellung der einzelnen Piecen gewähren dem Zuschauer jedenfalls einen unterhaltenden und genußreichen Abend. Auch ist durch eine höchst wirksame Komik für die Lachlustigen gesorgt, wozu der kleine Admiral Tom Pouce, welcher vom Haupt bis zur Zehe kaum eine Elle mißt, durch seine angenehme Erscheinung und seine pantomimischen Productionen nicht wenig beiträgt. Das hiesige Publikum lohnt die Bemühungen des Herrn Wollschläger allabendlich durch zahlreichen Besuch und wir empfehlen auch den Bewohnern der Provinz und der hiesigen Umgegend, diesem Beispiele bald zu folgen, da der Aufenthalt der Gesellschaft in hiesiger Residenz nur kurze Zeit dauern wird.

— Im Interesse einer von schwerem Unglücke heimgesuchten rechtschaffenen Familie erwähnen wir eines Hilferufs, welcher von dem Gerichtsamtmann Fiedler in Sayda und mehreren anderen Menschenfreunden in öffentlichen Blättern erlassen wird. In demselben heißt es: „In der Mitternachtsstunde vom 6. zum 7. Februar d. J. gerieth plötzlich eine Mühle in Böhmisch-Georgenthal, hart an der Grenze bei Kämmerswalde im Erzgebirge gelegen, welche der in Neuhausen bei Purschenstein heimathsangehörige Müller und Bäcker, Friedrich Fürchtegott Schuffenhauer mit seiner Familie als Pachter bewohnte, in Flammen. Das Gebäude, alt, ganz von Holz erbaut, stand bald in voller Gluth. Die Bewohner, im ersten festen Schlafe überrascht, konnten kaum halb nackt in's Freie sich retten. Aber — noch fehlen ihnen drei Kinder; der Vater eilt zurück in's brennende Haus, sie zu holen, bald ruft er jammernd nach Hilfe; die Mutter stürzt, den Gatten und die Kinder zu retten, in die Flammen hinein: da bricht das Gebäude zusammen und begräbt sie Alle in seiner Gluth, — Vater, Mutter, Sohn und Toch-

ter, — der Vater von 45, die Mutter von 40, die Tochter von 16, der Sohn von 5 Jahren. Halb nackt und sehr verbrannt an Arm und Kopf rettet sich ein Sohn von 12 Jahren durch eine Seitenthüre. Kaum sind noch menschliche Körper in den Resten der Verbrannten zu erkennen. Sechs Kinder haben Alles, Alles verloren, denn nichts, nicht einmal Kleid oder Bett konnte gerettet werden. Zwei erwachsene Töchter sind auswärts in Diensten, aber ein Knabe von 12 Jahren, eine Tochter von 10 Jahren, ein Sohn von 7 Jahren und ein Säugling von 1 Jahre haben weder Kleidung, noch Nahrung, noch Unterkommen. Die Aeltern waren fleißig, ordentlich und rechtschaffen, trugen redlich bei, in der letzten Nothzeit ihre ganz armen Aeltern zu unterstützen; Alles aber, was sie besessen, verzehrte die Gluth." Der Hilferuf wendet sich nun im Interesse der armen Waisen an die erbarmende Liebe der Väter und Mütter, welche mit Freuden ihre blühenden Kinder an's Herz drücken können, sowie an alle Menschenfreunde, welchen das Schicksal jener Unglücklichen nahe geht. In der Hoffnung, daß sich auch in unserm zahlreichen Leserkreise mildthätige Herzen finden, fügen wir hinzu, daß hier in Dresden die HH. Geh. Regierungsrath Susemihl, Kirchenrath Mev, Bezirksgerichtsregistrator Müller und Kaufmann Carl Haselhorst (gr. Meißner Gasse Nr. 22) zur Annahme milder Gaben bereit sind; auch ist die Redaction der S. Dorfzeitung gern erbötig, ihr zugehende Beiträge in d. Bl. zu berechnen und an eine jener Sammelstellen zu befördern.

Mittweida, 23. Febr. Bei dem Kupferschmiedemeister und Eisengießereibesitzer K. hier stand Auguste Wilhelmine Eger aus Oederan als Wirthschafterin in Diensten. Mit ihr hatte K's. 21jähriger Sohn, der mit in dem Hause wohnende Kupferschmiedgeselle Otto K., ein vertrautes Verhältniß angeknüpft, das nicht ohne Folgen blieb. Diesen ihren Zustand hatte die Eger ihrem Dienstherrn offenbart und Letzterer dem Sohne gedroht, ihn auf die Wanderschaft schicken zu wollen. K. jun. hatte hierauf vor etwa 8 Tagen die Eger zu dem Gebrauche eines Mittels zur Beseitigung jener Folgen bestimmen wollen, die Eger hatte dies jedoch entschieden abgelehnt. Seitdem war K. auf die Eger aufgebracht, und als er gestern Nachmittag sie allein in der Stube weiß, geht er zu ihr, fordert sie erst auf, ihm in das obere Stockwerk auf sein Zimmer zu folgen, stößt sie dann, als sie nicht Folge geleistet, meuchlings zu Boden, fällt über sie her, drückt ihr mit beiden Händen die Kehle zu und ist, als das Werk der Erdrosselung, die er wahrscheinlich schon für gelungen hält, beinahe vollbracht ist, eben im Begriff, die Eger in ein anderes Zimmer zu schleppen, als unerwartet seine 6jährige Schwester dazu kommt und ihm zuruft, was machst Du? Da läßt K. ab von seinem noch lebenden, jedoch ohnmächtigen Opfer und flüchtet in sein Zimmer, und dort fällt in dem Augenblicke, als die inzwischen aufmerksam gewordenen Nachbarsleute, um zu helfen, in das K.'sche Haus eintreten, ein Schuß, durch welchen K. selbst sein Leben endet. Die Eger befindet sich in ärztlicher Behandlung, und man hofft, sie bald wieder herzustellen.

(Dr. Journ.)

Leipzig, 19. Febr. Der sechsjährige Knabe L., Sohn eines hiesigen Schneidermeisters, hatte am 13. Febr. beim Spielen mehre viereckige Stückchen Glas, wie solche beim Lotto gebraucht zu werden pflegen, in den Mund genommen und eins derselben verschluckt. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, das im Kehlkopf steckengebliebene Glas herauszubekommen, wurde der Knabe am 16. Febr. in das Jacobshospital gebracht. Durch eine daselbst vorgenommene, in dem Aufschneiden des Kehlkopfs bestehende Operation wurde das Glas zwar beseitigt, doch ist der Knabe gestern, bald nach der Operation gestorben.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Thlr.	Weizen Ngr.	Roggen Thlr.	Roggen Ngr.	Gerste Thlr.	Gerste Ngr.	Hafer Thlr.	Hafer Ngr.	Erbsen Thlr.	Erbsen Ngr.
Dresden	Febr. 23.	von	5	10	3	10	2	25	1	14	—	—
		bis	5	15	3	15	3	5	1	24	—	—
Bautzen	Febr. 21.	von	5	—	3	5	2	25	1	12	—	—
		bis	5	25	3	15	3	2	1	20	4	5
Meißen	Febr. 21.	von	5	10	3	6	3	—	1	12	3	15
		bis	5	15	3	10	3	3	1	18	3	17
Pirna	Febr. 21.	von	4	25	3	5	2	25	1	15	3	13
		bis	5	15	3	20	3	2	1	22	3	20
Radeburg	Febr. 23.	von	5	15	3	5	2	25	1	14	4	—
		bis	5	23	3	10	3	1	1	27	—	—
Roßwein	Febr. 24.	von	5	15	3	14	2	25	1	14	3	22
		bis	6	—	3	22	3	—	1	16	4	—
Chemnitz	Febr. 21.	von	5	25	3	20	3	—	1	18	3	25
		bis	6	—	4	—	3	7	1	22	4	5

Dresden. Das Schock Stroh — Thlr. — Ngr. bis 5 Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu 1 " — " " 1 " 5 "
Radeburg. Heidekorn 2 Thlr. 28 Ngr. bis 3 Thlr. 8 Ngr.
Eingegangen: 257 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 21. bis mit 23. Febr. 1857.
die Kanne 16 Ngr. — Pf. bis 17 Ngr. — Pf.
— in Pirna (21. Febr.) 15 " — " " 17 " — "
— in Roßwein (24. Febr.) 14 " — " " 16 " — "
— in Chemnitz (21. Febr.) 18 " — " " 19 " — "

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 15 Ngr. — Pf. Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.
Ausländ. große Caff.-Anweis. und Bank-Noten 99½.
Dresden, den 26. Febr. 1857.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 9 und eine Beilage.)

Freitag, Nr. 10. 6. März 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition, kl. Meißn. Gasse Nr. 8, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Die längst erwartete Rückantwort Dänemarks auf die von Oesterreich und Preußen wegen der deutschen Herzogthümer erlassenen Noten ist endlich eingegangen. Was man bis jetzt über den Inhalt derselben vernimmt, lautet indessen wenig befriedigend. Die dänische Regierung hat, wie der „Nord" versichert, die Forderung der beiden deutschen Großmächte verworfen und die Einmischung des deutschen Bundestages abgelehnt, unter dem Hinzufügen, daß der König entschlossen sei, die Rechte aufrechtzuerhalten, „die er von Gott und der Nation erhalten habe." Nach anderen Angaben soll die dänische Antwort noch keinen ganz definitiven Charakter an sich tragen; vielmehr in der Absicht des Kopenhagener Kabinets liegen, sich in der obschwebenden Streitfrage auch noch ferner den Weg der Unterhandlungen mit den deutschen Mächten offen zu halten. Es habe daher unter Vermeidung einer directen Ablehnung der gestellten Forderungen seine Bereitwilligkeit zu einer näheren Verständigung über die einzelnen Beschwerdepuncte dargelegt. Es wird sich wohl bald zeigen, welche von diesen beiden Angaben die richtige ist; schon jetzt kann man aber annehmen, daß es selbst im günstigsten Falle wohl noch lange dauern dürfte, ehe den gerechten Beschwerden der deutschen Bevölkerung Abhilfe zu Theil wird. — Die in **München** versammelte dritte deutsche Postconferenz hat am 28. Febr. ihre Berathungen beendigt und die von ihr angestrebten Resultate sind insgesammt erreicht worden. Die getroffenen Vereinbarungen beziehen sich auf eine durchgreifende Reform des Fahrpostwesens, und soll der betreffende Vertrag bis zum 15. Juni d. J. allseitig ratificirt werden, um mit dem 1. Jan. 1858 in's Leben treten zu können.

Während sich hier und da das Bestreben kund giebt, auch die harmlosesten Volksvergnügungen möglichst zu beschränken, ist im Großherzogthum **Baden** neuerdings eine Verordnung ergangen, welche in der Abhaltung der allgemeinen Kirchweihfeste eine größere Freiheit eintreten läßt. Zugleich ist den Polizeibehörden empfohlen worden, bei Volksbelustigungen dem Frohsinn und der angemessenen Erheiterung einen möglichst unbeengten Spielraum zu gewähren. — Die holländische Regierung steht im Begriff, im Großherzogthum Baden, in der Stadt Lörrach, dicht an der Schweizer-Grenze, ein Werbedepot einzurichten, um Freiwillige für die überseeischen Besitzungen Hollands anzuwerben. Das Depot soll schon am 15. März eröffnet werden.

Die an verschiedenen Orten von der orthodoxen Geistlichkeit gemachten Versuche, anstatt der im Gebrauch befindlichen Gesangbücher veraltete Liedersammlungen, welche ihrer kirchlichen Richtung mehr entsprechen, in den Schulen und Gemeinden einzuführen, hat auch in **Hannover** zu Conflicten geführt. Das Consistorium zu Osnabrück hat die Lehrer autorisirt, alle Aeltern, die ihren Kindern kein neues Schulgesangbuch kaufen, beim Gericht zu verklagen und dieselben durch einen Strafbefehl zur Anschaffung jener zu zwingen. Unterdessen sind die Schulen dieser Sache wegen in Unordnung, viele Leichen werden ohne Gesang und Rede beerdigt, und die Gebühren bleiben unbezahlt.

Preußen. Das Haus der Abgeordneten hat nach einer speciellen Berathung aller einzelnen Paragraphen des Ehegesetzentwurfs (s. Nr. 9), bei der am 4. März erfolgten Abstimmung über die gesammte Vorlage, letztere mit 173 gegen 134 Stimmen **abgelehnt**, und es wird sonach vor der Hand beim Alten bleiben, da die Regierung erklärt hat, daß sie, nachdem das Gesetz zweimal vorgelegt worden, eine neue Vorlage nicht einbringen werde. Außer der liberalen Partei und den Katholiken stimmten auch Abgeordnete aus allen anderen Fractionen gegen das Gesetz und selbst der Führer der Kreuzzeitungspartei, Hr. v. Gerlach, welcher die Annahme desselben am eifrigsten erstrebte, sah sich von einzelnen seiner Genossen bei der Abstimmung verlassen.

Oesterreich. Die erwarteten kaiserlichen Verfügungen in Betreff der künftigen Verwaltung des lombardisch-venetianischen Königreichs sind am 28. Februar erschienen. Hiernach wird der Erzherzog Ferdinand Maximilian zum Generalgouverneur des gedachten Königreichs ernannt und als Stellvertreter des Kaisers mit den erforderlichen Vollmachten ausgestattet, damit derselbe, wie es in dem kaiserlichen Handschreiben heißt, im Stande sei, „über einen gesetzmäßigen und gerechten Vorgang, sowie über die rasche Förderung der Geschäfte in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung mit Erfolg zu wachen, in Allem, was die geistige und materielle Entwickelung des Landes betreffe, die sich ergebenden Bedürfnisse wahrzunehmen und in den zu deren Befriedigung dienenden Maßregeln und Einrichtungen rechtzeitig die Initiative zu ergreifen." Der Erzherzog soll abwechselnd in Mailand und Venedig residiren. In einem zweiten Handbillet wird die erbetene Enthebung des greisen Feldmarschalls Grafen Radetzky von dem Posten eines Armeecommandanten und Generalgouverneurs des lombardisch-venetianischen Königreichs in sehr anerkennenden Ausdrücken gewährt. Ein drittes Handbillet ernennt Gyulay zum Commandanten des 2. Armeecorps und zum commandirenden General in mehrgenanntem Königreiche, sowie in Kärnten, Krain und deren Küstenlande. — Der Kaiser hat am 2. März Mailand verlassen; unter den wichtigen Maßregeln, welche man nach der Rückkehr des Hofes nach Wien erwartet, wird insbesondere der Befehl zu einer erheblichen Reduction der Armee gerechnet.

Schweiz. Wenn auch in voriger Woche die aus Paris kommenden Nachrichten versicherten, die Neuenburger Frage habe endlich eine etwas günstigere Wendung genommen, und es werde nunmehr die Unterhandlung bald ins richtige Gleis kommen, so ist doch bis jetzt von einer solchen Veränderung noch nichts zu verspüren gewesen. Es wird vielmehr versichert, daß Preußen jedweden directen diplomatischen Verkehr mit der Schweiz zurückgewiesen habe, und seine Bedingungen nur der Pariser Conferenz vorlegen wolle. Bis zum 1. März war aber der Bundesrath noch gar nicht zur Beschickung dieser Conferenz eingeladen, und es ist anzunehmen, daß sich die Eröffnung der letzteren noch länger verzögern werde. Wie verlautet, erblickt Preußen in der Verbannung der bei dem Neuenburger Putsche betheiligten Angeklagten keine vollständige Amnestie und somit keine unbedingte Erfüllung seiner an die Eidgenossenschaft gestellten Forderung; außerdem werden aber

auch die Bedingungen, unter welchen der König auf Neuenburg verzichten will, den Unterhandlungen noch mannichfache Schwierigkeiten bereiten. — Die ausgewiesenen Royalisten halten sich meistentheils in Morteau an der französischen Grenze auf, und ihr Verhalten giebt den schweizerischen Blättern Anlaß zu der Anklage, daß sie eine neue Störung der Ruhe im Kanton Neuenburg beabsichtigten. Man wirft ihnen vor, daß sie Abzeichen und Fahnen führen und in Neuenburg Werbungen für ihre Putschpläne vornehmen; auch will man unter der im Kanton befindlichen royalistischen Partei verdächtige Bewegungen bemerkt haben. Es mag in diesen Angaben wohl etwas Uebertreibung liegen, denn ein neuer Aufstandsversuch wäre jedenfalls wahnwitzig zu nennen. Doch ist es Thatsache, daß sich der Municipalrath von Neuenburg infolge jener Vorgänge durch eine außerordentliche Militärcommission verstärkt hat; zugleich wurde ein Aufruf an die Bevölkerung gerichtet, worin vor den Aufstandsversuchen der Royalisten gewarnt wird.

Italien. Die schon lange zwischen Oesterreich und Sardinien bestehende Spannung hat neuerdings in einem Notenwechsel der beiderseitigen Regierungen einen ziemlich scharfen Ausdruck gefunden, welcher von mehreren Seiten als sicherer Vorbote des bevorstehenden Abbruchs aller diplomatischen Verbindung zwischen beiden Höfen betrachtet wird. In einer vom Grafen Buol unterzeichneten und an den österreichischen Gesandten in Turin gerichteten Note wird nämlich die jetzige Lage der Lombardei als eine bedeutend bessere geschildert, zugleich aber hinzugefügt, daß, wenn es dort noch immer eine Partei gebe, welche der Herrschaft Oesterreichs widerstrebe, die Schuld vorzugsweise den Aufreizungen der piemontesischen Presse, sowie anderen von außenher gegen die österreichische Politik hervorgerufenen Kundgebungen zuzuschreiben sei. Allen diesen Demonstrationen gegenüber verhalte sich die sardinische Regierung passiv und der Kaiser von Oesterreich sei es seiner eigenen Würde schuldig, dieselbe von der Entrüstung in Kenntniß zu setzen, welche die Gesammtheit ihres Verfahrens hervorgerufen habe. Schließlich wird angedeutet, daß, wenn keine genügende Garantie gegen die Wiederkehr der gemachten Wahrnehmungen gegeben werde, die Fortdauer der diplomatischen Verbindung zwischen Oesterreich und Sardinien leicht gestört werden könne. Der sardinische Minister Cavour hat hierauf in sehr entschiedenem Tone geantwortet. Er giebt zu, daß die piemontesische Presse Ausschreitungen begehe, die nicht zu rechtfertigen seien, aber er verweist darauf, daß sie nicht unbestraft bleiben würden, sobald die österreichische Regierung das Gesetz anrufe. Die sardinische Regierung habe in dieser Beziehung gethan, was sie zu thun vermöge; eine anderweite Beschränkung der freien Presse stehe ihr nicht zu. Im Uebrigen könne Sardinien dieselbe Klage gegen die in Mailand und Verona erscheinenden österreichischen Blätter richten, welche die heftigsten Angriffe gegen den König, seine Familie und seine Räthe veröffentlichten; so seien z. B. erst kürzlich in der officiellen Mailänder Zeitung die piemontesischen Minister mit Robespierre und Cromwell verglichen worden 2c. Der Minister geht dann die andern Beschwerdepuncte Oesterreichs einzeln durch, um sie zu widerlegen und schließt dann seine Note mit der Versicherung, „daß die sardinische Regierung entschlossen sei, um jeden Preis die Institutionen, welche dem Lande zum Glücke und Ruhme gereichen, aufrecht zu erhalten, jedoch nicht weniger die feste Absicht hege, die Verpflichtungen des Völkerrechts und der Verträge in ihrem ganzen Umfange gegen benachbarte Regierungen zu erfüllen.

Frankreich. Die in Paris zwischen dem persischen außerordentlichen Gesandten Feruck-Khan und dem dortigen englischen Gesandten eingeleiteten Unterhandlungen haben in vergangener Woche insoweit zum Ziele geführt, daß ein Vertrag vereinbart worden ist, durch welchen dem zwischen beiden Nationen ausgebrochenen Kriege ein Ende gemacht wird, falls die Ratificationen der beiderseitigen Regierungen erfolgen. Vorläufig sind die Feindseligkeiten durch einen Waffenstillstand auf die Dauer von drei Monaten fixirt. Wie man vernimmt, sind den Engländern in dem Vertrage mehrfache Zugeständnisse gemacht worden; unter Anderem soll es ihnen gestattet werden, auf den Inseln Karrack und Ormuz permanente Handelsetablissements zu errichten. Herat soll von den Persern geräumt werden, während die Engländer Buschir verlassen.

Der Kaiser hat seinen Lieblingsplan, sich durch den Papst krönen zu lassen, keineswegs aufgegeben, so wenig man auch bisher im Vatican geneigt gewesen ist, jenem Wunsche zu entsprechen. Die Krönung soll, wie es jetzt heißt, im August d. J. stattfinden, und der Bischof von Nancy, Groß-Almosenier des Kaisers, ist in diesen Tagen nach Rom abgegangen, um die Unterhandlungen von Neuem aufzunehmen; der genannte Prälat soll den Auftrag haben, jedes Zugeständniß zu machen, um den Papst zur Reise nach Paris zu bestimmen. — Wegen der hohen Lebensmittelpreise haben mehre Bischöfe die Strenge der Fastenvorschriften etwas gemildert; so ist es z. B. gestattet, Butter und Oel durch Fett und Schmalz zu ersetzen.

Der Proceß gegen Verger hat bekanntlich zu vielfachen Erörterungen über das Verhalten der Bischöfe zu der niederen Geistlichkeit Anlaß gegeben und die Ueberzeugung bestärkt, daß es auch auf diesem Gebiete etwas faul sei in Frankreich. Jetzt bringen die öffentlichen Blätter einen neuen Act hierarchischer Willkühr. Drei Priester haben sich nämlich veranlaßt gesehen, über das despotische Verfahren des Bischofs von Moulins, ihres Vorgesetzten, in Rom Beschwerde zu führen. Der Prälat, welcher dort vielen Einfluß hat, wußte jedoch der Anklage zuvor zu kommen und dieselbe beim Papste unwirksam zu machen. Hierauf entfernte er den einen seiner Gegner, welcher in allgemeinster Achtung steht und die ungetheilteste Liebe seiner Pfarrkinder besitzt, vom Amte, und bedrohte die beiden andern Beschwerdeführer mit derselben Maßregel, wenn sie nicht sofort ihre Reue kundgeben würden. Zugleich theilte der Bischof allen Priestern seiner Diözese mit, daß jeder von ihnen, welcher die bischöflichen Verfügungen durch Appellation an die Civilbehörden anfechten würde, mit dem Banne belastet werden solle. Die drei betheiligten Priester haben sich aber dadurch nicht abhalten lassen, ihr Recht weiter zu suchen; sie haben sich beschwerend an die Regierung gewendet, und die ganze Angelegenheit liegt jetzt dem Staatsrathe zur Entscheidung vor. In der Diözese Moulins hat das Verfahren des Bischofs eine außerordentliche Aufregung hervorgerufen, und die Bevölkerung ist mit großer Entschiedenheit auf die Seite der verfolgten Priester getreten. Aber auch außerhalb dieses Bezirkes und namentlich in Paris schenkt man jenem kirchlichen Conflicte eine besondere Aufmerksamkeit, weil derartige Willkührmaßregeln sehr oft vorkommen, nur daß es in den meisten Fällen gelingt, sie der Oeffentlichkeit zu entziehen. Es steht fest, daß mehrere Bischöfe Frankreichs ganz ähnlich, wie ihr College in Moulins, verfahren, d. h. ihre geistliche Autorität geltend machen, um über die ihnen untergebenen Geistlichen eine wahrhaft eiserne Zuchtruthe zu schwingen, und zugleich den betreffenden Recurs an die weltliche Behörde zu untersagen. Nach den Landesgesetzen ist aber in Frankreich die Gewalt der Bischöfe keineswegs so unbeschränkt, wie in andern katholischen Staaten, und die gallicanische Kirche ist überhaupt unabhängiger von Rom, als z. B. die katholische Kirche in Oesterreich 2c. Man ist daher gespannt auf die Entscheidung der Regierung, welche das Recht hat, den Bischof von Moulins in die ihm gebührenden Schranken zurückzuweisen.

Spanien. In Madrid erregt gegenwärtig ein gegen den Gemahl der Königin eingeleiteter Proceß nicht geringes Aufsehen. Nach einem alten Gesetze, das trotz aller Umwälzungen und Octroyirungen noch in voller Kraft besteht, hat nämlich der Generalcapitän das Befugniß, in allen Privatprocessen, welche von Fremden gegen Spanier eingeleitet werden, die Angeklagten vorzuladen. Auf Grund dieser Bestimmung hat nun ein gewisser Herr Palet in Madrid Klage

gegen den Gemahl der regierenden Königin und dessen Vater erhoben, um die Auszahlung einer Geldsumme, die ihm bisher unter allerhand Ausflüchten verweigert wurde, zu erlangen. Der Kläger führt nämlich den Nachweis, daß ihm von dem jetzigen Könige, dem damaligen Infanten Don Francisco de Asis, und dessen Vater, dem Infanten Don Francisco Antonio, im November 1839 der Auftrag geworden ist, eine Heirath zwischen dem Ersteren und der Königin Isabella zu Stande zu bringen, und daß ihm von beiden Infanten versprochen wurde, alle seine Bemühungen und Auslagen gleich nach der Heirath „aus dem Staatsschatze oder von den Einkünften der Krone" zu bezahlen. Dieser Auftrag wird durch eigenhändige Briefe der Beklagten bestätigt. Herr Palet behauptet nun, daß seine Bemühungen wesentlich dazu beigetragen, jene, bekanntlich durch die Politik des damaligen Königs von Frankreich unterstützte Heirath, zu Stande zu bringen, und hat schon längst dem Könige seine Rechnung vorgelegt. Dieser aber weigert sich, eben so wie sein Vater, die ungefähr 200,000 Fr. betragende Summe zu bezahlen. Und so kam es zur nicht geringen Verwunderung der Madrider Bevölkerung zum Processe. Als aber die Verhandlungen in der letzten Woche des vorigen Monats beginnen sollten, erklärten die Bevollmächtigten der Parteien, daß man sich über einen Aufschub geeinigt habe, und das herbeigeströmte zahlreiche Publicum mußte daher mit unbefriedigter Neugierde wieder auseinander gehen. Wahrscheinlich wird es zu einem Vergleiche kommen. Man ist aber darüber erstaunt, daß die Königin diesen ärgerlichen Proceß nicht durch Zahlung der geforderten Summe verhindert hat, und folgert daraus, daß ihr die Enthüllungen über das Zustandekommen der bekanntlich gegen ihre Neigung geschlossenen Heirath mit ihrem Vetter nicht ganz ungelegen kommen.

Großbritannien. Seitdem die Whigs und Tories nicht mehr ihre ursprüngliche ausgeprägte Parteistellung einnehmen, namentlich seitdem Robert Peel durch seine Reformen in die Reihen der Protectionisten und Monopolisten Bresche geschossen und sich die Anhänger seines Systems als dritte Partei gebildet haben, seit jener Zeit läuft ein englisches Ministerium weniger Gefahr, in wichtigen politischen Fragen durch eine Abstimmung des Parlaments gestürzt zu werden, denn es fehlt den Parteien meist die nöthige Geschlossenheit und Stärke, und eine Coalition der verschiedenen Elemente kommt weit eher zu Gunsten als zum Nachtheil des Ministeriums zu Stande, indem letzteres sich zuweilen, ohne viel auf die Parteistellung zu geben, aus einer der Fractionen recrutirt, um sich deren Unterstützung zu sichern. Auf diese Weise ist es Lord Palmerston gelungen, trotz der vielfachen Anfechtungen, die er erlitten, sich verhältnißmäßig lange im Amte zu erhalten, und er hat nur hin und wieder unbedeutende Schlappen davon getragen, über die sich allenfalls auch ein englischer Minister wegzusetzen weiß. Ein um so wichtigeres Ereigniß ist deshalb die in der Nacht vom 3. zum 4. März im Unterhause vorgenommene Abstimmung über die chinesische Angelegenheit, welche entweder den Sturz Lord Palmerstons, oder, was noch wahrscheinlicher ist, die Auflösung des Parlaments zur Folge haben wird.

Nachdem das Ministerium in der Budget-Berathung gegenüber den heftigen Angriffen der Opposition im Unterhause eine Majorität von 80 Stimmen davongetragen, begann am darauf folgenden Tage (24. Febr.) im Oberhause ein neuer Sturm gegen die auswärtige Politik des Kabinets. Lord Derby, der Führer der Tories, beantragte nämlich eine Resolution, wonach das Haus sein Bedauern über den Bruch mit China ausdrücken und das Verlangen auf Zulassung der Engländer in Kanton für unzeitgemäß, sowie die Feindseligkeiten für nicht gerechtfertigt erklärte. Die Berathung hierüber nahm zwei Sitzungen in Anspruch, aber schließlich trug die Regierung doch den Sieg davon, indem die Derby'sche Resolution am 26. Febr. mit 146 gegen 110 Stimmen verworfen wurde. Aber noch an demselben Tage brachte im Unterhause das Haupt der Freihandelspartei, Cobden, eine ähnliche Motion ein, welche die Vorgänge in Kanton bedauerte, die amtlichen Erklärungen darüber als ungenügend bezeichnete, und einen Sonderausschuß zur Untersuchung der Handelsbeziehungen zu China für nothwendig erklärt. Ueber dieses Tadelsvotum entbrannte der Kampf noch heftiger, als im Oberhause, und es wurde von der Opposition der Nachweis zu führen gesucht, daß die Organe der Regierung den Streit mit den Chinesen vom Zaune gebrochen, und daß sich das gegen jene Nation eingehaltene gewaltsame Verfahren in keiner Weise rechtfertigen lasse, vielmehr als ein Act der Ungerechtigkeit und Barbarei bezeichnet werden müsse. Die Debatte wurde drei Mal vertagt; Lord Palmerston versammelte seine politischen Freunde um sich, und die Opposition hielt ebenfalls eine Besprechung außerhalb des Hauses. Unter diesen Umständen erfolgte erst in der Dienstag-Nachtsitzung die Abstimmung, welche diesmal, wie schon im Eingange bemerkt, zu einer Niederlage der Regierung führte. Cobden's Resolution wurde mit 263 gegen 247 Stimmen angenommen, so daß sich also eine Majorität von 16 St. gegen die Minister ergab. Lord Palmerston hat schon einige Tage vor der Abstimmung durch seine Organe verkünden lassen, daß er bei einer Niederlage das Parlament auflösen und durch neue Wahlen an das Land appelliren werde. Es muß sich nun zeigen, ob er seine Drohung wahr machen und ob die Königin einem solchen Schritte ihre Sanction ertheilen wird. Das Parlament ist allerdings jetzt fünf Jahre alt, und seine Auflösung würde gerade nicht sehr betrauert werden. Hierzu kommt, daß die Opposition, welche zwar stark genug gewesen, das Ministerium zu stürzen, bei ihrer buntscheckigen Zusammensetzung kaum fähig sein wird, ein neues zu bilden, was hinreichende Lebensfähigkeit besitzt. Lord Palmerston sagte einst in seiner berühmten Parlamentsrede am 25. Juni 1850, als man ihm ebenso wie jetzt den Vorwurf machte, daß er durch unbefugte Einmischung in fremde Angelegenheiten dem Lande Verlegenheiten und bedauerliche Verwickelungen bereite: „So lange England England ist, so lange das englische Volk das Bewußtsein und die Ueberzeugung trägt, die es jetzt hat, mögt ihr zwanzig Minister des Auswärtigen nach einander stürzen, und ihr könnt versichert sein, daß keiner die Stelle behalten wird, der nicht dieselben Grundsätze befolgt, die ich befolge!" Die Zeit scheint jetzt gekommen, wo dieser zuversichtliche Ausspruch des greisen Staatsmannes die Probe zu bestehen hat.

Griechenland. Am 18 Febr. Abends wurde in Athen in einem der Vorzimmer des Königs ein mit zwei Pistolen bewaffneter junger Mann verhaftet, der den König und die Königin zu sprechen wünschte. Bei näherer Untersuchung hat sich ergeben, daß derselbe geisteskrank ist. Er studirte an der Universität zu Athen und hält sich für einen Propheten, für einen König der Könige, dessen Reich jetzt beginne. Man hat den Unglücklichen sofort in Haft gebracht.

China. Die letzten Nachrichten französischer Blätter aus China melden, daß der Hof von Peking ein Decret erlassen hatte, welches in Zukunft allen Bewohnern des himmlischen Reichs verbietet, mit den Engländern Handel zu treiben. Die Chinesen, welche diesen Vorschriften nicht gehorchen und Schmuggel treiben, sollen zum Tode verurtheilt werden. In Hongkong hatten die Chinesen am 16. Jan. den Versuch gemacht, den größeren Theil der Europäer in Victoria durch Arsenik, das in das Brod gebacken worden war, zu vergiften. Glücklicher Weise wurde dieses verbrecherische Vorhaben zeitig genug entdeckt. In Kanton wurden die englischen Schiffe bei niedrigster Ebbe, wo ihre Bewegungen gehemmt waren, von chinesischen Kriegsdschunken angegriffen, die Chinesen aber zurückgeschlagen. Die Vorstädte von Kanton sind sämmtlich niedergebrannt, und das Feuer soll sich auch nach der inneren Stadt verbreitet haben. Mehrere Engländer sind von den Chinesen meuchlerisch ermordet worden.

Der Schulgang des Lebens.

(Erzählung aus dem Leben, von Friedrich Lubojatzky.)

(Fortsetzung.)

Feodoras ehemaliger Uebermuth war in den Staub getreten, so ganz und gar nichts mehr, als eine verwehte Erinnerung an eine beklagenswerthe Thorheit. Ihre Ahnung, daß Robert mit ihr zu brechen beabsichtige, wurde durch seine wenigen Briefe bestätigt, die er von dem Orte seiner Anstellung aus noch an sie schickte und welche nichts als Zeichen der Artigkeit, aber keinen Gedanken, der auf seine noch fortdauernde Neigung zu ihr hätte gedeutet werden können, enthielten. Feodora fand sich im tiefsten Herzen davon entrüstet und kein Gefühl drängte sich ihr mächtiger auf als das, ihm zu beweisen, daß eine Dame wie sie sich nicht zu grämen brauche um die Treulosigkeit eines Liebhabers. Die Gelegenheit dazu bot sich ihr schnell.

Ein junger lübecker Kaufmann, seit Kurzem erst in seiner Vaterstadt etablirt, wurde auf einem Balle mit ihr bekannt, bei dem ihn ein am Orte lebender Geschäftsfreund eingeführt hatte. Ehe noch ein Vierteljahr verging, genoß sie das Vergnügen, an den Forstsekretär Robert Fischer ihre Verlobungskarte einsenden zu können und wieder ein Vierteljahr später die Anzeige ihrer Vermählung mit Herrn Kaufmann Albert Brand in Lübeck. Hochzeit und Ausstattung waren glänzend gewesen, und noch lange unterhielt man sich von der Pracht der Letzteren und dem Ueberfluß bei der Ersteren. Aber kaum waren zwei Jahre verflossen, als sich das Gerücht verbreitete, Feodorens Ehe sei keineswegs eine glückliche, ihr Mann sei ein starker Spieler. Genaues erfuhr Niemand darüber, aber daß das Gerücht nicht ganz aus der Luft gegriffen sei, bestätigte sich in der Niedergeschlagenheit ihres Vaters. Wieder waren zwei Jahre vergangen, als die Kunde des Bankerottes des Herrn Albert Brand ruchbar wurde, die große Herrlichkeit war zerronnen, es ließ sich nicht in Abrede stellen. Um den Leichtsinnigen nicht ganz sinken zu lassen, und ihn den Händen des Gerichts zu entreißen, bot der Hauptsteueramts-Rendant Alles auf, was in seinen Kräften stand, er verkaufte sogar sein Haus. Wenigstens hatte er die Befriedigung, daß diese ihn selbst ruinirenden Opfer das Mittel wurden, seinen Schwiegersohn nicht im Gefängnisse zu wissen. Bei einer Reise nach Lübeck zu seiner Tochter starb der alte Mann, dessen Leben von Kummer untergraben war, in deren Armen, und kaum war diese Todesnachricht eingelaufen, als es sich bei einer zufällig zu gleicher Zeit angestellten Revision des Hauptsteueramts ergab, daß ein Deficit von mehren tausend Thalern auf Rechnung des in der Ferne Verstorbenen kam. Seine Hinterlassenschaft deckte das Fehlende nicht, doch wurde sie der Sachlage nach vom Gericht in Beschlag genommen. Mit Schande erlosch der Name Rolling.

Von Feodora und ihrem Gatten hörte man nichts weiter, als daß sie sich von Lübeck weggewendet hatten und es kümmerte auch Niemand, welchem Schicksale sie anheim gefallen waren. Gewiß giebt es kein traurigeres Leben für eine Frau, als einem Spieler anzugehören, da bei einem solchen alle besseren Wünsche und Neigungen des Menschen in der jede andere Regung erstickenden Leidenschaft, zu spielen, untergehen. Feodora führte an seiner Seite ein elendes, immer von Furcht und Angst gepeinigtes Dasein. War ihm das Glück am Spieltisch hold gewesen, schwelgte er im Ueberfluß; zu anderen Zeiten herrschte der drückendste Mangel bei ihnen. Sie reisten von Ort zu Ort, wo Brand wußte, daß es Spielhöllen gab. Jeder Tag verwilderte ihn mehr, und der größte Schlag, welcher Feodoren treffen konnte, war seine Gleichgiltigkeit gegen das Kind, das sie ihm kurz vor dem Ausbruche des Bankerotts geboren hatte. „Es ist gut, daß Du in dem Wurm ein Spielzeug hast," sagte er, wenn sie ihn bat, doch einmal freundlich auf das kleine Wesen zu blicken, ein paar Worte der Liebe an das Kind zu richten ... „ich habe andere Dinge im Kopfe. Ha, wenn ich nur einmal die Bank sprengen könnte, wie reich würde ich da im Nu!"

Aber das Schicksal trieb ihn zur Erkenntniß, daß Wunsch und Erfüllung die zwei am stärksten ausgeprägten Contraste sind und zwischen ihnen eine für Tausende und aber Tausende unausfüllbare Kluft liegt. Seit Monden schon verfolgte ihn, von nur wenigen Sonnenblicken des Glückes unterbrochen, das entschiedenste Mißgeschick am Spieltische. Die Morgen fanden ihn vom übernächtigen Wachen wüst, wilde Flüche über seinen Unstern drangen über seine Lippen ... Feodora weinte Thränen der Verzweiflung an der Seite ihres sehr kränklichen Kindes. „Wenn Gott mir Dich, meinen Engel, nimmt, bin ich die Unglücklichste auf Erden!" rief sie zuweilen in ihrem übergroßen Schmerze, sobald des armen kleinen Wesens blaue Augen auf sie sich richteten und über das bleiche hagere Gesichtchen ein freundlich dankbares Lächeln huschte. In Frankfurt (am Main) hatte sich Brand mit einer bedeutenden Summe Geld versehen, Feodora war erstaunt, ihn, der vor wenigen Tagen noch so geldlos gewesen, daß er in Wuth, so bettelarm zu sein, sich eine Kugel durch den Kopf jagen wollte, welches sie durch unablässiges Flehen, seine Füße umklammernd, mühsam verhinderte, jetzt auf einmal wieder im Besitze von und zwar ansehnlichen Mitteln zum Spiele zu wissen. „Woher hast Du das viele Geld?" fragte sie ihn.

„Dumme Frage! ich habe es und das ist genug. Feurich ist ein köstlicher Kerl, weiß immer Rath. Nun soll es einmal losgehen. In Homburg läßt sich was machen."

Feurich, ein Spieler, von noch weit schlechterem Charakter als Brand, der nur seiner blinden Leidenschaft folgte, war seit einiger Zeit ein Freund ihres Mannes und von Feodora in tiefster Seele verabscheut. Sie zitterte stets bei'm Anblicke dieses Menschen, der auf sie den Eindruck eines bösen Geistes machte, denn sein Gesicht blieb unter allen Umständen ruhig, durch nichts bewegt, als pralle alles Menschengefühl von seinem Herzen ab. In Homburg verfolgte das Unglück auf's Neue den Gatten Feodorens. Mit dem Reste des Geldes von Frankfurt war er an diesem Abend, ungerührt von dem Flehen seines Weibes, dem sterbenden Kinde seine Gegenwart doch wenigstens auf die paar Stunden, die es noch leben werde, zu schenken, in die Spielsäle geeilt. Der einzige Trost, den er für die Aermste hatte, bestand in der Versicherung, daß er, wenn er heute Glück habe, dem Kinde ein hübsches Grabmonument setzen lassen wolle. Mit einem Schrei der Verzweiflung warf sich die Unglückliche neben dem Bettchen des schon von den Wehen des Todes berührten Knaben nieder.

In dumpfem Hinbrüten versunken, verbrachte Feodora, nachdem der Bediente sie verlassen, eine lange Zeit. Die beiden Kerzen waren unterdeß tief heruntergebrannt; sie bemerkte es nicht, denn die Einkehr, welche die Unglückliche bei sich hielt, entriß sie der Aufmerksamkeit auf die Außendinge, die, so entsetzlich sie sich für sie auch gestaltet hatten, doch nicht peinigender sein konnten, als die Rückschau auf ihre Vergangenheit. Aus dieser leuchtete ihr kein Stern des Trostes, auch nicht eine Erinnerung an ein wahrhaftes, von ihr in tiefster Seele empfundenes Glück legte sich versöhnend an ihr Herz, ihr ganzes Treiben bis zu der Erkenntniß ihres Unglücks war eine Lüge gewesen. Schnelle heftige Schritte außerhalb störten sie aus diesem traurigen Schauinsich; einer der Spielbankhalter trat in das Zimmer. „Madame", sagte er ohne Zögern, indem er die Räuber an den lang aufragenden verkohlten Kerzendochten abstieß ... „ich habe mit Ihnen zu sprechen, ich werde der Dringlichkeit des Augenblicks wegen keine Vorrede machen. Auf Ihren Mann wird gefahndet, er hat falsche Wechsel im Werthe von fünftausend Thalern versilbert, Frankfurter Gerichtsbeamte sind soeben eingetroffen, Feurich, sein Freund, ist bereits in ihrer Hand und Brand, Ihr Mann, wird es in nächster Stunde sein."

„Heiliger Gott! auch das noch!" schrie Feodora auf.

„Unterbrechen Sie mich nicht, Madame, die Zeit drängt," redete Jener. „Sie müssen für Ihre Zukunft bedacht sein. Sie haben ein Kind."

„Hier liegt es, eine Leiche," entgegnete die Frau tonlos.

„Desto besser, also nichts mehr da, was Sie irgendwie geniren könnte. Brand ist ein Verlorner, ein Lump, der Ihnen keinen Bissen Brod mehr bieten kann, Sie werden daher vernünftig sein. In ein paar Monaten sind Sie wieder herausgebracht, gutes Leben, kein Kummer, thun Wunder. Ehe die Badesaison beginnt, sind Sie wieder die schöne Frau wie vor vier Jahren. Ich sah sie damals in Hamburg. Gut, ich engagire Sie. Wir brauchen schöne Frauen als Lockvögel für unsere Spielbank, es giebt Dummköpfe, die encouragirt, toll gemacht werden müssen, ehe sie ihr Geld am grünen Tische wagen. Sie, Madame, leben dabei pompös, Sie ..."

„O mein Himmel, welche Entehrung!" rief Feodora außer sich. „Und ein solches abscheuliches Anerbieten wagen Sie schamlos mir zu machen?"

„Schamlos? Spielen Sie keine Komödie, Madame, ich bin ein praktischer Geschäftsmann, der dergleichen nicht liebt. Armuth ist ein Laster. Einem Armen gegenüber wagt man nichts, weil ..."

„Schweigen Sie!" befahl Feodora, von der Schande, die dieser Elende über sie häufte, zur Erhebung ihres besseren Theils gewaltsam gedrängt ... „verlassen Sie mich, ich verabscheue Sie. Nie werde ich mich zur Selbstentehrung erniedrigen."

„Das ist Wahnsinn. Tugend und Armuth, ha ha ha! Madame, die Komödie bringt Ihnen nichts ein. Das Unglück muß Ihnen erst auf die Nägel brennen, ehe Sie vernünftig werden sollen, wie ich sehe. Nun, auch das. Mein Anerbieten kennen Sie; morgen oder übermorgen werden Sie schon aus einem anderen gefälligeren Tone singen. Werde dann nachfragen. Adieu!"

(Fortsetzung folgt.)

Vom Zeugen.

(Schluß.)

Ist nun der Zeuge in der Hauptverhandlung überhaupt gar nicht erschienen, und hat er auch sein Außenbleiben nicht genügend entschuldigt, oder ist er zwar gekommen, aber ohne Genehmigung des Gerichts vor dem Schlusse der Verhandlung fortgegangen: dann wird er entweder an Geld (bis zu 150 Thlr.) oder mit Gefängniß (bis zu 6 Wochen) gestraft, und kann außerdem, wenn er am Orte der Verhandlung oder in dessen Nähe befindlich, sofort geholt werden. Macht sich dagegen eine Vertagung der Verhandlung nöthig, so kann das Gericht den ausgebliebenen Zeugen zu der anderweiten Sitzung vorführen lassen und in Verwahrung nehmen. In gleiche Gefängnißstrafe verfällt der Zeuge, welcher in der öffentlichen Verhandlung grundlos sich weigert, Zeugniß abzulegen oder zu schwören. Macht seine Hartnäckigkeit die Vertagung der Verhandlung nöthig, so muß er noch obendrein alle Kosten tragen, die dadurch entstehen.

Ergiebt sich endlich aus der Verhandlung mit Wahrscheinlichkeit, daß der Zeuge wissentlich die Unwahrheit geredet, so belehrt ihn der Vorsitzende darüber und macht ihn auf die Folgen einer falschen Aussage aufmerksam. Verharrt der Zeuge dann noch immer bei seiner Angabe, dann kann er ohne Weiteres beigeführt werden, damit nun wider ihn selbst die Untersuchung eingeleitet werde. Hat er sein falsches Zeugniß eidlich, oder was gleichviel, unter Verweisung auf seinen Diensteid abgelegt, so wird er wegen Meineids bestraft. Darauf steht Zuchthaus, und zwar bis zu 8 Jahren, wenn der falsche Zeuge einen Unschuldigen in Strafe bringen oder einem Schuldigen durch seine Aussage schwerere Strafe zuziehen wollte, als er verdient hat. Ist die unverdiente Strafe an dem Unschuldigen oder an dem weniger Schuldigen bereits vollzogen, so erhöht das die Strafe des falschen Zeugen, und ist gar durch das falsche Zeugniß die unverdiente Vollstreckung eines Todesurtheils herbeigeführt worden, so wird der Zeuge als Mörder bestraft. Auch ein meineidiges Zeugniß zu Gunsten des Angeklagten zieht schwere Strafe nach sich; ward es in der Absicht abgelegt, um sich oder Anderen einen rechtswidrigen Geldgewinn zu verschaffen, so steht 8 Jahre Zuchthaus darauf. Beim öffentlichen Verfahren kommen übrigens derartige unwürdige Zeugen am allerehesten zur Untersuchung, zur Strafe und zur verdienten Schande; das hat die Erfahrung gelehrt. Wo indeß solch ein Meineid auch dem irdischen Richter sich entzieht: die schwerste Höllenpein des schuldbelasteten Gewissens und die ewige Strafe, welche auf den Mißbrauch des göttlichen Namens gesetzt ist, bleibt nimmer aus. Aber auch auf die aus Unbedachtsamkeit erstattete falsche eidliche Zeugenaussage steht Strafe in Geld oder in Gefängniß bis zu einem Jahre. Und nicht minder macht die bloße wahrheitswidrige Zeugenaussage, ganz ohne Rücksicht auf einen Eid, strafbar. Es ist daher durchaus unrichtig, daß man nur dann als Zeuge die Wahrheit zu sagen hat, wenn man vereidet ist oder es werden soll. Wer ein unvereidetes falsches Zeugniß ablegt, der wird, je nachdem er es unbedacht oder absichtlich that, und je nach Höhe der dem Angeklagten drohenden Strafe, in Geld-, Gefängniß- oder Arbeitshausstrafe (bis zu 2 Jahren) verurtheilt. Hat der Zeuge aber seine wahrheitswidrige Aussage, sei sie beschworen oder nicht, noch in der Hauptverhandlung selbst widerrufen — dann bleibt er gänzlich straflos.

Da die Zeugnißablegung Erfüllung einer Bürgerpflicht ist, so muß sie an sich, wie jede solche Obliegenheit, unentgeltlich erfolgen. Nur die Zeit- und Arbeitsversäumniß und die baaren Verläge des Zeugen werden unter Umständen vergütet. Bei Abhörung vor der Polizeibehörde und dem Staatsanwalte wird nur der Reiseaufwand erstattet. Und vor Gericht können Zeugen, die am Orte desselben oder nicht weiter als höchstens eine halbe Stunde davon entfernt wohnen, Gebühren nur in dem Falle beanspruchen, wenn sie als Gesellen, Handarbeiter oder in ähnlicher Stellung ihren Unterhalt verdienen, also durch die Versäumniß offenbaren und fühlbaren Nachtheil erleiden. Ihre Entschädigung beträgt je nach ihrer vom Gerichte zu beurtheilenden Beschäftigung und deren Einträglichkeit 1 Ngr. bis 3 Ngr. für jede Stunde. Die angefangene Stunde gilt für voll, mehr als 6 Stunden werden auf den Tag nicht gerechnet. Wohnt nun aber der Zeuge weiter als eine halbe Stunde vom Gerichtsorte, so erhält er für Zehrung und Versäumniß auf jede Meile Entfernung je nach seinem Stande 5 bis 10 Ngr. und auf den ganzen Tag höchstens 3 Thlr. Kann er nicht an demselben Tage zurückreisen, so erhält er noch obendrein die Hälfte dessen, was ihm für die Herreise ausgeworfen ward, und für das Nachtquartier werden ihm, auf sein besonderes Verlangen, noch besonders 10 Ngr. bis 1 Thlr., je nach den Umständen, vergütet. Dauert aber die Verhandlung länger als einen Tag, so werden auf den zweiten, dritten und jeden folgenden Tag einschließlich des Nachtquartiers jedesmal 1 bis 3 Thlr. gewährt.

Wer nun z. B. in Dresden wohnt und gut laufen kann, oder wer sonst jahraus jahrein vom Dorfe herein in die Stadt auf Schusters Rappen trabt, der braucht auch, wenn's zum Zeugnißablegen geht, nicht zu fahren. Thut er's doch, nun so mag er's aus eigner Tasche bezahlen, denn zum Profitmachen oder zur Bequemlichkeit und zur Vergnügungssucht ist die Zeugenabhörung nicht eingerichtet. Nur wenn ein solcher Zeuge krank oder sonst, etwa durch Alter u. s. w., genöthigt ist, in's Gericht zu fahren, so erhält er gerade so, wie derjenige Zeuge, welcher noch weiter entfernt wohnt, und welchem wegen seines Standes oder seiner sonstigen persönlichen Verhältnisse (namentlich mit Rücksicht darauf, daß er auch in eigenen Angelegenheiten sich des Fuhrwerks bedient) das Gehen nicht angesonnen werden kann, den nothwendigen baaren Verlag für Fahrgeld erstattet. Wohin Eisenbahn oder Post fährt, wird nur der Verlag für diese, und nicht etwa zur ersten Classe oder für Extrapost vergütet. In allen diesen Fällen bedarf es übrigens keiner besonderen schriftlichen Berechnung der Gebühren und des Aufwandes, es genügt vielmehr, wenn die Zeugen erklären: sie beanspruchen Zeugengebühren und Reiseaufwand. Sie erhalten dieselben dann

sofort, nachdem sie abgehört und ihre Forderungen festgestellt worden sind.

Dagegen muß sich der Zeuge davor hüten, von dem Angeklagten irgend Etwas anzunehmen oder sich versprechen zu lassen. Das würde ihm als Bestechung und Absicht zu falscher Zeugenaussage, dem Angeklagten aber als Verleitung zu derselben gedeutet werden und könnte leicht in Strafe bringen, während es im besten Falle das der Wahrheit gemäß abgelegte, dem Angeklagten günstige Zeugniß doch immer verdächtig und deshalb werthlos machen würde. —

In keiner Beziehung, als hinsichtlich der Zeugenpflicht bringt das Strafverfahren unmittelbar in alle Kreise ein. Davor, angeklagt zu sein, kann sich in der Regel und außer in seltenen verhängnißvollen Fällen, in denen Spuren eines Verbrechens den Verdacht auf einen Unschuldigen lenken, oder aber, abgesehen von Zeiten politischer Erregtheit und Ueberstürzung, ein Jeder hüten und jeder Rechtschaffene wird's auch. Jedermann aber muß es sich gefallen lassen, wenn er zum Zeugniß aufgerufen wird. Ein Jeder, hoch oder niedrig, arm oder reich, muß, wenn er aufgefordert wird, Zeugniß ablegen. Und er muß es selbst thun, kann weder seinen Verwandten, noch seinen Sachwalter oder sonst wen schicken. Die den öffentlichen Verhandlungen als Zuhörer beigewohnt, haben später, da sie Zeugen waren, also selbstthätig mit eingriffen in das wichtige Drama, in dem Ehre, Freiheit oder gar das Leben eines Menschen auf dem Spiele stand, freilich einen andern, schwereren Platz im Gerichtssaale eingenommen und haben das, jeden Gewissenhaften ebenso beängstigende als erhebende Gefühl ihrer Verantwortlichkeit, gegenüber dem eignen Gewissen in ihnen wie dem Gericht vor ihnen und der Zuhörerschaft hinter ihnen, kennen gelernt. Beängstigte sie die Furcht vor der Unwahrheit und vor dem verhängnißvollen Einfluß ihrer Worte auf fremdes Geschick, so erhob sie der Wille, der Wahrheit die Ehre zu geben und das stolze Bewußtsein, einer Bürgerpflicht zu genügen. Aber von dem Standpuncte auf dem Zuhörerraume aus haben diese Zeugen auch noch Das gelernt und mit hinübergenommen jenseits der Gerichtsschranken, daß sie laut und vernehmlich und so sprechen müssen, daß es auch von den Zuhörern verstanden wird. Wer das nicht thut, der handelt nicht recht gegen das neue Verfahren, das eine große Wohlthat ist für Alle; denn er beeinträchtigt die Oeffentlichkeit und er erweckt auch noch überdies wider sich den Verdacht, als ob er seiner Sache nicht gewiß sei, da er nicht fest und bestimmt spreche, gleich als ob er die von jedem Zeugen zu erwartende Controle seiner Aussage durch irgend einen Zuhörer, der vielleicht von der Sache weiß, zu fürchten Grund habe. Aber auch das Gegentheil ist nicht geziemend: daß der Zeuge keck und rücksichtslos in den Gerichtssaal tritt, dort gerade so, als wäre er unter seines Gleichen, spreit, und sonst in Sprache, Haltung und Geberden vergißt, welche Ehrerbietung er dem Orte, an dem er sich befindet, den Personen, vor welchen er steht, und der Pflicht, welcher er Genüge zu leisten hat, schuldig ist. Es muß auch Keiner etwa denken, daß der Gerichtssaal der Ort ist, lange Reden zu halten. Soweit dies gegen und für den Angeschuldigten nöthig ist, thun dies schon von Amtswegen der Staatsanwalt und der Vertheidiger; der Zeuge hat nur zu antworten, was er gefragt wird und zu sagen, was er weiß. Je schlichter das geschieht, desto besser. Auf seine Person kommt's dabei gar nicht an und zum Schönthun mit gewählten Redensarten und Bildungsphrasen ist er nicht geladen. Hinwiederum kann aber auch der Zeuge Etwas beanspruchen, nämlich daß ihm seine schwere Pflicht nicht noch mehr erschwert, daß er namentlich nicht vom Angeklagten oder von dessen Vertheidiger wegen seiner Aussagen beleidigt und verhöhnt werde. Mit Recht wurde es daher gerügt, als vor einem auswärtigen Gerichte ein Vertheidiger dem Zeugen, dessen Aussagen dem Angeklagten ungünstig waren, vorhielt, daß sein Verwandter ein Verbrechen begangen, und Das zu dem Zwecke, um dadurch auch sein Zeugniß zu verdächtigen; als ob Jemand für die Verbrechen seiner Angehörigen verantwortlich wäre. Und ebenso schickt es sich, daß auch die Zuhörer den Zeugen, wie allen sonstigen in der Verhandlung thätigen Personen gegenüber, sich anständig verhalten, nicht nur jede Aeußerung des Beifalls oder Mißfallens unterlassen, das versteht sich von selbst, denn sie sind nicht da und auch meist nicht im Stande, zu kritisiren; sondern auch jede Regung zur Lachlust unterdrücken. Wenn einmal ein Zeuge eine Frage mißversteht und demnach verkehrt beantwortet, wenn er schwerhörig ist, stottert oder vielleicht auch wirklich seinem Bildungsstandpuncte und seiner Fassungskraft entsprechend das Zeugniß in einer lächerlich klingenden Weise ablegt: so ist es doch immer ebenso unehrerbietig gegen den Ort, als rücksichtslos gegen den Zeugen, wenn auf den Zuhörerbänken laut gelacht wird. Setze sich nur Jeder selbst an dessen Stelle und frage sich, wie ihm zu Muthe wäre, wenn es ihm auch so erginge. Und wer glaubt, daß er gescheidter sei, als der von ihm ausgelachte Zeuge, der denke daran, daß es noch immer weit Gescheidtere giebt, als er selbst sich dünkt, die ihn auch auf einer Lächerlichkeit ertappen könnten. Nicht auf die Klugheit kommt es an beim Zeugen, sondern auf die Wahrheit und die Gewissenhaftigkeit. Und wer denen die Ehre giebt, den muß man selbst ehren, gleichviel, unter welcher Form er sich auch ausspricht.

Die öffentliche Gerichtsverhandlung ist kein Schaugepränge, keine Unterhaltung, sondern ein hochwichtiger, ernster, feierlicher Act. Die an ihr theilnehmen, sei es als Richter, Staatsanwalt und Vertheidiger, sei es als Zeugen und Sachverständige, stehen im Dienste der Gerechtigkeit. Und je mehr dies beherzigt wird, je mehr die Zeugen jenseits und die Zuhörer diesseits der Gerichtsschranken — jene durch rücksichtsloses Bekenntniß der Wahrheit, diese durch aufmerksames Zuhören und durch ruhige Haltung — die Bedeutung des neuen Strafverfahrens würdigen und anerkennen: destomehr befähigen sie sich, Das zu werden, was allerdings einen hohen Grad von Bildung, Unerschrockenheit, Rechtschaffenheit und Gemeinsinn voraussetzt, was aber trotzdem, ja gerade um deswillen und aus dem nämlichen Grunde, aus welchem es in den deutschen Nachbarländern bereits jetzt schon heimisch, volksthümlich und geschätzt ist, im Laufe der Zeit wohl auch bei uns einmal als Krone und Gipfel der öffentlich-mündlichen Strafrechtspflege anerkannt und eingeführt werden wird: — Geschworne.

Die Feuersbrunst auf dem Waldschlößchen.

Dresden wurde am 4. März d. J. durch Feuerlärm in Schrecken versetzt. Die schön gebaute und schwunghaft betriebene Societäts-Bierbrauerei, eine der größten Deutschlands und weit über dessen Grenzen hinaus auf's Rühmlichste bekannt, ward an diesem Tage in wenigen Stunden eine Ruine. Gegen 15 Uhr Morgens begannen die Feuerglocken der Stadt zu stürmen und die Signalisten zu blasen, und 16 Uhr stand das große Etablissement in seinem vordern, nach der Elbe zu gelegenen Theile schon vollständig in Flammen. Das Feuer — wodurch ist noch unermittelt — kurz vor 4 Uhr in der Nähe der Malzdarre zum Ausbruch gekommen, ergriff, von einem scharfen Südwind angefacht, schnell das Balkenwerk, die Bedachung des Hauptgebäudes, und lichterloh schlugen bald darauf die Flammen zu allen Seiten gen Himmel. Die freie hohe Lage des Waldschlößchens, im Hintergrund von dunklem Tannenwald begrenzt, gewährte einen furchtbar-schönen Anblick des Flammenmeeres, welches, weithin leuchtend, sich auf dem Wasserspiegel der Elbe bis Antonstadt und bis zu den Thürmen der Loschwitzer Villen abspiegelte. Die bisweilen hoch aufzüngelnden gewaltigen Flammen müssen bis zum Winterberge in der sächsischen Schweiz und bis zu den böhmischen Gebirgen sichtbar gewesen sein.

Mit rasender Schnelligkeit griff das Feuer um sich, und kaum blieb den Bewohnern Zeit, sich und die Ihrigen, sowie Kleider und Mobilien zu retten. Glücklicherweise ist kein Menschenleben zu beklagen, wenn auch Verletzungen vorgekommen sind. Auch Vieh und Ställe wurden durch die Umsicht des

Inspectors gerettet. Zum Unglück war nicht hinreichend Wasser vorhanden, um die immer weiter greifende Feuersbrunst zu dämpfen. Die Dampfmaschine kam in's Stocken, das Brunnenhaus mit Reservoir brannte nieder und das Wasser mußte aus der nach der Stadt führenden Röhrenleitung und aus der entfernten Elbe zugebracht werden. Militär und Polizei waren rasch am Orte, ebenso Spritzen und hilfreiche Hände. Jeder Einzelne that seine Schuldigkeit und Manche, von denen wir hier nur die Herren Schornsteinfegermeister Anger, Restaurateur Felßner und Baumeister Schumann nennen wollen, legten eine anerkennenswerthe rastlose Thätigkeit und Umsicht an den Tag.

Immer gieriger griff die gefräßige Flamme um sich, sprang, trotz der starken eisernen Verwahrungsthüre, vom Hauptgebäude auf das nebenan und gegenüber der Malzdarre neuerbaute Malzhaus über, welches vermittelst einer hölzernen Brücke mit jenem verbunden war, und Alles stand, als die Sterne erbleichten und die Sonne im Purpurglanz sich erhob, in einem feurigen Flammenmeere. In dem eben genannten, im Jahre 1851—52 gebauten neuen Malzhause von 62 Ellen Länge und 25 Ellen Tiefe, konnten allein monatlich 3000 Scheffel Malz und bei dickerer Führung der Haufen im Nothfalle 4000, mithin auf die ganze Dauer der Sudzeit 20,000 bis 24,000 Scheffel Malz zubereitet werden. Gersten- und Malzvorräthe geriethen aber bald in Brand und sprühten als Feuerregen zu allen Oeffnungen heraus; die Decken brachen krachend ein und die verkohlten Balken stürzten funkensprühend in die Tiefe.

Dieses Malzhaus, sowie das große Vordergebäude sammt Flügeln sind bis auf Malz- und Gährkeller ausgebrannt; die vordern Parterrelocalitäten, die Restauration, die Comptoirräume, die Wohnung des Braumeisters rc. umfassend, konnten auch später nicht vor Zerstörung bewahrt werden, da die Flammen noch in der auf das Brandunglück folgenden Nacht in jenen Räumen Nahrung fanden. Das Sudhaus am zweiten Hofe wurde durch seine vortreffliche Wölbung geschützt; das Maschinenhaus gerieth zwar in Flammen und Sparrwerk und Balkenlager desselben brachen zusammen, doch ist die Maschine nicht erheblich beschädigt und nur das gehende Zeug total ruinirt.

Es galt jetzt vor Allem, das gut überwölbte eigentliche Sudhaus mit seinen Pfannen, Maischbottichen und Kühlschiffen, sowie die beiden großen Lagerbierkeller-Gebäude, in deren unterirdischen Räumen zusammen wohl an 60,000 Eimer gelagert werden können, zu retten. Der Braumeister ließ zu diesem Zwecke auch sofort die Kellerlöcher mit Mist verstopfen und die „Aufzüge" mit Dünger belegen. Glücklicherweise wurde dem Feuer Einhalt gethan und diese sehr wichtige Localität gerettet. Bei stetem Westwinde wäre dies kaum möglich gewesen.

Und so ist das schöne Waldschlößchen weder ganz ein Raub der Flammen geworden, noch das Brauhaus rc. in Asche gelegt. Auch ist das Feuer nicht schon in der Nacht ausgebrochen, „ohne daß man dasselbe zu bewältigen im Stande gewesen wäre"; denn Niemand hat das Unglück vor 4 Uhr geahnet. Der wachthabende Controleur hat sich erst gegen 3 Uhr niedergelegt, die Pfannenknechte waren im Sudhause und die Ochsenknechte im Stalle mit Füttern des Viehes beschäftigt, als das Feuer unverhofft in der Nähe der Malzdarre zum Ausbruch gekommen ist. Bei einem so großartigen Betriebe, wie dem des Waldschlößchens, wo die Feuerungen seit September Tag und Nacht ununterbrochen in Thätigkeit sind, liegt die Vermuthung nahe, daß auch das fernliegende Gebälk durch die fortwährende Hitze und Gluth ergriffen werden und in Flammen gerathen kann.

Die Societäts-Brauerei hat zwar Gebäude und Vorräthe versichert, erleidet aber dennoch durch diese Feuersbrunst einen großen Schaden. Abgesehen davon, daß mehre Tausend Scheffel Malz und Gerste verloren gegangen, ist der Sudbetrieb vor der Hand gestört, weil es an der Malzdarre fehlt, die von den Flammen ergriffen worden ist. Glücklicher Weise naht die Sudzeit ihrem Ende, und wäre in 1½ Monaten ohnedies vorüber gewesen. Bei den Mitteln und bei der tüchtigen Leitung des Geschäftes wird die Brauerei bis zum Herbste auf eine zweckmäßige Art wieder aufgebaut und dem vollen Betriebe übergeben werden können. Die zeitherige Versendung des Bieres erleidet keine Unterbrechung, auch dürfte der obgleich erhebliche Unfall auf den Stand der Actien kaum einen Einfluß äußern. Ueberhaupt ist das Unternehmen zu solid fundirt und es wird mit so großer Umsicht geleitet, daß es mit Recht unter allen, selbst calamitosen Umständen das vollste Vertrauen verdient, welches ihm seither gern gespendet ward.

Die i. J. 1837 begründete Societäts-Brauerei zum Waldschlößchen hat einen sehr günstigen Aufschwung genommen, und es dürfte nur wenige Etablissements der Art in Deutschland geben, die sich mit demselben vergleichen ließen. In München, wo die vis Cereris als Leitstern in allen Bierangelegenheiten gilt, betrug z. B. der Malzverbrauch von Gabriel Sedlmayr zum Oberspad und Kaltenecker in dem Sudjahre vom 1. Sept. 1855 bis Ende April 1856 zusammen 16,000 bairische Scheffel, aus denen nach dem Regulativ 104,000 Eimer Bier gewonnen werden sollen. Der zweite hierauf folgende Großbrauer ist Ludwig Brey zum Löwen, der 14,188 Scheffel Malz in seinen zwei Brauereien, mithin 92,222 Eimer Bier liefert. Mathias Pschorr zum Hacker verarbeitete in dem oben angegebenen Zeitraume 9637 Scheffel als dritter Großbrauer. Mithin steht der Betrieb des Waldschlößchens zwischen den beiden letztgenannten Brauereien.

Von dem Jahre 1842 an gerechnet, wurden auf dem Waldschlößchen in den ersten drei Jahren alljährlich zwischen 7000 bis 8000 sächsische Scheffel oder 8300 bis 9300 Centner Malz verarbeitet, hierzu ungefähr 180 bis 190 Centner Hopfen verwendet, und hieraus 25,000 bis 26,000 Eimer Bier gewonnen. Im Jahre 1846 trat eine Vergrößerung des Betriebs ein. Der Verbrauch des Malzes stieg bis zu 13,000 Scheffel oder 15,300 Centner. Bis zum Jahre 1849 blieb das Geschäft auf dieser Höhe, dann aber stieg der Malzverbrauch bis auf 17,000 Scheffel oder 20,000 Centner. Im Sudjahre 1851 bis 1852 betrug das erzielte Bierquantum: 53,000, 1852 bis 1853: 54,000, 1853 bis 1854: 55,000 und 1854 bis 1855 über 60,000 Eimer. An Malz wurden mithin in den letzten Sudjahren etwa 19,000 bis 20,000 Scheffel oder 23,000 bis 24,000 Centner verbraucht. Der Hopfenbedarf war ungefähr 340 bis 350 Centner. Im letztverflossenen Sudjahre betrug das Productions-Quantum 78,000 Eimer, und den Actionären wurden als reiner Ertrag des Geschäftes 4 % als Zinsen und 18 % als Dividende gewährt. In diesem Sudjahre würden an 92,000 Eimer Bier geliefert worden sein — wenn das Brandunglück nicht störend dazwischen getreten wäre. Mögen alle bestehende und im Bau begriffene Unternehmen der Art vor einem solchen Unglücksfalle behütet werden, wie er seit vielen Jahren in Sachsen nicht vorgekommen ist.

Dresden, den 5. März.

— Bekanntlich ist mit dem eben beendeten Fastenmarkte die neue Jahrmarktsordnung in Kraft getreten, wonach die Verkaufszeit für alle Verkäufer bereits Montags früh beginnt und Dienstags Abends endigt. Das Publicum hat sich aber noch nicht an diese neue Einrichtung gewöhnt, und es waren daher des Vormittags nur wenig Käufer vorhanden, auch blieben während dieser Zeit viele Verkaufsstellen ganz unbesetzt. Im Allgemeinen waren die Verkäufer mit dem Ergebnisse dieses sonst sehr belebten Marktes nicht recht zufrieden. — Einem zum Markte hierher gekommenen Fabrikanten wurde in der Nacht zum 28. Febr. aus seinem auf der Schreibergasse befindlichen Gewölbe durch Oeffnung der Behältnisse mittelst Nachschlüssels die Summe von 1600 Thlrn. spurlos entwendet. Auf die Entdeckung des Thäters ist eine Summe von 100 Thlrn. gesetzt.

— Mit welcher Strenge das neue Strafgesetzbuch den Rückfall bestraft, zeigt ein in diesen Tagen bei hiesigem königl. Bezirksgericht verhandelter Einspruch. Der Handarbeiter K. A. Thomas aus Mohorn war vom Gerichtsamte Wilsdruff wegen Entwendung einer Heugabel im Werthe von 7½ Ngr. mit 1 Jahr Arbeitshausstrafe belegt worden, da Inculpat schon sechsmal wegen Diebstahls, darunter mit Arbeitshaus, bestraft worden war. Er hatte hiergegen Einspruch erhoben, doch blieb derselbe ohne Erfolg und das k. Bezirksgericht hat nach kurzer Verhandlung das Urtel erster Instanz, welches sich auf Art. 300 des Strafgesetzbuchs gründet, einfach bestätigt.

— Seit heute Vormittag zeigt sich auf der Elbe ein etwas vermehrter Eisgang, und es hat sich nach den neuesten Nachrichten die Eisdecke der Oberelbe gehoben, so daß in nächster Woche der Strom für die Schifffahrt zugänglich sein dürfte. Die Dampfschifffahrtsdirection gedenkt ihre Fahrten schon nächsten Sonntag, den 8. März, zu eröffnen.

— In der Nähe des Dorfes Struppen bei Pirna gingen dieser Tage 3 Knaben auf den sogenannten Schafteich, welcher zwar gefroren war, aber nur eine schwache Eisdecke hatte. Der Jüngste davon geht zuerst auf's Eis, bricht aber sofort ein; sein Bruder will ihm helfen, bricht mit ihm ein und Beide finden ihren Tod. Der dritte Knabe ruft um Hilfe, die aber leider zu spät kam.

— In Mittel-Sohland bei Schirgiswalde ist der 3 Jahre 4 Monate alte Knabe des Webers Wolf im Garten bewußtlos aufgefunden worden und bald darauf verschieden. Allem Vermuthen nach ist dieses Kind, wie eine Wunde an der Wange zeigte, von einer Gans gebissen worden und der Schreck hat einen Schlagfluß herbeigeführt.

§ Oschatz, am 5. März 1857. Laut Beschlusses des Königl. Kriegsministeriums werden gegen Ende dieses Jahres zwei Schwadronen vom 1. Reiter-Regiment in Garnison hierher verlegt. In dieser Woche traf nun eine Militär-Commission hier ein, um die betreffenden Localitäten in Augenschein zu nehmen. — Nachdem am 2. d. M. in öffentlicher Gerichtssitzung gegen mehrere Schiffer wegen Entwendung von Guano von einem ihrer Führung anvertrauten Schiffe eine mehrmonatliche Gefängnißstrafe ausgesprochen worden war, fand am nächstfolgenden Tage eine sehr interessante Hauptverhandlung statt, zu welcher sich auch der Herr Oberstaatsanwalt Dr. Schwarze aus Dresden, sowie ein so zahlreiches Publikum eingefunden hatte, daß die Räume nicht ausreichten. Der Holzmacher Grunewald aus Wermsdorf war nämlich angeklagt, daß er in Gesellschaft eines Andern im vorigen Jahre in der Nähe der Wermsdorfer Staatswaldung von einem Felde Weizen-Aehren gestohlen, bei Annäherung des Feldbesitzers und eines Dritten unter Zurücklassung eines mit Weizen-Aehren gefüllten Sackes die Flucht in den Wald ergriffen, sodann aber den Wald wieder verlassen und, indem er auf die in dem Felde Zurückgebliebenen zugekommen und dieselben mit einer Feuerwaffe, welche er in der ausgestreckten Hand gehalten, wiederholt zu erschießen gedroht, sich in den Besitz des vorerwähnten Sackes mit Weizen wieder zu setzen versucht und auch in der That gesetzt habe. Seines Leugnens ungeachtet ergab sich aus den Zeugen-Aussagen seine Schuld zur Evidenz und wurde er vom Gerichtshofe wegen Raubes mit 3 Jahren Zuchthausstrafe belegt. — Heute verließ uns Hr. Archidiakonus M. Zschucke, welcher hier 20 Jahre segensreich gewirkt, um sein neues Amt als Superintendent in Bischofswerda anzutreten. Ihm folgt allgemeine Achtung und ungeheuchelte Liebe.

Erledigte Schulstellen.

1) Die zweite ständige Lehrerstelle zu Pausitz (Großenhain); Coll.: Se. Majestät der König, als Besitzer des Ritterguts Jahnishausen.

2) Die Schulstelle zu Siebenbrunn (Markneukirchen); Coll.: die Schulgemeinde zu Siebenbrunn.

3) Die Kirchschulstelle zu Ulbersdorf (Pirna); Coll.: Herr Geh. Rath v. Lüttichau auf Ulbersdorf.

4) Die Schulstelle zu Altendorf (Pirna); Coll.: die Schulgemeinde daselbst.

4) Die Schulstelle zu Kipsdorf (Dippoldiswalde); Coll.: das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Rt.	Weizen ngr.	Roggen Rt.	Roggen ngr.	Gerste Rt.	Gerste ngr.	Hafer Rt.	Hafer ngr.	Erbsen Rt.	Erbsen ngr.
Dresden	Febr. 28.	von	—	—	3	2	3	5	1	15	4	10
		bis	—	—	3	10	3	10	1	25	4	15
Bautzen	Febr. 28.	von	5	—	3	2	2	22	1	10	—	—
		bis	5	20	3	12	3	2	1	17	4	2
Meißen	Febr. 28.	von	5	12	3	8	3	—	1	12	3	10
		bis	—	—	3	15	3	5	1	17	3	16
Pirna	Febr. 28.	von	4	25	3	5	3	—	1	16	3	8
		bis	5	15	3	20	—	—	1	23	—	—
Radeburg	März 4.	von	5	20	3	—	2	26	1	16	4	5
		bis	5	25	3	10	3	—	1	28	—	—
Roßwein	März 3.	von	5	15	3	10	2	25	1	10	—	—
		bis	5	22	3	22	3	—	1	16	—	—
Chemnitz	Febr. 28.	von	5	25	3	20	3	—	1	16	3	25
		bis	6	7	4	—	3	5	1	20	4	5

Dresden. Das Schock Stroh — Thlr. — Ngr. bis 5 Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu 1 „ — „ „ 1 „ 5 „

Radeburg. Haidekorn 2 Thlr. 16 Ngr. bis 3 Thlr. — Ngr.
Eingegangen: 710 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 26. bis mit 28. Febr. 1857.

die Kanne 16 Ngr. — Pf. bis 17 Ngr. — Pf.
— in Pirna (28. Febr.) 15 „ — „ „ 16 „ — „
— in Roßwein (3. März) 14 „ 4 „ „ 16 „ — „
— in Chemnitz (28. Febr. 18 „ — „ „ 18 „ 5 „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3 % große 85¼ angeb.; dergleichen kleine 87¼ angeb. Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 101½ angeb.; dergl. von 1847 à 4 % 98¼ ges.; dergl. von 1852 und 1855 à 4 % 98¼ ges.; dergl. von 1852 4 % à 100 Thlr. 99¼ ges.; dergl. 1855 à 3 % 78¼ ges. Land-Renten-Briefe große 86 ges.; dergl. kleine 87¼ ges. Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99 ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4 % große 99 angeb., kleine 99½ angeb.; dergl. à 3½ % große 91½ angeb., kleine 92½ angeb.; dergl. 3½ % große 86¼ angeb., kleine 87 angeb. Lausitzer 4 % Pfand-Briefe große 99 ges.; kleine 99½ ges.; dergl. 3½ % große und kleine 94 angeb.

Preuß. 4½ % Anleihe 99¼ ges.; dergl. 4 % 94¼ ges. Preuß. 3½ % Staats-Schuld-Scheine 84¼ ges.
Oesterr. 5 % Nation.-Anleihe 81¼ ges.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 15 Ngr. — Pf. Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99⅞.

Dresden, den 5. März 1857. Ed. Rocksch.

Quittung.

Für die unglückliche Familie Schuffenhauer in Georgsthal gingen uns folgende Spenden zu: Fr. W. 3 Thlr.; Ad. Hch. 3 Thlr.; K. 1 Thlr.; Familie C. H. 1 Thlr.; S. aus W. 1 Thlr.; Familie B. in E. 1 Thlr. 10 Ngr.; E. G. 10 Ngr.; ein Nachbar aus Kraschau 5 Ngr.; J. K. aus Freiberg 10 Ngr.; K. W. und G. in Fischbach 3 Thlr. 15 Ngr.; von der Bolzenbüchsengesellschaft der Dresdner Getreidebörse 10 Thlr.; H. 4. 10 Ngr.; M. S. 7½ Ngr.; Wittwe Crämer aus den Trachenbergen 3 Thlr.; Particulier Möller 1 Thlr.; Kuhnert 1 Thlr.; S. Richter 2 Thlr. Summa 32 Thlr. 7 Ngr. 5 Pf.

Zu Annahme und Berechnung weiterer Beiträge sind wir gern bereit.

Die Redaction d. S. Dorfz.

☛ Die nächste Nummer der S. Dorfzeitung wird wegen des Bußtags Donnerstags, den 12. März, ausgegeben, und bitten wir daher um zeitige Einsendung der Inserate.

Die Verlags-Expedition.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 10 und eine Beilage.)

Donnerstag, Nr. 11. 12. März 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Alles, was man über die in einer besonderen Denkschrift enthaltene Rückantwort Dänemarks auf die von Oesterreich und Preußen in Betreff der deutschen Herzogthümer erhobenen Beschwerden vernimmt, bestätigt, daß das Kopenhagener Kabinet zu irgend einem erheblichen Zugeständnisse sich nicht geneigt finden läßt. Dies geht auch schon aus dem Inhalte der Note hervor, welche jene Denkschrift begleitet und deren Text bereits veröffentlicht worden ist. Wie man aus Berlin meldet, dürfte nunmehr die ganze Angelegenheit in nächster Zeit an den deutschen Bund kommen. — Aus dem Berichte über die letzte Sitzung der deutschen Bundesversammlung ist zu ersehen, daß die von den in Würtemberg begüterten Standesherren erhobenen Forderungen zu einer Vereinbarung mit der würtembergischen Regierung geführt haben, deren endgiltiger Abschluß demnächst bevorsteht. Bekanntlich war es der würtembergischen Regierung nicht gelungen, die Ständeversammlung zur Bewilligung der den Standesherren zugedachten Entschädigung zu bewegen und es wurde bereits damals die Intervention des Bundes in Aussicht gestellt.

Die hannöversche Regierung hat durch die den Ständen gemachte Vorlage eines Münzgesetzes einmal einen Schritt vorwärts gethan. Nach diesem Entwurfe wird die Grundlage der dortigen Münzverhältnisse die reine Silberwährung sein. An die Stelle des bisherigen Vierzehnthalerfußes tritt der Dreißigthalerfuß; die nach demselben auszuprägende Hauptsilbermünze ist der Thaler und dieser wird wiederum in dreißig Groschen, der Groschen aber in zehn Pfennige getheilt. — In Hamburg ist man in voriger Woche großartigen Diebstählen auf die Spur gekommen, welche seit längerer Zeit auf dem Bahnhofe der Hamburg-Berliner Eisenbahn systematisch verübt wurden. Unter den Bahnhofsarbeitern hatte sich nämlich eine förmliche Bande organisirt, welche während der Nachtzeit die Güterwaggons plünderte und die gestohlenen Waaren nach der Stadt brachte, wo sie durch einige Wirthe, bei denen man vollständige Niederlagen fand, aufbewahrt und verkauft wurden. Bis jetzt sind 30—40 solcher Arbeiter (meist Familienväter), sowie mehre Wirthe verhaftet. Wie es den Anschein hat, wird die Untersuchung auf viele Jahre zurückgreifen müssen; die Empfänger der Waaren im Norden und in Rußland haben stets Klage darüber geführt, daß die Ballen und Kisten nicht immer in gehöriger Ordnung waren.

Aus Schleswig wird berichtet, daß die dänische Regierung in voller Nichtachtung des ständischen Beschlusses, welcher die vorgeschlagene Repartition der Steuern ablehnte (s. Nr. 9), die neue Steuer mittelst Verordnung ausgeschrieben hat. Es bestätigt sich somit, daß die Rechte der Provinzialstände auch in Finanzangelegenheiten auf Null reducirt sind.

Preußen. Die außerordentlichen Zollvereinsconferenzen sind am 9. März in Berlin eröffnet worden; dieselben haben bekanntlich den Zweck, über weitere Verkehrserleichterungen zwischen dem Zollverein und Oesterreich zu berathen. — Im Abgeordnetenhause werden, wie man glaubt, am Mittwoch die Berathungen über die Finanzvorlagen beginnen, bei denen es voraussichtlich etwas heiß hergehen wird. Die Finanzcommission hat sich für Ablehnung der von der Regierung vorgeschlagenen allgemeinen Gebäudesteuer ausgesprochen und allem Anscheine nach wird das Plenum diesem Gutachten beistimmen. — Im Herrenhause ist ein Antrag auf Errichtung von Credit-Instituten zum Nutzen der ländlichen Grundbesitzer gestellt worden; hiernach soll in jeder der acht Provinzen ein solches Institut in's Leben gerufen und jedem derselben die Ausgabe von einer Million Banknoten gegen die gewöhnliche Sicherheit gestattet werden. Gleichzeitig wird die Errichtung solcher Credit-Institute unter Mitwirkung der Communalbehörden für die Grundbesitzer größerer Städte in Antrag gebracht.

Bei der letzten Volkszählung stellte sich die Bevölkerung des preußischen Staates nach den Religionsverschiedenheiten in folgender Weise heraus: 10,534,750 evangelische Christen, 6,418,312 römisch-katholische Christen, 1380 griechische Christen, 14,139 Mennoniten, 234,241 Juden, 9 Mohammedaner; im Ganzen 17,202,831 Seelen. Die Zahl der Herrnhuter betrug 3030, die der sogenannten Altlutheraner 31,386. Deutschkatholiken und Mitglieder der freien Gemeinden zählte man 16,420.

Schweiz. Im Kanton Freiburg, wo die ultramontane Partei und die Jesuiten von jeher einen sehr ergiebigen Boden für ihre Bestrebungen gefunden, beginnt es wieder zu gähren. Die nach Beendigung des Sonderbundkrieges hergestellte liberale Verfassung ist jener Partei zuwider und sie dringt daher auf Revision derselben. Auch die Restauration der Klöster ist beantragt und der Verkauf der Klostergüter bereits eingestellt worden; ferner wird die Wiederberufung der i. J. 1847 von ihren Pfründen entfernten Geistlichen in Aussicht gestellt. Alle diese Maßregeln werden von der jetzigen Kantonalregierung unterstützt, von den Liberalen aber eifrig bekämpft, und es steht zu fürchten, daß diese Zustände zu ernsten Verwickelungen führen.

Frankreich. Endlich haben die Conferenzen zur Regelung der Neuenburger Angelegenheit am 5. März in Paris begonnen. In der ersten Sitzung versammelten sich nur die Bevollmächtigten derjenigen Regierungen, welche neben Preußen am 8. Mai 1852 das bekannte Londoner Protokoll unterzeichnet haben, und weder der preußische noch der schweizerische Gesandte nahmen an dieser Conferenz Theil. Es galt nämlich, vorerst die Grundlagen der beabsichtigten Ausgleichung festzustellen, und man nimmt an, daß die französische Regierung mit einem hierauf bezüglichen Entwurfe, der vorher schon auf vertraulichem Wege den betreffenden Gesandten mitgetheilt worden war, und ihre Zustimmung erhalten hatte, vor die Conferenz getreten sei. Denn schon am 7. März fand eine zweite Sitzung statt, welcher der preußische Gesandte beiwohnte, um von dem Project, über das man sich geeinigt, Kenntniß zu nehmen. Ob derselbe mit ausreichenden Instructionen versehen war, um sofort eine Erklärung abzugeben, oder ob er vorher noch Weisungen seines Hofes abzuwarten hat, darüber verlautet noch nichts Bestimmtes. Sobald diese Erklärung vorliegt, wird auch der schweizerische Gesandte zu den Verhandlungen zugezogen werden; doch dürfte eine definitive Einigung so schnell nicht herbeigeführt werden, da Preußen es vermieden hat, irgend eine positive bindende Concession zu machen, um die Freilassung der Neuenburger Gefangenen zu erwirken, und

sich fortwährend auf den Rechtsboden stellt, welcher durch den Wiener Vertrag vom 9. Juni 1815 geschaffen worden ist. Vermöge dieses Vertrags hat bekanntlich das Fürstenthum Neuenburg unter der Garantie Europa's den Charakter eines schweizerischen Kantons erhalten, während gleichzeitig in demselben die dem Könige auf jenes Fürstenthum zustehenden Rechte anerkannt wurden.

Das Vorhaben der französischen Regierung, die Werthpapiere mit einer Steuer zu belegen, stößt auf große Schwierigkeiten, da man wohl über das Princip einig, aber über die Art und Weise der Ausführung getheilter Meinung ist. Es haben deshalb unter dem Vorsitze des Kaisers wiederholte Staatsrathssitzungen stattgefunden, ohne daß man zu einem Ziele gekommen ist. Da es aber der entschiedene Wille des Kaisers ist, eine Verminderung der Grundsteuern eintreten zu lassen, so wird jenes Project, welches namentlich die Börse beunruhigt, schließlich doch noch zur Ausführung gelangen. — Die Dotirung des Marschalls Pelissier (s. Nr. 9) ist von dem gesetzgebenden Körper einstimmig und ohne alle Debatte angenommen worden. Diese stumme Zustimmung hat selbst die Regierung überrascht. Denn durch jene Dotation wird, den bestehenden Gesetzen des Landes zuwider, ein Majorat geschaffen, und man erwartete hiergegen mindestens einige Opposition; die Versammlung ist aber bereits zu sehr daran gewöhnt, den Willen des Kaisers als Gesetz anzuerkennen, als daß sie, selbst in einer so wichtigen Angelegenheit, welche zu bedenklichen Consequenzen führen kann, einen Widerspruch wagen sollte.

Der durch seine Freimüthigkeit bekannte Pater Ventura hat in der Tuilerienkapelle vor dem Kaiser und der Kaiserin eine Fastenpredigt gehalten, welche vielfach besprochen wird. Sein Text lautete: „die größten Souveräne fallen, wenn ihre Kraft nicht durch die göttliche Autorität gestützt wird." Er sprach sich besonders stark über Napoleon I aus, geißelte auch das Regiment der Bourbonen und was über die Regierung des jetzigen Kaisers gesagt wurde, lief ungefähr darauf hinaus, daß man das Ende abwarten möge. Der Kaiser soll beim Austritt aus der Kapelle ziemlich laut geäußert haben: „Das war ein Ausbund von einer Philippika!" Man zweifelt daran, daß der unerschrockene Geistliche, welcher am zweiten Fastensonntage „über den Ursprung der Gewalt" predigen wollte, seine Predigten in jener Kapelle fortsetzen dürfe.

Großes Aufsehn erregt ein in diesen Tagen gegen die Directoren einer Actiengesellschaft (zur Errichtung von Schiffswerften) in Paris verhandelter Proceß. Die Herren, welche sich des Betrugs und der Schwindelei schuldig gemacht, sind zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt worden. Das Schlimmste ist aber, daß selbst der kaiserliche Commissar, ein Sohn des bekannten Legitimisten Berryer, dabei nicht ohne Mitschuld ist. Anstatt die Regelmäßigkeit der Verwaltung zu überwachen, nahm er von den Directoren ein Geschenk von 130,000 Fr. an und drückte gegenüber dem Schwindel die Augen zu. Er ist zum Ersatz dieser Summe und zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt, hat aber Berufung eingelegt. Die Summe, welche die betrügerischen Directoren ersetzen müssen, beläuft sich auf mehre Millionen Fr.

Großbritannien. Die Erwartung, daß die in Betreff der chinesischen Angelegenheit vom Unterhause angenommene, gegen die Regierung gerichtete Motion Cobdens eher zu einer Auflösung des Parlaments, als zum Sturze des Ministeriums führen werde, hat sich vollständig bestätigt. Nachdem Lord Palmerston der Königin die Lage der Sache vorgestellt, erschien er am 5. März im Unterhause mit der Erklärung, daß die Minister es für sehr schwierig, wenn nicht für unschicklich hielten, nach der am 3. März erfolgten Abstimmung des Hauses, welche der Politik des Kabinets die gewünschte Anerkennung versage, eine ganze Session hindurch zu regieren; doch sei die Verbindung der Parteien, welche jenes Votum möglich gemacht, so eigenthümlicher Art, daß sich das Ministerium nicht veranlaßt finden könne, einer solchen Majorität gegenüber seine Entlassung zu nehmen. Es habe vielmehr der Krone den Rath ertheilt, das Parlament nach Erledigung der allernöthigsten Geschäfte aufzulösen und durch neue Wahlen an die Meinung des Landes zu appelliren. Die Königin habe diesem Rathe Folge zu geben beschlossen, und das Ministerium schlage deshalb vor, das Parlament möge sich begnügen, die laufenden Bedürfnisse des Staates statt auf drei Jahre nur auf ein Jahr festzustellen, und einige andere unabweisbare Vorlagen auf die Dauer einiger Monate zu bewilligen, alles Andere aber dem neugewählten Hause zu überlassen, welches schon Ende Mai werde zusammentreten können. Von der ministeriellen Seite des Unterhauses wurde diese Erklärung des Premierministers mit lautem Beifall aufgenommen; dagegen erbat sich die Opposition Auskunft darüber, welche Politik die Regierung während der nächsten drei Monate zu befolgen gedenke, und ob sie namentlich in China in der bisherigen Weise schalten und walten wolle, nachdem sich das Haus so klar gegen dieses Verfahren ausgesprochen habe? Hierauf erklärte Lord Palmerston, in der Politik der Regierung mit Bezug auf China könne und werde keine Veränderung eintreten; Leben und Eigenthum britischer Unterthanen müßten geschützt werden, und da die Engländer in vier Hafenstädten weit auseinander wohnten, erfordere diese Aufgabe keine geringe Seemacht. Schließlich deutete der Premier an, daß sich die Regierung vielleicht veranlaßt sehen werde, einen außerordentlichen Bevollmächtigten nach China abzusenden, der nach mündlicher Berathung mit dem Kabinet leichter als die jetzt dort anwesenden Regierungsorgane im Stande sein werde, die erforderliche Einleitung zur Beilegung des ausgebrochenen Conflictes zu treffen. Hiermit war die Hauptsache abgethan, und ein in der nächsten Sitzung des Unterhauses bei der Berathung der Zölle unternommener, aber erfolglos gebliebener Angriff gegen das Ministerium hat nur eine untergeordnete Bedeutung. Die noch zu erledigenden Geschäfte werden so rasch als möglich abgethan werden, damit die Parteien ihre Kräfte ehebaldigst in dem großen Wahlkampfe messen können. Ueber den Ausfall des letztern läßt sich natürlich jetzt noch keine bestimmte Ansicht äußern, doch scheinen die ministeriellen Blätter des Sieges im Voraus völlig sicher zu sein. Das jetzige Parlament wurde unter Lord Derby im Jahre 1852 gewählt, es würde sonach, wenn ihm eine regelmäßige Lebensdauer vergönnt gewesen wäre, noch bis zum 20. August 1859 zusammengeblieben sein.

In Plymouth war der Befehl eingegangen, mehrere größere Schiffe zum Transport von Truppen und Kriegsbedarf nach den chinesischen Gewässern auszurüsten. Wie es heißt, werden von England aus 5000 Mann nach Kanton abgehen, doch sind schon früher Truppen von Bengalen aus nach den chinesischen Häfen abgesandt worden, um die britischen Unterthanen zu schützen. — Als den nach China abzusendenden außerordentlichen Bevollmächtigten bezeichnet man den Lord Elgin, welcher von einer imposanten Seemacht begleitet werden soll, um sich bei dem Beherrscher des himmlischen Reichs in Respect zu setzen.

Türkei. Aus Konstantinopel ist die Nachricht eingegangen, daß ein russisches Corps die persische Grenze überschritten habe, um dem Schah Hilfe gegen die Afghanen zu leisten. Diese Angabe klingt aber wenig glaubhaft, da es Rußland, nachdem der persisch-englische Streit einer Ausgleichung nahe gebracht ist, wohl vermeiden wird, sich in so directer Weise in die Angelegenheiten Persiens einzumischen. Wahr ist es aber, daß an der russisch-persischen Grenze mehrfache militärische Vorkehrungen getroffen werden, welche andeuten, daß man in Petersburg der Herrschaft des Schah keine besondere Festigkeit zutraut und die Nothwendigkeit eines bewaffneten Einschreitens in jenem Nachbarreiche schon jetzt ins Auge zu fassen beginnt. Der jetzige Krieg wird trotz seiner kurzen Dauer für Persien von den nachtheiligsten Folgen sein und den nahenden Zerfall dieses Reiches nur beschleunigen; die Ursachen dieses Zerfalls sind tief in der Geschichte des Landes begründet und die bedeutenden Geldopfer, welche der

unkluge Versuch des Schah, seine Herrschaft bis nach Herat auszudehnen, dem ohnehin erschöpften Staatsschatze gekostet, werden bei der schlechten Verwaltung sich jetzt doppelt fühlbar machen, so daß die Katastrophe in allernächster Zeit hereinbrechen kann. Für einen solchen Fall muß Rußland gerüstet sein, um sein längst auserlesenes Erbtheil in Besitz zu nehmen, und daher ist es wohl nur als eine Vorsichtsmaßregel zu betrachten, wenn die Khane im russischen Daghestan aufgerufen worden sind, ihre Streitkräfte zu sammeln. Von einer Betheiligung russischer Streitkräfte in dem Kampfe gegen die Afghanen kann aber, wie schon bemerkt, gegenwärtig keine Rede sein, denn das käme einer Kriegserklärung Rußlands gegen England gleich.

Der Sultan hat in letzterer Zeit wiederholtes Unglück gehabt. Vor Kurzem wurde seine Schatzkammer, in der es ohnehin jetzt etwas leer aussehen soll, bedeutend bestohlen, ohne daß man das Geraubte wieder zu erlangen vermochte, obgleich zwei kaiserliche Intendanten als verdächtig verhaftet wurden. Jetzt hat sich aber noch ein anderer Diebstahl ergeben, welcher zugleich eine politische Wichtigkeit hat, und über den deshalb die türkischen Blätter Stillschweigen beobachten müssen. In dem Palaste von Top Kaju, wo die Schätze des Propheten, an welchen die Osmanen mit großer Verehrung hängen, aufbewahrt werden, sind nämlich mehre dieser Reliquien spurlos verschwunden. Vor Allem wird die heilige Fahne des Propheten vermißt, ein Ereigniß, das unter der muselmännischen Bevölkerung außerordentliche Sensation und Bestürzung hervorgerufen hat, denn man hält es für ein böses Omen. Der Sultan soll, als ihm diese Botschaft hinterbracht wurde, ebenfalls nicht wenig erschrocken sein, und es würden infolge jenes Vorgangs mehre Sitzungen im Pfortenministerium abgehalten. Man vermuthet, daß der Diebstahl nicht ohne Mitwissen der türkischen Geistlichen verübt worden sei, und daß dabei irgend ein politischer Zweck zu Grunde liege. Es haben daher unter den Imans zahlreiche Verhaftungen stattgefunden, doch scheint man den Urhebern des Verbrechens noch nicht auf die Spur gekommen zu sein.

Die Statuten einer türkischen Nationalbank sind vom Divan genehmigt worden und die Concessionsurkunde hat bereits die Ratification erhalten; man erwartet von diesem Institute eine sehr wesentliche Verbesserung der bekanntlich sehr im Argen liegenden türkischen Finanzen. Eine andere wichtige Angelegenheit liegt gegenwärtig dem Sultan zur Genehmigung vor. Es handelt sich nämlich um eine Aufforderung an die deutschen Auswanderer, in die türkisch-europäischen Provinzen einzuwandern; es sollen ihnen Ländereien, Vorschüsse und besondere Schutz verliehen werden.

Asien. Die Lage der Dinge in China gestaltet sich immer bedrohlicher. Die Chinesen beschränken sich nicht mehr darauf, sich in Kanton und auf dem Flusse zu vertheidigen; sie haben Proclamationen und Flugschriften verbreitet, welche zum Haß und Mord der Fremden aufreizen, und die Feindseligkeiten richten sich keineswegs allein gegen die Engländer, sondern die Sicherheit aller Nationalitäten ist durch den wachgerufenen Fanatismus bedroht. Dies hat nunmehr auch den Commandanten der französischen Flottille veranlaßt, sich mit dem englischen Oberbefehlshaber zu vereinigen, um die chinesische Bevölkerung durch entsprechende Vorkehrungen im Zaume zu halten. Die französischen Seeleute haben im östlichen Theile von Kanton Stellung genommen, und es war alles Nöthige vorbereitet, um beim ersten Signal alle Landungstruppen und vier Feldhaubitzen ans Land zu setzen. Der Pariser „Moniteur," welcher diese Nachrichten mittheilt, deutet an, daß Frankreich und England sich zu gemeinsamen Operationen geeinigt haben, und die erforderlichen Instructionen von Paris und London schon vor einiger Zeit an die betreffenden Befehlshaber abgegangen sind. — In Kanton waren alle der ostindischen Compagnie und englischen Unterthanen angehörigen Magazine und Waaren von den chinesischen Behörden mit Beschlag belegt worden; die Opiummärkte, die Kanäle und Straßen und die den Europäern bisher geöffneten Häfen sind gesperrt. Jedoch erleiden die zur Unterdrückung des Handels mit den Fremden getroffenen strengen Maßregeln keine Anwendung auf die Märkte, welche sich auf der Landseite an der sibirischen Grenze befinden, so daß mithin Rußland Gelegenheit findet, während der Dauer jener Sperre seinem Handel mit dem himmlischen Reiche einen vermehrten Aufschwung zu geben. — In Honkong herrscht unter den Europäern ein panischer Schrecken, der mit jedem Tage zunimmt. Dieselben haben sich militärisch organisirt, und ihre Patrouillen schießen ohne Gnade jeden Chinesen nieder, welcher sich nach acht Uhr Abends in den Straßen oder auf den Dächern blicken läßt. Auch in Sincapore lebten die Europäer in großer Angst, da die Chinesen mit Mord und Plünderung drohten und sich weigerten, ihnen die nöthigen Lebensmittel zu liefern. Die Mandarinen sind vom Hofe zu Peking angewiesen worden, der Bevölkerung die Verfolgung aller Fremden zur strengsten Pflicht zu machen, und die meisten dieser Beamten sind diesem Befehle durch Aufstellung der grausamsten Bestimmungen nachgekommen. Der Meuchelmord wird als eine patriotische That gepriesen, und der Gouverneur von Whampoa bezeichnet z. B. jeden Chinesen, der einem Engländer begegnet und ihm nicht das verdiente Loos bereitet, als einen Verräther.

Der Schulgang des Lebens.

(Erzählung aus dem Leben, von Friedrich Lubojatzky.)

(Fortsetzung.)

Das war der schwerste Schlag, den das Schicksal auf Feodora niederfallen ließ; nicht die Armuth, sondern die Entbehrung um dieser willen erschütterte sie so tief. Ach, welche entsetzliche Lehre war ihr geworden! In Thränen aufgelöst, warf sie sich auf den Fußboden, gepeinigt von den quälendsten Seelenschmerzen. Endlich wurde es still in ihr, sie sann nach und der Ausruf: „Großer Gott, ich habe nicht einmal ein Recht mehr zur Klage über das Entsetzliche, das mich durch den Mund dieses verabscheuungswürdigen Menschen getroffen hat, denn in den Tagen meines Glückes habe ich ja die Armuth Anderer entehrt!" zeugte von der ihr sich aufdrängenden Erkenntniß ihrer großen Schuld.

O, das war eine furchtbare Nacht für sie! Die Gerichtsbeamten, die den aus den Spielsälen, in denen er auch den letzten Rest seines durch Wechselfälschung errungenen Kapitals verspielt hatte, entwichenen Brand nicht fanden, waren in seine Wohnung gekommen, um sich vielleicht daselbst seiner bemächtigen zu können. Am andern Tage erst wurde er in der Nähe Homburgs als Selbstmörder aufgefunden. Feodorens harte Leiden als Mutter, die Verachtung, zu deren Gegenstand sie, die nichts mehr als wenige Kleidungsstücke das Ihre nannte, sich gemacht sah, die Erbarmungslosigkeit, mit welcher man ihr begegnete, trieben sie, nachdem ihr Kind begraben war, zu dem Entschlusse, sich das Leben zu nehmen. Sie hatte allen Halt in sich verloren, Glaube, Liebe, Hoffnung waren verwelkte Blätter ihres Herzens; so weit der Himmel sich über die Erde wölbte, lebte ihr keine Freundesseele, in ihr, um sie war Alles todt. Sie hatte nur die Aussicht, daß man sie auf dem Schub in ihre Heimath bringen werde — eine Bettlerin auf den Schauplatz ihres einstigen Glanzes! Welche Rache des Geschickes, welche fürchterliche Vergeltung! Im Abenddunkel verließ sie das Städtchen, noch einmal trieb es sie nach dem Kirchhofe hin, sie wollte die letzten Thränen der Mutterliebe auf den kleinen Sandfleck weinen, unter dem ihr Knäblein lag. Das Thor war geschlossen — auch dieser Abschied war ihr also nicht vergönnt. Mit einem Schrei des Schmerzes sank sie nieder in die Knie, ihre Stirne an das geschlossene Thor lehnend.

Da legte sich eine Hand auf ihre Schulter; der würdige Pfarrherr des Badeortes, welcher von einem Gange aus der Umgebung kam, hatte vorübergehend sie bemerkt und war von ihrem großen und heftigen Schmerze gerührt worden. Er

sprach mit ihr und sein sanfter Trost war der erste Laut einer besseren Zukunft, die sich nun vor ihr erschloß. Nicht durch Worte nur, auch durch die That richtete sie dieser redliche Diener der Kirche auf. Noch am selben Abend schaffte er Rath und Hilfe für sie, indem er sie zu einer Wittwe brachte, bei der sie ein Unterkommen und Freundlichkeit fand. Nach einigen Wochen konnte sie, aufgerichtet an Geist und Leib und unterstützt durch milde Gaben, die der wackere Geistliche für sie bei den ihm näher bekannten Familien gesammelt, nach ihrer Heimath reisen. „Indem ich diesen Ort verlasse, gehe ich einem neuen Leben entgegen, durch das ich meine hier so schrecklich versunkene Vergangenheit auslöschen will und muß," sagte sie. „Der Allmächtige hat mich einen schweren Schulgang geführt, ich werde in der Armuth eine Andere werden, als ich war in den Tagen meines Glückes."

Gesegnet von dem ehrwürdigen Pfarrherrn, ihrem Retter in höchster Noth, zog sie fort, zwar recht schweren Herzens, aber trotz der Armuth — sie besaß nur ein kleines Bündel, das ihre Habseligkeiten barg — doch reicher als sie nach Homburg gekommen war, denn Reue ist die Mutter des Vertrauens, und Feodora fühlte sich zuweilen erhoben durch den Gedanken, daß auch sie sühnen könne, was sie einst im Uebermuth gesündigt hatte. Die Mühseligkeiten ihrer Reise wirkten etwas zerstreuend auf sie und so gelangte sie an die Grenze ihrer Heimath. Freilich klopfte ihr das Herz, wenn sie daran dachte, wie sie in ihrer Vaterstadt jetzt sich ihr Brod durch ihre eigenen Anstrengungen erwerben, vielleicht manch demüthigendes Wort dabei mit in den Kauf nehmen solle; aber war es denn nicht der einzige Ort, wo sie bleiben konnte? In Lübeck, der Heimath ihres als Opfer seiner entsetzlichen Leidenschaft unterlegenen Gatten, würde sie noch weniger Schutz zu hoffen haben, als in ihrer eigenen Vaterstadt. Und seltsam war es, so wie sie die Grenze überschritten, trat die Erinnerung an ihren früheren Dünkel immer greller vor ihre Seele. Unwillkürlich tauchte der Gedanke an die Demüthigungen, die sie der Tochter und dem Sohne des armen Flickschneiders bereitet hatte, in ihr auf und erpreßte ihr Thränen, denn sie hatte es ja an sich selbst erfahren, wie tief die der Armuth zugefügten Kränkungen das Herz derselben verwunden.

Ein recht kalter Abend stand in Aussicht, der Himmel war tief blau und der Mond glänzte schon an dessen östlichem Saume herauf, als Feodora, todtmüde und wie von einem Fieber geschüttelt, durch ein großes Gehöfte schritt, welches von der Straße, die seitab von der Chaussee in's Dorf führte, durchschnitten wurde. Feodora wollte im Dorfkretscham übernachten, die Erfahrung hatte sie gelehrt, daß sie in den abgelegenen Dorfwirthshäusern weniger mit anderen Reisenden in unangenehme Berührung komme. Die Ermattung, die sich ihrer fast bis zur Ohnmacht bemächtigt hatte, zwang sie zum Niedersitz auf der Steinbank des Amtmannshauses, aber die Kälte dieses Sitzes vollendete nur um so schneller das, was die Bewegung des Körpers beim Gehen noch verhindert hatte; eine aus dem Hause tretende Magd fand sie bewußtlos von der Bank gesunken und die herbeigerufene Frau Amtmannin gab Befehl, die arme Person hereinzuschaffen, wo sie, da sie ganz starr und eiskalt anzufühlen war, in der Schreibstube auf ein Sopha gelegt und in warme Decken gehüllt wurde.

„Nimmst auch alles Volk herein," brummte der später nach Hause kommende Amtmann, ärgerlich über seiner Frau Mitleid ... „wer weiß, was das für eine Landstreicherin ist."

„Vater, denk' an Minchens Spruch: ‹Hilft er nicht zu jeder Frist, hilft er doch, wenn's nöthig ist›, na, 's war nöthig, sehr nöthig, und Jemand muß der liebe Gott haben, durch den er hilft. Diesmal war ich's. Wozu wäre ich denn Frau Amtmannin, wenn ich's nicht auch verrichten könnte? Und denke einmal, wie wär' denn Dir um's Herz, wenn unsere Christel oder unsere Josephine in einem fremden Orte krank würden und keine Menschenseele sich ihrer annehmen wollte? Eine Bettlerin ist die Person nicht, zwei Thaler hatte sie in der Tasche ... daß sie krank geworden, dafür kann sie nicht."

„Nun ja, ja, schon gut, ich sag' ja auch nichts mehr," antwortete der Amtmann gutmüthig. „Wo sind denn unsere beiden Mädels?"

„Wo sollen sie sein? bei Pastors Klärchen. Aber daß wir nicht Eins in's Andere reden, vorhin kam ein Kutschwagen, der nach dem Schlosse fuhr. Wahrscheinlich der Herr Forstrath, denke mir's wenigstens. Na, da wird der alte Herr Forstmeister aus lauter Vergnügen Millionenschockdonnerwetter und so und so viel tausend Legionen Teufel loslassen, um seines Herrn Enkels Ankunft zu feiern."

„Ja, ja, das ist gewiß, wettern kann der Herr Forstmeister tüchtig, das muß ihm der Neid lassen. So eine alte Waldkatze wie Der, da ist's ... was Kukuk! hält im Hofe nicht ein Wagen? da muß ich doch gleich nachsehen. Wer könnte noch so spät zu uns kommen?" In Begleitung seiner Frau eilte der Amtmann hinaus. Er hatte ganz recht gehört, eine Kalesche hielt vor der Thür und ein junger Mann fragte aus derselben heraus: „Bin ich denn hier recht beim Herrn Amtmann Schleuder?"

V.

Seltsam wechseln die Geschicke im Menschenleben! Für Viele gleichen sie der Jakobsleiter, deren Enden, Himmel und Erde verbindend, den Engeln des Glückes die Bahn ermöglichen, sie zu segnen und ihnen die Erde zum Himmel zu machen, und wieder für Viele ist der Wechsel der Schicksale nichts Anderes, als ein mehr oder minder jäher Felsensturz, der sie begräbt. Fast sieben Jahre waren seit jener Zeit verflossen, wo Franz Marks als Domcantor-Substitut fungirte. Wäre ihm nicht von allen Seiten die Gewißheit ertheilt worden, daß er nach dem Ableben des alten Cantors dessen Stelle erhalten solle, er hätte aus seinem Wirkungskreise scheiden müssen, so lieb ihm dieser auch war, denn nur durch Unterrichtgeben im Pianofortespiel konnte er den sehr kleinen Gehalt verbessern, so daß es ihm möglich wurde, auszuhalten. Anfänglich hatte er sich recht herbe Entbehrungen auflegen müssen, um seinen Vater, der bald nach seines, des Sohnes, Abgange nach M*** brustkrank und dadurch unfähig zur Arbeit wurde, zu unterstützen. Eine treue Gehilfin in dieser mit Eifer fortgesetzten kindlichen Pflicht hatte er in seiner Schwester, die unverdrossen Tag und Nacht arbeitete, um die nöthigen Bedürfnisse für den kranken Vater und sich zu erschwingen. Ja, gewiß, es war eine harte Prüfung für die beiden Geschwister, doch sie ermüdeten nicht in ihrer kindlichen Aufopferung; nach vierjährigem Leiden erst endete ein sanfter Tod das Dasein des ehrlichen Flickschneiders.

„Kinder," sagte er wenige Augenblicke vor seinem Hingange ... „ich hätte nicht geglaubt, als ein reicher Mann zu sterben. Ich habe Euch und das ist mein Reichthum, mein Glück. Gott hat es recht gut mit mir gemacht, ich preise ihn darum. Wie arm gegen mich ist der reiche Hauptsteueramts-Rendant Rolling gestorben! Unehre und Unglück sind mit ihm zu Grabe gegangen, mit mir geht Eure Liebe ... wie glücklich bin ich!"

Der Franz war recht bekümmert um Minchens Zukunft, er redete davon, sie mit nach M*** zu nehmen; das aber schlug sie ganz ab, indem sie sagte, daß sie hier einmal bekannt sei und daher eher auf Arbeit rechnen könne, in M*** wäre sie jedoch eine Fremde und Jahre gehörten vielleicht dazu, um sich bekannt zu machen. Dieser vernünftigen Entgegnung war nicht zu widersprechen; Minchen blieb die Bewohnerin des Dachstübchens. Obgleich sich bisher kein Zeichen von irgend einer Aufmerksamkeit Anderer auf die ehrenhafte Armuth dieser Familie kundgegeben hatte, so war sie doch nicht unbeachtet geblieben. Eine ehrwürdige Matrone aus höherem Stande, die Vorsteherin eines Vereins edler Frauen, der verschämte Arme mit Gaben unterstützte, nahm sich Minchens an, und deren Fleiß, ihr bescheidenes anspruchsloses Wesen, der tief in ihr begründete religiöse Sinn erwarben ihr, nachdem sie erst ein wenig bekannter geworden war, viele Freundinnen,

Da ihre Gesundheit durch die harte Anstrengung, der sie sich während des Vaters mehrjähriger Krankheit und Arbeitsunfähigkeit hingegeben hatte, sehr angegriffen war, so verschaffte man ihr Arbeit bei wohlhabenden Familien auf dem Lande und schon im Verlaufe des Sommers zeigte sich das günstige Resultat dieser Vorsorge. Minchen blühte wieder auf, ihre gesunkenen Lebenskräfte hoben sich, eine stille glückliche Heiterkeit nahm wieder Besitz von ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Die Donaufürstenthümer Moldau und Walachei.

Seit länger als einem Jahrtausend, oder vielmehr von Anbeginn der Geschichte, finden wir in den Ländern südlich vom Karpathengebirge und der Donau keine festen, geregelten Zustände von längerer Dauer. In diesem südöstlichen Theil Europa's haben die Verhältnisse immer geschwankt, und aus keinem einzigen der verschiedenen Völker, welche dort wohnen, hat sich ein kräftiger und großer Staat zu bilden vermocht. Die Ursache liegt zumeist an dem bunten Gemisch von Nationalitäten, die einander innerlich abstoßen; keine von ihnen ist mächtig und stark genug gewesen, um die anderen zu bezwingen und mit sich zu vereinigen. Dazu kommt, daß sie bei ihrer geographischen Lage zwischen dem Schwarzen und dem adriatischen Meere allen den Völkerstürmen ausgesetzt waren, welche von verschiedenen Himmelsrichtungen heranbrausten, und gerade in diesen Gegenden große Verwüstungen anrichteten. So hat sich dort eine Menge von historischem Schutt zusammengelagert, den man überall aufgehäuft findet seit den Zeiten der alten Griechen. Diesen folgten die Römer, nachher die byzantinischen Kaiser, darauf zogen die asiatischen Barbaren ins Land; die Versuche, in Serbien, Bulgarien und der Walachei mächtige Staaten zu bilden, sind gescheitert, und am Ende sind sie alle nach einander, das Kaiserthum von Konstantinopel nicht ausgeschlossen, eine Beute der Türken geworden, welche drei Jahrhunderte lang durch Waffengewalt dieses bunte Völkergemisch von Neugriechen, Albanesen, Bulgaren, Serbiern, Walachen, Juden und Zigeunern zusammengehalten haben. Den Osmanen mußten sie alle sich beugen; der Padischah befahl als Herr, so lange er eine europäische Großmacht war; als aber die Türken ihre alte Kraft einbüßten, als sie aufgehört hatten, der Schrecken des christlichen Europa's zu sein, und zugleich an den Grenzen ihres Reiches kräftige Staaten emporwuchsen, begann auch der Zerfall, etwa gleichzeitig mit jenem der polnischen sogenannten Republik. Die fremden Mächte zwangen den Türken Concessionen ab, an den Grenzen wurde ein Stück Landes nach dem andern abgerissen; das neue Königreich Griechenland bildet einen von der Pforte völlig unabhängigen Staat; das Fürstenthum Serbien ist thatsächlich von der Pforte frei. Die Moldau und Walachei sind nur der „Oberherrlichkeit," der sogenannten Suzerainetät, des Sultans unterworfen, im Uebrigen sollen sie selbstständig sein, und durch den Pariser Vertrag vom 30. März 1856 sehen sie sich unter die „Garantie" der europäischen Großmächte gestellt. Daß es mit demselben vor Allem darauf abgesehen wurde, diese beiden Fürstenthümer den russischen Einflüssen zu entwinden und vor einer Eroberung durch den Czar sicher zu stellen, ist bekannt.

Die Moldau und Walachei fallen weder durch Umfang noch durch Einwohnerzahl in's Gewicht. Die erstere hat etwa 730, die letztere 1320 Quadratmeilen Flächeninhalt; die Bevölkerung erreicht in beiden zusammen etwa viertalb Millionen Seelen, von welchen mehr als zwei Millionen auf die Walachei kommen. Sie haben aber für die Politik des gesammten Europa's eine hervorragende Bedeutung durch ihre geographische Lage. Sie dehnen sich an der untern Donau hin, und die Mündung dieses großen Stromes, der eine Hauptpulsader für einen großen Theil des europäischen Verkehrs bildet, liegt in der Moldau, welche bis 1812 einen größern Umfang hatte, als gegenwärtig. Zu ihr gehörte der ganze Landstrich bis zum Dnjestr, das sogenannte Bessarabien, welches Rußland im Bucharester Frieden, allen verbrieften Rechten der Moldau zum Trotz, von der Pforte sich abtreten ließ. Gerade in dieser Richtung sind die Czaren seit Peter dem Großen, der bekanntlich schon am Pruth stand, mit zäher Beharrlichkeit vorgedrungen; sie betrachteten die Moldau als einen hohen Kampfpreis, der auch der größten Anstrengungen werth war, und 1829 erreichten sie einen großen Zweck: sie brachten die Donaumündungen in ihre Gewalt, und hatten es seitdem, ungeachtet aller Verträge, in ihrer Macht, jene Pulsader zu unterbinden. Die riesenhaften Anstrengungen des letzten Krieges sind erforderlich gewesen, um sie von der untern Donau wieder wegzudrängen, und den Strom wieder frei zu machen.

Rußland, um welches sich bei der Frage über die Fürstenthümer Alles dreht, gränzt auf keinem Punkte unmittelbar an die europäische Türkei; die Moldau liegt wie ein vorgeschobenes Außenwerk zwischen beiden Staaten; sie dehnt sich zwischen Siebenbürgen und dem Schwarzen Meer aus. Man begreift leicht, weßhalb Rußland stets danach getrachtet hat, dort festen Fuß zu gewinnen, und weßhalb die europäischen Mächte, die ein ganz anderes Interesse haben, es daran verhindern, und ihm einen Riegel vorgeschoben haben. Bis in die jüngste Zeit waren in beiden Fürstenthümern die Verhältnisse derart gestaltet, daß sie den Absichten der nordischen Macht große Förderung gewährten.

Die Bevölkerung der Moldau und Walachei besteht aus einem Theile des sogenannten dakoromanischen Stammes, den man gewöhnlich als den walachischen bezeichnet. Die Leute selbst nennen sich Rumänen. Sie sind keine Slaven, aber im Laufe der Jahrhunderte haben Blut und Rede bei ihnen manche slavische Zuthat erhalten; die Hauptgrundlage ihrer Sprache ist römisch, und daher in Manchem der heutigen italienischen verwandt. In der Geschichte haben die Rumänen nie eine eigentlich thätige Rolle gespielt, sondern sind stets mehr oder weniger abhängig gewesen. Es scheint diesem Volksschlag an activem Charakter zu fehlen; auch hat er für die höhere Bildung nie etwas geleistet, und eben so wenig in Gewerben und Handel sich hervorgethan. Er kennt keinen Bürgerstand, sondern, gleich dem Polen, nur Adel und Bauern. Deshalb ist das rumänische Land nie zu irgend einer Blüthe gekommen. Der Volksstamm reicht übrigens von der Theiß und Donau in Ungarn bis zum Dnjestr und zum Schwarzen Meere. Die Mehrzahl der Bevölkerung in Siebenbürgen, der Bukowina, dem temescher Banat in Ungarn, in der Walachei, Moldau und in Bessarabien ist rumänisch; Walachen leben auch, obwohl in der Minderzahl, in den meisten türkischen Provinzen, selbst in Thessalien, und sogar im Königreich Griechenland. Ihre Gesammtzahl beträgt zwischen sieben und acht Millionen. Aber sie wohnen, die beiden Fürstenthümer abgerechnet, nirgends recht compact, sondern sind mit andern Nationalitäten durchsprengt und hatten nie einen stetigen und einheitlichen Zusammenhang; sie waren auch immer ohne innern kräftigen Aufschwung. Ihre Geschichte ist ihnen vorgezeichnet; sie werden, ihrer ganzen Anlage und Begabung nach, stets passiv sein, zu keinem thätigen Eingreifen gelangen, und wenn rumänische Patrioten, das heißt in Paris abgerichtete und geschulte Bojaren, von der Gründung eines „großen dakoromanischen Reiches" reden, das sie aus allen Ländern zu bilden gedenken, in welchen Walachen wohnen, so läuft das auf eine windige Phantasie hinaus. Siebenbürgen und das temescher Banat wurden bereits im zehnten Jahrhundert Vasallen der ungarischen Krone; seit dem vierzehnten Jahrhundert sind die Moldau und Walachei von einander getrennt, und haben gesonderte Regierungen gehabt. Die Versuche, beide Fürstenthümer wieder zu vereinigen, sind stets gescheitert. Schon 1393, also über ein halbes Jahrhundert früher als die Türken Konstantinopel eroberten, gerieth die Walachei in Abhängigkeit von Sultan Bajasid dem Blitz,

die Moldau zahlt Tribut seit 1513. Oesterreich riß 1777 die Landschaft Bukowina von der Moldau ab; Rußland, wie schon bemerkt, 1812 Bessarabien, und so blieben als rumänische Lande unter besonderen Fürsten die beiden Fürstenthümer innerhalb der seitherigen Grenzen.

Für die Donaufürstenthümer war Polen eine schützende Vormauer; seitdem diese gefallen war, hatte Rußland freie Hand, sich einzumischen. Schon 1772 bot Katharina die Zweite der Pforte „ewigen" Frieden unter der Bedingung an, daß diese, unter Garantie einiger Großmächte, die Fürstenthümer für unabhängig erkläre. Die Kaiserin hatte auf die Moldau und die Walachei ähnliche Absichten wie auf die Krim, deren „Unabhängigkeit" sie zwei Jahre später im Frieden von Kutschuk Kainardschi erwirkte. Zehn Jahre nachher setzte sie sich in den Besitz dieser selben Krim, obwohl sie schriftlich erklärt hatte, daß dieselbe „nur von Gott allein abhängig sein solle." In demselben Frieden von 1774 erzwang Rußland von der Pforte ein sogenanntes Intercessionsrecht, welches seiner Einmischung in den Fürstenthümern alle Thüren öffnete; später, 1829, im adrianopeler Frieden wurde es „Garant;" um die Rechte der Fürstenthümer kümmerte sich Niemand. Sie erlitten und erleiden auch heute das Schicksal aller Staaten, die so schwach sind, daß sie mit eigenen Kräften sich nicht wehren, aus sich heraus ihre Selbständigkeit nicht behaupten können. Die eigentliche Absicht der russischen Politik ist auch niemals verschleiert worden. Kaiser Alexander wollte sich 1807 beide Fürstenthümer abtreten lassen und damals bot England ihm die Hand! Zwei Jahre später, 1809, willigte Napoleon zu Erfurt ein, sie ihm zu überlassen.

Beide Länder wählten ihre Fürsten bis 1716, ohne daß eine fremde Macht sich hätte einmischen dürfen. Sie nahmen dieselben nicht immer aus dem Stande der Krieger oder dem Adel, sondern ernannten mehrmals z. B. Mönche, Bauern und Fischer. Aber gerade der Mangel einer Erblichkeit in der höchsten Würde hat wesentlich dazu beigetragen, die Fürstenthümer vielfach zu zerrütten. Endlich wurde ihr Wahlrecht nicht mehr beachtet, und die Pforte verkaufte die Fürstensitze auf kurze Zeit an den Meistbietenden. Seitdem, 1716 bis 1821, litten sie entsetzlich unter dem Drucke jener Phanarioten, welche der Griechengemeinde der Leuchtthurmvorstadt in Konstantinopel angehörten. Das Wort Phanariot ist auch heute noch gleichbedeutend mit Ränkeschmieden, Bestechlichkeit, Erpressung, Schlechtigkeit und Unsittlichkeit aller Art, mit Spionenwirthschaft und Lügenhaftigkeit. Da der gierige Phanariot auf 3 oder 7 Jahre den Fürstensitz von den Türken gekauft hatte, so wollte er sich auch für die Auslagen entschädigen; die höchste Würde war ein Speculationsartikel, und jeder neue Hospodar preßte so viel er konnte. Der Druck war so arg, daß Hunderttausende auswanderten und die fruchtbarsten Gegenden unseres Erdtheils völlig zu Grunde gerichtet wurden. Diese unheilvollen Zustände waren den russischen Bestrebungen sehr willkommen; man gewöhnte die Rumänen daran, im Herrscher zu St. Petersburg den Erretter aus so schwerer Bedrängniß zu erblicken, und als Kaiser Alexander in den Jahren 1806 bis 1812 die Fürstenthümer besetzt hielt, wurde strenge Ordnung beobachtet. Aus jener Zeit datiren die genauen Verbindungen des russischen Hofes mit manchen Bojarenfamilien, die er in sein Interesse zog. Und als 1821 der bekannte Aufstand losbrach und die Pforte in eine lange Reihe von Verlegenheiten brachte, war es abermals Rußland, das allein Nutzen daraus zog. Die Phanarioten wurden entfernt und wieder einheimische Fürsten ernannt, aber die Sturdza's und Ghikas und Bibescos waren lediglich willfährige Werkzeuge des mächtigen Nachbars, der sich auch auf die Wahlen einen Einfluß zu suchen wußte und im Divan der Rumänen eine Menge Anhänger zählte, deren Dienste er sich durch mannichfache Mittel zu sichern verstand. Endlich, im adrianopeler Frieden, wurde Rußland als Schutzherr der beiden Fürstenthümer anerkannt, während der Sultan Suzerain, Oberlehnsherr, blieb. Der Schutzherr gab Verfassung und organische Gesetze, schickte Generaladministratoren, und ließ die sogenannte Volksvertretung, die aus Adeligen und Geistlichen bestand, so zusammensetzen, wie es ihm gefiel. Die kleinen stehenden Heere hingen von Rußland ab, in dessen Händen die Fürsten nichts als Werkzeuge waren. Die Herren von Kisselef, Rückmann und Titoff, welche der Reihe nach Rußland in den Fürstenthümern repräsentirten, waren die eigentlichen Regenten des Landes. Und als dann 1848 auch die Rumänen sich erhoben, wurde der Aufstand niedergeschlagen und abermals zog Rußland Vortheile. Vor vier Jahren glaubte es den Zeitpunct gekommen, um die langersehnte Beute gewinnen und zugleich Hebel zum Umsturz der Pforte ansetzen zu können. Darüber entbrannte der große Krieg, und Oesterreich rückte in die Donaufürstenthümer ein, welche die Russen räumen mußten. Gegenwärtig sind die Oesterreicher im Abzug begriffen, und die Rumänen sollen sich selber bestimmen und ihr Land neu ordnen.

Der schon erwähnte Vertrag vom 30. März 1856 sichert ihnen alle alten Privilegien, welche in den Verträgen mit der Pforte enthalten sind; sie sollen eine nationale Armee halten dürfen, und, unter Suzerainetät der Pforte, ihre Verwaltung selbständig nach eigenem Bedürfnisse einrichten. Sie sollen ihre organischen Statute, d. h., die Verfassungen für die Moldau und für die Walachei, regeln, wie sie es wünschen; eine Commission ist niedergesetzt, um die Zustände, die Lage und die Bedürfnisse beider Fürstenthümer zu untersuchen und das Neue anzubahnen. Das Volk soll durch Vertretung aller Klassen seine Wünsche aussprechen.

Es steht nun, an und für sich, den Rumänen nichts im Wege, ihr Land zur Blüthe zu bringen, wenn sie überhaupt dazu Kraft und Fähigkeit in sich haben. Aber in den Walachen ist kein starker innerer Trieb und kein Schwung. In den österreichischen Landen, wo sie mit allen andern Nationalitäten gleichberechtigt sind und keinerlei Hinderniß für ihre Thätigkeit finden, blieben sie bisher hinter den übrigen zurück. Die Walachen haben, wie schon bemerkt, noch niemals Anlage gezeigt, einen dritten Stand, ein Bürgerthum, bei sich zu entwickeln; alle Handwerke in den Fürstenthümern werden von Fremden betrieben. Das Volk ist noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung, und neben dem rohen Bauer steht der französisch abgerichtete Edelmann. Man wird zunächst Ordnung und Bildung schaffen müssen, die ökonomischen Verhältnisse auf neuer Grundlage umzugestalten haben, und dann fragt sich, was die Rumänen zu leisten vermögen.

Sind sie tüchtig, so hindert sie nichts, ihr Land zur Blüthe zu bringen, und es kommt dabei nichts darauf an, ob die Fürstenthümer wie seit Jahrhunderten so auch in Zukunft getrennt bleiben oder einen gemeinschaftlichen Staatskörper bilden. Ein Theil der Rumänen, namentlich in der Walachei, erstrebt eine Vereinigung, während in der Moldau zu einer solchen weniger Neigung hervortritt. Bei vielen Bojaren steht dabei der Plan zur Bildung eines großen dakoromanischen Reiches im Hintergrunde, und die französische Regierung, deren Bestreben dahin gerichtet ist, sich überall „Sympathien" zu erwerben und diese zur Ausdehnung ihres Einflusses zu benutzen, hat schon vor einem Jahre einer solchen Vereinigung das Wort geredet. Die Rumänen thäten aber besser, hochfahrende politische Projecte fahren zu lassen, mit welchen die große Menge des Volkes ohnehin nichts zu schaffen hat. In Bezug auf den Geldpunct würde allerdings eine Vereinigung von großem Nutzen sein; man würde nur einen Fürsten, ein Heer, eine Verwaltung haben. Dagegen würde aber auch in diesem einen Fürstenthum die alte Rivalität zwischen Moldauern und Walachen nachtheilige Folgen haben; Bukarest will Hauptstadt sein und Jassy will Hauptstadt bleiben. Auch die vereinigte Moldau-Walachei bliebe immer nur ein schwacher Staat mit noch nicht vier Millionen Einwohnern; er läge gleichsam in der Klemme zwischen den drei großen Staaten Oesterreich, Rußland und Türkei; er

wäre nun einmal unabwendbar in der Lage, sich niemals aus eigener Macht und Kraft selbst bestimmen zu können; er müßte Trabant sein, so wie so. An und für sich kann er gar keine Schutzmauer gegen Rußland bilden, wenn er nicht durch große Staaten und deren Kraft zu einer solchen gemacht wird. Unabhängig im vollen Sinne des Wortes können die Fürstenthümer, gleichviel ob getrennt oder vereinigt, nie sein oder werden; dafür sind sie zu klein, und sie würden, der Garantie Europa's enthoben, gerade dem Loose verfallen, welchem sie entgehen wollen und sollen, nämlich eine Beute Rußlands werden. Die oben angedeuteten Rivalitäten in dem vereinigten moldau-walachischen Staate würde das Ausland benutzen, während zwei Fürstenthümer mit einander im Fortschritte wetteifern können, ohne nach irgend einer Seite hin Anstoß zu geben. Die Vereinigung ist, vom europäischen Standpuncte betrachtet, keine Nothwendigkeit, und für die Wohlfahrt der beiden Länder selbst auch nicht erforderlich. Oesterreich hat vollkommen recht, ihr entgegen zu sein, schon deshalb, weil die Partei der Vereinigung der deutschen Großmacht feindlich ist und den thörigen Hintergedanken hegt, ihr die Bukowina zu rauben!

Die wirklichen Patrioten in der Moldau und Walachei finden in beiden Ländern vollauf zu thun, um die Zustände aus der Barbarei herauszuheben, welche noch heute auf allen Lebensverhältnissen lastet. Um unseren Lesern ein Beispiel vorzuführen, das zeigen kann, in welcher Verwahrlosung die Lebensverhältnisse sich befinden, wollen wir einen Blick auf die bäuerlichen Angelegenheiten und die Stellung der Gutsbesitzer werfen. Der kleine Grundbesitz beschränkt sich vorzugsweise auf das Gebirgsland und ist in den Händen von freien Bauern, Mosneni genannt; der große Grundbesitz herrscht in dem üppigen und fruchtbaren Flachlande vor und gehört den Bojaren, den Klöstern, die in übergroßer Anzahl vorhanden sind, und den Bürgern der verschiedenen Städte. Auf diesen Gütern sitzen Bauern, Klakaschi, welche dem Gutsherrn Arbeit leisten und Naturalproducte geben müssen; dafür haben sie eine gewisse Fläche Landes, als deren Besitzer sie betrachtet werden. Aber der angeblich freie Bauer schmachtet unter hartem Drucke, und sein rechtlich festgestelltes und anerkanntes Recht auf zwei Drittheile alles Domanialeigenthums ist in der Wirklichkeit gar nicht vorhanden. Bis 1592 war der Bauer in der That ein völlig freier Mann, im Besitze jenes Eigenthums und übte politische Rechte aus; er zahlte weiter nichts als eine Abgabe an den Staat und dem Eigenthümer der Domäne einen Zehnten; die Bauern in der Moldau und Walachei waren damals viel besser gestellt und freier, als in den meisten übrigen Ländern Europas. Aber zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts zwang Fürst Michael, welcher polnische Verhältnisse in der Walachei copirte, ihnen die Leibeigenschaft auf; in der Moldau that Fürst Basilius der Wolf ein Gleiches. In den Jahren 1746 und 1749 wurde sie wieder aufgehoben, allein die Verhältnisse, welche dann eingeführt wurden, waren nicht besser. Denn nun wurde eine Bauernklasse, die Skutelnitschi, geschaffen, welche den Bojaren einen jährlichen Zins zahlen mußten und vollkommen von diesen abhängig wurden; Geistliche, Klöster und Bojaren wurden steuerfrei, alle Lasten auf den Bauer gewälzt, welchen der Gutsherr von Acker und Haus treiben konnte, und der sich nur mit ausdrücklicher Erlaubniß des Staates in eine andere Gemeinde begeben durfte. Die Bauern rebellirten dagegen und viele wurden erschlagen; Tausende wanderten in die österreichischen Länder aus, wo sie solchem Druck nicht unterlagen.

Zuletzt sind die bäuerlichen Verhältnisse durch eine Verordnung vom 23. April 1851 geregelt worden. Der Bauer hat demgemäß ein ewiges Besitzrecht an zwei Drittel des Grundeigenthums einer jeden Herrschaft, er wird aber nur als „Locatär", als Miethsmann auf demselben betrachtet, oder auch als eine Art Erbzinspächter. Das ganze Verhältniß ist geschraubt, unklar und verwirrt, dabei in der Praxis höchst nachtheilig. Dem Gesetze zufolge soll der Grundeigenthümer dem Bauer eine diesem nothwendige Fläche Landes zuweisen und dagegen Leistungen empfangen. Diese bestehen zunächst in Frohnden, welche 22 Tage im Jahre geleistet werden müssen. Sodann muß der Bauer zahlen: von allen Producten den Zehnten, vom Heu den Fünften, vom Wein den Zehnten in der Moldau, den Zwanzigsten in der Walachei. Er ist, obwohl vom Gesetz sein Besitz- und Eigenthumsrecht auf den Grund und Boden anerkannt wird, gehalten, viermal mehr zu leisten und zu geben, als der Pachtwerth von eben diesem Grund und Boden betragen würde. Er muß den Zehnten dem Gutsbesitzer auf den Hof fahren, und dazu sein eigenes Gespann verwenden. Alles zusammengenommen muß er im Jahre dem Gutsherrn, der ihm keinerlei Gegenleistung gewährt, 65 Arbeitstage opfern, deren Zeit jener bestimmt. Erst nachdem der Gutsherr befriedigt worden ist, darf der Bauer daran denken, seine eigene Ernte zu besorgen. Er kann statt dieser Frohnden Geld zahlen, aber dergleichen hat er in der Regel nicht. Nur allein der Gutsherr darf Fleisch verkaufen, er ist Spezereihändler, er allein hält Mühlen, er allein darf fischen, er allein darf Wein, Branntwein und überhaupt Spirituosen verkaufen. Er ist also Inhaber wichtiger Monopole und stellt den Preis für seine Waaren, wie es ihm beliebt. So steht der Bauer zum Bojaren; dann kommen seine Verpflichtungen gegen den Staat, welchem er, gleichviel wie arm er sein möge, jährlich 30 Piaster Kopfsteuer zahlen muß, ferner 2 Paras für jedes Stück Zugvieh, mit welchem er in eine Stadt fährt; bei der Einfahrt in die Hauptstadt muß er 4 Paras bezahlen; ferner hat er Weg- und Brückengeld zu erlegen, außerdem noch Gerichtssteuern. An die Gemeindekassen zahlt jede Familie 3 Piaster; sodann 6 Piaster an den Dorfschulzen, 2 Piaster an den Schulmeister; doch sind seit 1843 nur in sehr wenigen Dörfern überhaupt noch Schulen; man hat sie wieder eingehen lassen. Er muß das Gemeinde- und das Schulhaus in gutem Stande halten. Er muß in den Gemeindespeicher eine vorgeschriebene Quantität Mais liefern; seine Geldabgaben betragen überhaupt jährlich etwa 150 Piaster. Der angeblich freie Bauer darf angeblich ziehen wohin er will, aber er soll seine Absicht fünf Jahre vorher dem Bojaren und dem Minister des Innern anzeigen, alle Leistungen auf ein Jahr vorauszahlen und sich dadurch gewissermaßen loskaufen, auch dem Staate die Abgaben auf fünf Jahre voraus erlegen; ebenso hat er die Gemeindekasse zu entschädigen, und wenn er dann abzieht, muß er Haus, Garten und Feld ohne allen Entgelt zurücklassen — Man sieht, daß er an die Scholle gebunden ist. Der Bojar aber kann den Bauer von Haus und Hof fortjagen, wenn er denselben für „widerspänstig und hartnäckig" hält!

Diese Thatsachen genügen, um zu zeigen, wie barbarisch die Zustände in der Walachei und Moldau noch sind. Die in Paris „gebildeten" Bojaren thäten besser, Unterricht und Wohlstand in ihrem Lande zu fördern, statt hochfahrende politische Pläne zu entwerfen, und gegen Oesterreich und Deutschland zu eifern.

Dresden, den 11. März.

— Am 10. März kamen bei hiesigem k. Bezirksgerichte zwei Fälle zur Verhandlung, in welchen die Angeschuldigten, Gebr. Schneider und Handarbeiter Rätzsch, ihre mehre oder mindere Schreibfertigkeit zu Drohbriefen, dieser gemeinsten und feigsten Gattung von Scripturen, angewendet hatten. Im ersten Falle hatte der ältere Schneider im Einverständnisse mit seinem jüngeren Bruder, der seinem Lehrherrn mit 4 Thlrn. entlaufen war, an Letzteren einen racheglühenden, mit Schimpfworten und Branddrohungen angefüllten Brief geschrieben, um ihn dadurch zur Herausgabe der auf die 4 Thlr. behaltenen Sachen zu nöthigen. Beide, früher bereits bestrafte, Brüder wurden in Arbeitshausstrafe verurtheilt; der ältere zu 1 Jahr 3 Monaten, der jüngere zu 1 Jahre. — Der ebenfalls früher schon vielfach bestrafte Handarbeiter Rätzsch hatte durch die 2 Jahre Arbeitshaus, welche ihm die vor 4 Jahren wider einen hiesigen Polizeiactuar aus-

gestoßenen lebensgefährlichen Drohungen eingetragen, sich nicht abschrecken lassen, von seiner Rückkehr aus dem Arbeitshause denselben Beamten durch einen anderweiten Drohbrief in Kenntniß zu setzen. Er wird nun wieder 1 Jahr 3 Monate dahin zurückkehren, von wannen er gekommen und kann sich obendrein gratuliren, daß das neue Strafgesetz Drohung milder ahnt, als das alte. — Verbrecherische Schriftstellerei anderer Art, nämlich Wechselfälschung, brachte am heutigen Tage den Agenten Friedrich und seine Haushälterin, die unverehlichte Dietze, auf die Anklagebank. Der Gutsbesitzer B. in S. hatte Ersteren beauftragt, ihm 400 Thlr. auf Wechsel zu verschaffen. Dieser hatte sich deshalb an den Drechslermeister L. gewendet und von einem Expedienten in dessen Auftrage ein Wechselformular erhalten, auf 400 Thlr., die B. an Friedrich zahlen solle. B. ging aber auf das Geschäft nicht ein und acceptirte den Wechsel nicht, erhielt ihn jedoch wenige Tage darauf mit einem auf seinen Namen lautenden Accept vorgelegt. Das Gutachten des verpflichteten Schreibverständigen spricht sich nun dahin aus, daß die Acceptschrift von der Dietze herrühre. Nach einer durch die Vorträge der beiden Vertheidiger Dr. Schaffrath und Adv. Pleißner belebten längeren Verhandlung zog sich der Gerichtshof zurück. Das Urtheil war beim Schlusse unseres Blattes noch nicht gefällt. In jedem Falle mahnt die auffällige Häufung von Wechselfälschungen ebenso zur Vorsicht, als sie ein höchst trauriges Spiegelbild unserer Winkelagenten-Zustände abgiebt. Man erstaunt, wenn man hört und sieht, was für Leute sich mit Wechseldarlehnen und mit dem Giriren von Wechseln befassen; Leute, die keinen Groschen Geld haben und kaum ihren Namen schreiben können, die keine Kenntniß haben von dem, was ein Wechsel zu bedeuten hat, mischen sich darein und mißbrauchen — selbst im besten Falle, daß sie nämlich nicht fälschen oder wuchern — immer eine Einrichtung, die nur für den Handels- und Gewerbsverkehr von Nutzen ist und zu deren Anwendung es nicht geringer Intelligenz bedarf. — Am 14. d. Monats findet eine geheime Verhandlung wegen des zwischen dem Posamentier Reichel in Dippoldiswalda und seiner Tochter stattgefundenen verbrecherischen Umgangs statt. Dem Vernehmen nach kommt auch in künftiger Woche die wider die unverehelichte Oese aus Niedergorbitz wegen Tödtung ihres am 12. Dec. v. J. in Somsdorf todtaufgefundenen Kindes anhängige Untersuchung den Dienstag, gleichfalls in geheimer Sitzung, zur Verhandlung.

— Am vergangenen Sonntage in der ersten Morgenstunde wurden die Bewohner Dresdens wiederum durch Feuerlärm erschreckt. Es brannte in dem auf der Scheffelgasse (Nr. 34) befindlichen, nach dem Quergäßchen gelegenen Geschäftslocale des Schuhmachers Theising; doch gelang es bald, die Flammen zu dämpfen, und es ist ein bedeutender Schaden nicht erwachsen.

— Am vergangenen Sonnabende ist nach längeren Unterhandlungen der Verkauf der bekannten Felßner'schen Restauration abgeschlossen worden. Käufer ist Herr Restaurateur Kraft aus Soran in Schlesien, dessen bisherige Wirksamkeit als tüchtiger Wirth dafür bürgt, daß er das gute Renommé, welches das Felßner'sche Etablissement unter seinem bisherigen Besitzer erworben, auch in der Folgezeit zu erhalten bestrebt sein wird. Der Kaufpreis beträgt 42,000 Thlr.; die Uebergabe soll am 1. Mai erfolgen.

— Das obere Elbeis, welches sich in Böhmen an mehren Orten geschützt hatte, ist nunmehr fortgegangen und seit Montag ist der Strom frei. An diesem Tage hat die Dampfschifffahrtsgesellschaft die erste Schleppfahrt unternommen und von heute an haben die regelmäßigen Fahrten begonnen. Das Moldaueis wird noch erwartet; doch ist deshalb eine wesentliche Störung der Schifffahrt nicht zu fürchten.

*Camenz, 10. März. In geheimer Sitzung ward gestern vor dem hiesigen k. Bezirksgericht eine wider den Cigarrenfabrikant Reifenstein in Dresden erhobene Anklage auf Gotteslästerung verhandelt. Wie aus dem heute öffentlich bekannt gemachten Urthel sich ergiebt, ist derselbe wegen der ihm zur Last fallenden Aeußerungen in eine sechsmonatl. Gefängnißstrafe verurtheilt worden.

Löbau, 5. März. Vor hiesigem k. Bezirksgericht wird in nächster Zeit ein interessanter Criminalfall zur Verhandlung kommen. Ein gewisser Trumpler, aus Lehn bei Hochkirch, war nämlich vor einiger Zeit mit seiner Frau nach Serbien ausgewandert und hatte sich in Belgrad niedergelassen. Zwischen beiden Eheleuten kam es dort oft zu Zank und Streit und nicht selten zu Thätlichkeiten, bis man eines Tages die Frau in ihrer Wohnung erhängt fand. Der Mann war von jener Stunde an verschwunden, und es entstand der Verdacht, daß die Frau sich nicht selbst entleibt habe, sondern ermordet worden sei. Einige Zeit darauf gelang es, Trumplern unter Umständen, welche jene Vermuthung bestärkten und den Verdacht der Thäterschaft noch mehr auf ihn lenkten, festzunehmen; er wurde an das österreichische Consulat abgeliefert und hierher transportirt, wo nunmehr die Untersuchung gegen ihn eingeleitet ist.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen		Roggen		Gerste		Hafer		Erbsen	
			Rß	nGr.	Rß	nGr.	Rß	nGr.	Rß	nGr.	Rß	nGr.
Dresden	März 9.	von	5	16	8	8	3	2	1	15	—	—
		bis	5	15	3	15	3	5	1	24	—	—
Bautzen	Febr. 28.	von	5	—	3	2	2	22	1	10	—	—
		bis	5	20	3	12	3	2	1	17	4	2
Meißen	März 7.	von	5	5	3	8	3	4	1	10	3	8
		bis	5	10	3	14	3	5	1	18	—	—
Pirna	März 7.	von	4	25	3	5	3	—	1	15	3	20
		bis	5	15	3	15	—	—	1	21	—	—
Radeburg	März 4.	von	5	20	3	—	2	26	1	16	4	5
		bis	5	25	3	10	3	—	1	28	—	—
Roßwein	März 10.	von	5	10	3	10	—	—	1	12	3	17
		bis	5	25	3	22	—	—	1	16	3	20
Chemnitz	Febr. 28.	von	5	25	3	20	3	—	1	16	3	25
		bis	6	7	4	—	3	5	1	20	4	5

Dresden. Das Schock Stroh 4 Thlr. 20 Ngr. bis 5 Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu 28 „ — „ „ 1 „ 5 „

Radeburg. Haidekorn 2 Thlr. 16 Ngr. bis 3 Thlr. — Ngr.
Eingegangen: 710 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 7. bis mit 9. März 1857.

die Kanne 15 Ngr. 5 Pf. bis 16 Ngr. 5 Pf.
— in Pirna (7. März) 15 „ — „ „ 16 „ — „
— in Roßwein (10. März) 14 „ 8 „ „ 17 „ 2 „
— in Chemnitz (28. Febr.) 18 „ — „ „ 18 „ 5 „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3½ % große 85 gesucht; dergleichen kleine 86 gesucht; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 101½ gesucht; desgl. von 1847 à 4 % 98½ ges.; dergl. von 1852 und 1855 à 4 % 98½ ges.; dergl. von 1852 4½ à 100 Thlr. 99½ ges.; dergl. 1855 à 3 % 78½ ges. Land-Renten-Briefe große 86 ang.; dergl. kleine 88 ang. Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99 ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4 % große 99 angeb., kleine 99½ angeb.; dergl. à 3½ % große 91½ angeb., kleine 92½ angeb.; dergl. 3½ % große 86½ angeb., kleine 87½ angeb. Lausitzer 4 % Pfand-Briefe große 99 ges.; kleine 99½ ges.; dergl. 3½ % große und kleine 94 angeb.

Preuß. 4½ % Anleihe 99½ ges.; dergl. 4 % 95 ges. Preuß. 3½ % Staats-Schuld-Scheine 84½ ges.
Oesterr. 5 % Nation.-Anleihe 81½ ges.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 15 Ngr. — Pf. Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99⅞.

Dresden, den 11. März 1857. **Ed. Rocksch.**

Quittung.

Für die unglückliche Familie Schuffenhauer in Georgsthal gingen uns ferner folgende Spenden zu: Transport 32 Thlr. 7 Ngr. 5 Pf. L. 15 Ngr.; Gotthelf Kirsten in Strehlen 20 Ngr.; C. G. Zeisig in Hirschfelde 1 Thlr.; Dr. G. 2 Thlr.; Reuß in Planitz 5 Ngr.; Z. in P. 5 Ngr.; F. in S. 10 Ngr.; Oberoderwitz 8 Ngr.: Amalie Mkl. 5 Ngr.; von der Boule-Gesellschaft zur goldnen Bretzel 3 Thlr. 11 Ngr. 1 Pf.; † 1 Thlr.; von der Gesellschaft zu Moritzburg, eingesandt durch deren Secretär Adam 3 Thlr. 15 Ngr.; L. C. K. in L. bei Großenhain 1 Thlr.; Bokemüller in Oberlößnitz 15 Ngr.; M. K. in R. 10 Ngr.; Summa 47 Thlr. 6 Ngr. 6 Pf.

Zu Annahme und Berechnung weiterer Beiträge sind wir gern bereit.

Die Redaction d. S. Dorfz.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 11 und eine Beilage.)

Freitag, Nr. 12. 20. März 1857.

Neustadt Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Zur Nachricht.

Auf das mit nächster Nummer beginnende neue Abonnement der **Sächs. Dorfzeitung** nehmen alle K. Postämter und Posterpeditionen, gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 12½ Ngr., Bestellungen an und kann das Blatt bei denselben ohne anderweite Preiserhöhung allwöchentlich in Empfang genommen werden.

☞ Die Dresdener Pränumeranten, welche ihre Bestellungen direct bei uns (Neustadt, kl. Meißner Gasse Nr. 3) machen, erhalten das Blatt allwöchentlich ohne Preiserhöhung in das Haus gesandt.

Inserate finden bei der bedeutenden Auflage unseres Blattes durch dasselbe sowohl in Dresden und dessen Umgegend als auch in der Provinz die ausgedehnteste Verbreitung.

Dresden, am 19. März 1857. *Die Verlags-Expedition.*

Politische Weltschau.

Deutschland. Die Art und Weise, in welcher die dänische Regierung die an sie gerichteten Vorstellungen Oesterreichs und Preußens über die von derselben in den deutschen Landestheilen der dänischen Monarchie begangenen mehrseitigen Rechts- und Vertragsverletzungen erwidert, hat nicht nur in der öffentlichen Meinung allgemeinen Unwillen erregt, sondern auch die Kabinete von Wien und Berlin empfindlich verletzt. Man hatte in Kopenhagen es für rathsam erachtet, in den betreffenden diplomatischen Noten gegen Oesterreich eine etwas maßvollere Sprache zu führen, als gegen Preußen, weil man vielleicht in Wien eine günstigere Aufnahme der dänischen Prätensionen erwartete und überhaupt ein ferneres Zusammengehen der beiden deutschen Großmächte in der fraglichen Angelegenheit beseitigt zu sehen wünschte. Dieser eingeschlagene Weg ist aber ohne den gewünschten Erfolg geblieben, und Preußen und Oesterreich gedenken auch fernerhin gemeinsam zu handeln; wie aus Berlin berichtet wird, steht indessen eine weitere Verhandlung dieser beiden Mächte mit der dänischen Regierung jetzt nicht mehr zu erwarten, sondern man betrachtet die Sache für reif, um sie nunmehr der Entscheidung der deutschen Bundesversammlung vorzulegen, deren Competenz Dänemark in einer an die Kabinete von England, Frankreich und Rußland gerichteten Note geradezu in Abrede zu stellen gewagt hat, obgleich es sich in dem vorliegenden Falle um die schreiendste Verletzung der Bundesgesetze handelt. Die deutschen Regierungen können dies nicht ruhig hingehen lassen und der gegen das übermüthige Dänemark einzuschlagende Weg ist ihnen durch das Bundesrecht deutlich vorgezeichnet. Auch haben sie an dem Lande, das jetzt dänischer Willkühr unterliegt, viel gut zu machen; denn die beklagenswerthe Weise in welcher i. J. 1852 die schleswig-holsteinische Frage zum Austrage gebracht wurde, hat den Grund zu den gegenwärtigen Verwickelungen legen helfen.

Die nunmehr zusammengestellten Resultate der letzten in den Zollvereinsstaaten vorgenommenen Volkszählung ergeben abermals für mehrere süddeutsche Staaten eine beträchtliche Abminderung der Bevölkerung. In Luxemburg, Baiern, Würtemberg, Baden, den beiden Hessen, Braunschweig und Nassau zeigte sich überall eine Verringerung der Volkszahl, welche namentlich in Würtemberg, Baden und den beiden Hessen am stärksten hervortritt. Dagegen hat in Preußen, Sachsen, Hannover, Thüringen und Oldenburg in der dreijährigen Periode, welche zwischen den beiden letzten Volkszählungen liegt, die Bevölkerung nicht unerheblich zugenommen, und hierbei zeigt sich die größte Zunahme im Königreiche Sachsen, dessen Volkszahl in drei Jahren um 51,564 gestiegen ist.

In **Greiz** ist eine Bekanntmachung des geistlichen Ministeriums erschienen, welche die bisherige Union der reformirten und lutherischen Kirche factisch aufhebt, denn es ist darin ausgesprochen, daß die Theilnahme der Reformirten an der Abendmahlsfeier der evangelisch-lutherischen Gemeinde künftighin nicht mehr thunlich erscheine. Man betrachtet diese Verfügung als einen Erfolg der neuorthodoxen Partei, die sich auch dort seit einiger Zeit breit zu machen beginnt.

Preußen. Die Regierung wünscht den Landtag noch vor Ostern zu schließen, doch wird es kaum möglich werden, bis zu diesem Zeitpuncte die wichtigsten Vorlagen zu erledigen. Das Abgeordnetenhaus beschäftigt sich gegenwärtig mit der Berathung des Budgets, und die neuen Steuergesetze werden daher erst in den nächsten Tagen zur Discussion gelangen. Am 17. März wurde die Sitzung durch ein trauriges Ereigniß unterbrochen. Um das Verständniß der Sprecher zu erleichtern, hatte man die Rednerbühne an einen günstigeren Ort des Saales verlegt; als nun an dem bezeichneten Tage der erste Redner, Regierungsrath a. D. Otto aus Düsseldorf, die neue Tribüne betrat, um gegen das vorliegende Budget des Cultusministeriums und für eine Verbesserung der Lage seiner Glaubensgenossen, der Katholiken, zu sprechen, sank er auf einmal nach dem ersten Satze seines Vortrags bewußtlos zusammen. Einige Abgeordnete sprangen sofort herbei und trugen den Erkrankten in das nahe gelegene Ministerzimmer, wo sogleich ärztliche Hilfe angewandt wurde. Doch blieb Alles erfolglos; der Abgeordnete gab, nachdem ihm sein Freund und College, der Pfarrer Thissen, die letzte Oelung ertheilt, nach wenigen Minuten seinen Geist auf. Dieser traurige Vorgang brachte einen erschütternden Eindruck im Hause hervor, und der Präsident sah sich veranlaßt, die Sitzung sofort zu schließen.

Am 10 März war es ein Jahr, daß der Generalpolizeidirector v. Hinckeldey in Berlin von Herrn v. Rochow im Duell getödtet wurde; da die hinterlassene Familie ohne Vermögen war, so wurde eine Sammlung veranstaltet, welche 21,600 Thlr. eingetragen hat. Diese Summe wurde der Familie an genanntem Tage überreicht.

Oesterreich. Der Kaiser und die Kaiserin sind am 12. März von ihrer Reise nach dem lombardisch-venetianischen

Königreich wieder in Wien angekommen. — Das österreichische Cultusministerium hat auf Ansuchen gestattet, daß der Verein zur Errichtung eines Luther-Denkmals in Worms Sammlungen unter den evangelischen Glaubensgenossen des Kaiserstaats vornehmen darf. Die Consistorien Augsburger und helvetischer Confession in Wien sind ermächtigt worden, die Aufrufe und Einzeichnungslisten des genannten Vereins in Empfang zu nehmen und selbige auf amtlichem Wege an die in Oesterreich, Böhmen, Mähren, Schlesien, Galizien, Steiermark, Kärnten, Krain, dem Küstenlande und in Venedig bestehenden evangelischen Gemeinden und Pastorate befördern zu dürfen.

Wie die Wiener Zeitung mittheilt, hat der Kaiser eine allgemeine Amnestie für alle Soldaten vom Feldwebel abwärts gewährt, welche in den Jahren 1848 und 1849 meineidig die Reihen der in Italien stationirten Armee verlassen haben; es ist ihnen die straflose Rückkehr gestattet, doch haben sie ihre Capitulation nachträglich auszudienen.

Italien. Wie der Augsb. Allg. Zeitung aus Turin geschrieben wird, dürfte die zwischen Oesterreich und Sardinien herrschende Spannung schon in nächster Zeit zur Abberufung des österreichischen Gesandten am Turiner Hofe führen, doch wird hinzugefügt, daß ein solcher Act keine weiteren feindseligen Schritte zur Folge haben werde. Bemerkenswerth ist, daß die bedrohliche Sprache, welche das österreichische Kabinet gegen Sardinien führen zu dürfen glaubt, von Rußland nicht gebilligt wird; dagegen hat die entschiedene Abweisung, welche die Note des Grafen Buol durch den sardinischen Minister Cavour erfahren (s. Nr. 10), in Petersburg volle Zustimmung gefunden. — In Neapel hat die Geburt eines Prinzen dem König Anlaß gegeben, mehrfache Begnadigungen und Strafminderungen auszusprechen; doch betrafen dieselben nur Polizeivergehen und von einer umfassenden Amnestie der politischen Verurtheilten ist noch immer keine Rede.

Frankreich. Die Organe der Regierung bestätigen, daß Frankreich in den chinesischen Gewässern gemeinsam mit England operiren wird, um den Handel beider Nationen zu schützen und ihm für die Zukunft eine gesicherte Grundlage zu geben. Es ist deshalb nicht nur die Flotte des Admirals Guerrin in den chinesischen Gewässern gelassen worden, sondern es wird sich auch das Geschwader des Admirals Rigault mit derselben vereinigen und somit die dortige französische Seemacht eine achtunggebietende Stellung einnehmen. Durch Anwendung der Streitkräfte beider Nationen hofft man ein baldiges Arrangement zu treffen, welches dem Kriegsstande ein Ende zu machen und eine wirkliche Verbesserung der früheren Lage herbeizuführen geeignet ist. — Die Conferenzen wegen Neuenburg sind in's Stocken gerathen; Preußen soll damit, daß man seine vollständige Verzichtleistung auf jenes Fürstenthum als Ausgangspunct der Unterhandlungen aufgestellt hat, nicht ganz einverstanden sein; es werden daher in Paris neue Instructionen für den dasigen preußischen Gesandten erwartet, ehe die dritte Conferenz, zu welcher dann auch der schweizerische Bevollmächtigte eingeladen werden soll, stattfinden wird. — Gegenwärtig befindet sich der Vladika von Montenegro, Fürst Danilo, in Paris, um sich des mächtigen Schutzes des Kaisers für die lange angestrebte Selbständigkeit und Ausdehnung seiner Herrschaft zu sichern. L. Napoleon scheint aber wenig geneigt, durch Beförderung dieser Prätensionen das gute Einvernehmen mit der Pforte zu gefährden, deren Oberherrschaft der Vladika gern abschütteln möchte. Der Fürst wurde deshalb nur erst dann bei Hofe zugelassen, als ihn der türkische Gesandte vorstellte. Wie versichert wird, zeigt sich gegenwärtig auch Rußland abgeneigt, die Forderungen Danilo's zu unterstützen und so neue Verwickelungen mit der Türkei herbeizuführen; es wurde dem Fürsten sogar die ihm zeither von jener nordischen Macht gewährte Pension entzogen, und dieser hat als Revanche angeordnet, daß seine Montenegriner künftig das bisher übliche Gebet für den Czaren bei dem Gottesdienste weglassen sollen.

Die beabsichtigte Besteuerung der Actien und Obligationen der Gesellschaften ist nun doch noch im Staatsrathe durchgegangen und der betreffende Gesetzentwurf wird demnach in nächster Zeit an den gesetzgebenden Körper gelangen. Hiernach soll die Stempelgebühr, welche seit 1850 die Actiengesellschaften mit 5 Cent. von 100 Fr. ihres Actienkapitals zu zahlen hatten, auf das Dreifache erhöht und vom reellen Werthe der Actien, der nach einem dreijährigen Durchschnitt ihres Börsencourses ermittelt wird, entrichtet werden. Für eine Nominalactie von 500 Fr., die gegenwärtig auf der Börse mit 1000 Fr. notirt wird, waren zeither 25 Cent. zu zahlen, künftig wird aber, da der Börsencours maßgebend ist, dafür 1½ Fr. (150 Cent.), also das Sechsfache, dafür entrichtet werden müssen, so daß sich daher die Steuer bei solchen Papieren, welche über ihrem Nennwerthe stehen, doppelt fühlbar machen wird, einmal durch die dreifache Erhöhung der bisherigen Abgabe und dann durch die Zugrundelegung des Courswerths statt des Nominalwerths. Ein Reglement wird bestimmen, in welcher Weise diese Steuer auf die in Frankreich negociirten ausländischen Werthpapiere angewandt werden soll. Die sämmtlichen französischen Werthpapiere werden auf 14 Milliarden geschätzt und es wird die Steuer von 15 Cent auf je 100 Fr. sonach ungefähr eine Summe von 21 Mill. Fr. eintragen. — Die Russen bauen jetzt ihre Kriegsschiffe auf den französischen Werften und nach den besten französischen Mustern. Die Gefälligkeit der kaiserlichen Regierung geht sogar soweit, daß der Marineminister die russischen Ingenieure ermächtigt hat, in den kaiserlichen Maschinenfabriken einzelne Maschinentheile anfertigen zu lassen und deren Ausführung persönlich zu überwachen.

Spanien. Die Regierung hat bekanntlich seit einiger Zeit die diplomatischen Verbindungen mit der mexikanischen Republik abgebrochen, weil letztere sich geweigert hat, wegen der an spanischen Staatsangehörigen verübten Unbilden die geforderte Genugthuung zu geben; damit soll es aber nicht sein Bewenden haben und die Regierung zu Madrid schickt sich an, eine Expedition mit Landungstruppen nach Mexiko abzusenden, so wenig sie sich auch in der Lage befindet, einen Krieg mit Nachdruck zu führen. Die Sache ist um deswillen von Bedeutung, weil die nordamerikanische Regierung einen Angriff auf die an ihr Gebiet grenzende Republik schwerlich ruhig hingehen lassen würde, und deshalb für Spanien noch ernstere Verwickelungen erwachsen können. Wie es heißt, hat sich die mexikanische Regierung an den Kaiser L. Napoleon gewendet, damit Frankreich auch in diesem Conflicte die Rolle eines Vermittlers und Friedensstifters übernehmen möge, und es ist somit noch möglich, daß die in Madrid beschlossenen kriegerischen Maßregeln sistirt werden. — Am 12. März haben in Madrid die gerichtlichen Verhandlungen gegen den bekannten General Prim (Grafen von Reus) begonnen. Derselbe hatte vor Kurzem das jetzige Ministerium heftig angegriffen, und der Fiscal beantragte deshalb, daß derselbe aller militärischen Würden entsetzt, von der Liste der spanischen Offiziere gestrichen und zu einem Jahre Festungsstrafe verurtheilt werde. Der Gerichtshof ist jedoch milder verfahren und hat den General nur zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt.

Großbritannien. Die Auflösung des Parlaments wird, wie es jetzt heißt, am 25. März erfolgen, und ungefähr vierzehn Tage darauf werden die Wahlen beginnen, die schon jetzt in der Presse zu einem lebhaften Parteikampfe Anlaß geben und die Verhandlungen des Ober- und Unterhauses in den Hintergrund drängen. Für jetzt hat sich die City von London, d. h. die Großhändler und Banquiers, mit großer Entschiedenheit für Lord Palmerston ausgesprochen, und es ist dies immerhin ein günstiges Zeichen für den Premier, der diesmal auch die einflußreiche „Times“ auf seiner Seite hat. Im Allgemeinen beginnt sich die Meinung zu befestigen, daß es den Tories unmöglich werden wird, eine compacte Majorität zu erlangen, sowie, daß eine etwaige Verbindung der verschiedenen Parteien nicht im Stande sein dürfte, ein starkes Kabinet zu bilden; man hält daher den Sieg Lord Palmer-

tons), den die Liberalen, weil sie keinen geeigneten Ersatz für ihn haben, unterstützen werden, für höchst wahrscheinlich. — Die englische Regierung, welche in der bereitwilligen Unterstützung, die ihr in dem Streite mit China von Seiten Frankreichs zu Theil wird, eine neue Kräftigung der etwas gelockerten englisch-französischen Allianz erblickt, soll gegenwärtig nicht abgeneigt sein, in Betreff der Vereinigung der Donaufürstenthümer der französischen Politik einige Concessionen zu machen. Bisher wurde bekanntlich diese Vereinigung von England eifrig bekämpft, und wenn sich die angedeutete Schwenkung des englischen Kabinets bestätigt, so werden die bei dieser Frage zunächst betheiligten Mächte, Oesterreich und die Türkei, mit ihrem Widerspruche gegen jenes Project schwerlich durchdringen.

Dänemark. Nach längeren Verhandlungen ist endlich am 15. März in Kopenhagen der Vertrag wegen Ablösung des Sundzolls zum definitiven Abschluß gekommen. Zwar haben einige Regierungen, wie Portugal und Brasilien, ihre Zustimmung zu dem getroffenen Uebereinkommen noch nicht gegeben und selbst die Vereinigten Staaten von Nordamerika sollen ihr Einverständniß noch zurückhalten; dessenungeachtet tritt aber der Vertrag in Kraft, und England, welches zu der Dänemark zu gewährenden Entschädigung von 35 Mill. Thalern allein 10 Mill. Thaler beizutragen hat, will dieses Geld sofort auszahlen; in Hannover ist die Bewilligung des auf diesen Staat fallenden Antheils bereits bei den Kammern beantragt, in Preußen wird so bald als möglich ein Gleiches geschehen, und somit ist der Alp glücklich beseitigt, der bisher insbesondere den deutschen Handel bedrückt hat.

Türkei. Die Pforte hat an die Stelle des kürzlich verstorbenen Kaimakams der Moldau, Th. Balsch, den Fürsten Bogorides ernannt. Es heißt, daß der verstorbene Kaimakam den Folgen einer Vergiftung erlegen sei. — In Konstantinopel sind Berichte aus Kaukasien bis zum 2. März eingetroffen, nach denen die russischen Truppen an der Laba wieder eine Niederlage erlitten, wodurch sie gezwungen wurden, auf das andere Ufer überzugehen, wobei sie 400 Mann und vier Feldstücke, sowie einen Theil des Gepäcks im Stiche ließen.

Asien. Die letzten Nachrichten aus China gehen bis zum 20. Jan.; sie bestätigen, daß die Engländer nach der theilweisen Einäscherung von Kanton zu keinen weiteren Angriffen verschritten sind, sondern Verstärkungen abwarten. Dagegen dauern die Feindseligkeiten der Chinesen fort und die Europäer befinden sich fortwährend in einer bedrohlichen Lage. Der in Hongkong unternommene Vergiftungsversuch ist zwar mißglückt, doch sind 200—300 Personen erkrankt. Der Eigenthümer der chinesischen Brodbäckerei, in welcher das Verbrechen verübt worden, Namens Ahlum, hatte sich mit seiner Familie auf einem Dampfschiffe nach Macao eingeschifft, um den Nachforschungen der Engländer zu entgehen. Da sich aber dieses Dampfschiff ebenfalls aus jener Bäckerei verproviantirt hatte und die Folgen des Brodgenusses sich gleich beim Frühstück zeigten, so ließ der Kapitän den Bäcker verhaften; mittlerweile war ein anderer Dampfer dem ersten Schiffe nachgeeilt, um den Verbrecher nach Hongkong zurückzubringen. Er wurde sofort vor Gericht gestellt und ist nach der Mittheilung eines französischen Blattes mit drei seiner Genossen bereits erschossen worden; die englischen Blätter melden aber noch nichts von dieser Execution.

Nach den Angaben des englischen Consuls, J. Bowring in Kanton, ist China so stark bevölkert, daß Millionen, welche auf dem Lande keinen Platz mehr finden können, auf dem Wasser leben. Von der Bevölkerung Kantons allein haben etwa 300,000 Seelen ihre Wohnungen auf dem Flusse aufgeschlagen. Die Elemente des Todes und der Zerstörung wirken übrigens unter dieser über alles Maß gestiegenen Bevölkerung in furchtbarer Weise. Der Kindermord wird in China fast allgemein und in systematischer Weise betrieben. An gewissen Stellen sind Thürme aus Ziegelsteinen errichtet, in welche durch ein Loch die armen neugeborenen Kinder, deren sich die Aeltern entledigen wollen, geworfen werden. Hungersnoth macht oft ganze Districte menschenleer, Ueberschwemmungen reißen ganze Städte nieder, entfesselte Orkane richten namentlich unter den auf dem Wasser wohnenden Menschen furchtbare Verwüstungen an, Millionen menschlicher Wesen kommen im Bürgerkriege oder durch Seuchen um. Ein Menschenleben hat überhaupt in den Augen des Chinesen nur sehr wenig Werth.

Der Schulgang des Lebens.

(Erzählung aus dem Leben, von Friedrich Lubojatzky.)

(Fortsetzung.)

Unter allen Familien auf dem Lande war Minchen die des Amtmanns Schleuder eine so liebe und herzensfreundliche und auch sie dieser so werth geworden, daß es für einen Fremden schwer gewesen wäre, ohne näher bekannt zu sein, zu entscheiden, ob sie eine Tochter oder nahe Verwandte dieser Familie oder nur eine Fremde zu derselben sei. Im Sommer des vergangenen Jahres war sie bei Schleuders auf Arbeit gekommen und die Frau Amtmännin hatte der Gutsherrin, der Frau Hauptmann von Preising, welche erst seit drei Jahren das große ansehnliche Rittergut geerbt und mit ihrem in Ruhestand versetzten Bruder, dem alten Forstmeister, Herrn Hubert vom Baumgarten, hierhergezogen war, von ihr gesagt und sie, wenn die gnädige Frau vielleicht Arbeit für sie habe, auf's Angelegentlichste empfohlen, „denn so wunderschön wie sie meiner Liesel Ausstattung gearbeitet hat, hätte ich's in der Stadt für vieles Geld nicht bekommen," setzte die gutherzige Frau Amtmännin als besonderen Beweis für Minchens Brauchbarkeit hinzu. So empfohlen, kam Minchen auf's Schloß und Frau Preising fand bald ein recht großes Wohlgefallen an ihr.

Der alte Forstmeister hatte eines Tages schweren Aerger, als sein Hausinventar, der Karl, Krankheits wegen ihn nicht im Rollstuhle herumfahren konnte, denn Niemand verstand das so gut, als eben dieser seit einer Reihe von fast einem halben Jahrhundert mit seinen Eigenheiten ganz vertraute Diener. Mit neunundneunzig tausend Teufeln hatte der alte Herr bereits den Kutscher und den Gärtner fortgejagt, als Kerle, die keine Schrotladung werth seien, denn nicht einmal einen Rollstuhl könnten sie fahren, ohne daß der in demselben Sitzende nicht Rippenstöße empfinden müßte. „Na, da sitze ich fest, als hätte mir Jemand einen Waidmann gesetzt!" brummte er zornig ... „Was nun? werde doch nicht wie 'n Lockvogel auf dem Baume sitzen bleiben sollen? schafft mir einen andern nichtsnutzigen Hallunken, der mich herumrollt, oder die ganze Hölle ist los!"

Minchen erbot sich zu dem Versuche.

„Sie?" fragte der Forstmeister erstaunt ... „hm, das wäre schnackisch. Wie kommen Sie auf den Gedanken? ich bin kein Sperling, Mamsell, an mir hat Einer zu schieben, ich habe ein Sechszehnender-Gewicht." Aber Minchen ließ sich nicht abbringen und der Versuch gelang ganz gut. Der alte Herr war sehr vergnügt. Freilich, eins mußte er versprechen. Minchen fühlte zu viel Schreck, wenn er nach alt gewohnter Weise loswetterte und sagte ihm ganz offenherzig, daß die eigentliche Ursache, warum sie sich ihn zu fahren erboten, nur allein sein greuliches Fluchen gewesen sei. Sie hätte geglaubt, wenn sie ihn fahren könne, würde er keinen Anlaß zum Fluchen mehr haben und dann hätte sie ihm ja eine schwere Versündigung gegen Gott erspart. Das überraschte den alten Jagdmenschen nicht wenig; ihn um des lästerlichen Fluchens willen zu tadeln, hatte sich bisher nur seine Schwester herausgenommen und jetzt unterfing sich ein armes fremdes Mädchen, ihm wegen dieser schlechten Gewohnheit einen Vorwurf zu machen; das frappirte ihn gewaltig. Indeß das offene hübsche Gesicht des Mädchens und der herzliche Ausdruck, sie wolle ihm eine Versündigung gegen Gott ersparen, bewiesen, daß sie es wahrhaft gut meine, darum gab er nach einigen Widersprüchen das Versprechen, sich bessern zu wollen.

Kaum waren ein paar Tage vergangen, so zeigte es sich recht offenbar, daß auch der alte Herr großes Wohlgefallen an dem Mädchen fand. Er verlangte im Rollstuhl in's Zimmer seiner Schwester, wo Minchen arbeitete, gefahren zu sein, das war doch zu auffallend. „Na, erzählen Sie mal was Gescheidtes, können immer dabei arbeiten, ich halte Sie nicht ab, höre blos zu," sagte er.

„Ach, gnädiger Herr Forstmeister, ich wüßte nichts Interessantes, das Sie zu unterhalten im Stande wäre," antwortete Minchen.

„So erzählen Sie von sich, Sie werden doch mein Seel', irgend 'was erlebt haben!" drängte er. — Von dem Willen des alten Herrn loszukommen, war unmöglich, und Minchen sah sich veranlaßt, von ihrer eigenen Familie zu erzählen, womit Jener denn auch sich zufrieden gab, weil ihm die Schilderung der Armuth, die sich kummervoll durch's Leben bringen muß, doch immer etwas ganz Neues war. Bald sah sich Minchen überwältigt von der Erinnerung an die Tage des Kummers, die sie seit ihrer Kindheit durchgemacht, sie vergaß, daß sie für Jemand erzähle, dem zum Mitgefühl das weiche Herz zu mangeln schien und wie sie des Todes der Mutter gedacht hatte, wobei eine Thräne aus ihren Augen auf die Weißnähterei fiel, ließ sie unwillkührlich eine Pause folgen, die endlich der Forstmeister mit den Worten unterbrach: „Na, geerbt haben Sie da freilich nichts, das ist klar," hob Minchen das feuchte Auge zu ihm auf und sagte mit Bestimmtheit: „O doch, ein recht großes Kapital, das mich und meinen Bruder Franz zeitlebens aushält."

„Was? Millionen Donnerwet... na, na, Mamsell, erschrecken Sie nur nicht gleich über jede Kleinigkeit, ich bin schon wieder ruhig. Aber ein Kapital? Da sind Sie ja nicht arm."

„Nein, denn die Zinsen dieses Kapitals sind zu jeder Stunde fällig," entgegnete Minchen und erwähnte ihrer seligen Mutter Trostspruch, dann weiter erzählend von ihren kleinen Erlebnissen. „Einmal ist mir's recht schlimm gegangen," unterbrach sie sich selbst.

„Na, wie so?"

Minchen erzählte von jenem Abend, wo Fräulein Feodora sie so tief gedemüthigt hatte und fügte hinzu, daß nur die Theilnahme eines jungen Forstmannes sie in dem schweren Leiden getröstet habe. „Das vergelte dem guten jungen Herrn der allwissende Gott!" schloß sie die Erzählung jenes ihr damals so viele Thränen erpressenden Vorfalls. „Ja, die Jäger sind halbe Engel, brave Kerls, durch und durch," stimmte der alte Herr bei und fragte dann: „Wer war denn das abscheuliche Fräulein?"

Minchen nannte deren Namen und sagte: „Ich habe keinen Groll gegen sie in meinem Herzen aufkommen lassen, so wehe sie mir auch gethan hat."

„Da müssen doch gleich eine Legion Teufel drein schlagen!" polterte der Forstmeister ... „na, na, ich bin schon ruhig, Mamsell. 's ist doch was Verfluchtes, daß ich mir die Teufel und die Donnerwetter gar nicht abgewöhnen kann!"

„Sind der gnädige Herr Forstmeister denn zornig, daß ich dem Fräulein das böse häßliche Thun an mir verziehen habe?" fragte Minchen erstaunt.

„Fällt mir nicht ein ... 's war etwas Anderes, das ... na, erzählen Sie nur weiter. Ich horche ganz aufmerksam zu," redete der alte Herr, sie ermunternd. — Die kurze Geschichte war bald zu Ende gebracht und Minchen sagte recht weich gestimmt: „So ist der arme gute Vater als reicher Mann gestorben, denn wir liebten ihn herzlich; für Bruder Franz wird auch einmal die Stunde schlagen, wo er in die Domcantors-Stelle einrückt, und mir, die gute liebe Menschen gefunden hat, geht's auch tausendmal besser ... Das sind die Zinsen von der lieben seligen Mutter uns hinterlassenem Erbtheil: ‹Hilft er nicht zu jeder Frist, hilft er doch, wenn's nöthig ist!›"

Jetzt folgte eine lange Pause, Minchen verlor sich in ihre Erinnerungen, der alte Herr war mäuschenstill. Erst nach langer Weile sagte er: „Kommen Sie einmal zu mir her, mein liebes Kind."

„Befehlen der gnädige Herr Forstmeister etwas?"

„Ja, mein Kind, und was Gehöriges. Sie sind eine gute brave Seele, ein liebes rechtschaffenes Mädchen. Was Sie mir da erzählt haben, hat mir an die Nieren gegriffen, ich hab's wohl immer mit einer Legion Teufel und dergleichen dummen Zeuge zu thun, aber 's Herz ist frisch und gesund bei mir und ich denke, so ein Prediger im Unterrocke, wie Sie sind, kann mir nicht schaden, deswegen sollen Sie auch bei uns bleiben, gar nicht mehr in die Stadt hinein, außer daß Sie Ihre Siebensachen hierherausschaffen. Ich habe Sie lieb gewonnen und will Sie nicht wieder verlieren. So ein liebes gutes Herz wie Sie hat mir lange gefehlt. Meine alte Schwester ist seelensgut und kreuzbrav, das ist wahr, aber mit Ihnen ist's doch noch was Anderes. Na, schlagen Sie ein, liebes Kind, Sie bleiben hier, das D'rum und D'ran soll zu Ihrer Zufriedenheit abgemacht werden. Hand her und einen Kuß ... brauchen sich nicht zu geniren, bin ja ein alter Schneefieber, der seine sieben Kreuze auf dem Rücken trägt, da haben Sie nichts von wegen der Reputation zu fürchten."

Minchen wußte selbst nicht wie ihr geschah, der alte Herr hielt sie bei der Hand fest und küßte sie herzhaft ab und da zufällig in diesem Momente die Frau Hauptmannin, welche unterdeß Wirthschaftsangelegenheiten besorgt hatte, hereintrat, rief er dieser mit einer Stentorstimme entgegen: „Da habe ich mir einen Pastor engagirt, Ulrike!" und erzählte ihr, wie das so wunderbar schnell sich gemacht habe. Die Frau Hauptmannin hatte keine Einwendungen dagegen zu machen und das Weitere hinsichtlich Minchens künftiger Stellung sollte festgestellt werden. —

(Fortsetzung folgt.)

Der siebenzehnte März.

Dieser Tag ist im Kalender nicht roth angestrichen, und doch verdiente er es und ganz besonders im heurigen Jahre. Denn an ihm wurden vor fünfundzwanzig Jahren, im Jahre 1832, zwei Gesetze erlassen, deren wohlthätigen Einfluß unser Vaterland jetzt schon aller Orten dankbar empfindet und noch die fernsten Geschlechter verspüren werden. Es werden jahrein jahraus viele Gesetze gegeben, wenige aber darunter können von solchem Segen begleitet sein, so durchgreifend und epochemachend wirken, als eben die beiden, deren vierteljhundertjährige Geltung uns heute mit freudigem Danke erfüllt. Es sind: das Gesetz über Ablösungen und Gemeinheitstheilungen und das Gesetz über die Errichtung der Landrentenbank.

Trefflicher konnte die erst kürzlich verliehene Verfassung treulicher der in ihr ausgesprochene Grundsatz der Rechtsgleichheit Aller im Staate nicht in Erfüllung gehen, als durch die beiden Erstlingsgaben auf dem Altar der constitutionellen Freiheit, von denen die eine dem Bürgerstande die Städteordnung, die andere dem Bauernstande die Befreiung von drückenden Lasten brachte: die Ablösung und mit ihr die Erlösung. Gelegenerer Zeit bleibe vorbehalten, der ersteren zu gedenken, für heute sollen der letzteren einige Worte dankender Erinnerung gewidmet sein.

Alle wissen, aber die Wenigsten — Gott sei Dank — aus eigener Erfahrung, wie schlimm es sonst in der „guten alten Zeit" um den Landmann stand. Freilich kam bei uns in Sachsen selbst in den finstersten Zeiten nicht das Unmenschliche vor, was anderwärts zur Schande des Menschengeschlechts geschah. In vielen deutschen Landen waren die Bauern sonst Leibeigene und standen unter der unbeschränktesten Herrschaft ihrer Gutsherren, denen sie Alles, Alles, selbst Ehre und Eheglück, opfern mußten. Dergleichen kam in Sachsen nicht vor. Aber dennoch hatte der Bauernstand auch hier noch in diesem Jahrhunderte mancherlei Beschränkungen zu erleiden. Da gab es Zwangdienste für die Bauerkinder, die erst zwei Jahre bei

der Gutsherrschaft dienen mußten, ehe sie sich anderweit in Dienst begeben durften. Die jungen Leute, die Handwerker werden wollten, mußten erst vier Jahre lang, bis zu ihrem achtzehnten, Landwirthschaft treiben und darunter zwei Jahre im Dienste des Gutsherrn. Und dazu kam nun noch die unendliche Menge von Frohnarbeiten, Naturalabgaben und Dienstleistungen aller Art, welche den Landmann in fortwährender Abhängigkeit und Dienstbarkeit erhielten und ihm die Freude, ja selbst die Kraft und Zeit zu eigener Arbeit raubten.

Tagelöhner- und Fröhnerarbeit ist zwar auch Arbeit, aber himmelweit verschieden von der freien, selbständigen Beschäftigung, welche auf eigener Wahl und Selbstbestimmung beruht. Sei es als Herr, sei es als Knecht, man arbeitet ganz anders, wenn nicht der Zwang und nicht die Furcht, sondern der freie Wille zum Sporn dient. Freilich ist's besser noch, auf eigenem Grund und Boden zu säen und zu ernten, freilich ist's ein schöneres Gefühl, sich sagen zu können, daß man die Früchte seines Schaffens selbst genießen werde. Aber auch der Knecht, der fremden Boden pflügt, ist nicht zu bedauern. Auch ihm ist ein weit glücklicheres Loos zugefallen, als dem unglücklichen Frohnbauer in alten Tagen. Arbeitet er für Andere, so ist's seine eigene Wahl; schafft er Fremden Nutzen, so erwirbt er sich damit seinen Unterhalt und Ersparnisse zu künftiger Selbständigkeit; hinter ihm steht kein herrischer Antreiber; arbeitet er fleißig, so gereicht's ihm zur Ehre, macht ihn werth und unersetzlich in den Augen seines Herrn und giebt ihm eine bevorzugte Stellung im Gesinde. Mißfällt's ihm im Dienste, so kann er kündigen und anderwärts eintreten; hat er die Mittel gespart, so kann er sich selbständig niederlassen. Wie anders der Frohnbauer! Er mußte arbeiten, der Zwang machte ihn unwirsch und auch träge, denn was man ungern thut, macht man schlecht und nachlässig. Es war eine faule Arbeit, die er dem Gutsherrn leistete, und diese übertrug sich auf seine eigene Bewirthschaftung. Und so lag die Landwirthschaft darnieder unter jenen Fesseln. Ihr fehlte das Gefühl der Freiheit, der Fröhner konnte kaum zum Bewußtsein kommen, daß er ein Mensch sei; angespannt, gehetzt und abgemattet schmachtete er und erneute das Bild, das die Bibel mit ergreifenden Zügen von den Sklavenarbeiten unter den egyptischen Pharaonen entrollt. Und was er dennoch seinem eigenen Grund und Boden abgewann, das schrumpfte durch Zehnten und namenlose Abgaben aller Art arg zusammen. Und wie der Stand gedrückt war und gequält, so war er scheel angesehn und unterschätzt. Ein Bauer galt damals nicht für voll, der Handwerker in der Stadt, der freilich unter dem Zunftzwang ebenso und noch länger leiden sollte, als der Landmann draußen unter der Gutsherrlichkeit, däuchte sich doch mehr als dieser. Und wenig gekannt und geübt war damals die goldene Regel, daß der Kern des Volksthums und die Bürgschaft seines Gedeihens in der handinhandgehenden Wohlfahrt und dem Zusammenwirken des Bürger- und Bauerstandes liege.

Und daß dies erkannt und beherzigt wurde im Lande, daß heute nicht bloß der Landmann, sondern auch der Bürger mit ihm, sich freut und gerechten Grund hat sich zu freuen über die Bessergestaltung des landwirthschaftlichen Lebens: das ist ein Segen der Verfassungsurkunde, des durch sie erwachten und fort und fort erhaltenen Gemeinsinnes.

Freilich kann nicht Alles in einem Tage und auf einmal werden. Und wie erst im Laufe der Jahre, nachdem Sachsen in die Reihe der constitutionellen Monarchien eingetreten, immer mehr und mehr der Ausbau des Staates nach dem in der Verfassungsurkunde gegebenen Grundrisse vor sich ging: so sind auch schon vor dem Jahre 1830 von der väterlichen Regierung Sachsens Bausteine beschafft worden, auf deren Grundlage später trefflich weitergearbeitet werden konnte. Schon im Jahre 1824 ward zur Erleichterung und Beförderung der Ablösung von Diensten und Frohnen angeordnet, daß Verträge zwischen Gutsherren und Unterthanen nicht durch den Widerspruch dritter Personen aufgehalten und auch nicht durch die Rücksicht auf das lehnsherrliche Interesse des Königs behindert werden sollen. Im Jahre 1828 wurden die Huthungsgerechtigkeiten auf fremdem Grund und Boden und 1830 die Bestimmungen über Frohnden und Dienste wenigstens geregelt. Das waren die Vorarbeiten zu dem Gesetz-Entwurfe, welchen die Regierung gleichzeitig mit dem der Verfassung den Landständen von 1831 vorlegte. In dem Landtagsabschiede vom 4. September wird von diesem, dem Ablösungsgesetze, gesagt: daß es „sich vor allen gleichzeitig mit vorgelegten Gesetzen als ein für die allgemeine Landeswohlfahrt höchst wichtiges auszeichne, welches zugleich nach vielfachen, aus allen Gegenden des Landes an Uns gerichteten Bitten, der Gegenstand allgemeiner Wünsche geworden ist." Und nochmals ward die Wichtigkeit dieses Gesetzes an entscheidender Stelle durch eine, in der sächsischen Gesetzgebung sonst nicht bräuchliche, ausführliche Einleitung zu demselben hervorgehoben. Darin ist gesagt, daß beide Gesetze, das über Ablösungen und das über die Landrentenbank, auf dem Grundsatze der Gerechtigkeit beruhen, daß wohlerworbene Rechte, so dringend wünschenswerth auch ihre Beseitigung sein möge, nicht ohne Entschädigung wegfallen können, daß man aber billig sein müsse und nicht unerschwingliche Entschädigungen verlangen dürfe. „Wird auch" — so heißt es dann weiter — „allerdings erst eine spätere Zeit die vollen Früchte dieser, mit Opfern und Anstrengungen aller Art verbundenen neuen Gestaltung ernten, so kann doch eines großen Theils derselben schon die jetzt lebende Generation theilhaftig werden, und im Vertrauen auf Gottes Beistand und den bewährten verständigen und gemeinnützigen Sinn Unserer Unterthanen aller Stände, hoffen Wir, daß Uns hauptsächlich auch bei der Erlassung des gegenwärtigen Gesetzes Unsere landesväterlichen Absichten, das Glück des Landes zu befördern, gelingen werden."

Und diese „spätere Zeit", welche die „Früchte" genießen soll, sie ist jetzt schon da oder doch vor der Thür. Der Grundgedanke des Ablösungsgesetzes ist: daß nicht mehr wie zuvor bloß durch freie Vereinigung zwischen dem berechtigten Gutsherrn und dem pflichtigen Landmanne, sondern nunmehr auch schon durch einseitigen, willkührlich von Einem derselben ausgehenden Antrag (Provocation) die Dienste, Frohnen und anderen Leistungen gegen Entschädigung aufgehoben werden. Diese Entschädigung besteht nach Wahl des Pflichtigen in Kapitalzahlung (des fünfundzwanzigfachen Jahreswerths), oder in jährlichen Geldrenten, oder in Abtretung von Land, oder je nach den besonderen Fällen in Naturalleistungen, die dann wieder mit Geld abgelöst werden können. Die jährlichen Geldrenten können unmittelbar vom Pflichtigen an den Berechtigten oder statt dessen an die hierzu errichtete Landrentenbank, eine neue, vortreffliche und anderwärts nachgeahmte Schöpfung der sächsischen Gesetzgebung, abgeführt werden. Dafür giebt diese den Rentenberechtigten deren fünfundzwanzigfachen Kapitalbetrag in ausloosbaren, jährlich mit $3\frac{1}{3}$ Proc. verzinslichen Landrentenbriefen. Danach beträgt die Rente 4 Proc. vom Kapital, das zu $3\frac{1}{3}$ Proc. verzinst wird. Es bleiben also $\frac{2}{3}$ Proc. übrig und was mit diesen sammt deren Zinsen und Zinseszinsen gemacht wird, das eben ist das Großartigste und Preiswürdigste an dem Gesetz. Sie gehen nicht etwa in Kosten auf, die trägt die Staatskasse ganz allein; sondern sie bilden den Tilgungsfond für die Landrentenbriefe. Man hat 1837 berechnet und festgestellt, daß in 55 Jahren 100 Thlr. zu $\frac{2}{3}$ Proc. jährlich, 26 Thlr. 20 Ngr. Zinsen und diese wiederum 63 Thr. 10 Ngr. Zinseszinsen tragen, das macht zusammen gerade 100 Thlr. Und auf diese Weise ist's möglich und ganz natürlich, was wie ein Wunder klingt: daß bis zum Jahre 1892 alle Rentenkapitale von selbst, d. h. ohne weiteren Beitrag der Rentenzahler, getilgt sind, damit aber auch die Rentenzahlungspflicht erlischt. Also hier zahlen die Zinsen das Kapital ab, während bei den heutzutage häufigen Wucherschulden umgekehrt das Kapital schon in den Zinsen aufgeht. Welch' ein wohlthätiger, segensreicher Gegensatz! Und wie hat sich die Einrichtung bewährt!

In den $21\frac{1}{2}$ Jahren von Eröffnung der Landrentenbank

— Ostern 1834 — bis Michaelis 1855 übernahm dieselbe 315,162 Jahresrenten im Betrage von 868,057 Thlr. 19 Ngr. $1\frac{1}{10}$ Pf., die den Berechtigten kapitalisirt mit 21,701,440 Thlr. 28 Ngr. 5 Pf., nämlich mit 354,265 Thlr. 28 Ngr. 5 Pf. an baaren Spitzen und mit 21,347,175 Thlr. in Landrentenbriefen gewährt wurden. Von diesen Renten sind später, nach vorgängiger halbjähriger Kündigung, 16,352 Thlr. 9 Ngr. $9\frac{1}{10}$ Pf. durch Kapitalzahlung von 408,808 Thlr. 8 Ngr. 5 Pf. getilgt worden. Diese Summe wurde aber nicht voll gewährt, denn den Kapitalzahlern gingen schon 11,075 Thlr. 19 Ngr. 8 Pf. vom Tilgungsfond zu Gute, auch konnten sie Landrentenbriefe zum vollen Nennwerthe dazu verwenden. Von dem verbliebenen Rentenkapital an 21,292,632 Thlr. 20 Ngr. (oder 851,705 Thlr. 9 Ngr. 2 Pf. Rente) waren wiederum 1,412,915 Thlr. 8 Ngr. 6 Pf. lediglich aus jenen ⅙ Proc. und Zinseszinsen getilgt, also nur noch 19,879,717 Thlr. 11 Ngr. 4 Pf. Rest. Ausgeloost waren in jenem Zeitraume für 1,514,987 Thlr. 15 Ngr. Landrentenbriefe und es gab deren Michaelis 1855 nur noch für 19,832,187 Thlr. 15 Ngr., wovon jetzt jährlich gegen 1 Proc. und in Zukunft immer mehr ausgeloost und getilgt wird.

In diesen Landrentenbriefen ist aber auch eines der solidesten und sichersten Werthpapiere geschaffen, denn sie haben Staatsgarantie wie jedes andere Staatspapier und vor demselben noch voraus, daß die rentenpflichtigen Landgrundstücke für sie haften, und das mehr als für Hypotheken. Hypotheken können bei Subhastationen unbefriedigt ausfallen, die Rentenpflicht geht auf den Ersteher über; Hypotheken werden im Concurs oft erst nach Jahren bezahlt, Rentenreste kommen zuerst daran; Hypotheken muß man von Säumigen einklagen, Renten werden wie Abgaben eingetrieben; Hypotheken bedürfen zur Uebertragung gerichtlicher Urkunden und Verlautbarung, Landrentenbriefe bloßer Uebergabe. Ihr mäßiger Zinsstand mußte allerdings den Cours herabdrücken in einer Zeit, welche durch credit mobilier und credit usurier höheren erzielt. Um so vortheilhafter ist ihre Anschaffung gerade heutzutage, zumal für den Landmann, dem sie noch obend'rein eine zinstragende Urkunde seiner Selbständigkeit sind.

Das Ablösungsgesetz enthält ferner wichtige Bestimmungen über Gemeinheitstheilungen. Darnach sind ländliche Grundstücke, die im Eigenthum von Gemeinden standen, aber so, daß jeder Einzelne sie selbst benutzen konnte, auf Antrag eines jeden ansässigen Berechtigten der Regel nach der Theilung unterworfen. Und hierdurch ist viel Land, das gar nicht oder verkehrt benutzt wurde, dem vernünftigen landwirthschaftlichen Betriebe gewonnen worden.

Zur Ausführung dieses Gesetzes ward die Generalcommission für Ablösungen und Gemeinheitstheilungen niedergesetzt, welche noch jetzt in gedeihlicher Weise thätig ist. Unter ihr stehen Specialablösungscommissare, theils aus dem Stande der Rechtsgelehrten, theils aus dem der Oekonomen.

In den seitdem verflossenen 25 Jahren sind viele Veränderungen vor sich gegangen; es fällt namentlich in sie hinein die Gesetzgebung von 1848 und den folgenden Jahren, welche hinsichtlich des Jagdrechts reine Wirthschaft gemacht; es sind dann im Jahre 1851 (15. Mai) noch nachträgliche Bestimmungen vielfach günstigerer Art erlassen worden: alle guts- und gerichtsherrlichen, persönlichen Leistungen sind da unentgeltlich, freilich auf Kosten der entschädigenden Staatskasse, aufgehoben; bei anderen ist die Kapitalablösung auf den zwanzigfachen Betrag im Falle sofortiger Baarzahlung herabgesetzt worden, der 1. April 1856 ward Schlußtermin für Ueberweisung von Geldgefällen an die Landrentenbank; mit dem 1. Januar 1854 sind die auf einseitigen Antrag ablösbaren Grundlasten und Dienstbarkeiten, deren Ablösung bis dahin nicht beantragt war, hinweggefallen, so daß seitdem der Pflichtige und seine Erben nur auf die Dauer ihrer Besitzzeit persönlich dafür haften; und auch das wird mit dem 1. Januar 1884 aufhören. Es sind also unendliche Fortschritte seitdem gemacht worden und das Folium eines Landwirths von heute nimmt sich gegen die Besitzeinträge eines Bauern von früher ganz anders aus. Aber Alles, was seitdem gewonnen und errungen ward, ist doch immer nur zurückzuführen auf die **eine** Quelle — das Ablösungsgesetz.

„Die Gerechtigkeit" — sagt Dr. **Reuning** in seinem trefflichen „amtlichen Bericht an das k. sächs. Ministerium des Innern", dessen unter dem Titel „die Entwickelung der sächsischen Landwirthschaft in den Jahren 1845—1854" (bei Schönfeld in Dresden, 1856.) erschienener Abdruck hiermit dem aufmerksamen Nachlesen empfohlen sei — „die Gerechtigkeit, welche die in den Annalen der sächsischen Landwirthschaft mit goldenen Buchstaben zu verzeichnenden Ablösungsgesetze dictirte, gab dem Pflichtigen die freie Bewegung, dem Berechtigten neben solcher ein ausreichendes Betriebskapital, wo ein solches fehlte, und man wird den Erfolg jedenfalls nicht überschätzen, wenn man annimmt, daß **jeder Theil das erhaltene oder bezahlte Ablösungskapital wenigstens voll gewonnen hat.** Das sind die Segnungen eines weisen, gerechten, zeitgemäßen, mit Sachkenntniß und Gewissenhaftigkeit rasch durchgeführten Gesetzes, das alle Theile befriedigte, alle befriedigen mußte."

Es soll damit nicht gesagt sein, daß beim Erscheinen des Gesetzes gleich Alle die Einsicht hatten, dies zu erkennen. O nein, es erging ihm wie allem Guten, das mit Verstand und gutem Willen erfaßt werden muß. Es gab genug Gutsherrschaften, die — geradeso, wie vor Kurzem wieder bei Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit — das Gesetz einer willkührlichen Beeinträchtigung ihrer Rechte ziehen; auch genug Landleute, denen der Finger nicht genügte und die die ganze Hand voller, unentschädigter Freiheit wollten, als ob die Gutsbesitzer alle die von ihren Vorgängern theuer erkauften Rechte so mir nichts dir nichts hätten aufgeben sollen. Noch Andere waren von ihrer Frohnarbeit so herabgedrückt worden, daß sie gleich den Israeliten in der Wüste sich nach den egyptischen Fleischtöpfen zurücksehnten. Aber das gab sich gar bald. Immer mehr zeigte sich der Gewinn, immer mehr stieg die Bedeutung der Landwirthschaft. Und wie eine Reihe trefflicher Gesetze auch weiter derselben zu Gute kam; wie die Wissenschaft immer mehr aus den Hörsälen und Laboratorien hinaustrat auf die Felder und Fluren; wie Chemie und Dampfkraft und alle sonstigen Forschungen und Erfindungen der Neuzeit heimisch wurden auch auf ländlichem Gebiete, für deren Wohnplätze der Ausdruck Hütte längst nicht mehr paßte; wie andererseits die Landleute hineintraten in die Städte, in denen einst ihre Vorfahren nur mit Milchtöpfen und Fruchtkörben die Marktplätze besetzt hatten, um nunmehr mitzurathen in den Ständekammern; wie da und in den landwirthschaftlichen Vereinen immer mehr an den Tag kam, daß der sächsische Bauernstand den Werth der Landwirthschaft und deren Bedeutung für Volkswohlfahrt und Bürgerfreiheit erkannt habe: da zeigten sich die segensreichen Wirkungen des 17. März 1832.

Es ist eine alte Geschichte vom Bauch und den Gliedern, wie die sich beschwerten, daß jenem alle Speise zufließe, bis endlich der Bauch sie belehrte, daß er „das Vorrathshaus, die Werkstatt sei des ganzen Körpers" und „Allen das feinste Mehl von Allem wiedergebe und nur die Klei' ihm bleibe," daß also seine Nahrung ihnen zu Gute komme und daß Eins ohne das Andere nicht bestehen könne. Und geradeso ist's im Staatskörper. Nur wenn alle Gewerbsklassen gedeihen, nur dann herrscht Glück und Segen. Darum ist der bäuerliche Wohlstand eine Gewähr für den städtischen. Geht's dem Landmanne schlecht, hat er unergiebige Ernten, wird ihm Haus und Hof verhämmert, ist der Grundbesitz in den Händen armer Schlucker, die in den Grund und Boden nichts hineinstecken können: dann wird auch die Getreidezufuhr in die Stadt gering und theuer, der gewerbliche Verkehr aus derselben auf's Dorf unbedeutend und wenig lohnend sein. Schon darum hat auch der engherzigste Städter Grund genug, sich mit zu freuen am fünfundzwanzigjährigen Jubelfeste des — Erlösungsgesetzes.

Für den weiterblickenden Bürger ist die Freude an diesem Gesetz eine reinere. Er weiß, daß Diejenigen, welche den Bauernstand zurücksetzen und beschränken wollten, immer auch Gleiches wider den Bürgerstand im Sinne hatten, weiß daß die Grundlage aller politischen Freiheit im Lande darauf beruht: daß der Nährstand, mag er nun das Hand- oder das Ackerwerkzeug führen, auch ein Ehrstand sei. Und je mehr dies erkannt wird; je mehr die hie und da auftauchende Eifersucht der Glieder des einen Standes gegen die des anderen einer unbefangenen, vorurtheillosen Gesammtanschauung weicht; je mehr Bürger und Landmann es inne werden, daß sie in diesem Jahrhunderte eine Stellung sich errungen wie nie zuvor, und daß nur gemeinschaftliches staatsbürgerliches Zusammenwirken zum Besten des Ganzen ihnen diese wohlberechtigte Machtstellung erhalten und erweitern wird: desto größerer Segen wird daraus jedem Einzelnen wie dem gesammten Vaterlande erblühen.

Dresden, den 19. März.

— Nachdem Se. Majestät der König bereits am 7. März die Annen-Realschule mit einem unerwarteten Besuche beehrt und dem Unterrichte der obersten Klasse zwei Stunden lang beigewohnt, auch die gesammten Localitäten der Anstalt in Augenschein genommen hatte, wiederholte sich dieser königliche Besuch am 17. März. Se. Majestät wohnte in der oberen Abtheilung der zweiten Klasse dem Unterrichte in der Naturbeschreibung und Physik und in der vierten Klasse dem der Geographie bei, und gab in huldvollen Worten die allerhöchste Zufriedenheit mit den Leistungen des Instituts zu erkennen.

— Heute früh ist hier die Nachricht von dem am 18. März in Rom erfolgten Ableben Ihrer königl. Hoheit der Prinzessin Louise von Sachsen eingegangen. Die Verstorbene, Prinzessin von Lucca, Infantin von Spanien und Wittwe des am 3. Jan. 1838 mit Tode abgegangenen Prinzen Maximilian, war am 1. Oct. 1802 geboren. Der königliche Hof hat bereits heute Trauer auf die Dauer von sechs Wochen angelegt.

— Zu unserem letzten Berichte über die Verhandlungen des hiesigen k. Bezirksgerichts haben wir nachzutragen, daß der Agent Friedrich zu 2 und dessen Haushälterin Dietze zu 1 Jahr Arbeitshaus verurtheilt wurden. — Der wegen verbrecherischen Umgangs mit seiner leiblichen Tochter angeklagte Posamentier Reichel aus Dippoldiswalde wurde mit 2 Jahren Zuchthaus und seine Tochter, A. T. Reichel, mit 3 Mon. Gefängniß belegt. — Die Verhandlung gegen Christiane Oese aus Niedergorbitz (wegen Kindestödtung) wurde wegen Erkrankung des Vertheidigers auf den 28. März vertagt.

— Nach einer Bekanntmachung des Stadtraths wird in der Bestimmung der sogenannten Meistergebühren, sowie des Arbeitslohnes und der Arbeitszeit der Maurergesellen, Zimmergesellen und Handarbeiter, vom 14. April d. J. an im Bereiche der hiesigen Stadt eine den dermaligen Zeitverhältnissen entsprechende Aenderung eintreten. Hiernach soll die Arbeitszeit vom 15. März bis 15. October von Vormittag 6—12 und von Nachmittags 1—6 Uhr andauern; vom 16. Oct. bis 14. März aber ist dieselbe auf Vorm. 7—12 und Nachm. auf 1—5 Uhr bestimmt. Das Tagelohn der Maurer- und Zimmergesellen wird auf 1½ Ngr. pr. Arbeitsstunde, mithin während des Sommers auf 16½ Ngr. und während des Winters auf 13½ Ngr., mit Ausschluß der täglichen Meistergebühr, festgesetzt; der Tagelohn des Handlangers beträgt im Sommer 10 und im Winter 9 Ngr., während jede überzählige Stunde mit 1 Ngr. bezahlt wird. Die von dem Bauherrn zu entrichtende Meistergebühr beträgt täglich 1½ Ngr.

† Krögis, 16. März. Am Dienstage fand die Jahresschlußsitzung des Pferdezüchtervereins hier statt, wobei eine Stuten- und Fohlenschau für's nächste Frühjahr beschlossen wurde. Vorher hielt der dem gedachten Vereine affiliirte Züchterverein, welcher sich die Pferdezucht unter Aufwendung erheblicher Mittel zur Aufgabe gemacht hat, eine Sitzung. Es sind von letzterem Vereine jüngst 6000 Thlr. aufgebracht worden, womit soeben durch den Landstallmeister, Major v. Mangoldt, 24 Stuten des berühmten Percheronschlages aus Frankreich, der sich durch Masse mit Blut ausgezeichnet, angekauft und eingeführt werden sollen. Durch das Landstallamt werden zugleich zwei Hengste dieser Race acquirirt und auf der Station Altlommatzsch aufgestellt; die Stuten werden in diesen Tagen in Riesa anlangen, und zur Verlosung an die Mitglieder des Züchtervereins kommen. — Der Sinn für Pferdezucht ist in jüngster Zeit in erfreulicher Zunahme, und es werden die Beschälstationen so benutzt, daß eine Vermehrung der Hengste bald Bedürfniß werden wird.

**Augustusburg, 15. März. Es geschehen doch heutzutage noch merkwürdige Dinge; läse man sie in einer Erzählung oder sähe man sie im Theater dargestellt, man würde steif und fest behaupten, so etwas sei unglaublich und unwahrscheinlich. Es giebt noch viele Einfältige auf der Welt, aber daß Einer heutzutage noch so dumm sein kann, wie der Ignatz Dotzauer im böhmischen Dorfe Schönau, das sollte man kaum für möglich halten. Und doch ist's blanke Wahrheit, was von ihm erzählt wird und was die öffentlichen Verhandlungen beim hiesigen königl. Bezirksgericht über ihn zu Tage gefördert. Besagter Dotzauer lebt nämlich mit seiner Mutter auf einem Bauergute und hat mäßiges Vermögen. Dabei könnte er ganz zufrieden sein, wenn nicht der Hochmuthsteufel in ihn gefahren wäre und ihm zugeflüstert hätte: „es ist nicht gut, wenn der Mensch nicht steinreich und hochadlig ist." So ist denn schon 15 Jahre lang sein Sehnen dahin gegangen, zu heirathen, d. h. nicht so wie gewöhnliche, blos vernünftige Männer thun, ein Mädchen nach ihrem Stand und Herzen zu nehmen, sondern eine reiche Partie zu machen, sei es nun, wer es sei, wenn sie nur ein paar Rittergüter mit ins Haus brächte. Das war nun Wasser auf die Mühle einer Gaunerbande, die in dem Nachbarorte Bähringen hauste und davon den Namen der „Bähringer Goldmänner" oder „Bähringer Lumpen" führte. Sie priesen ihm diese und jene Schöne an und nahmen ihm bei der Gelegenheit an die 900 Gulden für ihre Bemühungen ab, ja brachten ihn auch noch in die Unannehmlichkeit, Prügel zu empfangen, weil er mit ihnen Umgang pflog. Aber wenn das (vormärzliche) Sprichwort besagt: wer dumm ist, muß geprügelt werden, so hat es doch nur an solche Leute gedacht, die durch Schaden klug, durch Prügel gewitzigt werden. Bei dem Dotzauer schlug die Kur nicht an. Es mußte noch besser kommen. Die Jahre verschwanden, der Dotzauer wurde älter und hatte noch immer keine Frau, keinen Reichthum, keine Rittergüter. Da, eines schönen Tages im Jahre 1851, erscheint beim Dotzauer ein Abgesandter des Rittergutsbesitzers Joseph von Hornburg in Sachsen, der will ihn, den Dotzauer, zum Erben mehrerer Rittergüter einsetzen, wenn er sein Töchterlein Karoline heirathe. Das war dem Dotzauer ganz nach Wunsch und mit Freuden empfing er kurz darauf seinen künftigen Schwiegerpapa Joseph von Hornburg, aus dessen eignem Munde ihm das Ehe- und Erbversprechen wiederholt wurde. Der Schwiegerpapa war auch besorgt, seinen künftigen Schwiegersohn in den Freimaurerbund, der für ihn bereits ein Rittergut angekauft, aufzunehmen und daß er sich von ihm „für die Agentschaft" 51 Fl. zahlen ließ, fiel dem Dotzauer umsoweniger auf, als er dafür ein richtiges Aufnahmezeugniß in die Hände bekam. Hätte er freilich lesen oder Gelesenes auffassen können, so würde er gefunden haben, daß das Zeugniß nichts war, als ein ausgerissenes Blatt Papier aus einem Werke über Freimaurerei. Bald darauf ging, wie dem Dotzauer mitgetheilt wurde, der alte Herr von Hornburg zu seinen Ahnen ein, sein Testament ernannte Dotzauer zum Gemahl der Tochter Karoline und zum Erben der Rittergüter Lehmberg und Falkenburg. Um aber die Besitzurkunden zu erlangen, mußten Gerichtskosten bezahlt werden. Das will Dotzauer gern thun, er möchte aber auch nunmehr seine Braut kennen lernen; er beauftragt einen von der Bande, den Scharfrichter Wenzel Eisenmann, ihm die Besitzurkunden zu holen und die Braut vorzustellen, und giebt ihm 13 Fl. Reisegeld. Gewissenhaft wird der Auftrag ausgeführt, Eisenmann kommt mit einer

Dame im Sonntagsstaate zurück und stellt sie dem verdutzten Dotzauer in seiner eignen Wohnung als „Karoline Gräfin von Hornburg auf Lehmberg und Falkenburg“ vor. Kaum daß Dotzauer sie sah, fühlte er sich von Liebe zu ihr, d. h. zu ihrem Vermögen, hingerissen und sprang auf sie zu mit den Worten: „das ist meine Karoline!“ Aber jede Liebe verlangt auch ihr Opfer. Das gnädige Fräulein braucht Geld zur Anschaffung von Vieh, Knochenmehl und Guano für ihr drittes Rittergut Erlbach und gern giebt es Dotzauer dazu her, wird es ihm doch in der Ehe mit seiner Karoline tausendfache Frucht bringen! Auch Gutstaxen müssen bezahlt werden. Es finden sich dazu bei Dotzauer ein „Rath und sächsischer Advocat“ und ein „Rechtsrichterssohn“ aus Schwarzenberg, zwei Männer ein, welche über die drei Rittergüter gesetzt sind. Sie verlangen 200 fl. und willig zahlt Dotzauer 100 fl., da er sich von ihnen mit dem einschmeichelnden Namen „Herr Ignatz von Hornburg“ angeredet hört, in Abschlag und verspricht Nachzahlung des Restes. Dem Hrn. Rath giebt er noch obendrein 2 fl. mit der Bitte: nur recht dahinter zu sein, daß er bald seine Karoline bekomme. Und als Dotzauer später gar erfährt, daß er nicht bloß Rittergüter, sondern auch viele Häuser in Sachsen besitze, ja sogar — eine Kaldinsel in Amerika, da zahlt er freudig noch 90 fl. Gerichtskosten. Aber dem glücklichen Bräutigam soll noch größere Ehre zutheil werden, seine niedere Hütte soll der Glanz eines Königshauptes umstrahlen. Als seine Braut Karoline mit Wenzel Eisenmann ihn zum zweiten Male besuchte, da war sie von keinem Geringeren begleitet, als — dem Könige. Der ertheilte Dotzauern seine Genehmigung zur Vermählung mit Fräulein von Hornburg und zur Einverleibung der sächsischen Rittergüter, schenkte dem überseligen Freier seine Sporen, nachdem er sie höchsteigenhändig sich vom Stiefel geschnallt; ferner ein silbernes Band und ein Reitpferd, das aber freilich nicht zur Stelle, sondern unterwegs zurückgelassen war. Endlich nahm der König den Dotzauer auf den Oberboden seines Hauses, und las ihm da das Testament Josephs von Hornburg vor. Dafür verlangte der König von Dotzauer die Kleinigkeit von 120 fl., welche der Letztere auch halb sofort berichtigte, halb nachzuzahlen angelobte. Dotzauer gab dem hohen Besuche das Geleite, zählte unterwegs der Braut Karoline 65 fl. auf die Schürze und sah bei dieser Gelegenheit nach seiner Uhr. Allein „die Uhr schlägt keinem Glücklichen;“ so dachte auch Fräulein von Hornburg, und bat den Dotzauer, sie ihr zu schenken sammt dem vom König erhaltenen silbernen Bande, sie wolle ihm dafür ein goldenes Band und eine goldne Uhr geben. Wer könnte den Bitten einer Braut widerstreben? Dotzauer machte es wie der Hund mit dem Stück Fleisch am Wasser, und gab ihr Uhr und Band. Unterwegs wird ihm ein pfarramtliches Zeugniß vorgelegt, wonach er den kommenden Sonntag getraut werden soll. Aber der Sonntag kommt und verstreicht, ohne daß Dotzauer seiner Wünsche Ziel erreicht. Wohl aber erhält er Briefe von seiner Karoline, worin sie ihm die Noth klagt, welche ahnenstolze Verwandte sie wegen der Heirath leiden lassen. Der gerührte Bräutigam schickt 60 fl. zur Beschleunigung der letzteren. Er erhält schön gemalte Abbildungen seiner Rittergüter auf Pergament — bekanntlich Eselshaut — und zahlt erfreut 40 fl. dafür. Und als ihm seine Karoline vollends ein Bild in Glas und Rahmen schickte, auf dem ein Blumenstrauß gemalt und „Ich liebe Dich“ geschrieben war — da schwamm er in Seligkeit, ließ sofort das Hochzeitsmahl vorbereiten, Zucker und Kaffee, einen Hirsch und einen Rehbock dazu ankaufen, und schickte 45 fl. zur Förderung der Heirath. Dazwischen kamen auch wieder traurige Nachrichten vom Großmeister der Loge, daß der Schwiegerpapa von Hornburg deren Kasse um 20,000 Thlr. bestohlen habe, seine Geliebte deshalb verhaftet sei, man ihn jedoch gegen Erlegung von 200 fl. im Besitze des Ritterguts Falkenburg lassen wolle. Es wurden ihm endlich bei nochmaliger Vorlesung des schwiegerväterlichen Testaments anderweit 200 fl. für Kosten abverlangt. Und wer weiß, wie lange die Sache noch so fortgespielt, und ob sich nicht endlich noch ein Kaiser Napoleon eingefunden hätte, um, wie die orientalische, neuenburgische und persische Frage, auch die Dotzauer-Hornburgische zur Lösung zu bringen? — wenn nicht die Gerichte eingeschritten wären, und der bei hellerlichtem Tage ohne Eintrittsgeld gespielten betrügerischen Komödie ein Ende gemacht hätten. Die Verfasser und Leiter derselben gehören nach Böhmen, und sind dort wegen des an Dotzauer verübten Betrugs beim Kreisgericht Eger in Untersuchung; nur die sächsischen Darsteller der beiden Hauptrollen, nämlich der Webermeister und Agent Uhlmann, welcher den König, und die Fabrikarbeiterin Schäfer, die verblühte Zuhälterin Wenzel Eisenmanns, welche die Karoline von Hornburg gespielt, saßen am 11. März d. J. auf der Anklagebank im Bezirksgerichtssaale zu Augustusburg. Als Zeugen waren die böhmischen Brüder Eisenmann, von denen die ganze Betrügerei ausgegangen, und der geprellte Dotzauer zugegen, der — soll man sagen so dumm oder so glücklich? — ist, auch jetzt noch an die Wahrheit des ihm Vorgefabelten zu glauben und Uhlmann nicht anders, als den „Herrn König, der da (auf der Anklagebank) sitze,“ nennt. Daß er von ihm Sporen erhalten, ist ihm auch jetzt noch ein sicheres Zeichen dafür, daß an der Sache etwas Wahres sei. „Ein Wahn, der uns beglückt, ist einer Wahrheit werth, die uns zu Boden drückt.“ Inzwischen werden der „Herr König“ zwei Jahre und das Fräulein von Hornburg noch sechs Monate länger Zeit haben, „fern von Madrid“ im Arbeitshause über den Wechsel der menschlichen Geschicke nachzudenken! —

Erledigte Schulstellen.

Die Schulstelle zu Steudten (Rochlitz); Coll.: das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen		Roggen		Gerste		Hafer		Erbsen	
			Thl.	nGr.	Thl.	nGr.	Thl.	nGr.	Thl.	nGr.	Thl.	nGr.
Dresden	März 16.	von	5	15	3	6	3	5	1	15	—	—
		bis	—	—	3	10	3	10	1	24	—	—
Bautzen	März. 14.	von	5	—	3	8	2	28	1	15	—	—
		bis	5	20	3	15	3	4	1	22	4	—
Meißen	März 14.	von	—	—	3	10	3	3	1	6	3	16
		bis	—	—	3	16	3	6	1	19	—	—
Pirna	März 14.	von	5	—	3	5	3	—	1	15	3	25
		bis	5	15	3	18	3	3	1	24	—	—
Radeburg	März 18.	von	5	10	3	6	3	2	1	15	3	15
		bis	5	25	3	12	3	6	1	27	4	—
Roßwein	März 17.	von	5	10	3	10	2	25	1	12	3	15
		bis	5	25	3	22	3	2	1	16	3	20
Chemnitz	März. 14.	von	5	20	3	20	3	—	1	17	3	20
		bis	6	—	3	28	3	5	1	21	3	28

Dresden. Das Schock Stroh 5 Thlr. — Ngr. bis 5 Thlr. 10 Ngr.
Der Centner Heu 1 „ — „ „ 1 „ 5 „

Radeburg. Haidekorn 2 Thlr. 28 Ngr. bis 3 Thlr. 3 Ngr.
Eingegangen: 550 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 13. bis mit 16. März 1857.
die Kanne 16 Ngr. — Pf. bis 17 Ngr. — Pf.
— in Pirna (14. März) 15 „ — „ „ 16 „ — „
— in Roßwein (17. März) 16 „ — „ „ 17 „ 2 „
— in Chemnitz (14. März 18 „ 5 „ „ 19 „ 5 „

Dresdner Semmel- und Dreierbrod-Gewicht,

vom 16. März bis auf Weiteres:
Eine Sechspfennig-Semmel 10 Loth 2 Quent.;
ein weißes Dreierbrod 7 Loth 3 Quent.
Einkaufspreis des Weizens 5 Thlr. 28 Ngr.

Quittung.

Für die unglückliche Familie Schaffenhauer in Georgsthal gingen uns ferner folgende Spenden zu: Transport 47 Thlr. 6 Ngr. 6 Pf. F. 5 Ngr.; G. S. 5 Ngr.; Hofschauspieler Gerstorfer 2 Thlr. 20 Ngr.; F. Päßholdt 1 Thlr.; P. K. in Fischbach 15 Ngr.; Pf. 20 Ngr.; Ferd. K. 15 Ngr.; H. G. W. 1 Thlr.; Roßberg in Räcknitz 1 Thlr. Summa 54 Thlr. 26 Ngr. 6 Pf.

Die Redaction d. S. Dorfz.

Berichtigung. In Nr. 10, S. 79, 1. Spalte, Z. 15 v. unten, soll es „Pfannenbursche“ statt Pfannenknechte heißen.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen“ Nr. 12 und eine Beilage.)

Freitag, Nr. 13. 27. März 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition Kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Zur Nachricht.

Auf das mit dem Monat April beginnende neue Abonnement der Sächs. Dorfzeitung nehmen alle K. Postämter und Postexpeditionen, gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 12½ Ngr., Bestellungen an und kann das Blatt bei denselben ohne anderweite Preiserhöhung allwöchentlich in Empfang genommen werden.

☞ Die Dresdener Pränumeranten, welche ihre Bestellungen direct bei uns (Neustadt, kl. Meißner Gasse Nr. 3) machen, erhalten das Blatt allwöchentlich ohne Preiserhöhung in das Haus gesandt.

Inserate finden bei der bedeutenden Auflage unseres Blattes durch dasselbe sowohl in Dresden und dessen Umgegend als auch in der Provinz die ausgedehnteste Verbreitung.

Dresden, am 19. März 1857. *Die Verlags-Expedition.*

Politische Weltschau.

Deutschland. Bekanntlich hat es sehr lange gedauert, ehe die dänische Regierung ihre in der Hauptsache abweisende Antwort auf die von Preußen und Oesterreich in Betreff der deutschen Herzogthümer erhobenen Beschwerden nach Berlin und Wien übermittelte. Dies hat aber seinen guten Grund gehabt. Das Kopenhagener Kabinet benutzte nämlich die dadurch gewonnene Zeit, um Rußland, England, Frankreich und Schweden im Sinne der dänischen Auffassung zu bearbeiten, und durch auswärtige Einmischung wo möglich die vorhandene Streitfrage der Entscheidung des deutschen Bundes zu entziehen. Diese Bestrebungen sind denn auch nicht ohne Erfolg geblieben und Dänemark ist dadurch ermuthigt worden, die Competenz des Bundes in einer rein deutschen Angelegenheit geradezu in Abrede zu stellen. Daß Rußland diese dänische Anschauungsweise entschieden vertritt, durfte im Voraus nicht bezweifelt werden; allein es zeigt sich jetzt, daß auch England und Frankreich gegen die Competenz des deutschen Bundes formelle Einwände erheben und die Entscheidung der obwaltenden Differenzen durch eine europäische Conferenz befürwortet haben. Unter diesen Umständen sind schon über die formelle Behandlung der holstein-lauenburgischen Frage langwierige Verhandlungen zu erwarten und deren materielle Entscheidung wird dadurch immer weiter hinausgeschoben. Hierzu kommen in letzterer Zeit noch Andeutungen, welche ein ferneres einmüthiges Zusammengehen der beiden deutschen Großmächte als zweifelhaft und die Stellung Oesterreichs als eine der deutschen Sache minder günstige erscheinen lassen. Hoffen wir, daß diese, namentlich von Berliner Blättern verbreiteten Andeutungen sich nicht bestätigen; denn eine derartige Meinungsverschiedenheit würde den Uebermuth Dänemarks nur steigern und den Einmischungsgelüsten der europäischen Großmächte neuen Vorschub leisten.

In **Würtemberg** scheint zwischen der Regierung und der Abgeordnetenkammer nicht das beste Einvernehmen zu herrschen. Das officielle Regierungsblatt bringt einen sehr scharfen Artikel, welcher der Kammer vorwirft, daß sie die guten Absichten der Regierung verkenne und ein Verhalten zeige, welches geeignet sei, Unzufriedenheit und Unruhe im Lande zu verbreiten; ja es scheine fast, als ob die Partei, welche in den Jahren 1848 und 1849 an den Grundlagen der staatlichen und socialen Ordnung gerüttelt, gegenwärtig wieder ihre Grundsätze zur Schau tragen wolle 2c. Schließlich wird angedeutet, daß die Kammer, wenn sie auf dem betretenen Wege verharre, der Auflösung entgegenzusehen habe. Die Differenzen zwischen der Regierung und der Abgeordnetenkammer sind vorzugsweise durch die Ueberschreitungen hervorgerufen worden, welche der Rechenschaftsbericht über die Staatsausgaben nachweist. Hiernach hat die Regierung die verfassungsmäßig verabschiedeten Etatssätze für Gesandtschaften um nahezu 30,000 Fl., die für die Minister (durch Gehaltserhöhung) um etwa 20,000 Fl. und für den Geheimrath um 7589 Fl. einseitig überschritten, ein Verfahren, welches allerdings von der Abgeordnetenkammer als eine Gefährdung des ständischen Bewilligungsrechtes angesehen werden mußte. —

Im Großherzogthum **Hessen** hat die Regierung gegenwärtig den Ständen einen Gesetzentwurf vorgelegt, welcher die Rechtsverhältnisse der Standesherren regelt, beziehentlich sicherstellt. In Betreff der Ablösung der Grundrenten der Standesherren soll die Gesetzgebung von 1848 im Interesse der Letzteren abgeändert werden, wodurch dem Lande eine Ausgabe von ungefähr 339,000 Fl. auferlegt werden wird.

Preußen. Das Haus der Abgeordneten hat am 19. März die allgemeine Debatte über die von der Regierung vorgelegten Steuergesetze begonnen und ist damit bis zum 24. März noch nicht zu Ende gekommen. Bekanntlich soll der Ertrag der neuen Steuern vorzugsweise dazu verwendet werden, erstlich die dreijährige Dienstzeit im Heere wieder herzustellen und den dadurch entstehenden Mehraufwand (von jährlich 800,000 Thalern) zu decken, sowie zweitens eine Verbesserung des Einkommens der Staatsbeamten und Subalternenoffiziere herbeizuführen. Bei der stattgefundenen Erörterung der Bedürfnißfrage wurde nun in ersterer Beziehung von den Gegnern der Vorlagen der Nachweis zu führen gesucht, daß die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit durch die Nothwendigkeit nicht geboten sei, vielmehr die Beibehaltung des zeitherigen Militärsystems räthlich erscheine; was die Erhöhung der Gehalte der Staatsdiener und Subalternenoffiziere anlangt, so war zwar die Opposition nicht abgeneigt, ein Bedürfniß hierzu anzuerkennen, doch fand sie einerseits die von der Regierung über den Umfang der hierzu erforderlichen Summe gegebenen Nachweise so unzureichend und unbestimmt, daß sie ohne genauere Feststellung der Verwendung sich zu keiner Bewilligung verstehen wollte; andererseits war man aber auch der Meinung, daß die zu jenen Gehaltsverbesserungen nöthigen Gelder durch die sich ergebenden Ueberschüsse und durch zweckmäßige Ersparnisse ohne neue Steuern aufgebracht werden könnten. Dagegen fehlte es auch nicht an Vertheidigern der

Regierungsvorlagen, und in den Sitzungen vom 23. und 24. März traten die Minister selbst in die Schranken, um die Nothwendigkeit ihrer Forderungen nachzuweisen. Der Kriegsminister hält die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit, die von allen militärischen Autoritäten befürwortet werde, für unerläßlich, um eine erhöhete Schlagfertigkeit des Heeres herbeizuführen, und der Finanzminister suchte in einem längeren Vortrage nicht nur die Nothwendigkeit der geforderten Zulagen, sondern auch die Unmöglichkeit, dem Bedürfnisse auf andere Weise als durch neue Steuern zu genügen, darzuthun. Welches Schicksal die Regierungsvorlagen schließlich haben werden, läßt sich mit Gewißheit noch nicht übersehen, doch scheint deren Annahme bis jetzt wenig gesichert.

Herr v. Rochow, welcher im vorigen Jahre den General-Polizei-Director v. Hinckeldey im Duell tödtete und deshalb zu einer vierjährigen Festungsstrafe verurtheilt wurde, ist in voriger Woche, nachdem er nur neun Monate in Magdeburg in Haft gewesen, vom Könige begnadigt worden.

Oesterreich. Die kaiserliche Regierung hat nunmehr ihren Gesandten am Turiner Hofe, den Grafen Paar, abberufen. Die Wiener Blätter meinen zwar, daß dies in mildester Form geschehen, indem der Graf beauftragt sei, nicht, wie es sonst üblich, seine Pässe zu fordern, sondern sich bei der dasigen Regierung in der Form zu verabschieden, welche bei einer gewöhnlichen Abreise üblich ist; indessen wird durch diesen Act doch der Abbruch der diplomatischen Verbindung constatirt, und die bisher zwischen beiden Kabineten herrschende Spannung gewinnt damit den Charakter eines offenen Conflicts, dessen Bedeutung, trotz der Versicherung der officiellen Organe, nicht unterschätzt werden darf. Allem Anscheine nach hat die Abstimmung der Turiner Abgeordnetenkammer über die Befestigung von Alessandria und die dabei gehaltene Rede des Ministers Cavour die schon früher in Aussicht gestellte Abberufung des Gesandten beschleunigt.

Wie die Neue Militärzeitung meldet, beabsichtigt die österreichische Regierung, die galizische Grenze entlang eine Reihe befestigter Positionen anzulegen, um eine ernsthafte Vertheidigung gegen eine Invasionsarmee zu ermöglichen. Es ist zur Ausführung dieser gegen Rußland gerichteten Befestigungen bereits eine beträchtliche Summe auf das Budget des Kriegsministers gebracht worden. — Die Montenegriner haben sich einer Verletzung des österreichischen Gebiets schuldig gemacht, indem sie einen griechischen Geistlichen, dessen Familie zwar aus Montenegro stammt, der aber jetzt österreichischer Unterthan ist, in der Nähe von Cattaro überfielen und nach Cettinje schleppten, um ihn dort in das Gefängniß zu werfen. Die österreichische Regierung hat sofort Schritte gethan, um die Verhaftung der Schuldigen herbeizuführen. Der Geistliche heißt Radonic, und seine Familie herrschte einst über Montenegro, wurde aber später verbannt; es scheinen sonach politische Gründe bei der Wegschleppung des jungen Mannes zu Grunde gelegen zu haben.

Italien. Die Turiner Abgeordnetenkammer hat den von der Regierung vorgelegten Gesetzentwurf, welcher die Befestigung Alessandria's, einer wichtigen, i. J. 1814 von den Oesterreichern zum Theil geschleiften Festung betrifft, mit 106 gegen 14 Stimmen angenommen. Es sind 5,000,200 Fr. zur Ausführung eines solchen Planes nöthig, und die Forderung dieser bedeutenden Summe wird namentlich dadurch motivirt, daß die feindselige Haltung Oesterreichs gegen Sardinien eine derartige Vorsichtsmaßregel erheischt. — Erwähnenswerth ist, daß die sardinische Regierung die zeitherige gesetzmäßige Beschränkung des Zinsfußes aufgehoben und die Gebahrung mit den Kapitalien bei Darlehen auf Hypotheken gänzlich freigegeben hat. — Nachdem der österreichische Gesandte Turin verlassen hat, wird dem Vernehmen nach auch der Vertreter Sardiniens aus Wien abberufen werden. — Aus Neapel erfährt man, daß die Regierung sich anschickt, die diplomatischen Verbindungen mit Frankreich wieder anzuknüpfen. Der Gesandte, Marchese Pianili, ist bereits auf dem Wege nach Paris, und es wird versichert, daß er am Hofe der Tuilerien eine zuvorkommende Aufnahme finden werde, so wenig auch von Seiten der neapolitanischen Regierung geschehen ist, um die früheren Forderungen der Westmächte zu befriedigen.

Frankreich. Die lange erwarteten Instructionen für den preußischen Gesandten in Paris sind nunmehr eingegangen, und es wird deshalb einer Wiederaufnahme der Conferenzen wegen Neuenburg entgegengesehen. Die Instructionen sollen einer baldigen Lösung dieser Frage förderlich lauten. Wie versichert wird, ist der König von Preußen bereit, seinen Rechten auf Neuenburg unter der Bedingung zu entsagen, daß seiner Krone der Fürstentitel, der mit der Souveränetät über den schweizerischen Kanton verbunden war, bewahrt bleibe. Der König will ferner noch vier Jahre lang die Revenuen von den Domänen, die jährlich etwa 100,000 Fr. betragen, behalten, und man vermuthet, daß diese Summe bestimmt sei, die Royalisten für die gebrachten Opfer und Verluste zu entschädigen. Endlich fordert der König gewisse Garantien für die Behandlung der Royalisten, damit ihnen aus ihrem seit 1848 beobachteten Verhalten in Zukunft keine Unannehmlichkeiten erwachsen.

Die Regierung hat in diesen Tagen dem gesetzgebenden Körper das Budget von 1858 vorgelegt. Dasselbe bietet einen Ueberschuß von 25 Mill. Fr., ein Umstand, der für die günstige Finanzlage Frankreichs sprechen würde, wenn er in voller Wahrheit beruhte. Allein es ist unter der jetzigen Regierung schon längst Brauch geworden, die Voranschläge dergestalt aufzustellen, daß noch ein erklecklicher Ueberschuß bleibt; derselbe existirt aber nur auf dem Papier, und die Regierung sieht sich dadurch nicht verhindert, die Voranschläge nach Belieben zu überschreiten. Der definitive Rechnungsabschluß erscheint immer erst in einigen Jahren, und schließt etwa mit einem Deficit von 100 Millionen und darüber, das dann der schwebenden Schuld zuwächst, die bereits auf 850 Mill. Fr. gestiegen ist. Für den Augenblick aber macht es einen günstigen Eindruck, wenn auf dem Budget ein Ueberschuß figurirt. — Wie verlautet, gedenkt der Kaiser mehrere Staatsräthe und Senatoren in die Provinzen zu senden, damit dieselben sich genaue Kenntniß über die Stimmung der Bevölkerung verschaffen und die Resultate an höchster Stelle treulich berichten; die officiellen Kanäle der Bureaukratie scheinen demnach nicht ganz ausreichend, um den Kaiser über die wahre Lage des Landes und seine Bewohner zu unterrichten. Wäre die Presse nur einigermaßen frei, so brauchte man allerdings zu jenem Auskunftsmittel nicht zu greifen. — Bekanntlich ist durch die Dotirung des Marschalls Pelissier (als Herzog v. Malakow) gegen die bestehenden Gesetze das Majorat in Frankreich eingeführt worden; jetzt spricht man auch von der Absicht der Regierung, einen imperialistischen Adel aufzustellen, den die officiellen Organe als einen der Demokratie nothwendigen Schlußstein bezeichnen. Vorläufig scheint man damit beginnen zu wollen, die Aechtheit der Adelstitel, mit welchen letzteren in Frankreich viel Mißbrauch getrieben wird, zu prüfen. — Der Senat hat den Erlaß eines Gesetzes beantragt, in welchem die Errichtung eines Denkmals zu Ehren des Kaisers und der Armee angeordnet wird; der Kaiser hat jedoch die Erfüllung dieses Verlangens unter Anerkennung der Loyalität, welche die Senatoren durch jenen Antrag dargelegt, abgelehnt, um die Lasten des Staats nicht durch neue beträchtliche Ausgaben zu vermehren. Dagegen ist etwas geschehen, um das Andenken Napoleons I. zu ehren; das Haus, welches der Kaiser auf der Insel Helena bewohnte, ist nämlich von der Regierung angekauft worden und soll nunmehr, da es zu verfallen drohte und zu wirthschaftlichen Zwecken benutzt wurde, eine seines früheren Bewohners würdige Umgestaltung erhalten. Auch wird demnächst das Testament des großen Kaisers zur Ausführung kommen, nach welchem die Summe von 8 Millionen Fr. an besonders benannte Legatäre, an die Verwundeten von Waterloo und Ligny, die Soldaten von Elba und andere Militärs der Republik und des Kaiserreichs, sowie an

mehrere Städte und Departements, welche im letzten Kriege am meisten gelitten, vertheilt werden soll. Obige Summe war bereits vor zwei Jahren vom jetzigen Kaiser angewiesen worden, und seitdem hat sich eine Commission damit beschäftigt, die Vertheilung des Geldes vorzunehmen. Diese Arbeit ist jetzt beendigt, und die Auszahlung soll demnächst erfolgen. — Die gesammte zweite Division der Pariser polytechnischen Schule ist aufgelöst worden, weil die Schüler einen mißliebigen Aufseher thätlich gemißhandelt haben, und Keiner die Schuldigen nennen will. Das Institut, dessen Zöglinge in allen französischen Revolutionen eine so hervorragende Rolle spielten, mußte militärisch besetzt werden, ehe es gelang, die Disciplin herzustellen. Der Vorgang hat keine politische Bedeutung, erregt aber dessenungeachtet viel Aufsehen.

Der Pater Ventura, welcher trotz seiner Freimüthigkeit seine Fastenpredigten in der Tuilerienkapelle fortsetzen darf, hat neuerdings diese Gelegenheit benutzt, um eine Lanze für die ultramontane Partei zu brechen. Er behauptete, daß die Regierung, so wenig sie sonst der Presse Freiheit gestatte, doch zulasse, daß öffentliche Blätter die Kirche, ihre Dogmen und ihre Diener angreifen. „Dies geschieht," fuhr er fort, indem er sich an den Kaiser wandte, „unter der Regierung, Sire, in der Sie allmächtig sind, wo Sie die Presse in Händen halten, wo keine Zeile ohne Erlaubniß der Minister geschrieben werden kann. Gottlose Organe predigen öffentlich die Gottlosigkeit, und man flüstert sich in die Ohren, daß dies das geöffnete Sicherheitsventil sei, während für jede andere Frage das Stillschweigen befohlen und unerbittlich aufrecht erhalten wird. Ich habe keinen Rath zu geben; aber als Diener des Worts habe ich die Wahrheit zu sagen, und ich fürchte mich nicht, es auszusprechen, daß eine solche Politik, Sire, dazu angethan ist, das stärkste und mächtigste Reich zu stürzen." — Aus der Provinz wird ein Vorgang gemeldet, der zu einem ärgerlichen Processe führen muß. Der Pfarrer von Chaumont le Bois (bei Châtillon) wurde nämlich von den Gerichten verhaftet; er ist des Kindesmords im Einverständniß mit dem Mädchen, seinem Pfarrkinde, und deren Vater und Mutter angeschuldigt.

Spanien. Der Belagerungszustand ist in allen Provinzen des Königreichs aufgehoben worden und das Fallen der Lebensmittelpreise hat die öffentliche Stimmung wesentlich gebessert. — Ein Krieg Spaniens mit Mexico (s. Nr. 12) wird wahrscheinlich durch Vermittelung Englands und Frankreichs verhindert werden; denn das Ende eines solchen Conflicts könnte das Fortbestehen der mexikanischen Republik leicht gefährden; da es derselben an finanziellen Mitteln gebricht, Krieg zu führen, so würde sie die Unterstützung der nordamerikanischen Regierung beanspruchen müssen, und diese wird gern dazu bereit sein, um schließlich auf Grund der geleisteten Vorschüsse das mexikanische Gebiet vollends der Union einzuverleiben.

Großbritannien. Das Parlament ist am 21. März aufgelöst worden. In der königlichen Rede heißt es, die Auflösung habe den Zweck, die öffentliche Meinung über den Gang der Staatsangelegenheiten zu Rathe zu ziehen; das neue Parlament werde sofort einberufen werden, und die Königin hoffe, daß die Wahl auf weise und patriotische Männer fallen werde, auf deren Unterstützung die Königin bei Aufrechterhaltung der Ehre und Würde ihrer Krone rechnen könne. — Aus den Verhandlungen des Oberhauses ist noch hervorzuheben, daß die Regierung auf eine an sie gestellte Anfrage erklärte, die französische und englische Flotte hätten die neapolitanischen Gewässer verlassen, da ihre Regierungen davon in Kenntniß gesetzt worden seien, daß ihre Anwesenheit geeignet sei, einen Aufstand im Königreiche beider Sicilien zu begünstigen. Eine weitere auf Italien bezügliche Enthüllung ist auch nicht ohne Interesse. Englische Blätter theilen nämlich eine Note des französischen Gesandten zu Rom mit, welche derselbe zur Zeit des Pariser Congresses, als die Vertreter Frankreichs und Englands sich so angelegentlich mit der Lage Italiens beschäftigten, an den Grafen Walewski gesandt hat. In dieser Note sucht der französische Gesandte nachzuweisen, daß das italienische Volk politisch unreif sei und bleiben werde, daß die Sardinier, deren Beispiel den Italienern den Kopf verdrehe und das Gelüst nach einer freisinnigen Verfassung einflöße, gar nicht zu den Italienern zu rechnen wären, sondern aus einem Gemisch von französischen und schweizerischen Elementen beständen ꝛc. Dann sucht der Gesandte darzuthun, daß politische Reformen in Italien nur verderblich wirken könnten und daß die militärische Fremdherrschaft das beste Mittel sei, das Volk im Zaume zu halten. Man kann hiernach abnehmen, welcher Werth den phrasenreichen Debatten über die Freiheit Italiens in der Mitte des Pariser Congresses beizulegen ist.

Die Wahlbewegung ist bereits im vollen Gange und bis Ende April wird das neue Parlament zusammentreten können, da die Wahlen nur die Zeit von fünf Wochen in Anspruch nehmen. Die ministerielle Partei hat den Krieg mit China auf ihre Fahnen geschrieben, von inneren Reformen, nach denen die Liberalen verlangen, ist bis jetzt keine Rede gewesen. Bei den Wahlverhandlungen geht es zuweilen äußerst stürmisch her, und vor Allem ist es Lord Palmerston, der von der Opposition auf das Heftigste angegriffen wird. In Huddersfield, wo am 19. März der bekannte Freihandelsmann Cobden, welcher durch seinen Antrag die Niederlage des Ministeriums herbeigeführt (s. Nr. 10), eine Wahlversammlung im Theater abhielt, stürzte eine Gallerie ein; ungefähr 40 Personen fielen ins Parterre herab und es gab mehrfache Verletzungen.

Die Rüstungen, welche die Regierung anordnet, zeigen deutlich, daß es ihr ernstlich darum zu thun ist, im Verein mit Frankreich einen großartigen Krieg zur Erschließung des chinesischen Reichs zu beginnen, ohne sich dabei durch die Mißbilligung des Unterhauses stören zu lassen. Sie rechnet mit voller Gewißheit auf die Billigung des neuen Parlaments, und man sieht aus Allem, daß es sich um die Ausführung eines lange vorbereiteten Planes handelt, dem die Händel in Kanton blos zum willkommenen Anknüpfungspuncte dienten. Bekanntlich ist es der englische Statthalter von Hongkong und Generalbevollmächtigte für China, Sir John Bowring, welchem man vorwirft, daß er den Streit mit den Chinesen unnützerweise herbeigeführt und durch unbillige Forderungen den Frieden beider Reiche auf das Spiel gesetzt habe. Diese Anschuldigung ist aber schwerlich gegründet, und man darf vielmehr annehmen, daß dieser Staatsmann vollständig im Sinne und Auftrage seiner Regierung gehandelt habe. Bowring, welcher schon früher die chinesischen Verhältnisse durch eigene Anschauung kennen gelernt hatte, hielt, als er vor einigen Jahren zu dem wichtigen Posten, den er jetzt bekleidet, ernannt wurde, vor seiner Abreise nach Hongkong in Manchester vor einer großen Versammlung eine Rede, deren Inhalt einiges Licht auf die Ereignisse der Gegenwart wirft. Er entrollte ein lebendiges Bild von den bedeutenden Vortheilen, welche der Handel mit China für England und Indien biete, schilderte den großen Aufschwung, welchen seit Einführung des Freihandels der Verkehr mit jenem Reiche gewonnen und wies auf den ungeheuren Gewinn hin, welcher den Engländern zufallen müsse, wenn es gelänge, China dem europäischen Handel zugänglich zu machen, indem das Land bis jetzt nur auf fünf vereinzelten Puncten, die von den reichbevölkerten Städten des inneren Landes weit abliegen, für sie zugänglich sei. Diese Erschließung des himmlischen Reichs, fügte Bowring hinzu, sei die Mission, welche ihn nach China führe; er werde im Interesse des Handels gegen die großen Städte-Mittelpuncte der chinesischen Bevölkerung vorzudringen suchen und in der Erstrebung dieses Zieles dürfte England, das könne er versichern, auf die kräftigste Unterstützung des Kaisers der Franzosen und der nordamerikanischen Regierung vollständig rechnen. In dieser vor Jahren gehalten Rede des englischen Bevollmächtigten liegt das Programm des gegenwärtigen chinesischen Krieges.

Türkei. Der Sultan hat eine Verfügung von großer Bedeutung erlassen. Nach derselben soll den Kolonisten, welche

in die Türkei einwandern, unentgeltlich Grund und Boden zur Cultivirung überlassen, ihnen auch in Rumelien eine 6-, und in Asien eine 12-jährige Befreiung von den Landesabgaben und der Militärpflichtigkeit zugestanden werden. Den Kolonisten wird ferner volle Religionsfreiheit und das Recht gewährt, Kirchen zu bauen; der ihnen überlassene Grund und Boden bleibt 20 Jahre unveräußerlich. Doch ist dabei die Bedingung gestellt, daß jede Familie bei der Einwanderung ein Vermögen von 10 Medschidjis (circa 360 Thlr.) nachweisen muß.

Amerika. Die Botschaft des am 4. März in sein Amt eingetretenen Präsidenten Buchanan zeichnet sich durch große Mäßigung aus. Es wird darin gesagt, der Congreß dürfe die Sklaverei weder sanctioniren noch ausschließen, vielmehr müsse es dem freien Willen des Volks überlassen bleiben, seine Institutionen zu regeln. Der Präsident schlägt vor, den Ueberschuß im Staatsschatze zur Tilgung der Nationalschuld, zur Verstärkung der Marine und zur Anlegung von Küstenbefestigungen zu verwenden. Als Programm für die auswärtige Politik wird Nichteinmischung in die Angelegenheiten anderer Nationen aufgestellt, sowie der Grundsatz, daß die Erwerbung neuen Gebiets nur durch Ankauf, oder mit der freien Einwilligung des betreffenden Landes erfolgen dürfe. Wenn die Union auf diese Weise neue Besitzungen erwerbe, so könne keine Nation sich beklagen. Zum Minister des Auswärtigen ist Caß, zum Finanzminister Cobb, zum Kriegsminister Floyd, zum Marineminister Toucey, zum Minister des Innern Thompson ernannt worden.

Der Schulgang des Lebens.

(Erzählung aus dem Leben, von Friedrich Ludojatzky.)

(Fortsetzung und Schluß.)

„Jetzt, mein Kind, rolle mich einmal in das blaue Zimmer, will Dir da etwas zeigen, was Dir Freude machen wird," sagte der Forstmeister ganz fröhlich zu Minchen und setzte hinzu: „Das fremde Sie hat nun ein Ende, wenn ich Jemand lieb habe, nenne ich ihn Du und Dich, Mädchen, habe ich lieb."

Ein Augenblick hatte Alles umgestaltet, Minchen war von der Veränderung ihres Schicksals noch ganz betäubt, sie war ihr so schnell gekommen, daß sie sich wie von einem Traume umfangen glaubte. Im blauen Zimmer, wo die Portraits der Familie des Forstmeisters und deren Abzweigungen in Goldrahmen aufgehangen waren, angelangt, sagte der alte Herr zu Minchen: „Na, Kind, sieh einmal, ob Du unter diesen Gesichtern nicht eines findest, was Dir bekannt ist."

„Mir bekannt? das ist ja ... ach, mein Herrgott!"

„Na, was denn?"

„Dort, der junge Herr in der Jagduniform" ...

„Ist Robert, mein Enkel, den Du bei dem hochnäsigen Fräulein kennen gelernt hast. Hatte ich nicht recht? Und die Dame daneben, seine Frau."

„O, sie ist gewiß recht glücklich an seiner Seite!" rief Minchen.

„Glücklich? ... der arme Robert hat's schlimm getroffen. Seine Frau ist schon seit zwei Jahren geisteskrank. Einen Trost hat er indeß doch, einen herzlieben Jungen ... ja, ja, Vater und Kind sind gleich sehr zu beklagen. Na, wer kann's ändern!"

Für ein Gemüth, das daran gewöhnt ist, Alles still, ohne laute Aeußerung, in sich zu verarbeiten, war eine solche Erinnerung, wie die bei Minchen an Robert angeregte, ein Stoff vielen Nachdenkens. Wie schmerzlich auch der Anlaß gewesen, wo sie ihn kennen gelernt hatte, so begütigend und das große ihr damals verursachte Wehe sühnend trat der Gedanke an ihn vor ihre Seele. „Er hätte recht glücklich werden sollen, das hätte ich ihm gegönnt, sein Herz ist ja so gut und edel," sagte sie dann immer vor sich hin und erschrack zuweilen nicht wenig, wenn sie sich auf einem Gefühle ertappte, das fast über den Bereich des guten Wunsches für sein Glück sich zu erstrecken schien. Natürlich blieb das ein ganz tief verborgenes, sorgsam behütetes Geheimniß ihres Herzens, wie sie es früher vor Vater und Bruder ängstlich bewahrt hatte, denn sie hatte es nicht über die Lippen gebracht, daß der junge Forstmann ein Bild ihrer Phantasie und Träume geworden. Wäre es nicht mehr als lächerlich gewesen, von der Tochter eines armen Flickschneiders dergleichen äußern zu hören?

Ein Jahr war verflossen, seit Minchen unter der Bezeichnung einer Gesellschafterin der gnädigen Frau Hauptmannin von Preising im Schlosse lebte, als zu Anfang des Winters die Nachricht eintraf, die Gemahlin des Herrn Forstraths Robert Fischer — er war erst im Laufe des letzten Jahres herzoglicher Forstrath geworden — sei gestorben, und sobald seine Zeit es erlaube, werde er, der Wittwer, mit seinem dreijährigen Knaben zu Besuch beim Großpapa und der Tante kommen. Das geschah auch. Am nämlichen Abend, wo vor der Amtmannswohnung ein Fremder in einer Kalesche hielt, langte auch Robert im Schlosse an. Welche Ueberraschung für ihn, als der Herr, nachdem sich der Sturm der Wiedersehensfreude etwas gemindert und Robert erstaunt gefragt hatte, wie es denn komme, daß der Großpapa gar nicht mehr wie sonst seine Himmelmillionen Donnerwetter und Legionen Teufel loswettern lasse? nach Minchen rief und bei deren Eintritt sagte: „Da hast Du die Antwort; das ist mein Pastor jetzt, der mich scharf auf's Korn nimmt und keine Ungebühr leidet." — Minchens Gesicht glühte bei diesem Wiedersehen.

„Mein Gott, ich muß diese junge Dame schon irgendwo gesehen haben," sagte Robert und nach kurzem Sinnen trat ihm die Erinnerung an jene Stunde, wo er sie in so tiefem Leid getröstet, plötzlich vor seinen Geist. Jetzt erkenne ich sie!" rief er ... „Sie sind es! ... ach, ich freue mich, Sie wieder zu sehen, ich habe mich oft an Sie, mein gutes Fräulein, erinnert und wahrlich mit rechter Hochachtung."

„Ist das meine Mama, lieber Papa?" fragte der kleine Hubert, sein Söhnchen ... „o, die gefällt mir recht gut, will sie auch von Herzen lieb haben." Und mit dem vollen Ausdruck kindlicher Zärtlichkeit hing sich der Kleine an Minchens Arm. Er hatte seine Mutter nie kennen lernen, denn sie war in einem Irrenhause gestorben und da er nicht den Begriff „todt" kannte, glaubte er, die Fremde sei seine Mama. Der alte Herr fuhr in diesem Augenblicke mit seiner Stentorstimme glücklicherweise durch die große Verlegenheit, in welche die Frage des Knaben Minchen versetzt hatte; Robert mußte ihm erzählen, wie es mit Jagd- und Forstwirthschaft im Herzoglichen drüben stehe und das war ein langes Kapitel, welches die Frau Hauptmannin endlich durch den Ruf zur Abendtafel unterbrach. Der kleine Hubert war außer sich vor Vergnügen über die Kutsche, in der der Großpapa von Minchen in's Speisezimmer gerollt wurde, welches Geschäft Robert ihr abnehmen wollte, wogegen er aber vom Forstmeister bedeutet wurde, das solle er bleiben lassen, denn so wie sein Pastor verstehe das Fahren Keiner.

Die Abendtafel war kaum beendet, als Amtmanns Josephine Minchen auf einen Augenblick herausrufen ließ, um ihr zu sagen, ihr Bruder Franz, der Herr Domcantor aus M***, sei vor wenigen Minuten bei ihnen abgestiegen. Als Minchen um Erlaubniß bat, sich für ein Stündchen entfernen zu können, um ihren soeben bei Schleuders angelangten Bruder zu begrüßen, rief der Forstrath: „Ihr Bruder ... ah, den kenne ich, den kenne ich! Er hat mir damals recht sehr gefallen, ein Herz voller Liebe zum Orgelspiel, durch und durch begeistert für die Musik. Er soll zu uns kommen. Wir sind alte Bekannte. Nicht wahr, er muß herauf zu uns, lieber Großpapa?"

„Versteht sich, der Paul mag ihn herauf in's Schloß holen. Da wird ja auf einmal Leben in der Hütte!" rief der Forstmeister sehr wohlgelaunt.

Es dauerte keine Viertelstunde, so befand sich Franz bei ihnen. Er präsentirte sich als Domcantor. Der alte Besitzer dieser Stelle hatte das Zeitliche verlassen, und die Dombehörde ihn bereits in des Verstorbenen Amte bestätigt. Das

war eine Freude! Der Forstmeister sagte: „Hätte ich doch in meinem Leben nicht gedacht, daß ich jemals an einem Organisten Gefallen finden könnte und jetzt bin ich mitten d'rin wie der Haase im Krautfelde. Wären meine verwünschten Läufte nicht gelähmt, ich vergäße schier auf meine sieben Kreuze und glaubte, ich wäre noch so ein junger Schnepper, wie Ihr Beide seid." Damit meinte er den Forstrath und den Domcantor, die so heiter und fröhlich miteinander geworden waren, als hätte ihre Bekanntschaft von damals gar keine Unterbrechung erfahren. Beim Domcantor hatte der gute kräftige Wein, zu dem ihn der Forstrath genöthigt hatte, seine belebende Wirkung gethan und er redete aus Herzensgrunde, was er dachte und fühlte und gerade diese vom Weingeiste gleichsam verklärte Aufrichtigkeit war dem alten Herrn recht. So liebte er es. Die Rede kam auch auf Feodora. Der Forstrath erzählte, weshalb er die Bekanntschaft mit ihr so plötzlich abgebrochen und Franz verhehlte nicht, wie verächtlich sie ihn behandelt habe; aber er setzte auch hinzu: „Es ist sonderbar und ich begreife es selber nicht, in mir ist eine Stimme für sie geblieben, die zuweilen recht laut spricht, denn ich will's nicht leugnen, daß ich sie recht aus voller Seele geliebt habe. Wo mag sie sein?! Daß ich jetzt Domcantor bin, danke ich, wenn die Verwendung ihres Vaters für mich auch nicht aus reiner Quelle floß, doch demselben, und könnte ich seiner Tochter es vergelten, Gott weiß es, ich thäte es mit Freuden. Was sie gegen mich gefehlt, habe ich längst vergessen. Sie war reich und das ist wohl oft die Schuld an mancherlei schlimmen Eigenschaften des Herzens und Gemüths."

Am andern Mittag mußte Franz wieder nach M*** zurück. „Vergessen Sie nicht, daß es einen alten Forstmeister in der Welt giebt, der Sie lieb gewonnen hat, und finden Sie sich bald wieder hier bei uns ein," sagte der alte Herr herzlich beim Abschiede. Der Forstrath und Minchen, an die sich der kleine Hubert anhing, begleiteten ihn hinunter zu Schleuders, wo Franzens Kalesche stand. Eben kamen sie über den Hof, als die Frau Amtmannin mit einer fremden Person, die ein kleines Bündel unter dem Arme trug, aus der Hausthür trat. Die Fremde schien vor den drei Kommenden Angst zu haben, denn sie lief, was sie konnte, nach einer Seite des Hofes hin und würde ihnen, die durch dies sonderbare Benehmen nicht wenig frappirt waren, aus den Augen entschwunden sein, da fuhr aber der Hofhund mit rasselnder Kette aus seiner Hütte heraus auf die Flüchtige los und mit einem Aufschrei, den ihr der jähe Schreck erpreßte, fiel sie strauchelnd auf's Knie, ihr Bündel flog weit hin dicht an die Hundehütte. Die Frau Amtmannin, der Forstrath und Franz eilten rasch herbei, die Erstere, das lärmende Thier zu beruhigen, die beiden jungen Männer, um die wie es schien hart Gefallene aufzurichten. Wie ohnmächtig lehnte die Aufgehobene in Franzens Arm. Er und der Forstrath hatten kein Wort des Ausdrucks für die ihnen so ganz unerwartete Ueberraschung, die von der zuletzt herbeigekommenen Minchen in demselben Grade getheilt wurde. Erst als die Frau Amtmannin den Hund zur Ruhe gebracht hatte und herantretend fragte: „Die arme Person hat sich wohl wehe gethan?" entschlüpfte fast allen Dreien zugleich der Ruf: „Feodora!"

VI.

Seit dem Tage war die Familie des Amtmanns Schleuder um ein Mitglied vermehrt worden. Im Dorfe hieß es, Frau Brand sei eine weitläufige Anverwandte derselben; natürlich wußten nur Schleuders und der alte Herr Forstmeister nebst seiner gnädigen Frau Schwester und Minchen um den wahren Sachverhalt. Frau Brand oder Feodora hatte hier ein Asyl gefunden, nicht um ihrer selbst willen, denn sie war ja Schleuders eine gänzliche Fremde, sondern auf Bitte Franzens, des Forstraths und Minchens. Der Schulgang des Lebens, den Feodora bisher durchgemacht, hatte ihr die große Demüthigung aufgespart, bei Denen, welchen sie einst wehe gethan in der Verblendung dünkelhaften Uebermuths, jetzt Mitgefühl in ihrer tiefen Verkommenheit zu finden. Der harte Schulgang hatte ihr Erkenntniß gebracht und alles Wehe, was sie erlebt, wurde ausgelöscht durch Minchens inniges Anschließen an sie und durch deren Rede: „Sie brauchen recht viel Liebe, Feodora, und ich will Ihnen deren so viel geben, als nur in meinen Kräften steht." Und das wurde von Minchens Seite auch eine volle Wahrheit und sie genoß die Freude, die von ihrer Schuld so tief Gebeugte allmählich aufleben zu sehen, aber nicht im ehemaligen Dünkel, sondern in Hoffnung und Vertrauen auf ein ihr als Möglichkeit in Aussicht gestelltes Gutmachen Dessen, was sie einst gefehlt. Feodora's besseres Selbst trat täglich mehr in Geltung und als nach Verlauf von fast anderthalb Jahren Franz, der unter der Zeit öfter einen Ausflug hierher gemacht, eines Tages wieder einmal zu Amtmanns kam, trat sie ihm entgegen, ergriff seine Hand und küßte diese, was er nicht schnell genug hatte verhindern können.

„Mein Himmel! Feodora! was thun Sie?" rief er erstaunt.

„Was ich muß, wozu mein Herz mich drängt," sagte sie, indem ihre Augen feucht glänzten. Sie erklärte ihm, wie sie erst jetzt erfahren, daß er es sei, der für sie bisher gesorgt, damit es ihr an nichts Nöthigem gefehlt habe. „Ach, wüßte ich nur eine Möglichkeit, Ihnen, edler Mann, zu vergelten, daß Sie so schön an mir, der Unwürdigen, die Bitte des Herrn: »Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern« zur Wahrheit gemacht haben! Ich bin eine Andere geworden. Ihnen und Ihrer guten Schwester danke ich das. Sie gaben mir Liebe, wo ich Böses an Ihnen gethan. Was kann aber ich Ihnen dafür geben?"

„Liebe!" rief Franz und sagte ihr, daß er mit treuer Hand als Gatte sie fortan leiten und führen wolle.

„Großer Gott, auch das noch!" stammelte Feodora überrascht; aber Franz nahm sie in seine Arme und sprach: „Ich führe Sie in kein Haus des Reichthums, Feodora, nur ein ehrliches treues Herz biete ich Ihnen, ein Herz, das sich freut, Sie glücklich zu machen, glücklicher, als wie Sie je waren."

„Sagen Sie Ja, Feodora! rief die Stimme des Forstraths, der eben mit Minchen in's Zimmer trat und, diese fest an der Hand haltend, sagte: „Seht hier meine Braut, meines Kindes zweite Mutter. Der Großpapa hat sein Amen gesprochen, mein kleiner Hubert jubelt über die neue Mama und soll's Glück vollkommen sein, so verbindet uns alle Vier an einem und demselben Tage in der hiesigen Dorfkirche eine Doppeltrauung. Sagen Sie schnell Ja, Feodora!"

„Franz, mein edler Freund, mein ..." Thränen erstickten Feodora's Stimme, ihr Gesicht lehnte an Franzens Schulter, ihre Hand ruhte in der seinen.

„Und Du, mein liebes, holdes Bräutchen, schweigst im Jubel unserer Herzen?" rief der Forstrath Minchen zu.

„O nein," sagte diese ... „ich halte nur eine heilige stille Feier in mir. Der Mutter verklärter Geist mahnt mich an das uns von ihr hinterlassene Erbtheil. Der Franz kennt es."

„Ja, ja, ich kenne es, zur heiligen Wahrheit ist's uns geworden: »Hilfe, die er aufgeschoben, hat er d'rum nicht aufgehoben; hilft er nicht zu jeder Frist, hilft er doch, wenn's nöthig ist.«"

Jahre sind seid der Zeit verstrichen, wo die mit Guirlanden und Kränzen ausgeschmückte Dorfkirche die Doppeltrauung der beiden Paare sah. Der alte Forstmeister ist heimgegangen zu seinen Vätern, auch seine würdige Schwester, die Frau Hauptmannin von Preising, sie ruhen Beide nebeneinander, in stiller Gruft; Forstrath Robert Fischer hat dem herzoglichen Dienste entsagt und lebt mit seiner Gemahlin als Erbe des schönen Rittergutes der Tante daselbst im Schlosse. Die Himmelmillionendonnerwetter des alten Herrn und seine stets bei der Hand befindliche Legion Teufel sind verweht, dafür lärmt ein Vierblatt gesunder, herzensfrischer Kinder zur Freude des Forstraths und seines guten Minchens im Schlosse und zuweilen kommt aus M*** gerngesehener Besuch, Domcantors

und ihre zwei Kinder, die die Namen Robert und Wilhelmine tragen. Das ist dann eine Freude unter Groß und Klein, eine Freude aus vollem Herzen, denn die Liebe ist ja deren Urheberin. War auch der Schulgang ihres Lebens hart, Feodora genießt jetzt die Früchte der schweren Prüfung, und für Minchen wie für ihren Bruder, den Domcantor, besteht der seligen Mutter hinterlassenes Erbtheil, der oftererwähnte Gesangbuchvers, noch in voller Kraft, Beider Kinder wissen ihn auswendig, um ihn dereinst auch auf ihre Nachkommen zu vererben.

Die Zustände in Neapel.

I.

Vor Kurzem haben Zeitungsnachrichten die erfreuliche Kunde von der Reise des österreichischen Kaiserpaares nach der Lombardei, seiner Aufnahme daselbst und dem Amnestieerlasse gebracht.

Nicht leicht ist in der letzten Zeit irgend Etwas von größerer Bedeutung geschehen, als eben dies. Die Berichte, welche von begeistertem Empfange des Kaiserpaares erzählen, mögen wohl in poetischer Uebertreibung sich gefallen haben, es mag, wie das bei officiellen Feierlichkeiten ja immer, besonders bei doppelzüngigen Italienern, der Fall, viel erheuchelte Freude dabei mit untergelaufen sein. Aber das Ziel dieser Reise, das Denkmal, welches ihr der Kaiser für alle Zeiten in seinem Lande, und wenn nicht überall im Herzen, so doch in der Erinnerung seiner Bewohner errichtet hat: das ist die Amnestie, die Erklärung, daß Alles vergeben und vergessen sein soll, was in den Jahren 1848 und vorher wie nachher in der Lombardei gegen die verhaßten Tedeschi geschehen, die Rückberufung der Verbannten, die Aufhebung des Kriegszustandes und die Zusicherung der dem Lande nöthigen Verbesserungen.

Die Weisheit und Umsicht, welche diesen politischen Schritt gethan, wird auch den zweiten nicht verfehlen: freisinnig, wie sie die Vergangenheit vergeben, nun auch die Zukunft zu bedenken. Auf diesem Wege wird es dem verjüngten Phönix Oesterreichs gelingen, seine schönsten Ländereien vor der Phrasenhaftigkeit italienischer Einheitsgelüste zu bewahren und sich, damit aber auch Deutschland, zu erhalten. Durch dieses Mittel mehr und dauernder, als durch diplomatische Verhandlungen und Rancünen mit Sardinien, das Turin zur Hauptstadt Italiens und seinen Fürsten gern zu dessen Könige erheben möchte, wird und muß Oesterreich mindestens den lombardisch-venetianischen Staaten Das gewähren, was sie zu erwarten berechtigt sind: freie, selbständige Entwickelung. —

Während so das nördliche Italien beruhigt und versöhnt den friedlichen Fortschritten der Neuzeit sich anschließt, bietet der Süden dieses Landes ein trauriges, unbefriedigendes Gegenbild dar. Das schönste und fruchtbarste Land Europa's, in den allerfrühesten Zeiten von einwandernden Griechen bewohnt und angebaut, der Getreidespeicher des alten Rom: das sind heute noch die „beiden Sicilien," die gleichnamige Insel und das Königreich Neapel. Das Land ist noch dasselbe, aber die Gesittung und der Reichthum von damals ist geschwunden. Mehr und mehr haben im Laufe der Jahrhunderte die Bewohner dem Wesen ihres vulkanischen Heimathslandes auch geistig sich genähert, und wer die Geschichte Neapels und der Lombardei recht kurz bezeichnen wollte, der müßte sagen: sie sei ein stetiger Brand, der bald hoch auflodert, bald wieder innerlich fortglüht, geschürt und genährt von eben den Gewalten, die den Eruptionen ein Ziel zu setzen meinten.

Viele Völker von den verschiedensten Stämmen und Sitten haben im Laufe der Zeiten jene beiden von der Natur so glücklich bedachten Lande bewohnt. Den kriegerischen, zuletzt entnervten Römern folgten die kräftigen Gothen. Nach ihnen beherrschten griechische Kaiser Insel und Land. Jene fiel dann den Saracenen zu, dieses zerspaltete sich in Freistaaten und kleine Herzogthümer, bis das Heldengeschlecht des Mittelalters, die Normanen, beide und zwar zum „Königreich beider Sicilien" vereinten. Also selbst dieser auf dem Wiener Congreß wieder hergestellte Name ist schon dagewesen. Nach ihnen erlebten die Länder ihre zugeständlich glänzendste Periode unter der glorreichen Herrschaft der deutschen Hohenstaufen. Ihr letzter Sproß, Konradin, starb durch päpstlichen und italienischen Verrath auf dem Blutgerüst zu Neapel. Und die Blutschuld, die sie hierdurch auf sich geladen, ist noch heute nicht gewichen von jenen Landen. Siciliens erste selbständige That war die Befreiung vom Joche Karls von Anjou (sicilianische Vesper). Den Anjou's folgten die Arragonier, eine Zeit lang das Haus Oesterreich, und endlich die spanischen Bourbons auf dem Throne der beiden Sicilien, den letztere noch heute inne haben.

Neapel hat bereits in früheren Jahrhunderten seine Revolutionen gehabt, die bekannteste von ihnen ist die des Fischhändlers Thomas Aniello, genannt Masaniello (1647), welche in der „Stummen von Portici" nicht blos zur musikalischen Beliebtheit, sondern auch zur politischen Demonstration geworden ist, da diese Oper nachmals an manchen Orten am Vorabende von Volksaufständen aufgeführt ward. Aber jene Reihe von Revolutionen, von Straßenkämpfen und Einkerkerungen, welche in fast ununterbrochener Folge die neuesten Geschichtsblätter Neapels füllt, ward erst im Jahre 1799 eröffnet, als die französischen Jacobinertrommeln auch die Lazzaroni republikanisirten. Neapel ward in die parthenopeische Republik umgewandelt, an der Spitze der Bewegung standen: — Geistliche; für das Haus Bourbon und die Wiederherstellung des früheren Zustandes kämpften: — Räuber, unter ihnen auch eine Opernberühmtheit: Fra Diavolo (Michele Pezza). Dieser Gegensatz bezeichnet schon das damalige Regiment. Ferdinand IV. siegte, aber nicht blos mit Hilfe der Räuber, deren Einen, Mammone, er zu seinem Adjutanten erhob und seinen „General und Freund" nannte, sondern auch durch Wortbruch und Verrath. Die republikanische Partei zählte nicht blos die überall und Alles mitmachenden Lazzaroni, sondern auch die hochgebildetsten und talentvollsten Männer Neapels, selbst aus den angesehensten Adelsgeschlechtern zu den Ihrigen. Mit Heldenmuth hatten sie den eindringenden Königlichen gegenüber das Kastell von Neapel behauptet und es erst dann geräumt, als ihnen freier Abzug zugesagt war. Aber das Versprechen ward nicht gehalten. Ein furchtbares Blutvergießen bezeichnete die Wiedereinsetzung Ferdinand IV. in seine frühere Stellung. Verfolgungen und Hinrichtungen kamen auf die Tagesordnung, von der sie nun Jahrzehnte hindurch nicht schwinden sollten. Indeß Napoleon's mächtigem Arme konnte Ferdinand nicht Widerstand leisten, seine Gemahlin, die schöne, aber eben so wegen ihrer Grausamkeit gegen die Fortschrittspartei, als um ihrer Anhänglichkeit an den Minister Acton willen berüchtigte Königin Karoline, brach zwar den Frieden, und rüstete, unterstützt von Engländern, Montenegrinern und Russen gegen Frankreich. Aber damit erfüllte sich Napoleon's Wort, daß die Dynastie Neapel aufgehört habe zu regieren. Joseph Bonaparte ward 1806, nach ihm Joachim Murat 1808, König von Neapel. Unter ihm ward Neapel auf napoleonisch-französischen Fuß eingerichtet. Die italienische Einheitspartei suchte ihn für sich und an ihre Spitze zu gewinnen, er aber schloß sich mehr und mehr an Oesterreich an, je mehr Napoleon's Stern verblich. Als ihm Oesterreich seine Unterstützung gegen Ferdinand IV. und dessen Ansprüche zugesagt, erklärte er Napoleon verrätherisch den Krieg. Aber auch ihm wurde Gleiches mit Gleichem vergolten. Und als er nach der Rückkehr Napoleon's von Elba zum letzten Selbsterhaltungsmittel griff, und das Banner für die Selbständigkeit Italiens erhob, ward seinem abenteuerlichen Leben durch Pulver und Blei ein Ende bereitet. Ferdinand IV., als König beider Sicilien nunmehr der Erste genannt, zog wieder ein in Neapel und hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als auch in Sicilien, in welchem er während der napoleonischen Periode residirt und dessen Bewohnern er damals eine freisinnige Verfassung ertheilt hatte, den alten Zustand durch Auflösung des Parlaments und Nichtachtung der Ver-

fassung wiederherzustellen. Freilich war sie leichter in der Verbannung von Neapel zu genehmigen, als auf dessen Throne zu halten. Denn nach ihr sollte Sicilien von Neapel unabhängig sein und der König, wenn er Neapel wiedererlangt, entweder auf Sicilien Verzicht leisten oder seinen Sohn dahin senden. Ueber diese Verfassung sollten Geistliche und Gerichtsbeamte Belehrung ertheilen, in Schulen und Universitäten sollte sie jährlich zweimal vorgelesen werden. Und so viel versprach man sich 1812 von dieser Verfassung in einem Lande, das noch heute an der Elementarschulbildung empfindlichen Mangel leidet, daß man festsetzte: es solle nach 1830 Niemand mehr Wähler sein, der nicht lesen oder schreiben könne. Es wurde dafür gesorgt, daß auch die Lesens- und Schreibenskundigen nicht zur Uebung des Wahlrechts kamen.

Auch die in Neapel vorgefundenen Verbesserungen wußte Ferdinand mit jenem Sinne, der nichts gelernt und nichts vergessen hatte, zu beseitigen, oder verstand mindestens nicht sie zu erhalten. Er fand einen geordneten Staatshaushalt und zunehmenden Wohlstand vor; Unwirthlichkeit und Steuerndruck vernichtete Beides. Das gab in Neapel und Sicilien Stoff zur Unzufriedenheit; die über ganz Italien verbreitete, von Neapel ausgegangene Geheimgesellschaft der Carbonari gewann an Ausdehnung und die spanische Erhebung im Jahre 1820 gab auch hier das Zeichen zum Aufstande. Endlich gewährte und beschwor Ferdinand eine Verfassung, ähnlich der spanischen mit Cortes (Volksvertretung). Ein Parlament kam zu Stande, berieth über Domänenverkäufe, Einziehung von Klostergütern, Volksbewaffnung, Aufhebung der Majorate. Der König versicherte seine constitutionelle Gesinnung, berief ein freisinniges Ministerium und erklärte auf Oesterreichs Drohung: Neapel zu besetzen, daß er zu dessen Vertheidigung Alles, selbst sein Leben, auf das Spiel setzen wolle. Diesen Erklärungen folgten — des Königs Reise zum Congreß nach Laibach, Einrücken der Oesterreicher in Neapel, Auflösung des Parlaments, Aufhebung der Verfassung, Verhaftungen und Verbannungen. 1825 starb der König Ferdinand I., am 17. November 1830 sein milderer Nachfolger Franz I. Dessen Sohn, Ferdinand II., mit 21 Jahren auf den Thron berufen und vom Volke hoffnungsfreudig begrüßt — ist der jetzige König von Neapel, der „rè bomba" (bombardirende König), wie ihn italienische Blätter nennen. Seine Regierung begann mit Rückberufung politisch Verbannter und einigen Reformen in der Armenpflege, dem Heerwesen und dem Staatsschatze. Aber obwohl sein Regierungsantritt in die Zeit der Juliereignisse fiel, erklärte er doch bestimmt, daß er nie die Absicht gehabt, Etwas an der Regierungsform zu ändern, und daß sie so, wie sie bestehe, die einzige sei, die sich mit der Ruhe und Wohlfahrt der Völker vertrage. Mindestens diesem Grundsatze ist er, so lange er es vermochte, treu geblieben nach innen wie nach außen, wo er allen legitimistischen Kronprätendenten, Don Carlos in Spanien und dem Herzog von Bordeaux für Frankreich, seine Theilnahme bewies. Wie wenig aber für die Wohlfahrt des Volkes gesorgt war, das zeigte sich 1836 und 1837, als die Cholera, schrecklicher als anderwärts, in Neapel und Sicilien hauste. Unter ihren Verheerungen herrschte die zügelloseste Anarchie, besonders in Sicilien, das sich frei erklärte, Beamte und Fremde vertrieb, indeß durch Schweizer-Truppen wieder zur Ruhe gebracht ward. Zur Strafe dafür wurde das vier Jahre zuvor Sicilien ertheilte Recht gesonderter Verwaltung demselben wieder entzogen. Seitdem und bis in die neueste Zeit hinein hat es nie an Stoff zur Unzufriedenheit, nie an Anlässen zum Ausbruch derselben gefehlt, ja es wird sogar behauptet, daß einige, wie z. B. die im Jahre 1844 erfolgte Landung von Sendlingen des „jungen Italien" an den Küsten Calabriens, von der Regierung angestiftet worden seien, um jene Sendlinge und mit ihnen die eignen, gleichgesinnten Unterthanen besser fassen zu können.

Seit der jetzige Pabst, Pius IX., in den Vatikan einzog und die an die ersten Jahre seiner Regierung sich anknüpfenden nationalen Hoffnungen der Italiener immer lauter und vernehmlicher sich aussprachen, ward Ferdinand II. immer mehr als der Gegner dieses nationalen Aufschwungs, als das Haupt der italienischen Rückschrittspartei, angesehen. Im Laufe der Jahre ist jener Nimbus des politischen Reformators von dem päbstlichen Haupte gewichen, um die Stirn Victor Emanuels von Sardinien, der sogenannten spada d'Italia, Schwert Italiens, zu umstrahlen. Oesterreich, einst die Bundesgenossin Neapels, hat durch Thaten liberalere Grundsätze bewährt und so ist jetzt Ferdinand II. von Neapel unter den italienischen Großmächten der einzige reinweltliche Fürst, welcher am Lautesten und ungescheut nach den Eingebungen des car tel est notre plaisir, der Willkürherrschaft, regiert. Damit ist indeß nicht gesagt, daß er diesen Grundsatz zu allen Zeiten innegehalten, vielmehr nur so lange, als er die Macht in Händen hatte und sobald er sie wieder errang.

Unendliche Mißstände hatten sich in Neapel und Sicilien angehäuft, als im Jahre 1847 die Begeisterung für Pius IX., das viva Pio nono, ganz Italien elektrisirte. Da war zuförderst das so reiche und fruchtbare Land durch den Mangel aller landwirthschaftlichen Fürsorge unergiebig, und reichte nicht hin zur Nährung seiner Bewohner. Jene Gegenden, die einst das ganze große Italien und noch fernere Provinzen Roms mit Getreide versehen, mußten jetzt für eignen Bedarf im Auslande solches einkaufen, und seltsam traf es sich, daß man, natürlich mit großem Verlust, aus Egypten her dasselbe Getreide bezog, das man erst dahin verkauft hatte. Für die schlechte Ernte konnte nun freilich nicht die Regierung allein. Hauptsächlich Schuld daran war die Trägheit des Volkes, die sich bei allem Revolutionsdrange desselben noch bis zum heutigen Tag erhalten hat. Während es auf der einen Seite nach Verfassungsfreiheit strebte, hatte es auf der andern nicht so viel selbstständigen Sinn, um selbst Hand an's Werk zu legen durch Fleiß, industrielle Unternehmungen und Bauten, von selbst die landwirthschaftlichen Mißstände zu beseitigen, namentlich die Sumpfgegenden trocken zu legen und die Felder besser zu bebauen. Freilich ist das leichter gesagt in Ländern mit geordneten Staatseinrichtungen, als ausgeführt in solchen, wo es noch Räuber, und zwar gutgesinnte, politisch beliebte, solche giebt, die, weil man sie nicht fangen kann, man durch Pensionen unschädlich zu machen sucht. Erschwert muß alles Schaffen sein in einem Staate, in welchem die Beamten willkürlich schalten; wo die Polizei ihr Hauptaugenmerk auf das mißliebigste Gebiet der politischen Auskundschaftung richtet und den Dieben ungehinderten Spielraum läßt; wo man den Gefänißbeamten mindestens zutraut, daß sie Nachts die gefangenen Diebe freilassen, um frühmorgens die Beute mit ihnen zu theilen; wo die Bestechlichkeit der Paß- und Zollbeamten sprichwörtlich bekannt ist; wo mit einem paar Ducati die Koffer vor Spüraugen gerettet, ohne solche aber auch die unschädlichsten Dinge gesetzwidrig der peinlichsten Confiscation unterworfen sind; wo die Postillone beim Herannahen von Gendarmen ihre Aufmerksamkeit auf das Gepäck verdoppeln müssen, anstatt sie verringern zu können; in einem Staate, in welchem es Brauch und Sitte ist, daß die Proceßparteien dem Richter Privatbesuche, und wohl nicht immer mit leeren Taschen, machen; — mit einem Worte: wo die Verderbtheit der Beamten einen solchen Grad erreicht, als dies von den beiden Sicilien erzählt wird. Und diesem verderbten Beamtenstand zur Folie dient das müssige, hungernde und lungernde Volk der Lazzaroni, jener Lastträger, die täglich eben nur so viel arbeiten, als sie zum täglichen Lebensunterhalte brauchen, denen aber auch alle und jede Vorsicht und jede Voraussicht auf die kommenden Tage abgeht. Das sind die Menschen, allezeit der Spielball des ersten Besten, der sich ihrer bedient, heut Barrikadenbauer, morgen angestiftete Revolutionäre und übermorgen Plünderer im Gefolge der rettend einziehenden Schweizertruppen. Das waren und sind die Menschen über und durch welche in Neapel und Sicilien regiert wird. Die Gesetze sind — wie das ja auch von den minderguten gilt, wenn sie nur gleichmäßig gegen Alle, streng gegen die Böswilligen gehandhabt werden —

meist besser als die Ausführung. Der Schulunterricht ist schlecht beschaffen, in den Provinzen sind die Geistlichen die einzigen Träger der Elementarbildung. Ihrer giebt es in allerlei Gestalten, Weltgeistliche und Klostergeistliche, auch an Jesuiten fehlt es nicht. Aber von Frömmigkeit ist wenig, dagegen umsomehr von Aberglauben zu verspüren und die wunderthätigen Reliquien spielen eine große Rolle in Neapel, wie denn der König selbst bei seiner später zu erwähnenden Flucht aus der Residenz sich zur größeren Sicherheit in den Mantel des heiligen Januarius, Schutzpatrons von Neapel, gehüllt hatte. Bei ziemlich freien Sitten im Leben und Hause, herrscht doch öffentlich jene verhüllende, zwischen Sinnlichkeit und Schamgefühl von Erregung der ersteren zur Verletzung des letzteren schwankende Censur, die ihren klarsten Ausdruck in der lange vor dem Berliner Opernhause dem S. Carlotheater zu Neapel auferlegten Verpflichtung findet: die Ballettänzerinnen mehr verhüllt auftreten zu lassen.

Zu diesen allgemeinen Mißständen kamen nun noch die besonderen, welche die ununterbrochenen politischen Verfolgungen und Einkerkerungen fast allen Familien fortwährend fühlbar machten. Es herrschte außerdem Mißstimmung in Sicilien, weil ihm die Selbstverwaltung genommen, weil neapolitanische Beamte und Soldaten statt einheimischer dort schalteten, wie sich denn überhaupt Sicilien durch Neapel zurückgesetzt hielt.

So war in den Zuständen des Staates selbst Zündstoff gehäuft, um nicht blos in der früher gewohnten Weise nutzlos verpufft zu werden, sondern bei dem Eintritt der allgemeinen, von Pius IX. hervorgerufenen italienischen Bewegung, und noch mehr bei der im Folgejahre auf das ganze westliche Europa ausgebreiteten Entzündbarkeit, in hellen Flammen auszubrechen.

Wie dies geschehen und wozu es geführt, soll in einem folgenden Artikel besprochen werden.

Dresden, den 26. März.

— Ihre Königl. Hoheit, die Prinzessin Sidonie ist am 23. März am Scharlachfieber erkrankt. Die Krankheit trat unter heftigen Symptomen auf, nimmt aber, wie das Dr. Journ. mittheilt, einen anhaltend befriedigenden Verlauf.

— Allgemeine und aufrichtige Theilnahme erregt der gestern nach nur kurzem Krankenlager erfolgte Tod des Advocat Pleißner, dessen Name auch vielen unserer auswärtigen Leser nicht unbekannt sein wird. Der Verblichene, welcher im schönsten Mannesalter durch ein Nervenfieber dahingerafft wurde, hatte durch sein gediegenes Wissen und seine eifrige Berufsthätigkeit sich unter den jüngeren Sachwaltern der Hauptstadt eine hervorragende Stellung zu erwerben gewußt, wie dies seine nach allen Richtungen hin ausgebreitete Praxis bekundete. Namentlich erhielt er seit der Einführung des neuen Gerichtsverfahrens vielfach Gelegenheit, seine durch Scharfsinn und Beredtsamkeit unterstützte Tüchtigkeit als Vertheidiger zu bewähren, und die edle Hingebung, mit welcher er diesem Berufe obgelegen, verdient ebenso die vollste Anerkennung, wie die gerade und männliche Gesinnung, die den Verstorbenen auszeichnete und ihn Allen, die ihm näher standen, lieb und werth machte.

— Wie aus Freiberg berichtet wird, ist der dasige Reservausschuß auf seine an das Ministerium des Innern gerichtete Bitte in Betreff des Baues einer Bahn von Chemnitz über Freiberg und Tharand zum Anschluß an die Albertsbahn, abfällig beschieden worden.

†Loschwitz, 23. März. Der für den hiesigen Ort und dessen Umgegend von Ihrer Majestät der verw. Königin Marie i. J. 1852 gegründete Sparverein, welcher den Unbemittelten Gelegenheit bietet, wöchentlich einen kleinen Beitrag zurückzulegen, um im Winter, wo der Verdienst stockt, einen Nothgroschen zu haben, ist in den fünf Jahren seines Bestehens in recht erfreulicher Weise benutzt worden. In dem vergangenen Rechnungsjahre hatten 32 Sparer, darunter Hausväter und Frauen, Kinder, Lehrlinge und Dienstboten, die Summe von 299 Thlrn. 21 Ngr. eingelegt, welche ihnen am Schlusse des Jahres nach freier Wahl ausgezahlt wurden; es ist auf diese Weise bei Manchen der Anfang zur Begründung eines kleinen Kapitals gemacht worden, welches zur weiteren Verzinsung der Sparkasse zu Dresden übergeben wurde. Es bleibt nur noch zu wünschen, daß auch manche kleine Grundbesitzer, welche oft am Schlusse des Jahres Zinsen und Termingelder zu zahlen haben, dem Vereine nicht fern bleiben mögen. Es würde dies von sehr heilsamen Folgen sein; denn jetzt muß mancher von ihnen nicht selten die nöthigen Zinsen und Termingelder erborgen und er geht so, wenn auch langsam, seinem Ruin entgegen, während der Verein ihm ein willkommenes Mittel bietet, das Nöthige zur rechten Zeit zurückzulegen.

*Lommatzscher Pflege, 24. März. So unbeständig auch der diesjährige Winter gewesen ist, so hat er doch unseren Saaten durchaus keinen Schaden gethan. Das Wintergetreide war im verwichenen Herbste trefflich untergebracht und bestockte sich kräftig, ehe der Winter einfiel. Der jüngste Schneefall, welcher unter Regengüssen bald wieder aufgelöst wurde, hat die Saaten angefrischt. Korn und Weizen stehen noch kräftig und dichtbestanden, und die Oelgewächse sind hier durchgängig frisch; kahle Stellen sieht man nirgends, auch nicht auf nassem Ackerlande. Da die Gefahr eines Nachwinters nunmehr wohl vorüber sein dürfte, so können wir jetzt bei ziemlich vorgerückter Jahreszeit mit Wahrscheinlichkeit auf ein abermaliges Gerathen der Feldfrüchte und auf ein Heruntergehen der Brodfruchtpreise auf ihren Normalstand hoffen. Die hiesigen Oekonomen halten bei solcher Aussicht ihre Vorräthe nicht weiter.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Rß.	Weizen nGr.	Roggen Rß.	Roggen nGr.	Gerste Rß.	Gerste nGr.	Hafer Rß.	Hafer nGr.	Erbsen Rß.	Erbsen nGr.
Dresden	März 23.	von	5	12	3	10	3	5	1	12	—	—
		bis	5	15	3	15	3	10	1	26	—	—
Bautzen	März. 21.	von	5	—	3	5	2	27	1	10	—	—
		bis	5	20	3	15	3	2	1	17	4	—
Meißen	März 21.	von	5	10	3	10	3	5	1	8	3	12
		bis	—	—	3	15	3	8	1	17	3	20
Pirna	März 21.	von	5	—	3	5	2	25	1	17	3	17
		bis	5	15	3	15	3	2	1	25	3	24
Radeburg	März 24.	von	5	15	3	8	3	—	1	18	3	20
		bis	6	—	3	10	3	3	2	2	4	—
Roßwein	März 24.	von	5	10	3	10	3	2	1	12	4	—
		bis	5	25	3	25	—	—	1	17	—	[illegible]
Chemnitz	März. 21.	von	5	20	3	20	3	—	1	16	3	[illegible]
		bis	6	—	3	28	3	5	1	20	3	[illegible]

Butterpreise in Dresden vom 21. bis mit 23. März 1857.

die Kanne 17 Ngr. — Pf. bis 17 Ngr. 5 Pf.
— in Pirna (21. März) 16 „ — „ „ 17 „ — „
— in Roßwein (24. März) 15 „ 2 „ „ 17 „ 2 „
— in Chemnitz (21. März) 19 „ 5 „ „ 20 „ — „

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.

(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 13 und eine Beilage.)

Freitag, Nr. 14. 3. April 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Nachdem etwa vor Jahresfrist die Dienstpflichtigkeit im Bereiche des deutschen Bundes von fünf auf sechs Jahre bestimmt worden, ist neuerdings durch Bundesbeschluß festgesetzt, daß bei geworbenen Truppen für die Mannschaft, weil sie stets präsent gehalten und nicht während eines Drittels der Dienstzeit beurlaubt wird, eine vierjährige Dienstpflichtigkeit genüge. — Die Anzeichen mehren sich, daß der Conflict mit Dänemark in nächster Zeit nicht vor die deutsche Bundesversammlung gebracht werden wird. Preußen hat schon jetzt diesen Weg einschlagen wollen, allein die Ansicht Oesterreichs, daß vorher noch weitere Versuche gemacht werden sollen, um eine Verständigung mit dem Kopenhagener Kabinet herbeizuführen, scheint schließlich doch die Oberhand gewonnen zu haben.

Die hannöver'sche Ständeversammlung ist, nachdem sie das Budget berathen, am 30. März vertagt worden. Die zweite Kammer hat, dem Antrage der Regierung gemäß, die Aufhebung der i. J. 1848 in's Leben getretenen Bürgerwehren beschlossen. Die Bemühungen der Opposition, den Fortbestand dieses Instituts zu sichern, blieben ohne Erfolg.

Preußen. Die Einführung einer Gebäudesteuer ist von dem Abgeordnetenhause mit großer Majorität (241 gegen 75 Stimmen) verworfen, die Erhöhung der Salzpreise dagegen mit einer nur geringen Mehrheit (164 gegen 150 St.) angenommen worden. Diese Abstimmungen beziehen sich auf die beiden ersten Paragraphen der betreffenden Vorlagen, in denen das Princip der Steuer festgestellt war. Der Entwurf des Gebäudesteuergesetzes wurde hierauf gar nicht weiter berathen, die Vorlage über das Salzsteuergesetz aber schließlich mit 164 gegen 144 Stimmen angenommen. Hiernach wird, wenn das Herrenhaus, wie zu erwarten, ein gleiches zustimmendes Votum abgiebt, der Salzpreis von 12 Thlr. auf 15 Thlr. pro Tonne (405 Pfund) erhöht werden. — In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 30. März gelangte der wegen Ablösung des Sundzolls mit Dänemark abgeschlossene Vertrag zur Berathung. Die von den betheiligten Regierungen an Dänemark zu gewährende Entschädigung ist nach dem Durchschnittsertrage der neun Friedensjahre 1842—1847 und 1851—1853 berechnet und nach mehrfachen Reductionen schließlich auf 30,476,325 dänische Reichsthaler (zu 22½ Ngr.) festgestellt worden, wozu Preußen die Summe von 4,440,027 dän. Thlrn. in vierzig halbjährigen Raten beizutragen hat. Die Commission, welche über den Vertrag Bericht zu erstatten hatte, vermochte zwar nicht zuzugeben, daß Dänemark nach den allgemeinen Grundsätzen des Völkerrechts oder auf Grund staatsrechtlicher Verträge zur Erhebung des Sundzolls eine legale Berechtigung habe; sie mußte aber anerkennen, daß nach den Jahrhunderte erfolglos gepflogenen Verhandlungen und bei der dermaligen politischen Weltlage eine gänzliche unentgeltliche Beseitigung jenes lästigen Zolles zwar nicht unmöglich, aber in hohem Grade unwahrscheinlich sei, und sprach sich demnach für die Annahme des Vertrags aus. Das Haus trat diesem Berichte einstimmig bei. Bei der Discussion nahm aber der Abg. Harkort Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß noch eine andere Schmach auf dem Vaterlande laste, die nicht mit Geld abzulösen wäre; dies sei die Mißhandlung der deutschen Herzogthümer durch die Dänen. Im J. 1848 habe Preußen allerdings mit den Waffen in der Hand den Dänenwall siegreich überstiegen; aber bald darauf sei es einen Schritt zurückgetreten und habe Oesterreich die Brücke geschlagen, dessen Fahnen zum ersten Male seit Wallenstein in Norddeutschland erschienen seien. Damals sei die deutsche Einigkeit im traurigsten Bilde vor die Augen getreten, und heute ertönten abermals Hilferufe aus den Herzogthümern. Der Bundestag habe die Sache in der Hand; daß er aber damit eilen werde, stehe zu bezweifeln, und es sei daher Pflicht, bei vorliegender Gelegenheit gegen die dänischen Uebergriffe zu protestiren. Der Ministerpräsident v. Manteuffel äußerte hierauf, daß er zwar auf die vorliegende Angelegenheit in diesem Augenblicke nicht näher eingehen könne, weil die bezüglichen Verhandlungen noch schweben, fügte aber hinzu: „Ich kann versichern, daß der angeregte Gegenstand die ernsteste Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch nimmt; daß Alles, was von Preußen aus in dieser Beziehung geschehen, mit Ernst und Nachdruck geschehen ist, und daß wir ferner in dieser Sache allen Grund haben, mit dem gesammten Deutschland einig und fest vorgehen zu können."

Bekanntlich hat die Regierung dem Landtage einen Gesetzentwurf vorgelegt, wonach aus Billigkeitsgründen für die in Gemäßheit der Gesetze vom 19. Mai 1851 und vom 7. Mai 1855 präkludirten preußischen Kassenanweisungen ein nachträglicher Ersatz aus der Staatskasse geleistet werden soll. Die Finanzcommission sprach sich gegen die Annahme des Entwurfs aus; das Herrenhaus hat aber einen anderen Beschluß gefaßt und die Vorlage angenommen. Wer demnach noch im Besitz solcher ungiltig gewordenen Kassenanweisungen ist, hat Aussicht auf Ersatz.

In Schneidemühl (Regierungsbezirk Bromberg) wurde bekanntlich nach dem Auftreten Johann Ronge's durch den katholischen Priester Joh. Czerski, im Oct. 1844, die erste christkatholische Gemeinde gegründet und im darauf folgenden Jahre kam durch freiwillige Beiträge die Erbauung einer Kirche zu Stande, an welcher Czerski, der sich Ronge's weitergreifenden Bestrebungen nicht anschloß, sondern an dem apostolischen Symbolum festhielt, als Seelsorger wirkte. Jetzt meldet die Breslauer Zeitung, daß auch diese älteste christkatholische Gemeinde dem Zerfalle entgegengeht und daß die von ihr bisher benutzte Kirche meistbietend verkauft werden soll.

Oesterreich. Die Wiener Zeitung veröffentlicht nunmehr die Note, in welcher der österreichische Gesandte am Turiner Hofe angewiesen wird, die diplomatische Verbindung mit der sardinischen Regierung abzubrechen und seinen Posten zu verlassen. In diesem Actenstücke wird abermals auf die Ausschreitungen der piemontesischen Presse, welche „bis zur offenen Aufforderung zum Aufruhr im Nachbarlande, ja bis zur Apologie des Königsmords, gesteigert werden," hingewiesen und zugleich angedeutet, daß dieses Gebahren der Presse in der Haltung der sardinischen Regierung eine sowohl stillschweigende als offene Aufmunterung finde. Ferner wird dem Ministerpräsidenten Grafen Cavour der Vorwurf gemacht, daß

er den hohlen Träumen eines einheitlichen Italiens geltende Demonstrationen dulde und begünstige, welche geeignet seien, die zwischen den rechtmäßigen Souveränen der italienischen Halbinsel und deren Unterthanen bestehenden Bande zu lockern, oder wohl gar den Aufruhr zu ermuthigen. So lange ein solcher Zustand dauere, heißt es schließlich, sei es der Würde des Kaisers nicht angemessen, seinen diplomatischen Vertreter noch länger in Turin als täglichen Augenzeugen von Demonstrationen zu lassen, welche mehr oder minder den Zweck hätten, die den Verträgen schuldige Treue zu erschüttern und neue Verwickelungen herbeizuführen. Dabei wünsche aber das kaiserliche Kabinet lebhaft den Augenblick herbei, wo ein angemessener Zustand der Dinge dem Gesandten Oesterreichs gestatten werde, seinen Platz in Turin wieder einzunehmen; auch stehe dem ferneren Verbleiben des sardinischen Gesandten in Wien kein Hinderniß entgegen und derselbe könne darauf rechnen, mit allen seinem öffentlichen Charakter schuldigen Rücksichten behandelt zu werden 2c. Was den letzteren Punct anlangt, so hat es die sardinische Regierung nicht für angemessen erachtet, unter den vorhandenen Umständen ihren Gesandten länger in Wien zu belassen; derselbe hat vielmehr am 30. März ebenfalls den Abbruch der diplomatischen Beziehungen angezeigt, um demnächst die österreichische Hauptstadt zu verlassen.

Der Kaiser gedenkt in den ersten Tagen des künftigen Monats mit seiner Gemahlin die Reise nach Ungarn anzutreten und wird der Aufenthalt des kaiserlichen Paares in den verschiedenen ungarischen Städten bis zum 24. Juni andauern.

Frankreich. Die dritte in Paris abgehaltene Conferenzsitzung ist damit ausgefüllt worden, daß der preußische Gesandte die Vorschläge seiner Regierung vorlegte; in der vierten Sitzung wurden diese Propositionen dem Vertreter der Schweiz mitgetheilt, welcher jedoch erklärte, daß er auf der gebotenen Basis ohne anderweite Instructionen seiner Regierung nicht unterhandeln könne. Somit ist diese Angelegenheit abermals in's Stocken gekommen und es werden vorerst Depeschen des schweizerischen Bundesraths erwartet, ehe eine Fortsetzung der Conferenzen erfolgen kann. Im Uebrigen erhält sich die Meinung, daß die Bedingungen Preußens von der Art sind, daß an einem baldigen, für beide Theile befriedigenden Abschlusse der Neuenburger Angelegenheit kaum gezweifelt werden darf.

Wir haben schon früher (Nr. 10) erwähnt, daß einige Priester sich veranlaßt gesehen haben, über das despotische Verfahren des Bischofs von Moulins bei der Regierung Beschwerde zu führen und daß dieser Prälat zugleich allen Pfarrern mit dem Kirchenbanne gedroht hat, sobald sie sich beikommen lassen sollten, in gleicher Weise die Hilfe der Civilbehörden gegen ihn in Anspruch zu nehmen. Da nun der Regierung viel daran liegt, mit Rom im guten Vernehmen zu bleiben, um die schon lange angestrebte Zustimmung des Papstes zur Vornahme der Kaiserkrönung zu erlangen, so glaubte man, die Sache würde beigelegt werden und der Bischof von Moulins trotz seiner offenbaren Uebergriffe schließlich Recht behalten. Dem ist aber nicht so; die Regierung ist vielmehr gesonnen, jenen ultramontanen Bestrebungen entschieden entgegenzutreten. Ein Artikel im „Moniteur" sagt, daß der Kaiser sich selbst von den ernsten Zerwürfnissen, die zwischen dem Bischofe und seinen Diöcesanen bestehen, überzeugt habe und daß die Regierung, Angesichts ernster Klagen und tadelnswerther Handlungen, welche die Interessen der Religion und der öffentlichen Ordnung gefährden, die Pflicht der Ueberwachung und des Schutzes erfüllen werde; sie habe daher gegen jenes Gebahren protestirt und zugleich den päpstlichen Stuhl von der Sachlage in Kenntniß gesetzt. Dieser Artikel hat im Publikum einen sehr guten Eindruck gemacht, da derselbe Bürgschaft giebt, daß der Kaiser die Rechte der gallikanischen Kirche, ultramontanen Einflüssen gegenüber, aufrechtzuerhalten gedenkt.

In den letzten Tagen haben in Paris zahlreiche politische Verhaftungen stattgefunden; die davon Betroffenen sind angeblich Mitglieder einer geheimen Gesellschaft, die sich den Namen „Freirichter" beigelegt hat. Unter den 40—50 Verhafteten befinden sich mehre Studenten und Professoren. Auch in Lyon ist man einer geheimen Verbindnng auf die Spur gekommen, deren Zweck dahin gerichtet gewesen sein soll, bei den bevorstehenden Wahlen im republikanischen Sinne zu wirken.

Paris ist in neuerer Zeit zum Sammelplatz hoher Gäste geworden und im Laufe dieses Monats wird auch der russische Großfürst Konstantin dort erwartet. Der Großfürst, welcher aus Italien kommt, wird in Toulon landen, woselbst ihm zu Ehren eine mächtige Flotte versammelt sein wird; von dort gedenkt sich derselbe über Marseille nach Paris begeben, wo seine Anwesenheit Anlaß zu glänzenden Festen geben wird. Später beabsichtigt der Großfürst die Häfen von Cherbourg, Brest und Bordeaux zu besuchen. In letzterem Hafen werden gegenwärtig bedeutende Schiffsbauten für Rechnung der russischen Regierung ausgeführt.

Großbritannien. Die bis jetzt bekannten Wahlresultate lauten entschieden günstig für die Regierung und wenn auch in den Burgflecken noch so mancher Oppositionscandidat gewählt wird, so ist doch dem Kabinet schon jetzt eine ausreichende Majorität gesichert. Merkwürdig ist, daß selbst Cobden, der Vertreter von Manchester, welcher durch seinen mißbilligenden Antrag über den chinesischen Krieg das Ministerium stürzte, diesmal bei der Wahl unterlag. Im Allgemeinen stimmt man im Lande der auswärtigen Politik Lord Palmerstons bei und selbst viele seiner Gegner müssen bekennen, daß jetzt in dem Conflicte mit China eine nachgiebige Umkehr mit den Interessen Englands unverträglich sein würde.

Die Admiralität hat allen Londoner Blättern die Mittheilung gemacht, daß sie höchst wichtige Nachrichten aus dem Orient erhalten hat. Ein von Malta kommender Dampfer, welcher in Cagliari (Sardinien) anlangte, soll nämlich die Nachricht dorthin gebracht haben, daß der Friede mit China gewiß sei, indem der chinesische Kaiser das Benehmen des Vicekönigs von Kanton mißbillige und ihm Befehl gegeben habe, die Engländer zu versöhnen. Aus derselben Quelle wird mitgetheilt, daß es am 8. Febr. etwa 40 englische Meilen von Buschir zwischen der indobritischen und der persischen Reiterei zu einer Schlacht kam, in welcher die Perser auf's Haupt geschlagen wurden und 800 Todte auf dem Platze ließen; der Verlust der Engländer wird auf 10 Getödtete und 62 Verwundete angegeben. Die Bestätigung dieser Angaben, welche sich bis jetzt auf unverbürgte Schiffernachrichten gründen, die der Regierung durch den Telegraphen aus Turin zugingen, wird noch abzuwarten sein, denn selbst einige englische Blätter geben zu verstehen, daß die ganze, auf Hörensagen beruhende Kunde fast wie ein im Interesse der Regierung ersonnener Wahlpuff aussehe. Die Times deutet übrigens an, daß in der chinesischen Angelegenheit durch obige Nachricht nicht viel geändert werden dürfte, da jetzt die Engländer ihr endliches Ziel, den freien und sicheren Eingang in's Innere des himmlischen Reichs zu gewinnen, nicht mehr aufzugeben vermöchten, sondern auf dem betretenen Wege fortschreiten müßten.

Montenegro. Die gewaltsame Wegschleppung eines österreichischen Unterthanen durch die Montenegriner (s. Nr. 13) wird jetzt in einem anderen Lichte darzustellen gesucht, als dies in den ersten Berichten geschehen. Der Priester Radonic, dessen Familie, wie schon mitgetheilt wurde, einst über Montenegro herrschte, soll nämlich kurz nach der Abreise des Fürsten Danilo nach Paris, auf Anstiften des russischen Generalconsuls, eine Verschwörung angezettelt haben, um den Fürsten zu stürzen und sich selbst als Hospodar von Montenegro zu proclamiren. Inwieweit diese Nachrichten begründet sind, läßt sich indessen jetzt noch nicht verbürgen. Der Generalgouverneur von Dalmatien, Feldmarschall-Lieutenant v. Mamula, ist von der österreichischen Regierung angewiesen worden, die vollständigste Genugthuung für die verübte Gebietsverletzung zu verlangen, welche in der sofortigen Freigebung und Entschädigung des Radonic und der exemplarischen Bestrafung der Schuldigen bestehen soll. Falls sich die Montenegriner

weigern, diesem Verlangen zu entsprechen, soll aller Verkehr mit ihnen abgebrochen und das montenegrinische Gebiet cernirt werden. Diese Drohungen haben den Senatspräsidenten Petrowich bewogen, selbst nach Wien zu eilen, um eine Ausgleichung des Conflicts herbeizuführen.

Türkei. Die Pforte trifft Anstalten, um sich ihre Rechte auf die Donaufürstenthümer zu sichern; ein Corps von 16,000 Mann soll an der Grenze jener Länder aufgestellt werden, um nöthigenfalls einzurücken. — Es finden gegenwärtig Berathungen statt, um den Bau einer Eisenbahn von Konstantinopel nach der Donau vorzubereiten; doch wird es schwer werden, die nöthigen Kapitalien hierzu aufzubringen. — Der jüngste Erlaß der türkischen Regierung, die Einwanderung in das osmanische Reich betreffend, hat bereits einigen Blättern Anlaß gegeben, deutschen Auswanderern die Niederlassung in der Türkei zu empfehlen. Aber die Sache scheint keineswegs darnach angethan, eine solche Empfehlung zu rechtfertigen. Der Einwanderer wird durch seine Niederlassung türkischer Unterthan (Rajah) und hat sich sonach den bestehenden Landesgesetzen zu fügen. Das ist in einem civilisirten Staate ganz unbedenklich und in der Ordnung; aber in der Türkei steht es damit anders, dort sind nicht Alle vor dem Gesetze gleich und der Muselmann nimmt vor dem Rajah eine bevorzugte Stellung ein, und diese Ungleichheit wird für Letzteren sehr drückend. Der Hat-Humajum hat zwar den Unterschied zwischen Muselmann und Rajah aufgehoben; allein diese Bestimmung des großherrlichen Erlasses existirt nur auf dem Papier, in der Wirklichkeit lebt der alte Unfug noch fort, welcher den Christen unter den Osmanen stellt.

Amerika. Ein furchtbarer Unfall begab sich am 12. März auf der canadischen Great Western-Eisenbahn. Zwischen Toronto und Hamilton, hart vor der Brücke über den Des Jardines-Kanal, gerieth der Zug aus dem Geleise, zerstörte das Holzwerk der Brücke und stürzte, Sack und Pack, 40 Fuß tief hinab und in's Wasser. Von 97 Passagieren wurden 70 auf der Stelle zermalmt und ertränkt; 60 Leichen hatte man am 15. März Abends heraufgeholt. Das Parlament vertagte sich, als es die Hiobspost erhielt. Auf der Pensylvanischen Bahn, bei der Station Altona, wurden durch einen Zusammenstoß 6 Personen getödtet und 10 oder 12 verstümmelt; die Verunglückten waren insgesammt Auswanderer.

Ein Sprung in den Rhein.

Novelle von Carl v. Kessel.

I.

Der Fähnrich von Kranichfeld hatte eben seinem treuen Diener Luparius gegenüber mit großer Selbstgefälligkeit die Vorzüge seiner äußeren Erscheinung gerühmt, die Eleganz seiner militärischen Gestalt und die Fülle seines prächtigen Schnurbarts gepriesen, und endlich halb vorwurfsvoll diese Selbstbeschauung mit der Frage geschlossen: „wie es wohl kommen möge, daß er trotz aller dieser körperlichen Vorzüge noch nicht zum Lieutenant avancirt sei, da er doch bereits über dreißig Jahre zähle?"

Luparius legte bedächtig den Finger an die Nase und sagte nach einigem Nachdenken: „Ich glaube das kömmt von den Examinis."

„Examina, willst Du sagen. Du siehst, ich verstehe Latein."

„Wie der Herr Fähnrich befehlen. Also wegen der Examinis."

„Examina, Luparius. Du meinst also wirklich, hieran läge die Schuld?"

„Ich will dies gerade nicht behaupten, aber der Compagniefeldscheer meint ebenfalls."

„Was meint er?"

„Daß die Examinis schuld waren."

„An was, Luparius?"

„Daß er nicht schon längst Bataillonsarzt sei."

„Genug, Luparius. Jeder hat hierüber seine eigenen Ansichten. Vielleicht giebt es bald Krieg; bis dahin wollen wir es abwarten. — Doch jetzt fällt mir eben ein, daß Du Dir die Rechnung geben lassen?"

Luparius griff in seine Uniformtasche und zog einen schmalen Zettel hervor, um dessen Länge ihn Leporello beneidet haben würde.

„Teufel, die ist diesmal lang geworden, Luparius."

„Das sagt die Wirthin auch."

„Es ist gut, Luparius, Du kannst die Rechnung wieder zurückgeben."

„Wie der Herr Fähnrich befehlen. Aber —"

„Nun, was für ein Aber?"

„Frau Fitzelwitz will nicht länger borgen."

„Das ist schlimm, Luparius. Was weiter?"

„Sie sagte, wenn wir nicht bezahlen könnten, dann wäre es ihr ganz recht, wenn wir uns eine andere Wohnung suchten."

„Das ist noch schlimmer."

„Soll ich die Rechnung zurückgeben?"

„Nein, laß sie hier. Ich will mir die Sache überlegen; wir dürfen uns auf keinen Fall mit Frau Fitzelwitz verzürnen."

„Sonst noch was?"

„Gieb mir meine Uniform, Luparius."

Dieser reichte das verlangte Kleidungsstück, und der Fähnrich begann seine Toilette zu machen, indem er im Spiegel wohlgefällig sein Bild betrachtete. Als er mit seinem Anzuge fertig war, wendete er sich zu seinem Famulus und sagte:

„Jetzt meinen Mantel, Luparius."

Luparius hing den Mantel dienstgehorsam um die Schultern seines Herrn.

„Und nun jenen Strauß frischer Veilchen."

Der Diener reichte ein zierliches Bouquet, welches, um es in seiner Frische zu erhalten, bisher in einem mit Wasser gefüllten Glase aufbewahrt worden war.

„Du weißt, wo ich hingehe," sagte der Fähnrich, indem er leise den Duft der Blumen einsog.

„Ja wohl, zu Mamsell Nanette."

„Sollte also etwas vorfallen —"

„So komme ich dorthin."

„Recht so, Luparius — Du bist nicht mit Gold zu bezahlen. Jetzt nimm das Licht und leuchte."

Herr und Diener verließen das kleine, nur sehr einfach möblirte Zimmer, und nachdem Ersterer nicht ohne Mühe an den untersten Stufen einer schmalen, ziemlich steil hinablaufenden Treppe angekommen war, zog er seinen Mantel fester um seine Schultern — denn es war eine finstere stürmische Nacht — und verschwand bald in dem Labyrinth der vor ihm liegenden Straßen, indem er seine Schritte dem Rhein zuwendete, dessen dunkle Fluthen zwischen den Jochen der Schiffbrücke dahinschossen, welche die Stadt Köln mit dem kleinen, am entgegengesetzten Ufer liegenden Städtchen Deutz verbindet.

Der Leser wird aus dem Gespräch, zu dessen Zuhörer wir ihn soeben machten, ersehen haben, daß unser Held zu der glücklicher Weise gegenwärtig in einigen deutschen Armeen immer seltener werdenden Klasse junger Leute gehörte, die mit dem festen Vorsatze, es mindestens bis zum General zu bringen, die militärische Laufbahn betreten, mit vieler Mühe aber nur bis zum Fähnrich gelangen, und ehe sie es sich versehen, in dieser amphibienartigen Stellung grau werden, ohne jemals auch nur einen Theil des Zieles ihrer Wünsche zu erreichen, d. h., sich mit den Epauletten geschmückt zu sehen.*) Auch unser Held hatte, wie wir gehört haben, bereits ein für seinen Stand sehr ehrwürdiges Alter erreicht — eine Thatsache, deren wahre Bedeutung wir leider nur durch den Hinweis auf seine Leidenschaft für das edle „Landsknecht", durch seine besondere Vorliebe für Blondinen und Brünetten, sowie durch seinen unwiderstehlichen Drang, sich mit der modernen Romanliteratur bekannt zu machen, zu erklären vermögen, denn durch dies Alles war er bisher verhindert worden, ernstlich an sein Examen zu denken.

*) Bei den norddeutschen Armeen steht der Fähnrich zwischen Offizier und Unteroffizier.

Wir bedauern es um so mehr, da der Fähnrich von Kranichfeld sonst alle Eigenschaften besaß, um ihn seinen Freunden werth und seinen Vorgesetzten lieb zu machen, denn mehr als einmal hatte der Oberst des Regiments bedauert, ihn nicht der Reihe seiner Offiziere einverleiben zu können.

Da es indessen nicht in unserer Absicht liegt, gerade in diesem Falle als Biograph aufzutreten, so finden wir auch keinen Grund, den eigentlichen Faden unserer Erzählung noch länger zu unterbrechen, und kehren daher auf dem geradesten Wege zu derselben zurück.

II.

Wir wissen nicht, wie lange der Fähnrich in die schwarzen brennenden Augen Nanettens — einer kleinen niedlichen Stickerin — blickte, wir wissen auch nicht, was sich beide erzählten (und wenn wir's auch wirklich wüßten, so würden wir es doch nicht verrathen), nur so viel ist uns bekannt, daß es bereits völlig still und öde auf den Straßen war, als unser Held zum zweiten Mal die Schiffbrücke betrat, um in seine Wohnung zurückzukehren.

Noch immer machten sich einzelne heftige Windstöße fühlbar, und ein ziemlich dicker Nebel hatte sich über den breiten Strom gelagert, so daß das Licht, welches die in einer langen Reihe fortlaufenden Laternen verbreiteten, nur eine sehr trübe und unvollkommene Beleuchtung bildete. Es war, wie gesagt, Alles still, und nur das Rauschen der grünlichen Wogen ließ sich hören. Von der feuchten und kalten Luft unangenehm berührt, zog der Fähnrich seinen Mantel fester um seine Schultern und indem er die bekannten Strophen:

„Heut' lieb' ich die Susanna
Und morgen die Johanna"

vor sich hinsummte, beeilte er sich, über die Brücke zu gelangen, die er übrigens nur erst zur Hälfte überschritten hatte.

Plötzlich tönte in einiger Entfernung hinter ihm ein kurzer, aber schneidender Angstruf.

„Teufel!" sagte der Fähnrich, sich rasch auf dem Absatz umdrehend und aufmerksam hinhorchend, „sollte dies etwa Nanette sein? Sie hat manches Mal närrische Einfälle! ... Aber zum Kukuk, wenn sie es wäre, vor was sollte sie sich denn fürchten? — Etwa vor den Laternen? ..."

Zu der Beantwortung dieser Frage blieb indeß dem jungen Manne keine Zeit.

Ein zweiter, noch dringenderer Schrei ließ sich hören. Diesmal konnte keine Ungewißheit darüber bestehen — es war ein ganz deutlicher, von der Verzweiflung ausgestoßener Hilferuf.

„Tausend Patronen!" murmelte Kranichfeld, „es scheint, als wenn ich hier etwas zu thun bekommen sollte!" ... Und abermals horchte er gespannt in die Nacht hinein.

Diesmal schlug ein Geräusch, wie wenn man einen schweren Körper in's Wasser wirft, an sein Ohr; gleichzeitig hörte man eilende Schritte, die sich in der Ferne verloren.

„Hier scheint ein Verbrechen verübt worden zu sein," rief der Fähnrich, indem er in fünf bis sechs Sprüngen zwanzig Schritte zurücklegte. Er beugte sich über das Brückengeländer und strengte sich an, mit seinem Blick den Nebel zu durchdringen.

Nachdem der Fähnrich eine Sekunde scharf über den Fluß geschaut hatte, warf er plötzlich seinen Mantel und seine Kopfbedeckung von sich, entledigte sich seines Seitengewehrs und stürzte sich in den Rhein, dessen Wellen über seinem Kopfe zusammenschlugen. Indessen schon nach einer Minute kam er wieder in die Höhe und lenkte als ein gewandter und kräftiger Schwimmer mitten in den Strom. Das Ziel, welches er dabei verfolgte, konnte übrigens nicht zweifelhaft sein, wenn man einen weißen Gegenstand in's Auge faßte, der von den Wellen langsam fortgetragen wurde.

„Endlich," sagte der Fähnrich, indem er sich durch ein paar kräftige Stöße im Wasser vorwärts schob, „endlich werde ich einen Orden erhalten! ... Die Rettungsmedaille kann man mir nicht vorenthalten ... vielleicht macht man mich ausnahmsweise zum Lieutenant."

Und weiter theilte er mit starken Armen die Fluth und kam dem vor ihm schwimmenden Gegenstande, über welchen die Wellen bereits halb wegspülten, um ein Erhebliches näher.

„Tausend Patronen," murmelte unser Held, indem er die Augen weit aufriß, „so wahr ich Kranichfeld heiße, es ist eine Frau!... Ihre Kleidung hat sie bisher über dem Wasser gehalten... Aber lange wird's nicht mehr dauern..."

Hier holte Kranichfeld von Neuem kräftig aus, denn seine Prophezeiung begann bereits in Erfüllung zu gehen. Die Stoffe, mit denen die Unglückliche bekleidet war, hatten offenbar bereits soviel Wasser eingesogen, daß das Gewicht desselben den von ihnen bisher auf der Oberfläche gehaltenen Körper vielleicht schon in der nächsten Minute in die Tiefe hinabziehen konnte. — Der junge Mann bemerkte dies sehr wohl und deshalb nahm er alle seine Kraft zusammen, um sein Ziel möglichst schnell zu erreichen. Durch zwei bis drei mit der größten Anstrengung ausgeführte Stöße gelang ihm dies auch — mechanisch griff er zu und in der nächsten Sekunde hielt er einen leblosen Körper in seinem linken Arme, während er mit dem rechten ruderte, um sich wieder dem Ufer zu nähern. Eine Zeit lang ging dies auch ziemlich gut, aber bald verrieth seine keuchende Brust, daß seine Kräfte zu sinken begannen.

„Tausend Patronen!" seufzte der Fähnrich, indem er bald auf die Bürde, welche er umfaßt hielt, bald auf den gespenstisch dahingleitenden Strom blickte, „sollte ich um meinen Orden kommen?... Ich glaube, mein Athem fängt an mich zu verlassen!..." Und wieder theilte er die Wogen, aber bereits langsamer und mit schwerem Arm. Plötzlich horchte er auf. Ein leiser Ton, wie wenn zwei Ruder in's Wasser fallen, ließ sich vernehmen, und bald bemerkte er, daß ein kleiner Nachen in gerader Richtung auf ihn zukam.

„Nachen aho!" rief der Fähnrich mit lauter Stimme und steuerte dem auf den Wellen dahintanzenden Fahrzeuge entgegen.

„Nachen aho!" war die Gegenantwort, und schon in der nächsten Minute berührte die Spitze des Kahnes fast die Brust des jungen Mannes.

„Reicht mir ein Ruder," rief Kranichfeld, „und vor Allem helft mir hier diese Waare in's Trockne bringen."

Die Schiffer zögerten keinen Augenblick und bald saß der Fähnrich geborgen auf der Spiegelbank des Kahnes. Die Dame lag ausgestreckt auf dem Fahrzeuge und gab kein Lebenszeichen von sich. Ihre langen Locken hatten sich aufgelöst und fielen theilweise über ihr leichenblasses Gesicht, doch verrieth dieses Gesicht eine Schönheit, die sich auch jetzt, in diesem todesähnlichen Zustande nicht verläugnete.

„Wohin?" fragte der Schiffer, welcher am hintern Ende des Nachens saß.

„Nach dem Trankgassenthor, meine Leute," antwortete der Fähnrich. „Setzt die Ruder kräftig an; Euere Mühe soll Euch reichlich belohnt werden."

(Fortsetzung folgt.)

Die Zustände in Neapel.

II.

Die neueste Revolutionsgeschichte Neapels datirt nicht wie anderwärts vom Jahre 1848, sondern schon von seinem Vorgänger 1847. Louis Philipp saß noch fest und sicher auf seinem Throne, die deutsche Bundesversammlung tagte noch friedlich und uneingedenk der Möglichkeit ihrer für einige Jahre bevorstehenden Selbstauflösung: als auf Neapel die Lavaströme der Volksbewegung sich ergossen. Papst Pius IX. hatte den Anstoß unwillkührlich dazu gegeben. An seine Reformpläne knüpfte die nationale Partei Italiens, dieses Landes, das freilich mehr als ein anderes so gescholtenes die Bezeichnung des „geographischen Begriffs" verdient, alle ihre Hoffnungen. Die Regierungen von Sardinien, der Lombardei und noch mehr von Neapel blickten ängstlich nach Rom, das an heiliger Stätte ihnen die wenigen Sympathien entzog, ja

in ihren Unterthanen das Verlangen gleicher Reformideen erregte. Ein letzter Versuch, den Papst nach dieser Seite hin einzuschüchtern, mißlang, die für das Amnestiefest vom 17. Juli vorbereitete Verschwörung der Rückschrittspartei, mit dem Cardinal Lambruschini an der Spitze, verunglückte, die Fortschrittspartei siegte und gewann einen weiteren Boden. Karl Albert von Sardinien trat zu ihr über und rüstete gegen Oesterreich, und selbst in Neapel ward es laut. Ein Buch: la protesta, „der Protest," erschien in dem Lande, welches den Druck allein als Regierungsmittel brauchte und zuließ. Trotz Censur und Polizei fand es weithin Verbreitung und überall Anklang, denn es sprach die allgemeinen Freiheitsgedanken aus, welche jenseits der Grenzen gut päpstlich, hier verboten waren. Man fahndete nach dem Verfasser, aber auch hier bewährte sich eine ganz andre Untersuchungspraxis als z. B. die bekannte in Nürnberg und andern Orten, wo man Niemanden hängt, ehe man ihn hat. Zahllose Verhaftungen fanden statt, denn je mehr eingekerkert waren, desto größer war die Möglichkeit, unter ihnen auch den Verfasser zu haben. Doch dieser entkam mit vielen Anderen, die gleichen Verdacht fürchteten. Aus sicherem Versteck auf dem englischen Malta theilte er der neapolitanischen Polizei seine Thäterschaft mit, doch diese traute nicht und behielt die Verdächtigen in Haft. Während aber so das Buch seinen vermeintlichen Urhebern Qualen bereitete, setzte es die Geister seiner Leser, und das war das ganze neapolitanische Volk, in Feuer und Flammen. Die von Einem geschriebene protesta ward bald von Vielen laut und lärmend ausgesprochen. Hier und da in einzelnen neapolitanischen Gegenden ward das Volk aufständisch, in Reggio bildete sich eine provisorische Regierung, die Rufe „Viva Fernando II. constitucionale", „es lebe Ferdinand II., der Constitutionelle", mit Betonung des letzteren Wortes, nahmen immer zu und verkündeten das Verlangen nach Wiederherstellung der Verfassung. Auch Anderes ward gerufen: „Viva Pio nono, abbasso il mal governo", „es lebe Pius IX., nieder mit der schlechten Regierung," erscholl es nicht eben schmeichelhaft nach Neapel. Der Aufstand in Reggio ward zwar besiegt, aber die Regierung sah sich denn doch auch durch anderweite Erfahrungen genöthigt, die Saiten etwas zu lockern, sie begnadigte die freilich mittlerweile bereits erschossenen Aufständischen und machte es damit dem dänischen Kabinetsminister Scheele vor, der auch im vorigen Jahre todte Schleswig-Holsteiner amnestirt hat. Ja, Neapel sah sogar am 17. November einen Ministerwechsel, durch den die verhaßtesten Persönlichkeiten aus dem Rathe des Königs entfernt wurden und ein besonderes Ministerium des Handels und Ackerbaus gegründet ward. Das wirkte noch immer nicht beruhigend. Die Lebehochs für Pius IX. wurden immer zahlreicher, zuletzt witterte man in jedem viva il re, „es lebe der König", politische Umtriebe, und verbot auch diesen, an sich so loyalen Ruf. Die Studenten der Hauptstadt mischten sich darein, sie wurden in ihre Heimath verwiesen. Das machte das Uebel ärger, denn nun steckten sie erst recht die Provinz mit der Unzufriedenheit der Residenz an. Sicilien gab den Ausschlag. Die Palermitaner bereiteten eine eigenthümliche Gabe für den Geburtstag des Königs — 12. Januar 1848 — vor, eine Gabe, die sie auch nicht, wie dies sonst bei derartigen Geschenken Brauch, zur Ueberraschung geheim hielten. Vielmehr schickten sie ein proclama dei Palermitani, eine Erklärung nach Neapel, in welcher sie kurz und bündig aussprachen, daß wenn der König bis zu seinem Geburtstage ihnen ihre frühere Verfassung nicht gäbe, an diesem Tage Revolution ausbrechen werde. Zu einem solchen Opfer seiner Grundsätze wollte sich Ferdinand II. nicht herbei lassen, und so ward denn auch wirklich sein Geburtstag in Palermo durch einen blutigen Aufstand begangen und am Tage darauf eine provisorische Regierung eingesetzt. Die Schrecken des Aufruhrs wütheten nun auf ganz Sicilien, überall waren die neapolitanischen und Schweizer-Truppen den heftigsten Angriffen ausgesetzt und sie mußten allmählich einen Punkt nach dem andern den kettenbrechenden Sicilianern preisgeben.

Mit der sich zurückziehenden Besatzung und schneller als sie, auf den Telegraphendräthen carbonaristischer Bundesgenossenschaft, kam die Kunde dieser Siege nach Neapel und vermehrte dort das Verlangen nach Verbesserung und Verfassung. Der König zog seine Truppen zusammen und rüstete gegen Neapel, in seiner Umgebung sah man den Gesandten Rußlands und von hier aus soll ihm gerathen worden sein, lieber auf Tod und Leben mit seinen Unterthanen zu kämpfen, als nur eine Concession ihnen zu machen. Aber die Truppen schreckten nicht, die Empörung ward immer drohender, jener Rath immer weniger ausführbar. Und so gab denn Ferdinand II. dem fortdauernden Verlangen: Viva la constitucione, nach und erließ am 29. Januar 1848 ein Constitutionsdecret, enthaltend die Zusage einer Verfassung mit Preßfreiheit, Volksvertretung in zwei Kammern, verantwortlichen Ministern, römisch-katholischer Staatsreligion, ohne Duldung andrer Culte. Gleichzeitig ward auch der Polizeiminister del Caretto, auf dem die Ungunst des Volkes lastete, ihr geopfert und fiel in Ungnade. Ihn traf das Schicksal aller Werkzeuge mißliebig oder gefährlich wordener Handlungen, seine Zeit war um, „der Mohr kann gehen". Freudenjubel herrschte in Neapel, begeisterte Lebehochrufe empfingen den König, selbst das personificirte Urbild orientalischer Willkührherrschaft, Ibrahim Pascha, der damals in Neapel sich aufhielt, ward in den allgemeinen Glückseligkeitsschwindel mit hineingezogen, vom Volke begrüßt und zu der echtorientalischen Dankbezeigung des Geldaustheilens unter die freiheitslustige, souveräne Menge veranlaßt. Daß Ibrahim Pascha Hände gefunden, die seine unzeitigen Spenden ausgeschlagen hätten, davon verlautet nichts. Unter die jubelnden Neapolitaner mischten sich bleiche Gestalten. Das waren Männer, die seit vielen, vielen Jahren politischen Verdachts wegen sich in den unzähligen Kerkern befunden, welche nun plötzlich sich öffneten, um sie, abgezehrt und abgestorben für irdische Freuden und politische Bestrebungen, einer Welt wiederzugeben, die ihnen und der sie fremd geworden. Am 24. Februar decidete der König die Verfassung, nach welcher im Mai die Kammern zusammentraten. Die Mehrzahl ihrer Mitglieder war gemäßigt, doch stellten gerade sie noch Einzelnes an der Verfassung aus und verlangten die Abänderung mehrerer Puncte, ehe und bevor sie ihren Eid leisteten. Während dies friedlich in den Kammern besprochen wurde, ließ die Regierung wider sie ihre Truppen ausrücken und wurden Barrikaden gegen die letzteren errichtet. Ein Sicherheitsausschuß bildete sich, unter dem Geschrei: „Viva il governo provisorio" ward des Königs Bildniß zertrümmert, die Schweizer und die Insurgenten richteten ein furchtbares Blutbad an. Schließlich behielten Erstere die Oberhand, mit ihnen die Lazzaroni, die nun mordend und plündernd die Stadt durchzogen. Damit waren die Kammern aufgelöst, um zwar im Juli wieder eröffnet zu werden, aber nur zum Schein. Denn kurz darauf wurden sie — vertagt. „Thoren nennen es auf ewig." An Stelle der Kammern traten nun wieder wie zuvor die Kerker, parlamentarische Debatten machten nun abermals politischen Processen Platz.

In Sicilien dauerte die Freiheitszeit etwas länger. Die provisorische Regierung erhielt sich das ganze Jahr 1848 hindurch, unterstützt von englischem Einflusse, der nicht eben ohne Eigennutz sich geltend machte. Denn von jeher hat Britannien ein Auge auf Sicilien geworfen. Anfangs verlangten die Sicilianer nur ein eignes Parlament und gesonderte Verwaltung unter einem eignen Statthalter. Als aber König Ferdinand II. auf diese ihm durch Lord Minto gemachten Vorschläge nicht eingehen wollte — machten's die Sicilianer wie die kumäische Sybille, und spannten, kühngeworden durch die inzwischen ausgebrochene französische Februarrevolution, ihre Forderungen noch höher. Nun sollten alle Festungen geschleift und den Sicilianern übergeben werden, während der König jetzt — zu spät, die anfänglichen Vorschläge bewilligte. So kam es, daß am 13. April das Parlament einstimmig König

Ferdinand und seine Familie für des Thrones verlustig erklärte und auf Antrieb Englands am 11. Juli dem Herzog von Genua denselben anbot. Dieser lehnte jedoch ab. Als König Ferdinand II. in Neapel durch Lazzaroni die „rettende That" der Verfassungsaufhebung ausgeführt, ging er nun auch wieder an die Eroberung Siciliens im August und September 1848. Es gelang nach beiderseitigen heftigen Gefechten, besonders nach dem furchtbaren Falle Messina's, den man der Doppelzüngigkeit der französischen Regierung zur Last legte, den Vermittelungen der englischen und französischen Gesandtschaft, einen Waffenstillstand zwischen Fürst und Volk herbeizuführen. Eine Demarkationslinie schnitt die Puncte der Insel, welche die Sicilianer behaupteten, von den durch die königlichen Truppen besetzten ab.

Inzwischen war in dem Nachbarstaate Neapels, in Rom, mit der Ermordung des Diplomaten und Ministerpräsidenten Rossi eine Schilderhebung ausgebrochen, welche den Papst nach Gaëta vertrieb und Garibaldi zum Dictator erhob. In Mönchskleidern flüchtete der einst so volksbeliebte Pabst am 24. Novbr., ihm folgte zwei Tage darauf König Ferdinand mit seiner ganzen Familie ebendahin. In dieser freiwilligen Verbannung mögen kirchlicher und weltlicher Fürst sich mit dem Gedanken und dem Versprechen getröstet haben, in Zukunft straffer als bisher die Staatszügel zu führen. Und diese Zukunft ward gar bald zur Gegenwart. Schon im März 1849 fühlte König Ferdinand sich so weit gekräftigt, um Sicilien den Waffenstillstand aufzukündigen. Die Sicilianer, träg und herrisch, wohl tapfere Kämpfer, aber schlechte Taktiker, ohne Disciplin und Ausdauer, sahen sich nach einem fremden Oberbefehlshaber um und engagirten einen solchen in der Person des fahrenden Polengenerals Mieroslawski. Er ward auf Monatssold angenommen und der Ausgang entsprach der Hoffnungslosigkeit dieser Engagementsbedingung. Sicilien unterlag nach blutigen Kämpfen, König Ferdinand war wieder Alleinherrscher beider Länder.

Von nun an wehte das Banner der Willkührherrschaft wieder triumphirend auf dem Schlosse zu Neapel. Die in Rom durch französische Waffen erfolgte Wiederherstellung des päpstlichen Regiments und zwar eines solchen, wie es vor Pius IX. bestanden, verschaffte dem Könige Ferdinand Ruhe an den Grenzen und Muße zum Wiederaufbau und Ausbau einer Schreckensherrschaft ohne Gleichen. Europa war mit ganz anderen Dingen beschäftigt: erst die Furcht vor dem rothen Gespenste, dann die Ueberraschung des 10. December, das Staunen über den kühnen Korsensprossen, der durch Cayenne erreichte, was sein Vorgänger auf Helena verloren; ferner der russisch türkische Krieg, dazwischen die österreichisch-französische Besatzung Roms und die Großmachtstrebungen des im Kampfe gegen Oesterreich und durch eine freisinnige Verfassung inmittelst erstarkten Sardinien: Das nahm Aller Aufmerksamkeit so in Anspruch, daß sich Niemand des Südstückes von jenem Lande und der einst von Cyklopen bewohnten Insel erinnerte. Wenn es wahr wäre, was der Dichter singt, daß gleich den Frauen auch die Länder die besten seien, von denen am Wenigsten gesprochen wird: dann hätten sich beide Sicilien glücklicher Zeiten zu erfreuen gehabt. Allein im allgemeinen Kriegslärm überhört sich das Kettenrasseln und das schmerzliche Seufzen gar leicht, und wo die Presse so beaufsichtigt wird wie in Neapel, da ists wohl erklärlich, wie man nichts hören kann über einen Staat und dennoch mehr als Etwas „faul" darin ist. Hinterdrein erst erfuhr die erstaunte Welt, die doch wahrlich in dem letzten Jahrzehnt an erschütternde politische Ereignisse, die in das Lebensglück Einzelner vernichtend eingebrochen, gewöhnt worden war: wie das, was anderwärts augenblicklich als Werk des rückschlagenden Selbsterhaltungstriebes geschehen und längst wiederum durch gemäßigteres Einlenken zu mildern gesucht war, in Neapel weit übertroffen wurde, durch fortdauernde, Jahrein Jahraus erfolgte Einkerkerungen und Processe. Dem englischen Staatsmanne Lord Gladstone gebührt das Verdienst, diese Nachtseiten des lichten neunzehnten Jahrhunderts zuerst aufgedeckt zu haben.

Als eines der unglücklichsten Opfer neapolitanischer Rückschrittsgelüste wird Carlo Poerio genannt. Sein Name ist mit der neuesten Geschichte Neapels eng verknüpft. Als König Ferdinand 1848 nach Ertheilung der Verfassung sich nach verantwortlichen Ministern umsah, fiel seine verhängnißvolle Wahl auf ihn. Zwei Ministerien nach einander, das der Polizei und das des öffentlichen Unterrichts hatte er zu bekleiden und hielt sich in dieser Stellung so maßvoll, daß er den Republikanern verhaßt ward — und deshalb um seine Entlassung einkam. An seine Stelle traten auf kurze Zeit weit radikalere Männer, bis endlich die Lazzaroni auf hohes Geheiß unter beiden Parteien, den Liberalen und den Radikalen, aufräumten. Wie immer in solchem Falle schwanden die Schattirungen und Meinungen zwischen diesen beiden. Poerio gehörte von nun an den Radikalen an und soll als solcher der Erfinder eines eigenthümlichen Aufruhrmittels, der lettere bianche, d. h. unbeschriebener Briefe, geworden sein, die man von allen Puncten des Landes verschickte, um dann beliebige Nachrichten, wie man sie eben am Einsendungsorte zur Aufhetzung der leichtgläubigen Volksmasse brauchen konnte, hineinzuschreiben. Adresse und Poststempel wurden dann derselben zum Beweise für die Aechtheit der hineingefälschten Mittheilungen vorgelegt.

Diese und ähnliche Mittel wurden von den auftauchenden Geheimgesellschaften, namentlich der grande Società della Unità Italiana, der großen Gesellschaft der Vereinigung Italiens, einer Neugeburt der Carbonaria, benutzt und und ausgebeutet. Die neapolitanische Polizei zieh Poerio der Theilnahme an derselben. Obwohl gewarnt und zur Flucht veranlaßt, blieb er und ward nun verhaftet. Der wider ihn und seine Mitverdächtigen geführte achtmonatige Proceß mit 25tägigem mündlichen Schlußverhöre zeigte die neapolitanische Justiz in eigenem Lichte. Sie kamen vor ein besonders dazu ernanntes Gericht, und durften an das höchste Landesgericht nicht appelliren. Dem Präsidenten ihres Untersuchungsgerichts, einem leidenschaftlichen, gewaltthätigen Manne, sollten sie der Anklageschrift zufolge, nach dem Leben getrachtet haben. Er war also zugleich Richter in eigner Sache; allesammt protestirten sie wider ihn, nichts desto weniger behielt er die Leitung des Processes. Die Vertheidigung ward ihnen erschwert, ihre Entschuldigungszeugen wurden nicht gehört, aber was zu ihren Ungunsten sprach, anonyme Denunciationen, Aussagen persönlicher Feinde, Spionerieen von Polizeiagenten und Zeugenaussagen übelberufener Subjecte, das ward reichlich wider sie benutzt. Sie wurden verurtheilt, Poerio zu 24jähriger Kerkerstrafe. Als er im Bagno von Nisida diese verbüßte, besuchte ihn Lord Gladstone. Er traf ihn mit 16 Schicksalsgenossen in einem kleinen, zum Theil unterirdischen, Kerkerraume zusammengesperrt, je zwei von ihnen mittelst zweier Ketten aneinandergeschmiedet. Diese Ketten wurden weder bei Tag, noch bei Nacht, überhaupt während der Strafzeit nie gelöst. So hatte herzzerreißende Grausamkeit die Strafe gewählt, daß Männer, die durch Bande der Freundschaft, der politischen Bestrebungen, des gemeinsamen Unglücks, ja vielleicht der gemeinschaftlichen Schwärmerei miteinander verbunden waren, nun auch durch gemeinsame Ketten aneinander gefesselt, einander gegenseitig die schwere Kerkerhaft noch mehr erschweren mußten!

Und neben diesen und anderen politischen Gefangenen, deren Handlungen vielleicht wirklich verbrecherischer Hochverrath und als solcher an sich mit Recht strafbar waren, wurden unzählige Andere auf bloßen Verdacht hin, ohne Richterspruch eingefangen und schmachteten Jahre hindurch im Kerker, ohne daß je ein Gericht von ihnen Notiz nahm. Im Jahre 1852 ward zwar einmal eine Amnestie für Einige dieser Unglücklichen erlassen. Aber das waren Tropfen aus dem Meere geschöpft, die Fluth der Eingekerkerten ward darum doch nicht geringer, denn die Verfolgungen blieben dauernd im Gange.

England hatte durch die Gladstone'schen Briefe zuerst

darauf aufmerksam gemacht. Man müßte der Palmerston'schen Politik sehr unrecht thun, wollte man das allein dem Menschlichkeitsgefühle und nicht auch, ja zunächst, dem Verlangen nach den schönen Hafenpuncten Siciliens zuschreiben. Nach ihm sprach auch Louis Napoleon seine Entrüstung über die neapolitanischen Zustände aus. Und auch ihn brauchte man nicht der, in den Augen sogenannter praktischer Leute ohnehin eher tadelns- als lobenswerthen Theilnahme für die Bedrückten zu zeihen, man durfte auch ihm andre Pläne der Klugheit und Reichserweiterung beimessen. Denn noch lebt Mürat, ein Sohn von dem erschossenen Schwager seines Oheims, noch ist dessen Name, obwohl er selbst erst in Zeiten der höchsten Noth und drohender Entthronung daran gedacht hat, auf dem Banner der italienischen Einheitsfreunde zu lesen.

Die Pariser Conferenzen, die vor nunmehr einem Jahre allen politischen Sauerteig aufrührten, zum Theil ominös wie in Bezug auf Neuenburg, zum Theil schwach und machtlos wie in Bezug auf Belgien, gedachten auch Neapels. Freilich geschah das nur nebenbei, während die hauptsächliche Veranlassung, Italiens zu erwähnen, von Sardinien ausgegangen war, das in einer Denkschrift seines Ministers Cavour gegen die österreichische Besetzung des Kirchenstaates und für die italienischen Einheitsbestrebungen sich aussprach. All Diesem, stimmte der französische Hauptbevollmächtigte, Graf Walewski, bei. Neuerliche Erfahrungen haben freilich herausgestellt, daß er dies zur selben Zeit that, zu welcher ihm sein eigner Gesandter in Rom von der Unentbehrlichkeit der österreichischen Besatzung und der Phrasenhaftigkeit der römisch-sardinischen Einheitsgelüste Mittheilung gemacht. Ob es sonach nicht den Anschein gewinnt, als hätte er auch das, was er über Neapel bemerkte, nur zum Scheine gesprochen, um auf billige Weise die Sympathien eines Volkes sich zu verschaffen, dem er wohl einen anderen Fürsten — Murat —, nicht aber andere, wesentlich bessere Zustände gönnte — das bleibe dahingestellt. Thatsache ist es, daß er in der Sitzung vom 8. April den Wunsch aussprach: es mögen gewisse italienische Regierungen durch angemessene Gnadenacte die entfremdeten Herzen ihrer Unterthanen sich zuwenden und ein Ziel setzen dem Systeme, das offenbar statt die Regierung zu kräftigen, sie schwächt und den demagogischen Parteigängern Preis giebt. Namentlich würde — fuhr Walewski fort — man seiner Meinung nach, der Regierung beider Sicilien ebensowohl, als der allgemeinen Weltordnung einen großen Dienst erzeigen, wenn man erstere über den falschen Weg, den sie eingeschlagen, belehrte.

Auch der englische Bevollmächtigte, Graf Clarendon, sprach sich gegen das neapolitanische System aus, das im Volke, anstatt es zu beruhigen, die revolutionäre Erregung fortdauernd erhält. „Kein Friede ohne Gerechtigkeit," so schloß er, und knüpft daran das Verlangen, daß Neapels Fürst sich zu Gnadenacten herbeilasse. Nur der preußische Minister v. Manteuffel machte auf die vielfachen Unzuträglichkeiten aufmerksam, welche eine Einmischung der Mächte in Neapels Regierungsweise durch Erweckung des Oppositionsgeistes im Volke mit sich bringen würde. —

Den Worten folgten — Noten, aber keine Thaten. Frankreich und England forderten Neapel zur Hebung der Mißbräuche auf, drohten mit Intervention, brachen die diplomatische Verbindung ab. Indeß man überall sich eifrig darum stritt, ob ein Recht zum Einschreiten, zur Intervention, vorliege oder nicht, ließ man außer Acht, daß es den beiden Mächten gar nicht so ernstlich darum zu thun war. Frankreich wollte Murat, England Alles eher als Das. Und so verzogen sich die kriegdrohenden Wolken. Das Volk aber in Neapel und Sicilien, leichtgläubig und von Alters her an ausländische Hilfe gewöhnt, ließ sich auch diesmal lange Zeit täuschen. Und viele seitdem erfolgte Verschwörungen, namentlich die Ende v. J. in Sicilien ausgebrochene und erst nach langem Kampfe unterdrückte, mögen auf Rechnung jener Leichtgläubigkeit kommen. Ein guter Theil des Volkes erwies seine politische Unmündigkeit ziemlich deutlich durch die Mittel, deren er sich zur Befreiung von dem System Ferdinand II. bediente. Darunter rangirten Verbrechen, wie das des Königsmörders Milano, und derer, die zu Anfang dieses Jahres die Pulvermagazine, ein Kriegsschiff in die Luft sprengten, eine königliche Tabaksfabrik einäscherten. Freilich zeigen solche Vorkommnisse auch, welch' hohen Grad die Erbitterung erreicht hat, trotzdem, daß der König die Freilassung einer Anzahl Gefangener anordnete. Zum zweiten Male — am 12. Januar d. J. — ist er aus seiner Residenz insgeheim nach Caserta geflüchtet, umgeben nur von Schweizern, nicht von neapolitanischen Soldaten, denen Allen er mißtraut, da auch Milano einst zu ihnen gehörte. Neuerdings hat König Ferdinand II. eine Wiederannäherung an Frankreich erstrebt und auch das Loos der Gefangenen durch den mit der argentinischen Republik abgeschlossenen Vertrag zu mildern gesucht. Es erleidet nun nicht mehr das Wort: „sieh Neapel und stirb" im verhängnißvollsten Sinne Anwendung auf sie. Sie werden es verlassen, verbannt nach der argentinischen Republik hinübersegeln, aber dort mindestens frei leben. Uns aber in glücklicheren Staaten geben die Zustände des unglücklichen Neapel die eine eindringliche Lehre: wie preiswürdig das Loos eines Volkes ist, das arbeitsam, gebildet und fortgeschritten sich der Segnungen einer constitutionell-monarchischen Verfassung und deren gewissenhafter Einhaltung erfreut. Das Gegenstück von beidem, von Volksbildung wie Staatsverfassung, bildet Neapel. —

Dresden, den 2. April.

— Die über das Befinden Ihrer königl. Hoheit der Prinzessin Sidonie ausgegebenen Bülletins bezeichnen den Verlauf der Krankheit Ihrer königl. Hoheit als fortdauernd günstig.

— Am 31. März hat in Dresden, unter dem Vorsitze des Herrn Kammerherrn v. Erdmannsdorf, eine Versammlung von Abgeordneten der sächsischen Armenvereine stattgefunden. Von den in Sachsen bestehenden 229 Armenvereinen haben sich 121 durch 216 Abgeordnete dabei betheiligt. Ueber die gepflogenen Verhandlungen wird in den nächsten Tagen ein ausführlicher Bericht im Druck erscheinen; für heute wollen wir nur erwähnen, daß die Errichtung von Bezirksarmenhäusern, welche in letzterer Zeit auch in hiesiger Umgegend in Frage gekommen, in jener Versammlung keine besondere Befürwortung gefunden hat, weil derartige Institute zu kostspielig erscheinen und zu viel Beaufsichtigung bedürfen. Nur in Fabrikdistrikten hielt man sie für zweckmäßig.

— Nachdem die hiesige Bäckerinnung schon vor einiger Zeit auf Regulirung, beziehentlich Aufhebung, der Weißwaaren-Taxe angetragen, hat der Stadtrath jetzt beschlossen, eine gemischte Deputation niederzusetzen, welche sich mit dieser Angelegenheit beschäftigen wird. Die Grundsätze, nach denen bisher diese Taxe festgestellt wurde, rühren noch aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts her.

— Am vergangenen Sonnabend fand vor dem hiesigen königl. Bezirksgerichte die geheime Hauptverhandlung gegen die des Kindesmords angeklagte 25jährige Dienstmagd J. Chr. Oese aus Niedergorbitz statt. Dieselbe wurde trotz ihrer Behauptung, es sei das von ihr am 12. Dec. v. J. zu Somsdorf, wo sie damals in Diensten gestanden, außerehelich geborene Kind todt zur Welt gekommen, des genannten Verbrechens für schuldig befunden und von dem Gerichtshofe auf Grund des Art. 159 des Strafgesetzbuchs zu 5 Jahren Zuchthaus verurtheilt.

— Der Handarbeiter Häckel, welcher am 21. Juni v. J. seine Frau ermordete und deshalb durch zwei gleichlautende Erkenntnisse zum Tode verurtheilt worden war, ist von Sr. Maj. dem Könige mit lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt und zu Ende voriger Woche nach Waldheim abgeführt worden. — Wegen des ehemaligen Feldwebels Jauckus, welcher am 30. Nov. 1855 seine Frau und zwei seiner Kinder umbrachte, wird der allerhöchsten Entscheidung noch entgegengesehen.

— Am 31. März gegen Abend gingen auf der Bautzner Straße zwei, dem Baumeister Schumann gehörige, vor einen Lastwagen gespannte Pferde durch und stürmten auf den Fuß-

weg hinüber, wo eine Dame umgerissen und ihr das Fußgelenke verletzt wurde; gleichzeitig wurde die verehelichte Frau Hempel, welche ihren dreivierteljährigen Säugling in einem Kinderwagen zog und einen dreijährigen Knaben an der Hand führte, niedergeworfen und ihr der rechte Oberarm und Schulterknochen gebrochen. Noch gefährlicher wurde der Knabe am Kopfe verletzt, so daß schon wenige Stunden nach diesem beklagenswerthen Unglück sein Tod erfolgte. Der Säugling, welcher aus dem Wagen geworfen wurde, hat eine Verletzung nicht erlitten, dagegen wurde noch eine Frau, welche bei der Flucht vor den wildgewordenen Pferden niederstürzte, von dem Wagen überfahren, so daß dieselbe krank darniederliegt.

— Die am 30. März abgehaltene Generalversammlung der zur Erbauung einer Brauerei im Plauen'schen Grunde zusammengetretenen Actiengesellschaft lieferte den erfreulichen Beweis, daß dieses Unternehmen durch den Eifer und die Umsicht des Directoriums rüstig gefördert und soweit vorbereitet worden ist, daß die Eröffnung des Betriebes wo möglich noch in gegenwärtigem Jahre erfolgen kann. Zur Erfüllung des auf 300,000 Thaler festgestellten Actiencapitals waren noch 373 Stück Actien auszugeben, und das Directorium machte den Vorschlag, dieselben zu dem Course von 105 Thlrn. für Rechnung der Gesellschaft zu verkaufen; es erbot sich aber sofort einer der anwesenden Actionäre, Herr Otto Seebe, jene Actien insgesammt zu dem bezeichneten Course fest abzunehmen, was die Versammlung bestens acceptirte. Nachdem dem Directorium und dem Ausschusse auf besonderen Antrag ein Vertrauensvotum ertheilt und die von ersterem gestellten Anträge einhellige Annahme gefunden, ward schließlich der Entwurf der Gesellschaftsstatuten en bloc angenommen und zur Ergänzung des Ausschusses verschritten. Hierbei fielen die Wahlen auf folgende Herren: Otto Seebe, Kammerherr v. Lindenau, Alex. Winkler aus Rochlitz, C. Roßner, C. T. Kaiser, Generalconsul F. Kaskel, Fabrikant Weigel und Adv. Jul. Tischer.

† Priestewitz, 31. März. An vergangener Mittwoch Nachmittags hatten sich in Gävernitz mehrere Knechte des Dorfes bei den erwachsenen Kindern des dasigen Gutsauszüglers Schramm, während dieser nicht zu Hause war, zum Besuch eingefunden. Bald darauf erschien daselbst der etwas geistesschwache Mitscherling (der Bruder eines Gutsbesitzers in Pieckowitz) und die Knechte trieben mit dem 52jährigen Manne allerhand Neckereien und schlechte Späße. Später fragten dieselben die 23jährige Schramm, wo ihr Vater sein Schießgewehr habe und erhielten die Antwort, daß es im Hause hinter der Treppenthür hänge; hierauf suchten zwei der Knechte das Gewehr hervor und einer von ihnen, Namens Brunsch, zielte durch die Thür hindurch auf den Mitscherling. Der Knecht Kurzreuther nahm ihm aber das Gewehr aus der Hand, untersuchte dasselbe und in der Meinung, daß es, ungeachtet sich ein Zündhütchen darauf befand, nicht geladen sei, legte er es auf Mitscherling an und drückte ab. Der Schuß der mit Schrot geladenen Doppelflinte ging dem unglücklichen Mitscherling durch die Hand und in den Unterleib, so daß er schon am andern Morgen an den erhaltenen Verletzungen gestorben ist. Die Untersuchung ist sofort vom k. Gerichtsamt zu Großenhain eingeleitet worden.

Leipzig, 30. März. Vorigen Sonnabend erlebten wir hier einen eclatanten Fall der Macht des Heimwehes. Unter einer Anzahl bairischer Auswanderer, die im „Schwarzen Kreuz" auf der Gerberstraße logirten, befand sich ein junger Mann, den das Heimweh so gewaltig ergriff, daß er, da ihn seine Gefährten durchaus zurückhalten wollten, einen Sprung aus dem Fenster des zweiten Stocks auf die Straße wagte. Wunderbarerweise ging der Sprung ohne Nachtheil vorüber, und jetzt befindet sich der junge Mann bereits wieder auf dem Wege in seine Heimath. (D. A. Ztg.)

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Thl.	nGr.	Roggen Thl.	nGr.	Gerste Thl.	nGr.	Hafer Thl.	nGr.	Erbsen Thl.	nGr.
Dresden	März 30.	von	—	—	3	6	3	2	1	12	—	—
		bis	—	—	3	12	3	6	1	26	—	—
Bautzen	März. 21.	von	5	—	3	5	2	27	1	10	—	—
		bis	5	20	3	15	3	2	1	17	4	—
Meißen	März 28.	von	5	—	3	8	3	5	1	2	3	10
		bis	—	—	3	15	—	—	1	15	3	18
Pirna	März 21.	von	5	—	3	5	2	25	1	17	3	17
		bis	5	15	3	15	3	2	1	25	3	24
Radeburg	April 1.	von	5	12	3	—	2	28	1	15	3	15
		bis	5	28	3	5	3	—	1	26	4	—
Roßwein	März 31.	von	5	10	3	—	3	2	1	12	3	15
		bis	5	25	3	17	—	—	1	16	—	—
Chemnitz	März. 21.	von	5	20	3	20	3	—	1	16	3	20
		bis	6	—	3	28	3	5	1	20	3	28

Butterpreise in Dresden vom 28. bis mit 30. März 1857.
die Kanne 17 Ngr. 5 Pf. bis 18 Ngr. — Pf.

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 85 gesucht; dergleichen kleine 85½ gesucht; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 101½ gesucht; desgl. von 1847 à 4% 98½ ges.; dergl. von 1852 und 1855 à 4% 98½ ges.; dergl. von 1852 4% à 100 Thlr. 99½ angeb.; dergl. 1855 à 3% 79½ ges. Land-Renten-Briefe große 86 ang.; dergl. kleine 87½ ges. Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99 ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 99 angeb., kleine 99½ angeb.; dergl. à 3½% große 91½ angeb., kleine 92 angeb.; dergl. 3½% große 86½ angeb., kleine 86½ angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 99 ges.; kleine 99½ ges.; dergl. 3½% große und kleine 93 ges.

Preuß. 4½% Anleihe 99½ ges.; dergl. 4% 94½ ges. Preuß. 3½% Staats-Schuld-Scheine 84½ ges.
Oesterr. 5% Nation.-Anleihe 83 ges.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 15 Ngr. — Pf. Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 5 Ngr. — Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99½.

Dresden, den 2. April 1857. Ed. Rocksch.

Quittung.

Für die unglückliche Familie Schuffenhauer in Georgsthal gingen uns ferner folgende Spenden zu: Transport 54 Thlr. 26 Ngr. 6 Pf. In der Schule zu Leppersdorf gesammelt 1 Thlr. 10 Ngr.; von einigen Kindern der Schule zu Daubnitz bei Lommatzsch vom Lehrer Mittag ges. 1 Thlr. 15 Ngr.; von den beiden Lehrern und den Schulkindern zu Coswig 2 Thlr. 15 Ngr.; von der Schule zu Lüttewitz bei Döbeln 1 Thlr. 6 Ngr.; M. T. 15 Ngr.; B. R. in Mittweida 10 Ngr. von den Lesern der Sächs. Dorfz. Nägels u. Genossen in Leppersdorf 18 Ngr.; Oe. 10 Ngr.; Past. H. in Großb. 10 Ngr.; Oberförst. v. D. in Gla. 20 Ngr. Summa: 64 Thlr. 5 Ngr. 6 Pf.

Die Redaction d. S. Dorfz.

Die nächste Nummer der S. Dorfzeitung wird wegen des Charfreitags Donnerstag, den 9. April, ausgegeben, und bitten wir daher um zeitige Einsendung der Inserate.
Die Verlags-Expedition.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 14 und eine Beilage.)

Donnerstag, Nr. 15. 9. April 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Die deutsche Bundesversammlung hat in ihrer am 2. April abgehaltenen Sitzung die zwischen der würtembergischen Regierung und den in Würtemberg begüterten Standesherren vereinbarten Vergleichsverhandlungen, welche die von Letzteren erhobenen Beschwerden zur Erledigung bringen, gutgeheißen, so daß mithin zum Abschluß dieses Zwistes nur noch die Genehmigung der würtembergischen Stände fehlt, die namentlich von der zweiten Kammer nicht so leicht zu erlangen sein dürfte. —

Die Speculation beginnt sich nunmehr auch dem Betriebe der Landwirthschaft zuzuwenden; im Großherzogthume Baden wird sich eine Actiengesellschaft mit einem Betriebscapitale von zwei Mill. Gulden bilden, um den Tabaksbau im Großen zu betreiben. Ein Gütercomplex von 600 Morgen ist bereits zu diesem Zwecke angekauft, weitere Grundstücke sollen noch erpachtet oder erkauft werden, und die Leitung des ganzen Unternehmens ist in kundige Hände gelegt worden.

Auch die bairische Regierung ist mit dem katholischen Klerus in Conflict gerathen. Der päpstliche Nuntius hat nämlich eine Denkschrift an das Gesammtministerium gerichtet, um darzuthun, daß mehre neuerliche Anordnungen des Cultusministeriums in directem Widerspruch mit den Bestimmungen des Concordates stehen. Dann verlautet weiter, daß auch bereits sechs bairische Bischöfe gegen die neuerliche Verfügung, wodurch den Jesuiten das Abhalten von Priesterexercitien in Baiern verboten wird, Protest eingelegt haben. —

Mit dem Gefängnißwesen scheint es hier und da in Deutschland noch sehr übel bestellt zu sein. In den würtembergischen Kammern wurde neulich bei der Debatte über die Gefängnißreform das Zugeständniß gemacht, daß die Sträflinge so knapp beköstigt würden, daß einzelne derselben Hungers gestorben, und im Großherzogthum Hessen verlangte in diesen Tagen die Regierung von den Ständen den Bau eines neuen Bezirksgefängnisses in Waldmittelbach, wobei sie das zeither zu diesem Zweck benutzte Gebäude in nachfolgender Weise schilderte: „Die erforderliche innere Festigkeit des Gebäudes ist so wenig vorhanden, daß die Gefangenen im Stande waren, ihre Zellen zu öffnen, die Wände zu durchbrechen, sich gegenseitig in ihren Zellen zu besuchen, ja das Gefängniß zu verlassen und sich nach Belieben wieder in ihren Zellen einzufinden."

Preußen. Die zwischen Oesterreich und Preußen in der dänischen Angelegenheit obwaltende Meinungsverschiedenheit ist nun dadurch ausgeglichen worden, daß den dänischen Gesandten in Berlin und Wien notificirt worden ist, man wolle ihrer Regierung noch eine Frist für die nöthigen Einleitungen zu einer angemessenen Verständigung mit den Herzogthümern lassen, wenn aber dieselbe nicht benutzt werde, einen gemeinsamen Antrag an den Bund bringen. Die gestellte Frist soll dem Vernehmen nach nur drei Wochen umfassen. Mittlerweile hat auch das preußische Herrenhaus Anlaß bekommen, sich für die gerechte Sache der deutschen Herzogthümer zu verwenden. Mehre Mitglieder haben nämlich den Antrag eingebracht: „das Haus wolle beschließen, die Staatsregierung zu ersuchen, daß sie in Gemeinschaft mit den deutschen Verbündeten die Bemühungen kräftigst fortsetzen möge, um die im deutschen Bundesrecht begründeten Garantien für die Gerechtsame des Landes und der Unterthanen in jedem Bundesstaat zu Gunsten der unter der Krone von Dänemark stehenden, zum deutschen Bunde gehörigen Lande, Holstein und Lauenburg, zu kräftiger Wirksamkeit zu bringen." Der Antrag geht von den conservativsten Männern des Hauses aus und seine Annahme darf wohl mit Sicherheit erwartet werden.

Der Vorstand der christkatholischen Gemeinde zu Schneidemühl erklärt die zuerst von der Breslauer Zeitung verbreitete Nachricht, als stehe die genannte Gemeinde im Begriff, sich aufzulösen (Nr. 14), für unbegründet.

Oesterreich. Zu der seit Kurzem in Kraft getretenen neuen Paßordnung, welche die bisherigen lästigen Controlemaßregeln der Polizei auf das Nöthigste beschränkt, ist eine Instruction erschienen, welche dem administrativen Belieben in der Ausgabe der (für Inländer bestimmten) Paßkarten genaue Schranken setzt. Es gilt dies insbesondere von dem Rechte, die Ausstellung dieser Karten zu verlangen; nur diejenigen Inländer haben keinen Anspruch darauf, welche sich nicht im Vollgenuß der bürgerlichen Rechte befinden (z. B. Minderjährige); ferner Personen, welche unter polizeilicher Aufsicht stehen oder sich in strafrechtlicher Untersuchung befinden, ebenso reisende Handwerker, Hausirer rc., für welche die zeitherigen Reiselegitimationen gelten. Allen Personen, welche unter die angeführten Kategorien nicht eingereiht werden können, müssen auf ihr Verlangen unweigerlich Legitimationskarten ausgefolgt werden. Nicht die höhere oder niedere sociale Stellung des Individiums, noch Stand und Vermögen begründen diesfalls einen Unterschied. Ohne den Zweck der Legitimationskarten zu vernichten, können auch bloße Bedenken gegen die Person nicht für genügend erkannt werden, um Jemandem eine Legitimationskarte zu verweigern. Die liberale Umgestaltung des Paßwesens beginnt übrigens schon jetzt den vortheilhaftesten Einfluß auf den Verkehr zu äußern, und gewiß ist keine Maßregel der Regierung mit so lebhafter Freude begrüßt worden, als gerade diese.

Der Voß'schen Zeitung schreibt man aus Mitteldeutschland vom 31. März: „Ganz verläßliche briefliche Mittheilungen aus Oesterreich schildern mit lebhaften Farben die zahlreichen Uebertritte zur protestantischen Kirche, welche seit dem Concordat, mit welchem der niedere Klerus und der aufgeklärte Laie gleichmäßig unzufrieden, erfolgt sind. Sie bestätigen nicht nur vollkommen, was unlängst gerüchtweise von den Zeitungen gemeldet ward, den Uebertritt eines großen ungarischen Fabrikanten mit 500 seiner Arbeiter, sondern erzählen auch von gleichem Uebertritt in Böhmen, Mähren, Kärnten und in der österreichischen Hauptstadt selbst. Insbesondere enthalten jene Briefe numerische Angaben der im Auslande in den Dienst der evangelischen Kirche übergetretenen österreichischen Priester, deren Zahl beträgt z. B. in Schlesien 31."

Italien. Der zwischen Oesterreich und Sardinien obwaltende Zwiespalt, welcher jetzt durch den Abbruch aller diplomatischen Verbindung erweitert worden ist, hat den Westmächten Veranlassung gegeben, ihre guten Dienste zur Aus-

gleichung desselben anzubieten, und wie versichert wird, ist dieses Erbieten sowohl in Wien, als in Turin nicht von der Hand gewiesen worden. Wenn aber ein Wiener Blatt hieran die Behauptung knüpft, daß eine Wiederaussöhnung der beiden Höfe nahe bevorstehe, so ist dies jedenfalls zu weit gegangen.

Frankreich. Die französische Regierungspresse thut sich nicht wenig darauf zu Gute, daß in neuerer Zeit alle politische Fragen von einiger Bedeutung in Paris ihre Lösung finden; sie hebt mit Genugthuung hervor, daß der Kaiser als der Schiedsrichter Europa's zu betrachten sei und bestätigt dabei, daß neuerdings auch Dänemark in seinem Streite mit den deutschen Mächten den Beistand Napoleon III. angerufen habe. Indessen sieht sich doch in letzterer Beziehung die officielle Presse zu dem Zugeständniß veranlaßt, daß die Frage der Herzogthümer eine wesentlich deutsche sei; wahrscheinlich will man dadurch den übeln Eindruck schwächen, den die Einmischung Frankreichs in jene Angelegenheit in Deutschland hervorrufen mußte. Denn es ist Thatsache, daß die französische Regierung in Wien und Berlin dringend davon abgerathen hat, den Streit mit Dänemark zur Entscheidung des deutschen Bundes zu bringen. — In der Neuenburger Frage ist man noch zu keinem definitiven Resultate gelangt, obgleich die erwarteten Beschlüsse des schweizerischen Bundesraths über die Forderungen Preußens eingegangen sind. Der Inhalt der preußischen Bedingungen, unter denen die Verzichtleistung auf Neuenburg ausgesprochen werden soll, wird jetzt genauer angegeben. Hiernach sollen die Könige von Preußen für ewige Zeiten den Titel eines Fürsten von Neuenburg und Valengin behalten; die Schweiz hat alle Kosten für die im September v. J. in den Kanton Neuenburg gelegten Occupationstruppen zu tragen und der genannte Kanton nimmt an dieser Last nur nach seiner Bevölkerungszahl Theil. Kein Neuenburger kann wegen der Theilnahme an den Septemberereignissen vor ein Kriegsgericht gestellt oder im Wege der Civilentschädigungsklage belangt werden. Die Schweiz zahlt dem Könige von Preußen eine Entschädigung von zwei Millionen Fr. und auch an der Aufbringung dieser Summe trägt der Kanton Neuenburg nur verhältnißmäßig bei. Die i. J. 1848 von der republikanischen Regierung eingezogenen Kirchengüter werden wieder herausgegeben und der reformirten Kirche wird ihr Antheil bei der Verwaltung dieses Vermögens gesichert. Ferner wird das Fortbestehen der vorhandenen milden Stiftungen, sowie die Ertheilung einer allgemeinen Amnestie gefordert, in welche auch die Milizen eingeschlossen sind, welche sich durch Auswanderung dem Zwange, gegen ihren Fürsten die Waffen zu tragen, entzogen haben. Schließlich soll eine Revision der Verfassung nicht vor sechs Monaten stattfinden und die Theilnahme an derselben soll nur Denjenigen gestattet werden, welche im Kanton geboren sind. Unter diesen Bedingungen scheint die Geldforderung und die bei der Verfassungsrevision verlangte Beschränkung bei der Schweiz am meisten Widerspruch zu finden, doch hofft man auch hierüber eine baldige Verständigung herbeigeführt zu sehen. — Die jährlichen Revenuen, welche der König von Preußen aus Neuenburg bezog, betrugen 100,000 Fr. und die verlangte Entschädigung würde sonach einer Kapitalisirung dieser Einkünfte entsprechen. Vor der Hand haben sich die in Paris versammelten Conferenzmitglieder bemüht, einige Ermäßigungen in den preußischen Vorschlägen herbeizuführen und es werden daher neue Depeschen aus Berlin erwartet, ehe man zur Wiederaufnahme der Sitzungen verschreitet.

Die Verschwörung, welche, wie bereits erwähnt, vor Kurzem in Paris entdeckt wurde, hat noch immer neue Verhaftungen zur Folge, welche theils in der Hauptstadt, theils in der Umgebung derselben vorgenommen werden; auch sind durch den Telegraphen Befehle zur Inhaftirung einzelner Personen in den Provinzen abgegangen. Das Complot soll den Umsturz der Verfassung und die Ermordung des Staatsoberhaupts zum Ziele gehabt haben und es sollen dabei einige in London lebende französische Flüchtlinge dergestalt compromittirt sein, daß ihre Auslieferung gefordert werden dürfte. Doch erfährt man darüber nichts Genaueres. Gewiß ist aber, daß die Vorsichtsmaßregeln, welche man für die Sicherheit des Kaisers für nöthig erachtet, in den letzten Tagen bedeutend verschärft worden sind. — Der Staatsrath hat den Bischof von Moulins, welcher durch Suspendirung einiger Geistlichen und andere Uebergriffe Anlaß zu mehrfachen Klagen gegeben, für schuldig erachtet und ihn verurtheilt. Der Moniteur enthält bereits ein Decret, in welchem ausgesprochen wird, daß er seine Amtsgewalt mißbraucht habe. Dagegen ist dem Prälaten ein Trostschreiben des Papstes zugegangen, welches sein Verhalten billigt und ihm den Schutz des römischen Stuhles zusagt.

Das französische Budget betrug unter der alten Monarchie jährlich 500 Mill. Fr.; unter dem ersten Kaiserreiche erreichte es die Höhe von 700 Mill. und unter der Restauration stieg es auf 1000 Mill. Unter Louis Philipp war es auf 1500 Mill. angewachsen und gegenwärtig umfaßt es eine Summe von 1717 Mill. Fr. Der Constitutionell tröstet die Franzosen damit, daß sie jetzt besser regiert würden, wie früher, wenn es auch etwas mehr koste. — Es ist von einer neuen Anleihe der Stadt Paris zu 100 Mill. Fr. die Rede, um die Breschen zu füllen, welche die Brodkasse und die kolossalen Bauten und Niederreißungen im Budget der Stadt verursacht haben.

Die zuerst von einem Kanonikus zu Lüttich ausgegangene Prophezeiung, daß in diesem Jahre, und zwar am 13. Juni, ein großer Komet unserer Mutter Erde den Garaus machen und den Untergang des Menschengeschlechts herbeiführen werde, findet in Frankreich, namentlich unter den Landleuten, vielfachen Glauben, und selbst in Paris bildet dieses Thema, trotz seiner Absurdität, das Tagesgespräch. Auch fehlt es nicht an ultramontanen Priestern, welche jene Prophezeiung benutzen, um die Verderbtheit des jetzigen Jahrhunderts als die Ursache jenes angeblich zu erwartenden Ereignisses hinzustellen und die dadurch zur Verbreitung des Aberglaubens beitragen helfen. (Auch bei uns in Deutschland hat jene Verkündigung manche schwachen Seelen bethört und wir werden daher nächstens auf die unbegründete Furcht vor dem erwarteten Kometen ausführlicher zurückkommen).

Spanien. Die Vermittelungsversuche zu Ausgleichung des zwischen Spanien und der mexikanischen Republik bestehenden Conflicts sind bis jetzt ohne Erfolg geblieben. Die spanische Regierung ist vielmehr zur Anwendung kriegerischer Maßregeln entschlossen, und Ende vorigen Monats hat bereits eine Flotten-Abtheilung Cadix verlassen, um nach Havannah zu segeln, woselbst die Rüstungen schon soweit gediehen sind, daß 15,000 Mann an der Expedition theilnehmen können. — Die Wahlen zu den neuen Cortes sind fast durchgängig auf Moderado's gefallen, ein Resultat, welches nicht befremden darf, da die Regierung den Gouverneuren es zur Pflicht gemacht hatte, der Erwählung jener Partei besonderen Vorschub zu leisten. Nur im Senate, wo Marschall O'Donnell dem Ministerium gegenübersteht, wird es einige Opposition geben. General Prim, welcher sich durch heftige Angriffe gegen das jetzige Regierungssystem eine sechsmonatliche Gefängnißstrafe zugezogen hatte (s. Nr. 12), ist begnadigt worden. Die neuesten Berichte melden seine Erwählung zum Deputirten.

Schweden. In diesem protestantischen Lande, welches sonst so freisinnige Einrichtungen aufzuweisen hat, verfährt man bekanntlich gegen Andersgläubige, namentlich gegen Katholiken, mit einer Intoleranz, welche sich weder mit dem Geiste der evangelischen Kirche, noch mit der fortgeschrittenen Bildung unseres Jahrhunderts verträgt. Nur Lutheraner werden zu Staatsämtern zugelassen und der Austritt aus der Landeskirche wird mit Verbannung und einer Art bürgerlichen Todes bestraft. Der milde Sinn des Königs Oscar ist nun bereit, eine ausgedehntere religiöse Freiheit zu bewilligen und es ist zu diesem Zwecke ein besonderer Gesetzentwurf ausgearbeitet worden. Leider steht aber zu fürchten, daß die Intoleranz der Geistlichkeit und des Adels die wohlmeinende Absicht des Königs nicht zur Ausführung gelangen lassen werde.

Großbritannien. Bis zum 4. April waren bereits die Ergebnisse von 535 Wahlen bekannt. Nach den Berechnungen der ministeriellen Organe sind hiervon 325 liberal und 210 conservativ ausgefallen, so daß demnach der freisinnigen Partei ein entschiedenes Uebergewicht in dem neuen Unterhause gesichert ist. Am schlimmsten sind die Manchesterpartei und die Peeliten weggekommen, welche selbst ihre namhaftesten Candidaten nicht durchzubringen vermochten. Im ganzen sind bis jetzt ungefähr 150 neue Vertreter gewählt, die ihre Tüchtigkeit erst zu bewähren haben; dagegen werden im neuen Hause sehr tüchtige Kräfte, wie Layard, Bright, Cobden, Gibson rc. fehlen, was selbst ihren politischen Gegnern nicht lieb sein dürfte. Die „Times" spricht bereits ihre Besorgniß aus, daß die bisherigen bedeutenden Parlamentsredner, welche bei der Wahl unterlagen, jetzt für die Regierung gefährlicher werden können, als wenn sie im Unterhause säßen; namentlich steht zu erwarten, daß sie das Verlangen nach Wahlreform unter der Bevölkerung lebhaft anregen und unterstützen werden.

Die Nachricht, daß der Kaiser von China zum Frieden und zur Aussöhnung mit den Engländern geneigt sei, hat bis jetzt keine weitere Bestätigung gefunden; die neuesten Posten aus Bombay erwähnen nichts davon, und der bereits ausgesprochene Verdacht, daß die telegraphische Botschaft blos ersonnen worden, um den englischen Parlamentswahlen Vorschub zu leisten, scheint somit begründet. — Während französische Blätter behaupteten, daß der chinesische Bäcker Ahlum in Honkong, welcher beschuldigt war, das den Engländern gelieferte Brod vergiftet zu haben (s. Nr. 12), vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen worden sei, zeigt es sich jetzt, daß der Proceß einen ganz anderen Verlauf genommen hat. Der Bäcker wurde in Hongkong vor ein englisches Geschwornengericht gestellt; er erklärte sich für völlig unschuldig, wies nach, daß er an dem betreffenden Tage gar nicht in seiner Bäckerei gewesen, daß er selbst, sowie Mitglieder seiner Familie von dem vergifteten Brode gegessen und mit ihnen hierauf erkrankt sei, und daß endlich seine Abreise von Hongkong nur deshalb erfolgte, weil seine auf dem Festlande wohnende Familie von den Mandarinen bedroht worden sei. Die Beweisführung des Chinesen war so überzeugend, daß die Geschwornen das Nichtschuldig über ihn aussprachen. Der Verdacht der Thäterschaft ruht auf zwei chinesischen Gesellen, welche während der Abwesenheit Ahlums die Bäckerei leiteten und denen es gelungen ist, zu entkommen.

Montenegro. In diesem Ländchen, welches vor einigen Jahren, als die orientalischen Verwickelungen einer verhängnißvollen Krisis entgegenreiften, eine so hervorragende Rolle spielte, gehen jetzt wieder absonderliche Dinge vor. Während nämlich Fürst Danilo in Paris bemüht ist, sich das Wohlwollen des Kaisers der Franzosen zu sichern und so einen Ersatz für die ihm entzogene Gunst Rußlands zu finden, schicken sich die Häuptlinge der schwarzen Berge an, ein wenig auf eigene Faust zu regieren; auf diese Weise hat sich bereits eine bedenkliche Anarchie entwickelt, welche es fast fraglich erscheinen läßt, ob der Fürst bei seiner Rückkehr seinen Platz noch unbesetzt finden wird. Unter den Montenegrinern hängen nämlich gar Viele noch an Rußland, das früher die Sympathien dieser Bergvölker zu erwerben wußte, welche Letzteren überdies in dem Czaren ihr geistliches Oberhaupt verehren. Gegenwärtig ist nun Fürst Danilo bereit, unter gewissen Modificationen die Oberherlichkeit der Pforte anzuerkennen, und dieser Entschluß stößt unter den Montenegrinern auf lauten Widerspruch, da selbige ihre Unabhängigkeit dadurch bedroht glauben. Hierzu kommt, daß man von dem französischen Einflusse in den schwarzen Bergen nichts wissen will und es sehr übel deutet, daß der Fürst sich demselben hinzugeben geneigt ist. Die Häuptlinge, welche den Absichten des Fürsten entgegen sind, haben daher die Abwesenheit desselben benutzt, um mit ihren Plänen hervorzutreten und für die Unabhängigkeit des Landes zu wirken. An ihrer Spitze steht der Präsident des Senats, Georg Petrowic, ein Mann voll vielem Einfluß, dem die größere Hälfte der Bevölkerung willig zu folgen bereit ist. Die dem Fürsten ergebenen Senatoren haben sich unter diesen Umständen veranlaßt gesehen, ihren eigenen Vorsitzenden und seine nächsten Anhänger aus dem Lande zu weisen, um einem offenen Aufstande vorzubeugen. Auch ward einem Kapitän vor seiner Verbannung das Haus niedergebrannt und alle Anhänger Rußlands, welche mit ihrer Gesinnung hervortreten, werden bestraft und verfolgt. Dieser Zustand wird aber nicht lange andauern; denn es fehlt dem Senate die Macht, die wilden Bewohner der schwarzen Berge darniederzuhalten. Die herrschende Unzufriedenheit droht vielmehr sich in einem offenen Aufstande Luft zu machen und die bisherigen Vorgänge scheinen das Vorspiel wichtiger Ereignisse zu bilden.

Amerika. Wenn die letzten aus New-York kommenden Nachrichten sich bestätigen, so haben die Vereinigten Staaten sich in nächster Zeit eines abermaligen Gebietszuwachses zu erfreuen. Es soll nämlich der Regierung zu Washington gelungen sein, mit Mexico einen Vertrag abzuschließen, wodurch die Union gegen Entrichtung einer Geldsumme die Staaten Sonora und Sinaloa, nebst der Herrschaft über den kalifornischen Meerbusen erwirbt. Durch Erwerbung dieser zwei Provinzen, welche dem Golf von Kalifornien entlang liegen, wird das Gebiet der Vereinigten Staaten bis zum Wendekreis des Krebses vorgeschoben.

Gegenwärtig wird in New-York eine Expedition nach der Krim ausgerüstet. Dieselbe trägt aber einen friedlichen Charakter; an ihrer Spitze steht ein unternehmender Amerikaner, Namens Gowan. Derselbe hat nämlich mit der russischen Regierung einen Contract abgeschlossen, um die im Hafen von Sebastopol versenkten Kriegsschiffe wieder an's Tageslicht zu fördern. Zu dieser kolossalen Arbeit gedenkt Hr. Gowan seinen neuerfundenen Taucherapparat und acht Dampfmaschinen von je 80 Pferdekraft, welche auf Flößen postirt werden, anzuwenden. Von den 107 in der Tiefe liegenden russischen Schiffen hofft der Unternehmer mit seinen gewaltigen Hebewerkzeugen mindestens 40 unversehrt emporzuheben; die übrigen beabsichtigt er unter dem Wasser zu sprengen. Die Maschinen und Vorbereitungen kosten dem Amerikaner 250,000 Dollars; dennoch glaubt er ein gutes Geschäft zu machen, da ihm die russische Regierung die Hälfte des Werths der heraufbeförderten Schiffe (von denen die größten über eine Million Dollars kosteten) zugesagt hat. Die Expedition wird Anfang Juni nach dem schwarzen Meere abgehen.

Ein Sprung in den Rhein.

Novelle von **Carl v. Kessel.**

(Fortsetzung.)

Das Fahrzeug flog schnell dahin und der junge Mann kniete inzwischen neben der weiblichen Gestalt nieder, die er soeben den Wellen entrissen hatte. Er legte seine Hand an ihr Herz und zu seiner unaussprechlichen Freude überzeugte er sich nach einigen Augenblicken banger Spannung, daß dasselbe noch nicht aufgehört hatte zu schlagen.

„Ist keinem von Euch ein Schluck Branntwein bei der Hand?" fragte er, zu den Schiffern gewendet.

„Jub, greif unter die Bank und reiche dem Herrn die Flasche."

„Hier, Herr, hier ist sie."

Der Fähnrich goß einige Tropfen in seine hohle Hand und begann damit die Stirn und die Schläfe der Dame zu reiben. Anfänglich schienen seine Versuche erfolglos zu sein, nach einiger Zeit fühlte er aber, daß ein leiser warmer Hauch seine Hand berührte.

„Gott sei Dank," rief Kranichfeld, „das Leben kehrt wieder zu ihr zurück!"

„Sie haben da ein schönes Stück Arbeit gehabt, Herr," sagte einer der Schiffer in seiner rauhen Ausdrucksweise,

„Bei solchem Wetter mit den Wellen kämpfen, um ihnen ihre Beute zu entreißen, dazu gehört ein muthiges Herz und vor Allem ein kräftiger Arm."

Der junge Mann hörte auf diese Bemerkung nicht, sondern wendete noch immer seine ganze Aufmerksamkeit der Dame zu, die der Zufall so unerwartet seiner Sorge anvertraut hatte. Mit dem Ausdruck ängstlicher Erwartung heftete sich sein Blick auf ihre bleichen halbgeöffneten Lippen, auf die langgeschlitzten festgeschlossenen Augen, über denen sich zwei dunkle, sammtartige Bogen wölbten. Plötzlich entwand sich der Unbekannten ein schwerer Seufzer, ihre Hand fuhr nach dem Herzen und während sich ihre Augenlider langsam öffneten, fragte sie mit matter, kaum hörbarer Stimme:

„Wo bin ich?"

„Beruhigen Sie Sich, meine Dame," entgegnete der Fähnrich, Sie sind in Sicherheit."

„Mein Gott, mein Gott!" stöhnte diese, „so habe ich also nicht geträumt!" — Und indem sie ihre nassen Kleider befühlte, setzte sie leise hinzu: „O, der Elende! — er hat sich also wirklich nicht gescheut, einen Mord zu begehen!"

Dann richtete sich die Unbekannte halb in die Höhe, blickte sich scheu um und rief abermals im Tone der Angst und des Schreckens: „O, noch immer dieser gespenstische Strom mit seinen tückischen Wellen ... Ist es denn wahr, daß ich sterben sollte? ... Und Sie, mein Herr, Sie haben mich gerettet — gerettet aus dem nassen Grabe, in welches mich die Hand eines Missethäters bereits gebettet hatte!"

In diesem Augenblicke stieß der Nachen an's Ufer.

„Eine Droschke," rief der junge Mann zu einem der beiden Schiffer gewendet, „lauf, mein Junge, und laß Dich die Mühe nicht verdrießen, Du siehst, daß es Noth thut."

„Gut, gut, Herr, ich werde sogleich wieder zurück sein!"

Während der Kahnführer im Dunkel der Nacht verschwand, hatte der Fähnrich mit dessen zurückgebliebenem Gehilfen die Dame an's Ufer gebracht. Erschöpft und vor Frost zitternd, lehnte diese sich an die Schulter ihres Retters.

„Werden Sie stark genug sein, sich zehn Minuten aufrecht zu erhalten?" fragte dieser theilnehmend.

„Gewiß, mein Herr." Und sich krampfhaft an seinen Arm klammernd, setzte sie hinzu:

„O, nicht wahr, Sie werden Mitleid mit mir haben; Sie werden mich nicht verlassen?"

„In diesem Zustande? — Das wäre ja eine Grausamkeit. Ich halte es für das Zweckmäßigste, Sie in das nächste Hotel zu führen."

„Nein, nein," rief die Unbekannte, „ich will in kein Hotel — ich fürchte mich ... Der Elende, er würde mich von Neuem zu finden wissen ... er würde vor einem zweiten Verbrechen nicht zurückbeben!"

„Indessen, bedenken Sie Ihren Zustand ... Sie bedürfen nothwendig der Ruhe."

„O, ich Unglückliche!" rief die Dame, verzweiflungsvoll ihre Hände ringend.

„Lassen Sie uns überlegen," fuhr Kranichfeld fort.

„Retten Sie mich, mein Herr, und halten Sie sich überzeugt, daß man es Ihnen tausendfach lohnen wird."

„Dessen bedarf es nicht. Doch gestatten Sie mir eine Frage."

„Sprechen Sie."

„Sie haben Ihre Gründe, sich verborgen zu halten?"

„Mein Leben hängt davon ab."

„Sie bedürfen des Schutzes eines Mannes?"

„Dringender als jemals."

„Und diese geheimnißvollen Umstände?"

„Ich werde sie Ihnen später aufklären."

„Nun denn," sagte der Fähnrich, „da Sie des Schutzes bedürfen, da Sie es für nöthig halten, sich zu verbergen, und da Sie in kein Hotel wollen, so kenne ich nur einen Ausweg —"

„Sprechen Sie."

„Sie entschließen sich, so lange eine Zuflucht bei meiner Wirthin zu suchen, bis wir auf andere Mittel zu Ihrer Sicherheit Bedacht genommen haben."

„Unter den gegenwärtigen Umständen nehme ich Ihren Vorschlag dankbar an; ich vertraue Ihrem Edelmuth und Ihrer Rechtschaffenheit."

„So lassen Sie uns einsteigen," sagte Kranichfeld, indem er den Schlag der inzwischen herbeigekommenen Droschke öffnete. „Ich erkläre mich von jetzt ab zu Ihrem Ritter, und dies legt mir die Pflicht auf, Sie unter allen Umständen zu beschützen."

„Sie werden es nicht bereuen."

Ohne hierauf zu antworten, drückte der Fähnrich den beiden Schiffern ein reichliches Trinkgeld in die Hand, dann nahm er neben der Fremden in dem Fiaker Platz, und während dieser über das Steinpflaster rollte, lehnte sich unser Held in eine Ecke des Wagens und murmelte:

„Tausend Patronen, wie werde ich mich vor Nanette rechtfertigen, und was wird Frau Fitzelwitz dazu sagen!"

III.

Am anderen Tage stand der Regiments-Adjutant vor dem Obersten und meldete:

„Der Mantel, die Kopfbedeckung und das Seitengewehr des Fähnrichs von Kranichfeld sind diesen Morgen auf der Rheinbrücke gefunden worden."

„Und der Fähnrich?" fragte der Oberst theilnehmend.

„Von dem Fähnrich war bis jetzt nirgends eine Spur zu entdecken."

„Sie vermuthen also, daß ihm ein Unglück widerfahren?"

„Leider dürfte daran kaum mehr zu zweifeln sein."

„Das wäre ja sehr betrübend," sagte der würdige Offizier. „Kranichfeld war ein guter Junge und ein tüchtiger Soldat. Er hatte das Herz auf dem rechten Fleck, und vielleicht wäre er doch noch durch das Examen geschlüpft."

„Das gesammte Offiziercorps theilt diese gute Meinung," ergänzte der Adjutant.

„Aber liegt denn irgend ein Verdacht vor, daß er seines Lebens überdrüssig gewesen?"

„Nicht der entfernteste. Um ein Selbstmörder zu werden, besaß er zu viel Ehrgefühl."

„Diese Ueberzeugung habe ich auch. Es muß ihm also ein Unglück zugestoßen sein."

„Aller Wahrscheinlichkeit nach."

„Armer Junge," wiederholte der Oberst, gedankenvoll im Zimmer auf- und abgehend."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und Luparius trat im Ordonnanzanzuge ein.

„Rapport des Fähnrichs von Kranichfeld!" sagte er, indem er in strammer Haltung an den Obersten trat und diesem ein großes versiegeltes Schreiben überreichte.

„Bist Du des Teufels, Mensch!" rief der Commandant. „Soeben wird mir ja gemeldet, daß der Fähnrich ertrunken ist."

„Zu Befehl, Herr Oberst," entgegnete Luparius, ohne eine Miene zu verziehen.

„Aber wenn er ertrunken ist, dann kann er doch keine Briefe mehr schreiben."

„Das ist wahr," meinte Luparius trocken.

„Nun, daraus ist also der Schluß zu ziehen, daß der Fähnrich noch lebt?" —

„Zu Befehl!" erwiederte Luparius, indem er sich noch fester emporrichtete.

„So geh' und sage ihm, daß er sich augenblicklich hier einfinden soll."

„Der Herr Oberst verzeihen —"

„Nun, was giebt es noch? —"

„Die Ordre ist nicht auszuführen."

„Nicht auszuführen? — Ich glaube, Du träumst. Warum nicht?"

„Der Fähnrich ist abgereist."

„Was? — Abgereist?“

„Ja. Diesen Morgen in aller Frühe.“

„So? — Und ohne Urlaub — Das wird ihm gerade nicht zum Besten bekommen. Wo hat er sich denn hinbegeben?“

„Das ist ihm selbst nicht bekannt. Er vermuthet blos —“

„Was vermuthet er?“

„Daß es nach Polen oder Rußland geht. Die Dame...“

„Eine Dame?“ fragte der Oberst, Luparius immer erstaunter ansehend.

„Ja, die Dame, die mein Herr gerettet hat.“

„Wo gerettet?“

„Aus dem Rhein.“

„Davon verstehe ich in der That kein Wort,“ sagte der Commandant zu dem Regimentsadjutanten gewendet.

„Vielleicht giebt das Schreiben näheren Aufschluß,“ sagte dieser. „Sehen Sie doch nach, was es enthält.“ — Und zu Luparius gewendet, fügte der Oberst hinzu: „Es ist gut, Du kannst gehen.“

„Nun?“ sagte der Regimentscommandant, als er mit seinem Adjutanten allein war.

„Soll ich lesen?“ fragte dieser.

„Freilich! — Das ist ja eine ganz fabelhafte Geschichte.“

Der Adjutant begann:

„„Unterthänigster Rapport des Fähnrichs von Kranichfeld. Der Fähnrich von Kranichfeld meldet ganz gehorsamst, daß er zwischen ein und zwei Uhr eine Dame aus dem Wasser gezogen hat.““

„Bravo! — Das söhnt mich schon halb mit ihm aus. — Weiter.“

„Der Fähnrich von Kranichfeld meldet ferner, daß genannte Dame, die sehr schön und jung ist, dringend des Schutzes bedürfe.“

„Hm, das ändert die Sache — Weiter.“

„So daß nach genommener Einsicht und in Erwägung aller Umstände besagter Fähnrich von Kranichfeld nicht umhin konnte, den dringenden Bitten genannter Dame nachzugeben und selbiger das Versprechen zu ertheilen, sie der Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums wegen bis nach Polen, oder nöthigenfalls auch bis nach Rußland zu begleiten. Aus diesen Gründen und da die Kürze der Zeit dem Fähnrich von Kranichfeld nicht gestattet, persönlich darum anzuhalten, sucht derselbe hiermit gehorsamst um einen vierwöchentlichen Urlaub nach.“

„Da haben wir's!“ rief der Oberst, „was ist nun zu thun?“

„Erhält er den Urlaub nicht, so verfällt er den Kriegsartikeln,“ bemerkte der Adjutant.

„Freilich, und das wäre doch eine schlechte Belohnung dafür, daß er ein Menschenleben rettete.“

„Der Herr Oberst befehlen also? ...“

„Nun, was will ich machen — er befindet sich nun doch einmal auf Reisen. Sorgen Sie dafür, daß er als beurlaubt geführt wird.“

„Der Herr Oberst sind immer nachsichtig und gütig,“ sagte der Adjutant, seinen Chef dankerfüllt anblickend.

„Nun, man ist ja auch einmal jung gewesen,“ erwiederte der würdige Offizier, „und damals hatte man ebenfalls Nachsicht nöthig. Ich glaube an Kranichfelds Stelle hätte ich es ebenso gemacht.“

(Fortsetzung folgt.)

Religion im Leben.

„Die Glocken läuten die Ostern ein.“ — Das Fest der Auferstehung ist gekommen. Auferstanden sind auch wir:

„Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Drucke von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht“ —

strömt's hinaus in fröhlichen Schaaren, hinaus in die frische freie Natur, die ihren Frühlingsblüthenschmuck angelegt und Allen ein fröhliches Gottgrüß zuruft. Das ist eine Freude, ein Hochgenuß; und das Auge, das erquickt hinausschaut in die weite bergumschlossene Ferne und hineinblickt in den lieblich dahingleitenden Strom, von dem perlt auch die Thräne hernieder, die Thräne freudigen Dankes für solchen Lebensgenuß! Eine schwere drückende Last, wie die Schneedecke von den Fluren, wie die Eiskruste von den Strömen, scheint auch vom Menschenherzen gewichen zu sein, da er einzieht in seiner Majestät, der sonnenbestrahlte, lebenerweckende Frühling, da Finken und Lerchen hoch auf den noch blätterlosen Zweigen es uns zuzwitschern: auferstanden, ja auferstanden ist die Natur zu neuem, blühendem Leben.

Und wenn wir so hinauswallen in den herrlichen, stattlichen Dom, so da gebaut ward vor Jahrtausenden, der beschienen ist von dem strahlenden Lichte, das erschaffen ward am ersten Tage der Welt und in dem Alles vom höchsten Felsen bis hinab zum kleinsten Steinchen in seiner Mannichfaltigkeit und Zierlichkeit, seinem Farbenspiel und seiner Augenweide Zeugniß ablegt von jenem kundigen großen Baumeister droben: — da „reget sich die Menschenliebe, die Liebe Gottes regt sich nun“. —

Der müßte ganz abgestorben sein für Alles, was das Herz labt und den Sinn erfreut, Den nicht ein Gang in's Freie jetzt erheben kann und beglücken muß, Der nicht von dem heiligen Gefühle frommer Andacht durchbebt wird, wenn er eintritt in die Pforten der heiligen, blühenden Natur.

Ein Spaziergang in den ersten Frühlingstagen: das ist ein Gottesdienst. Wenn er auch nicht hinsinkt auf die Kniee, wenn auch geschlossen bleibt der Mund und sich nicht falten die Hände — der muntere Gang, das innige Frohgefühl, der erfreute Blick, sie sind genügender, vollgiltiger Ausdruck der Verehrung Gottes in der Natur.

So bildet der Spaziergang in's Freie am Osternachmittage eine würdige Fortsetzung und Ergänzung zu dem Kirchenbesuche des Vormittags. Und was hier aus Gottes Wort und würdigem Priestermunde dich erbaut und erhoben, das wirst du dort, im Tempel der Natur, noch einmal durchempfinden und beseligend fühlen.

Denn die ernste, religiöse Stimmung, die wahrhaft-religiöse nämlich, die folgt dir auch aus dem Gotteshause hinaus in das Leben, die legst du nicht ab mit dem Gesangbuche, das du sorgsam in den Schrank verschließest, die begleitet dich überall hin zur Arbeit und umsomehr auch zur Erholung, zu der schönsten und würdigsten, welche der junge Frühling uns vorbereitet, dem Spaziergange in's Freie.

„Die Religion im gemeinen Leben“ — das heißt nicht in dem schlechten Leben, sondern in dem gewöhnlichen Alltagsleben — zu erkennen und zu bewähren, das ist freilich eine schwere Aufgabe. Mancher meint sie sei unmöglich, manch Anderer will gar nichts davon wissen. Der Eine hält's für gar zu schwer, der Andre für zu leicht, für zu unheilig, außer der Kirche von religiösem Thun zu reden. Dieser Andere ist der Nämliche, der auch diese Zeilen mit Verdruß liest, denn ein Blatt wie die Dorfzeitung soll sich, nach seiner Meinung, mit Besprechung religiöser Angelegenheiten nicht befassen.

Und doch haben wir noch gar nichts von der Sache gesagt, sondern vor der Hand nur einen Buchtitel genannt; denn das ist „die Religion im gemeinen Leben“. Aber freilich ein wichtiger und bedeutungsvoller Titel, so wie es das Büchlein ist, dem er vorgedruckt ward. Es ist nämlich eine Predigt, die ein schottischer Landgeistlicher, John Caird mit Namen, über dies Thema gehalten hat, und die einer der edelsten und gelehrtesten deutschen Männer, Christian Carl Josias Bunsen in Heidelberg, für werth hielt, sie in deutscher Uebersetzung dem deutschen Volk, das an gesprochenen und gedruckten Predigten wohl keinen Mangel hat, zugänglich zu machen und zur Beherzigung zu empfehlen. Und der Mann hat sich nicht getäuscht. Auch wenn nicht schon der edle Zweck des Unternehmens — der Erlös der Predigtübersetzung ist zum Theil für die Gustav-Adolf-Stiftung bestimmt — die An-

schaffung der Predigt befürwortete, ihr Inhalt allein schon würde es rechtfertigen, daß hiermit der Ankauf der Caird'schen Predigt und deren aufmerksame Durchlesung Allen empfohlen wird, denen es darum zu thun ist, sich klar darüber zu werden, ob man scheiden soll zwischen Heiligem und Unheiligem, ob es recht ist, seine religiösen Lebensstunden auf den Kirchenbesuch zu beschränken und die Arbeit, wie die Erholung als etwas Unreligiöses zu behandeln, oder ob nicht vielmehr das ganze Leben, all unser Thun ein heiliges, geweihtes sein soll, durchdrungen von dem Geiste der göttlichen Liebe.

Darüber steht in dem Buche viel Vortreffliches zu lesen. Es ist eine Predigt über den Text: Seid nicht träge, wo es Fleiß gilt; seid brünstig im Geist; dienet dem Herrn. Römer XII. 11. Und den führt der Prediger also aus:

Es ist verhältnißmäßig leicht, in der Kirche fromm zu sein; darin aber, auf der Schreibstube, in der Werkstätte, auf dem Markte, bei der Feldarbeit, religiös gesinnt zu sein, unsre guten Gedanken, unsre feierliche Stimmung aus der Kirche in das Gedränge und Getriebe des täglichen Lebens mitzunehmen — darin liegt wohl die große Schwierigkeit unseres christlichen Berufs. Daß die Theilnahme an den gottesdienstlichen Handlungen der Religion die weltlichen Leidenschaften beruhige, fühlt jeder nur einigermaßen sittliche Mensch. Wenn man aber von da hinaustritt in den häuslichen Kreis, in's Geschäftsleben, da ist's oft wie ein plötzlicher Uebergang von der heißen in die kalte Zone, aus dem warmen Sonnenschein zum erstarrenden Frost. Darum verfielen, namentlich in früheren Zeiten, fromme Menschen darauf, die Welt gänzlich zu fliehen, und lebten in „abergläubischer Absperrung" als Einsiedler. Heutzutage giebt es Menschen, die diesen Zwiespalt auf noch unverzeihlichere Weise zu lösen suchen. Sie schlagen einen Mittelweg ein. Sie sehen Religion und Welt wie zwei Gläubiger an, die sie Beide nicht befriedigen können. Sie geben jedem Etwas in Abschlag, denn — meinen sie — „jedes Ding hat seine Zeit. Das Gebet und die Predigt für den Sonntag, die Wochentage für die irdischen Beschäftigungen. Man kann nicht immer beten und in der Bibel lesen. Für Geistliche und andre fromme Leute, die weiter nichts zu thun haben, mag sich's schicken, auch in den Wochentagen sich mit religiösen Dingen zu beschäftigen, aber wir haben uns mit anderen, mit praktischen Dingen abzugeben." — So sprechen Jene, welche die Religion zu einer bloßen Sonntagssache machen, zu einem Kleide, das zu schön ist für alle Tage, oder zu einer Arznei, die zuweilen nothwendig, aber zu bitter ist, um als tägliches Nahrungsmittel zu dienen. Aber die thätigste Betreibung unsrer weltlichen Geschäfte vereint sich gar wohl mit ernster Hingabe an den Dienst Gottes. „Die Religion soll eine ununterbrochene, Alles belebende, nie aufhörende Pflichterweisung gegen Den sein, welcher nicht nur der Gegenstand unsrer religiösen Verehrung, sondern auch das Ziel unseres ganzen Lebens und Wesens sein soll." Die Frömmigkeit ist nicht blos für die Sonntage da, sondern für alle Tage: darum fordert der Text in einem Zuge zweierlei — Fleiß und Gottesdienst.

„Brünstig im Geist", d. h. von wahrer Frömmigkeit durchdrungen, kann und soll Jeder bei seiner Arbeit sein. Denn die Arbeit ist Erfüllung einer Pflicht, von Gott uns auferlegt, der wir uns nicht entziehen dürfen. Wir sind so gestellt, daß wir ohne Arbeit nicht essen können; hörten die Menschen auch nur einen Tag auf zu arbeiten — dann stände der ganze Kreislauf des Lebens still, Wissenschaft, Gesittung, Fortschritt, kurz Alles, was zum irdischen Menschenwohl gehört, wäre gehemmt. Daraus folgt, daß auch das höchste Gut des Menschen, die Religion, mit jener nothwendigen Arbeit nicht unvereinbar ist. Wie das Gewicht an der Wanduhr das Räderwerk in seiner Bewegung zu hemmen scheint, aber auch nur scheint, da es vielmehr zu dessen richtigem Gange ganz nöthig ist: so verhält sich die mühevolle Handarbeit zu allem Geistigen, besonders zur Religion. Die Religion ist ein Inbegriff von Glaubenswahrheiten. Sie erfordert aber nicht, wie andere Wissenschaften, große Gelehrsamkeit und hohe Bildung; nicht starken Verstand, sondern ein demüthiges Herz verlangt sie, obschon sie auch dem vorgeschrittensten Geiste für Betrachtung und Entwickelung ihrer herrlichen Wahrheiten Spielraum gewährt. Wer Verstand genug hat, sich in den Arbeiten des gewöhnlichen Lebens zurecht zu finden, der hat auch Verstand genug, den Weg zu finden, auf dem er selig werden kann. Die Religion ist aber auch ferner ein Inbegriff der Lebenspflichten „gut zu sein und recht zu handeln," und die können sich eben nur im Leben, in der Thätigkeit bewähren. Andere Pflichten kann man nicht gleichzeitig nebeneinander erfüllen, sie stehen mit einander in Widerspruch. Man kann z. B. nicht als ausübender Arzt Kranke heilen und zu gleicher Zeit Pläne zu Häusern entwerfen. Die Religion aber ist der Alles umfassende Beruf, der sich mit der Ausführung jedes einzelnen wohl verträgt. Man lernt ihn nicht in der Stube, nicht an einem geweihten Ort, sondern in der Welt selbst, der unheiligen, rauhen, gemeinen Welt mit ihren Sorgen und Versuchungen. Lernt ein Kind schreiben, so kommt's nicht darauf an, was, sondern wie es schreibt. Und so kommt's beim Menschen nicht darauf an, was er für einen Beruf hat, sondern wie er ihn erfüllt, ob in frommer, gewissenhafter Weise, „die Hauptsache, die dabei in Betracht kommt, ist: daß er recht leben lernt." Beten und Bibellesen und Kirchenbesuch sind zwar nöthig zur Religion, aber sie sind nur Mittel zum Zwecke, sind nur dann gut, wenn sie uns helfen gut zu sein und recht zu handeln, Gott zu loben und unseren Nebenmenschen Gutes zu erweisen. Und dieser Zweck kann vielleicht gerade von Dem am Besten erreicht werden, dessen Leben ein thätiges ist, dessen Beruf ihn täglich in Berührung mit Menschen bringt. Ein guter Steuermann kann nur auf der See, ein tüchtiger Soldat nur im Dienste, keiner von Beiden bloß durch Bücher sich bilden. „Ebenso kann ein Mann in der Einsamkeit und durch Studium ein gelehrter Theologe werden, oder er kann sich zu jener mattherzigen Frömmelei abrichten, die von Vielen Frömmigkeit genannt wird. Aber niemals kann er im hohen und heiligen Sinne des Worts ein frommer Mensch werden, wenn ihm nicht tägliche Selbstverleugnung, Widerstand gegen die Versuchung, Freundlichkeit, Sanftmuth, Demuth, Mitgefühl und Mildthätigkeit so zur Gewohnheit wird, wie sie nur im Umgange mit Menschen erworben werden kann." Wer also sagt, der Arbeiter habe keine Zeit sich mit Religion zu beschäftigen, der gleicht Dem, der da behauptet: der Soldat könne auf dem Schlachtfeld nicht Kriegskunde treiben. Gerade die rauhe und geschäftige Welt ist der eigentliche Schauplatz für die Religion, sie ist der Ort „wo man beweisen muß, daß die Frömmigkeit nicht ein Traum für Sonntage und einsame Stunden ist, daß sie das Tageslicht recht wohl vertragen kann." Die Religion besteht aber auch nicht sowohl in Verrichtung heiliger Handlungen, als vielmehr darin, daß unsre weltlichen Handlungen aus einem geistigen oder heiligen Beweggrunde hervorgehen. Die Eintheilung der Arbeiten in „heilige" und „weltliche" ist verkehrt, „was Gott rein erklärt hat, warum sollten wir das gemein oder unrein nennen?" Ist der Beweggrund edel und heilig, so ist es auch die Handlung, sei sie auch noch so „weltlich". Man kann die höchste Stellung einnehmen und doch in einem Geiste handeln, der ihr alle Würde nimmt und selbst das Große was man thut, gemein erscheinen läßt. Dagegen „kann in der Brust eines schlichten Handwerkers oder Dienstboten ein Geist wohnen, der die niedrigsten Verrichtungen adelt und die Sklavenarbeit göttlich macht." Herodes war ein Sklave auf dem Throne, die Arbeit in jener Zimmermannswerkstätte zu Nazareth dagegen war eine edle königliche Arbeit!

Der Geist macht hoch und niedrig, er allein bestimmt, was weltlich ist, oder geistlich. Ein Leben mitten unter heiligen Dingen kann doch recht weltlich, dagegen ein Leben mitten im Weltgewühle dennoch göttlich sein. Ein Geistlicher, der heilige Reden nur im Munde führt, thut kein heiligeres Werk,

als ein Buchhändler, der Bibeln verkauft; bei Beiden ist's nur Handwerk. Das weltliche Handwerk ist lobenswerth, aber das handwerksmäßige Betreiben geistlicher Dinge ist verächtlich. Ebenso ist die öffentliche Gottesverehrung ein heiliges Werk; sie kann aber zu einem sehr weltlichen, einem Gräuel herabsinken, wenn nur Neugierde, Gewohnheit, äußerliche Rücksicht, oder Langeweile zur Theilnahme veranlassen.

„Bringet dagegen heilige Grundsätze mit in die Welt und die Welt wird durch dieselben geheiligt werden. Ein Christus ähnlicher Sinn wird Alles christlich machen, was er berührt." Diese Gesinnung muß jede Beschäftigung des Lebens, jedes Wort, jede Handlung durchdringen. Man mag sich wohl scheuen in größerer Gesellschaft religiöser Ausdrücke sich zu bedienen; aber es bedarf weniger Frömmigkeit, gelegentlich religiöse Worte zu sprechen, als einen religiösen Geist in alle Worte zu gießen, und auch das gewöhnliche Gespräch ist christlich, wenn es nur von dem Geist der Frömmigkeit, der Sanftmuth, des Ernstes und der Wahrhaftigkeit durchdrungen ist. Innere wie äußere Mission soll unterstützt werden; aber „du kannst die Sache Christi noch viel wirksamer fördern, wenn du in deinem täglichen Verhalten, im Kreise deiner Familie, in der Gesellschaft, in deinen geschäftlichen Beziehungen, kurz in deinem ganzen Umgange mit der Welt den Einfluß christlicher Grundsätze durch das beredte Schweigen eines frommen Lebens um dich her verbreitest." Wer jedes zweideutige Verfahren oder jeden bedenklichen Vortheil im Geschäfte, jede Berührung mit der Gemeinheit oder Unehrlichkeit meidet, wer genügsam, mäßig und wachsam ist über sein Thun, wer uneigennützig, gütig und liebevoll ist gegen Alle um ihn her: — dessen Leben wird sicherlich ein geistliches werden, während gleichzeitig sein geistliches Leben „brünstiger" werden wird.

So schildert der beredte schottische Prediger die Religion in „einem Leben, das nicht in zeitweiser Erfüllung kirchlicher Gebräuche oder in gelegentlichen Andachtsübungen oder auch in glänzenden Thaten des Muthes und der Selbstaufopferung besteht, sondern in einem ruhigen, gleichmäßigen und anspruchslosen Streben nach höheren Dingen mitten unter den alltäglichen Beschäftigungen dieser Welt." Ein solches, wirklich frommes Leben ist eben so edel als nützlich, und erhebt über die Vergänglichkeit alles Irdischen. Während Ehre und Ruhm und äußere Stellung dahin schwinden, läßt jeder uneigennützige Gedanke, jedes gütige und freundliche Wort, jede That selbstverleugnender Liebe in unserem Berufe, unauslöschliche Spuren in unserer Seele zurück. —

Es ließe sich das Thema dieser vortrefflichen Predigt noch weiter verfolgen, man könnte in einzelne Lebensberufe eindringen und da zeigen, wie ganz anders ihre Uebung ist bei gewissenhaftem, frommen Sinne, als wenn man sie blos geringschätzig als unheilige betrachtet. Doch für diesmal sei es genug. Und wenn der Leser zum Schluß noch fragen sollte: wie kommt diese Zeitung, eine weltliche, politische, zur Empfehlung einer Predigt? so liegt die Antwort nahebei. Die Religion soll ja eben im Leben überall sich bewähren, soll alle Handlungen, all' unser Thun und Reden durchdringen, nicht in salbungsvoller Phrase, sondern in thatkräftiger Wirklichkeit. Und der papierne Abdruck und Ausdruck des wirklichen Lebens: die Presse, sollte nicht theilnehmen an dieser Regel, ihr sollte verschlossen sein, was allen Andern zugänglich? Nur wer in trüber, düsterer Verachtung alles Weltlichen sich gefällt, wer Klagelieder vom „irdischen Jammerthale" anstimmt, nur ein solcher Finsterling, der, undankbar gegen Gottes schöne Schöpfung, selbstersonnenen Hirngespinnsten nachgrübelt und die Religion eben nicht im gewöhnlichen Leben, sondern in einem abgeschlossenen sucht und zu üben meint: nur ein solcher könnte der Presse es verargen, wenn sie dem Caird'schen Buche und allen ähnlichen Erzeugnissen frommer, freisinniger und menschenwürdiger Begeisterung ihre freudige Zustimmung giebt. P. S.

Dresden, den 8. April.

— Da die Genesung Ihrer königl. Hoheit der Prinzessin Sidonie in erfreulicher Weise fortschreitet, so werden seit einigen Tagen ärztliche Bülletins nicht mehr ausgegeben.

— In diesen Tagen ist nach längeren Vorbereitungen der Prospect zu einem unter dem Namen Dresdener Feuerversicherungs-Gesellschaft zu errichtenden Actienunternehmen ausgegeben worden. Das hierzu erforderliche Kapital ist auf drei Millionen Thaler festgesetzt, wovon jedoch vorläufig nur die Actien zu einer Million emittirt werden sollen. Der Werth einer Actie beträgt 1000 Thaler, worauf aber, mit Ausnahme der in den Statuten vorgesehenen Fälle, überhaupt nur ein baarer Einschuß von 200 Thlrn. zu leisten ist. (Siehe das Inserat im Dampfw.) Der Prospect enthält sehr interessante Notizen über den außerordentlichen Aufschwung, welchen das Versicherungswesen in unserer Zeit gewonnen hat und welche weitere Entwickelung demselben noch bevorsteht. So betrug z. B. im Jahre 1849 die Summe des im Königreich Sachsen versicherten Mobiliarwerths 83,261,467 Thlr. und Ende 1855 war sie bereits auf 172,879,001 Thlr. angewachsen, eine Summe, welche immer höher steigen dürfte, da der in Sachsen vorhandene versicherbare Mobiliarwerth über 600 Mill. Thlr. geschätzt wird. An der obengenannten Summe participiren nur zwei sächsische Gesellschaften mit 40 Mill. Thlr., während der Rest von 133 Mill. Thlr. bei ausländischen Gesellschaften assecurirt ist, wofür dieselben nach einem durchschnittlichen Prämiensatze von nur 2¼ pro Mille alljährlich circa 300,000 Thlr. Versicherungsprämien beziehen. Trotz dieser Concurrenz wird das neue Unternehmen bei tüchtiger und coulanter Leitung sicher gedeihen, da das Versichern gegen feste Prämie durch Actiengesellschaften unstreitig den Vorzug vor dem auf Gegenseitigkeit beruhenden verdient, und der Gesellschaft überhaupt in Sachsen und anderen Ländern noch ein weites Feld der Thätigkeit verbleibt. Schließlich darf die Betheiligung an dem Unternehmen als eine sichere und rentirende Kapitalanlage mit Recht empfohlen werden, da erfahrungsmäßig die auf Actien gegründeten deutschen Versicherungsanstalten ihren Actionären auf die gewährten baaren Einschüsse erhebliche Zinsen und Dividende gewähren.

— Der Mörder Häckel, dessen Abführung in die Strafanstalt zu Waldheim wir in voriger Nummer meldeten, hat sich in der Nacht vom 4. zum 5. April in seiner Zelle erhängt.

— Von Domann's bewährtem „Post- und Eisenbahnbericht" ist soeben der zweite Jahrgang erschienen. Derselbe enthält die neuesten Fahrpläne aller sächsischen Posten-, Eisenbahnen- und Dampfschifffahrten, nebst den Anschlüssen nach und von dem Auslande, mit genauer Angabe der Fahrpreise, Meilenentfernung rc. und ist allen Geschäftsleuten als trefflicher Wegweiser zu empfehlen.

Pirna, 7. April. Vor überfüllten Tribünen fand heute eine Hauptverhandlung wider den Schuhmachermeister und Hausbesitzer Friedrich August Pötzsch, dessen Ehefrau Christiane Sophie Magdalene Pötzsch und älteste Tochter Marie Pötzsch von hier statt, die nicht allein in rechtlicher, sondern auch in moralischer Beziehung allgemeines Interesse erregte. Der Thatbestand war folgender: In der Nacht vom 2. bis 3. März 1854 verstarb hier der frühere Stadtrichter Dr. Rodig, ein Sonderling, unter Hinterlassung eines sehr bedeutenden Vermögens. Er hatte keine ihm nahestehenden Verwandten und wohnte bei genanntem Schuhmachermeister Pötzsch zur Miethe, dessen älteste Tochter Marie unter theilweiser Unterstützung ihrer Mutter ihm die Wirthschaft führte. Gleich nach Rodig's Tode verbreitete sich das Gerücht, daß, bevor Rodig's Tod bei der Behörde angezeigt worden, die Familie Pötzsch sich einen Theil des Nachlasses angeeignet habe, und dieses Gerücht fand Nahrung durch den Aufwand, der von derselben in immer steigender Progression gemacht wurde, sowie durch den Ankauf eines Haus- und Gartengrundstücks, welches Pötzsch mit 4600 Thlrn. baar bezahlte. Dieser Aufwand führte zu Nachforschungen, die, längere Zeit gesetzt, insofern von Erfolg waren, als durch sie eine Aussuchung bei der Familie Pötzsch gerechtfertigt erschien. Es fand

daher plötzlich, auf Antrag der Königl. Staatsanwaltschaft, am 29. November 1856, früh in der 7. Stunde, vom Königl. Bezirksgericht mit Zuziehung des Herrn Staatsanwalts eine Aussuchung bei der Familie Pötzsch statt, und wurden hierbei: 16,600 Thlr. in Preuß. Staatsschuldscheinen, 100 Thlr. in 1 sächs.-schles. Eisenbahn-Actie, 10 Sparkassenbücher, eine goldne Uhr mit dergl. Kette, ein goldner Siegelring und einige andere Pretiosen, besonders aber Notizen vorgefunden, welche auf Veräußerungen von Staatsschuldscheinen über 3500 Thlr. hinwiesen. Die Familie Pötzsch wurde inhaftirt, die jüngern Glieder der Familie aber kurz darauf wieder entlassen und nur das Ehepaar Pötzsch, sowie die älteste Tochter, Marie Pötzsch, wegen angeschuldigter Entwendung zur Untersuchung gezogen. Im Anfange derselben behaupteten sie zwar, daß der Dr. Rodig der Tochter Marie, die ihn gepflegt und gewartet hatte, aus Erkenntlichkeit 20,000 Thlr. geschenkt habe. Da sie aber diese Behauptung nicht auszuführen und zu beweisen vermochten, so gaben sie später zu, kurz vor dem Tode des Dr. Rodig in der Wohnstube desselben aus den verschlossenen Behältnissen, jedoch mit den für dieselben bestimmten Schlüsseln, sich in den Besitz von 20,100 Thlr. in K. Preuß. einhundertthälerigen Staatsschuldscheinen, 1020 Thlr. in Gold, 400 Thlr. in Silber und Papiergeld, und 108 Thlrn. 20¼ Ngr. in anderen Effecten (zusammen 21,528 Thlr. 20¼ Ngr.) gesetzt zu haben, änderten jedoch ihre Aussagen nach Eröffnung des Verweisungserkenntnisses dahin ab, daß die Ansichnahme der Gelder und Effecten gleich nach dem Tode des Dr. Rodig geschehen sei, blieben auch in der heutigen Hauptverhandlung bei diesen Aussagen stehen. Einen Theil der an sich genommenen Summe wollte Pötzsch beim Ankauf des zweiten Hauses verwendet haben, während der andere Theil wie erwähnt, bei der Aussuchung gefunden worden war. Nachdem sich der Gerichtshof zurückgezogen, verkündete derselbe später das Urthel, welches wegen Diebstahls unter erschwerenden Umständen nach Artikel 276 - 277 - und Art. 298 des Strafgesetzbuchs Friedrich August Pötzsch und Marien Pötzsch ein Jedes zu 3 Jahr 6 Mon., die verehel. Pötzsch dagegen zu 3 Jahr Arbeitshaus verurtheilte. Die Publication der Entscheidungsgründe erfolgt Sonnabend, den 11. April Vormittags 11 Uhr. (Pirn. Wochenbl.)

§ Blankenstein, 3. April. In dieser Woche hatten wir hier einen bedauerlichen Unfall zu beklagen. Am vorigen Dienstag Nachmittags begaben sich nämlich die beiden Kinder des Wirthschaftsbesitzers Philipp, ein Mädchen von 4½ und ein Knabe von 3½ Jahren, zu den Kindern des Tagearbeiters Michael, um mit diesen zu spielen. Sie gehen unter Andern in den leeren Kuhstall einer dem Gutsbesitzer Heyde hierselbst gehörigen Wirthschaft, wo seit vielen Jahren kein Vieh gestanden hat. Auf der daselbst befindlichen sogenannten Hühnerburg fanden die Kleinen eine mit Rattengift gefüllte thönerne Büchse, die sie mit einem Stäbchen herunterlangten. Da der verderbliche Inhalt den Kindern süß schmeckt, so genießen sie davon. Bald stellten sich die furchtbarsten Schmerzen ein, und der Philipp'sche Knabe ist bereits 1½ Stunden nach dem Genusse des Giftes und seine Schwester in der darauf folgenden Nacht gestorben; von den Michael'schen Kindern liegt eins krank darnieder. Der Jammer der Eltern, die auf solche Weise zwei Kinder verloren, ist unbeschreiblich. — Wie die Büchse mit dem Gifte an jenen Ort gekommen, ist noch nicht ermittelt.

* Roßwein, 4. April. In Böhrigen wurde gestern Abend der Gemeindevorstand Rößger, als er mit seiner Familie am Tische saß, vom Blitze getödtet. Die übrigen Familienglieder blieben unversehrt.

‡ Freiberg, 4. April. Gestern Abends um 8 Uhr schlug der Blitz in das mit Strohbedachung versehene Haus des Bergarbeiters Hiller zu Bräunsdorf, worauf das Feuer mit solcher Schnelligkeit um sich griff, daß die verehel. Hiller mit ihren Kindern kaum das Leben zu retten vermochte. Das Haus ist völlig darniedergebrannt und die arme Familie dadurch in die bedrängteste Lage versetzt worden. Drei Ziegen sind im Feuer umgekommen. Zu gleicher Zeit schlug der Blitz in das in demselben Orte befindliche Schennert'sche Wohnhaus, ohne jedoch zu zünden. — In Niederlichtenberg schlug an demselben Abende der Blitz in eine nahe an dem Wohnhause des Zimmermanns Schmieder stehende Birke, fuhr von dort in das Gebäude, zündete und legte letzteres in Asche. Auch im Dorfe Langenau hat der Blitz an jenem Abende im Wohnhause des Hausbesitzers Finsterbusch eingeschlagen, eine Kuh getödtet und das Gebäude eingeäschert.

Leipzig, 6. April. In der Nacht vom 4. zum 5. April brannte in dem Dorfe Lindenau das große, vor zehn Jahren erbaute, Seyffert'sche Brauereigebäude bis auf den Grund nieder. Das Feuer brach auf bisher noch unermittelte Weise gegen 3¼ Uhr früh, wie es heißt, in der Malzdarre aus und ward erst gegen 8 Uhr soweit gedämpft, daß ein weiterer Schaden nicht zu besorgen war. Wie man hört, sind bedeutende Vorräthe an Hopfen und Getreide verbrannt; die Brauburschen haben ihre Kleidungsstücke, der Braumeister seine in dem Gebäude verwahrte Baarschaft, soweit sie in Papier bestand, verloren; die andere in Silber bestehende Hälfte fand man in geschmolzenem Zustande vor. Die Kellerräume blieben unversehrt. (D. A. Z.)

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Rt.	Weizen nGr.	Roggen Rt.	Roggen nGr.	Gerste Rt.	Gerste nGr.	Hafer Rt.	Hafer nGr.	Erbsen Rt.	Erbsen nGr.
Dresden	April	von	5	5	3	4	3	—	1	15	—	—
	6.	bis	5	10	3	10	3	5	1	27	—	—
Bautzen	März.	von	5	—	3	5	2	27	1	10	—	—
	21.	bis	5	20	3	15	3	2	1	17	4	—
Meißen	April	von	5	10	3	5	3	—	1	8	3	10
	4.	bis	—	—	3	12	—	—	1	19	3	15
Pirna	April	von	5	—	3	—	2	25	1	15	3	15
	4.	bis	5	20	3	10	3	—	1	27	3	24
Radeburg	April	von	5	12	3	—	2	28	1	15	3	15
	1.	bis	5	28	3	5	3	—	1	28	4	—
Roßwein	April	von	5	7	3	5	—	—	1	10	—	—
	7.	bis	5	25	3	15	—	—	1	15	—	—
Chemnitz	März.	von	5	20	3	20	3	—	1	16	3	20
	21.	bis	6	—	3	28	3	5	1	20	3	28

Dresden. Das Schock Stroh 4 Thlr. 25 Ngr. bis 5 Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu 1 " — " " 1 " 5 "
Radeburg. Haidekorn 2 Thlr. 15 Ngr. bis 2 Thlr. 28 Ngr.
Eingegangen: 1010 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 4. bis mit 6. April 1857.
die Kanne 17 Ngr. — Pf. bis 18 Ngr. — Pf.
— in Pirna (4. April) 18 " — " " — " — "
— in Roßwein (7. April) 17 " 6 " " 19 " 2 "
— in Chemnitz (21. März) 19 " 5 " " 20 " — "

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 84½ angeb.; dergleichen kleine 86 angeb.; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½% 101½ gesucht; dergl. von 1847 à 4% 98½ ges.; dergl. von 1852 und 1855 à 4% 98½ ges.; dergl. von 1852 4% à 100 Thlr. 99½ angeb.; dergl. 1855 à 3% 79½ ges. Land-Renten-Briefe große 86 ang.; dergl. kleine 86½ angeb. Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99½ ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 99 angeb., kleine 99½ angeb.; dergl. à 3½% große 91½ angeb., kleine 92½ angeb.; dergl. 3½% große 86½ angeb., kleine 87 angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 99 ges.; kleine 99½ ges.; dergl. 3½% große und kleine 94 angeb.

Preuß. 4½% Anleihe 99½ ges.; dergl. 4% 94½ ges. Preuß. 3½% Staats-Schuld-Scheine 83½ ges.
Oesterr. 5% Nation.-Anleihe 83½ angeb.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 15 Ngr. — Pf. Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99½.
Dresden, den 8. April 1857. Ed. Rocksch.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.

(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 15 und zwei Beilage.)

Freitag, Nr. 16. 17. April 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. In mehren süddeutschen Städten sind kurz vor dem Osterfeste von Handwerksgesellen und Fabrikarbeitern Versuche gemacht worden, durch gemeinsame Verbindung höhere Arbeitslöhne zu erlangen und an einigen Orten hat man die Erfüllung dieses Begehrens durch Arbeitseinstellung zu erzwingen gesucht. Zuerst traten die Schneidergesellen zu Nürnberg mit jener Forderung auf, doch wurde dort die Bewegung durch polizeiliches Einschreiten schnell unterdrückt und die vier Wortführer wurden zum Thore hinausgebracht. In Frankfurt a. M. traten die Schneidergesellen ebenfalls zusammen, um sich darüber zu berathen, wie der obengedachte Zweck am besten zu erreichen sei; doch auch hier, wo sich unter den Schriftgießern, Schlossern und anderen Handwerkern ähnliche Bewegungen zeigten, intervenirte die Polizei und es ging Alles ruhig vorüber. Dagegen wurden in Mainz einige dreißig Schneidergesellen, welche plötzlich ihre Arbeit eingestellt hatten, festgenommen. Eben so haben mehr als 500 Fabrikarbeiter in den Hasenhaarschneidereien zu Frankfurt a. M., Hanau, Offenbach, Bockenheim und Niederrad an ihre Fabrikherren das Ansuchen um Erhöhung ihres Wochenlohns gestellt und, da sie keine befriedigende Antwort erhielten, ihre Werkstätten verlassen.

Die Oesterreicher und Preußen, welche gemeinsam in der Bundesfestung Mainz garnisoniren, sind wieder einmal hart aneinander gerathen. Es kam, wie der D. A. Ztg. berichtet wird, am ersten Osterfeiertage in Castel und Kostheim zwischen beiden Truppentheilen zu Reibereien, welche bald in blutige Thätlichkeiten ausarteten. Die Schlägerei, zum Theil mit blanker Waffe geführt, begann in Kostheim und wurde auf der Straße nach Castel und selbst bis in die Stadt Mainz fortgesetzt, bis es den militairischen Oberen gelang, die Soldaten durch die üblichen Signale in ihren Kasernen zu consigniren. Die Mittelrheinische Zeitung bringt über diese Vorgänge einen Bericht, welcher jedenfalls Uebertreibungen enthält, denn die Zahl der Todten wird in diesem Blatte auf 7, die der Verwundeten auf 150 angegeben; dagegen läßt sich die Augsb. Allg. Ztg. aus Mainz nur von vorgekommenen Reibungen schreiben, mit dem Hinzufügen, daß durch sofortiges Einschreiten der Militairbehörden weiteren Excessen vorgebeugt worden sei. In Frankfurt a. M. waren am 13. April von den Militairbehörden besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen worden, um dort ähnliche Conflicte zwischen den österreichischen und preußischen Truppen zu verhindern.

Wie im Großherzogthum Baden, so ist bekanntlich auch im Königreich Würtemberg zwischen der Regierung und dem Klerus in Betreff der katholisch kirchlichen Angelegenheiten ein mehrjähriger Zwiespalt vorhanden, dessen Ausgleichung in neuerer Zeit ernstlich angestrebt wurde. Man berichtet nun aus Stuttgart, daß es gelungen sei, durch eine mit der römischen Curie abgeschlossene und von den beiderseitigen Bevollmächtigten am 8. April in Rom unterzeichnete Uebereinkunft jenen Conflict zu beseitigen. — Die würtembergischen Kammern wurden am 7. April durch ein königliches Rescript auf unbestimmte Zeit vertagt, ohne daß die wichtigen finanziellen Fragen (wie z. B. die einseitige Erhöhung der Ministergehalte), welche von der Abgeordnetenkammer angeregt worden, ihre Erledigung gefunden haben.

Preußen. Bis jetzt ist es noch sehr ungewiß, ob der im Abgeordnetenhause mit einer nicht erheblichen Majorität angenommene Gesetzentwurf wegen Erhöhung der Salzpreise auch im Herrenhause zur Annahme gelangen wird; mindestens hat sich die Finanzcommission des letzteren einstimmig für Ablehnung jener Regierungsvorlage ausgesprochen. — Die preußische Presse hat auch von dem gegenwärtigen Landtage keine Hilfe zu erwarten; in der letzten Session gelangten die erhobenen Beschwerden gar nicht zur Berathung, und diesmal hat zwar die Commission den von dem Abgeordneten Mathis gestellten Antrag einer umfassenden Begutachtung unterworfen, allein sie spricht sich durchgängig gegen die erhobenen Beschwerden aus und räth dem Hause den Uebergang zur Tagesordnung an.

Die Börse ist seit vierzehn Tagen in großer Besorgniß und Aufregung, denn die Regierung geht damit um, ein Verbot der fremden Banknoten auszusprechen und es soll noch dem gegenwärtigen Landtage ein hierauf bezüglicher Gesetzentwurf vorgelegt werden. Ob sich ein solches Verbot nur auf die Zehnthalerscheine beschränken oder ob es auf alle Banknoten unter 100 Thlrn. ausgedehnt werden soll, ist noch nicht bestimmt; doch handelt es sich hierbei nicht blos um Beseitigung eines Circulationsmittels, sondern um den fühlbaren Rückschlag, welchen ein solches Verbot auf die verschiedenen Banken, welche jene Noten ausgaben, und auf deren Actien unfehlbar ausüben müßte. Eine andere Regierungsmaßregel, welche indessen vollständig gerechtfertigt erscheint, hat einen fühlbaren Druck auf den Cours der Eisenbahnactien ausgeübt. Einzelne Eisenbahngesellschaften haben nämlich, um ihren Actionären eine bedeutende Dividende zu gewähren und die Actien auf einem hohen Stande zu erhalten, die Unterhaltung ihrer Bahnen und Betriebsmittel in unverantwortlicher Weise vernachlässigt und nichts auf deren Abnutzung abgeschrieben. In dieser Beziehung soll nun eine strengere Beaufsichtigung der Bahnverwaltungen Seiten der Regierung eintreten und erst nach reiflicher Prüfung der letzteren die Höhe der Dividende festgestellt werden. Dieses Einschreiten der Staatsbehörde wird mehre Bahnverwaltungen, welche bisher mehr an die Gegenwart als an die Zukunft gedacht, nöthigen, Versäumtes nachzuholen und zur Ausführung von Bauten und Vermehrung der Betriebsmittel bedeutende Summen aufzuwenden.

Oesterreich. Das Verhalten Oesterreichs gegen Sardinien begegnet sowohl in der englischen als auch in der französischen Presse ziemlich scharfem Tadel, und es findet hierin die Annahme, daß die Westmächte mehr auf der Seite der sardinischen Regierung stehen, eine weitere Bestätigung. Die „Post" meint, die rücksichtslose Sprache, welche Graf Buol gegen Sardinien führe, sei ganz am unrechten Orte; Sardinien, das fühle jeder ehrliche und liberale Mann in Europa, sei nicht mit Blicken oder Worten niederzudonnern, weil ein massiverer und ungefügigerer Staat an seiner inneren Politik kein Gefallen habe. Der österreichische Kaiserstaat sei ohne

Zweifel ein altes, großes und mächtiges Reich, aber auch Sardinien habe eine ruhmvolle Vergangenheit aufzuweisen, und sein gemeinsames Auftreten mit England und Frankreich in dem letzten Kriege verdiene die dankbarste Anerkennung und dürfe nie vergessen werden. Im Uebrigen sei Sardinien der einzige italienische Staat, der dem Geiste der Revolution eine Schranke gesetzt und sich seit 1848 durch Frieden, Wohlfahrt und Fortschritt ausgezeichnet habe; diese Segnungen aber seien vorzugsweise der constitutionellen Regierung zuzuschreiben, deren ungeschmälerte Aufrechterhaltung sich das aufblühende Königreich trotz der Anfechtungen Oesterreichs angelegen sein lassen müsse. — Die in Wien von Seiten Frankreichs gemachten Versuche, eine Verständigung zwischen den beiden entzweiten Regierungen herbeizuführen, sind gänzlich gescheitert. Wenn aber einzelne Blätter andeuten, daß der Abbruch der diplomatischen Verhandlungen mit Sardinien die österreichische Regierung veranlassen werde, Truppen nach Italien zu senden und selbst ein Lager an der piemontesischen Grenze zusammenzuziehen, so sind dies jedenfalls Uebertreibungen, welche allen Grundes entbehren. Die Zusammenziehung eines sardinischen Uebungslagers bei Alessandria, welches angeblich im Herbste stattfinden soll, steht mit der gegenwärtigen diplomatischen Verwickelung in keinem Zusammenhange, sonst würde man mit einer solchen Maßregel sicherlich nicht so lange warten. Die Feindseligkeiten zwischen beiden Staaten beschränken sich bis jetzt auf einen lebhaften Kampf in der Presse, und auf diesem Gebiete entwickeln die Wiener Blätter eine Bitterkeit und Schärfe, welche wenig zu den Rücksichten passen, die Graf Buol im Namen der österreichischen Regierung noch vor Kurzem von der freien sardinischen Presse fordern zu dürfen glaubte.

Dänemark. Die sämmtlichen Mitglieder des Kabinets haben ihre Entlassung eingereicht und der König hat dieselbe nach einigem Zögern angenommen. Wie verlautet, so ist diese Krisis zunächst durch Zerwürfnisse zwischen Herrn v. Scheele, welcher als Minister des Auswärtigen und der Herzogthümer Holstein und Lauenburg fungirt, und den übrigen Mitgliedern des Ministeriums herbeigeführt worden; doch läßt sich wohl annehmen, daß der neueste Schritt der deutschen Großmächte, wodurch der dänischen Regierung aufgegeben wurde, binnen drei Wochen eine entscheidende Antwort auf die von Oesterreich und Preußen in Betreff der deutschen Herzogthümer erhobenen Reclamationen zu ertheilen, auf den Sturz des Kabinets mit eingewirkt hat, so sehr dies auch dänische Blätter in Abrede stellen. Ein neues Kabinet ist noch nicht zu Stande gekommen, doch soll der geheime Conferenzrath Bluhme vom Könige mit der Bildung eines solchen beauftragt worden sein. Obgleich Hr. v. Scheele bei dem Könige und seiner Gemahlin in besonderer Gunst steht, so wird es doch unmöglich werden, ihn in dem neuen Kabinet zu placiren, da die nationale dänische Partei nichts von diesem Manne wissen will. Dessenungeachtet ist aber durch den Rücktritt dieses Ministers für die deutschen Herzogthümer schwerlich etwas gewonnen, denn der dänische Druck wird nach wie vor auf ihnen lasten bleiben, mögen die Minister, welche in Kopenhagen das Ruder führen, heißen, wie sie wollen.

Frankreich. Die gegenwärtige Zeit ist ziemlich arm an politischen Ereignissen und selbst die französischen Minister haben unter diesen Umständen Muße gewonnen, auf das Land zu gehen. Das wichtigste Ereigniß dieser Woche ist, daß der Sohn Frankreichs laufen gelernt hat; an allen Pariser Bilderläden hängt ein Bild mit der Unterschrift: „Der erste Schritt des kaiserlichen Prinzen", welches den Kleinen darstellt, wie er in Gegenwart des Kaiserpaars unter dem Schutze seiner Amme den ersten Gang macht. — Bei Hofe trifft man schon jetzt Vorbereitungen zu den glänzendsten Festen, welche zu Ehren des Großfürsten Konstantin gegeben werden sollen, der Ende dieses Monats in Paris erwartet wird. Gegenwärtig weilt daselbst der russische General Todleben, der sich durch seine geschickte Vertheidigung von Sebastopol rühmlich hervorgethan hat. Derselbe hat nicht allein bei Hofe eine sehr schmeichelhafte Aufnahme gefunden, sondern er wird auch von den Marschällen und höheren Offizieren, welche den Krimfeldzug mitgemacht, mit großer Auszeichnung behandelt.

Die Neuenburger Conferenzen sind noch immer nicht zu Ende und es werden sowohl in Berlin als in Bern noch einige Zugeständnisse gemacht werden müssen, wenn man zum Ziele kommen will. Die Schweiz trägt namentlich Bedenken, die Forderungen Preußens, welche sich auf die Verfassungsverhältnisse Neuenburgs beziehen, zu genehmigen; auch mit der Höhe der geforderten Entschädigungssumme von zwei Millionen Fr. ist der Bundesrath nicht einverstanden und die Conferenz soll deshalb bereits den Vorschlag gemacht haben, dieselbe auf die Hälfte herabzusetzen.

Die zahlreichen Verhaftungen, welche in den letzten Wochen in Paris und den Departements vorgenommen worden sind, haben bekanntlich zu vielfachen Gerüchten Anlaß gegeben und man sprach bereits von einer gegen das Leben des Kaisers gerichteten Verschwörung. Diese Gerüchte werden jetzt als übertrieben bezeichnet, und die Ursache der Verhaftungen soll lediglich darin bestehen, daß unter den republikanisch gesinnten Arbeitern unerlaubte Versammlungen stattfanden, um ein gemeinsames Zusammenwirken bei den bevorstehenden Wahlen einzuleiten. Die republikanische Partei scheint nämlich entschlossen, ihren bisherigen passiven Widerstand aufzugeben und zu Gunsten regierungsfeindlicher Candidaten zu votiren; die Führer dieser Partei haben ein Manifest von London herübergeschickt und in Paris und Lyon, wo die Arbeiterbevölkerung am stärksten vertreten ist, hatten sich bereits republikanische Wahlcomités gebildet, um in obigem Sinne zu wirken. Diese Comités wurden nun von der Regierung aufgehoben und ihre Theilnehmer verhaftet. Von einem beabsichtigten Attentate gegen das Leben des Kaisers ist nichts bekannt worden.

Auf der großen Centralbahn bei Autin hat sich am 11. April ein schrecklicher Unfall, der mehren Menschen das Leben kostete, ereignet. Eine größere Anzahl von Arbeitern war nämlich am Ausgange eines Tunnels damit beschäftigt, einen Hügel abzugraben, als sich die obere Erdmasse ablöste und Diejenigen, welche mit Erdschaufeln beschäftigt waren, verschüttete; trotz aller Anstrengungen und sofortiger Hilfeleistung haben hierbei 17 Arbeiter ihren Tod gefunden.

Großbritannien. Die Königin Victoria ist am 14. April Nachmittags von einem Prinzen glücklich entbunden worden. — Die Wahlen sind in England, Wales und Schottland vollständig beendigt, und nur Irland ist damit noch in Rückstand; wie aber verlautet, so wird das neue Parlament vor dem 7. Mai nicht zusammentreten. Auch soll die Session von keiner langer Dauer sein, da sich die Regierung auf die Einbringung der nöthigsten Vorlagen zu beschränken gedenkt. Nach der Angabe des „Globe" wird das neue Unterhaus ungefähr 380 liberale und 275 conservative Mitglieder zählen.

Montenegro. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß die Reise des Fürsten Danilo nach Paris für den Letztern sehr ernste Folgen herbeiführen könne (Nr. 15) und die neueren Nachrichten aus Montenegro scheinen dies schon jetzt zu bestätigen. Es herrscht in den schwarzen Bergen vollständige Anarchie und die Excesse zwischen den sich gegenüberstehenden Parteien dauern fort. Daß der Präsident des Senats, Georg Petrovic, welcher der von dem Fürsten Danilo beabsichtigten Unterwerfung unter die türkische Oberherrschaft entgegen ist, aus dem Lande verbannt wurde, haben wir bereits erwähnt; allein dieser Schritt hat den Unabhängigkeitssinn der Czernagorzen auf das Tiefste verletzt und die nationale Partei in ihrem Widerstande bestärkt. Der Vicepräsident des Senats, Mirko, welcher die Sache des Fürsten vertritt und durch allerhand Gewaltmaßregeln seine Herrschaft zu sichern bemüht ist, wird daher Mühe haben, die unruhigen Bergvölker niederzuhalten. Bekanntlich verdankt der jetzige Fürst die Herr-

schaft über Montenegro nur der testamentarischen Verfügung seines Onkels, des letzten Vladika, der ihm jedoch gewisse Bedingungen auferlegte, welche Danilo unerfüllt gelassen hat. Daher die steigende Unzufriedenheit des Volks von Montenegro, welche gegenwärtig in einen offenen Aufstand auszubrechen droht. Fürst Danilo hoffte den Sturm dadurch zu beschwören, daß er sich beeilte, den Schutz des Kaisers Napoleon anzurufen, da Rußland und Oesterreich die Beschwerden des Senats gegen die fürstliche Regierung für nicht unbegründet erkannt hatten und ihm weder in Petersburg noch in Wien irgendwie Unterstützung zu Theil ward. Der Kaiser der Franzosen zeigte aber auch keine Lust, sich wegen des montenegrinischen Häuptlings mit der Pforte zu verfeinden und er forderte daher, daß Ersterer die Oberherrschaft des Sultans anerkenne. Fürst Danilo scheint denn auch wirklich erkannt zu haben, daß nur durch einen solchen Schritt sein schwankender Fürstensitz erhalten werden könne, und er ist deshalb bereit, sich der Pforte zu unterwerfen. Nunmehr treten aber die unerwarteten Ereignisse in der Heimath dazwischen, welche die Lage des ehrgeizigen Häuptlings offenbar verschlimmern. Der Präsident G. Petrovic hat sich bereits nach Wien begeben, um dort eine Neuwahl des Vladika zu begehren und bei der in den schwarzen Bergen herrschenden Aufregung wird es Danilo kaum wagen können, als Vasall der Pforte heimzukehren. Es heißt daher, daß er gesonnen sei, gegen eine Leibrente auf seine Fürstenwürde zu Gunsten seines Neffen, eines Sohnes des Vicepräsidenten Mirko, zu verzichten; dieser junge Mann, welcher in Paris erzogen wird, zählt erst 17 Jahre, und es fragt sich sehr, ob die Czernagorzen mit dieser Wahl zufrieden sein würden. Noch eine andere Hiobspost hat den Fürsten Danilo in Paris getroffen. Er verheirathete sich bekanntlich vor einigen Jahren mit der Tochter eines reichen Handelsherrn in Triest, welcher derselben eine wahrhaft fürstliche Ausstattung gewährte; jetzt hat nun dieses Handelshaus fallirt, ein Ereigniß, das nicht ohne Einfluß auf die ohnehin nicht glänzenden Geldverhältnisse Danilo's bleiben wird.

Türkei. In Konstantinopel wird gegenwärtig ein Proceß eingeleitet, welcher zu wichtigen Enthüllungen führen kann. Man erinnert sich, daß zur Zeit des Todes des letzten Vicekönigs von Aegypten, Abbas-Pascha, das Gerücht ging, daß dieser in seinem eigenen Palast strangulirt worden, und daß es den Mördern, Dank der Unterstützung hoher Mitschuldiger, gelungen sei, sich allen Nachforschungen zu entziehen. In der Nacht vom verflossenen 25. März wurden nun in Konstantinopel drei Tscherkessen von zwei Dienern Ilhami-Pascha's, eines Sohnes Abbas-Pascha's, welcher sich gegenwärtig als künftiger Schwiegersohn des Sultans in Konstantinopel befindet, an einem öffentlichen Orte ermordet. Die Thäter wurden verhaftet und erklärten, daß sie einst im Dienste Abbas-Pascha's gestanden, daß die drei Tscherkessen seine Mörder gewesen, daß sie dieselben bei ihrer Ankunft erkannt und nicht mehr aus den Augen verloren hätten, bis es ihnen gelungen, sie in die Falle zu locken und so den Tod ihres unglücklichen Herrn zu rächen. Ueber die Beweggründe befragt, welche sie verhindert hatten, ihre Entdeckung der Polizei mitzutheilen, erklärten sie, daß sie geschworen hätten, mit eigener Hand Rache zu nehmen. (Abbas-Pascha war ein Enkel Mehemed-Ali's und seit 1848, nachdem Mehemed-Ali geisteskrank geworden, Regent des Landes.)

Ein Sprung in den Rhein.

Novelle von Carl v. Kessel.

(Fortsetzung.)

IV.

Inzwischen rollte eine mit vier kräftigen Pferden bespannte Postchaise auf dem Wege nach Warschau unaufhaltsam fort, die Fenster des Wagens waren heruntergelassen und der Postillon, wahrscheinlich aufgemuntert durch das Versprechen eines reichlichen Trinkgeldes, trieb seine bereits ermüdeten Thiere mit Sporen und Peitsche vorwärts. Eine Dame, in einen weiten Mantel gehüllt, lehnte schweigend in der einen Ecke des schwerfälligen Fuhrwerks, während die andere Ecke ein junger Mann einnahm, der sich ebenfalls seinen ausschließlichen Betrachtungen überließ, die indessen nicht ohne Zusammenhang zu seiner Begleiterin zu stehen schienen, denn sein Blick richtete sich mitunter voll Bewunderung und Theilnahme auf dieselbe, wenn er sich unbemerkt glaubte.

Endlich schlug die Dame ihren Schleier zurück und zeigte ein Paar große ausdrucksvolle Augen, dichte, rabenschwarze Locken, die unter ihrem Hute hervorquollen und einen wunderschön geformten Mund, dessen korallenfarbige Einfassung zu der Feinheit und Weiße ihrer Gesichtsfarbe einen lieblichen Contrast bildeten.

„Wie viele Tage reisen wir nun schon so?" fragte die Dame mit äußerst gewinnender, doch etwas matter Stimme.

„Ich glaube, es ist heute der sechste Tag. Sie sind gewiß recht angegriffen?"

„Ach, mein Herr, ich habe ja soviel gelitten — und" setzte sie seufzend hinzu, „ich leide noch immer."

„Aber jede Gefahr liegt ja jetzt hinter Ihnen. Vergessen Sie die Vergangenheit mit ihren schrecklichen Bildern. Durch mich sollen Sie wenigstens gewiß nicht daran erinnert werden, denn ich betrachte es als eine heilige Pflicht, Ihre Geheimnisse zu ehren."

„O," entgegnete die Dame, „was meine Person anbelangt, so verbirgt sich dahinter kein Geheimniß. Sie sehen in mir nichts weiter als eine Unglückliche — eine Verlassene, die in einem Augenblicke, wo sie es am wenigsten ahnte, dem heiteren fröhlichen Leben entführt und durch einen Dämon in Menschengestalt in die Nacht des Schreckens, der Verzweiflung und, wie Sie gesehen haben, selbst in die des Todes gestoßen wurde."

„Ach, jene Nacht wird nie aus meinem Gedächtnisse verschwinden!"

„Eben so wenig, wie ich vergessen werde, daß Sie mit meiner Verzweiflung Mitleid hatten und diese Reise mit mir in einem Augenblicke unternahmen, wo ich so unglücklich und verlassen war. Vielleicht haben Sie sich dadurch einer großen Gefahr ausgesetzt."

„Wahrhaftig," murmelte Kranichfeld, daran habe ich gar nicht mehr gedacht. Wenn nur Luparius den Brief nicht vergessen hat." — Nach diesem Monolog setzte er laut hinzu:

„Es dürfte höchstens einige Wochen Arrest zur Folge haben."

„O, ich hoffe, auch dies wird sich abwenden lassen. Gewiß, die Mittel werden aufzufinden sein; Sie sollen sehen, daß Sie mit dankbaren Menschen zu thun haben."

„Keinen Dank", sagte der Fähnrich abwehrend; „ich habe nur gethan, was jeder Andere an meiner Stelle ebenfalls gethan haben würde."

„Nun gut, so lassen wir dies vorläufig unerörtert. Da mir aber daran liegt, Ihnen einen Beweis meines Vertrauens zu geben, so komme ich noch einmal auf jene schreckliche Nacht zurück, wo ich durch Ihre Entschlossenheit noch gerade im letzten Augenblicke dem Tode entrissen wurde. Sie kennen bis jetzt die Motive nicht, welche zu einer verbrecherischen That Veranlassung gaben. Ich fühle, daß ich Ihnen auch hierüber eine Erklärung schuldig bin. Nun wohlan, mein Herr, Sie sollen dieselbe jetzt erhalten."

„Gestatten Sie, daß ich hierauf verzichte. Es müßte Sie jedenfalls schmerzlich berühren, auf einen solchen Gegenstand näher einzugehen."

„Im Gegentheil, es ist dies für mich ein Bedürfniß. Zudem gedenke ich Ihre Aufmerksamkeit auch nicht lange in Anspruch zu nehmen."

„Nun, da es einmal Ihr ernstlicher Wille zu sein scheint, so kann ich natürlich in einem solchen Entgegenkommen nur einen neuen Beweis Ihres Vertrauens erblicken."

„So hören Sie.

„Mein Vater bekleidete einen hohen militärischen Rang in der russischen Armee und fand auf dem Schlachtfelde bei Leipzig einen ehrenvollen Tod. Er gehörte mit zu dem ältesten russischen Adel und hinterließ meiner Mutter, die aus einer fürstlichen Familie stammt, welche in meinem Vaterlande von jeher dem Throne nahe gestanden und die stets einen mächtigen politischen Einfluß ausgeübt hat, der auch jetzt noch fortbesteht, ein seinem Stande angemessenes Vermögen. Ich erhielt eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Erziehung, besaß Fassungsvermögen, und meine geistigen Anlagen entwickelten sich daher schnell; auch werden Sie es vielleicht in etwas gerechtfertigt finden," fügte die Dame mit einem feinen, anmuthigen Lächeln hinzu, „wenn ich behaupte, daß die Natur mein Aeußeres nicht ganz vernachlässigt hat."

„Ich würde Jedem ein paar Dutzend Degenstöße anbieten, der nicht unbedingt dieser Meinung beistimmte", rief der Fähnrich, indem er sich tief verbeugte.

„Sie sind galant wie immer," entgegnete seine Begleiterin, sich lächelnd verneigend, „doch wollen Sie glauben, mein Herr, daß gerade das Bewußtsein, daß meine äußere Erscheinung keine unvortheilhafte sei, für mich eine Quelle des Kummers wurde, unter dessen Einfluß Sie mich jetzt theilweise leiden sehen."

„Aber wie so? ... Ich begreife in der That nicht —"

„In unserer Nachbarschaft wohnte ein junger Mann, welcher ebenfalls einer vornehmen Familie zugehörte. Graf Sobakow ... Nun, errathen Sie, wen ich damit meine?" fragte die Erzählerin, indem ihren Körper ein leichtes Frösteln berührte.

„Jener Elende, der in Köln im Begriff stand, ein schwarzes Verbrechen an Ihnen zu verüben?"

„Er ist es. Häufig besuchte er das Haus meiner Mutter. Bald begann er in leidenschaftlicher Weise seine Zuneigung gegen mich an den Tag zu legen. Meiner Eitelkeit schmeichelte dies und ich fand Vergnügen daran, eine Flamme zu nähren, deren verzehrende Wirkungen ich in meiner Unerfahrenheit noch nicht kannte; ich besaß auch zu wenig Menschenkenntniß, um einen Charakter voll aufbrausender, unbezähmbarer Leidenschaftlichkeit, ein Gemüth, das zu jeder Selbsthilfe und somit auch zu jeder verzweifelten That fähig war, in seiner vollen Gefährlichkeit beurtheilen zu können. Ich spielte mein Spiel fort und fand dies höchst ergötzlich, während mich bei einigem Nachdenken die immer glühenderen Blicke des Grafen, der finstere Argwohn, mit welchem er mein Benehmen anderen Männern gegenüber bewachte, die Herrschsucht, die er sich über mich anmaßte, ohne daß ich ihm dazu eigentlich ein Recht gegeben hatte, hätten erschrecken müssen. Endlich erschien der Tag, wo ich nach St. Petersburg abreisen sollte, um dort eine Stelle als Hoffräulein einzunehmen. Graf Sobakow befand sich gerade bei uns zum Besuche, als dieser Befehl eintraf. Seine Augen blitzten und eine Reihe von Gedanken sprach aus denselben, die ich nicht zu entziffern vermochte, deren räthselhafter Sinn mich aber zum erstenmal unangenehm berührte. Ich hatte eine Ahnung, daß Seitens des Grafen eine Erklärung bevorstehe und mein Herz klopfte bang und ängstlich. Aber zugleich regte sich auch meine Eitelkeit; ich stand im Begriff, einen Triumph zu feiern, nach welchem sich mehr oder weniger jedes weibliche Herz sehnt und die ganze Unwissenheit meiner Lage unterstützte dabei diese Eitelkeit. Meine Mutter wünschte aus politischen Motiven meine Verbindung mit dem Grafen und ich — o mein Herr, ich war ein junges unerfahrenes Mädchen, welches den Ernst des Lebens, die Herzen der Menschen und vor Allem die Tiefe entfesselter Leidenschaften noch nicht kannte."

„Dies Alles," fuhr die Dame in ihrer Erzählung fort, „verfehlte bei mir seine Wirkung nicht und bestimmte mich leicht, den Anträgen des Grafen Gehör zu schenken und ihm zu gestatten, mich meiner Mutter gegenüber als seine Verlobte zu betrachten. Aber was mich trotz meines geringen Nachdenkens und meiner oberflächlichen Würdigung in Betreff eines so ernsten Versprechens doch erschreckte, waren die Hinweisungen, welche der Graf daran fast in demselben Augenblicke knüpfte, wo noch soeben die feurigsten Worte des zärtlichsten Dankes und der glühendsten Liebe über seine Lippen gegangen waren. Mit einem Blicke, der, wenn ich erfahrener gewesen wäre, mich mit Bangigkeit vor der Zukunft hätte erfüllen müssen, ergriff er meine Hand und während sein Auge ein unheimliches Feuer erleuchtete und sich auf seiner Stirn ein dunkler Schatten lagerte, sagte er langsam und bedächtig: ›Paulowna, Sie sind jetzt mein und — vergessen Sie dies nie — mein durch Ihre freie Entschließung. Ich betrachte Sie von nun ab als ein mir gehörendes Eigenthum.‹"

„Welche Sprache! rief ich, den Blick halb zornig, halb verwirrt zu Boden schlagend — warum wollen Sie nicht lieber gleich mich zu Ihrer Leibeigenen erklären!"

„Ich wiederhole, daß ich Sie als mein Eigenthum betrachte," fuhr der Graf in einem Tone, der etwas Krampfhaftes an sich hatte, fort, „und ich schwöre es Ihnen bei allen Heiligen, daß ich dieses Besitzthum nie aufgeben werde, wenn Sie jemals vergessen könnten, daß Sie meine Verlobte sind."

„Aber mein Gott, welche sonderbaren Voraussetzungen?"

„Der Graf sah mich einen Augenblick starr an, dann sagte er langsam, indem er jedes Wort betonte:

„›Wissen Sie, zu was ein von Liebe erfülltes Herz fähig ist, wenn es sich getäuscht sieht?‹"

„O nein — woher sollte ich hierüber Kenntniß erlangt haben?"

„›Nun, ich für meinen Theil," fuhr mein Verlobter fort, „würde mich in diesem Falle lieber der Hölle in die Arme werfen, als meine Rache aufgeben. Ich würde es zur Aufgabe meines Lebens machen, den an meinem Herzen begangenen Verrath zu strafen und nicht eher ruhen, bis ich diesen Zweck erreicht hätte.‹"

„Unwillkürlich waren mir bei diesen harten Worten die Thränen in die Augen getreten und mit einem Ausdruck des Schreckens entzog ich meine Hand dem Grafen."

„Dieser mochte wohl fühlen, daß er zu weit gegangen sei, denn er änderte plötzlich den Ton seiner Stimme und sagte in einer sehr sanften einschmeichelnden Weise:"

„›Verzeihung, meine theure Paulowna; ich habe Sie gegen meinen Willen erschreckt. Schreiben Sie meine allerdings etwas zu große Heftigkeit auf Rechnung dessen, was ich für Sie empfinde und Sie werden alsdann gewiß Grund erblicken, Nachsicht gegen mich zu üben.‹"

„Schon wenige Stunden nach dieser Unterredung befand ich mich auf dem Wege nach Petersburg, zweifelhafter als je in meinen Gefühlen zu Herrn von Sobakow und in einer fast mehr als unbehaglichen Stimmung in Betreff meines Verhältnisses zu ihm. Was mich noch mißmuthiger machte, war der Entschluß meines Verlobten, gleich nach mir in der Residenz einzutreffen, um, wie er sich ausdrückte, mich zu bewachen und dafür zu sorgen, daß das Kleinod seines Lebens ihm unverletzt erhalten bleibe."

„Kurz nach meinem Eintreffen in Petersburg" — fuhr die junge Dame nach einer Pause fort — „lernte ich den jungen Grafen Woronesch kennen, welcher durch seinen Reichthum, durch den Einfluß seiner Familie, vor Allem aber durch seine Schönheit und Liebenswürdigkeit in den höchsten Cirkeln der Hauptstadt große Aufmerksamkeit erregte. Da er sich des Wohlwollens des Kaisers im höchsten Grade erfreute, so stand ihm eine glänzende Zukunft in Aussicht. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß meine Mutter einer fürstlichen Familie angehört, und ich muß hinzusetzen, daß ihr Bruder in der unmittelbaren Nähe des Monarchen eine einflußreiche Stelle einnahm. Die Bewerbungen des Grafen Woronesch um meine Gunst blieben von meinem Oheim nicht unbemerkt — er sah sie mit Befriedigung, denn er erblickte in einer solchen Verbindung ein neues Mittel, seine weitgreifenden Pläne zu fördern."

(Fortsetzung folgt.)

Der zu erwartende Komet.

Wie leicht es ist, das Gemüth derjenigen mit Angst und Furcht zu erfüllen, welchen eine naturwissenschaftliche Bildung abgeht, dafür giebt die von den Astronomen für die Jahre 1857—1860 verkündigte Wiedererscheinung des Kometen von 1556 den sprechendsten Beweis. Kaum ist die letztere mit aller ihrer Unbestimmtheit bekannt geworden, da findet sich auch sogleich ein speculativer Kopf, der sich von der Leichtgläubigkeit und Unwissenheit der großen Menge dann einen schönen Gewinn verspricht, wenn er, freilich ohne allen Grund, ohne alle Ueberzeugung, einen bestimmten Tag festsetzt, an dem der Komet sichtbar werden würde. Je näher dieser Tag bezeichnet wird, desto erfolgreicher muß natürlich der Plan gelingen, denn jener Schlaukopf wußte, daß man sich dann nicht einmal Zeit zum Nachdenken nehmen werde; daher erschien ihm der 13. Juni zufällig als der geeignetste Tag für die Wiederkehr des Kometen und, weil die Zahl 13 in der Leute Mund überhaupt keinen guten Klang hat, so verknüpfte sich gewissermaßen von selbst mit der Ankunft des Kometen auch die Idee einer von ihm zu bewirkenden Zerstörung der Erde, ja es erscheint dieselbe bereits sehr Vielen als eine natürliche und darum nothwendige Folge jenes Phänomenes. Es ist nicht uninteressant, in dieser Beziehung den Eindruck zu belauschen, welchen die Verkündigung des durch den Kometen herbeigeführten Unterganges der Erde auf die verschiedenen Gemüther der Menschen, je nach ihrem vermeintlichen Bildungsgrade, hervorgerufen hat. In Oesterreich haben bereits eine Menge Landleute, wie der Director der Wiener Sternwarte, Hr. v. Littrow, in der Wiener Zeitung mittheilt, mit dem Leben abgeschlossen, d. h. sie haben aufgehört zu arbeiten, ihre Felder zu bestellen und ziehen es vor, die ihnen noch gegönnte Spanne Zeit von zwei Monaten in süßem Wohlleben zu verbringen. Soweit haben Furcht und Unwissenheit es bei uns — Gott sei es gedankt — noch nicht gebracht, aber beide geben sich doch auch hinreichend kund. Stumm und lautlos schreitet der Geizhals, dessen schuldbeladenes Herz vielleicht ängstlicher klopft als je, unter den Menschen einher mit abwechselnd flehendem Blick zum Himmel und jammerndem Seufzer zum Geldsack. Ein Andrer erwartet Erlösung seiner inneren Pein und Wiedererweckung seiner Lebenslust von der Antwort auf die in der Stille an seinen gelehrteren Freund gerichtete Frage: „Glaubst du denn auch, daß die Erde den 13. Juni untergehen werde?“ Ein Dritter hat von der Schrift eines Professor Dr. Emsmann gehört, die den Titel führt: „Ueber die Verhältnisse, unter welchen der Untergang der Erde herbeigeführt werden könnte“; da duldet's ihn nicht länger in der Einsamkeit; er eilt, ohne weiter erst den Inhalt der Schrift zu lesen, in den Kreis seiner Bekannten und ruft und schreit: „Kinder, packt ein, die Erde geht unter, ein Professor hat's gesagt, Ihr könnt's lesen!“ Athemlos sinkt er zusammen, die Andern aber werden stumm und blaß und haben nichts Eiligeres zu thun, als das prophetische Wort mit mancherlei Variationen am Bier- und Theetisch zu wiederholen, woselbst nunmehr die Weisheit ihren Sitz aufschlägt und ihre Priester und Priesterinnen viel von Kometen, Professor und Untergang reden läßt, ohne daß auch nur Jemand sich die Mühe genommen hätte, jene Schrift mit Verstand zu lesen. Da hört man das wunderlichste Zeug; Altes wird mit Neuem vermengt, Reminiscenzen aller Art tauchen auf, bis endlich ein Sentimentaler dem Gespräche eine andere Wendung giebt, weil seine Nerven bereits zu sehr aufgeregt sind. Noch Andere suchen zerknirschten Herzens Heil und Rettung von der drohenden Gefahr in der Kirche, wo ihnen der bigotte Eifer irgend eines phantastischen Geistlichen nach dem Beispiele des Kanonicus Matthieu Länsberg in Lüttich das Erscheinen eines Strafgerichtes Gottes verkündigt und somit den Kometen zu einer „Zuchtruthe“ des zornigen Himmelsherrn gemacht hat. Solche Wahrnehmungen, lieber Leser, werden deinen Beobachtungen auch bei uns, die wir uns gleichwohl der höchsten Bildung rühmen, nicht fehlen, ja du wirst wohl gar mit der Unkenntniß gewisser Personen dann noch einen harten Kampf haben, wenn du alle Chroniken Deutschlands herbeiholst, die in früherer Zeit geschehenen Prophezeiungen vom Untergange der Welt daraus vorliesest und zeigst, daß sie alle an der Wahrheit zu Schanden geworden sind, da heute noch die alte Mutter Erde ruhig ihre Bahn wandelt und, beleuchtet und erwärmt von den Strahlen der Sonne, liebend spendet, was des Menschen Herz erfreut. Laß dich indeß selbst bei Erfahrungen dieser Art nicht abhalten, Aufklärung zu verbreiten, etwa in ähnlicher Weise, wie Einsender Dieses es von seinem Standpunkte aus bereits nicht ohne Erfolg gethan hat und wie du es hier weiter darzulegen ihm freundlich gestatten mögest.

Um unsere Sonne bewegen sich nicht blos die bis jetzt bekannten 50 großen und kleinen Planeten, sondern auch noch eine ziemliche Anzahl andrer Gestirne, die man gewöhnlich mit dem Namen Kometen, d. h. Haarsterne, zu bezeichnen pflegt. Schon im Alterthume kannte man sie als Sterne, welche, mit einem bald größeren, bald kleineren Schweife versehen, unerwartet am Himmel erscheinen und wieder verschwinden, nachdem sie einen von den Planetenbahnen sehr abweichenden Weg zurückgelegt haben. Zu jeder Zeit galten sie dem Aberglauben als Vorboten von Pest, Krieg und allerlei Uebeln, oder als Verkündiger eines außerordentlichen Schicksals Einzelner, wie ganzer Völker, oder endlich als Störer unserer atmosphärischen Verhältnisse. Jemehr man jedoch das Wesen der Kometen kennen und nachweisen lernte, daß sie in ihren Bahnen denselben Bewegungsgesetzen folgen, wie die Planeten; jemehr man mit einem Worte ihre kosmische Natur erkannte: desto deutlicher trat die Ungereimtheit obiger Ansichten und Meinungen hervor.

Die meisten Kometen bestehen aus einem rundlichen hellen Kern und einer schwächer leuchtenden nebligen Hülle, die sich gewöhnlich auf der der Sonne abgewendeten Seite in einen oft sehr großen Schweif verlängert, wie z. B. bei den Kometen von 1618 und 1843. Derselbe erscheint bisweilen etwas gekrümmt (1811), öfter aber ganz gerade. Nicht selten theilt sich der Schweif wohl auch, wie dies die Kometen von 1744 und 1807 beweisen, von denen bei dem erstern sich der Schweif in 6, bei letzterem in 2 Aeste spaltete. Seine Masse, sowie auch die des Kernes, ist nach den Untersuchungen der berühmten Astronomen Bessel und Struve so fein durchsichtig, daß man dahinter stehende Sterne ohne alle Brechung der Lichtstrahlen deutlich sehen kann. Daraus geht hervor, daß sie durchaus nicht gasförmig sein kann, sondern aus discreten, durch leere Zwischenräume getrennten Theilchen bestehen muß. Hin und wieder kommt es wohl auch vor, daß dem Kometen der Kern ganz fehlt, wie dies 1819 beobachtet werden konnte.

Während nun die Planeten immer in der Nähe der Ekliptik oder Sonnenbahn (des Thierkreises) gesehen werden, entfernen sich die Kometen meist sehr weit von derselben; während ferner die Bahnen der Planeten nur sehr wenig gegen die Ekliptik geneigt sind, bemerken wir bei den Kometen, daß sie beinahe rechtwinklig auf der Sonnenbahn stehen, so daß sie oft in die Nähe des am höchsten stehenden Sternes, des Polarsternes, kommen. Lange Zeit hat man sich in Folge dessen vergeblich bemüht, eine genügende Erklärung dafür zu geben. Ein voigtländischer Prediger, Namens Dörfel, in Plauen, war der Erste, welcher nach seinen Beobachtungen am Kometen von 1680 und 1681 behauptete, „die Bahn der Kometen sei eine Parabel (Kegelschnittlinie ⊂), in deren Brennpunkt der Mittelpunkt der Sonne liege“. Der berühmte Newton bestätigte diese Meinung. Als jener Komet am 17. Decbr. 1680 durch sein Perihelium (Sonnennähe) ging, war er nur 32,000 Meilen von der Sonnenoberfläche entfernt. In dieser ungemeinen Nähe würden wir von ihm aus die Sonne als eine Scheibe von 96° (etwa 96 Vollmondsbreiten) Durchmesser gesehen haben. Gleich-

wohl blieb der Komet auch nach diesem Durchgange immer noch ein Komet.

Nachdem es nun einmal gelungen war, die Bahnen dieser Himmelskörper zu bestimmen, ergab sich auch der wahre Ort, den sie an gewissen Tagen im Himmelsraume einnahmen. Jener ebenerwähnte Komet war am 22. Decbr. 1680 schon wieder 4 Mill. Meilen von der Sonne entfernt, der Erde aber bis auf 10 Mill. Meilen nahe gekommen. Ferner lernte man nun auch die wahre Länge der Kometenschweife bestimmen und fand hierbei oft außerordentliche Ausdehnungen. Der Schweif des Kometen von 1618 erreichte eine Länge von 9 Mill. Meilen; der des Kometen von 1680 muß mindestens 10 und der des Kometen von 1811 12—15 Millionen Meilen lang gewesen sein. Ueberhaupt aber bleiben die Kometen nur so lange sichtbar für uns, als sie sich in der Sonnennähe befinden; entfernen sie sich über die Jupitersbahn hinaus, dann werden sie von den Strahlen der Sonne überglänzt und verschwinden darum unserem Auge. Ist die Bahn eines Schweifsternes eine parabolische, so scheint derselbe gleichsam aus unendlicher Ferne zu kommen, um nach einiger Zeit unser Sonnensystem für immer wieder zu verlassen. Eine solche Annahme hat jedoch etwas Unwahrscheinliches und es ließ sich daher schon längst vermuthen, daß sich die Kometen in sehr lang gestreckten Ellipsen bewegen. Nach den in den Jahren 1680 und 1681 gemachten Beobachtungen berechnete der Astronom Enke die Bahn dieses Kometen als eine elliptische und fand, daß er im Aphelium (Sonnenferne P.⬭A.) 853 Erdweiten, also 170,000 Mill. Meilen weit von der Sonne entfernt sei; sein Abstand wäre also 140,000 mal größer als der in der Sonnennähe. Die Umlaufszeit würde hiernach 8800 Jahre betragen. Mag nun die Kometenbahn parabolisch oder elliptisch sein, das zweite Keppler'sche Gesetz der Schwere findet doch immer seine Anwendung; es lautet: „Die Geschwindigkeit des Kometen in seiner Bahn ist stets eine solche, daß der von der Sonne zum Kometen gezogene Leitstrahl in gleichen Zeiten gleiche Flächenräume zurücklegt." Sie ist daher am größten, wenn der Komet sein Perihelium passirt. Der von 1681 durchlief nach dieser Rechnung Enke's im Perihelium 53 Meilen, im Aphelium 10 Fß. während einer Sekunde, so daß im letztern Falle die Geschwindigkeit etwa 116,600 mal geringer ist, als im erstern.

Von sogenannten wiederkehrenden Kometen spricht man erst seit Halley's (Zeitgenosse Newton's) Untersuchungen. Er fand nämlich, daß die Größen, welche zur Bestimmung der Bahn des Kometen von 1682 nöthig waren, beinahe dieselben seien, wie die der Kometen von 1607 und 1531. Er wurde dadurch auf den Gedanken geleitet, daß es am Ende ein und derselbe Komet sei, welcher in den drei genannten Jahren erschienen war und der eine Umlaufszeit von 75—76 Jahren habe. Er kündigte daher sein Wiedererscheinen auf das Ende des Jahres 1758 oder den Anfang des Jahres 1759 an und wirklich ging der Komet am 12. März 1759 wieder durch sein Perihelium. Dasselbe ereignete sich am 16. Nov. 1835 bei vorher geschehener Ankündigung. Die nächste Erscheinung wird 1911 stattfinden. Mit eben solcher Genauigkeit sind nun noch mehre Kometen in ihren Bahnen und Umlaufszeiten von Bessel, Enke, Olvers u. A. berechnet und bestimmt worden; wir übergehen indeß die nähere Angabe, da sie unserem gegenwärtigen Zwecke nicht nahe genug liegt. Nur soviel sei noch von der Wiederkehr des so sehr gefürchteten Kometen von 1556 hinzugefügt, daß bei aller Schärfe der damals gemachten Beobachtungen dieselben doch nicht sicher genug sind, die Wiederkehr des Kometen mit Bestimmtheit für das Jahr 1857 vorherzusagen, zumal, wie Littrow selbst meint, die Entscheidung darüber immer von einer ziemlich willkürlichen Auslegung der alten Autoren abhängt.

Schließlich noch ein Wort über die Störungen der Kometen. Wegen der sehr wenig dichten Masse, aus welcher diese Sterne bestehen, erfahren sie, sobald sie in die Nähe von Planeten kommen, oft so große Störungen, daß ihre Umlaufszeiten dadurch bedeutend vergrößert oder verkleinert werden, daß ihre Bahn oft wohl gar geändert wird. Das treffendste Beispiel dafür giebt der Komet von 1770, der nicht blos 1767, sondern auch 1779 dem großen Jupiter so nahe kam, daß er sogar zwischen ihm und seinem vierten Monde hindurchging, ohne dem Planeten auch nur den mindesten Schaden zuzufügen; im Gegentheil erfuhr der Komet bedeutende Ablenkung von seiner Bahn. Der Halley'sche Komet, der, wie schon gesagt, möglicher Weise 1758 wiedererscheinen konnte, wurde bei seinem Durchgange durch den Jupiter um 518, durch den Saturn um 100 Tage aufgehalten, so daß er erst 1759 im März sichtbar wurde. Sehr wahrscheinlich ging die Erde am 26. Juni 1819 durch den Schweif des damals erschienenen Kometen, ohne auch nur die mindeste Störung zu erfahren. Ein wirklicher Zusammenstoß aber findet niemals statt, mindestens hat Arago angegeben, daß das Gegentheil desselben 250 Millionen Mal wahrscheinlicher sei. Während einerseits Erfahrung und Wissenschaft darthun, daß Kometen sehr bedeutende Störungen durch die Planeten erfahren, hat man bis jetzt noch nirgends nachweisen können, daß die Planeten durch die Kometen Störungen erlitten hätten, woraus sich ergiebt, daß die Masse der Kometen sehr klein im Vergleich zur Masse des Planeten sein muß.

Aus vollster Ueberzeugung rathen wir dir daher, freundlicher Leser, in keiner Weise dein Gemüth mit unnöthiger Angst und Besorgniß zu erfüllen. Erwarte ganz ruhig das herrliche Phänomen am Himmel, benutze Zeit und Gelegenheit, es mit unbefangenem Auge zu beobachten und so die Größe Dessen zu bewundern, der die Kometen schuf und sie in ihren Bahnen leitet.
—t.

Dresden, den 16. April.

— Se. Majestät der König haben am gestrigen Tage die Thode'sche Papierfabrik in Hainsberg mit einem Besuche beehrt und die Einrichtungen dieses großartigen Etablissements in allen ihren Einzelheiten mit lebhaftem Interesse besichtigt. — Auch besuchten Se. Majestät einige andere Fabriken des Plauen'schen Grundes, sowie die Freih. v. Burgk'schen Werke, und begaben sich alsdann nach Potschappel, um von dort aus in Begleitung der Direktorialmitglieder der Albertsbahn die nach den Hänichener Kohlenwerken führende Zweigbahn zu befahren und den in mehrfacher Beziehung interessanten Bahnbau in näheren Augenschein zu nehmen.

— Die vorjährigen Leser unserer Zeitung werden sich erinnern, daß wir bei Einführung des neuen öffentlich-mündlichen Strafverfahrens, um ein anschauliches Bild über dessen Gang zu geben, über die ersten vor dem hiesigen königl. Bezirksgerichte verhandelten Straffälle ziemlich ausführlich, unter dem Titel „Aus dem Gerichtssaale", berichteten. Das zweite in Nr. 44 v. vor. J. S. 350 enthaltene Referat über den Schneider'schen Diebstahl wurde — kaum sollte man es für möglich halten — von dem Handelsmann F., der dabei als Zeuge und Entdecker des Diebstahls mit thätig war, zum Gegenstand einer Injurienklage wider die Redaction ausersehn. Und so fand dieselbe gleich zu Beginn des neuen Verfahrens sich genöthigt, das Recht der Oeffentlichkeit gegen einen, speciell auf sie, der Sache nach aber auf die Befugnisse der Presse zur Mittheilung von Gerichtsverhandlungen gerichteten Angriff zu vertheidigen. Es freut uns nun, Dem die Mittheilung hinzufügen zu können, daß das königliche Gerichtsamt im hiesigen Bezirksgericht die Rügenklage zurückgewiesen und uns straffrei gesprochen hat Damit ist denn auch wiederholt bestätigt, daß die Presse berechtigt ist, die Gerichtsverhandlungen sowohl in Bezug auf das Thatsächliche als auch nach dem Eindrucke, welchen sie auf den Zuhörer machen, mitzutheilen. Wir werden auch fernerhin wie bisher von diesem Rechte, einer Pflicht gegen unsere Leser, bei wichtigen Verhandlungen Gebrauch machen, während wir wie bisher, die Mehrzahl weniger interessanter Straffälle entweder gänzlich mit Stillschweigen übergehen oder nur ganz kurz und mit Beschränkung auf das Thatsächliche mittheilen werden.

— Gestern fand vor dem hiesigen königl. Bezirksgerichte unter Vorsitz des Herrn Appell.=Raths v. Criegern bei sehr zahlreich besetzten Zuhörerräumen, die Verhandlung gegen den vormaligen Landgerichtsregistrator Fr. L. Schäfer von hier, wegen ausgezeichneter und resp. einfacher Unterschlagung statt. Schäfer war seit mehreren Jahren beim hiesigen Landgerichte mit der Vereinnahmung der Brandkassengelder betraut und zu diesem Zwecke besonders verpflichtet worden. Einem leichtsinnigen Lebenswandel ergeben, hatte er schon längere Zeit hindurch die ihm anvertrauten Gelder angegriffen und in eigenen Nutzen verwendet, war aber stets bemüht gewesen, das Deficit durch Aufnahme von Wechseln ꝛc. rechtzeitig zu decken, bis ersteres Anfang d. J. auf 400—500 Thlr. angewachsen war und es ihm unmöglich fiel, die fehlenden Gelder zu beschaffen. Zur Zahlung gedrängt und die Entdeckung seines Vergehens fürchtend, hatte Schäfer am 3. Jan. das Landgericht verlassen und dabei noch von den eingegangenen Brandkassengeldern eine nicht unerhebliche Summe (600—700 Thlr.) zu sich gesteckt, wahrscheinlich um seine Flucht zu ermöglichen. Im Ganzen betrug das vorgefundene Deficit circa 1014 Thlr., wovon jedoch, nachdem Schäfer, der sich einige Tage an hiesigen öffentlichen Orten herumgetrieben, am 7. Jan. verhaftet worden, in seiner Wohnung noch 508 Thlr. vorgefunden wurden. Außerdem fielen Schäfern noch mehrfache Unterschlagungen zur Last, die er bei der ihm obliegenden Aufbewahrung von einzelnen Geldposten und Werthgegenständen begangen hatte, so daß sich die Gesammtsumme des Veruntrauten auf 1146 Thlr., nach Abzug des bewirkten Ersatzes von 508 Thlrn. aber auf 638 Thlr. belief. Der Angeklagte, welcher von Herrn Adv. Kohlschütter vertheidigt wurde, zeigte große Reue und seine Aussagen, in denen er die ihm beigemessenen Vergehen zugestand, wurden öfters durch heftiges Weinen unterbrochen. Der Gerichtshof verurtheilte ihn zu einer Zuchthausstrafe von vier Jahren. — Ungleich spannender war die auf heute angesetzte Verhandlung, da der Angeklagte, ebenfalls der Veruntreuung angeschuldigt, Alles beharrlich leugnete. Der Sportelcontroleur Ernst Th. Werner, seit 1849 bei dem vormaligen Municipal= (städtischen) Stadtgericht (im Rathhause), seit 1851 bei dem königl. Stadtgericht und seit 1855 bei dem königl. Landgericht Dresden angestellt, war angeklagt: erstens während seiner Amtirung im Municipalstadtgerichte eine Anzahl Kosten vereinnahmt und unterschlagen und zweitens ebenso im Mai 1855 für den beurlaubten Kassirer F. 119 Thlr. 6 Pfg. Gerichtskosten in Empfang genommen und an sich behalten zu haben. Hiervon hatte er zwar 4 Thaler sofort zurückgegeben, da der Kassirer deren Mangel alsbald entdeckt; die übrigen 115 Thlr. 6 Pfg. hatte er dagegen erst später, auf wiederholtes Andringen des Kassirers, an diesen durch den Agenten Rudowsky im November 1855 auszahlen lassen. Ein Darlehn Rudowsky's, für das sich Schäfer verbürgt, hatte die, nur freilich erst spät erfolgte, Rückerstattung ermöglicht. Der Angeklagte stellte die Unterschlagung in Abrede, behauptete hinsichtlich der alten Stadtgerichtssportelreste, sie seien, obwohl er darüber quittirt, dennoch von den Boten an ihn nicht abgeliefert worden und bezog sich darauf, daß im Jahre 1849 in Folge der Maiuntersuchungen eine große Geschäftsüberhäufung stattgefunden, die ein derartiges Uebersehen, Nichtempfangenes zu quittiren, begründe. Auch die Vereinnahmung der 115 Thlr. 6 Pfg. gab er zwar zu — er wollte sie jedoch die ganze Zeit über bis zu ihrer spätern Zahlung im Kasten bei sich aufbewahrt haben. Herr Adv. Frenzel hatte die schwierige, von ihm mit gewohntem Scharfsinne gelöste Aufgabe, den Angeklagten zu vertheidigen. Eine sehr zahlreiche Versammlung folgte der Verhandlung mit großer Theilnahme, welche allerdings ein Fall verdient, in welchem ein Cassenbeamter der Angeklagte ist, noch dazu ein solcher, der in der Untersuchungsabtheilung eines Gerichts beschäftigt, als solcher tagtäglich Acten unter den Händen hat, in denen gleiches verbrecherisches Gebahren seine Strafe gefunden. Das in den Nachmittagsstunden eröffnete Straferkenntniß hielt den Angeklagten seines Leugnens ungeachtet für vollkommen überführt, 115 Thlr. — Ngr. 6 Pf. unterschlagen zu haben und verurtheilte ihn deshalb zu Arbeitshausstrafe von 1 Jahr 3 Monaten, während er im Uebrigen beschränkt klagfrei gesprochen wurde. Daß der Eine mehrere Jahre Zuchthaus, der Andere nur 1¼ Jahr Arbeitshaus erhalten, hatte nicht darin seinen Grund, daß jener gestanden, dieser geleugnet, sondern darin, daß der Erstere als verpflichteter Cassenbeamter, letzterer ohne besondere Verpflichtung die Unterschlagung verübt hat.

*Hosterwitz, 15. April. In dem nahen Keppgrunde hat am ersten Osterfeiertage Nachmittags um 2 Uhr ein sehr beklagenswerther Unglücksfall stattgefunden. Einige junge Leute vergnügten sich in den bei der Keppmühle befindlichen Promenaden damit, daß sie aus einem Terzerole abwechselnd nach einer thönernen Pfeife schossen. Der Tapezier Georg Röder aus Dresden war eben im Begriff zu schießen, als sein Freund, der Conditorgehilfe Müller bemerkte, daß die als Ziel dienende thönerne Pfeife von der Stelle, auf welcher sie lag, herabzurutschen begann; er sprang deshalb hinzu, um selbige zurechtzulegen, doch in demselben Augenblicke knallte der Schuß und Müller sank, tödtlich in die Brust getroffen, nieder. Der Verunglückte war aus Chemnitz gebürtig, doch hielt sich seine Mutter seit einiger Zeit in Dresden auf. Röder wurde von dem Ortsrichter sofort an das königl. Gerichtsamt Schönfeld abgeliefert.

*Aus dem Plauen'schen Grunde, 16. April. Gestern in der 3. Nachmittagsstunde ward der Grundstein zu der Brauerei zum Felsenkeller bei Dresden gelegt. Es hatten sich deshalb auf dem Grundstücke das Direktorium, der Ausschuß, die Maurer- und Zimmermeister, die Baubeamten und alle Arbeiter versammelt, auch waren einige besonders eingeladene Gönner des Unternehmens, sowie viele zufällige Zuschauer anwesend. Nachdem sich das Direktorium und der Ausschuß, sowie die eingeladenen Gäste und die Baumeister und Beamten um den zu legenden Grundstein, welcher gegenüber der Buschmühle auf die Ufermauer gestellt und mit einem Anker auf der Seite nach der Weiseritz zu näher bezeichnet ist, versammelt hatten, gruppirten sich die Arbeiter, gegen 300 Mann, im Kreise darum. Das Direktorium begrüßte durch den Direktor Advokat Schmiedt die Versammelten und trug sodann durch den Direktor Kaiser den Inhalt einer Urkunde vor, welche in den Stein eingelegt werden sollte. Diese Urkunde, üblicher Maaßen auf Pergament geschrieben, war in kalligraphischer Beziehung ein Meisterstück zu nennen. Ihr Inhalt gab zunächst die Zeit der Grundsteinlegung genau an und verbreitete sich sodann über das Historische des Grundstückes, welches ursprünglich zu einem Coschützer Bauergute gehörte, sodann unter dem Namen „das Lehmann'sche Bad" bekannt war und gegen 1803 in den Besitz des bekannten Malers und Professors Graffi kam, welcher abwechselnd in Rom und Deutschland lebte und öfters auf dem Grundstücke, nach ihm Graffi's Villa genannt, wohnte. Die Urkunde berührte sodann die spätern Besitzer und führte an, daß das Grundstück eine besuchte Restauration wurde, ging dann aber auf die Geschichte des neuen Bauunternehmens über, welches zunächst am 17. Nov. 1855 in die Hände eines Comité's gelegt wurde, nannte die Namen der Unternehmer, erwähnte kurz das Wesentlichste des auszuführenden Baues, nannte die Baumeister und Baubeamten und macht endlich die dermaligen Direktorial- und Ausschußmitglieder namhaft, worauf mit einem Segenswunsche geschlossen wurde. Nach Verlesung dieser Urkunde ward noch vom Direktor Adv. Schmiedt eine andere Urkunde vorgelesen, welche auf den Wunsch der Gemeinde Coschütz in den Stein gelegt werden sollte und die dermaligen Mitglieder der genannten Gemeinde namhaft machte. Hiernach wurden die beiden Urkunden, sowie die Zeichnungsbedingungen der Gesellschaft mit angehängter lithographirter Ansicht der zu errichtenden Brauerei, der Statutenentwurf und eine lithographirte Ansicht der vormaligen Graffi's Villa, sowie einige neue Geldstücken in eine Zinnbüchse geschlossen und diese in eine Oeffnung des Grundsteines eingefügt. Den letztern legte sodann der Direktor C. B. Schmidt zurecht und hielt derselbe hierauf eine feierliche Ansprache an die Versammlung, welche mit einer Bitte um den Segen Gottes schloß. Die feierliche Handlung

ward sodann durch die üblichen Hammerschläge beendigt und folgte ihr schließlich ein Festessen des Direktoriums und Ausschusses, der Baumeister, Baubeamten und der eingeladenen Gäste, bei welchem es an ernsten und launigen Toasten nicht fehlte.

Meißen, 8. April. Vorgestern hat der 16jährige Stiefsohn des Schornsteinfegermeisters Starke hier einen hohen Beweis von Entschlossenheit und Muth geliefert. Wie er auf dem Oessenkranze des Armenschulgebäudes an der Wasserburg sitzt und die vollendete Reinigung der Oesse laut verkündet, sieht er einen Knaben in den unmittelbar vorbeifließenden Elbstrom fallen. Ohne Zögern steigt er vom Dache herab — wäre er durch die Oesse in das Haus zurückgekehrt, hätte er einen Umweg machen müssen und viel Zeit verloren —, stürzt sich in die Elbe und schwimmt dem Knaben nach. Derselbe ist schon ein tüchtiges Stück den Fluß hinabgetrieben und bereits im Versinken, als es dem Retter gelingt, ihn zu erreichen und festzuhalten. Er nimmt ihn unter den Arm, schwimmt auf diese Weise unter großer Anstrengung an das Ufer und der Knabe ist gerettet. (Meißn. Ztg.)

: Meißen, 13. April. Am gestrigen Tage fand vor hiesigem königl. Bezirksgericht die Hauptverhandlung gegen den Dienstknecht Kurzreuther statt, welcher am 25. März, wie bereits in Nr. 14 d. Bl. ausführlich mitgetheilt worden, durch unbedachtsamen Gebrauch eines Schießgewehrs in der Schramm'schen Wohnung zu Gävernitz den schwachsinnigen Schirrmeister Mitscherling tödtlich verwundet hatte. Aus der Verhandlung ergab sich, daß Kurzreuther, nachdem er dem Knecht Bruntsch die Doppelflinte aus der Hand genommen, das linke Rohr derselben mit dem Ladestocke untersucht und es ungeladen gefunden hatte. In der festen Meinung, daß auch das rechte Rohr keinen Schuß enthalte, obgleich auf dem Piston desselben ein Zündhütchen saß, legte er das Gewehr mit den Worten „Wilhelm ich schieße!" auf den nur drei Schritte von ihm entfernten Mitscherling an und drückte ab. Mitscherling wurde von der Schrotladung in die Hand und den Unterleib getroffen; doch hielt man die Verwundungen nicht für gefährlich, Kurzreuther begleitete vielmehr Mitscherlingen heim nach Piskowitz und rieth ihm dort, sich niederzulegen. Der Verwundete schloß sich hierauf in seine Kammer ein und wurde erst nach einigen Stunden von den Seinigen vermißt. Nachdem man ihn aufgefunden, wurde sofort nach einem Arzte geschickt, aber ungeachtet aller Hilfe erfolgte bereits am andern Morgen infolge der Unterleibswunde der Tod. Bei der gestrigen Verhandlung zeigte der Angeklagte Kurzreuther, welcher sich bisher des besten Leumunds erfreut und als ein sonst besonnener Mensch geschildert ward, die tiefste Reue über sein unvorsichtiges Gebahren, während sein Vertheidiger, Herr Adv. Zimmermann, sich bemüht, Alles hervorzuheben, was geeignet war, den bedauerlichen Vorgang in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen. Der Gerichtshof verurtheilte schließlich den Angeklagten, auf Grund des Art. 165 des Strafgesetzbuchs (Tödtung aus Unbedachtsamkeit), zu einjährigem Gefängniß.

Oschatz, 13. April. In voriger Woche wurden von hier 10 Individuen in die Strafanstalt zu Waldheim und 26 in das Arbeitshaus zu Zwickau abgeführt. Sämmtliche Verurtheilte waren in einer Untersuchung (Felddiebstahl verbunden mit Raub) befangen, welche noch vor dem 1. Oct. v. J. geschlossen und zur Abfassung des ersten Erkenntnisses abgegeben worden war.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Rß.	Weizen nGr.	Roggen Rß.	Roggen nGr.	Gerste Rß.	Gerste nGr.	Hafer Rß.	Hafer nGr.	Erbsen Rß.	Erbsen nGr.
Dresden	April	von	—	—	—	—	—	—	1	15	4	—
	11.	bis	—	—	3	10	—	—	1	20	4	8
Bautzen	April	von	4	27	2	22	2	17	1	12	—	—
	11.	bis	5	17	3	2	2	27	1	22	4	—
Meißen	April	von	5	10	3	2	3	2	1	8	3	8
	11.	bis	—	—	3	7	3	4	1	18	3	12
Pirna	April	von	5	—	2	24	2	25	1	1[illegible]	3	20
	11.	bis	5	15	3	6	3	—	1	25	—	—
Radeburg	April	von	5	12	3	—	3	—	1	16	4	20
	15.	bis	5	20	3	5	3	8	2	1	—	—
Roßwein	April	von	5	7	3	5	—	—	1	10	—	—
	7.	bis	5	25	3	15	—	—	1	15	—	—
Chemnitz	April	von	5	10	3	15	2	25	1	15	3	15
	11.	bis	5	25	3	25	3	4	1	18	3	25

Dresden. Das Schock Stroh 4 Thlr. 25 Ngr. bis 5 Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu 1 „ — „ „ 1 „ 5 „

Radeburg. Haidekorn 2 Thlr. 18 Ngr. bis 3 Thlr. 2 Ngr.
Eingegangen: 581 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 9. bis mit 11. April 1857.

die Kanne 18 Ngr. — Pf. bis 19 Ngr. — Pf.
— in Pirna (11. April) 18 „ — „ „ 19 „ — „
— in Roßwein (7. April) 17 „ 6 „ „ 19 „ 2 „
— in Chemnitz (11. April 19 „ 5 „ „ 20 „ — „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 84¼ angeb.; dergleichen kleine 86 angeb.; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½% 101½ gesucht; desgl. von 1847 à 4% 98½ ges.; dergl. von 1852 und 1855 à 4% 98¼ ges.; dergl. von 1852 4% à 100 Thlr. 99¼ angeb.; dergl. 1855 à 3% 79½ ges. Land-Renten-Briefe große 86 ang.; dergl. kleine 87½ ges.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99¼ ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 99 angeb., kleine 99½ angeb.; dergl. à 3½% große 91½ angeb., kleine 92 angeb.; dergl. 3½% große 86½ angeb., kleine 87 angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 99 ges.; kleine 99½ ges.; dergl. 3½% große und kleine 94 angeb.

Preuß. 4½% Anleihe 99½ ges.; dergl. 4% 94 ges. Preuß. 3½% Staats-Schuld-Scheine 84 ges.
Oesterr. 5% Nation.-Anleihe 82½ ges.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 15 Ngr. 3 Pf. Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 5 Ngr. — Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99¾.

Dresden, den 16. April 1857. Ed. Rocksch.

Erledigte Schulstellen.

1) Das Cantorat zu Sebnitz (Pirna), Coll.: der Stadtrath zu Sebnitz.

2) Die Elementarlehrerstelle zu Schlettau (Annaberg), Coll.: für dieses Mal das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts.

3) Die Schulstelle zu Heidersdorf (Frauenstein), Coll.: Herr Ur von Schönberg auf Purschenstein.

Quittung.

Für die unglückliche Familie Schuffenhauer in Georgsthal gingen uns ferner folgende Spenden zu: Transport 64 Thlr. 5 Ngr. 6 Pf. H. B. 1 Thlr.; von den Kindern der Schule zu Weißig durch den Lehrer Stübler 3 Thlr. 4 Ngr. 6 Pf. Sa.: **68 Thlr. 10 Ngr. 2 Pf.**

Die Redaction d. S. Dorfz.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.

(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 16 nebst einer Beilage und einer Anzeige „Annenmühler Gyps betr.")

Freitag, Nr. 17. 24. April 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Ueber die bereits erwähnte, in der Umgebung von Mainz zwischen österreichischen und preußischen Bundestruppen vorgekommene blutige Schlägerei liegt nun ein amtlicher Bericht vor, wonach bei dieser Affaire österreichischerseits zwei Gemeine, der Eine schwer, der Andere leicht verwundet wurden, preußischerseits ein Mann todt auf dem Platze blieb und zwei Mann schwer, dann sechs Mann leicht verwundet worden sind. Durch das Einschreiten mehrer auf die erste Nachricht dieses Excesses herbeigeeilter Offiziere der beiderseitigen Garnisonen wurde einer weiteren Ausdehnung desselben Einhalt gethan, sowie von der obersten Festungsbehörde sogleich durch das Schlagen des Zapfenstreichs die gesammte Garnison in ihre Kasernen berufen wurde und daselbst consignirt verblieb. Am 14. April fand dann eine militärische Versöhnungsfeier statt. — Der Arbeiterbewegung, welche in mehren süddeutschen Städten stattgefunden, um eine Erhöhung des Arbeitslohnes herbeizuführen (s. Nr. 16), haben sich auch die Mainzer Schuhmachergesellen angeschlossen; dieselben hielten zu gedachtem Zwecke auf dem nahen nassauischen Gebiet eine Versammlung, wurden aber von der dortigen Gendarmerie aufgehoben und 200 Mann stark nach Mainz transportirt, doch wurde die große Mehrzahl bald wieder entlassen. Den Anstoß zu diesen Forderungen hatte der Umstand gegeben, daß die Schneider- und Schuhmachermeister (letztere namentlich wegen der theuern Lederpreise) ihren Kunden gegenüber höhere Preise gestellt hatten, an denen nun die Gesellen participiren wollten. Die Schneidergesellen, welche wegen Arbeitseinstellung in den Holzthurm zu Mainz eingesperrt wurden, haben ihren Zweck theilweise erreicht, indem die Meister zu einer billigen Lohnerhöhung sich verstanden. Die Schuhmachermeister erklären aber, daß sie außer Stande seien, diesem Beispiele zu folgen. Die Arbeiter in den Haasenhaarschneidereien sind meistentheils in die Fabriken zurückgekehrt, und nachdem dies geschehen, ist auch ihnen eine kleine Lohnerhöhung zugesagt worden.

In Baiern haben die vorjährigen Erlasse des protestantischen Oberconsistoriums, deren Ausführung bekanntlich des Widerstandes halber, welchen sie in den Gemeinden fanden, sistirt werden mußte, nicht wenig dazu beigetragen, das Interesse an den kirchlichen Angelegenheiten neuzubeleben und zu erhöhen. Man nimmt offenbar regeren Antheil an der Ausübung der kirchlichen Rechte, als früher, ohne sich dabei irgendwie einer extremen Richtung hinzugeben. So hatte z. B. die protestantische Gemeinde zu München jüngst die Absicht, den König in einer Adresse um Gleichstellung der Vertretung in der protestantischen Generalsynode durch die gleiche Anzahl weltlicher und geistlicher Mitglieder derselben zu bitten; als der dasige protestantische Kirchenvorstand von diesem Wunsche Kenntniß erhielt, nahm er sofort die Sache in die Hand, um sich mit einer Bittschrift in gleichem Sinne an das königliche Oberconsistorium zu wenden. Das obengedachte Verlangen ist schon früher von den Synoden selbst gestellt worden, ohne Berücksichtigung zu finden. — In München, wo noch zu Anfange unseres Jahrhunderts gegen die Aufnahme des ersten protestantischen Bürgers die heftigsten Einwände erhoben wurden, beträgt jetzt die Zahl der Protestanten nahezu 10,000 Seelen.

In Gotha ist am 16. April der gemeinschaftliche Landtag der Herzogthümer Koburg und Gotha eröffnet worden, wobei der Herzog den Abgeordneten es dringend an das Herz legte, der schon früher angestrebten vollständigen Vereinigung beider Herzogthümer nunmehr ihre Zustimmung zu geben, da nur auf diesem Wege eine gedeihliche Entwickelung der gegenseitigen Verhältnisse durch Einheit des Organismus, Einfachheit der Geschäftsnormen und Gleichmäßigkeit der Grundsätze in Gesetzgebung und Verwaltung erzielt werden könne. Zugleich hat der Herzog umfassende Reformen angekündigt, welche den Ausbau der vor vier Jahren erlassenen Verfassung vervollständigen sollen, deren gedeihlicher Erfolg aber zumeist von der Vereinigung der beiden Länder abhängen wird. Es ist daher Hoffnung vorhanden, daß der Landtag, von jedem Particularinteresse absehend, die Wünsche des Herzogs, welche im Lande vielfach getheilt werden, diesmal zur Erfüllung bringt.

Preußen. Der erwartete und von den Börsenmännern gefürchtete Gesetzentwurf, das Verbot der ausländischen Banknoten betreffend, ist in diesen Tagen von der Regierung dem Landtage übergeben worden. Hiernach sollen vom 1. Octbr. 1857 an ausländische Banknoten oder sonstige auf den Inhaber lautende unverzinsliche Schuldverschreibungen ausländischer Corporationen, Gesellschaften oder Privaten, ohne Unterschied des Münzfußes, auf welchen sie lauten, oder des Betrags, zu dem die einzelnen Stücke ausgefertigt sind, zu Zahlungen nicht gebraucht werden. Der Umtausch solcher ausländischer Werthzeichen gegen preußisches oder anderes im gemeinen Verkehr zugelassenes Geld unterliegt jedoch diesem Verbote nicht. Wer dergleichen ausländische Werthzeichen zur Leistung von Zahlungen ausgiebt oder anbietet, wird mit einer polizeilichen Geldbuße bis zu fünfzig Thalern bestraft. Dagegen kann das Gesetz durch königliche Verordnung für einzelne Landestheile außer Anwendung gesetzt werden; eine Zusage, wonach sich die Regierung vorbehält, Ausnahmebestimmungen zu Gunsten solcher ausländischer Banknoten und Schuldverschreibungen zu erlassen, über deren Umlauf Vereinbarungen mit auswärtigen Regierungen getroffen werden möchten, befindet sich aber in dem vorliegenden Gesetzentwurfe nicht. Bei der Uebergabe des Entwurfs hob der Handelsminister hervor, daß der Regierung das Verbot der Zulassung fremder Werthpapiere unzweifelhaft zustehe, daß aber hiervon bisher nur ein mäßiger Gebrauch gemacht worden sei, um das Zustandekommen gemeinnütziger Unternehmungen, für welche die Ausgabe unverzinslicher Werthpapiere erforderlich gewesen, nicht zu hindern; im Uebrigen habe die Regierung durch die vermehrte Noten-Ausgabe der preußischen Bank und durch Concessionirung von Provinzialbanken Sorge getragen, daß es nicht an den nöthigen und sicher fundirten Geldcirculationsmitteln fehle. In neuerer Zeit seien aber in kleineren, den Grenzen des preußischen Staats nahe liegenden Staaten mit Genehmigung der betreffenden Regierungen Banken erstanden, welche lediglich den Zweck verfolgten, ihre Noten im preußischen Staate in Circulation zu setzen, was schon daraus hervorgehe, daß die Orte, an welchen jene Institute errichtet

worden, an und für sich nicht die mindesten Elemente des Bankverkehrs aufzuweisen haben. Durch das Verbot der Ein- und Fünfthalerscheine sei schon vor einiger Zeit dem Uebel entgegengetreten worden; allein neuerdings seien mit unwürdigen Mitteln anderweite Noten in Verkehr gebracht und es stehe die Creirung neuer bevor. Deshalb habe man das gänzliche Verbot solcher ausländischer Banknoten, ohne Rücksicht auf die Höhe ihres Betrags, aussprechen müssen, denn es sei zu schwierig gewesen, eine Ausnahme zu Gunsten solcher Banken, welche an sich keinen Anlaß zum Verbot geben würden, in dem Gesetze auszusprechen. — An der Berliner Börse hegt man die wohl nicht unbegründete Besorgniß, daß nun auch Sachsen und andere Staaten sich veranlaßt sehen werden, mit einem ähnlichen Verbote vorzugehen.

Die Debatten des Abgeordnetenhauses über die Mathis'schen Anträge, die Angelegenheiten der Presse betreffend, haben trotz ihrer Ausführlichkeit zu einem erheblichen Resultate nicht geführt. Von den dreizehn Puncten der Anträge sind nur zwei angenommen worden, welche gegen die Regierung die Erwartung aussprechen, daß bei erfolgten Beschlagnahmen von Druckschriften, bei denen der Staatsanwalt keinen Grund zur gerichtlichen Verfolgung findet, die Rückgabe der confiscirten Druckschriften ꝛc. nicht bis zu der etwa angerufenen Entscheidung der Oberstaatsanwaltschaft verzögert werde, sondern sofort erfolge, sowie daß bei solchen Beschlagnahmen künftig der Grund der Confiscation angegeben werde. Im Uebrigen hat das Haus sich damit begnügt, in einem Antrage auf motivirte Tagesordnung es auszusprechen, daß die Berathung der Mathis'schen Anträge unläugbare Uebelstande bei Behandlung der Preßangelegenheiten herausgestellt, deren Beseitigung auf dem Wege der Gesetzgebung von Seiten der Staatsregierung wohl in der Kürze erwartet werden dürfe. Aber selbst gegen diese motivirte Tagesordnung erhob der Minister des Innern, jedoch ohne Erfolg, lebhaften Widerspruch. Dieser Minister ist es nämlich, welchem man vorzugsweise vorwirft, daß er die Presse durch Polizeimaßregeln in einer durch das Gesetz nicht gerechtfertigten Weise verfolge und beschränke. — Bemerkenswerth war bei der Debatte das Verhalten der sogenannten Kreuzzeitungspartei. Die Vertreter derselben erkannten nämlich die erhobenen Klagen über die preußischen Preßzustände als gerecht und begründet an, und doch trugen sie Bedenken, den gestellten Anträgen beizustimmen, weil sie von angeblichen „Gegnern der Regierung" ausgegangen. Der Führer jener Partei, Hr. v. Gerlach, ging noch weiter. Er erkannte an, daß der Abg. Mathis sich durch seine Anträge um das Vaterland verdient gemacht habe, fügte aber hinzu, daß es ihm und seinen Gesinnungsgenossen unmöglich falle, denselben beizustimmen, weil diese Anträge gegen einen Minister gerichtet seien, den seine Partei zu stützen besondere Ursache habe! Mit der Sache waren also die Herren einverstanden, der Person halber stimmten sie aber dagegen, weil der Minister des Innern die sonstigen Bestrebungen der Kreuzzeitungs-Partei zu unterstützen pflegt.

In Berlin wurde am 18. April in der Mittagsstunde in dem unter den Linden befindlichen Gewölbe des Banquiers M. Meyer ein Mordanfall gegen Letzteren, welcher sich allein im Comptoir befand, versucht. Ein junger Mann verlangte die Umwechslung eines Ducatens und benutzte den Augenblick, in welchem der Banquier das Geldstück wog, dazu, jenen auf den Kopf zu schlagen und nach ihm zu stechen. Auf den Hilferuf des Schwerverwundeten floh der Uebelthäter, wurde aber in der Hausflur von einer Frau aufgehalten und festgenommen. Der Verbrecher soll nach dem Dr. J. ein Handlungsdiener Kühlig aus Döbeln in Sachsen sein.

Frankreich. Die neueren Nachrichten aus Paris stimmen fast insgesammt darin überein, daß die daselbst wegen der Neuenburger Angelegenheit stattgefundenen Conferenzen bis jetzt ihrem Ziele sehr wenig näher gekommen sind, ja daß man fast auf demselben Puncte steht, wie bei Eröffnung der Berathungen. Man hat lange hin und her verhandelt, um die Bedingungen aufzustellen, welche den Conflict lösen sollen, doch ist es nicht gelungen, eine Vereinbarung zwischen Preußen und der Schweiz herbeizuführen, da die von ersterer Macht aufgestellten und festgehaltenen Forderungen vom schweizerischen Bundesrath nicht für annehmbar erachtet wurden. Die Bevollmächtigten der vier Mächte haben nun, um die Sache zu fördern, einen neuen Ausgleichungsentwurf aufgestellt, dessen Mittheilung an die Vertreter Preußens und der Schweiz in diesen Tagen erfolgen soll, um ihre Erklärung darüber entgegenzunehmen. Eine endliche Entscheidung, mag sie nun ausfallen, wie sie wolle, scheint demnach nahe bevorzustehen, da nunmehr alle Mittel erschöpft sind, um eine Vereinbarung möglich zu machen. Wie verlautet, so haben die vier Mächte bei der Vorlage ihres Vermittelungsvorschlags zugleich die Zuversicht ausgesprochen, daß bei Verwerfung desselben weder Preußen noch die Schweiz irgend einen Act begehen würden, der geeignet wäre, den Frieden Europas zu stören. Schweizerische Blätter wollen übrigens schon jetzt wissen, daß das Vergleichungsproject der vier Mächte weder Preußen noch der Schweiz genügen werde; doch sprechen sie zugleich die Befürchtung aus, daß die Mehrzahl der Bevollmächtigten sich mehr auf die Seite Preußens als auf die der Eidgenossenschaft stellen würde, und daß daher die Schweiz einem gewissen moralischen Drucke ausgesetzt sein werde, der ihr eine freie Entscheidung erschwere.

In Frankreich kommen heutzutage noch seltsame Dinge vor, wie nachstehender Vorgang beweist. In Grasse in der Provence hatte eine Mission von Kapuzinern in ihren Fastenpredigten es besonders gegen die von der Kirche verpönten Bücher abgesehen. Einer Aufforderung am Schlusse der Mission, alle derartigen Schriften abzuliefern, um selbige feierlich zu verbrennen, wurde auf das Bereitwilligste entsprochen. Das Autodafé fand am Grünendonnerstage um 9 Uhr Abends auf dem Hauptplatze der Stadt mit großer Feierlichkeit statt. Ein Scheiterhaufen war dort errichtet worden, auf welchem die Bücher, Zeitungen und Schriften, worunter Werke von den berühmtesten Autoren, aufgehäuft lagen. Um 9 Uhr begab sich die Geistlichkeit unter Fackelschein in Prozession dahin. Die Chorknaben, jeder mit einem schwarz verhängten Kreuze in der Hand, schritten der Geistlichkeit voran. Am Scheiterhaufen angekommen, zündeten die Kapuziner denselben mit den Fackeln an. Während die Flammen gen Himmel schlugen, sang der Pfarrer mit lauter Stimme das Parce Domine. Eine ungeheure Menschenmenge umstand den Scheiterhaufen, doch wagten nur Einzelne Protestationen gegen das Beginnen des Klerus.

Die Regierung hat sich nunmehr definitiv entschlossen, die Deportation nach Cayenne aufzugeben und diese Colonie, welche durch ihr mörderisches Klima eine so traurige Berühmtheit erlangt hat, ganz aufzuheben. Künftig sollen die Verurtheilten nach Neucaledonien gebracht und daselbst die in den englischen Verbrechercolonien bestehenden Einrichtungen zum Theil Anwendung finden. Neucaledonien ist eine aus vielen Eilanden und Klippen bestehende Inselgruppe, welche zu den australischen oder Südseeinseln gehört; das Innere besteht aus kahlen Felsengebirgen, welche hier und da von fruchtbaren Thälern unterbrochen werden. Die Gruppe wurde 1774 durch Cook entdeckt, dessen deutscher Begleiter Forster die Einwohner als ein gutmüthiges, gastfreundliches Volk schildert. Aber alle späteren Besucher jener Inseln versichern das Gegentheil; sie nennen die Neucaledonier wild, roh und grausam, ja es ist erwiesen, daß sie das Fleisch ihrer Feinde verzehren und überhaupt in einem barbarischen Zustande leben. Die französische Regierung wird unter diesen Umständen genöthigt sein, jene wilden Stämme (Papuas) von den Inseln zu vertreiben, ehe sie zu der Einrichtung der Strafcolonie verschreiten kann. Der Befehlshaber des dort stationirten Schiffes hat jetzt schon Feindseligkeiten von Seiten der Eingeborenen zu erleiden und es sollen Verstärkungen abgehen, um die Papuas, deren Gesammtzahl ungefähr auf 40,000 geschätzt wird, zu Paaren zu treiben.

Spanien. Mit dem Herannahen der Eröffnung der Cortes mehren sich die Gerüchte über einen bevorstehenden Ministerwechsel; man glaubt nicht, daß sich Narvaez zu behaupten vermag und hält sogar die Rückkehr O'Donnells an das Staatsruder nicht für unwahrscheinlich. In letzter Zeit sind sowohl in Madrid, als auch in der Provinz zahlreiche Verhaftungen vorgenommen worden und man bringt dieselben mit der Entdeckung einer ausgedehnten karlistischen Verschwörung in Verbindung, obgleich die Karlisten von der jetzigen Regierung sichtbar begünstigt werden und erst neuerlich den zu ihnen gehörigen Verbannten, durch Ertheilung einer Amnestie, die Rückkehr nach Spanien gestattet worden ist. Wie es heißt, so war der Ostersonntag als der Tag festgesetzt, an welchem in sechs bis sieben Provinzen zugleich die Fahne des Aufruhrs erhoben werden sollte. Die Nacht zuvor wurden in allen bedeutenden Städten Verhaftungen vorgenommen und so das Unternehmen vereitelt; nur in Borgos kam es zu einem Aufstande, der aber schnell unterdrückt wurde. Unter den Verhafteten befinden sich mehrere hochgestellte Männer, sowie einige Geistliche. (Neuere Berichte aus Madrid melden, daß die Zahl der Verhafteten auf 340 angestiegen ist und daß die Fäden der Verschwörung sich sogar bis in den königlichen Palast erstreckt haben. Der Hof ist nicht wenig hierüber beunruhigt, und General Narvaez, welcher den Karlisten nicht besonders gewogen ist, wird durch diese Vorgänge seine gelockerte Stellung vielleicht wieder einigermaßen befestigt sehen.) — Der Conflict mit Mexiko wird durch die Unterhandlungen, welche in Paris zwischen dem spanischen Gesandten, General Serrano und dem Vertreter der mexikanischen Republik, Lafragua, gepflogen werden, wahrscheinlich eine friedliche Lösung erhalten, es sind bereits die Bedingungen eines Vergleichs festgestellt.

Großbritannien. Die Königin Victoria ist am 14. April nicht, wie von uns irrthümlich gemeldet wurde, von einem Prinzen, sondern von einer Prinzessin entbunden worden. Die englische Königsfamilie zählt nunmehr vier Prinzen und fünf Prinzessinnen.

Das Parlament wird bereits am 30 April wegen der Wahl des Sprechers zusammentreten; da hierauf die Wahlprüfungen folgen, so werden die eigentlichen Geschäfte nicht vor der zweiten Woche des Monats Mai beginnen. Der Ruf nach einer Parlamentsreform wird im Lande immer lauter und es steht zu erwarten, daß diese Frage, von welcher bekanntlich Lord Palmerston nichts wissen will, in dieser Session von Neuem auf die Tagesordnung gebracht werden wird.

Montenegro. Die Nachricht von der Bereitwilligkeit des Fürsten Danilo, Angesichts der in seinem Lande vorhandenen bedenklichen Stimmung, die Regierung zu Gunsten eines seiner Neffen niederlegen zu wollen, scheint sich nicht zu bestätigen. Es ist nämlich von ihm ein Schreiben in der Hauptstadt Cettinje eingegangen, welches unter Kanonendonner von einem Fenster des Senatsgebäudes herab vorgelesen wurde. Dasselbe verkündet die glückliche Ankunft des Fürsten in Paris und die freundliche Aufnahme, welche er daselbst gefunden. Hierauf beklagt sich der Fürst über die traurigen Nachrichten, die er über das Benehmen seines eigenen Oheims Georg Petrovic und der Verwandten desselben erhalten habe; er verflucht sie und befiehlt ihre Verbannung sowie die Confiscation ihres Vermögens. Sodann verspricht er, stets im Interesse seines Landes zu handeln und schwört, daß ihm dieses mehr als Alles in der Welt am Herzen liege. Er werde kaum in der ersten Hälfte des Mai zurückkehren; komme er die Straße von Antivari (Türkisch-Albanien), so möge man ihn mit Jubel und Demonstrationen empfangen; kehre er jedoch von der Seite Cattaro's zurück, so wünsche er nichts von dem Allen. Dieser letztere Hinweis bezieht sich auf das Bestreben des Fürsten, mit Hilfe französischer Vermittelung einen Vertrag mit der Pforte zu erzielen, durch welchen letztere sich bereit erklärt, gegen Anerkennung ihrer Souveränetät einen Küstenstrich an Montenegro abzutreten und so den Bewohnern der schwarzen Berge den Zugang zum adriatischen Meere zu eröffnen. Bis jetzt ist aber zu einer solchen Machtvergrößerung Montenegro's wenig Aussicht, und es ist wohl möglich, daß der Fürst ohne Sang und Klang über Cattaro heimkehren muß, ohne durch das von ihm ersehnte Gebiet von Antivari ziehen zu dürfen.

Ein Sprung in den Rhein.

Novelle von Carl v. Kessel.

(Fortsetzung.)

„Mein Onkel," fuhr die junge Dame in ihrer Erzählung weiter fort, „hatte zwar von meinem Verhältniß zu dem Grafen Sobakow gehört, allein da ich mit demselben noch nicht öffentlich verlobt war, so legte er keinen großen Werth darauf und betrachtete dasselbe als kein ernstliches Hinderniß, über meine Hand anderweit zu bestimmen. Was mich anbelangt, so blieben mir die ehrgeizigen Pläne, welche sich an dies neue Heirathsprojekt knüpften, unbekannt; dagegen fühlte ich bald die Macht und den Einfluß, welche Graf Woronesch von Tag zu Tag mehr über mein Herz ausübte, und endlich fand ich bei näherer Selbstprüfung, daß ich zum ersten Mal tief und innig mit der ganzen Gluth eines jugendlichen Herzens liebte. Es kam zu Erklärungen zwischen mir und meinem Oheim, die mit der Mittheilung endigten, daß der Graf bei ihm, als dem Haupte unserer Familie, bereits unter der Hand um mich angehalten habe. Ich brach in einen Strom von Thränen aus und gestand ihm, daß — was so selten in der großen Welt geschieht — diese projektirte Heirath alle Vorbedeutung des Glückes an sich trage, da der Graf in meinem Herzen für sich die eifrigste Fürsprache finde."

„Das Gesicht meines Oheims drückte die höchste Zufriedenheit aus und bewegt schloß er mich in seine Arme und drückte einen Kuß auf meine Stirn. Aber während dieser Umarmung war es mir plötzlich, als wenn ein dunkler Schatten die schönen Bilder einer lachenden Zukunft trübe und als wenn eine eiskalte Hand sich auf mein glühendes Herz lege, um die Schläge desselben zum Stocken zu bringen. Erbleichend trat ich einen Schritt zurück und bevor der Fürst noch Zeit hatte, eine Frage an mich zu richten, stammelte ich zitternd, indem sich mein Kopf fast bis zur Brust herabsenkte:

„Sobakow!"

„In diesem einzigen Worte concentrirte sich eine Kette von Gedanken, eine Reihe von Befürchtungen, eine ganze Geschichte der Vergangenheit und Zukunft."

„Mein Onkel runzelte anfänglich leicht die Stirn, denn unfehlbar begriff er vollständig, was dieser Ausruf hatte sagen wollen. Bald aber heiterten sich seine Gesichtszüge wieder auf, ein Lächeln umspielte seinen Mund und mit einem leichten Achselzucken sagte er:

„‚Pah! — das ist nichts, meine Liebe — beruhige Dich und überlaß mir die Sorge, dieses Phantom zu verscheuchen, welches Dich erschreckt.‘"

„Drei Tage später erhielt Graf Sobakow die Weisung, sich als Courier mit Depeschen in's Hauptquartier der kaukasischen Armee zu begeben."

„Statt zu reisen, verschwand der Graf und Niemand kümmerte sich weiter um ihn, weil man den Zweck, ihn aus Petersburg zu entfernen, erreicht zu haben glaubte."

„Ich errathe," fiel hier der Fähnrich ein, „er verschwand, um sich später wie ein Dämon an Ihre Fersen zu heften."

„Leider läßt das, was ich Ihnen noch mitzutheilen habe, hierüber keinen Zweifel obwalten. Aber mein Gott," fuhr die Dame fort, indem sie eines der Wagenfenster herunterließ, „inzwischen ist es ja völlig Nacht geworden und dieser finstere Kiefernwald mit seinem erschreckenden Schweigen will immer noch kein Ende nehmen. Still ... Vernehmen Sie nichts? ... Ist es mir doch, als hörte ich ein dumpfes Geräusch, welches näher zu kommen scheint!"

„Ich bemerke nichts, was Grund zu irgend einer Beunruhigung geben könnte," sagte Kranichfeld; „aber zu Ihrem

Troste glaube ich behaupten zu dürfen, daß wir der nächsten Poststation nicht mehr fern sind. Wenn Sie daher den Faden Ihrer Erzählung wieder aufnehmen wollten, so ..."

„So würde uns dies zuverlässig diesen langweiligen Weg bedeutend abkürzen," ergänzte die junge Dame beistimmend. „Ich fahre also fort:

„Es war in den ersten Tagen des September, als mein Onkel auf seiner prachtvollen Datsche*), die sich auf einer der vielen Inseln erhebt, welche aus der Newa emporsteigen, eine glänzende Abendgesellschaft gab. Der Hof nebst Allem, was die Hauptstadt an vornehmem Adel aufzuweisen hat, war dort versammelt. Pracht und Luxus verbanden sich mit Eleganz und Geschmack, um dieses Fest des hohen Nordens zu einer wahrhaften italienischen Sommernacht zu machen. Ein reich decorirter Saal nahm die Tanzenden auf, während die geöffneten Flügelthüren die unmittelbare Aussicht nach dem Garten gewährten, der von Tausenden bunter Lampen erhellt war, bei deren Glanz dem Auge die üppigsten Blumenpartien, dichtbelaubte dunkle Alleen und Schlangenwege, welche irgend eine wildromantische Partie bezeichneten, begegneten. Auch ich fehlte bei diesem Feste nicht und ebensowenig Graf Woronesch, mit dem ich einige Tage nach dem Verschwinden des Herrn von Sobakow öffentlich verlobt worden war. Er hatte also ein volles Recht, an meiner Seite zu erscheinen. Aber so glücklich ich mich auch fühlte, so sagte mir doch eine innere Stimme, daß dieser Abend bedeutungsvoll für mich werden würde. Mit klopfendem Herzen, mit schwerathmender Brust blickte ich in das mich umwogende Gedränge; mit einem eigenen Gefühle süßer Bangigkeit und berauschender Lust fühlte ich mich im Tanze von dem Arm meines Bräutigams umschlungen, und fieberhaft aufgeregt in meinen innersten Gefühlen, kehrte ich, als die Musik schwieg, auf meinen Platz zurück. Ich benutzte die erste passende Gelegenheit, wo ich mich unbemerkt glaubte, um den Saal zu verlassen und irgend ein einsames Plätzchen im Garten zu suchen, denn es machte sich bei mir das Bedürfniß des Alleinseins geltend — meine Brust war mir zum Springen und ich sehnte mich nach Thränen, nach jenen so seltenen süßen Thränen, in welchen sich der Schmerz durch die Freude besiegt erklärt."

„Ich hatte in einer Jasminlaube, durch deren engverschlungenes Laubwerk kaum ein Strahl jenes Lichtmeers drang, welches sich fast über die ganze Insel ergoß, Platz genommen. Plötzlich hörte ich dicht neben mir ein leises Rauschen. Erschrocken fuhr ich empor — erst jetzt bemerkte ich, bis zu welcher einsamen Stille ich mich verirrt hatte, und ängstlich sprang ich auf, um in den Saal zurückzukehren. Schon hob ich den Fuß, um den stillen Ort zu verlassen, als sich die Zweige theilten und eine eiskalte Hand die meinige krampfhaft umfaßte."

„›Bleiben Sie!‹ sagte eine dumpfe Stimme mit schneidender Härte."

„Von Furcht gelähmt blieb ich stehen. Diese Stimme war keine andere als die des Grafen Sobakow."

„›Sie haben mich verrathen,‹ sagte Graf Sobakow, indem sich seine Augen unheimlich funkelnd auf mich richteten."

„Diese Worte empörten mich, denn ich fühlte, daß er die Unwahrheit sprach. Ich raffte deshalb auch meine ganze Energie zusammen, um ihm zu antworten."

„Mein Herr, sprach ich, Verrath hat nie in meinem Herzen gewohnt, wir haben uns Beide in unseren Gefühlen getäuscht und nun hoffe ich, daß Sie nach dieser Erklärung edel genug sein werden, das Peinliche dieser Situation abzukürzen."

„Ein dumpfes Lachen, welches abermals das Blut in meinen Adern erstarren ließ, folgte als Antwort."

„›Erinnern Sie sich, mein Fräulein, was ich Ihnen an jenem Tage sagte, wo Sie einwilligten, meine Verlobte zu werden?‹"

*) Landhaus.

„O mein Gott ... jene schrecklichen Worte ... lassen Sie mich dieselben vergessen ..."

„›Nein, ich habe meine Gründe, Ihnen die ernste Bedeutung derselben gerade jetzt in's Gedächtniß zurückzurufen: Wissen Sie, wessen ein von Liebe erfülltes Herz fähig ist, wenn es sich getäuscht sieht?‹"

„Ja, ja, Sie haben Recht, das sagten Sie damals."

„›O ich sagte noch mehr. Ich sagte, ich würde mich in einem solchen Falle lieber der Hölle in die Arme werfen, als meine Rache aufgeben.‹"

„Schrecklicher Mensch!"

„›Sie haben in der That Ursache, mich als einen solchen zu bezeichnen,‹ entgegnete der Graf mit Eiskälte. ›Und doch,‹ fuhr er nach einer Minute des Nachsinnens fort, indem seine Stimme einen milderen Ton annahm, ›doch könnte ich Ihnen diesmal noch verzeihen, wenn Sie mir das feierliche Versprechen geben wollen, zu Ihrer Pflicht zurückzukehren.‹"

„Zu welcher Pflicht?"

„›Zu jener Pflicht, die Sie mir als Verlobte schuldig sind — zu der Pflicht, mir die zugesagte Treue zu halten.‹"

„Was verlangen Sie! — rief ich, — unser Verhältniß ist für immer gelöst."

„›Damit kommen Sie nicht los — folgen Sie mir!‹"

„Wie, mein Herr, Sie wagen es, mir Befehle zu ertheilen?"

„Der Graf stampfte mit dem Fuße. ›Sie müssen fort von hier,‹ rief er, ›dies ist mein bestimmter Wille. Kein Anderer außer mir darf und soll Sie besitzen.‹"

„Ich fange an Sie zu verabscheuen."

„Herr von Sobakow brach in ein heiseres Gelächter aus. ›Wollen Sie mir folgen?‹"

„Nein."

„›Nun denn,‹ rief er, einen kleinen venetianischen Dolch ziehend, dessen Klinge in der Nacht funkelte, ›erst Sie und dann ich! ... das Band, welches Sie an mich knüpft, löst nur der Tod, und da Sie nicht mein werden wollen ...‹ Er hob seinen Arm — ein Frösteln durchrieselte mich — ich wußte, daß dieser schreckliche Mensch zu Allem fähig war. Angsterfüllt und am ganzen Körper zitternd, wich ich mit geschlossenen Augen einen Schritt zurück und rief: „Barmherzigkeit!"

„›Ich sage Ihnen nochmals, daß Sie mir folgen müssen, hierin besteht Ihre einzige Rettung!‹ rief der Rasende, meine Hand, deren er sich bemächtigt hatte, krampfhaft pressend."

„Oh mein Gott! mein Gott! Gnade, stöhnte ich mit matter brechender Stimme, indem ich einer Ohnmacht nahe zusammensank."

„In diesem Augenblicke folgte ein heftiger Schlag auf den Arm des Grafen und die gegen mich gezückte Mordwaffe fiel klirrend zu Boden. Er selbst sprang in das dichte Gebüsch und verschwand eilig, nachdem er einen einzigen Blick auf seinen Angreifer geworfen hatte."

(Fortsetzung folgt.)

Der Wormser Aufruf zur Errichtung eines Luther-Denkmals.

Wenn man heut zu Tage ein Zeitungsblatt zur Hand nimmt, so kann man fast hundert gegen eins wetten, es findet sich darin irgend welche Vereinsangelegenheit besprochen. Bald will sich ein Verein bilden und sucht Theilnehmer für ein rentables Unternehmen; bald hat sich ein Comité constituirt; bald berichtet ein Directorium oder Ausschuß über den dermaligen Stand der betreffenden Vereinsangelegenheiten. Um was aber handelt es sich in den meisten Fällen? Um Förderung der materiellen Interessen und um materiellen Gewinn. Viel seltener sind die Fälle, bei denen es darauf ankommt, eine nationale Gesinnung kund zu geben, einen großen Gedanken uneigennützig zu verwirklichen, eine alte Schuld der Herzen gemeinsam abzutragen, einen Gewinn

auf dem Gebiete der Ideen zu erzielen. Diese Ausnahmen sind es aber auch dann, welche ihres inneren Werths halber die Aufmerksamkeit aller Derer lebhaft beanspruchen, welche, bei aller Werthschätzung der materiellen Volkswohlfahrt, doch auch ein offenes Auge und ein warmes Herz für die Pflege der geistigen Zustände sich erhalten haben.

Zu diesen — und wir dürfen der Zustimmung unsrer geehrten Leser uns versichert halten, wenn wir hinzusetzen, erfreulichen — Erscheinungen gehört auch der Aufruf, welchen ein in Worms am Rhein entstandener Verein durch einen Comitéausschuß unterm 17. Decbr. v. J. erlassen hat. Dieser Verein beabsichtigt nichts Geringeres, als „dem Reformator Dr. Martin Luther in der Stadt, in welcher er durch sein heldenmüthiges Glaubensbekenntniß vor Kaiser und Reich am 18. April 1521 gleichsam den Grundstein zu allen evangelischen Kirchen der Erde gelegt hat, ein großartiges Standbild von Erz zu errichten.“ Fürwahr, ein längst von allen lebendigen Gliedern der evangelischen Kirche und dankbaren Verehrern Luthers tief empfundenes Bedürfniß, ein dankenswerthes Vorhaben, das auch der Billigung und Unterstützung des Großherzogs von Hessen-Darmstadt, in dessen Lande Worms liegt, sich erfreut. Denn derselbe hat nicht nur dem Statute des Vereins seine landesherrliche Genehmigung ertheilt, sondern auch persönlich mit fürstlicher Großherzigkeit das Protectorat desselben übernommen. Es war das auch nicht anders zu erwarten. Denn Großherzog Ludwig III. ist ein Urenkel jenes Landgrafen Philipp von Hessen, der zu Luthers Zeit gegen Papst und Kaiser mit Wort und Schwert, mit Leib und Land, in Freiheit und Gefangenschaft für das lautere Gotteswort einzustehen, Kopf und Herz auf der rechten Stelle hatte. Die Augsburgische Confession trägt noch heute zum Zeugnisse für seine evangelische Gesinnung seine Unterschrift.

Aber freilich „ein großartiges Standbild von Erz“ kostet eine ansehnliche Summe Geldes. Auch soll dasselbe nicht ein particularistisches Werk der kleinen Stadt Worms oder des Großherzogthums Hessen werden. Ein Denkmal vielmehr soll es sein, an dem sich die ganze evangelische Kirche, zumal die evangelische Kirche Deutschlands betheiligt, ein Denkmal, „welches die evangelischen Christen aller Länder dem großen Reformator an dem Orte errichten, welcher in der Kirchengeschichte so unendlich bedeutungsvoll gewesen ist,“ — „ein Symbol unzerstörbarer geistiger Einheit und unwandelbarer Glaubenstreue.“ Darum nun und gestützt auf vielfache Beweise der wärmsten Theilnahme, die ihm schon aus der Nähe und Ferne zugekommen waren, hat sich der Vereins-Comité mit seinem Aufrufe an die evangelischen Christen „in allen Ländern“ gewendet, „in denen dankbare Herzen für den muthigen Streiter Gottes schlagen“ und erwartet von ihnen „freiwillige Beiträge“ zur baldigen Verwirklichung des seiner Fürsorge anvertrauten Denkmals. Um aber auch den Weg anzudeuten, auf welchem dieses Ziel erreicht und alle Christen an der Abtragung der großen Ehrenschuld betheiligt werden können, heißt es in dem Aufrufe: „Wenn jeder evangelische Christ, dem die Gelegenheit dazu geboten ist, sein Scherflein beiträgt, so kann etwas Großes, des unsterblichen Helden Würdiges geschaffen werden. Eine solche allgemeine Betheiligung wird aber nur dann ermöglicht werden, wenn allenthalben Männer von einflußreicher Stellung, wenn namentlich auch die Gustav-Adolfs-Vereine ihre freundliche Vermittelung uns angedeihen lassen und dahin zu wirken suchen, daß überall Comité's zur Förderung unsers Vorhabens zusammentreten.“ Zweck und Mittel also, Ziel und Weg sind hiermit bezeichnet.

Wie nun aber steht es um den bisherigen Erfolg dieser Ansprache an die evangelische Christenheit? Allerdings die Frist, seitdem sie erlassen worden, ist erst kurz und ein Gewinn an Dividende steht nicht in Aussicht. Dennoch steht es schon jetzt gut um diesen Erfolg, und es wäre auch eine Schmach für die evangelische Kirche und für das deutsche Volk, wenn es anders stände. Aus Pallästen und aus Hütten sind bereits viele, aus den ersteren zum Theil reichliche Beiträge geflossen. Selbst — und das ist hoch anzuschlagen — selbst im katholischen Oesterreich hat die höchste Behörde auf Grund des Gesuchs, welches der Wormser Comité an sämmtliche deutsche Kirchenregimente gerichtet hat, den evangelischen Predigern und Gemeinden die Ermächtigung ertheilt, Sammlungen für diesen Zweck zu veranstalten und ist von dieser Ermächtigung dankbarlichst Gebrauch gemacht worden. Begreiflich genug! Denn auch in Oesterreich und gerade dort fühlt es die protestantische Bevölkerung tief, wie viel sie dem Helden von Worms und seiner Heldenthat vom 18. April 1521 zu verdanken hat: die Freiheit des Glaubens und der Gewissen vom römischen Joche, die Wiederherstellung der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, den Einfluß der Kirchenverbesserung auf Unterrichtswesen und Familie. Dieses Gefühl aber vom Segen der Reformation und der entschiedene Wille, diesen Segen sich und seinen Nachkommen um jeden Preis zu erhalten, macht in Oesterreich auch den ärmsten Protestanten opferfreudig, wo es gilt, den Protestantismus zu beleben und die Ehre der evangelischen Kirche zu fördern. Der Gustav-Adolfs-Verein weiß von solcher Opferfreudigkeit viele und rührende Beispiele zu erzählen.

Um so mehr ist es zu verwundern, daß in dem evangelischen Sachsen in der hochwichtigen Angelegenheit des Wormser Luther-Denkmals seither viel weniger geschehen ist, als zu erwarten stand. Zwar haben auch die von der Regierung unsers Landes abhängigen Blätter — Leipziger Zeitung und Dresdner Journal — der von dem Denkmals-Comité am Schlusse seines Aufrufs den Redactionen öffentlicher Blätter an's Herz gelegten Bitte, dem Aufrufe ihre Spalten zu öffnen, bereitwilligst entsprochen, und die übrige sächsische Tagespresse hat nach Maßgabe des ihr zu Gebote stehenden Raums entweder dasselbe gethan oder wenigstens, wie auch die Sächsische Dorfzeitung, die Absicht des Wormser Vereins zur Kenntniß aller Schichten der Landesbevölkerung gebracht. Auch sind in Folge dessen hier und da einzelne Beiträge bei den Redactionen eingegangen. Von etwas Weiterem jedoch, etwa von Anordnung einer allgemeinen Kirchencollecte oder wenigstens von einem Gesuche unsrer Gustav-Adolfs-Vereinsvorstände behufs der Veranstaltung von Sammlungen für das Wormser Denkmal, verlautet zur Zeit nichts, und umsonst hat demzufolge manche schon geöffnete Hand ihre Gabe bereit gehalten.

Woher nur in aller Welt — hört man fragen — diese Passivität? Hält man sich etwa dabei an die in dem Aufrufe des Wormser Comité's ersichtliche Bemerkung, es habe sich allerdings „der unsterbliche Gottesmann durch sein eigenes Werk schon selbst ein Denkmal gesetzt, welches alle Denkmäler überdauern wird, die des Künstlers Hand zu schaffen vermag“? Ganz recht. Luthers erhabenstes und unvergänglichstes Denkmal bleibt sein siegreicher Kampf wider die tiefgewurzelte fast tausendjährige Herrschaft des Papstes über die deutsche Christenheit und gegen die Gewaltmaßregeln Kaiser Karls V. auf dem Gebiete der Kirche. Die Kirchenverbesserung wird den Namen des heldenmüthigen Augustinermönchs noch nach Jahrtausenden verherrlichen, wenn Erz und Stein längst dem Loose alles Irdischen verfallen sind. Allein nach diesem Maaßstabe der Selbstverherrlichung großer Männer durch ihre Werke beurtheilt, wäre jedes sichtbare Denkmal geistiger Größe überflüssig. Und doch hat unsre Zeit den Einfluß vollkommen gewürdigt, den die verkörperte Darstellung der ausgezeichnetsten Geister früherer und späterer Jahrhunderte und die Anschauung derselben auf die Lebenden übt; darum hat sie Bedacht genommen, den Zierden auch unsers Volks Standbilder zu errichten. Man denke beispielsweise an Lessing in Braunschweig, an Mozart in Salzburg, an Göthe und Schiller in Weimar. Wessen aber bedürfte das charakterschwache Geschlecht unsrer Zeit mehr, als der Kräftigung

durch den Anblick eines Charakters wie Luther war? Wessen mehr, als der Erhebung in der Anschauung des Gottesstreiters, dessen Vermächtniß: „Eine feste Burg ist unser Gott!" an jedem Reformationsfeste eben so den Reichthum seines unbeugsamen Muths offenbart, wie es die Siegesgewißheit des Protestantismus belebt? Warum also säumen, zu einem Denkmale beizutragen, das diesem Bedürfnisse der Gegenwart entspricht und uns zugleich für alle Zukunft ehrt?

Oder will man dem, was der Wormser Aufruf von „der Pflicht der Dankbarkeit" sagt, auf welche „der Gottesmann die gerechtesten Ansprüche" habe und deren „Schuld" noch nicht abgetragen sei, — will man dem etwa entgegenstellen, diese Verpflichtung sei durch das Wittenberger Denkmal schon seit langen Jahren erfüllt? Dann bedenke man, daß Luther in Wittenberg zwar kühne Thaten vollbracht hat, daß aber Worms der Schauplatz seiner kühnsten Heldenthaten gewesen ist. Eine kühne That war es, als er am 31. Octbr. 1517 die 95 Sätze an der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug; aber nach seiner Meinung nahm er nur den Kampf mit Tetzel auf und ahnte noch nicht die Folgen seines Unternehmens. Eben so war es eine kühne That, als er am 10. Decbr. 1518 vor dem Wittenberger Elsterthore die wider ihn nach Deutschland gesandte Bannbulle Leo's X. feierlich verbrannte, denn hiermit kündigte er dem Papste den Gehorsam auf. Aber hinter ihm stand der Schutz seines erleuchteten Landesherrn, Churfürst Friedrich des Weisen, und der Beifall der Studirenden begleitete seine That; auch war es eine Privathandlung, die ihm im schlimmsten Falle in seinen nächsten Umgebungen Unzufriedenheit erwecken konnte. — Wie viel drohender dagegen gestaltete sich Luthers Lage, nachdem Kaiser Karl V., der mächtige Schirmherr des Papstthums in Deutschland, am 28. Jan. 1521 seinen ersten Reichstag eröffnet hatte und den durch den päpstlichen Gesandten Aleander ihm verhaßt gemachten Ketzer am 6. März nach Worms berief. Zwar sicherte der Kaiser ihm freies Geleit zu. Aber dieselbe Zusicherung hatte hundert Jahre früher Kaiser Sigismund dem Vorläufer Luthers, Huß, auch gegeben, als er ihn nach Kostnitz berufen hatte. Gleichwohl war Huß verbrannt worden; denn einem Ketzer, hatten die geistlichen Rathgeber des Kaisers diesen gelehrt, brauche man das gegebene Wort nicht zu halten. Auch ward in Erinnerung hieran Luther von allen Seiten gewarnt, nach Worms zu gehen. Aber umsonst. Im unerschütterlichen Vertrauen zu dem Schutze Gottes und bereit, sein Leben für das Gotteswerk, das er begonnen habe, zu lassen, erwiderte er: „Wenn sie gleich ein Feuer machten zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel hinan, will ich doch im Namen des Herrn erscheinen und dem Behmoth*) in sein Maul zwischen die großen Zähne treten und Christum bekennen und denselbigen walten lassen." Und als der päpstliche Gesandte Aleander in dreistündiger Rede dem Kaiser in der Reichsversammlung die Verbannung Luthers als ein gottseliges Werk empfohlen hatte, Spalatin aber, der chursächsische Hofprediger und Geheimschreiber, deshalb Luthern bis Oppenheim, der letzten Station vor Worms, einen Boten mit dringender Abmahnung zu kommen, entgegensandte, ließ ihm Luther sagen: „Huß ist verbrannt worden, aber nicht die Wahrheit mit ihm; ich will hinein, und wenn so viel Teufel auf mich zielten, als Ziegel auf den Dächern sind." Was aber geschah, nachdem er Dienstag, den 16. April, in der Mittagsstunde, als eben der Thürmer vom Dome blies, auf offenem Rollwagen unter dem Zulaufe des Volks, das den größten Mann seiner Zeit sehen wollte, zum Staunen seiner Freunde und Feinde, in Worms eingezogen war? Was that Luther, als er des nächsten Nachmittags um vier Uhr nach brünstigem Gebete in die Reichsversammlung vor den Kaiser geführt und hier befragt ward, ob er widerrufen wolle? Im Gefühle der Entscheidung, die jetzt gekommen war, bat er allerdings um Bedenkzeit, und erhielt sie auf einen Tag. Da aber, als er, nach zweistündigem Harren im Vorsaale, am 18. April, Donnerstags Abends um 6 Uhr, wieder in die Versammlung geführt worden war, deren Glanz durch Fackeln und Kerzen sich erhöhte, und der Wortführer des Kaisers, der Trier'sche Official Johann v. Eck, nach längerer Verhandlung eine bündige Antwort auf die Frage verlangte, ob er sich zum Widerrufe verstehe, gab er diese Antwort in der unvergeßlichen Erklärung: „Weil denn Ew. kaiserliche Majestät und Gnaden eine schlichte Antwort begehren, so will ich eine geben, so weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: es sei denn, daß ich durch Zeugniß der Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde (denn ich glaube weder dem Papste, noch den Concilien allein, weil es am Tage und offenbar ist, daß sie oft geirrt haben und ihnen selbst sind widerwärtig gewest), und ich also mit den Sprüchen, die von mir angezogen und eingeführt sind, überzeugt und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen sei, so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen." Hierbei aber ist Luther auch in denjenigen Verhandlungen verblieben, welche bis zu seiner Abreise acht Tage lang, zumal am 24. und 25. April, vertraulich mit ihm gepflogen wurden. Weder Schmeichelei noch Hinweis auf Gefahr vermochten ihn, auch nur einen Finger breit von seinem Bekenntnisse zu weichen. Nun ist ihm freilich kein Haar deshalb gekrümmt worden. Denn Kaiser Karl dachte ehrlicher als Sigismund und hörte auf die Stimme der deutschen Fürsten, unter ihnen Luthers größter Gegner, Georg der Bärtige, welche es für schimpflich erklärten, das gegebene Wort zu brechen. Ungekränkt also verließ Luther Freitags, den 26. April Morgens 10 Uhr, das verhängnißreiche Worms und ungefährdet zog er seine Straße, bis er auf Anlaß Friedrichs des Weisen, seines um ihn besorgten Gönners, in der Nacht vom 4. bis 5. Mai auf der einsamen Wartburg anlangte, die ihn ein ganzes Jahr lang vor den Folgen der ihm nachgesandten kaiserlichen Achtserklärung sicher stellte. Aber Preis gegeben hat Luther in Worms sein Leben dem Feuertode und, was mehr noch ist, er hat zu Worms das gethan, was der Aufruf v. 17. Decbr. 1856 von ihm rühmt: er hat mit seinem heldenmüthigen Glaubensbekenntnisse vor Kaiser und Reich am 18. April 1521 den Grundstein zu allen evangelischen Kirchen der Erde gelegt. Denn mit diesem Bekenntnisse hat er den großen Grundsatz ausgesprochen, an welchem Papstthum und Protestantismus sich für immer getrennt haben und der die ewige Grundlage der wahren Kirche bleiben wird. Hätte Luther in Worms widerrufen, so hätte Rom einen Sieg gefeiert, an dem sich der Protestantismus auf Jahrhunderte hinaus, vielleicht für immer, verblutet hätte. Ist das aber unbestreitbare Thatsache und verdankt somit die Gegenwart alle ihre am Baume des Protestantismus gereiften Früchte der geistigen Bildung und des Fortschritts auf allen Gebieten des Lebens dem Tage zu Worms, so ist es auch Worms, das ein Luther-Denkmal verdient; und wenn es bis auf den heutigen Tag noch desselben wartet, so hat der Wormser Comité das vollste Recht, von einer alten Schuld der evangelischen Christenheit und des deutschen Volks zu reden. Es lastet auf ihnen die Verpflichtung, das Andenken an Luther in Worms durch ein Denkmal zu ehren, das die Worte versinnbildet und trägt: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen."

Wer aber wollte in Zweifel ziehen, daß gerade unsere Zeit Ursache hat, diese alte Schuld abzutragen? Wer wollte nicht vielmehr auch hierin dem Aufrufe vom 17. Decbr. aus voller Seele beipflichten? Denn derselbe wirft die Frage auf: „Warum wurde diese Schuld der Dankbarkeit nicht schon längst getilgt? Warum ließ man mehr als drei Jahrhunderte verfließen, bis endlich einmal Hand an's Werk gelegt wird?"

*) Hebräischer Name eines Seeungeheuers, muthmaßlich des Nilpferdes.

und antwortet hierauf selbst: „Weil für Alles hienieden erst die rechte Stunde kommen muß. Angesichts der mancherlei Prüfungen, welche die evangelische Kirche zu bestehen hat, wenden die Gemüther sich wieder mehr dem erhabenen Vorbilde zu, das uns in dem großen Reformator des sechszehnten Jahrhunderts erschienen ist. Auf daß Alle, die sich protestantische Christen nennen, von dem Geiste der Eintracht und Liebe beseelt, zu einem Werke des Friedens sich vereinigen und durch Errichtung von Luthers Standbild auf dem klassischen Boden der Reformation Zeugniß davon ablegen, daß der alte evangelische Geist in den Enkeln noch fortlebt, darum wollen wir dem großen Kirchenverbesserer hier in Worms ein Denkmal errichten, und darum ergeht dieser Aufruf an unsere evangelischen Brüder in allen Ländern, in denen dankbare Herzen für den muthigen Streiter Gottes schlagen." Auch liegt es auf der Hand, welches die „mancherlei Prüfungen" der evangelischen Kirche der Gegenwart sind, auf welche sich der Aufruf bezieht. Das ist offenbar zunächst die Gewalt, welche das von Menschensatzung frei gewordene Evangelium in mehr als einer deutschen Landeskirche zu erleiden hat, und das Zerwürfniß, das durch die Herrschsucht einer dem Geiste nach unprotestantischen Partei im Schooße der evangelischen Kirche entstanden ist. Das ist aber auch die Erneuerung ultramontaner und jesuitischer Feindseligkeiten wider die evangelische Kirche; und wenn es gerade der gesegnete Rheingau ist, in welchem der Jesuitismus in seiner alten Herrlichkeit aufzuerstehen sich bemüht, da ist es sicherlich die höchste Zeit, „die Spuren einer glorreichen Vergangenheit aufzufrischen" und mit vereinten Kräften die Stätte zu bezeichnen, an welcher, wie einst in Jerusalem Caiphas und Pilatus, so Papst und Kaiser die siegreiche Gewalt des Evangeliums erfahren haben.

Kehren wir nun aber nach dieser Darlegung der Gründe, welche die Betheiligung aller evangelischen Christen an der Errichtung eines Luther-Denkmals in Worms auf das Nachdrücklichste bevorworten, zu der oben aufgeworfenen Frage zurück: woher in aller Welt die zur Zeit in Sachsen wahrnehmbare Passivität? so kann dieselbe nun und nimmermehr in der Sache wurzeln und beabsichtigt sein. Denn die Sache spricht zu sehr durch sich selbst, und Absichten anzunehmen, welche aus verwerflichen Rücksichten entspringen, sehen wir keinen Grund und können wir uns nicht entschließen. Vielmehr sehen wir darin nichts weiter, als die Frucht von Zufälligkeiten, die außerhalb der Nachweisbarkeit liegen und um deren willen Niemand ein Vorwurf gemacht werden soll. Nur beharren darf die sächsische Landeskirche nicht in dieser Stellung zum Wormser-Luther-Denkmale, wenn nicht das gesammte protestantische Deutschland die Anklage der Gleichgiltigkeit gegen das Werk Luthers wider sie erheben soll. Grundsätzlich ausgeschlossen von der Mitwirkung für das Standbild Luthers in Worms darf dasselbe Sachsen nicht bleiben, dessen Churfürsten vor 300 Jahren in Gemeinschaft mit Philipp von Hessen die evangelische Kirche mit den Waffen in der Hand zum Siege führten, das vor jetzt 25 Jahren zuerst den Gustav-Adolf-Verein in's Leben rief und vor 15 Jahren im Gustav-Adolfs-Vereine abermals mit Hessen sich verbündete. Auch fürchten wir solchen Widerspruch gegen die bei anderen Gelegenheiten geltend gemachte und betonte Eigenschaft der evangelischen Kirche Sachsens als einer Kirche lutherischen Bekenntnisses nicht im Entferntesten. Im Gegentheil! Mit guter Zuversicht ist auf die bereitwilligste Förderung Seiten des hohen Kirchenregiments zu rechnen, sobald nur irgendwie geeignete Veranstaltung zu Einsammlung von Beiträgen getroffen wird. Ebenso bürgt die evangelische Gesinnung des sächsischen Volks unter Hohen und Niederen für die Geneigtheit desselben, jede zu solchen Beiträgen sich ihm darbietende Gelegenheit zu nützen und wünschen wir, daß sie ihm vielfach dargeboten werde. Dabei erinnern wir uns übrigens des glänzenden Erfolgs, von welchem die Pfennigsammlung des Pfarrer Polko für Erbauung einer Kirche zu Rosenberg in Oberschlesien auch in Sachsen seiner Zeit begleitet war und wie insbesondere der Leserkreis der Sächsischen Dorfzeitung dieses evangelische Liebeswerk unterstützen half. Dieser Erfahrung zufolge käme es also sicherlich auch jetzt nur darauf an, daß eben so, wie damals, Geistliche, Lehrer und Gemeindevorstände in Stadt und Land die ihnen freiwillig dargebrachten Pfennige vereinnahmten. An Jemand, der sich der Mühe unterzöge, diese Gaben in seiner Hand zu vereinen und an den Wormser Comité zu senden, würde es gewiß nicht fehlen. Wiederum aber würde sich dabei zeigen, wie aus Pfennigen Groschen, aus Groschen Thaler werden, wie aus der Vereinigung vieler kleinen Kräfte eine achtungswerthe Macht erwächst, und wie man zwar arm sein, aber doch zur Ausführung eines großen Werks und zur Förderung der höchsten geistigen Interessen beitragen kann. Auf diese Weise würde dann wenigstens anfangs- und theilweise die Bitte des Wormser Comité's von den evangelischen Bewohnern Sachsens erfüllt und der Beweis geliefert, daß es unter ihnen viele Herzen giebt, welche „dankbar für den muthigen Streiter Gottes schlagen."

Schreiben wir aber diese Worte an demselben Tage nieder, an welchem Luther vor 336 Jahren zu Worms bekannte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen" — und treten dieselben in den Tagen vor die Oeffentlichkeit, in welchen Luther einst im Begriffe stand, nach muthig bestandener Gefahr des Abfalls vom Evangelium und von sich selbst, Worms zu verlassen, so knüpft sich an den Schluß unsrer Besprechung des Wormser Aufrufs noch ein beherzigenswerther Wunsch. Der Wunsch ist es, es möge die Erinnerung an die große Erscheinung Luthers in Worms nicht blos dazu beitragen, die Herzen zum bereitwilligen Geben für sein ehernes Standbild zu erwärmen, sondern auch die Herzen mit demselben Geiste zu erfüllen, von welchem erfüllt Luther seine unsterbliche That vollbrachte. Es war der Geist der Wahrheit und Unabhängigkeit von menschlichem Machtspruche in Glaubenssachen. Dieser Geist hat die evangelische Kirche geschaffen und nur, wo er weht, ist die Kirche evangelisch. Ohne denselben ist sie unfrei, unwahr, mit sich selbst in Widerspruch. Aller Widerspruch aber mit sich selbst ist der Keim zu innerem und äußerem Verfall. Gewinn an solchem Geiste wäre darum der reichste Segen, den die Theilnahme am Wormser Denkmale der evangelischen Kirche durch Die gewährte, in denen jener Geist dadurch belebt würde.

Dresden, den 23. April.

— Durch königliche Verordnung vom 11. April wird behufs der im Laufe dieses Jahres bevorstehenden Einberufung der Ständeversammlung zu einem ordentlichen Landtag den verfassungsmäßig damit beauftragten Behörden aufgegeben, die nöthigen Einleitungen zu den Ergänzungswahlen ungesäumt zu treffen.

— Durch Generalverordnung des Finanzministeriums vom 14. April wird wiederholt in Erinnerung gebracht, daß die zum Ressort des Finanzministeriums gehörigen Specialkassen ermächtigt sind, zur Erleichterung des Verkehrs königlich sächsische Kassenbillets und Scheidemünze auf Verlangen an dritte Personen abzulassen, soweit die diesfälligen Kassenbestände es gestatten.

— Der Umstand, daß die preußische Regierung ein Verbot fremder Banknoten vorbereitet (s. erste Seite), hat den Cours dieser Papiere in Leipzig schon jetzt um ½ bis 1 Proc. (pr. Zehnthalerschein 2—3 Ngr.) herabgedrückt. Namentlich wird man bei der Annahme von Darmstädter und Luxemburger Banknoten vorsichtig sein müssen, da solche in nächster Zeit jedenfalls noch einen niedrigeren Cours bekommen werden.

— Die Aufforderung zur Betheiligung bei der zu begründenden Dresdener Feuerversicherungsgesellschaft hat in allen Theilen des Landes den lebhaftesten Anklang gefunden. Während die Zahl der bis jetzt unterzubringenden Actien nur 1000 Stück beträgt, sind fast 2000 Stück (2 Mill. Thlr.) ge-

zeichnet werden, so daß sich eine Repartition der Zeichnungen erforderlich macht.

— In diesen Tagen war das Ihrer k. k. Hoheit der Erbgroßherzogin von Toscana von der Stadt Dresden gewidmete Hochzeitsgeschenk in der hiesigen königl. Porzellan-Niederlage ausgestellt. Dasselbe ist in der Porzellan-Manufactur zu Meißen gefertigt und besteht aus einem großen Toilettenspiegel mit der königlichen Krone, einem Consoltisch, einer größeren und zwei kleineren Vasen mit Prospecten von Dresden, Pillnitz und Wesenstein; die größere Vase enthält die Inschrift „Zur Erinnerung an Dresdens Bürgerschaft. 1856". Das Ganze ist im Rococogeschmack mit Reliefblumen wahrhaft meisterhaft ausgeführt und gereicht dem bewährten Kunstfleiße der berühmten Meißner Fabrik zu hoher Ehre. Gegenwärtig wird das Prachtwerk verpackt, um in den nächsten Tagen nach Florenz versandt zu werden.

— Nach längerer Zögerung soll nun in nächster Zeit der Abbruch des hiesigen Jacobshospitals (bis auf denjenigen Theil, in welchem sich die Speiseanstalt befindet) begonnen werden. Die speciellen Kostenanschläge zu dem Stadtbauhofe und Marstallgebäude, welche auf jenem Terrain erbaut werden sollen, liegen gegenwärtig den Stadtverordneten zur Genehmigung vor.

— Der wegen Unterschlagung zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilte ehemalige Landgerichts-Registrator Schäfer (s. Nr. 16) wurde am 21 April von hier nach Waldheim abgeführt. In diesen Tagen ist auch der seit Kurzem entlassene Registrator bei der städtischen Einquartierungsbehörde verhaftet worden. Derselbe ist beschuldigt, ihm zur Aufbewahrung und Berechnung übergebene Gelder veruntraut zu haben.

— Am 22. April Abends stürzte auf der Salzgasse Nr. 9 ein dreijähriger Knabe aus einem Fenster des dritten Stockwerks in den Hof herab; derselbe starb bald darauf an den erhaltenen Verletzungen.

— Am 20. April Nachmittags entstand in der Dresdner Haide ein Waldbrand, der indeß bald gelöscht wurde und keinen großen Schaden verursacht hat.

— Der Plauen'sche Grund erhält mit jedem Jahre einen neuen Zuwachs an industriellen und gewerblichen Etablissements. Die neuerbaute Gußstahlfabrik ist bereits in voller Thätigkeit und die Thode'sche Papierfabrik, schon jetzt eine der größten in Deutschland, wird in nächster Zeit eine sehr bedeutende Erweiterung finden; in diesen Tagen ist nun auch die Roscher'sche Glasfabrik durch Verkauf in andere Hände übergegangen und es soll dieselbe bedeutend vergrößert und zur Herstellung der gangbarsten weißen Glassorten eingerichtet werden.

Schandau, 17. April. Gestern Nachmittag wurde der Schenkwirth Peters aus Rathmannsdorf auf dem Nachhausewege von Hohnstein im sogenannten Tiefen Grunde räuberisch überfallen und seines ganzen Geldes, das über 200 Thlr. betragen haben soll, beraubt. (Sächs. Elbz.)

† Meißner Gegend, 20. April. Mit großem Interesse sind wir den Verhandlungen der Armenvereins-Vorsteher der Landgemeinden in Dresden gefolgt. Wir können aber nicht umhin, einige dort zu Tage getretene schiefe Ansichten zurückzuweisen. Sehr viele sogenannte Armenvereine Sachsens sind weiter nichts, als Vereine gegen das Bettelwesen; man richtet seine Thätigkeit gegen ein Symptom, nicht gegen die Krankheit selbst. — Wenn man behauptet hat, es fehle eher an Arbeitern, als an Arbeit, so ist die Wahrheit dieser Behauptung gewiß schwer nachzuweisen. In den Gegenden unseres Vaterlandes, wo die Landwirthschaft vorherrscht, mangelt während des Winters mehrere Monate die Arbeit. Man sollte daher seiten der Armenvereine nach dem Muster der Vereine zu Meißen und Krögis darauf denken, der Arbeitslosigkeit während der Wintermonate durch Beschaffung von lohnender Beschäftigung zu steuern. Statt dessen stellen manche Armenvereine Hilfsgensd'armen an, um die Armen in die Häuser zu verweisen. Dadurch wird aber den Arbeitslosen keine Beschäftigung verschafft. Mit je 200 Thalern, welche man zur Besoldung eines Hilfsgensd'armen bezahlt, könnte, würden sie zweckmäßig verwendet, Einleitung zur Arbeitsbeschaffung getroffen werden. Gegen die beliebte Anstellung dieser Leute, die besonders die Herren Rittergutsbesitzer empfahlen, müssen wir uns auf das Bestimmteste aussprechen. Die dermalige Gensd'armerie reicht völlig aus; bei uns giebt es keine herumziehenden Bettler mehr, obgleich wir keine Hilfsgensd'armen angestellt haben. Wollen die Rittergutsbesitzer in diesen Leuten zugleich Feldwächter mit haben, so mögen sie sich Flurschützen halten; wir haben kein Geld zur Besoldung überflüssiger Beamten. — In hiesigen Dörfern ist kein Tagewächter bestellt, und dennoch ist über das Polizeiwesen hier keine Klage zu führen. — Gegen das beliebte Prügelsystem, zu dessen Ausübung Privatleute autorisirt werden sollen, müssen wir uns ebenfalls erklären; Sachsen ist nicht Pommern.

*Lommatzscher Pflege, 18. April. Nach dem gegenwärtigen Stande unserer Saaten zu urtheilen, haben wir auch dieses Jahr eine ausgezeichnete Ernte zu hoffen, welche die Spuren der früheren mageren Jahre vollends verwischen wird. „Das Korn sieht wie zwei Thaler aus", sagen die Landleute. Und wir müssen gestehen, daß wir noch kaum ein Jahr das Korn so kräftig und dicht bestanden gesehen haben, als dieses Jahr. Ein nicht zu warmes und nicht zu üppiges Frühjahr muß uns eine Ernte bringen, welche die des vorigen Jahres noch übertrifft. Die Oelgewächse stehen durchgängig ungemein kräftig und werden den Kampf mit Photogen siegreich bestehen. Kirschen, Birnen und Aepfel zeigen reichen Blüthenansatz; nur an Pflaumen wird es mangeln. Ein Theil der Frühjahrsarbeiten ist auf den heuer trocknen Feldern bereits beendigt und Hafer und Erbsen sind gut untergebracht.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Rt.	Weizen nGr.	Roggen Rt.	Roggen nGr.	Gerste Rt.	Gerste nGr.	Hafer Rt.	Hafer nGr.	Erbsen Rt.	Erbsen nGr.
Dresden	April	von	5	5	3	5	3	—	1	14	—	—
	20.	bis	5	10	3	8	3	5	1	27	—	—
Bautzen	April	von	5	—	2	25	2	15	1	12	—	—
	18.	bis	5	20	3	5	2	25	1	20	3	25
Meißen	April	von	5	10	2	25	3	—	1	13	3	8
	18.	bis	—	—	3	8	3	2	1	23	3	10
Pirna	April	von	5	—	3	—	2	25	1	17	3	10
	18.	bis	5	15	3	8	3	3	1	25	3	22
Radeburg	April	von	5	18	3	—	2	25	1	17	3	25
	12.	bis	5	25	3	8	3	5	1	28	4	—
Roßwein	April	von	5	7	3	5	—	—	1	10	—	—
	17.	bis	5	25	3	15	—	—	1	15	—	—
Chemnitz	April	von	5	10	3	10	2	25	1	15	3	15
	18.	bis	5	25	3	20	3	2	1	18	3	25

Dresden. Das Schock Stroh 4 Thlr. 20 Ngr. bis 4 Thlr. 25 Ngr.
Der Centner Heu 1 „ — „ „ 1 „ 6 „

Radeburg. Haidekorn 2 Thlr. 16 Ngr. bis 2 Thlr. 28 Ngr.
Eingegangen: 638 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 18. bis mit 20. April 1857.

	die Kanne 18 Ngr. 5 Pf.	bis 19 Ngr. — Pf.
— in Pirna (18. April)	17 „ — „	„ 19 „ — „
— in Roßwein (7. April)	17 „ 6 „	„ 19 „ 2 „
— in Chemnitz (18. April	19 „ 5 „	„ 20 „ 5 „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 84¼ gesucht; dergleichen kleine 85 gesucht; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 101½ angeb.; desgl. von 1847 à 4% 98½ angeb; dergl. von 1852 und 1855 à 4% 98½ angeb.; dergl. von 1852 4% à 100 Thlr. 99½ angeb.; dergl. 1855 à 3% 79½ ges. Land-Renten-Briefe große 85½ ang.; dergl. kleine 87½ ges.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99½ ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 99 angeb.; kleine 99½ angeb.; dergl. à 3½% große 91½ angeb., kleine 92 angeb., dergl. 3½ % große 86½ angeb., kleine 86½ angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 99 ges.; kleine 99½ ges.; dergl. 3½ % große und kleine 93½ ges.

Preuß. 4½ % Anleihe 99½ ges.; dergl. 4% 94 ges. Preuß. 3½ % Staats-Schuld-Scheine 93½ ges.

Oesterr. 5% Nation.-Anleihe 83 angeb.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 15 Ngr. — Pf. Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.

Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99½.

Dresden, den 23. April 1857. **Ed. Rocksch.**

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.

(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 17 nebst zwei Beilagen.)

Freitag, **Nr. 18.** 1. Mai 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition A. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich [illegible] Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Die deutsche Bundesversammlung hat am 23. April ihre Sitzungen nach den Osterferien wieder aufgenommen, doch boten die Berathungen nichts von hervorragendem Interesse.

Die Arbeiterbewegung in Süddeutschland ist noch immer im Gange; in Frankfurt a. M. hatten die Schneidergesellen, nach dem Beispiele ihrer Mainzer Collegen, eine Versammlung in dem nahen Griesheim abgehalten, um sich über eine Erhöhung der Arbeitslöhne zu besprechen. Als sie aber, 140 an der Zahl, nach Frankfurt zurückkehrten, wurden sie insgesammt in Haft genommen. Doch behielt man nur 14 bis 16 Wortführer zurück, um sie vor Gericht zu stellen und sie dann auszuweisen; die übrigen gingen wieder an ihre Arbeit. Auch wird erwähnt, daß Briefe aufgefunden worden sind, aus denen sich ergibt, daß die Arbeitseinstellungen zwischen den Arbeitern der verschiedenen Städte vorher förmlich verabredet worden sind.

Im Großherzogthum Baden ist nunmehr der langwierige Streit zwischen der Regierung und dem Erzbischof ausgeglichen worden. Der Erzbischof, welcher in diesen Tagen sein 25-jähriges Jubiläum beging, erhielt bei diesem Anlasse von dem Großherzoge ein eigenhändiges Gratulationsschreiben. Dagegen scheinen in Baiern die Differenzen, welche in letzterer Zeit zwischen der Regierung und dem höheren katholischen Klerus hervorgetreten, eine weitere Ausdehnung zu gewinnen. Bekanntlich hatte das dasige Ministerium die Abhaltung der Jesuitenmissionen von der Genehmigung der Regierung abhängig gemacht und sich dabei auf die Bestimmungen des Konkordats berufen. Nun hat aber der Erzbischof von München, ohne diese Genehmigung einzuholen, eine solche Mission in der bairischen Hauptstadt angeordnet, und man ist unter diesen Umständen gespannt darauf, ob die Behörden nicht dagegen einschreiten werden. — Der König Maximilian von Baiern, welcher sich gegenwärtig in Italien befindet, wird sich, wie bereits erwähnt, von dort nach Paris begeben. Man bringt diese Reise mit der Regelung der griechischen Thronfolge in Verbindung, eine Vermuthung, die dadurch bestärkt wird, daß auch der Ministerpräsident v. d. Pfordten sich nach der französischen Hauptstadt begeben wird.

Der Ausschuß des Luther-Denkmal-Vereins in Worms hat in diesen Tagen seinen ersten Vierteljahrsbericht veröffentlicht, aus welchem zu ersehen, daß bis jetzt 7810 Fl. bei ihm eingegangen sind, darunter 5589 Fl. aus der Stadt Worms, 1037 Fl. aus 28 Gemeinden des Großherzogthums Hessen und nur 1183 Fl. in Beiträgen aus verschiedenen anderen Ländern. In neunzehn deutschen Bundesstaaten ist die Erlaubniß zu öffentlichen Sammlungen bereitwilligst ertheilt worden; in elf anderen Bundesstaaten unterliegt das betreffende Gesuch des Vereins noch der Erwägung der Behörden. —

In Gotha hat der gemeinschaftliche Landtag am 24. April beschlossen, die Staatsregierung um baldigste Mittheilung einer Vorlage über die vollständige Vereinigung der Herzogthümer Gotha und Koburg zu ersuchen. Der vom Herzoge bei Eröffnung der Ständeversammlung ausgesprochene lebhafte Wunsch (s. Nr. 17) scheint sonach in Erfüllung zu gehen.

Preußen. Die Regierung hat mit ihren Finanzvorlagen entschiedenes Mißgeschick; denn jetzt ist auch die von ihr beantragte Salzpreis-Erhöhung, welche im Abgeordnetenhause nur durch die Stimmen der dort sitzenden zahlreichen Beamten eine schwache Majorität erhielt, von dem Herrenhause mit großer Mehrheit abgelehnt worden. Es hat somit bis jetzt keine der Steuervorlagen die Zustimmung des Landtags erhalten. Zwei Gesetzentwürfe, welche ebenfalls auf eine Steuererhöhung hinauslaufen und die Abänderung des Gewerbesteuergesetzes, sowie die Besteuerung der Actien- und ähnlicher Gesellschaften betreffen, unterliegen noch der Berathung und ihre Annahme ist in beiden Häusern keineswegs als vollständig gesichert zu betrachten. Wie verlautet, beabsichtigt die Regierung, nachdem sie mit ihren Steuervorlagen Schiffbruch gelitten, zu einer förmlichen Reform des preußischen Finanzsystems zu verschreiten, eine Maßregel, welche von verschiedenen Seiten längst als eine unabweisbare Nothwendigkeit bezeichnet ward, da der von dem Ministerium bisher eingeschlagene Weg, die vermehrten Staatsbedürfnisse durch neue Steuern zu decken, die fühlbare Ungleichheit, welche in Preußen in der Vertheilung der Abgaben herrscht, nur noch vermehren würde. — Der Gesetzentwurf über das Verbot fremder Banknoten (s. Nr. 17) hat bereits im Herrenhause Annahme gefunden, jedoch mit der Modification, daß jene Maßregel erst mit dem 1. Jan. 1858, statt am 1. Oct. d. J. in Kraft treten soll. Bei der Berathung wurde das Bedenken laut, daß jenes Verbot auf die Handels- und Verkehrsverhältnisse Preußens ungünstig wirken müsse und daß die ganze Maßregel sich überhaupt nicht mit den Rücksichten vereinigen lasse, welche Preußen, als Führer des Zollvereins, auf die übrigen deutschen Staaten zu nehmen habe. Der Handelsminister suchte diese Bedenken zu entkräften, indem er namentlich darauf hinwies, daß die preußische Bank, bei sich herausstellendem Bedürfnisse, zu einer Vermehrung ihrer Noten schreiten könne und daß auch in nächster Zeit vier neue, bereits concessionirte Provinzialbanken ihre Thätigkeit beginnen würden, denen ebenfalls eine vermehrte Ausgabe von Banknoten gestattet werden könne; was die Rücksichten auf das Ausland anlange, so sei es unthunlich gewesen, zu Gunsten einzelner gut fundirter Banken eine Ausnahme zu gestatten. Doch sei es die Absicht der preußischen Regierung, schon in nächster Zeit mit den Staaten des Zollvereins über gemeinsame Grundsätze hinsichtlich der Emission von Banknoten in Verhandlung zu treten. Auch wurde von dem genannten Minister hervorgehoben, daß namentlich die seit zwei Jahren neuerstandenen Banken Veranlassung zu dem Verbote gegeben haben, da von diesen neuen Instituten allein seit 1855 über 102 Mill. Thlr. in Banknoten ausgegeben worden; darunter figuriren die Darmstädter mit 40 Mill. Gulden, die Luxemburger mit 80 Mill. Fr., die Hannöversche mit 12 Mill. Thlrn. Die Noten der Geraer, Gothaer und Bückeburger Bank sind dabei gar nicht gerechnet, weil diese Institute mit unbeschränkter Noten-Ausgabe begründet wurden, mithin eine Berechnung ihres Papiergeldes unmöglich wird.

Oesterreich. Der kaiserliche Hof bereitet sich zur Reise nach Ungarn vor, die am 4. Mai angetreten werden soll; die Ungarn knüpfen an diese Reise des Kaisers große Hoffnungen und sieht man namentlich einem umfassenden Gnadenacte entgegen. In diesen Tagen wurde von dem Kaiser eine Deputation helvetischer Confession aus Ungarn empfangen, welche die Einberufung einer Synode zur Regelung und Feststellung ihrer kirchlichen Verhältnisse erbat; der Kaiser hat die Gewährung dieser Bitte zugesagt und dabei die Versicherung ertheilt, daß die Rechte der Nichtkatholiken nicht beeinträchtigt werden sollten; man möge nur ihm, dem Kaiser, vertrauen. — Der Fürst von Montenegro hat nach seiner Rückkehr von Paris seinen Aufenthalt in Wien genommen, um bei der österreichischen Regierung eine Unterstützung seiner an die Pforte gestellten Begehren zu erwirken.

Schweiz. Die in den Pariser Conferenzen zur Ausgleichung der Neuenburger Streitfrage aufgestellten Vorschläge scheinen sowohl in Berlin als auch in Bern geneigte Aufnahme zu finden, so daß nunmehr eine alsbaldige Lösung jenes Conflicts bevorsteht. Durch jene Vermittelungsvorschläge, welche der schweizerische Gesandte Dr. Kern selbst nach Bern überbrachte, sind die ursprünglichen Forderungen Preußens bedeutend abgeschwächt worden und die Mehrheit des Bundesrathes soll daher zu deren Annahme geneigt sein. Preußen entsagt nämlich den aus den Wiener Verträgen abgeleiteten Rechten auf Neuenburg, welches fortan sich selbst und als gleichberechtigter Kanton zur Eidgenossenschaft gehört. Die Schweiz giebt volle Amnestie für politische und militärische Vergehen, die vom Sept. v. J. herrühren und übernimmt die erwachsenen Kosten. Die Einkünfte der 1848 dem Staatsvermögen einverleibten Kirchengüter und der frommen Stiftungen sollen ihrem Stiftungszwecke nicht entfremdet werden; eine Herausgabe der Kirchengüter selbst würde demnach nicht stattfinden. Die Schweiz zahlt an den König eine Mill. Fr., doch wird diese Summe nicht als Entschädigungssumme bezeichnet, da man dies schweizerischerseits für bedenklich erachtete; die Fortführung des Fürstentitels von Neuenburg, welche der König beansprucht, soll in dem Vertrage unerwähnt bleiben, und endlich ist auch das Verlangen Preußens, welches die Revision der Neuenburger Verfassung von gewissen Beschränkungen abhängig machte, in Wegfall gebracht worden. Der schweizerische Bevollmächtigte wird in den nächsten Tagen nach Paris zurückkehren und man hofft, daß er die Zustimmung des Bundesraths zu dem Vertragsentwurfe mitbringen werde. Es hat sodann noch die schweizerische Bundesversammlung ihr Votum abzugeben und wenn das getroffene Arrangement im Schooße derselben auch mehrfachen Widerspruch finden wird, so hofft man doch, die Majorität werde zustimmen, da man allseitig die Frage möglichst bald abgethan zu sehen wünscht.

Italien. Briefe aus Rom versichern, daß der Papst sich für den Bischof von Moulins und gegen das Einschreiten der französischen Regierung ausgesprochen habe. — Infolge des vor zwei Jahren von der piemontesischen Regierung erlassenen Gesetzes wegen Aufhebung der Klöster wurden im Königreiche Sardinien 330 Männer- und 78 Frauenklöster von 16 verschiedenen Orden aufgehoben. In diesen Klöstern lebten 4063 Mönche und 1426 Nonnen. — Ein französisches Blatt enthält aus Neapel die Nachricht, daß dort die Bedrückungsmaßregeln verdoppelt worden sind und die Gesandten Oesterreichs, Preußens und Rußlands Neapel verlassen werden, um nicht durch ihre Gegenwart jene Maßregeln gutzuheißen. Die bevorstehende Abreise der Gesandten ist indessen bis jetzt von keiner anderen Seite bestätigt worden.

Frankreich. Daß der Großfürst Konstantin in Frankreich eine freundliche und zuvorkommende Aufnahme finden würde, ließ sich im Voraus erwarten; nach den aus Toulon eingehenden Berichten hat man demselben aber einen Empfang bereitet, der Alles überbietet, was bei dem Besuche solcher hohen Gäste bisher zu geschehen pflegte und somit deutlich genug zeigt, welchen außerordentlichen Werth der Kaiser Napoleon auf die Freundschaft Rußlands legt. Der Großfürst selbst soll in seiner seemännischen Einfachheit durch die Ueberschwänglichkeit der französischen Galanterie sich beengt gefühlt haben. Die Stadt Toulon wird den Besuch des Prinzen durch eine Gedenktafel verewigen; von dort hat sich der Großfürst am 27. April nach Marseille begeben, wo ihn die Volksmenge mit lautem Zuruf begrüßte. In Paris wird die Anwesenheit des russischen Gastes Anlaß zu einer Reihe der glänzendsten Feste geben, für welche bereits alle Vorbereitungen getroffen sind. — Bemerkenswerth ist, daß die französische Regierungspresse gegenwärtig mit großer Entschiedenheit der Vereinigung der Donaufürstenthümer das Wort redet. Selbst der „Moniteur" tritt für jene Vereinigung in die Schranken; das amtliche Blatt klagt insbesondere darüber, daß in den Donaufürstenthümern die öffentliche Meinung unterdrückt, die Presse verfolgt und die Wahlbesprechungen beschränkt würden, lediglich um den einer Vereinigung beider Länder günstigen Volkswillen nicht zum Ausdruck gelangen zu lassen. Selbst wenn diese Schilderung der Zustände in der Moldau und Walachei wahr sein sollte, so nimmt sich dieselbe doch im „Moniteur" um deswillen etwas komisch aus, weil es, was den freien Ausdruck der öffentlichen Meinung anlangt, in Frankreich um kein Haar besser steht. Aus der ganzen Haltung der Regierungsjournale geht aber zur Genüge hervor, daß sich Frankreich in der Donaufürstenthümerfrage ganz auf die Seite Rußlands gestellt hat.

Am 25. April fand in der Notre-Dame-Kirche die feierliche Installation des Kardinals Marlot als Erzbischof von Paris statt. Tags darauf begegnete dem Prälaten auf dem Wege nach ebengenannter Kirche ein bedauerlicher Unfall; an der Ecke der Rue de la Lune angekommen, stürzte der Wagen des Erzbischofs um, und man war genöthigt, ihn aus der oberen Wagenthür herauszuziehen. Msgr. Marlot, sehr bleich und auf einen Geistlichen gestützt, begab sich zu Fuß nach der Kirche.

Dänemark. Die Ministerkrisis ist noch nicht vorüber und allem Anscheine nach wird die Modification des Kabinets auf den Austritt des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und der Herzogthümer, Hrn. v. Scheel, beschränkt bleiben. Dieser Staatsmann, welcher bereits am 26. April als Landdrost zu „seinen lieben Pinnebergern" zurückgekehrt ist, hat nicht die geringste Aussicht, wieder in das Ministerium zurückzukehren; allein es wäre ein Irrthum, wollte man hieraus eine Folgerung zu Gunsten der deutschen Herzogthümer ziehen. Der Ministerwechsel hat für die inneren Verhältnisse Dänemarks eine größere Bedeutung als für die auswärtigen; an letzteren wird durch den Personalwechsel wenig geändert werden, da die eiderdänisch-skandinavische Partei, welche jetzt als Siegerin am Staatsruder steht, an ihrem bisherigen Programm festhält. Durch den Austritt Scheel's ist namentlich der zeither sehr vorwiegende Einfluß der Gemahlin des Königs geschmälert worden. König Friedrich VII. vermählte sich bekanntlich, nachdem seine zwei früheren ebenbürtigen Ehen aufgelöst worden, i. J. 1850 mit Elise Rasmussen, welche später zur Gräfin Danner erhoben worden. Diese Verbindung wurde dadurch von besonderer politischer Bedeutung, daß die Gräfin einen überwiegenden Einfluß auf den König gewann, so daß ihre Meinung bei der Entscheidung der wichtigsten Landesangelegenheiten maßgebend zu werden begann und die Vorstellungen der Minister vor Ausfertigung der königlichen Resolutionen erst der Gräfin vorgelegt zu werden pflegten. Diese Einmischung, welche der Minister Scheel begünstigte, während sie von dessen Collegen lebhaft bekämpft wurde, führte schon im vorigen Herbste zu einer Kabinetskrisis, die nur dadurch gehoben wurde, daß dem Einflusse der Gräfin Danner einige Schranken gezogen wurden. Doch brach der alte Zwiespalt bald wieder unter den Ministern aus und nachdem Hr. v. Scheel neuerdings die von der eiderdänischen Partei verfolgten skandinavischen Bestrebungen in einer an die auswärtigen Mächte gerichteten Note zurückwies, war sein Fall unvermeidlich. Mit ihm hat zugleich die Gräfin Danner ihre kräftigste Stütze verloren.

Rußland. Während früher englische und französische Journale der russischen Politik gar oft den verständigen Rath ertheilten, sie möge ihre Kräfte statt auf Eroberungen lieber auf die innere Cultivirung und Erstarkung des nordischen Reichs verwenden, findet jetzt der großartige Plan, Rußland mit einem Eisenbahnnetze zu durchziehen, in jenen Blättern heftige Opposition. Sowohl in London, als auch in Paris wird eifrig von der Betheiligung an jenen Unternehmungen abgerathen und man ist bemüht, die russischen Actien auf dasigem Markte gar nicht aufkommen zu lassen. Allerdings lassen sich für die Rentabilität der russischen Bahnen wenig sichere Garantien aufstellen und man wird wohlthun, keine sanguinischen Hoffnungen darauf zu bauen; allein es ist jenen Papieren von der russischen Regierung eine fünfprocentige Verzinsung zugesichert und diese wird den Actionären unter allen Umständen zutheil werden; denn das muß man der russischen Regierung zum Ruhme nachsagen, daß sie selbst in den bedrängtesten Zeiten ihren finanziellen Verpflichtungen getreulich nachgekommen ist.

Amerika. Der mit Dänemark abgeschlossene Vertrag wegen Ablösung des Sundzolls ist nun auch von der nordamerikanischen Regierung am 15. April sanctionirt worden, so daß mithin die Besorgniß, es werde von dieser Seite eine Beanstandung des vereinbarten Arrangements erfolgen, beseitigt erscheint. Die Vereinigten Staaten zahlen an Dänemark eine Entschädigungssumme von 717,829 Reichsthalern. — Seit einigen Jahren haben die amerikanischen Werthpapiere, welche theils von den einzelnen Staaten, theils von Eisenbahngesellschaften creirt werden, in Europa und namentlich in Deutschland unter Privaten vielen Absatz gefunden, weil sie einen bedeutenden Zinsfuß gewähren, der die Höhe der in Deutschland üblichen Procente meist um das Doppelte übersteigt. Trotz aller anscheinenden Sicherheit sind aber in neuerer Zeit mit jenen Werthpapieren sehr üble Erfahrungen gemacht worden und in mehren Fällen blieben trotz der zugesicherten Hypothek und Priorität die Zinsen aus. Wer daher sein Kapital in solchen Effecten anlegen will, hat jetzt doppelte Ursache, mit großer Vorsicht zu verfahren.

Unter den Gebieten, welche der nordamerikanischen Union in nächster Zeit zuwachsen werden, befindet sich bekanntlich das von den Mormonen bewohnte Land am Salzsee. Wie wir aber aus den amerikanischen Zeitungen ersehen, werden diese wunderlichen Heiligen, welche sich bekanntlich seit einiger Zeit aus Europa recrutiren, dem Congreß und der Regierung zu Washington noch viel zu schaffen machen. Das merkwürdige Völkchen hat bald die zu Bildung einer Staats-Constitution nothwendige Anzahl erreicht, und es wird dann die Aufnahme in die Union fordern. Die republikanische Partei hat indessen beschlossen, den Mormonen wegen der unter ihnen herrschenden Polygamie (Vielweiberei) den Eintritt zu verweigern. Noch mehr als dies werden die übrigen Institutionen jener religiösen Secte dem Anschluß an die Union entgegenstehen. Die Mormonen besitzen bekanntlich keine republikanische Verfassung, sondern sie beugen sich einer in das Gewand der Theokratie (Gottesherrschaft) gekleideten, absoluten Despotie. Brigham Young, der moderne Samuel der Mormonen, führt mit seinen Aeltesten ein völlig unumschränktes Regiment und läßt keine Opposition gegen seine Dekrete aufkommen. Außerdem aber befinden sich die Mormonen im Zustande fortwährender offener Feindseligkeit gegen die Vereinigten Staaten. Sie halten sich für das auserwählte Volk, welches nur sich selbst Rechenschaft schuldig ist und gegen die andere „unheilige" Menschheit keine Verpflichtung irgend einer Art hat. Sie beanspruchen die Vortheile, welche ihnen die Zulassung in die Union gewähren würde, ohne die mindeste Gegenleistung dafür bieten zu wollen. Der Präsident Pierce beschloß, Brigham Young durch einen anderen Gouverneur zu ersetzen, und gab diesem, dem Obersten Steptoe, für alle Eventualitäten ein Truppen-Detachement mit. Aber als dieser sich glücklich durch die Wüste durchgearbeitet hatte, sah er bald, daß seine Stellung unhaltbar sei, und mußte unverrichteter Sache umkehren. Die von den Vereinigten Staaten an den Salzsee gesandten Richter werden gar nicht beachtet; einem derselben, dem Richter Stiles, wurde seine Office gewaltsam erbrochen und sein Archiv verbrannt. Der Prophet der Mormonen verweigerte ihm jeden Schutz, und er mußte, um sein Leben zu retten, flüchten; in gleicher Weise wurden andere Beamte der Union für vogelfrei erklärt. Unter solchen Umständen wird man sich in Washington nicht beeilen, den sonderbaren Heiligen die Aufnahme in die Union zu erleichtern. Es ist nicht zu leugnen, daß die Geschichte des Mormonenthums etwas Bestechendes hat. Die Nachfolger Joe Smiths (des Stifters der Secte) haben die grausamsten Verfolgungen bestanden, ohne ihrem Glauben untreu zu werden. Mit fast beispielloser Ausdauer machten sie sich auf den Weg, um eine neue Heimath zu suchen, und bald wurde unter ihren geschäftigen Händen das dürre Salzseethal in ein blühendes Territorium verwandelt. Sie entfalten in ihrer Abgeschiedenheit eine wirklich bewundernswerthe Energie und haben den auf dem Landwege nach Californien Reisenden, durch Herstellung eines Rastortes, den wichtigsten Dienst geleistet. Aber so interessant die Erscheinung ist, so darf man sich doch nicht verhehlen, daß dieselbe dem schamlosesten Betrug und einer bodenlosen Stupidität ihren Ursprung verdankt. Aller Unsinn, welcher jemals vom Fanatismus ersonnen wurde, findet sich hier zusammengehäuft. Die Priester und Auserwählten spiegeln den Laien vor, daß sie durch höhere Wesen inspirirt werden, und stirbt einer, so wird er unter die Heiligen versetzt, wie dies nur erst kürzlich geschah. Auf Unglauben steht zeitliche und ewige Verdammniß. Selbst die Ohrenbeichte wird eingeführt und dem Weibe gesagt, daß es nur als die Concubine eines Mannes überhaupt Berechtigung zur Existenz gewinnen kann. Die Sittlichkeit ist dort eine unbekannte Größe, und da die Täuschung zu kolossal ist, als daß sie nicht von nur einigermaßen Begabten durchschaut werden sollte, so muß man eine große Anzahl der Mormonen für durchtriebene Heuchler halten. —

Ein Sprung in den Rhein.

Novelle von Carl v. Kessel.

(Fortsetzung.)

„Als ich wieder zu mir gekommen war," erzählte die junge Dame weiter, „befand ich mich in den Armen meines Verlobten. Er war es, welcher mich noch zur rechten Zeit den Händen eines Mörders entrissen hatte, denn daß der Graf diesen Namen verdient, und daß er wirklich vor einer blutigen That der Rache nicht zurückschrak, das bewieß er mir zu Köln, wo ich nur durch Ihre Dazwischenkunft vor einem schrecklichen Tode bewahrt wurde."

„Aber durch welche Mittel gelang es ihm, Sie zum zweitenmal in seine Gewalt zu bekommen?" fragte theilnehmend der Fähnrich.

„Das sollen Sie sogleich hören. Meine Mutter kränkelte schon seit längerer Zeit und die Aerzte hatten ihr den Gebrauch der Bäder von Wiesbaden verordnet. Da mein Verlobter Familienangelegenheiten halber ebenfalls genöthigt war, längere Zeit auf seinen Gütern zu verweilen, so wurde beschlossen, daß ich sie auf dieser Reise begleiten und daß dann gleich nach unserer Rückkehr meine Vermählung gefeiert werden sollte."

„Nach einem achtwöchentlichen Aufenthalte verließen wir Wiesbaden, um nach der Heimath zurückzukehren. Wir langten in Köln an und stiegen in einem Gasthof ersten Ranges in Deutz ab. Dort fand meine Mutter einen Brief vor, in welchem sie von der Gattin des ****schen Gesandten, einer ihrer intimsten Jugendfreundinnen, die sie seit einer langen Reihe von Jahren nicht mehr gesehen hatte, auf das Dringendste gebeten wurde, ihre Reise ungesäumt bis Düsseldorf fortzusetzen, um dort mit ihr — die ebenfalls auf der Durchreise begriffen war — zusammenzutreffen und einen Tag des frohen

Wiedersehens zuzubringen. Da ich gerade von einem leichten Unwohlsein befangen war, so wollte sich meine Mutter nicht von mir trennen; ich bat indessen so dringend und gab ihr so beruhigende Versicherungen, daß sie sich endlich zur Weiterreise entschloß, nachdem zwischen uns die Verabredung getroffen war, daß ich schon am andern Tage mit ihr wieder in Düsseldorf zusammentreffen sollte. Da ich wußte, wie unentbehrlich ihr ihre Kammerfrau war, so schlug ich ihr Anerbieten aus, mir dieselbe zurückzulassen, umarmte sie recht herzlich und kehrte, nachdem das Dampfschiff, welches sie trug, meinen Blicken entschwunden war, langsam in das Hôtel zurück, wo wir, weil meine Mutter die Einsamkeit liebte, einen abgesonderten, wenig besuchten Flügel bewohnten."

„Ich hatte meinen Platz am Fenster eingenommen, und beobachtete das schöne Panorama, welches sich meinen Blicken darbot. Vor mir dehnte sich Köln in seiner ganzen Länge mit seinen zahlreichen Kirchen aus, unter denen in gigantischen Umrissen, halb Prachtwerk, halb Ruine, der Dom hervortrat. Dicht vor mir erblickte ich den Rhein, dessen grünliche Wogen stolz und ruhig dahinglitten, während sich auf seinem breiten Rücken die Nachen kreuzten und zahlreiche Dampfschiffe seine Fluthen durchschnitten, tiefe Furchen auf dem Wasser zurücklassend."

„Ich war, wie gesagt, in diesen schönen Anblick ganz vertieft und hatte alles Uebrige darüber vergessen. Plötzlich hörte ich die Thüre knarren und es war mir, als wenn ein Fuß leise über den Teppich meines Zimmers glitte. Beunruhigt blickte ich um mich, sank aber sogleich mit dem höchsten Ausdruck des Schreckens in den Stuhl zurück und streckte mechanisch die Hände abwehrend aus, als ich gewahrte, wer vor mir stand."

„Ich errathe," fiel hier Kranichfeld ein, den die Erzählung auf's höchste spannte.

„Nun wohl," sagte die Dame, „es war Niemand anders als Herr von Sobakow, nur war sein Anblick diesmal für mich noch schreckenerregender als damals, wo er mir auf dem Landhaus meines Oheims entgegentrat. Eine tiefe Blässe bedeckte sein Gesicht, sein Bart war lang und verworren, seine Augen glühten, während sich seine Stirn in unheimliche Falten legte. So stand der Mann vor mir, welcher schon einmal seine Hand gegen mich erhoben hatte."

„Ich wußte in diesem Augenblicke nichts weiter zu thun, als bittend meine Hände gegen den Grafen zu erheben."

„Ein finsterer, durchbohrender Blick wurde mir als Antwort zu Theil. Er trat dicht zu mir heran, kreuzte seine Arme, betrachtete mich eine Minute mit den Augen eines Teufels und sagte dann dumpf und entschlossen:

„›Rühren Sie sich nicht von der Stelle und versuchen Sie es nicht, auch nur den kleinsten Laut von sich zu geben.‹"

„Was wollen Sie? stöhnte ich, indem ich mich scheu in einen Winkel des Zimmers zurückzog."

„›Was ich will?‹ antwortete Herr von Sobakow. ›Betrachten Sie doch mein Gesicht und beantworten Sie dann selbst Ihre Frage.‹"

„Und wieder trat er mir einen Schritt näher, faßte mich krampfhaft beim Arm und sagte mit wildem unterdrücktem Lachen:

„›Was ich will? — Ich will meine Verlobte zurückholen — ich will mich rächen, ich will mein Wort, was ich Ihnen gegeben habe, einlösen!‹"

„O schreckliches Wort, ich kannte es nur zu gut — es hieß Rache, selbst auf die Gefahr hin, ein Verbrechen zu begehen!..."

„›Vor allen Dingen schreiben Sie,‹ sagte der Graf, indem er mir Papier, Feder und Dinte zuschob."

„Was soll ich denn schreiben? fragte ich zitternd."

„›Ich werde es Ihnen dictiren.‹"

„Und mit fester, aber noch immer dumpfer Stimme und mit gerunzelter Stirn sprach er folgende Worte, die er mich niederzuschreiben zwang:

„›Theure Mutter! Kehren Sie auf dem kürzesten Wege nach unserer Villa Peterhof zurück. Nur auf diese Weise können Sie einem großen Unglück vorbeugen. Thun Sie keinen Schritt meinetwegen, wenn Ihnen mein Leben lieb ist. Ein Geheimniß umhüllt mich in diesem Augenblick, beruhigen Sie sich indessen, ich werde vor Ihnen in Peterhof sein und Ihnen dort den Schleier des Geheimnisses lüften.

Ihre Tochter Paulowna.‹"

„›So!‹ sagte der Graf, nachdem ich geschrieben hatte, und faltete das Blatt, auf welchem diese dunklen, inhaltsschweren Zeilen standen, sorgsam zusammen, indem er zugleich seine Brieftasche hervorzog und dasselbe zwischen mehre andere Papiere schob — ›ich verlasse Sie jetzt, um dieses für mich wichtige Schreiben zu besorgen; machen Sie keinen Versuch, sich meiner Gewalt zu entziehen, er würde nur zu Ihrem Nachtheil ausfallen, da ich im Voraus alle Vorsichtsmaßregeln getroffen habe.‹"

„Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und ich hörte, wie er von Außen dasselbe zuschloß und den Schlüssel abzog. Anfänglich wollte ich um Hilfe rufen, aber ich erinnerte mich der Worte des Grafen und ich wußte nur zu gut, daß sich dahinter keine leere Drohung verbarg. Verzweiflungsvoll schlug ich meine Augen nieder, als ich plötzlich auf dem Fußboden einen Brief erblickte, der Herrn v. Sobakow unbemerkt aus seinem Portefeuille entfallen sein mußte. Begierig griff ich danach, denn eine schwache Hoffnung, an die sich der Unglückliche ja so gern klammert, machte sich bei mir geltend, daß ich daraus vielleicht in meiner bedrängten Lage irgend einen Vortheil ziehen könnte. Ich öffnete das Schreiben, erblaßte aber, als ich kaum die ersten Zeilen gelesen hatte."

„Sie entdeckten gewiß den verruchten Anschlag, den der Elende gegen Sie beabsichtigte?" fragte Kranichfeld.

„Nein, mein Herr, aber ich entdeckte etwas Anderes — etwas, was mir in diesem Augenblicke eine gewichtige Waffe gegen meinen Verfolger gab — ich fand in dem Briefe den Schlüssel zu einem politischen Geheimniß — zu einem Geheimniß von so furchtbarer Natur, daß ein einziges Wort von mir bei der russischen Regierung hingereicht haben würde, den Grafen dem schrecklichsten Loose zu überliefern. Ich wollte dies Letztere nicht, aber ich wollte mich retten, und so beschloß ich, hieraus den möglichsten Nutzen zu ziehen."

„Es lag dies so nahe, daß es jeder Andere auch gethan haben würde," unterbrach Kranichfeld die junge Dame.

„Allerdings, aber ich vergaß dabei nur Eins: daß ich es nämlich mit einer teuflischen Natur zu thun hatte und daß, indem ich dem Grafen zeigte, daß er sich in meiner Gewalt befinde, ich ihn hierdurch nur veranlaßte, den äußersten und letzten Schritt zu wagen, vor welchem ihn bisher vielleicht noch eine schwache Regung seines Gewissens zurückgehalten hatte."

„Welches dunkle Gemälde entrollen Sie da vor meinen Augen!"

„Lassen Sie mich kurz sein," fuhr Paulowna fort, „denn Sie haben Recht, das Gemälde ist zu schaurig, um bei demselben lange zu verweilen. Etwa nach einer Stunde kehrte der Graf zurück und schien scheinbar ruhiger zu sein. Er sprach mich sanft an und versuchte nochmals, eine Versöhnung mit mir herbeizuführen. Von Neuem wies er auf seine vermeinten Rechte an mich hin, er heuchelte Liebe — er, der mich verfolgt, gequält, ja sogar am Leben bedroht hatte, und trieb seine Unverschämtheit zuletzt so weit, mir seine Verzeihung unter der Bedingung anzubieten, daß ich mit ihm nach Schottland reise, um mich dort bei dem bekannten Schmied zu Gretna Green mit ihm trauen zu lassen. Bei dieser Zumuthung erwachte mein ganzer weiblicher Stolz, ich fühlte mich auf das Heftigste verletzt und rücksichtslos machte ich ihm die bittersten Vorwürfe, indem ich schließlich auf den Inhalt des vorerwähnten Briefes hinwies und ihm mit der schweren Strafe drohte, die ihn in Rußland unfehlbar treffen würde, sobald das Siegel jenes schrecklichen Geheimnisses von mir gelöst würde."

„Der Graf antwortete nicht, aber bei jedem neuen Worte, das ich sprach, erbleichte sein Gesicht immer mehr, bei jeder neuen Gewißheit, die er erhielt, daß ich um seine verbrecherischen Plane wüßte, wurde sein Auge dunkler, glühender, bis es endlich den Ausdruck einer Wildheit annahm, die mich um so mehr erschreckte, da sich dieselbe unter einer scheinbaren äußeren Ruhe verbarg. Ich fing jetzt das, was ich gethan hatte, zu bereuen an, aber zu einer Umkehr war es zu spät, dies sah ich an den finstern Wolken, die sich auf der Stirn des Grafen lagerten, an dem verrätherischen Zucken seiner Mundwinkel, die fest zusammengepreßt waren, als wollten sie dem verbrecherischen Geheimniß, welches seine Seele barg, jeden Ausweg über die Lippen verschließen. Ich hatte dem Elenden den tiefen Abgrund gezeigt, an dessen äußerstem Rande er stand, und ihm, ohne daß ich es wollte, zugerufen: Rette Dich, so lange es noch Zeit ist!"

„Aber worin bestand diese Rettung? O mein Herr, Sie selbst können hierüber die beste Auskunft geben. Er mußte sich meiner entledigen, um so den Mund für ewig stumm zu machen, welcher früher oder später eine Anklage gegen ihn erheben konnte, von der er wohl wußte, daß sie seine unfehlbare Vernichtung zur Folge haben würde."

„Es mochte schon tief in der Nacht sein, als der Graf seine Reisetasche umnahm und mir mit kurzen Worten ihm zu folgen befahl. Ich bebte. Eine innere warnende Stimme hielt mich zurück."

„Wohin wollen Sie noch zu dieser späten Stunde? fragte ich zögernd."

„›Wohin sollte ich wollen?‹ entgegnete er. ›Nach den Eröffnungen, welche Sie mir gemacht haben, wäre es Thorheit, Ihnen hier Ihre Freiheit zurückzugeben. Der Eisenbahnzug nach Aachen geht in einer Stunde ab. Sie müssen mir bis dahin folgen.‹"

„Und dann? fragte ich zitternd."

„Der Graf antwortete nicht. Er nahm meinen Arm, und nur widerstrebend folgte ich. Ueber eine schmale Treppe, auf der uns kein Mensch begegnete, durch eine kleine Seitenpforte verließen wir das Haus. Es war eine stürmische finstere Nacht. Schweigend betraten wir die Schiffbrücke. Mein Begleiter schien die Finsterniß mit seinen Blicken durchdringen zu wollen; mehre Male glaubte ich zu bemerken, wie er den Kopf vorbeugte, um zu lauschen. Plötzlich blieb er stehen. Wir befanden uns dicht am Geländer der Brücke und ich hörte das unheimliche Rauschen des Stromes, dessen Wasser gespenstartig dahinglitten."

„›Sehen Sie diese Tiefe,‹ sagte Herr v. Sobakow. Ich bebte. Ein kalter Schweiß trat auf meine Stirn. ›Das ist ein Ort, wo jede Anklage verstummt,‹ fuhr er weiter fort."

„Gnade! stammelte ich, indem ich mich an das Geländer festklammerte."

„›Es ist zu spät — Sie müssen sterben.‹"

„Ich stieß einen Schrei der Verzweiflung aus, den mein Mörder vergeblich zu verhindern suchte."

„›Das war derselbe, welchen ich hörte‹, sagte der Fähnrich. ›Ich werde ihn nie vergessen.‹"

„Kaum war der Angstruf über meine Lippen, als ich mich emporgehoben fühlte. Ich strengte meine letzte Kraft an, um Widerstand zu leisten, indessen vergebens. Noch einmal preßte mir die Todesangst einen lauten Schrei aus — aber im nächsten Augenblicke fühlte ich auch schon die kalten Wogen über mir zusammenschlagen."

„Aus denen es mir mit Gottes Beistand möglich wurde, Sie zu retten," sagte tief gerührt der junge Mann.

Die Dame antwortete nicht — sie schluchzte laut. Eine Pause des Schweigens folgte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Krieg gegen China.

Der Krieg gegen China wird von großer Bedeutung. Die Zeiten sind längst vorüber, in welchen es dem Bürger in Deutschland einerlei war, ob „hinten weit in der Türkei die Völker auf einander schlugen," er weiß vielmehr sehr wohl, wie sehr ein Kampf am schwarzen Meere seine eigenen Interessen berührt, und daß es für ihn gar nicht gleichgültig ist, ob die Theepreise um das Doppelte steigen, die Rohseide um ein Beträchtliches aufschlägt, die Schiffahrt unterbrochen wird, und Jahr für Jahr mindestens fünfzig Millionen Thaler baaren Silbers nach China wandern, um von dort niemals wiederzukehren. Seitdem der Handelsverkehr alle Völker der Erde umfaßt und berührt, ist auch die Theilnahme an den Weltereignissen allgemeiner geworden als je zuvor, und so erklärt sich ganz einfach das Interesse, welches man im Publicum den Begebenheiten in China zuwendet.

England will den Krieg mit aller Macht führen; man weiß in London, wie viel auf dem Spiele steht und daß man endlich einmal die chinesische Ausschließlichkeit wird brechen müssen. Es ist bei den Dimensionen, welche die Verhältnisse jetzt schon gewonnen haben, von keiner Erheblichkeit mehr, ob die chinesischen Behörden bei ihrem Verfahren gegen die Bemannung der Lorcha „Arrow" im Rechte waren oder nicht. Seitdem ist Blut geflossen, die größte Stadt im südlichen China, Canton, bombardirt worden und zu beträchtlichem Theil in Flammen aufgegangen, und der Krieg in vollem Verlauf. Aus Indien und aus Europa werden Kriegsschiffe und Landtruppen nach Hongkong gesandt; Kanonenboote, welche früher im schwarzen Meere Dienste geleistet, sollen die chinesischen Gewässer befahren und solche Plätze beschießen, welchen man mit tiefgehenden Fahrzeugen sich nicht nähern kann. England sendet Generäle und einen außerordentlichen Bevollmächtigten, Portugal sogar, das seit Jahrhunderten aufgehört hat zur See eine Rolle zu spielen, will die günstige Gelegenheit benutzen, um für viele Demüthigungen, welche es von den Chinesen in Macao erfahren, Genugthuung zu fordern. Frankreich beschwert sich über Vertragsbruch und geht vorerst Hand in Hand mit England. Der Kaiser in Paris versäumt auch diese Gelegenheit nicht, um seine Macht zu zeigen; es ist System bei ihm, sich bei allem Wichtigen, was überhaupt in der politischen Welt vorgeht, zu betheiligen und wo möglich den Ausschlag zu geben oder mindestens die Rolle eines Vermittlers zu spielen. Noch eine andere Macht wird von den Vorgängen in China wesentlich berührt: die Nordamerikaner waren gleichfalls in den blutigen Zwist verwickelt und hatten im Cantonstrom ein chinesisches Fort erstürmt. Es ist aber mehr als zweifelhaft, ob sie an dem Kriege thätigen Antheil nehmen, seitdem der vielgenannte kaiserliche Oberbeamte Yeh erklärt hat, daß er die Mißverständnisse bedaure und bereit sei, jede Genugthuung zu geben. Sein Kaiser wünsche aufrichtig mit Amerika in bestem Frieden zu leben und habe nur mit den Engländern Krieg. Wahrscheinlich werden die Amerikaner ihre Flotte vor der chinesischen Küste verstärken und auch ihrerseits einen Bevollmächtigten absenden, damit sie auf alle Fälle vorbereitet sind und zu gelegener Zeit sich Vortheile sichern; diese aber müssen ihnen zu Theil werden, ohne daß sie nöthig haben, sich am Kriege zu betheiligen; denn was England und Frankreich dem chinesischen Kaiser abzwingen, muß am Ende nothwendig allen handeltreibenden Völkern zugute kommen, weil von ausschließlichen Vortheilen für einzelne Mächte gar keine Rede sein kann.

Es handelt sich jetzt offenbar darum, für alle abendländischen Völker freien Zugang in das ganze chinesische Reich auszuwirken, Freiheit des Verkehrs zu erlangen, die Handelsverhältnisse in ähnlicher Weise zu regeln, wie es unter den gesitteten Nationen längst der Fall ist, und nicht mehr von dem Belieben der Mandarinen abzuhängen. Die beiden Seemächte können unmöglich auf halbem Wege stehen bleiben,

sie müssen ihre Drohungen wahr machen und dürfen, wenn sie im Orient nicht alle Achtung verlieren wollen, nicht eher Frieden schließen, als bis sie jene eben angedeuteten Ergebnisse erreicht haben. Als vierte Macht steht Rußland da; sie hält sich jedoch im Hintergrunde und ist mit dem chinesischen Hofe befreundet. Kaiser Y ching hat ihr Alles gewährt, was sie für den Augenblick nur wünschen konnte; nämlich Erleichterungen für den Handelsverkehr und das Land am linken Ufer des Amurstromes bis zum Gestade des nördlichen Stillen Weltmeeres. Der Czar wird sich an dem Kampfe gegen China nicht betheiligen, er weiß, daß ihm, gleich den Nordamerikanern, aus demselben Vortheile erwachsen müssen, gleichviel wie er ausfalle.

Man erwartet von dem chinesischen Kaiser keine Nachgiebigkeit, weil man weiß, daß er den Ausländern in hohem Grade abgeneigt ist. Diese Voreingenommenheit theilt er mit einem großem Theile der Chinesen, die seit dem im Jahre 1842 abgeschlossenem Vertrage von Nanking sich gegen die Fremden auf das Aeußerste erbittert zeigen. Der Krieg, welchem jener Frieden ein Ende machte, war bekanntlich dadurch verursacht worden, daß die chinesischen Behörden in Canton dem Schleichhandel der Engländer mit einer verbotenen Waare, dem Opium, ein Ende machen wollten; allein die kaiserlichen Truppen wurden überall auf's Haupt geschlagen, die schwerfälligen chinesischen Dschonken vermochten nichts gegen die englischen Dampfer, und der Ausgang war, daß der Kaiser sich nicht nur zur Bezahlung von etwa vierzig Millionen Thalern Kriegssteuer bequemen, sondern dem europäischen Verkehr außer der Stadt Canton noch vier andere Häfen eröffnen mußte. Die Engländer hatten beantragt, auch den Handel mit Opium freizugeben; zu dieser Concession wollte sich jedoch der Pekinger Hof unter keiner Bedingung verstehen. Der Absatz des Opiums bildet eine Haupteinnahmequelle der englisch-ostindischen Compagnie, und man hat nicht selten behauptet, daß dieselbe bankerott werden müsse, wenn der Absatz auch nur einige Jahre lang in's Stocken gerathe. Gewiß ist, daß sie dann eine höchst empfindliche Einbuße erleiden würde, und daraus erklärt sich ganz einfach ihr Widerstreben, die englische Regierung bei dem Kriege gegen China zu unterstützen. Der großen Masse der englischen Fabrikanten liegt dagegen wenig an dem Schleichhandel, welchen die Schiffe der Compagnie in China mit Opium treiben, sie wollen, daß die Eröffnung China's um jeden Preis erzwungen und der Handel völlig frei werde. Nur wenn alle Schranken fallen, haben sie Aussicht, für ihre Baumwollen-Fabriken, ihre Stahl- und Eisenwaaren und was sie sonst verfertigen, einen ausgedehnten Markt zu gewinnen.

Niemand wird verkennen, daß von englischer Seite der Kampf gegen China ganz vorzugsweise ein Krieg um Handelsinteressen ist; Frankreich dagegen spielt eine ganz andere Rolle: jene eines Beschützers des Christenthums. Sein Handel nach China ist ganz unbedeutend und beiweitem nicht so belangreich als z. B. der unseres deutschen Hafens Hamburg; im Jahre 1855 erschienen in den chinesischen Häfen nur 17 französische Schiffe mit der winzigen Trächtigkeit von 6321 Tonnen; im Vorjahre gar nur 11 Schiffe.

Ludwig Philipp, welchen die englischen Opium-Lorbeeren nicht ruhen ließen, wirkte 1844 dieselben Begünstigungen wie England aus; dazu gehörte, daß den Christen in den fünf geöffneten Häfen freie Ausübung ihrer Religion gestattet wurde. Frankreich verlangte aber auch, daß alle Chinesen, welche von katholischen Missionären zum römischen Christenthum bekehrt worden seien und noch bekehrt werden würden, gleichfalls ihren Cultus sollten ungehindert ausüben dürfen. Bis dahin war es den eingeborenen Unterthanen des Kaisers verboten, die Religion der abendländischen Barbaren zu bekennen, und den Sendboten, welche die fremde Lehre, dem Gesetz entgegen, verbreiten würden, waren schwere Strafen, selbst Hinrichtung angedroht. Nichts desto weniger kamen viele verkleidete Missionäre in's Land, bildeten Gemeinden und wirkten Jahre lang im Innern China's; viele Mandarinen sahen ihnen durch die Finger, andere verfuhren dagegen nach der vollen Strenge des Gesetzes, machten den Uebertretern desselben den Proceß und nahmen ihnen das Leben. So sind eine Menge Märtyrer in den Kalender der römischen Kirche gekommen. Viele derselben waren Franzosen, aber die französische Regierung wollte fortan alle diese Missionäre unter ihren Schutz stellen.

Der Kaiser Tao kwang, des jetzt regierenden Y chings Vater, gab nach, und erließ eine Verordnung, der zufolge Diejenigen nicht mehr bestraft werden sollen, welche sich zur „Religion des Himmelsherrn" (d. h. zum Christenthum) bekennen. Straflos sollen sein Die, welche das Kreuz und die Bilder verehren, fromme Bücher lesen und die Lehre predigen, welche zur Tugend ermahnt; denn das seien die besonderen Gebräuche jener Religion; sie sei nicht schlecht, solle deshalb auch für die Zukunft nicht verboten sein, und wenn es Leute gebe, welche für die Anbetung des Himmelsherrn Gebäude errichten, Bilder verehren und zum Guten ermahnen wollen, so möge man sie nur gewähren lassen. Für die Christen war also eine ruhigere Zeit angebrochen, sie ging aber zu Ende, als Taokwang 1850 nach dreißigjähriger Regierung starb. Kurz vor seinem Tode gab er allen seinen Unterthanen Rechenschaft über seine Absichten und sein Verfahren. Das Document ist so eigenthümlich und interessant, daß es mitgetheilt zu werden verdient.

Der chinesische Kaiser sagt: „Ich habe stets die Gesetze vor Augen gehabt, welche von meinen Vorfahren gegeben wurden; es war mein Grundsatz, den Himmel zu ehren, meinen Ahnen nachzuahmen, das Volk zu lieben und ihm eine gute Verwaltung zu sichern. Ich fühle mich vollständig davon durchdrungen, daß ich unvollkommen bin, aber ich habe es an Sorgfalt nicht fehlen lassen; ich war an jedem Tage vom frühen Morgen bis spät thätig und bin dabei mit unermüdlicher Ausdauer zu Werke gegangen. Ich habe selber alle Gesetzentwürfe geprüft, alle Eingaben, die an mich gelangten, genau gelesen; die Sonne erreichte ihre Mittagshöhe, bevor ich Speise und Trank zu mir nahm, und manchmal habe ich bis tief in die Nacht hinein gearbeitet. So sind mir die dreißig Jahre seit meiner Thronbesteigung vergangen wie ein Tag, ohne daß ich mir jemals Ruhe oder Rast gegönnt hätte. Ich habe meinem Reiche das Beispiel der Sparsamkeit gegeben; ich war nie verschwenderisch in meinen Ausgaben. Vom Anbeginn meiner Regierung habe ich unablässig eigenhändige Verordnungen erlassen, um das Volk vor Verschwendung, Zügellosigkeit, Prunkliebe und Gewinnsucht zu warnen. Auch habe ich allen gefährlichen Zeitvertreib untersagt." — Man sieht, daß der Kaiser ein wohlmeinender Mann war, aber ganz aufrichtig gegen sein Volk zu sein, erlaubte ihm der Stolz nicht. Er mußte in diesem politischen Testamente oder Rechenschaftsberichte, den er freiwillig ablegte, auch des Krieges mit den Engländern gedenken, und er that es in der Weise, daß er die den Fremden eingeräumten Bewilligungen als eine Handlung des Wohlwollens gegen die Barbaren hinstellte; er fügte noch den sehr naiven Grund hinzu, er habe den Ausländern Zugeständnisse gemacht aus väterlicher Sorgfalt für seine Soldaten, welche er nicht ferner schmerzlichen Verwundungen habe aussetzen mögen!

Sein Sohn Yching dagegen trat von vorne herein barsch auf, und verhehlte seinen Fremdenhaß nicht. Ein Brief, welchen die englische Königin Victoria ihm bald nach seiner Thronbesteigung schrieb, wurde von ihm gar nicht beantwortet, und mit den Franzosen gerieth er bald in Streit. Die Tochter eines chinesischen Christen hatte einen heidnischen Chinesen geheirathet und denselben zu bekehren versucht. Die Familie des Letztern wandte sich an die Behörden, und bat um strenges Einschreiten gegen die Christen. Mehre derselben wurden gefänglich eingezogen und unter diesen ein französischer Missionär. Das Volk erstürmte eine Kirche und plünderte sie. Ein Mandarin, Namens Wan, setzte auseinander, was

er sich unter dem Christenthum denke; es sei, meinte er, nicht viel Neues daran, und die chinesischen Weisen verständen sich auf die Religion viel besser. Das Christenthum eigne sich wohl für Barbaren, und so lange nur diese ihren Himmelsherrn anbeten, habe er nichts einzuwenden, aber sobald sie Männer und Frauen des Reichs der Blume der Mitte zu ihrer Barbarenlehre verleiten und die Gemüther entflammen wollten, würden sie strafbar und er werde ihre Umtriebe nicht dulden. In seinem Decret von 1850 stellt der Mandarin eine merkwürdige Vergleichung an; er sagt wörtlich: „Seht nur, das christliche Deutschland ist ohne gesellschaftliches und politisches Band, und der Anarchie preisgegeben; aber das dem Christenthum feindselige Japan ist mächtig und besteht schon seit zweitausend Jahren. Warum hat denn der Himmelsherr, falls er wirklich Macht besitzt, nicht Glück an Deutschland gespendet und weshalb hat er es Japan nicht entzogen?"

Gegen diese Mandarinen-Proclamation schritt der französische Minister in Canton, Herr Forth Rouen (jetzt in Dresden), ein, protestirte gegen die Christenverfolgungen und erwirkte die Freilassung des gefangenen Missionärs. Aber der Kaiser fuhr fort in seinen feindseligen Maßregeln gegen die Fremden, erklärte das Toleranzedict seines Vaters für ungültig und beförderte gerade solche Mandarinen zu einem höheren Range, welche sich durch Haß gegen die Barbaren auszeichneten.

Inzwischen war die Rebellion der Taiping ausgebrochen, über welche wir unseren Lesern schon früher einige Mittheilungen gemacht haben. Die Aufständischen trachten danach, den Kaiser und seine Dynastie vom Throne zu stürzen, weil er ein Ausländer, ein Mandschutatar, ist; sie wollen einen nationalen Herrscher. Es unterliegt aber längst keinem Zweifel mehr, daß zu dieser Revolution in China auch religiöse Beweggründe mitgewirkt haben, und richtig und falsch verstandene christliche Lehren hineinspielen. Die Bibel ist den Chinesen nicht erst von der See her durch Engländer und Nordamerikaner bekannt geworden; schon seit Jahrhunderten waren katholische Missionäre, namentlich Jesuiten, in China, und hatten Tausende bekehrt; noch jetzt soll die Zahl der in den verschiedenen Provinzen zerstreut lebenden eingeborenen Christen zwischen achtmal hundert tausend und einer Million betragen. Auch sind schon im Mittelalter Christen aus Persien und Turkestan nach China gekommen. In der neueren Zeit ist dieser Sauerteig aufgegangen, das religiöse Element hat sich mit dem politischen vermischt und die Taiping sind fanatisch geworden. Sie wüthen in gleicher Weise gegen buddhistische Bonzen wie gegen christliche Priester, und diese letzteren sind nun in doppelte Bedrängniß gekommen. Der Kaiser haßt sie, weil sie Christen sind und die Rebellen es für gut befinden, sich auf Christus zu berufen; die Rebellen sind ihnen feindlich, weil sie es verschmähen, sich ihnen anzuschließen. So leiden die Sendboten der Römischkatholischen, welche zumeist im Innern des Landes wirken, während die protestantischen aus England und Amerika nicht viel über die fünf Häfenplätze hinauskamen.

Frankreich verlangt nun, daß in Betreff der Missionäre die Bestimmungen des Vertrags in Kraft bleiben, welchen Ludwig Philipp 1844 mit Taokwang geschlossen hat. Y ching will davon nichts hören; die Mandarinen setzen ihre Verfolgungen fort; noch im Februar 1856 wurde in der Provinz Kwang si der Missionär Chappedelaine hingerichtet; sie ließen ihm den Kopf abhauen und ein Katechet sammt einem jungen chinesischen Mädchen erlitten dasselbe Schicksal. Ludwig Napoleon hat also Veranlassung genug, einzuschreiten. Die Handelsverhältnisse und die Stellung Englands erörtern wir in einem folgenden Artikel.

Dresden, den 30. April.

— Nach längeren Leiden verstarb am 24. April d. J. der Geheime Rath Dr. G. F. Held, ein Mann, dessen Name von gutem Klang ist in und außerhalb Sachsens. Als gelehrter Jurist seit Jahren in den verschiedensten Staatsämtern erprobt und bewährt, trat er zum ersten Mal i. J. 1849 in die größere Oeffentlichkeit hinaus als Justizminister in dem nach dem Abgange Brauns und Oberländers neugebildeten Ministerium. Seine Namensunterschrift trägt die Verordnung wegen Publication der deutschen Grundrechte, die, wenngleich heutzutage außer Gesetzeskraft, doch immerhin mehr als bloß geschichtlich vorübergehenden Werth hat. Seiner kurzen Wirksamkeit als Minister folgte eine lange, Jahre hindurch fortgesetzte, mühsame Thätigkeit gedeihlichster Art. Die Ausarbeitung des Entwurfs zu einem bürgerlichen Gesetzbuche für das Königreich Sachsen ward ihm übertragen. Das ist eine Arbeit, die sich nicht in Monaten und kaum in wenigen Jahren bewältigen läßt und welche nur einem Manne möglich ist, der wie der Verstorbene, mit dem umfänglichen römischen Recht genau vertraut war und die neueren Gesetzbücher anderer Länder, wie das Preußische Landrecht, das österreichische bürgerliche Gesetzbuch, den Code Napoleon und die neueren deutschen Gesetzgebungsarbeiten wohl studirt hatte. Im Jahre 1853 war er mit seiner Arbeit, einem Werke von 2180 Paragraphen, zu Stande. Es wurde sammt den zur Erläuterung dienenden speciellen Motiven gedruckt und der öffentlichen Besprechung freigegeben. Diese fiel im Allgemeinen sehr günstig über die Held'sche Arbeit aus, wenn auch die gelehrten Verehrer des römischen Rechts, die sogenannten Romanisten, daran Anstoß nahmen, daß der Verfasser, und zwar mit gutem Grund, sich mehr an das neuere, als an das römische Recht anschloß und demselben insbesondere die subsidiäre Gültigkeit, d. h. die Anwendung für den Fall entzog, daß irgend ein Rechtsfall durch das Gesetzbuch selbst sich nicht sollte entscheiden lassen. Dieser Entwurf unterlag nochmaliger Berathung einer hierzu niedergesetzten oberstrichterlichen und landständischen Commission, hatte sodann das, auch im Interesse anzustrebender Rechtseinheit für Deutschland hoch anzuschlagende Glück, daß auch die sächsischen Herzogthümer und die anhaltinischen Lande sich zu dessen Annahme nach vorgängiger Theilnahme an der Berathung bereit erklärten. Und so sind denn wiederholt schon aus jenen Staaten hochgestellte und rechtsgelehrte Männer hier in Dresden gewesen, um im Verein mit der sächsischen Commission sich über den Entwurf zu berathen. Dem Verstorbenen war auch hierbei wieder die Ueberarbeitung zu Theil geworden. Und wenn wir hoffen dürfen, daß in nicht gar zu ferner Zukunft der Entwurf zum Gesetzbuch werden und recht bald die Zeit erscheinen wird, in welcher auch in Sachsen das Mein und Dein nicht mehr nach lateinischen oder griechischen Sätzen, die der Eine so und der Andere anders deutet, sondern nach klaren und Allen zugänglichen deutschen Gesetzen geregelt wird, dann wird auch das Andenken des verstorbenen Held ein dauerndes, ein segensreiches bleiben in dankbarer Erinnerung. Es ist das Schmerzlichste vom Menschenloose, mitten im Wirken abberufen zu werden, zu vollenden, ohne vollendet zu haben. Und das ward dem Verstorbenen zu Theil, da er die Gesetzeskraft seines Werkes nicht erleben sollte. Dafür aber wird sein Name rühmlich mitgenannt werden in der Geschichte der sächsischen Gesetzgebung und ihm ein ehrenvolles Andenken auch für spätere Zeiten gesichert bleiben.

— Nach einer Bekanntmachung des Ministerii des Innern werden die sächsischen Wollmärkte in diesem Jahre an den nachfolgenden Tagen abgehalten werden: in Budissin am 8. Juni, in Dresden am 10. und 11. Juni und in Leipzig am 12. und 13. Juni. Die Wollen können von den Verkäufern schon am Tage vor Beginn des Wollmarktes ausgelegt werden.

— Nachdem das Gesuch des Ausschusses des Neustädter-Thurmbau-Vereins um Gewährung eines fernerweiten Beitrags aus den Erträgnissen der Brückengelder-Einnahme vom Stadtrathe abfällig beschieden worden, hat sich der Ausschuß mit dem Ansuchen an die gedachte Behörde gewendet, daß ihm aus den disponiblen communlichen Fonds zur Vollendung des Thurmbaues ein mit vier Procent verzinsliches Darlehn von 12,000 Thlrn. gewährt werden möge, welches später durch eine successive aufzubringende Parochialanlage in billigen Fristen zurückgezahlt werden soll. Der Stadtrath ist auf dieses Gesuch eingegangen, und nachdem die Neudorfer Parochianen sich einstimmig für die

Parochialanlage ausgesprochen, haben gestern auch die Stadtverordneten sowohl das Darlehnsgesuch, als auch, in Vertretung der Neustädter und Antonstädter Parochianen, die vorgeschlagene Modalität der successiven Aufbringung der geliehenen Summe genehmigt.

† Aus dem Plauenschen Grunde, 30. April. Gestern verunglückten die Steinbrecher Stange und Kanitzsch beim Sprengen der Felsenkeller im Plauenschen Grunde dadurch, daß dieselben, nachdem von fünf angebrachten Sprengminen vier explodirt hatten, die fünfte aber zu versagen schien, sich erhaltener Warnung Seitens ihrer Mitarbeiter ungeachtet, zu früh in die Felsenhöhlung begaben, um nach dem fünften Schuß zu sehen; im Augenblicke ihres Herannahens explodirte aber die fünfte Mine ebenfalls, und die beiden Arbeiter wurden dergestalt, namentlich am Kopfe, verletzt, daß an ihrem Wiederaufkommen gezweifelt wird. Sie wurden sofort dem Stadtkrankenhause überbracht. Stange hat eine Frau und vier Kinder, zu denen jetzt das fünfte erwartet wird, Kanitzsch dagegen seine alte Mutter zu erhalten.

Dippoldiswalde. Am 20. April wurde von Weibern, welche, um Holz zu lesen, ausgegangen waren, im sogenannten Molchgrunde nicht allzufern von der Straße, im Walde an einer Birke, das Geripp eines Kindes gefunden. Die hierauf angestellten gerichtsamtlichen Erörterungen ergaben durch einige noch vorhandene Kleidungsstücke, daß es die Ueberreste des 4½jährigen Sohnes vom Wirthschaftsbesitzer Müller in Oberfrauendorf waren, welcher vor 13 Monaten spurlos verschwand, als er in der Mittagsstunde seinen Vater, der ungefähr 500 Schritte von seiner Wohnung entfernt im Walde arbeitete, daselbst abholen wollte. Der Knabe hat sich damals im Walde verlaufen und ist aller Wahrscheinlichkeit nach in der darauf folgenden sehr kalten Nacht erfroren. Trotz langen und angestrengten Suchens vieler Menschen aus Oberfrauendorf und andern Orten wurde er damals bekanntlich nicht aufgefunden. Die jetzt gefundenen Knochenüberreste, die keinen Zusammenhang mehr bildeten, wurden gesammelt und den Aeltern, behufs der christlichen Beerdigung, übergeben. (W. Z.)

Lommatzscher Pflege, 29. April. Das milde Frühlingswetter, welches uns der gegenwärtige Monat brachte, wurde vom 24.—25. April von einem unerwarteten Nachwinter verdrängt, und als am 25. April bei einem scharfen Ostwinde und zwei Grad Kälte ein dichter Schneefall eintrat, schienen Raps und Kirschen, die beide in anbrechender Blüthe stehen, vernichtet. Doch hat sich diese Befürchtung glücklicherweise nicht bestätigt, denn dieser Schneefall und eben das allmähliche Schmelzen desselben diente als einzig sichre Kur der vom Frost angegriffenen Pflanzenwelt. Hätten wir auf den Frost unmittelbar Wärme und Sonnenschein erhalten, so wären die Blüthen vernichtet gewesen; der Schnee hat jetzt der Pflanze einen ähnlichen Dienst erwiesen, wie erfrornen Gliedern in der organischen Natur, wenn sie sofort mit diesem heilenden Mittel umgeben werden. Wir haben gestern Rapsstengel und Blüthenzweige der Kirsche einer Wasserwärme von 15 Grad in der Stube ausgesetzt und sie beide völlig gesund gefunden. Dem Getreide und dem Kernobst hat der Frost durchaus keinen Schaden gebracht. Wenn das Korn in den jüngsten Tagen im Preise gestiegen ist, so liegt hierzu kein Grund in dem kleinen Nachwinter. Der einzige Nachtheil desselben ist, daß die Feldarbeit eine Woche geruht und die Vegetation um 8 Tage zurückgehalten ist. Die nächste Wärme bringt uns ausgezeichnete Kleefütterung und zur Freude der Frauen in der Stadt — billigere Butter.

Wurzen, 26. April. Diesen Morgen gegen 2 Uhr brach in der Schütze'schen, zur Erzeugung von Wollspänen für veloutirte Tapeten bestimmten Fabrik hier auf noch unermittelte Weise Feuer aus, welches das Hauptgebäude bis auf die Umfassungsmauern nebst den im Innern befindlichen Vorräthen und Utensilien verzehrte, während die anstoßenden Gebäude, namentlich das Kesselhaus mit Dampfmaschine, gerettet wurden. (Dr. J.)

Erledigte Schulstellen.

1) Die Schulstelle zu Stößitz (Oschatz), Coll.: der Besitzer des Rittergutes, Herr Strolsch, in Vereinigung mit der Schulgemeinde zu Stößitz.

2) die erste Lehrerstelle an der Bürgerschule zu Plauen, Coll.: der Stadtrath daselbst.

3) Die fünfte Lehrerstelle an der Schule zu Dippoldiswalde, Coll.: der Stadtrath daselbst.

4) Die Elementarlehrerstelle zu Thum (Annaberg), Coll.: der Rittergutsbesitzer Herr von Schönberg auf Thammenhain.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen		Roggen		Gerste		Hafer		Erbsen	
			Rt.	nGr.	Rt.	nGr.	Rt.	nGr.	Rt.	nGr.	Rt.	nGr.
Dresden	April	von	—	—	3	6	—	—	1	15	—	—
	27.	bis	—	—	3	10	3	—	1	27	—	—
Bautzen	April	von	5	7	3	2	2	15	1	10	—	—
	25.	bis	5	25	3	10	2	20	1	17	4	—
Meißen	April	von	5	10	3	6	3	—	1	7	3	8
	25.	bis	—	—	3	11	3	6	1	19	3	15
Pirna	April	von	4	28	2	25	2	26	1	18	3	20
	25.	bis	5	20	3	10	3	—	1	25	—	—
Radeburg	April	von	5	15	3	—	3	—	1	18	4	—
	29.	bis	6	—	3	10	3	8	2	—	—	—
Roßwein	April	von	5	10	3	5	3	—	—	—	—	—
	28.	bis	5	25	3	15	—	—	—	—	—	—
Chemnitz	April	von	5	10	3	8	2	25	1	18	3	15
	25.	bis	5	25	3	18	3	5	1	20	3	25

Dresden. Das Schock Stroh 4 Thlr. 25 Ngr. bis 5 Thlr. 5 Ngr.
Der Centner Heu 1 " 2 " " 1 " 7 "

Radeburg. Haidekorn 2 Thlr. 18 Ngr. bis 3 Thlr. — Ngr.
Eingegangen: 510 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 25. bis mit 27. April 1857.
die Kanne 18 Ngr. — Pf. bis 19 Ngr. — Pf.
— in Pirna (25. April) 17 " — " " 18 " — "
— in Roßwein (28. April) 17 " 2 " " 19 " 2 "
— in Chemnitz (25. April 20 " — " " 21 " — "

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 84½ gesucht; dergleichen kleine 86 angeb.; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 101½ ges.; dergl. von 1847 à 4% 98½ angeb.; dergl. von 1852 und 1855 à 4% 98½ angeb.; dergl. von 1852 4% à 100 Thlr. 99 ges.; dergl. 1855 à 3% 79½ ges. Land-Renten-Briefe große 85¾ ang.; dergl. kleine 87½ ges.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99½ ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 99 angeb.; kleine 99½ angeb.; dergl. à 3½ % große 91½ angeb., kleine 92 angeb.; dergl. 3½ % große 86½ angeb., kleine 86½ angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 99 ges.; kleine 99½ ges.; dergl. 3½ % große und kleine 93½ ges.

Preuß. 4½ % Anleihe 99½ ges.; dergl. 4% 93½ ges. Preuß. 3½ % Staats-Schuld-Scheine 83½ ges.
Oesterr. 5% National-Anleihe 82½ angeb.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 15 Ngr. — Pf. Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99½.

Dresden, den 30. April 1857. Ed. Rocksch.

Quittung.

Der in voriger Nr. enthaltene Wunsch, zu Gunsten des Wormser Luther-Denkmals eine Pfennig-Sammlung anzulegen, hat bereits Anklang gefunden; es gingen uns bis heute folgende freiwillige Beiträge zu: Ksm. R. M. 300 Pf.; C. H. u. Fam. 600 Pf.; Diac. Pfeilschmidt 900 Pf.; A. 50 Pf.; L. 50 Pf.; A. H. 300 Pf.; Fr. W. 900 Pf. Sa. 3100 Pf.

Bei dieser Gelegenheit berichtigen wir folgende Versehen, welche sich in die Besprechung des Wormser Aufrufs S. 134, Sp. 1 eingeschlichen haben: 1) Luther verbrannte die päpstliche Bannbulle am 10. Decbr. — nicht 1518, sondern — 1520; 2) statt Behmoth ist zu lesen Behemoth; 3) nicht die Verbannung, sondern die Verbrennung Luthers empfahl der päpstliche Gesandte Aleander dem Kaiser als ein gottgefälliges Werk. Die Redaction d. S. Dorfz.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.

(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 18 nebst einer Beilagen.)

Freitag, Nr. 19. 8. Mai 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition K. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. In der letzten, am 30 April gehaltenen Sitzung der deutschen Bundesversammlung theilte der Gesandte Hannovers mit, daß zwischen seiner Regierung und der allgemeinen Ständeversammlung eine Vereinbarung über das Finanzkapitel der Landesverfassung erzielt worden und hierdurch der Bundesbeschluß vom 19. April 1855 zur vollständigen Erledigung gekommen sei. Aus einer fernerweiten beim Bundestage gemachten Eingabe von im Königreiche Würtemberg seßhaften Mitgliedern der vormaligen Reichsritterschaft ist zu ersehen, daß die von diesen Herren gegen die würtembergische Regierung wegen Verletzung ihrer Rechte erhobenen Beschwerden, über welche seit lange Verhandlungen zwischen beiden Theilen gepflogen werden, bis jetzt noch keine Ausgleichung gefunden haben.

Im Großherzogthum **Weimar**, wo zeither zwischen der Staatsregierung und der Volksvertretung immer das beste Einvernehmen herrschte, ist letzteres in diesen Tagen einigermaßen gestört worden. Dem Landtage war nämlich ein Gesetzentwurf wegen Abänderung des Wahlgesetzes und der Gemeindeordnung vorgelegt worden, welcher von den Ständen, ohne daß vorher eine eingehende Berathung stattfand, zurückgewiesen wurde. Die Regierung hat nun dieses Verfahren für principiell unzulässig und unangemessen erklärt, eine Ausdrucksweise, die wiederum der Landtag als für sich verletzend betrachtet; erstere verlangt, daß die Stände sich der Berathung der Regierungsvorlage unterziehen sollen und stellt, falls man darauf nicht eingeht, weitere Maßregeln in Aussicht. Was der Landtag hierauf zu thun gedenkt, ist noch unbekannt.

Aus **Hannover** wird von der Deutschen Allgemeinen Zeitung unterm 3. Mai nachstehender Rechtsfall berichtet: „Der Fall, daß ein **König** als Kläger wegen Kränkung der bürgerlichen Ehre eines Verwandten aufgetreten, mag noch nicht dagewesen sein bis zu dem Tage, wo unser König den 18jährigen Bauernsohn Heinrich Meyer aus Ryke im Osnabrückschen des obenbezeichneten Vergehens anklagen ließ. Heinrich Meyer hatte, aufgefordert zu der Sammlung für das dem verstorbenen König Ernst August zu errichtende Denkmal beizutragen, geäußert: „Ernst August verdiene kein Denkmal, da er Alles, was er gethan, habe thun müssen"; oder nach einer andern Aussage: „Da er Alles, was er Gutes gethan, aus Furcht und Angst gethan habe." Zu einer Criminaluntersuchung wegen dieser Aeußerung bot unser Strafrecht keine Handhabe, wohl aber können die nächsten Verwandten eines Verstorbenen dessen Ehre gegen Verunglimpfungen im Wege der Klage schützen. So trat König Georg V. klagend gegen den Bauernsohn Heinrich Meyer bei dem Obergericht in Osnabrück auf. Am 29. April wurde die Klage von der Strafkammer dahin entschieden, daß Heinrich Meyer, der Verletzung der bürgerlichen Ehre des verstorbenen Königs Ernst August schuldig, zu einer Geldbuße von 100 Thalern und in die Kosten verurtheilt werde. Die Staatsanwaltschaft hatte auf Gefängnißstrafe angetragen, der Vertheidiger die Freisprechung gefordert, weil die bürgerliche Ehre nur durch ein Urtheil über den moralischen Menschen verletzt werden könne, während der Angeklagte ein Urtheil über die politische Haltung des angeblich Beleidigten geäußert habe."

Preußen. Die Regierung hat die neuerlich in der Banknotenfrage angekündigten Schritte bereits zur Ausführung gebracht, indem sie in einer an die Regierungen des Zollvereins gerichteten Denkschrift nochmals die Gründe darlegt, welche das Verbot der fremden Banknoten in Preußen herbeigeführt, zugleich aber eine Vereinbarung der betreffenden Regierungen über die bei der Emission von Geldsurrogaten anzuwendenden gemeinsamen Grundsätze in Anregung bringt. Wichtig ist ferner, daß die preußische Regierung sich zugleich bereit erklärt, gewisse Banken, welche sie in dem Gesetze nicht bevorzugen zu dürfen glaubte, ohne sich dem Vorwurfe der Willkühr auszusetzen, auf Grund jener Verhandlungen von dem Banknotenverbote auszunehmen. — Der Schluß des Landtags steht nächste Woche bevor, nachdem das Herrenhaus die Berathungen über die Gesetzentwürfe wegen Abänderung des Gewerbesteuergesetzes und der Besteuerung der Actiengesellschaften beendigt haben wird. — Mehre Blätter bringen aus **Berlin** die Nachricht, daß am dasigen Hofe in nächster Zeit der Besuch des Prinzen Napoleon erwartet werde.

In diesen Tagen hat eine Commanditgesellschaft die berühmten **Borsig'schen** Etablissements (Eisengießerei, Maschinenbauanstalt u. s. w.) in Berlin für den Kaufpreis von 5,500,000 Thlr. erworben. Der vor einigen Jahren verstorbene Vater des jetzigen Besitzers war der Sohn eines Zimmermanns in Breslau und wurde auf Anlaß der dasigen Regierung, nachdem er mehre Jahre als Zimmermann gearbeitet, zu seiner ferneren Ausbildung auf die Gewerbschule zu Berlin gesandt, vonwo er wegen seiner Vorliebe zur Mechanik in die Egell'sche Maschinbauanstalt übertrat. Nachdem er sich daselbst praktisch vervollkommnet, gründete er 1837 selbst eine Maschinenbauwerkstatt, die damals kaum 50 Arbeiter zählte, bei dem Aufschwunge, welchen die Eisenbahnbauten nahmen, aber rasch emporblühte und 1851 nicht weniger als 1200 Personen beschäftigte. Dieser Anstalt wurden im Laufe der Zeit mehrere andere Etablissements, namentlich ein eigenes Eisenwerk im größten Maßstabe hinzugefügt, so daß nicht nur der Bau der Maschinen, sondern auch die Fabrikation des Eisens nun nicht mehr von der englischen Industrie, welche jenes Feld vorzugsweise beherrschte, abhängig war. Ueber die Umfänglichkeit der Borsig'schen Etablissements, welche durch die Intelligenz und den Unternehmungsgeist eines einzigen Mannes begründet wurden, gibt schon die Höhe des obengenannten Kaufpreises einen Anhalt, wir erwähnen nur noch, daß die Maschinenbauanstalt allein schon über 1000 Locomotiven erbaut hat.

Oesterreich. Der Kaiser hat mit seiner Gemahlin am 4. Mai früh die Reise nach Ungarn angetreten und ist noch an demselben Tage in der Burg zu Ofen angekommen. In Pesth und Ofen ist der höhere Klerus und Adel des ganzen Landes versammelt, um das Kaiserpaar festlich zu empfangen. — Die Stadt Bistritz in Siebenbürgen ist von einer verheerenden Feuersbrunst heimgesucht worden. Das Feuer verzehrte 156 Häuser und 207 Wirthschaftsgebäude; 209 Familien sind dadurch obdachlos geworden, sieben Personen verloren ihr Le-

ben und drei wurden so beschädigt, daß für ihr Aufkommen wenig Hoffnung vorhanden ist.

Dänemark. Die Entscheidung der wegen der deutschen Herzogthümer zwischen der dänischen Regierung und den beiden deutschen Großmächten obwaltenden Differenzen ist vor der Hand vertagt. Oesterreich und Preußen haben selbst erklärt, daß eine definitive Antwort auf ihre Forderungen, welche ursprünglich an eine dreiwöchentliche Frist gebunden war, so lange ausgesetzt bleiben möge, bis das Kabinet zu Kopenhagen wieder vervollständigt sei; mit dieser Vervollständigung müht man sich aber in Kopenhagen seit drei Wochen vergebens ab, da sich Niemand findet, um die bedenkliche Erbschaft des Hrn. v. Scheele anzutreten; bis jetzt sind die Versuche, das Ministerium aus der deutschen Partei des Reichstags zu ergänzen, vollständig mißglückt, da die von deutscher Seite gestellten Bedingungen wegen einer günstigeren Gestaltung des Verhältnisses der Herzogthümer Holstein und Lauenburg höheren Orts keine Zustimmung zu erlangen vermochten. — Der dänische Reichsrath hat beschlossen, die für Ablösung des Sundzolls in die Staatskasse fließende Summe von 30 Millionen Thalern nicht zur Abzahlung der vorhandenen Staatsschulden zu verwenden, sondern sie unter dem Titel „Oeresundsfonds" anzusammeln, um dadurch gleichsam zu bezeichnen, daß die deutschen Herzogthümer keinen Theil daran haben und derselbe für alle Fälle dem Königreiche Dänemark allein verbleibt. Der Sundzoll wurde zeither unter den „gemeinsamen Einnahmen" aufgeführt und es würde sonach in dem eingeschlagenen Verfahren abermals eine schreiende Ungerechtigkeit gegen die Herzogthümer zu erblicken sein.

Schweiz. Der Bundesrath hat dem in Paris wegen Neuenburg getroffenen Uebereinkommen seine Zustimmung ertheilt und der betreffende Vertragsentwurf ist bereits durch schweizerische Blätter der Oeffentlichkeit übergeben worden. Damit ist aber die Sache noch nicht erledigt, denn es verlautet, daß Preußen seine unbedingte Zustimmung zu dem Entwurfe noch nicht gegeben hat, vielmehr auf eine größere Sicherstellung des Neuenburger Kirchen- und Stiftungsvermögens dringt; wird diesem Wunsche entsprochen, so soll der König nicht abgeneigt sein, auf die stipulirte Entschädigungssumme von 1 Mill. Fr. ganz zu verzichten. Steht nun zu erwarten, daß diese Differenz noch beseitigt wird, so hat dann die einzuberufende Bundesversammlung sich über die Pariser Vorschläge zu entscheiden, ehe die ganze Angelegenheit zum Abschluß reif wird. Wollte man nun nach den Aeußerungen der schweizerischen Blätter urtheilen, so wäre eine Verwerfung des Entwurfs durch die Volksvertretung sicher zu erwarten; denn die Presse spricht sich mit großer Entschiedenheit gegen die dargebotene Ausgleichung aus und verlangt, daß man lieber Alles beim Alten lassen möge, als auf jene Vorschläge einzugehen. Doch hofft man, daß diese Aufregung sich legen und die Bundesversammlung in ihrer Mehrheit schließlich dem Vergleiche zustimmen wird.

Frankreich. Der Großfürst Konstantin ist am 30. April Nachmittags in Paris eingetroffen und auf dem Lyoner Bahnhofe im Namen des Kaisers vom Prinzen Napoleon empfangen worden. Die Musik der aufgestellten Truppen spielte die russische Nationalhymne und neben der Tricolore Frankreichs wehten die Fahnen Rußlands. Der Großfürst fuhr an der Seite des Prinzen über die Boulevards, auf denen sich eine große Anzahl von Neugierigen versammelt hatte, nach den Tuilerien, wo der Kaiser seinen hohen Gast an der Ehrentreppe begrüßte und nach den Gemächern der Kaiserin geleitete. Tags darauf machte der Großfürst den Mitgliedern der kaiserlichen Familie seine Besuche, nahm die Stadt in Augenschein und speiste Abends beim Kaiser. Am 2. Mai besichtigte derselbe die Museen und Sammlungen und wohnte einem ihm zu Ehren vom russischen Gesandten veranstalteten Diner bei, wobei der Marschall Pelissier den Toast auf die russische Armee und der Großfürst auf die französische Armee ausbrachte. Letzterer äußerte bei dieser Gelegenheit, „er wünsche sich im Namen Rußlands Glück, daß er in Zukunft die unerschrockenen Sieger von der Alma und von Sebastopol zu seinen Freunden zählen könne." Abends fand ein äußerst glänzender Ball beim Marineminister statt und seitdem reiht sich Fest an Fest zu Ehren des russischen Gastes; wie es heißt, so gedenkt der Großfürst, welcher bereits vom Kaiser mit dem Großkreuze der Ehrenlegion geschmückt wurde, die ihm zu Theil gewordenen Aufmerksamkeiten vor seiner Abreise durch ein glänzendes Ballfest beim russischen Gesandten zu erwiedern. (Am 6. Mai hat der Kaiser in Gegenwart des Großfürsten auf dem Marsfelde eine Heerschau über 60,000 Mann abgehalten.)

Während der Ostentation, mit welcher der Bruder des Czaren empfangen wird, werden Vorbereitungen zu einer Expedition getroffen, die man in Petersburg nicht gern sehen wird und deren Zustandekommen dem englisch-französischen Bündnisse eine vermehrte Festigkeit verspricht; es ist dies die Expedition gegen China. Außer der Seemacht, welche Frankreich nach den chinesischen Gewässern absendet, sollen auch 1500 Landungstruppen unter dem General Fréron dahin eingeschifft werden. Auch hat Lord Elgin, welcher als britischer Commissar nach China geht, seinen Weg über Paris genommen und ist dort von dem Kaiser empfangen worden; aus alledem schließt man, daß in Betreff der chinesischen Frage das beste Einverständniß zwischen den Westmächten stattfindet.

Spanien. Die nach der jetzt geltenden Verfassung zum ersten Mal berufenen Cortes sind am 1. Mai zusammengetreten und ihre Berathungen durch eine vom Marschall Narvaez verlesene Thronrede im Namen der Königin eröffnet worden. In dem letztgedachten Actenstücke wird die Wiederherstellung der freundschaftlichen Beziehungen mit dem heiligen Stuhle und Rußland als ein glückliches Ereigniß hervorgehoben und die Beilegung des Conflicts mit Meriko in Aussicht gestellt; in Betreff der innern Verhältnisse wird eine „Reform" des Senats, welche auf eine Begründung erblicher Pairsstellen hinausläuft, angekündigt.

Die spanische Regierung hat Nachricht von einer Entdeckung erhalten, welche ihr eine reiche Einnahmequelle erschließt und die auch für die deutschen Landwirthe von Interesse ist. Auf den flachen Felseninseln bei Cuba wurden nämlich reiche Guanolager aufgefunden, zu deren Ausbeutung sich sofort eine Actiengesellschaft gebildet hat. Die Qualität soll ausgezeichnet und die Quantität unermeßlich sein. Die spanische Regierung hat die Ausfuhr dieses Products gegen eine Abgabe von 7 Thlrn. 5 Ngr. (5 Peso's) pr. Schiffstonne gestattet.

Großbritannien. Das neugewählte Parlament ist am 30. April zusammen getreten, um zur Wahl des Sprechers zu verschreiten und die übrigen formellen Geschäfte zu erledigen; am 8. Mai sollte dann die eigentliche Eröffnung der Session durch Vorlesung der Thronrede erfolgen. Obgleich die Regierung die Absicht hat, das Parlament nur kurze Zeit zusammenzulassen und sich auf die nöthigsten Vorlagen zu beschränken, so sieht man doch interessanten und lebhaften Verhandlungen entgegen. Die sogenannte ministerielle Partei, in welcher alle liberalen Elemente vertreten sind, ist stärker, als sie seither gewesen, und die Tories stehen dem Kabinet nur in verhältnißmäßig geringer Zahl gegenüber. Aber man glaubt, daß Lord Palmerston mehr von seinen Freunden als von seinen Feinden zu fürchten hat, denn es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß das Verlangen nach einer Parlamentsreform diesmal unter den ministeriellen Mitgliedern mehr Anhänger zählt, als dem Premier lieb ist. Vor Allem wird sein früherer College, Lord John Russell, jene Forderung auf seine Fahne schreiben, und ihm zur Seite stehen mehre einflußreiche Parlamentsmitglieder, welche den im Lande immer lauter ertönenden Ruf nach einer Reform lebhaft unterstützen. — Die schon so oft, aber immer vergebens angeregte Emancipation der Juden wird auch diesmal vor das Unterhaus gebracht werden und Lord Palmerston soll geneigt sein, diese Maßregel, welche dem Baron Rothschild die Pforten des

Unterhauses öffnen soll, zu unterstützen. — Daß der Bankschwindel auch in dem frommen England in vollster Blüthe steht, ist durch die wiederholten Bankerotte derartiger Institute zur Genüge erwiesen; gegenwärtig steht wieder ein bisheriges Parlamentsmitglied, Mr. Brown, vor Gericht, welcher als Director der Royal-British-Bank den schmählichsten Mißbrauch getrieben und jetzt, nachdem das Institut bankerott, als Schuldner derselben mit 77,000 Pfd. dasteht. Als Mr. Brown das letzte Mal von seinem prächtigen Landsitze aus seine Wähler besuchte, spannte man ihm die Pferde aus und überreichte ihm ein großes Ehrengeschenk von Silber. Seit zwei Jahren sind mehre Parlamentsmitglieder wegen grober Schwindeleien vom Hause ausgeschlossen worden.

In London soll die Nachricht eingegangen sein, daß der Schah von Persien sich weigere, den Friedensvertrag mit England zu ratificiren; es wäre dies von großer Wichtigkeit, doch läßt sich jene Nachricht keineswegs verbürgen und französische Blätter erklären sie geradezu für falsch, da noch gar keine Nachricht über jene Angelegenheit aus Teheran eingetroffen sein könne.

Asien. Die neuesten Zeitungen bringen Berichte über einen blutigen Aufstand, der im indischen Archipel stattgefunden hat und auf den wir hier etwas näher eingehen, weil die Persönlichkeit, welche dabei die Hauptrolle spielt, besonderes Interesse in Anspruch nimmt. Auf Borneo, der größten Insel der alten Welt, welche ziemlich so groß wie Deutschland ist und früher in drei muhamedanische Reiche getheilt war, hat nämlich ein energischer und unternehmender Mann, der Engländer, James Brooke, mitten unter wilden Völkerschaften durch seine Thatkraft einen Staat begründet, den er mit fester Hand regiert und seinem britischen Vaterlande nutzbar macht. Es war i. J. 1838, als Brooke, welcher während seiner Dienstzeit in der englischen Marine den indischen Archipel genauer hatte kennen lernen, den Entschluß faßte, in jenen von der Natur gesegneten Gefilden eine Niederlassung zu begründen und die tiefgesunkenen, vom Seeraube und Sklavenhandel lebenden Bewohner jener Inseln der europäischen Cultur zugänglich zu machen. Er rüstete zu diesem Zwecke aus eigenen Mitteln und unterstützt von einigen Freunden, ein Schiff aus, auf dessen Mannschaft er sich ganz verlassen konnte und warf am 1. Aug. 1839 an der Küste von Borneo Anker. Von dort drang er auf dem Flusse Sarawak nach der Hauptstadt gleiches Namens, wo der Statthalter des Sultans von Borneo residirte, vor. Unter der Bevölkerung (welche aus Dyaks [Ureinwohnern], Malayen und Chinesen besteht) war eben ein Aufstand ausgebrochen, den der Statthalter mit seinen schlechten Truppen nicht zu bewältigen vermochte; Brooke bot seine Dienste an, stellte sich an die Spitze der Streitkräfte, organisirte diese einigermaßen und besiegte mit Hilfe seiner europäischen Mannschaft die Aufständischen. Dieser Erfolg öffnete dem kühnen Engländer die Bahn; er wurde nach Borneo vor den Sultan berufen und dieser übertrug ihm die Statthalterschaft der umfänglichen Provinz Sarawak. Hier begann Brooke seine Ideen sofort zur Ausführung zu bringen. Er zog die Dyaks, welche die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, an sich, stellte einen Gerichtshof her, gab eine Art von Verfassung, die sich übrigens an die alten Gesetze und Gebräuche der Insel eng anschloß, und führte ein neues und gerechtes Abgabensystem ein. Mord und Diebstahl wurden streng bestraft, die Chinesen und Malayen in ihren Rechten gleichgestellt, und als der neue Statthalter seine Streitkräfte vermehrt und eingeübt hatte, ging er mit großer Energie an die Ausrottung der Seeräuberei, die namentlich von den Malayen betrieben wurde. Brooke saß durch sein energisches und umsichtiges Regiment zwar fester auf seinem neuen Throne, als mancher indische Fürst, aber seine Kräfte reichten nicht aus, dem im größten Maßstabe betriebenen Seeraube zu steuern; er erbat sich daher hierzu englische Hilfe. Diese wurde ihm gewährt; die Engländer sandten nacheinander mehrere Schiffe in den Archipel, und in zwei Feldzügen (1843 und 1844) ward das Raubgesindel, welches auf den großen Flüssen des Landes hauste, vernichtet. Nunmehr wurden die Küsten für den Handel und Verkehr zugänglich und der Staat gedieh um so rascher, als die Herrschaft Brooke's durch den mächtigen Schutz der Engländer nur noch fester begründet wurde. England, welches nicht gern etwas umsonst thut, nahm dem Sultan von Borneo die Insel Labuan ab, welche für den Verkehr von Honkong und Singapore von großer Wichtigkeit ist und Brooke wurde zum englischen Gouverneur dieser neuen Erwerbung ernannt, blieb aber als Radscha von Sarawak auf seinem neugeschaffenen Throne, den er in ziemlicher Unabhängigkeit von dem Sultan von Borneo bis jetzt zu behaupten wußte.

Gegen diesen seltsamen Mann, welcher der Civilisation in jenem fernen Lande eine neue Stätte bereitet, ist nun der im Eingange erwähnte Aufstand gerichtet gewesen. Die Chinesen, welche sonst den Handel allein in den Händen hatten, waren erbittert über die Reformen des Radscha und namentlich über die strengen Maßregeln desselben gegen den Opiumschmuggel; sie verabredeten deshalb Mitte Februar einen Angriff auf die Residenz Brooke's. Nachdem sie sich der beiden Forts, in welchen die Waffen aufbewahrt wurden, bemächtigt, überfielen sie die Wohnung des Radscha, der durch das Geheul der Angreifer aus dem Schlafe geweckt, alle Ausgänge besetzt fand und sich nur dadurch zu retten vermochte, daß er aus seiner Badestube in einen Teich sprang und diesen mit Lebensgefahr durchschwammm. Die Chinesen brannten die Wohnung Brooke's mit ihren werthvollen Sammlungen nieder, ermordeten mehrere europäische Beamte und englische Kolonisten, darunter Frauen und Kinder, und ihr Plan scheint dahin gegangen zu sein, die europäische Verwaltung zu stürzen. James Brooke hatte mittlerweile die ihm ergebenen Malayen und Dyaks um sich versammelt, um furchtbare Rache an den Aufrührern zu nehmen. Er kehrte nach dem Schauplatz der nächtlichen Mordscenen zurück und begann einen furchtbaren Guerrillakrieg gegen die Chinesen, der mehrere Tage dauerte und damit endete, daß letztere von allen festen Puncten verjagt, theils mit ihren Weibern und Kindern in die Dschungeln (mit Rohr bewachsene Sümpfe) gedrängt wurden, wo sie zum Theil von ihren Verfolgern erreicht wurden, zum Theil aus Mangel an Lebensmitteln verkamen. Ihre Niederlassungen wurden dem Boden gleich gemacht; 1000 Chinesen sollen erschlagen worden, und von den 4–5000, die zu diesen sogenannten Kungsi-Chinesen gehörten, kaum 2000 entkommen sein. Beim Abgange der Post war die Ruhe wieder vollständig hergestellt.

Ein Sprung in den Rhein.

Novelle von Carl v. Kessel.

(Fortsetzung.)

Die junge Dame hatte kaum ihre Erzählung beendet, als der Wagen plötzlich anhielt; Stimmen ließen sich hören und einzelne Lichter flackerten hin und her.

„Wo sind wir?" fragte die Fremde, indem sie sich mit ihrem Taschentuch die Augen trocknete.

Der Fähnrich steckte den Kopf zum Wagen hinaus. „Ich glaube, wir haben die nächste Poststation erreicht."

„Gott sei Dank! — Dieser Wald mit seinem unheimlichen Schweigen hat mir Furcht eingeflößt."

„Sie werden erschöpft sein — ich schlage vor, daß Sie sich einige Ruhe gönnen."

„Das will ich auch, mein Herr. Aber sorgen Sie dafür, das wir in zwei Stunden frische Pferde haben."

„Verlassen Sie sich auf meinen Eifer."

Die Reisenden stiegen aus. Der Posthalter, ein Jude in einem schmutzigen Kaftan und mit einem ebenso unsauberen Bart, empfing sie unter tiefen Bücklingen, mit allen Zeichen knechtischer Unterwürfigkeit.

„Ein Zimmer für die gnädige Frau und in zwei Stunden frische Pferde!" rief der Fähnrich, indem er seiner Begleiterin höflich den Arm bot.

„Der gnädige Herr sollen zufrieden sein. He, Maruschka! das Staatszimmer für die Frau Gräfin."

Dieser Befehl galt einer dicken Magd, die an Schmutz ihrem Herrn nichts nachgab.

„Leuchte," sagte die Dame im stolzen Tone, „und sorge dafür, daß ich bei Zeiten geweckt werde."

„Und für mich ein tüchtiges Abendbrod und eine Flasche Tokayer," rief der Fähnrich, indem er in das Gastzimmer trat und sich in einen weichgepolsterten Lehnstuhl niederließ. „Tausend Patronen! irre ich nicht, so hat sich mein Appetit wieder eingefunden!"

V.

Eine halbe Stunde darauf saß unser Held, die Beine von sich gestreckt und in den Dampf einer Havanna-Cigarre gehüllt, vor einer großen Flasche, aus der er eben das letzte Glas einschenkte, als sich die Thüre öffnete und eine neue Person eintrat.

Der Ankömmling zeigte eine gedrungene Figur von mittler Größe, mit einem Kopfe, der sich durch ein Paar kleine finsterblickende Augen und durch eine kurze Stirn bemerkbar machte, die fast bis zur Hälfte von dichten schwarzen Haaren bedeckt wurde. Ein Bart, welcher den unteren Theil seines Gesichts einnahm und sich bis an die Schläfe hinaufzog, ließ den unfreundlichen Zug, der sich um seinen Mund lagerte, nur noch mehr hervortreten. Wenn man nicht die feinen weißen Hände des Fremden, die Eleganz, die sich in seinem Anzuge aussprach und die ihm eigene aristokratische Haltung in Betracht gezogen hätte, so würde man denselben unstreitig für einen Menschen höchstens mittleren Standes und nur geringerer Bildung gehalten haben. Allein, schon die tiefen ehrerbietigen Verbeugungen des jüdischen Posthalters, mit welchem er etwa zehn Minuten eifrig, aber leise gesprochen hatte, sowie die Art seines Grußes, als er an den Tisch trat, an welchem der Fähnrich saß, wiesen auf das Gegentheil hin.

„Ich höre, mein Herr," sagte der Unbekannte, indem er unserem Helden gegenüber Platz nahm, „daß Sie gleich mir dazu verurtheilt sind, in dieser Spelunke, welche den Namen einer Posthalterei trägt, so lange zuzubringen, bis frische Pferde herbeigeschafft sind, und es scheint mir deshalb in unserem gemeinschaftlichen Interesse zu liegen, wenn wir es versuchen, uns so gut wie es geht gemeinschaftlich die Zeit zu vertreiben."

„Ich stimme Ihnen ganz bei," entgegnete Kranichfeld. „Zu zweien trinkt und raucht es sich jedenfalls besser, als wenn man allein ist. Dieser Tokayer ist gar nicht übel — finden Sie das nicht auch?"

„In der That vortrefflich," sagte der Unbekannte, an seinem Glase nippend.

„Sie meinen also, eine zweite Flasche würde nichts schaden?"

„Sie scheinen dieses Land nicht zu kennen, mein Herr. Hier in Polen thut man eine solche Frage höchstens, nachdem man bereits sechs Flaschen geleert hat."

„Tausend Patronen!" murmelte der Fähnrich, „es ist Schade, daß ich kein Tagebuch führe, das wäre wirklich eine sehr bemerkenswerthe Notiz."

„Wohin reisen Sie?" fragte der Fremde.

Der Fähnrich hüllte sich in eine dichte Rauchwolke und antwortete, den Kopf zurückwerfend:

„Das ist mein Geheimniß!"

„So bitte ich um Entschuldigung. Dasselbe gilt dann wohl auch in Bezug auf die Dame, welche Sie begleiten?"

„Allerdings. Das ist ein noch größeres Geheimniß."

„Und woher kommen Sie, wenn ich fragen darf?"

„Ist ebenfalls ein Geheimniß."

„Ei, ei," sagte der Gast lächelnd, aber doch nicht ohne einen Anflug boshafter Ironie; „Sie sind ja von allen Seiten von Geheimnissen umgeben. Hüten Sie sich, mein Herr, daß Sie dieselben bewahren — hier in Rußland hat man viele Mittel, hinter Geheimnisse zu kommen."

Der Fremde wechselte bei diesen Worten einige bedeutungsvolle Blicke mit dem Wirth, welcher als Zeichen der Erwiederung leise mit dem Kopfe nickte und sich vergnügt die Hände rieb.

„Verteufelt langweilig," begann er nach einer kleinen Weile wieder.

„Das finde ich auch," entgegnete Kranichfeld. „Wüßte man nur ein Mittel, sich die Zeit zu vertreiben."

„Spielen Sie Piquet?"

„Das will ich meinen!" rief der Fähnrich. „Es giebt kein Spiel, was ich nicht kenne."

„So schlage ich Ihnen eine Partie vor."

„Topp! ich nehme es an, Landsknecht wäre mir freilich lieber."

„Nun wir haben noch eine Stunde Zeit. Also zuerst Piquet und dann einige Taillen Landsknecht."

„Abgemacht! — Lassen Sie Karten kommen."

„Wie hoch spielen wir den Point?"

„Ganz wie es Ihnen beliebt," sagte Kranichfeld mit vornehmer Nachlässigkeit.

„Nun gut. Ich denke ein Louisd'or wird nicht zuviel sein. Wir fangen von 200 an."

„Tausend Patronen!" murmelte unser Held, das ist jedenfalls ein russischer Fürst, der wenigstens hunderttausend Leibeigene hat. Aber man soll nicht sagen, daß der Fähnrich von Kranichfeld ihm etwas nachgiebt. Im schlimmsten Falle verlasse ich mich auf die Kasse meiner Schönen, und wenn ich verlieren sollte, so erstatte ich ihm meine Schuld, sobald ich Hauptmann bin."

„Ich gebe," sagte der Unbekannte, nachdem er die Karten gemischt und und der Fähnrich abgehoben hatte.

Inzwischen war auch der Wirth herbeigekommen und hatte sich mit zweien seiner Knechte hinter den Stuhl unseres Helden gestellt, indem er eine Miene annahm, als folge er neugierig dem Gange des Spiels.

Der Fremde saß so, daß er in den Spiegel sehen und mit dem Juden Blicke des Einverständnisses wechseln konnte.

„Sechs Blatt," meldete der Fähnrich.

„Gut," entgegnete der Unbekannte.

„Vierzehn Könige," fuhr Kranichfeld fort.

„Eine Quart von der Dame," erwiderte sein Gegner und warf einen bedeutungsvollen Blick in den Spiegel.

„Vierzehn Könige und sechs Blatt macht zwanzig," murmelte unser Held, ganz in sein Spiel vertieft.

„Ha! Ha! meinen Sie?" rief plötzlich der Fremde höhnisch, indem er die Karten hinwarf und aufsprang.

„Zugepackt, Ihr Leute!"

Ehe sich der Fähnrich noch von seinem Erstaunen erholen konnte, fühlte er sich von mehreren kräftigen Armen umfaßt und sah sich in der nächsten Minute mit starken Stricken an seinen Stuhl festgebunden.

„Tausend Patronen!" brummte der junge Mann, „das muß gewiß ein verkleideter Räuberhauptmann sein."

„Nun, mein Herr, Sie haben die Partie verloren," sagte hohnlachend der Fremde.

„Wollen Sie meine Börse?" fragte unser Held. „Greifen Sie gefälligst in meine linke Rocktasche, dort werden Sie dieselbe finden."

„Behalten Sie Ihr Geld, ich bin kein Straßenräuber."

„Aber ein Mann von Ehre gewiß auch nicht. Wissen Sie, wie man bei mir zu Lande das nennt, was Sie soeben gethan haben?"

„Nun?"

„Einen Schurkenstreich."

„Nehmen Sie sich in Acht," rief der Andere, indem er drohend die Faust erhob.

„Elender!" murmelte der Fähnrich. In diesem Augenblicke fiel sein Auge auf den Juden, der ihn von der Seite schadenfroh anblickte.

„Binde mich sogleich los, schmutziger Schuft!" schrie Kranichfeld.

„Gott bewahre!" grinste dieser. „Soll mer doch der Fang einbringen Procente."

„Hüte Dich, daß Du Deinen Hals nicht in die eigne Schlinge steckst."

Der Jude sah den Unbekannten zweifelhaft an.

„Du stehst mir mit Deinem Kopfe für ihn," sagte dieser. „Er ist ein Verbrecher der verwegensten Art."

„Und die Prämie?" fragte Moses.

„Zweihundert Silberrubel, wie ich Dir gesagt habe."

„Und die Dame?"

„Ist diejenige, die er hat entführen wollen."

„Die Dame?" murmelte Kranichfeld, dem jetzt ein ganz neuer Gedanke in den Kopf stieg.

„O," sagte sein Gegner, „Sie sehen, ich verstehe mich auf das Errathen von Geheimnissen."

„Jetzt geht mir ein Licht auf," rief der Fähnrich, „Sie können Niemand anders sein, als Graf Sobakow."

Ein höhnisches Gelächter folgte.

„Wer bin ich?" fragte der Geheimnißvolle, sich an den Juden wendend.

„Seine Gnaden, der Herr Polizeimeister des Königreichs in höchst eigener Person," sagte dieser, indem er sich fast zur Erde bückte.

„Jedenfalls befinde ich mich in einer garstigen Klemme," brummte unser Held.

In diesem Augenblicke ließ sich ein leiser Angstruf vernehmen, und der Fähnrich bemerkte durch das offenstehende Fenster, wie die Dame, zu deren Ritter ihn des Schicksals Laune auserseheh hatte, mit sichtbarem Widerstreben in einen mit vier Pferden bespannten Wagen gehoben wurde.

„Ist alles bereit?" fragte der angebliche Polizeimeister.

„Die Befehle des gnädigen Herrn sind pünktlich vollzogen."

„Sind die Pferde frisch und kräftig?"

„Ich stehe mit meinem Kopfe für ihre Ausdauer. Nöthigenfalls würden Sie hundert Werste in einer Tour zurücklegen."

„Hier hast Du etwas für Deinen Eifer, Moses. Sobald ich in Warschau ankomme, sollst Du die ausgesetzte Prämie erhalten."

Der Fremde warf dem Juden eine schwergefüllte Börse zu, die dieser so gierig auffing. Dann wendete er sich mit einer spöttischen Verbeugung an den Fähnrich und sagte:

„Auf Wiedersehen, Herr Don Quixotte — lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden."

„Ich hoffe, daß das Schicksal gerecht sein wird," antwortete dieser.

„Auf Wiedersehen also und dann werde ich meine Revanche nehmen!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Engländer und der chinesische Handel.

Seit den ältesten Zeiten haben die seefahrenden Völker Europa's ein großes Gewicht darauf gelegt, sich an dem Handel mit den südlichen und östlichen Ländern Asiens zu betheiligen. Vor der Auffindung des Seeweges um Afrika herum kamen die köstlichen Producte, welche jener ferne Orient in den Verkehr liefert, nach Europa auf dem Landwege, theils durch Persien und über das kaspische Meer nach dem asow'schen Meere, wo die Genuesen Niederlassungen hatten, theils über den persischen Meerbusen, den Euphrat hinauf und von da nach den syrischen Häfen, oder endlich aus dem indischen Ocean in das rothe Meer und über die Landenge von Suez nach Alexandria in Aegypten, wo die Venetianer ihre Handelscomptoire hatten und die Waaren aufkauften, welche sie dann von ihrer Lagunenstadt über ganz Europa vertrieben. Damals war die Blüthezeit der Handelsvölker am mittelländischen Meere und die Städte im südlichen Deutschland, insbesondere Augsburg, Ulm und Nürnberg, sahen die Tage ihres höchsten Reichthums und Glanzes, so lange sie an diesem orientalischen Handel betheiligt waren. Als aber die Südspitze Afrika's von den Portugiesen umschifft war, und man aus Europa zur See nach Indien und China gelangte, verwarfen sich die Handelsstraßen und allmälig kamen die Landwege in Verfall, weil man zu Wasser die östlichen Producte billiger und gefahrloser nach Europa brachte. Von nun an holte man auch die chinesischen und sogar die japanischen Producte aus erster Hand, und die Italiener und Oberdeutschen verloren ihren Zwischenhandel.

Es kam aber noch ein zweiter Umstand hinzu. Fast gleichzeitig mit dem Seewege nach Indien wurde ein neuer Erdtheil entdeckt. Columbus hatte den Plan, in westlicher Richtung auf dem Ocean nach Indien und China zu fahren; er fand aber Länder, von welchen man bisher keine Ahnung gehabt hatte, und die unter der Benennung Amerika allgemein bekannt wurden. Dort eigneten Boden und Klima sich in jeder Weise für den Anbau süd- und ostasiatischer Erzeugnisse; man verpflanzte Kaffee und Zuckerrohr (obwohl das letztere in besonderen Arten auch der westlichen Erdhälfte eigenthümlich ist) nach Amerika, man erntete dort Indigo und Baumwolle, und allmälig gewann der Handel mit der neuen Welt eine immer größere Ausdehnung. Die seefahrenden Handelsstaaten wetteiferten mit einander in der Gründung von Ansiedelungen, die nach und nach immer wichtiger wurden, und von zwei Producten, welche man früher nur aus Asien bezog, größere Massen nach Europa lieferten als selbst Indien. Spanier, Portugiesen, Holländer, Engländer und Franzosen besaßen Kolonien in Amerika, wo man nur in Peru und Mexico eigentliche Staaten gefunden hatte, deren Beherrscher mit leichter Mühe entthront wurden. Alles übrige Land war von mehr oder weniger wilden Stämmen bewohnt und herrenlos; die Aneignung von Seiten der Europäer traf deshalb auf verhältnißmäßig geringe Schwierigkeiten.

Dagegen hatte man es in Asien mit alten und mächtigen Staaten zu thun. In Indien herrschte der große Mogul; außer ihm waren viele andere blühende Königreiche vorhanden, die sich äußerer Feinde erwehren konnten; in China gebot ein Kaiser, dessen Unterthanen man nach hunderten von Millionen zählen konnte, und dem Kaiser von Japan gehorchten vierzig Millionen. In dem unendlich üppigen und fruchtbaren hinterindischen Archipelagus traf man auf streitbare Völker unter arabischen und malayischen Sultanen. Dort kostete es überall große Anstrengungen, festen Boden zu gewinnen und wenn man viel werthvolle Producte einhandelte, so mußte man auch viel Geld und werthvolle Waaren dagegen geben. Dazu kam, daß der Weg aus Amerika nach Europa kürzer ist, als jener aus Indien und China; der Schwerpunct im Handel fiel deshalb nach und nach immer mehr nach dem Westen. Zwei Jahrhunderte lang standen Indien und China in Bezug auf den Welthandel in zweiter Linie; aber diese Länder waren zu reich, die Fülle ihrer Erzeugnisse ist so groß und manche derselben sind uns so unentbehrlich geworden, daß man solche Regionen nicht außer Acht lassen konnte. Am meisten lockte Indien, wo viele Staaten unter einheimischen oder fremden Herrschern schwach geworden und in Verfall gerathen waren. Die Holländer hatten sich seit Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts im malayischen Archipelagus durch unermüdliche Ausdauer ein mächtiges Kolonialreich zusammenerobert, dessen Hauptstadt Batavia auf Java geblieben ist; die Spanier hatten sich auf den Philippinen festgesetzt, die Portugiesen wenigstens einige Bruchstücke früherer Eroberungen behauptet, namentlich den Platz Macao in China, welchen sie freilich zumeist nicht ihrer längst geschwundenen Macht, sondern der Nachsicht der Kaiser des Mittelreiches verdankten. Auf dem indischen Festlande beobachteten die englisch-ostindische Handelscompagnie und die Franzosen einander mit Eifersucht; die letzteren unterlagen ihren Nebenbuhlern, welche seit nun gerade einhundert Jahren so unablässig und standhaft einen indischen Staat nach dem andern unterworfen haben, daß sie über die ganze Halbinsel zwischen Indus und Ganges und nun auch über das birmanische Küstenland ge-

bieten. So haben sie dort anderthalbhundert Millionen Unterthanen; ihr Reich ist das mächtigste in Asien. Von dem Besitze Indiens hängt nun längst Englands Existenz als Großmacht ab, und zur Behauptung desselben kommt Alles darauf an, mit jener werthvollsten aller Besitzungen, die jemals ein Volk sein genannt hat, in möglichst rasche Verbindung zu gelangen. Deshalb haben die Engländer den Bau einer Eisenbahn durch Aegypten so nachdrücklich betrieben; deshalb wollen sie eine Eisenbahn durch das Euphratland anlegen; deshalb endlich unterhalten sie die correspondirenden Dampferlinien im mittelländischen und im rothen Meere sammt dem indischen Ocean. Heute weiß auch der Einwohner eines abgelegenen Dorfes, wie wichtig es ist, mit Absatzmärkten in möglichst rascher und sicherer Verbindung zu stehen; nun denke man sich ein europäisches Reich, das ein so ungeheures und entfernt liegendes Land, in welchem der Schwerpunct seiner Macht und seines Handels liegt, zu behaupten hat gegen innere und äußere Feinde! Jedermann sieht, daß jene Eisenbahnen und Dampfschifffahrtslinien wahre Lebensfragen für England sind.

Diese Macht hat aber noch weiter ausgegriffen, und sich in der Mitte des Wegs zwischen Indien und China Stationen geschaffen, welche für den Handelsbetrieb wie für die politische Stellung von Gewicht sind; sie hat Singapore am Eingange zur Straße von Malacca zu einem großen Freihafen erhoben; die kleine kohlenreiche Insel Labuan vor der Nordwestküste von Borneo erworben und vor der Südküste von China das Eiland Hong kong den Chinesen abgezwungen. So ist die Verbindungskette zwischen beiden großen Ländern hergestellt. Der Handel China's mit Europa und Nordamerika hat im Laufe des verflossenen Vierteljahrhunderts sich ganz ungemein gesteigert. Bis 1832, so lange die englisch-ostindische Compagnie noch ihr Handelsmonopol besaß, war er verhältnißmäßig gering; als aber dasselbe beseitigt war, und der Handel mit Canton, damals dem einzigen für die Fremden zugängigen Hafen, auch für Unternehmungen von Privatleuten eröffnet wurde, stieg er und gewann seit 1842, nach Eröffnung von vier anderen Häfen eine Ausdehnung, die immer größer geworden ist. Die Handelsbewegung in den fünf chinesischen Häfen hat, so weit sie die Europäer und Amerikaner betrifft, im Jahre 1855 die ungeheure Summe von mehr als zweihundert Millionen Thalern erreicht, wovon drei Viertheile auf den Verkehr mit England kommen; der Werth der Ausfuhren überwiegt jenen der Einfuhren um weit über ein Viertel, und dieser Ausfall muß Jahr für Jahr mit Silber ausgeglichen werden. Am wichtigsten sind die beiden Artikel Thee und Rohseide, deren Ausfuhr stets im Anwachsen ist. Während 1844 nur etwas über 74 Millionen Pfund Thee aus den Seehäfen exportirt wurden (abgesehen von Rußland, das seinen Theebedarf über die sibirische Landgrenze bezieht), kamen 1851 schon über 100 Millionen Pfund zur Ausfuhr und 1855 wurden mehr als 135 Millionen Pfund bei den Zollämtern zur Ausfuhr declarirt, während man noch überdieß etwa 80 Millionen Pfund im Wege des Schleichhandels ausführte; zusammen im Werthe von gewiß hundert Millionen Thlr. — Die Ausfuhr der Rohseide stieg von 10,700 Ballen im Jahre 1844 auf mehr als 40,000 im Jahre 1854, und im Jahre 1855 auf beinahe 8 Millionen Pfund im Werthe von mehr als 40 Millionen Thalern. Dazu kommen mehr als 700,000 Stück Seidenfabrikate und einige hunderttausend Stück seidener Shawltücher, anderer Artikel zu geschweigen. Auf gesetzliche Weise können die Europäer und Amerikaner nur einen sehr geringen Theil der chinesischen Ausfuhren bezahlen; die Hauptaushilfe gewährt der Schleichhandel mit einer verbotenen Waare, dem Opium. Davon schmuggeln die Engländer gegenwärtig in jährlichem Durchschnitt etwa 70,000 Kisten ein, im Werthe von 32 Millionen spanischen Piastern oder zwischen mehr als 40 Millionen preußischen Thalern. Im Jahre 1855 liefen aus Europa, den englischen Kolonien und aus Amerika in den fünf chinesischen Häfen, welche überhaupt dem auswärtigen Handel geöffnet sind, 1830 Schiffe mit einem Gehalt von 567,000 Tonnen ein; man sieht also, wie wichtig dieser Verkehr ist.

Für Europa hat er aber eine äußerst bedenkliche Seite. Die Chinesen sind ein in vielen Industriezweigen so ausgebildetes und weit vorgeschrittenes Volk, daß sie nur sehr wenige unserer Fabrikate kaufen. Was ihrem Bedarf und ihrem Geschmack entspricht, arbeiten sie selbst; was sie verkaufen, wollen sie am liebsten mit baarem Gelde, und zwar mit Silber bezahlt sehen, und von diesem Silber geben sie nichts wieder heraus. Alle orientalische Völker ziehen als Tauschmittel das Silber dem Golde vor; auch die Völker in Indien thun es. Im vorigen Jahre hob der vorsitzende Director der ostindischen Compagnie zu London in seinem Bericht an die Antheilhaber stark hervor, daß allein Indien von 1806 bis 1855 für mehr als 100 Millionen Pfund Sterling Silber, also mindestens 700 Mill. Thaler unseres Geldes, an sich gezogen habe, wovon wenig oder gar nichts wieder außer Landes gegangen sei. Dazu kommt nun noch China mit seiner stets mit der Thee- und Seideausfuhr wachsenden Silbereinfuhr. Es ist möglich, daß die europäischen Seemächte mehr Freiheit als bisher für den auswärtigen Handel in China erzwingen, es fragt sich aber, ob dann auch der Silberabfluß nicht noch eher zu- als abnimmt. Denn es giebt kein Mittel, die Chinesen zu zwingen, daß sie europäische Fabrikate kaufen; nehmen sie dergleichen nicht in größerer Menge, so müssen die Ausfuhren nach wie vor baar bezahlt werden. Wir dürfen aber mit Sicherheit annehmen, daß in Europa und Amerika die chinesischen Exportartikel in immer steigender Menge gesucht werden, während nichts zu der Annahme veranlaßt, daß China mehr Baumwollenzeug und andere europäische Fabrikate kaufen werde. Die Chinesen wechseln nicht mit der Mode, und wo sie es thun, befriedigt die einheimische Industrie am besten den Geschmack und die Launen dieses in hohem Grad eigenthümlichen Volkes.

Die Chinesen spielen überall im südöstlichen Asien eine große und wichtige Rolle, weil sie fleißiger und betriebsamer sind, als alle übrigen Völker. Fast auf allen Inseln des hinterindischen Archipelagus, in Siam, Birma und Cochinchina sind sie ansässig und bilden eigene Gemeinden, die sich, wenn irgend möglich, von den Eingeborenen fern halten. In allen Handelsstädten findet man sie zu Hunderten und Tausenden; sie treiben dort Handwerke und Kleinhandel, sind Hafenarbeiter und Mäkler, und ihre Gewandtheit macht sich überall geltend; sie sind aber auch fleißige Ackerbauer und drängen sich überall hinzu, wo etwas zu verdienen ist. Insbesondere zeichnen sie sich als Arbeiter in den Bergwerken aus. Am liebsten pachten sie gewinnbringende Unternehmungen, und wegen ihrer Betriebsamkeit, und weil sie überall sind, kann man ihrer gar nicht mehr entbehren. Der chinesische Kaiser erlaubt die Auswanderung seiner männlichen Unterthanen, während er sie für Personen weiblichen Geschlechts streng verboten hat. Die Chinesen kommen daher nur ausnahmsweise mit Frauen in fremde Gegenden und verheirathen sich mit Landeseingeborenen; sie sorgen aber dafür, daß die Kinder so chinesisch als nur möglich erzogen und abgerichtet werden. Sie haben ihre eigenen Vorsteher, leben unter einander nach Sitten und Rechtsgebräuchen ihres Vaterlandes, und es ist stets gefährlich, ihr Mißvergnügen zu erwecken. Die Geschichte des indischen Archipelagus weiß viel von chinesischen Rebellionen zu erzählen, und nicht selten haben die Holländer große Mühe gehabt, dergleichen Aufstände niederzuschlagen. Im Interesse der Selbsterhaltung hat die Regierung von Batavia sich genöthigt gesehen, die Chinesen auf Java und anderen holländischen Inseln unter strenge Ausnahmegesetze zu stellen, und sie sucht eine starke Anhäufung dieser gefährlichen Gäste nach Kräften zu verhindern. Denn fremde Gäste bleiben sie im fremden Lande stets, weil sie immer die Rückkehr in ihr Vaterland im Auge behalten.

So ist es auch mit den Chinesen in Californien und

Australien. Kaum war die Kunde von den Goldentdeckungen in's himmlische Reich gelangt, als auch schon tausende und abertausende zu Schiffe gingen, um an der Beute Theil zu nehmen. Durch diese Goldzüge sind sie in häufigere Berührung mit europäischen Sitten und Gebräuchen gekommen, aber sie sind und bleiben Chinesen. Man sieht sie auf die Dauer nirgends gern, weil sie ein so fremdartiges Element bilden und häufig die Ruhe stören. Es ist eine Eigenthümlichkeit dieser weizengelben Menschen, daß sie unter sich verschiedene Sippen bilden, die einander feindselig gegenüberstehen. In China selbst sorgen die Mandarinen dafür, daß dieser Haß nicht in blutiger Thätlichkeit sich Luft macht; sobald aber zwei solcher feindlichen Sippschaften in einem anderen Lande zusammentreffen, halten sie zwar gegen alle Nichtchinesen eng zusammen, aber unter sich liefern sie förmliche Schlachten. So melden eben jetzt die neuesten Berichte aus Australien, daß in der Kolonie Victoria die goldgrabenden Chinesen sich in zwei Heere getheilt hatten, die gegen einander in's Feld gerückt waren. Mit einem Worte, diese „Himmlischen" sind sehr thätig und fleißig, aber für alle anderen Nationalitäten höchst abstoßend und unbequem.

Daß sie auch den Engländern gefährlich werden können, lehrt die Gegenwart. Das ganze chinesische Reich ist, seitdem Mandschu-Kaiser auf dem Thron sitzen, von einem unsichtbaren Netze geheimer Verbindungen durchzogen. Diese Bündelei ist in Fleisch und Blut der Chinesen übergegangen und sie tragen dieselbe auch in's Ausland. Die Fäden dieser Geheimbünde reichen von der mongolischen Gränze bis nach Californien, Australien und dem indischen Archipelagus, und zwischen den Eingeweiheten wird ein ununterbrochener Verkehr unterhalten. Die Chinesen hassen ihren Mandschu-Kaiser, noch mehr sind sie aber gegen die Europäer erbittert, und diese Feindschaft und Abneigung ist eine durchaus nationale. Man sieht es auch daraus, daß sowohl Kaiserliche als Rebellen einmüthig den „Barbaren" gegenüberstehen. Es scheint, als ob die ganze chinesische Welt sich verschworen hätte, überall den Engländern Verlegenheit zu bereiten. Die Gräuelthaten in und um Canton sind bekannt; die Vergiftungsgeschichte auf Hongkong zeigte, in wie teuflischer Weise verfahren wird; man ersieht es nicht minder aus dem Vorfall auf dem Schiffe Queen, auf welchen die am Bord befindlichen Chinesen über die Europäer herfielen, um alle abzuschlachten. In der großen schon erwähnten englischen Handelsstadt Singapore besteht die Hälfte der Bewohner, etwa 30,000, aus Chinesen; seit dem Ausbruche des Krieges sind sie meuterisch und erhalten die Behörden in steter Angst und Thätigkeit. Der neuerliche Aufstand in Sarawak gegen den tapfern Radscha James Brooke (s. S. 147 des heutigen Bl.) wurde ebenfalls in Singapore entworfen, und die Chinesen handelten dabei so einmüthig, daß sich klar herausstellte, wie genau jeder Einzelne von dem blutigen Vorhaben unterrichtet war.

Der Krieg hat nun begonnen, und Niemand kann voraussehen, wie lange er dauern werde. China befindet sich in einer sehr merkwürdigen Lage. Der Kaiser ist von Rebellen bedroht und sein Thron wankt; diese Rebellen haben beinahe die Hälfte des Reichs in ihre Gewalt gebracht und sind unter sich selbst im Zwiespalt; im Süden drängen die Europäer heran, im Osten liegen die Dinge wirr und unbestimmt, die außer Landes befindlichen Chinesen sind in allgemeiner Aufregung; der Handelsverkehr mit Waaren, die für das Abendland zu einer unentbehrlichen Nothwendigkeit geworden sind, ist gestört, man kann nicht wissen auf wie lange. Aber es ist anzunehmen, daß die Verwickelungen nur schwer und nach manchen Wechselfällen ihre Lösung finden werden.

Dresden, den 7. April.

— Am vorgestrigen Tage haben Ihre Majestäten der König und die Königin mit Ihren königl. Hoh. den Prinzessinnen Marie, Sophie und Auguste das königl. Sommerhoflager in Pillnitz bezogen.

— Am 3. Mai Nachmittags ermietheten vier junge Leute, welche die hiesige technische Anstalt besuchen, einen kleinen Elbkahn, um in demselben den Strom zu befahren. Da alle vier des Schwimmens kundig waren, so hielt der Eigenthümer des Kahns eine weitere Aufsicht nicht für erforderlich, sondern überließ ihnen das Fahrzeug allein. Unweit vom Abfahrtsplatze, unterhalb der Gastwirthschaft zum schwarzen Bär, versuchte indeß einer der Fahrenden, der 15jährige Hugo Hake, auf dem schmalen Bord von einem Ende des Schiffes zum andern zu gehen, wobei er das Uebergewicht verlor und in den Strom fiel. Die Elbe ist dort, selbst unweit des Ufers, ziemlich tief, und der Unglückliche versank augenblicklich, ohne daß ihm Rettung gebracht werden konnte. Selbst seinen Leichnam vermochte man trotz sofortigen sorgfältigen Suchens nicht aufzufinden.

— Am Morgen des 5. Mai verunglückte beim Sprengen der Felsenkeller auf Grassi's Villa wiederum ein Handarbeiter, Namens Hohlfeld aus Deuben, und erlitt derselbe mehrere Verletzungen im Gesicht und an den Armen, namentlich ist die linke Hand sehr beschädigt. — Von den beiden am 29. April d. J. ebendaselbst Verunglückten ist der jüngere, Manitzsch aus Plauen, nachdem derselbe bis Nachmittags den 2. Mai in bewußtlosem Zustande sich befunden, in der darauf folgenden Nacht 12½ Uhr an den Folgen der sehr complicirten Schädelfractur plötzlich verstorben. Er war ein unbescholtener und fleißiger Arbeiter und erfreute sich überall großer Liebe und des besten Rufes, wie sich schon durch die Seiten der Gemeinde Plauen erfolgte feierliche Bestattung des Leichnams auf ihren Kirchhof kundgegeben hat. In dem Befinden des zweiten Verunglückten, Stange aus Neunimtsch, ist einige Besserung eingetreten.

*Dorfhain b. Tharand, 4. Mai. Bei der gestern hier stattgefundenen Beerdigung des der katholischen Confession angehörigen Steinbruchpachters Hartmann aus Grüllenburg, gab sich die in hiesiger Gegend zwischen katholischen und protestantischen Glaubensgenossen herrschende ächtchristliche Liebe und Duldung in so erfreulicher Weise kund, daß eine öffentliche Erwähnung dieses Vorgangs wohl gerechtfertigt erscheint. Dem Sarge folgte der katholische Hofprediger Bellermann aus Dresden und eine große Anzahl von Katholiken und Protestanten nach dem Friedhofe, denen sich der entgegenkommende protestantische Geistliche, P. Wirthgen, und Cantor Grießbach mit der Schuljugend aus Dorfhain anschlossen, wobei sich beide Geistliche als christliche Amtsbrüder in herzlicher Weise begrüßten. Am Grabe sprach zuerst der katholische Hofprediger, wobei er am Schlusse seiner Rede sowohl dem anwesenden evangelischen Geistlichen, als auch den zahlreichen Leidtragenden für die bewiesene christliche Liebe und Duldsamkeit dankte und den innigen Wunsch aussprach, daß doch dieses Beispiel christlicher Toleranz weit über die Grenzen unseres Vaterlandes Verbreitung und Nachahmung finden möge. Diesem Wunsche schloß sich P. Wirthgen in seiner darauf folgenden Grabrede aufrichtig an, und gewiß theilen ihn Alle, denen der religiöse Frieden zwischen den Bekennern verschiedener Confessionen wahrhaft am Herzen liegt.

Leipzig, 5. Mai. In diesen Tagen wurde der bisherige Theilhaber eines hiesigen sehr geachteten Hauses, der Banquier Adolph Hertzsch, steckbrieflich verfolgt. Derselbe hat sich in Folge unglücklichen Börsenspiels, das er auf eigene Rechnung betrieb, zur Flucht genöthigt gesehen und soll der Betrag der von ihm eingegangenen Verpflichtungen ein sehr bedeutender sein. Das geachtete Banquierhaus, dem der Flüchtige bis Ende vorigen Monats angehörte, wird durch jenes Fallissement nicht im Entferntesten berührt, da Hertzsch, wie schon bemerkt, Privatspeculationen betrieben hat.

Mannichfaltiges.

Ein Erbschaftsproceß. Bekanntlich ist der bedeutende Nachlaß des 1854 in Pirna verstorbenen Stadtrichters Rodig, welcher noch neuerlich zu einer Criminaluntersuchung Anlaß gab (s. Nr. 15), an entfernte Verwandte, welche sich als Erben legitimirten, zur Auszahlung gelangt. Jetzt erzählt man sich nun, daß ein bisher unermittelter ganz naher Verwandter des Ver-

storbenen sich gefunden und seine Erbansprüche zu begründen gedenkt. Wir wissen nicht, ob dieses im Publikum verbreitete Gerücht auf Wahrheit beruht oder nicht, knüpfen aber daran die Mittheilung eines anderen Erbschaftsprocesses, welcher gegenwärtig in Berlin allgemeines Interesse erregt. Dort war nämlich vor Jahren ein Fräulein Thomas, die Besitzerin des sogenannten Gespensterhauses, gestorben, ohne irgend einen ihr nahe stehenden Verwandten zu hinterlassen. Da die Verblichene aber als Erbin ihres im vorigen Jahrhunderte verstorbenen Vaters, eines Berliner Wundarztes, die hübsche Summe von 400,000 Thlrn. hinterließ, so fanden sich alsbald Hunderte von Vettern und Muhmen, welche ihre Verwandtschaft mit der Seligen nachzuweisen versuchten. Aus allen Provinzen des preußischen Staates strömten Erbschaftsprätendenten herbei und mancher ungläubige Thomas wurde wohl auch von Anderen aufgefangen, auf Grund seines ehrwürdigen Namens ein Gleiches zu thun. Es gab nun einen umfänglichen Proceß, welcher jahrelang dauerte, bis es endlich drei Personen gelang, sich als Verwandte siebenten Grades zu legitimiren. Es waren dies der Kreisgerichtsbote Reinicke und dessen Bruder und Schwester. Ehe sie aber ihr Ziel erreichten, waren bedeutende Geldmittel nöthig; sie cedirten daher im Voraus ihren Sachwaltern, falls der Proceß gewonnen würde, als Belohnung für jede Instanz 10,000 Thlr.; so daß der mittlerweile in Ruhestand versetzte Justizrath Fuhrbach, welcher die zwei ersten Instanzen führte, 20,000 Thlr., der Justizrath Meyer, welcher die Interessen der Geschwister Reinicke in der Nichtigkeitsinstanz vertrat, 10,000 Thlr. zu erhalten hat. Letzterer hatte das Ende des Processes nicht erlebt und jene Summe wird nun von dessen Erben in Anspruch genommen. Da nun aber den Geschwistern Reinicke der Proceß zu lange dauerte, so suchten sie ihre Erbansprüche schon früher nutzbar zu machen; der Gerichtsbote (jetzt Gutsbesitzer) Reinicke kaufte daher seiner Schwester ihren Erbantheil ab und Ersterer, sowie dessen Bruder haben wiederum gleichfalls den größten Theil ihrer Erbportion an Speculanten verkauft. Die Letzteren haben, wie man sich denken kann, an sich zwar ein gewagtes, nach dem bisherigen Verlaufe aber vortrefflich rentirendes Geschäft gemacht, da sie, wie kaum hinzugefügt zu werden braucht, viel größere Summen für verhältnißmäßig geringe angekauft haben. In diesen Tagen hatte nun das Gericht die Ausschüttung der mittlerweile weit über 400,000 Thlr. gestiegenen Erbschaftsmasse beschlossen, als sich plötzlich außer den vorhandenen drei Erbprätendenten noch neue Erbschaftscandidaten meldeten, welche auf Grund von Urkunden, die dem Schöppenbuche einer kleinen Stadt entnommen, ihre Verwandtschaft mit der reichen Erblasserin nachweisen und sogar behaupten, daß die Geschwister Reinicke gar nicht von dem betreffenden Wundarzt Thomas, sondern von einem anderen Wundarzt Thomas abstammen, der gleichzeitig mit Ersterem in Berlin gelebt. Auf Grund dieser Nachweise hat nun zwar das Gericht die Ausschüttung der Erbmasse sistirt, doch lauten die Angaben der Berliner Blätter über den weiteren Verlauf dieser Angelegenheit nicht ganz übereinstimmend. Nach der Angabe des „Publicisten" soll das Gericht beschlossen haben, auf die verspätete Meldung der neuen Erbschaftscandidaten um deshalb keine Rücksicht zu nehmen, weil die Erbschaft den Geschwistern Reinicke bereits rechtskräftig zugesprochen sei. Glaubten die später Angemeldeten nähere oder gleichnahe Ansprüche auf die Thomas'sche Verlassenschaft zu haben, so müsse ihnen überlassen bleiben, diese Ansprüche auf dem Wege des Civilprocesses geltend zu machen, und wenn sie die Auszahlung der Erbmasse verhindern wollten, so sei dies durch Ausbringung eines Arrestbeschlages zu thun. Nach der Spener'schen Zeitung ist aber jetzt auf Grund von Urkunden wirklich der Nachweis geführt worden, daß die Reinicke'schen Geschwister ihre Abstammung von einem Berliner Wundarzt Thomas ableiten, der gar nicht der Vater der reichen Erblasserin gewesen, daß somit ihre Legitimation, auf welche sich ihre Erbansprüche gründen, eine mangelhafte sei. Dies wird nun freilich von dem Reinicke'schen Sachwalter bestritten; aus Allem geht indessen hervor, daß die Geschwister Reinicke, nachdem sie dem Ziele so nahe, sich noch immer nicht als lachende Erben betrachten können, während die Speculanten, welche die Erbtheile an sich kauften, ebenfalls alle Ursache haben, mit dieser Wendung der Dinge unzufrieden zu sein.

Ein Veteran. Man schreibt aus Breslau, 28. April: „Heute wurde zu Pilsnitz (circa eine Meile von hier) der höchst wahrscheinlich älteste Veteran der preußischen Armee, Namens Karnasch, feierlich beerdigt. Derselbe war am Sonnabend in einem Alter von 112 Jahren gestorben, diente schon unter Friedrich dem Großen in dem preußischen Heere und war bei dem Ausbruche der Freiheitskriege noch so rüstig, daß er jene glorreichen Schlachten als Unteroffizier im zehnten schlesischen Landwehr-Regimente mitkämpfte. In den letzten Jahren hielt er sich in der Umgegend von Breslau auf, erregte durch sein noch ganz munteres und rüstiges Erscheinen bei den Feierlichkeiten der Enthüllung des Friedrichs-Denkmals auf unserem „Ringe" allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme und bewahrte diese Frische fast bis zu seinem Tode."

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Thlr.	Weizen nGr.	Roggen Thlr.	Roggen nGr.	Gerste Thlr.	Gerste nGr.	Hafer Thlr.	Hafer nGr.	Erbsen Thlr.	Erbsen nGr.
Dresden	Mai 4.	von	5	15	3	10	2	25	1	16	—	—
		bis	5	25	3	12	3	—	1	27	—	—
Bautzen	Mai 2.	von	5	5	3	5	2	17	1	12	—	—
		bis	6	—	3	12	2	25	1	25	4	—
Meißen	Mai 2.	von	5	10	3	3	3	—	1	10	3	18
		bis	—	—	3	13	3	5	1	20	—	—
Pirna	Mai 2.	von	5	—	3	—	3	—	1	18	3	15
		bis	5	22	3	15	—	—	1	25	—	—
Radeburg	Mai 6.	von	5	25	3	5	3	8	1	20	3	18
		bis	6	—	3	15	3	10	2	—	4	—
Roßwein	Mai 5.	von	5	20	3	10	—	—	—	—	—	—
		bis	6	5	3	25	—	—	—	—	—	—
Chemnitz	Mai 2.	von	5	15	3	10	2	25	1	20	3	20
		bis	6	—	3	25	3	5	1	22	4	—

Butterpreise in Dresden vom 2. bis mit 4. Mai 1857.
die Kanne 18 Ngr. — Pf. bis 19 Ngr. — Pf.
— in Pirna (2. Mai) 18 „ — „ „ 19 „ — „
— in Roßwein (5. Mai) 16 „ — „ „ 18 „ 4 „
— in Chemnitz (2. Mai) 20 „ — „ „ 21 „ — „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 85 gesucht; dergleichen kleine 85½ gesucht; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½% 101½ ges.; dergl. von 1847 à 4% 98 gesucht; dergl. von 1852 und 1855 à 4% 98 gesucht; dergl. von 1852 4% à 100 Thlr. 99 ges.; dergl. 1855 à 3% 79½ ges. Land-Renten-Briefe große 85½ ang.; dergl. kleine 87½ ges.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 98½ ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 99 angeb.; kleine 99½ angeb.; dergl. à 3½% große 91½ angeb., kleine 92 angeb., dergl. 3½% große 86½ angeb., kleine 86½ angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 99 ges.; kleine 99½ ges.; dergl. 3½% große und kleine 93½ ges.

Preuß. 4½% Anleihe 99¾ ges.; dergl. 4% 93½ ges. Preuß. 3½% Staats-Schuld-Scheine 83½ ges.
Oesterr. 5% Nation.-Anleihe 81½ gesucht.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 15 Ngr. — Pf. Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.
Ausländ. große Caff.-Anweis. und Bank-Noten 99¾.

Dresden, den 7. Mai 1857. Ed. Nocksch.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.

(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 19 nebst zwei Beilagen.)

Freitag, Nr. 20. 15. Mai 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 8, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Der im Januar d. J. in Wien abgeschlossene Münzvertrag ist nunmehr, wie die Augsb. A. Ztg. berichtet, von allen contrahirenden Regierungen ratificirt worden, so daß dieses für den deutschen Handel und Verkehr wichtige Uebereinkommen alsbald in's Leben treten wird.

Der in Nr. 17 unseres Blattes über den Wormser Aufruf zur Errichtung eines Luther-Denkmals enthaltene Artikel ist nicht nur in die beiden in Worms erscheinenden Zeitungen übergegangen, sondern auch als „Eine Stimme aus Sachsen" in einem besonderen Flugblatte in der Rheingegend verbreitet worden. Man hofft in Worms nicht nur, daß auch in Sachsen die nachgesuchte Erlaubniß zur Veranstaltung öffentlicher Sammlungen alsbald ertheilt werden wird, sondern sieht auch mit voller Zuversicht einer regen Betheiligung der sächsischen evangelischen Bevölkerung an dem unternommenen großen Werke entgegen.

Die zwischen der weimarischen Regierung und dem Landtage entstandene Differenz (s. Nr. 19) geht einer Ausgleichung entgegen und es ist dadurch namentlich die Befürchtung gehoben, daß der Staatsminister von Watzdorf, welcher das Vertrauen des Landes in hohem Maße genießt, zurücktreten werde. Die von dem Landtage ohne eingehende Berathung zurückgewiesenen Gesetzentwürfe, welche Nachträge zum Landtagswahlgesetze und zur Gemeindeordnung enthalten, waren nämlich auf Andringen der ritterschaftlichen Partei vorgelegt worden, welche letztere seit lange eine Erweiterung ihrer Rechte begehrt. Diesem Verlangen hat die Regierung in einer Weise entsprochen, die einestheils jener Partei nicht genügt, anderntheils der liberalen Majorität des Landtags nicht zusagt, da letztere überhaupt keine Aenderung der bestehenden Gesetzgebung in obgedachtem Sinne für zweckmäßig erachtet. Der Regierung lag indessen daran, ihren guten Willen zu bethätigen und auf verfassungsmäßigem Wege die ganze Angelegenheit zu einer definitiven Erledigung zu bringen; deshalb war ihr die vom Landtage beschlossene Zurückweisung jener Entwürfe, noch ehe selbige zur Berathung gelangt, in hohem Grade unangenehm. Der Landtag hat nun, um die Differenz zu einem befriedigenden Austrag zu bringen, sich das Recht, Regierungsvorlagen auch ohne vorherige Berathung zurückzuweisen, vollständig gewahrt, zugleich aber beschlossen, die früher en bloc ausgesprochene Ablehnung zurückzunehmen und den gedachten beiden Entwürfen eine specielle Berathung angedeihen lassen. Dessenungeachtet ist bei der materiellen Einzelberathung noch immer eine Verwerfung der fraglichen Vorlagen möglich; allein die Regierung wird dann, wie man glaubt, die ihr zu Gebote stehenden verfassungsmäßigen Mittel für erschöpft erachten und die Angelegenheit nicht weiter verfolgen. Ein Einschreiten des deutschen Bundes, worauf die ritterschaftliche Partei zu hoffen scheint, erwartet man im Großherzogthum Weimar um deswillen nicht, weil dort Alles, was 1848 und später geschehen, auf streng verfassungs- und bundesmäßigem Wege zu Stande gekommen ist.

In Hamburg ist die Nachricht eingegangen, daß das Hamburger Packetboot „Deutschland," welches meist Auswanderer zu befördern pflegte, an der Südküste von Neufundland zu Grunde gegangen. Von der Mannschaft wurden 25 Mann, welche das leckgewordene Schiff verlassen mußten, in See von einer französischen Brigg aufgenommen. — In Bremen verstarb am 7. Mai der Bürgermeister Johann Schmidt, welcher sich durch die Begründung von Bremerhaven um seine Vaterstadt hochverdient gemacht hat.

Preußen. Der Landtag ist am 12. Mai Nachmittags durch den Ministerpräsidenten v. Manteuffel geschlossen worden. Noch an demselben Tage hatte das Herrenhaus durch seine Beschlüsse eine Einigung mit dem Abgeordnetenhause über das von der Regierung vorgelegte Gewerbesteuergesetz vereitelt, so daß der Finanzminister sich veranlaßt sah, auch diesen Entwurf zurückzuziehen. Mithin hat nur eine von den Steuervorlagen (die Besteuerung der Actiengesellschaften rc. betr.) die Zustimmung beider Häuser erhalten.

Der Prinz Napoleon ist am 8. Mai gegen Abend in Berlin angelangt und auf dem Bahnhofe von dem Prinzen Georg von Preußen empfangen worden. Prinz Napoleon trug die Uniform eines französischen Divisionsgenerals und fuhr sofort nach dem königlichen Schlosse, wo ihn der König empfing. Seine Anwesenheit hat Anlaß zu vielfachen Festlichkeiten gegeben; außer einigen zu Ehren des hohen Gastes veranstalteten Festvorstellungen im Opernhause haben in Berlin und Potsdam Paraden stattgefunden. Am 11. Mai gab der französische Gesandte zu Ehren des Prinzen einen Ball, welcher von dem Könige, der Königin und allen in Berlin anwesenden Prinzessinnen besucht war und an Pracht und Luxus alle in letzterer Zeit vorgekommenen Festlichkeiten ähnlicher Art übertroffen haben soll. Der Prinz ist am 14. Mai von Berlin nach Dresden abgereist. — Einem Gerüchte zufolge, welches allerdings bis jetzt nicht verbürgt werden kann, wird der Kaiser Napoleon im Herbste dieses Jahres, wo die großen Manöver abgehalten werden, dem preußischen Hofe einen Besuch machen.

Oesterreich. Der Kaiser Franz Joseph hat seine Reise nach Ungarn mit einem großherzigen Gnadenacte eröffnet, der auch den letzten politischen Gefangenen die Kerkerthüre öffnet und unzähligen Familien Trost und Beruhigung bringen wird. In einem am 10. Mai an den Justizminister erlassenen Handschreiben verfügt nämlich der Kaiser, „um über die politischen Verirrungen einer traurigen Vergangenheit und insbesondere über die seit dem Jahre 1848 in verschiedenen Theilen des Reichs gegen die bestehende Staatsordnung vorgekommenen Umtriebe für immer den Schleier der Vergangenheit zu ziehen," daß allen denjenigen Unterthanen des Civilstandes, welche anderen Ländern der österreichischen Monarchie, als dem lombardisch-venetianischen Königreich, angehören und welche wegen der Verbrechen des Hochverraths, des Aufstandes oder Aufruhrs bereits verurtheilt worden sind und sich im Inlande noch in Haft befinden, rücksichtlich dieser Verbrechen alle weitere Strafe erlassen sein soll. Ingleichen wird verordnet, daß wegen dieser Vergehen, welche bis zum 10. Mai begangen wurden, insofern die Beschuldigten nicht der strafrechtlichen Untersuchung durch die Flucht entgangen und noch derzeit flüchtigen Fußes sind, keine strafrechtliche Verfolgung

stattfinden dürfe, sowie daß alle wegen eines der genannten Verbrechen bereits anhängigen Untersuchungen sogleich eingestellt werden sollen. Dieser Gnadenact soll endlich auch auf diejenigen Individuen der bezeichneten Kategorie Anwendung finden, bei welchen mit einem der genannten Verbrechen oder Vergehen auch eines oder mehrere der nachfolgenden, nämlich Majestätsbeleidigung, Störung der öffentlichen Ruhe, Aufwiegelung ꝛc. zusammentreffen. Hiernach sind alle vorbezeichneten Personen, wenn sie sich in Straf- oder Untersuchungshaft befinden, unverzüglich in Freiheit zu setzen. Im lombardisch-venetianischen Königreiche, welches in obigem Erlasse ausgeschlossen wird, hat bekanntlich der Kaiser bei seiner neuerlichen Anwesenheit in Mailand einen gleichen Gnadenact vollzogen und man kann daher mit Recht sagen, daß es von jetzt an in Oesterreich nicht einen politischen Gefangenen mehr giebt.

Dem Kaiser und seiner Gemahlin ist in Pesth ein eben so warmer als glänzender Empfang bereitet worden; seit acht Tagen reiht sich dort Fest an Fest, und der ungarische Adel hat Alles aufgeboten, um die Kaiserfahrt durch Entfaltung blendender Pracht zu verherrlichen, während die Bürger und Landleute nicht zurückbleiben, um die Anwesenheit des Kaiserpaares auf ungarischem Boden in patriotischer Weise zu feiern.

Schweiz. Die Neuenburger Angelegenheit, die man in Paris herzlich satt zu haben scheint, hat neuerdings zu einem abermaligen Notenwechsel zwischen der französischen und schweizerischen Regierung Anlaß gegeben. Der Bundesrath hatte nämlich die wichtigsten, auf die Neuenburger Frage bezüglichen Actenstücke sofort, nachdem er dem dargebotenen Ausgleichungsvorschlage zugestimmt, der Oeffentlichkeit übergeben. Dies wurde aber von der französischen Regierung übel vermerkt und der amtliche Moniteur brachte einen ziemlich scharfen Tadel des schweizerischen Verfahrens. Diesen Tadel hat aber die Regierung zu Bern nicht so ruhig hingenommen, sondern in einer an den Grafen Walewski gerichteten Note sich dagegen verwahrt. Der Bundesrath legt sein gutes Recht zu jener Veröffentlichung dar und weist darauf hin, daß eine volksthümliche Regierung dem Volke nicht Verpflichtungen auferlegen kann, ohne diesem Volke rechtzeitig volle Kenntniß der Sache verschafft zu haben. In der schweizerischen Presse wird das Verfahren des Pariser Kabinets noch schärfer beurtheilt; man protestirt dagegen und will den Bundesrath nicht wie einen französischen Präfecten behandelt wissen. Was übrigens die Neuenburger Frage selbst anlangt, so steht damit noch Alles beim Alten; trotz der erfolgten Zustimmung des Bundesraths hat Preußen sein letztes Wort noch nicht gesprochen und die Sache ist demnach zur Vorlage an die schweizerische Bundesversammlung noch nicht reif.

Die Arbeiterbewegung zur Erzielung höherer Arbeitslöhne hat auch in der Schweiz sich zu äußern begonnen. Die Arbeiter verschiedener Branchen in den größern Städten sind zu obigem Zwecke zusammengetreten; in Bern feiern die Schuhmacher, da die Meister nicht nachgeben wollen, und die dortigen Schneider schicken sich an, ebenfalls mit ihren Forderungen hervorzutreten.

Italien. Einiges Aufsehn macht die in diesen Tagen unternommene Reise des Papstes nach Loreto (Stadt unweit des adriatischen Meeres mit einer berühmten Wallfahrtskirche). Der Papst wird wahrscheinlich gegen drei Monate dort verweilen und man bringt diese längere Abwesenheit von Rom mit den vom Pariser Congresse begehrten Reformen in Verbindung. Es soll, wie der „Nord" versichert, in der Absicht des Pariser Congresses liegen, jene Forderungen von Neuem geltend zu machen und um diesem Andringen zu entgehen, soll sich der Papst zur Abreise von Rom entschlossen haben. Wenn er nach Rom zurückkehren wird, dürfte sich wahrscheinlich der Pariser Congreß aufgelöst haben.

Frankreich. Der russische Großfürst Konstantin ist noch immer der Held des Tages und die Beschreibung der ihm zu Ehren gegebenen Feste bildet seit acht Tagen das Hauptthema der Pariser Journale. Auch die Hauptstadt hat dem hohen Gaste auf dem Stadthause ein glänzendes Bankett bereitet und am 11. Mai hat sich der Großfürst mit dem Kaiser und seiner Gemahlin nach Fontainebleau begeben. Der Großfürst gedenkt Paris am 16. Mai zu verlassen; wenige Tage später wird der König von Baiern in der französischen Hauptstadt erwartet und es ist bereits ein Programm ausgegeben, welches die bei dieser Gelegenheit zu veranstaltenden Festlichkeiten aufzählt. — Die Reise des Prinzen Napoleon nach Berlin hat zu vielfachen Gerüchten Anlaß gegeben; namentlich versichert man, daß der Prinz Willens sei, sich in Deutschland eine Braut zu suchen. Die einfachste Erklärung jener Reise ist aber wohl darin zu finden, daß der Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen im vorigen Jahre sich als Gast am französischen Hofe befand und daß der Prinz Napoleon jetzt vom Kaiser den Auftrag hat, jenen Besuch zu erwidern. In gleicher Weise soll der Prinz, aus Anlaß des Besuchs des Großfürsten Konstantin, in diesem Jahre auch mit einer Mission nach Petersburg betraut werden.

In diesen Tagen wurde vor dem Pariser Zuchtpolizeigericht gegen 14 Theilnehmer einer geheimen Gesellschaft verhandelt. Dieselben waren angeklagt, am 24. Febr. d. J. (dem Jahrestage der Februarrevolution) einen Aufstand versucht zu haben. Um einen Conflict herbeizuführen, sollte einer der Verschworenen auf dem Bastilleplatze eine Krone an den Fuß der Julisäule werfen und den Polizeiagenten, welcher ihn zu verhaften käme, erdolchen. Hierauf sollten die Uebrigen sich auf die benachbarten Wachen werfen, sich der Gewehre bemächtigen, während Andere die Boulevards durchlaufen und den Bereitstehenden das Signal zum Aufruhr gäben. An dem genannten Tage wurden auch in der That auf dem Bastilleplatz sieben Individuen verhaftet, welche Dolche und Cartouchen bei sich trugen, unter welchen sich mehrere der Angeklagten befanden. Das Gericht sprach vier der Angeklagten frei, die übrigen wurden zu Geld- und Gefängnißstrafen verurtheilt.

Spanien. Den Cortes ist bereits ein Entwurf zur Abänderung der Verfassung vorgelegt worden; auch ein strengeres Preßgesetz ist angekündigt. — Aus den Provinzen sind beunruhigende Nachrichten eingegangen; in Granada konnte die Ruhe nur durch starke Militärpatrouillen, welche die Straßen durchstreiften, aufrecht erhalten werden. Die Ursache der Unzufriedenheit liegt in der Lebensmittelfrage, da die Brod- und Fleischpreise immer höher steigen. In Malaga war eine Verschwörung entdeckt worden, die zu zahlreichen Verhaftungen geführt hat; das Complot soll von den Karlisten angezettelt worden sein. — Es heißt, daß sehr wichtige Papiere aufgefunden worden sind, welche über die Umtriebe der karlistischen Partei nähere Aufschlüsse geben und namentlich eine hochgestellte Person blosstellen. Der Plan der genannten Partei soll dahin gegangen sein, den ältesten Sohn des Infanten Don Juan mit der jungen Prinzessin von Asturien zu vermählen, die Königin zur Abdankung zu bringen und einen aus dem Könige Don Francisco, dem Grafen Montemolin und dem Infanten Don Juan bestehenden Regentschaftsrath zu bilden. Daß der König die karlistische Partei lebhaft unterstützt, ist übrigens eine bekannte Sache.

Großbritannien. Das Parlament ist am 7. Mai unter den üblichen Förmlichkeiten durch die von der Königin ernannten Bevollmächtigten eröffnet worden. Die Thronrede enthält nichts von hervorragender Bedeutung; sie schildert die politische Lage als eine befriedigende, welche zu der begründeten Hoffnung auf die Fortdauer des Friedens berechtige. Die centralamerikanische Streitfrage wird als noch unerledigt bezeichnet und in Betreff China's darauf hingewiesen, daß die Regierung einen Bevollmächtigten nach Kanton abgesandt, der volle Weisungen zur Schlichtung aller Streitpuncte und überdieß eine ausreichende Land- und Seemacht zu seiner Verfügung habe; der Beihilfe Frankreichs in dem Kriege gegen China wird jedoch keinerlei Erwähnung gethan. In Bezug

auf die innern Angelegenheiten werden mehrere Gesetzentwürfe, darunter einer, um betrügerischen Vertrauensbrüchen Einhalt zu thun, angekündigt. — Im Unterhause ist bereits in der ersten Sitzung ein Antrag auf Parlamentsreform angekündigt worden, und Lord Palmerston hat sich daher, um dieses ihm unbequeme Thema in gegenwärtiger Session nicht aufkommen zu lassen, zu der Zusage veranlaßt gesehen, daß er im nächsten Jahre dem Hause eine Reformbill vorlegen werde. Es ist aber zu bezweifeln, daß man sich mit diesem Versprechen so lange wird hinhalten lassen. — Der Großfürst Konstantin ist von der Königin Victoria eingeladen worden, nach England zu kommen und wird dieser Einladung folgen; wie es heißt, so gedenkt der Großfürst nur nach Osborne zu gehen, wo sich der englische Hof gegenwärtig aufhält.

Während die Nachricht, daß der Schah von Persien sich geweigert habe, den mit England abgeschlossenen Friedensvertrag zu ratificiren, auch von anderer Seite bestätigt wird, kommt vom Kriegsschauplatze die Botschaft, daß die Engländer noch am 25. März den Persern ein Treffen geliefert haben. An dem genannten Tage erstürmten nämlich die englischen Truppen Mohammerah, wobei die Perser, welche die Flucht ergriffen, 200 Mann verloren haben. Das englische Expeditionscorps, welches am 19. März von Abuschähr ausgerückt war, zählte 4500 Mann, während die Stärke der von dem Prinzen Khanlas Mirza befehligten Perser auf 13,000 Mann angegeben wird. Die Engländer haben neben vielen Kriegsvorräthen und Lagergegenständen auch 17 Kanonen erbeutet. Die Eroberung der in der Provinz Khusistan gelegenen Veste Mohammerah wird den Schah jedenfalls auf andere Gedanken bringen und die Ratification des Friedensvertrags beschleunigen helfen.

Rußland. Der Kaiser hat an seinem letzten Geburtstage (29. April) einen Ukas erlassen, welcher die bei der Krönung bewilligte Amnestie noch weiter ausdehnt und die in den westlichen Gouvernements befindlichen politischen Verurtheilten theils aus der Verbannung entläßt, theils ihnen ihre Geburts- und Standesrechte zurückgiebt; auch wird allen Amnestirten des gesammten Reichs der Eintritt in den Civildienst gestattet, sobald sie eine dreijährige tadellose Aufführung nachweisen können. Auf das Königreich Polen erstreckt sich die Amnestie nur in sehr geringer Maße.

Die Kaiserin von Rußland ist, wie eine in Darmstadt eingegangene telegraphische Depesche meldet, am 11. Mai von einem Prinzen entbunden worden. — Die Subscription auf die russischen Eisenbahnactien hat einen so guten Fortgang genommen, daß in der Zeit vom 19. April bis 1. Mai 300,000 Actien gezeichnet wurden und somit die erste Serie zweifach gedeckt ist.

Ein Sprung in den Rhein.

Novelle von Carl v. Kessel.

(Fortsetzung.)

Der Unbekannte verschwand und schwang sich in den bereitstehenden Wagen, welcher schnell dahinrollte und fast augenblicklich im Dunkel der Nacht verschwand.

„Ein nichtswürdiger Streich!“ brummte der Fähnrich. „Wenn nur Luparius mein Urlaubsgesuch bei'm Obersten abgegeben hat, sonst werde ich am Ende auch noch als Deserteur behandelt.“

In diesem Augenblicke stellte sich Moses, der Posthalter, vor unseren Helden.

„Nun was willst Du, alter Schuft?“ fragte dieser, seines Zornes nicht mehr mächtig.

„Ich wollte nur fragen, ob's dem Herrn gefällig wäre?“

„Zu was gefällig?“

„Nun den Leiterwagen zu besteigen, den ich habe anspannen lassen.“

„Was soll das heißen?“

„Das soll heißen, daß der Herr sich wird bequemen müssen, nach der nächsten Gensd'armerie Station abgeführt zu werden.“

„Nimm Dich in Acht! — Laß Dir rathen — Du bist hintergangen worden.“

„Moses ist kein Kind. Er weiß, was er thut.“

„Binde mich auf der Stelle los; Du hast kein Recht, mich hier festzuhalten.“

„Daß ich ein Narr wäre.“

Während dieses Gespräches hörte man draußen mehrere Reiter heransprengen und Waffengeklirr mischte sich mit dem Hufschlage der Pferde.

„Was kann das sein?“ fragte der Jude.

Im nächsten Moment öffnete sich die Thür und ein Gensd'armen-Wachtmeister trat mit einer Begleitung von vier bis fünf Mann ein.

„Gottes Wunder!“ schrie Moses, „die kommen gerade wie gerufen.“

Der Führer der Patrouille schritt bis in die Mitte des Zimmers und überschaute die Scene, die sich ihm darbot, einige Sekunden mit verwunderten Blicken.

„Was bedeutet das?“ fragte er endlich zu dem Juden gewendet.

„Das bedeutet, gestrenger Herr Wachtmeister,“ sagte dieser, „daß ich eingefangen habe einen großen Verbrecher, den ich abliefern soll nach Warschau, gegen eine Belohnung von 200 Rubel.“

„Glauben Sie es nicht, mein Herr,“ rief der Fähnrich, „er ist ein lügenhafter Schuft, der mich gegen meinen Willen hier gewaltsam zurückhält. Ich stelle mich unter Ihren Schutz und verlange vor Allem, daß Sie mich von diesen schmählichen Stricken befreien, die meine Arme wie Schraubstöcke festschnüren.“

„Wer sind Sie?“ fragte der Wachtmeister mit einem strengen prüfenden Blicke.

„Ich bin Soldat, wie Sie, und preußischer Unterthan.“

Die Augen des Veteranen nahmen bei dieser Mittheilung einen milderen Ausdruck an und richteten sich zum zweitenmale forschend auf unseren Helden.

„Bindet ihn los,“ sagte er zu seiner Umgebung, „ist er schuldig, so kann er ja doch nicht entfliehen.“

„Aber der Herr Polizeimeister hat mir die strengsten Befehle ertheilt,“ fiel Moses ein.

„Wer?“ — „Der Herr Polizeimeister?“

„Ja, der Herr Polizeimeister des Königreiches, der noch vor einer Stunde in höchsteigener Person hier war.

Die Stirn des Wachtmeisters verfinsterte sich.

„Nimm Dich in Acht,“ sagte er zu dem Juden gewendet, „daß ich Dich auf keiner Unwahrheit ertappe. Hier ist eine Ordre des Polizeimeisters, die erst gestern von ihm in Warschau ausgestellt wurde.“

Der Jude warf einen bestürzten Blick auf den Führer der Patrouille und seine Zuversicht begann, sich in Demuth zu verwandeln.

Inzwischen war auch der Fähnrich aus seiner fatalen Lage befreit worden.

„Nun, mein Herr,“ sagte der Wachtmeister, „jetzt ist an Ihnen die Reihe, sich zu erklären.“

„Ich bin also noch immer nicht frei?“

„So lange Sie sich nicht genügend zu erklären vermögen, allerdings nicht,“

„Aber inzwischen befindet sich die Dame in der Gewalt dieses Elenden!“

„Was für eine Dame?“

„Das ist mein Geheimniß,“ sagte der Fähnrich, welcher inzwischen seine Zuversicht wieder erlangt hatte.

„Damit werden Sie aber nicht weiter kommen; Sie verschlimmern dadurch nur Ihre Lage.“

„Und ich sage Ihnen, Sie laden eine große Verantwortlichkeit auf sich, wenn Sie mich auch nur zwei Minuten länger aufhalten. — Der Graf ...“

„Welcher Graf?“

„Tausend Patronen, der Graf Sokolow, der mich mit

Hilfe dieses schmuzigen Schuftes hinterlistiger Weise festgenommen hat, während ich mit ihm eine Partie Piquet spielte."

„Graf Sobakow?" wiederholte der Führer der Patrouille, überrascht zwei Schritte zurücktretend.

„Kennen Sie denselben? Es sollte mich nicht wundern, wenn Sie ihn bereits auf Ihrer Liste hätten."

„Und er war diese Nacht hier?"

„Erst noch vor einer halben Stunde."

„Können Sie mir sein Signalement angeben?"

„Eine kleine gedrungene Figur —"

„Richtig."

„Flache kurze Stirn —"

„Weiter."

„Schwarze, tief in die Stirn herabreichende Haare."

„Auch das trifft zu."

„Kleine, stechende, finsterblickende Augen."

„Es unterliegt keinem Zweifel, es ist die Person, welche ich suche."

Moses zitterte.

„Hüte Dich," sagte der Wachtmeister zu ihm gewendet, „daß sich die zweihundert Rubel nicht in zweihundert Knutenhiebe verwandeln."

„Soll mer Gott helfen, wenn ich nicht bin das Opfer eines schändlichen Betruges."

„Aber mein Herr," fuhr der Befehlshaber der Patrouille zu unserem Helden gewendet fort, „um Ihren Aussagen Glaubwürdigkeit zu verleihen, ist es durchaus nothwendig, daß Sie sich legitimiren."

Ein Hoffnungsstrahl schoß aus Moses Augen und eine boshafte Schadenfreude zeigte sich auf seinem Gesicht.

„Tausend Patronen," murmelte der Fähnrich — „meine Abreise geschah etwas schnell ... die Dame ... Hm, hm, wer kann einer Dame widerstehen! ... Aber sehen Sie, jedenfalls wird Luparius meine Befehle respectirt haben und es unterliegt daher keinem Zweifel, daß mein Urlaubspaß ..."

„Sie haben einen Urlaubspaß?" bemerkte der Wachtmeister. „Nun, das genügt ja."

„Keinen Urlaubspaß — aber warten Sie ... Tausend Patronen, wo hatte ich denn meine Gedanken ... der verdammte Tokayer ... Die Ueberraschung ... Aber jetzt ist Alles gut — hier! hier! lesen Sie!"

Und der Fähnrich griff mit der größten Behendigkeit in seine Brusttasche und holte aus derselben ein sauber zusammengelegtes Papier, das er dem Wachtmeister in die Hand drückte. Als dieser das Pergament auseinanderschlug, las er nur die wenigen Worte:

„Wir ersuchen alle Behörden, Amtspersonen und Jedermann innerhalb der Grenzen des russischen Reiches, dem Vorzeiger dieses allen gewünschten Beistand und Vorschub zu leisten ..."

Der Wachtmeister sah die Unterschrift an und sagte dann salutirend: „Mein Herr, ich stelle mich und meine Leute zu Ihrer Disposition. Soll ich den Juden binden lassen?"

„Gnade, gnädiger Herr!" rief Moses jetzt unter den jämmerlichsten Geberden, „ich bin nur ein armer betrogener Mensch, der unwissentlich fehlte."

„Habe ich Dir nicht gesagt, Du würdest Deinen Hals in der eigenen Schlinge fangen?"

„Gott sei mir barmherzig, der gnädige Herr haben nur zu sehr Recht gehabt."

„Du bist ein zu armseliges Subjekt, um an Dir Rache zu nehmen," sagte der Fähnrich. „Aber jetzt schnell ein Pferd, auf dessen Kraft und Ausdauer ich mich verlassen kann. Bedenke wohl, daß hiervon Deine eigene Sicherheit abhängt."

„Es soll sogleich da sein und der Gott meiner Väter mag mich strafen, wenn der Herr nicht einen Renner erhält, der keinem der besten in der Ukraine etwas nachgiebt!"

Während Moses forteilte, wendete sich der Fähnrich zu dem Wachtmeister.

„Sie wissen nun, welche Aufgabe uns zu lösen bleibt. Es handelt sich um eine Dame, die von dem Grafen Sobakow vor kaum einer Stunde auf die gewaltsamste Weise von hier fortgeführt ward. Sind sie mit der hiesigen Gegend bekannt?"

„Auf das vollständigste."

„Welche Straße kann dieser verwegene Mensch wohl eingeschlagen haben?"

Der Veteran zuckte mit den Achseln. „Es theilen sich hier drei Wege."

„Das macht die Sache ungewiß. Wir müssen uns daher dem Zufall überlassen. Verfolgen Sie die Straße rechts, während eine andere Abtheilung in der Mitte vordringt. Ich selbst werde mit einem Ihrer Leute den Weg links wählen. Zum Glück hat man mir meine Pistolen gelassen. Vorwärts also meine Herren, und möge uns das Glück günstig sein!"

Mit diesen Worten schwang sich der Fähnrich auf das für ihn bereit stehende Thier, welches in der That voll Muth und Feuer zu sein schien, und nachdem er Moses, der ihm demüthig den Steigbügel hielt, eine ziemlich schwere Börse zugeworfen hatte, gab er seinen Gefährten einen Wink und jede Abtheilung stürzte mit verhängtem Zügel auf dem ihr bezeichneten Wege fort.

(Fortsetzung folgt.)

Im Gerichtssaal.

I.

Mehr als ein halbes Jahr ist nun dahin, seit die Gerichtsstuben sich zum Gerichtssaale erweitert, seit der todte Buchstabe dem lebendigen Worte Platz gemacht, seit das Auge des Strafrichters von der Brille der Protokollniederschriften und der Relationenverträge befreit ward.

Seitdem ist nach neuem Recht und vor frisch besetztem und geordnetem Gericht hier wie anderwärts viel verhandelt worden, und wo sonst Jahre vergingen zwischen der That und dem Urtheil, da ward jetzt der Satz wahrgemacht, daß die Strafe dem Verbrechen auf dem Fuße folge. Wollte und könnte man die Jahre zusammenzählen, auf deren Verbüßung in Strafhäusern und Gefängnissen während dieses halbjährigen Zeitraumes erkannt ward: man bekäme eine entsetzlich große Zahl heraus, und die würde noch unermeßlich höher anschwellen, wenn man sie nicht blos nach dem Kalender und nach der Uhr, sondern auch nach der Gewissensqual und nach dem Schmerzgefühle berechnen wollte, die den Bestraften peinigen. Denn ein Jahr in Saus und Braus, oder auch eines in Ruh und Frieden — das vergeht weit schneller, als ein Jahr im Kerker. In der Regel freilich ergänzt sich's so, daß auf die raschverlebten Zeiten des Saus und Braus die langsam dahinrollenden, schwerlastenden Jahre der Schmach und Schande folgen!

Und von den geringsten Gefängnißstrafen aufwärts bis zum schwersten Urthel, bis zu dem Spruche, den Menschenmund nur mit Scheu und Entsetzen auszusprechen wagt, über Leben und Tod ward erkannt und Verbrechen allerlei Art, von Diebstahl, Fälschung und Unzucht bis hinauf zum Morde, fanden nach öffentlich-mündlichem Verfahren Richter und Strafe. Und die darüber gepflogenen Verhandlungen erregten überall die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf den Tribünen, wurden in den Zeitungen geschildert und aller Orten besprochen.

Der Zeitraum eines Halbjahres ist an sich kurz und doch lang genug zur Bewährung des neuen Verfahrens, zur Feststellung des Urtheils darüber.

Werfen wir für diesmal an der Stelle, an welcher sonst oft „aus dem Gerichtssaale" berichtet wird, einen Blick in den Gerichtssaal: auf die Anklagebank, auf die Vertheidigersitze, auf den Raum, in dem wir selbst uns befinden: die Zuhörertribüne. —

Da sitzt der Angeklagte. Aller Blicke sind auf ihn gerichtet; sein Reden nicht nur, auch sein Schweigen, sein Mienenspiel, seine Haltung, alles äußerlich an ihm Sichtbare, und von

seinem Innern so viel, als menschlicher Verstand zu ergründen vermag — oder vermeint, denn die Schlüsse vom Gesicht auf die Seele trügen gerade oft genug —, alles Das liegt eben so offen wie den Richtern vor ihm, auch den Zuhörern hinter ihm ausgebreitet: lese darin, wer lesen kann und sich's zutraut. Frei sitzt er da und ohne Fesseln, sein Platz ist vom nämlichen Holze wie das der Zuhörerbänke, nicht schlechter und nicht unbequemer. Und doch ist's kein ähnlicher, ein weit, weit verschiedener Sitz. Freilich für den wirklich Unschuldigen wird dieser Platz zum Ehrensitze, auf dem vor den Augen Aller ihm Ehre und Freiheit wiedererstattet, und der wider ihn aufgetauchte Verdacht zurückgenommen wird, einem solchen Angeklagten kann der Platz keine unangenehme Empfindung erwecken. Von ihm heißt es: der Platz schändet nicht und ehrt nicht den Mann, sondern umgekehrt: der Mann den Platz.

Anders beim schuldbeladenen Angeklagten. Sein Sitz ist frei von Schrauben und Schienen und all dem Marterwerkzeug, das in den Untersuchungsgeschichten früherer Jahrhunderte eine so große Rolle spielte und heutzutage nur noch als Antiquität in Raritätensammlungen aufbewahrt wird, in Schreckensromanen spukt und höchstens noch in Neapel gehandhabt wird. Aber schrecklicher und schneidender als Folter und Armschienen ist das Gefühl dort auf der Anklagebank zu sitzen, hier ausgesetzt den Blicken von Hunderten die Zeugnisse seiner Unthat zu vernehmen, das Geständniß seiner Schuld abzulegen, seine Strafurthel zu empfangen. Das sind unsichtbare Foltern, die das Gewissen und das Ehrgefühl bereitet. Und die Angeklagten, welche noch von solchen Folterqualen sich bedrängt sehen, die sind nicht die schlimmsten und gefährlichsten; denn in ihnen lebt noch der Funke Dessen, was gut heißt und rechtschaffen. So lange Gewissen und Ehrgefühl noch wach sind, so lange ist der Mensch noch nicht ganz verloren, so lange ist ihm auch noch möglich, sich emporzuraffen aus dem sittlichen Abgrunde. Und Eines ist's, das diese Folterqualen mildert: das reuige Schuldbekenntniß; das reuige, nicht das feige und nicht das freche. Nicht das feige, wie man's so oft hört, wenn der Angeklagte frisch darauf los gelogen, und so lange, bis er in seinen Lügen sich verfangen hat und nicht mehr heraus kann. Dann ist's kein Opfer zu gestehen, dann kostet's keine Ueberwindung mehr; wie kein Muth zum Lügen vorher, so gehört auch kein Muth zu solchem Bekenntniß hinterdrein. Und ebenso verächtlich ist das freche, trotzige Geständniß Dessen, der seiner Unthat sich berühmt und groß thun will mit seiner Schlechtigkeit. Nur das Geständniß ist ein ehrenwerthes, das aus reuigem Sinne kommt. Der Angeklagte, den kein Zeuge und keine Verbrechensspur vollkommen überführen können und der dennoch der Wahrheit die Ehre giebt, der dennoch eingedenk ist des großen sittlichen Grundsatzes: „Keine Schuld ohne Sühne," der dennoch getrieben wird von dem Drange der Wahrheit: der ist sicherlich noch nicht verloren, das ist gewiß ein Mensch, der noch gut machen kann, was er Böses verübt. Freilich ist's das Schwerste im Leben, sich selbst zu überwinden, sich selbst anzuklagen. Wenn ein Kind sich am Tischbein stößt, so giebt es nicht seinem eignen Ungeschick, sondern dem Tischbein die Schuld und schlägt danach, wird auch hierin oft von unvorsichtigen Müttern und Wärterinnen bestärkt. Und ebenso machen es viele große Menschen auch. Sie bürden gern Andern oder irgend einem unbestimmten Etwas, das sie Geschick, Unstern oder sonst wie heißen, die Schuld auf, die sie selbst herbeigeschworen. Und darum ist es ein gar tiefes Wort, das ein alter heidnischer Grieche sagte: „Erkenne dich selbst." Aus dem Erkennen muß das Bekennen hervorgehen. Und wie die Kirche das Bekenntniß der Sünde mit Recht als den ersten Schritt zur Besserung ansieht, ebenso kann den Verbrecher allein das Bekenntniß seiner Unthat zur Entsühnung führen. Nicht jedes Verbrechen findet seinen irdischen Richter, was nicht entdeckt oder nicht erwiesen wird, das kann nicht bestraft werden — durch Richterspruch heißt das. Oben aber über den Sternen waltet ein höherer Richter und Dem liegen die verborgensten Geheimnisse des Menschenherzens offen vor, und Der hat einen Diener in jeder Menschen Brust gestellt, der mahnt und klagt an, den übertönt keine Beschönigung, der läßt sich nicht abweisen mit Ausflüchten allerlei Art, der wühlt selbst im Innern des Verstockten fort, bis endlich, vielleicht nach Jahren erst, ihm Gehör wird. Und das ist das **Gewissen**, das ein freies, offnes, reumüthiges Bekenntniß erfordert.

Bekenntniß — und Vertheidigung! Da meinen Viele, das reime sich nicht recht zusammen und sie denken so, das beste Stück an der Vertheidigung ist: Lügen; „wenn Du's gethan hast, so läugn' es." Und die so meinen sind zweierlei Art; die Einen halten Den für dumm, der so gewissenhaft ist, zu gestehn, die Andern halten Den für gewissenlos, der einen Angeklagten geschickt vertheidigt. Das kommt daher, weil Viele noch keinen rechten Begriff davon haben, was eigentlich ein Vertheidiger zu bedeuten hat. Freilich ist vertheidigen und vertheidigen zweierlei. Wenn man im gewöhnlichen Leben sagt, es vertheidigt Einer diese oder jene Ansicht: so meint man wohl damit, er sage, daß diese Ansicht gut und richtig sei. Anders ist's mit dem Vertheidigen vor Gericht. Daß es etwas gar Schönes und Löbliches sei, einem Unschuldigen zu seinem Rechte zu verhelfen, und den wider ihn aufgetauchten Verdacht zu entkräften, das geben freilich wohl Alle zu. Aber weiter hinaus wollen Viele nicht gehen, bei solchen Angeklagten, die zwar von der Anschuldigung nichts wissen mögen, die man auch nicht überführen kann und die endlich der Richter, wenn auch meist nur mit der Formel: „beschränkt klagfrei," oder wie es sonst hieß: „im Mangel mehreren Verdachts" lossprechen muß, da fassen gar Manche schon ganz unrichtige Vorurtheile wider den Vertheidiger, dessen Streben eben auf eine Freisprechung gegangen und mit Erfolg gekrönt ist. Und das kommt daher, weil viele Menschen nach Vorurtheilen und vorgefaßten Meinungen Dem und Jenem etwas Uebles zutrauen und deßhalb weit eher geneigt sind, an seine Schuld, als an das Gegentheil zu glauben. Oft sind auch bedeutende Verdachtsspuren da, die bei oberflächlicher Zusammenstellung die Schuld des Angeklagten scheinbar zweifellos machen. Und doch können sie täuschen gerade so, wie es dem unglücklichen Othello ging. Ein falscher Freund, Jago, stachelt ihn, den arglosen, zur Eifersucht gegen sein treues, geliebtes Weib Desdemona, als liebe sie seinen Unterfeldherrn Cassio. Er fordert „sprechende Beweise, daß sie falsch", „solche Probe, an der kein Häkchen sei, den kleinsten Zweifel daran zu hängen." Ein Taschentuch, das Othello der Desdemona geschenkt, erblickt er in den Händen des Cassio. Das war ihm Beweis genug, denn er ahnte nicht, daß Desdemona das Taschentuch zufällig fallen lassen, daß ihr Kammermädchen, Jago's Ehefrau, es diesem auf sein Geheiß gegeben und daß Jago es in's Zimmer des Cassio hineingeschmuggelt hatte. So wie in diesem ergreifenden Trauerspiele auf eine völlig Schuldlose, theils der Zufall, theils bübische Hinterlist Verdachtszeichen häufen: so ist es auch vor Gericht schon manchmal vorgekommen, denn nicht nur die Leidenschaft, wie bei Othello die der Liebe und der Eifersucht, auch der einseitig urtheilende Verstand kann sich durch das Zusammentreffen von Indicien genöthigt sehen, ein Schuldig auszusprechen, das bei unbefangener, scharfsinniger Prüfung der einzelnen Verdachtsmerkmale sich als ungerecht erweist. In solchen Fällen erntet die Vertheidigung ihre Lorbeern, das ist das mühsamste aber fruchtbarste Feld ihres Berufes. Je seltener aber solche Fälle, desto häufiger sind die, in denen dem Angeklagten allerdings Schuld anhaftet, mag er nun gestanden haben oder überführt sein. Aber auch hier hat der Vertheidiger eine heilige Pflicht zu erfüllen.

Wer z. B. einen Mörder vertheidigt, der sagt nicht, daß der Mord erlaubt ist, der braucht auch bei einem Schuldigen, mag dieser nun reuig gestanden oder verstockt geleugnet haben, nicht einmal die Unschuld desselben zu behaupten und kann dennoch im Dienste der Gerechtigkeit dem Angeklagten hülf-

reich werden. Er hat nur genau zu erwägen und darzuthun, was dem Angeklagten zur Last fällt, hervorzuheben, was zu seinen Gunsten spricht, darauf hinzuweisen, welche mildernde Gesetzesbestimmung auf ihn Anwendung erleidet. Er hat darüber zu wachen, daß dem Angeschuldigten nicht zu viel geschieht, und jedes Jahr Arbeitshaus, jeder Tag Gefängniß, um welche seine Bemühung die dem Angeschuldigten angesonnene Strafe verringern, sind segensreiche Erfolge seiner schweren aber dankbaren Thätigkeit. Dazu ist der Vertheidiger nicht da, um aus Schwarz Weiß, aus Ja Nein zu machen. Zu lügen und die Unwahrheit zu reden, das wäre ja von ihm, dem wissenschaftlich gebildeten, unbetheiligten Manne noch weit verwerflicher, als von dem Angeklagten, dem es an den Kragen geht. Und nur an solche Verwerflichkeit mögen die Leute denken, von denen man den unüberlegten Ausspruch hört: wie man nur so einen Menschen vertheidigen könne. Zu vertheidigen, d. h. eben nicht zu rechtfertigen, nicht rein zu waschen, wohl aber in Rechtsschutz zu nehmen ist Jeder, auch der allerärgste Verbrecher. Wie die Sonne Alle bescheint, Gute und Böse, so wird das Recht, und zwar das gleiche Recht, auch Allen zu Theil, Rechtschaffnen wie Verbrechern. Dem Angeklagten wird nach geordnetem Recht und Gesetz der Proceß gemacht. Seine Richter sind Rechtsgelehrte, und selbst wo es Geschworne giebt, hat er doch mindestens einen rechtskundigen Ankläger sich gegenüber. Darum soll auch ihm ein rechtsgelehrter Mann zur Seite stehen, der ihn schützt und dasjenige hervorhebt, was zu seinen Gunsten spricht. Mit Recht beurtheilt man daher die Trefflichkeit der Strafproceß-Gesetzgebung danach, ob sie der Vertheidigung freien Spielraum lasse. Je mehr diese beschränkt, desto schlechter steht es um die Rechtssicherheit. Es gab Zeiten und Staaten, in denen man überhaupt gar keine Vertheidigungen zuließ. Anderwärts waren sie so beschränkt, daß der Vertheidiger nicht einmal die Acten einsehen durfte, oder sie nur auf dem Gerichte vorgelegt und nicht in seine Wohnung mitgetheilt erhielt.

Nach dem jetzt gültigen Strafrecht ist für Vertheidigung der Angeklagten genügend gesorgt. Es versteht sich von selbst, daß schon das Gericht nicht blos die Anschuldigung, sondern auch die Entschuldigung in's Auge zu fassen hat. Denn es kommt ja nicht darauf an, Strafen zu ertheilen, sondern darauf, Schuldige zu strafen und Recht zu sprechen. Und darum heißt es in unserer Strafproceßordnung gleich im Eingange ganz ausdrücklich: es sollen „alle in dem Strafverfahren thätigen Behörden und Beamten mit gleicher Sorgfalt die zur Ueberführung und die zur Vertheidigung des Angeschuldigten dienenden Umstände erörtern und berücksichtigen". Ganz besonders gilt das auch vom Staatsanwalt; der „kommt" nicht etwa „nur immer anzuklagen", sondern hat auch „darauf zu achten, daß Niemand schuldlos verfolgt und der Schuldige mit keiner schwereren als der im Gesetz bestimmten Strafe belegt werde." Wenn daher in dem Untersuchungsverfahren wider den Angeklagten Etwas versehen ist, was diesen berechtigten würde, dagegen Nichtigkeitsbeschwerde einzuwenden, so kann, wenn er es unterläßt, der Staatsanwalt selbst für ihn eintreten. Wenn ferner hinterdrein sich herausstellt, daß die Urkunden, auf deren Grund die Verurtheilung erfolgt ist, falsch waren, oder daß die Zeugen, auf die das Urthel sich stützt, meineidig sind und die Unwahrheit ausgesagt haben, oder daß ein Richter oder der Vertheidiger sich zum Nachtheil des Angeklagten hat bestechen lassen, oder daß des nämlichen Vergehens ein Anderer unter Umständen überführt ist, die die Unschuld des Verurtheilten darthun: so kann in allen diesen Fällen nicht blos dieser, sondern für ihn auch der Staatsanwalt die Wiederaufnahme der Untersuchung zu dem Zwecke beantragen, um dem unschuldig Verurtheilten eine Freisprechung zu erwirken. Und ebenso haben wir es oft schon in den öffentlichen Gerichtsverhandlungen mit angehört, wie der Staatsanwalt, eingedenk dieser seiner Pflicht; auch die Vertheidigung des Angeschuldigten in's Auge zu fassen, theils bei günstigen Ergebnissen der Hauptverhandlung seinen eigenen Strafantrag, welcher dem Verweisungs-Erkenntniß, oder dem auf unmittelbare Vorladung gerichteten zu Grunde gelegen, wesentlich veränderte, theils selbst die mildernden Umstände bei Beurtheilung des Verbrechens hervorhob, theils sogar (bei Einsprüchen gegen gerichtsamtliche Bescheide) sich für Aufhebung oder Herabsetzung der Strafe verwendete.

Dresden, den 14. Mai.

— Am 12. Mai Abends ist Ihre Majestät die Königin von Preußen in Pillnitz zu einem Besuche der königlichen Familie eingetroffen und heute Nachmittag wird daselbst auch Ihre kaiserl. Hoheit die Erzherzogin Sophie von Oesterreich erwartet.

— Heute Nachmittag um 2 Uhr traf Se. kais. Hoheit der Prinz Napoleon, von Berlin kommend, auf dem Leipzig-Dresdner Bahnhofe ein, wo derselbe von Sr. königl. Hoheit dem Kronprinzen, dem Kriegsminister Generallieutenant v. Rabenhorst, der Generalität &c. empfangen wurde. Der Prinz, welcher die französische Generalsuniform trug, erregte durch die frappante Aehnlichkeit mit seinem großen Oheim Napoleon I. besonderes Interesse, und aus der vor dem Bahnhofe versammelten Menge ertönten beim Vorüberfahren einzelne Vivatrufe. — Der Prinz fuhr an der Seite des Kronprinzen in einem vierspännigen Hofwagen über die Marienbrücke nach dem königl. Schlosse, wohin auch das Gefolge desselben, ebenfalls in Hofwagen, sich verfügte. Morgen soll dem Vernehmen nach zu Ehren des hohen Gastes ein großes Manöver auf dem Artillerie-Exercierplatze stattfinden; doch ist hierüber bis jetzt noch keine definitive Bestimmung getroffen. (Prinz Napoleon ist bekanntlich der Sohn des Prinzen Jerome, ehemaligen Königs von Westphalen, des jüngsten und allein noch lebenden Bruders des Kaisers Napoleon I.; die 1838 verstorbene Mutter des Prinzen war die Kronprinzessin von Würtemberg, Katharina Sophie Dorothee, mit welcher sich Prinz Jerome nach Trennung seiner ersten Ehe i. J. 1807 vermählte. Prinz Napoleon, welcher früher den Titel Prinz von Montfort führte, ist am 9. Sept. 1822 in Triest geboren, verlebte seine Jugend in Italien, trat 1837 in würtembergische Militairdienste und bereiste später mehrere Länder Europa's, bis ihn 1848 die Februarrevolution nach Frankreich zurückführte, wo er seit sein Vetter, L. Napoleon, zum Kaiser erwählt wurde, am kaiserlichen Hofe lebt.)

— Der Staatsminister Dr. v. Zschinsky, welcher von seiner Reise in's Ausland wieder zurückgekehrt ist, hat bereits am 8. Mai den Vorsitz im Gesammtministerium und die Leitung des Departements der Justiz wieder übernommen.

— Am 8. Mai ist in hiesiger Stadt abermals ein Mordversuch verübt worden. Die in dem auf der Hauptstraße Nr. 12 befindlichen Seifensiedergewölbe beschäftigte Verkäuferin hatte an jenem Tage Abends gegen 10 Uhr das Verkaufslokal geschlossen und war eben im Begriff, in einem Nebenstübchen die Einnahme zu zählen, als eine Frauensperson, welche sich in das Gewölbe geschlichen, und sich dort hatte einschließen lassen, sie rücklings überfiel und ihr mit einem Beile mehrere Schläge über den Kopf versetzte. Die Verkäuferin, welche bereits in dem Alter von 62 Jahren steht, stürzte bewußtlos nieder und die eingedrungene Frauensperson suchte hierauf das Geld an sich zu nehmen; als sie aber wahrnahm, daß die Verkäuferin sich wieder erholte und aufstand, ging sie abermals auf dieselbe mit dem Beile los und es entstand nun zwischen beiden Frauen ein förmliches Handgemenge, wobei die Verkäuferin nach Hilfe rief. Hierdurch wurden die Hausbewohner herbeigerufen und die Verbrecherin hielt es für gerathen, die Flucht zu ergreifen. Die schnell herbeigeholte Polizeimannschaft durchsuchte nun das Haus und fand die Verbrecherin, eine schon mehrfach bestrafte Handarbeiterin, Namens Damm, in einem Winkel versteckt; sie hatte von dem Gelde bereits sieben Thaler an sich genommen und erwartet nun im Gefängnisse die Strafe für ihre ruchlose That. Die Verwundungen der Verkäuferin sind glücklicherweise nicht gefährlich und man sieht ihrer baldigen Genesung entgegen.

— Der ehemalige Feldwebel Janckus, welcher am 30. November 1855 seine Frau und zwei seiner Kinder ermordete und

deshalb in beiden Instanzen zum Tode verurtheilt wurde, ist von Sr. Majestät dem Könige zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt worden. Seine Abführung nach Waldheim ist heute, den 14. Mai, erfolgt.

— Am vergangenen Sonntage hatte das Directorium der Albertsbahn für eine Anzahl hierzu eingeladener Gäste eine Extrafahrt auf der nach Hänichen führenden Kohlenbahn veranstaltet, wodurch den Theilnehmern die erwünschte Gelegenheit geboten war, den Bau dieser höchst interessanten Gebirgsbahn in näheren Augenschein zu nehmen. Die Fahrt von Dresden bis zur goldenen Höhe, welche bei den vielen Biegungen der Bahn überraschend schöne Aussichten darbietet, dauerte 55 Minuten. Auf der Rückfahrt wurde die nach dem Windberge führende Zweigbahn befahren, an deren Endpuncte das Musikchor des Potschappler Actienvereins die Fahrgäste begrüßte. — Es ist lebhaft zu wünschen, daß auch dem größeren Publikum während der Sommermonate Gelegenheit zur Benutzung der Hänicher Zweigbahn geboten wird, da wohl kaum eine lohnendere und schönere Parthie in dasiger Umgebung aufzufinden sein möchte, als sie jene Bahn bietet.

: Blasewitz, 13. Mai. Heute wurde das auf dem hiesigen Werkplatze der sächsisch-böhmischen Dampfschifffahrt erbaute eiserne Dampfboot „Meißen“ vom Stapel gelassen und soll dessen innerer Ausbau bis Ende nächster Woche vollendet werden. Die „Germania“ wird in gleicher Weise mit einem eisernen Schiffskörper versehen und auch dieser Bau gelangt gegenwärtig auf hiesigem Werkplatze zur Ausführung. Das in Carolinenthal bei Prag ganz neu erbaute Dampfschiff „Dresden“ ist ebenfalls ziemlich vollendet und wird in den nächsten Tagen hier erwartet.

— Je schwieriger in der Regel sonst für das kleine Kapital die Anlage in solchen Bergwerksunternehmungen ist, welche nicht Zubuße erfordern, sondern Ausbeute bringen, um so mehr darf die Theilnahme an einem vaterländischen Unternehmen empfohlen werden, zu welchem in diesen Tagen Einladungen und Prospecte erlassen worden sind. Unweit Höckendorf am rechten Ufer der wilden Weiseritz, etwa eine Stunde oberhalb Tharand, hat seit mehren Jahren die Gewerkschaft von Edle Krone sich die Wiederaufnahme des schon vor mehren Jahrhunderten dort, zweifellos ergiebig, betriebenen Silberbergbau's zur Aufgabe gemacht. Sie konnte jedoch aus Mangel an angemessenen Geldmitteln nur Stollnbetrieb eintreten lassen, während das Niedergehen in größerer Teufe aus dem Grunde sich als unerläßlich herausstellt, weil die in den oberen Teufen auftretenden Erzmittel der Hauptsache nach von den Vorfahren ausgebeutet sind. Die Gewißheit des Vorhandenseins von Erzmitteln in den untern Teufen ergiebt sich aber daraus, daß die gegenüber am linken Weiseritzufer bauende Gesellenschaft Unverhofft Glück bei einem Stollen von nur fünf Lachter Teufe und nur schwachem Betriebe über 13,000 Thlr. an Erzen ausgeschüttet hat. Die Gewerkschaft von Edle Krone will nun zu rationellem Betriebe ein Kapital von 63,000 Thlr. auf 5 Jahre in der Weise aufnehmen, daß die außer zwei Freikuxen vorhandenen 126 Kuxe auf 1260 Zehntelkuxe repartirt und Zeichnungen auf diese angenommen werden. Die Raten dürfen über 5 Thlr. halbjährlich auf den Kuxtheil nicht betragen und es ist somit auch den Minderbemittelten zur Betheiligung an einem, nicht etwa mit ungewissem Erfolge zu beginnenden, sondern bereits mit günstigem Erfolge angelegten bergmännischen Unternehmen Gelegenheit geboten. Nicht nur das königliche Bergamt Altenberg hat das Unternehmen als ein „aussichtsvolles und zweckentsprechend eingeleitetes“ empfohlen, sondern auch Herr Professor Dr. Geinitz sein Gutachten dahin abgegeben, daß „auf dem Grubenfelde von Edle Krone Fdgb. reiche Gänge mit Silbererzen unmöglich fehlen können und daß ihre Mächtigkeit und Ergiebigkeit mit der Tiefe zunehmen muß.“ Nachdem nun das königl. Finanzministerium das Statut zur Ordnung der gewerkschaftlichen Angelegenheiten von Edle Krone genehmigt hat, fordert deren Grubenvorstand, Herr Moritz Einenckel in Dresden, in einer besonderen Druckschrift, enthaltend Prospect, Gutachten und Statut der Gewerkschaft, zu Zeichnungen auf Zehntheilkuxe auf, die wir hiermit unter herzlichem Glückauf der allgemeinen Theilnahme und Beachtung empfehlen.

† Dresdener Gegend, den 10. Mai. Es hat die so zahlreich besuchte Berathung über das Armenwesen in Dresden eine so allgemeine Theilnahme erregt, daß es am Tage liegt, wie sehr gerade diese Angelegenheit nicht nur als eine höchst wichtige vom ganzen Volke erkannt wird, sondern auch als eine brennende Frage der Gegenwart von allen Seiten in Erwägung gezogen zu werden verdient, damit, nach Rede und Gegenrede, mit immer größerer Sicherheit zur That geschritten und dem gesammten Vaterlande als ein gemeinsames Gut eine eben so geregelte, als in ihren Folgen segensreiche Handhabung des Armenwesens in Wahrheit zu Theil werden könne. In voller Ueberzeugung von Ebengesagtem veranlaßt uns eine in diesem Blatte vom 24. April d. J. eingerückte Betrachtung über diese Angelegenheit aus der Meißner Gegend auch von hier aus auf dieselbe einen Blick zu werfen. Daß sehr viele schon bestehende Armenvereine Sachsens das noch nicht sind, was sie sein möchten und vielleicht zu sein scheinen, und das noch nicht bewirken, was sie bewirken möchten, damit stimmen wir völlig überein. In anderer Beziehung jedoch müssen wir mehrfach den dort ausgesprochenen Ansichten entgegentreten. Eine sehr auffallende Bemerkung ist es unter Anderen, daß es in Bezirken, wo die Landwirthschaft vorherrschend, nicht an Arbeitern, sondern an Arbeit fehle. Wir versichern dem Einsender aus der Meißner Gegend, daß nicht nur in hiesiger Gegend, sondern fast aller Orten weit und breit, wo man Nachfrage hält, mit seltenen Ausnahmen, ein mehr oder weniger empfindlicher Mangel von landwirthschaftlichen Arbeitern herrscht. Daß dem Landwirth nicht zugemuthet werden kann, im Winter Leute zu beschäftigen, welche im Sommer, wo die Arbeit am meisten drängt, keinen Finger für seine Zwecke gerührt haben, darin wird man wohl mit uns übereinstimmen. Aber Beschaffung der Arbeit für in Wirklichkeit arbeitswillige Subjecte wird sicher an den meisten Orten möglich sein. — Ferner sollte der Vertreter jener Ansichten vor allen Dingen bedenken, daß nicht Alles, was an diesem Ort und bei diesen Local- und Personal-Verhältnissen mit Glück angewendet wurde, nun auch ebenso gut in jedem andern District durchgeführt werden könne und, wenn die Armenvereine zu Meißen und Krögis auf dem von ihnen eingeschlagenen Wege zu einem gedeihlichen Ziele gelangt sind, was übrigens hier gar nicht bestritten werden soll, daß dasselbe dann auch überall auf demselben Wege zu erreichen sein dürfte. Die Verhältnisse sind eben verschieden, und deshalb werden auch verschiedene Wege einzuschlagen sein, um dasselbe Ziel zu erreichen. Soll aber durch das ganze Land eine zweckmäßige und wohlthätige Armenpflege, wie die Unterdrückung des Bettelwesens, zur Wahrheit werden, so wird es sicherlich nicht genügen, wenn, gemäß der Ansicht der Majorität jener Versammlung in Dresden, auf gesetzlichem Wege durch die Staatsregierung die Bildung größerer Armen-Vereine zur Pflicht gemacht wird, sondern es wird dies hohe und letzte Ziel nur erreicht werden können, wenn vom Staat angestellte, besoldete Organe in den verschiedenen Bezirken die richtige Durchführung der angeordneten Maßregeln überwachen. Dies war auch die Ansicht, welche diejenigen in der Versammlung vertraten, die sich für Anstellung von Hilfsgensd'armen aussprachen, in der Ueberzeugung, daß ohne solche Angestellte, welche jedoch nicht eben gerade Gensd'armen sein müssen, die Maßregel nur eine halbe bleiben werde. Ob dieselben zufällig Rittergutsbesitzer waren oder nicht, darauf kommt hier nichts an, und die Beschuldigung, daß solche von diesen zu Feldwächtern mit benutzt werden dürften, ist ebenso ungerechtfertigt, als die in dem Artikel nicht undeutlich durchblickende Ansicht, Rittergutsbesitzer im Allgemeinen als solche Staatsbürger sich zu denken, die stets mit Sonderinteressen und eigennützigen Absichten auftreten, wozu eine Veranlassung am allerwenigsten in jener berührten Versammlung gefunden werden kann. Wir müssen diese dort als schief bezeichnete Ansicht auf das Bestimmteste festhalten, da es ein alter Erfahrungssatz ist, daß da, wo Gesetze sind, auch Jemand sein müsse, der darüber wacht, und die allervortrefflichsten Grundsätze und Regeln zu nichts nützen, wenn

sie nicht in Ausführung gebracht werden. Den besten Beweis hierfür giebt uns eben unsere gesetzlich längst bestehende Armenordnung. So vorzüglich sie auch war, blieb sie doch ein leerer Buchstabe, weil Niemand auf ihre Durchführung acht hatte, und sie wird durch's ganze Land zur vollen Giltigkeit nur dann gelangen, wenn angestellte Beamte für sie auftreten. — Sollte es mehrere solche Bezirke geben, welche ohne derartige Hilfe das Ziel sicher erreichen, um so besser, man würde sie denselben nicht aufdrängen, während andere da wären, die ihrer bedürften. Indessen möchten auch manche Armenvereine, die jetzt in Blüthe stehen, gar leicht außer Tact gerathen, wenn diese oder jene Persönlichkeit, die eben gerade mit Kraft die Leitung in der Hand hat, ihnen auf irgend eine Weise entnommen werden sollte. Hier liegt eben die Unsicherheit in der gegenwärtigen Einrichtung der Armenvereine. Ihnen zur Sicherheit zu verhelfen, ist nothwendig. Darum geschehe, was dem Ganzen zum Heile gereicht!

*Aus dem Gebirge, 12. Mai. Bekanntlich liefert das Gebirge eine süßere, wohlschmeckendere Butter, als das Niederland. Wenn auch die hiesige Gegend durch ein gewürzreicheres Wiesen- und Bergheu dieses günstige Resultat mit erzielt, so liegt doch der Hauptgrund in dem Umstande, daß bei uns die Milch in noch süßem Zustande abgerahmt wird, während man im Niederlande den Rahm so lange auf den Aeschen läßt, bis die Milch sauer geworden und endlich geronnen ist. Daß durch letztere Methode der Rahm und mit ihm die Butter an Wohlgeschmack verlieren muß, ist klar. Fragt man die Landfrauen des Niederlands nach dem Grunde, weshalb sie nicht den Rahm von süßer Milch, nachdem diese etwa zwei Tage gestanden, abnehmen, so entgegnen sie: man verliert an Butter. Wir haben nun einen genauen Versuch mit beiden Methoden gemacht und folgendes Resultat gefunden. Zehn Kannen süße Milch, welche zwei Tage gestanden, lieferten 20 Loth süße Butter und so angenehm schmeckende Buttermilch, daß man diese von süßer nicht unterscheiden konnte. 10 Kannen Milch, welche den Proceß der Säuerung und des Gerinnens durchgemacht hatten, gaben 23 Loth Butter. Man brauchte also im ersten Falle 32 Kannen Milch, im zweiten 28 Kannen, um eine Kanne Butter zu gewinnen. Rechnet man die Kanne süße Milch 8 Pf., so kostet im ersten Falle die Kanne Butter 25 Ngr. 6 Pf., im zweiten dagegen nur 22 Ngr. 4 Pf. Rechnet man aber die Kanne abgerahmte, süße Milch, welche im ersten Falle verkäuflich ist, 3 Pf., so würde man daraus 9 Ngr. 6 Pf. lösen, mithin käme die Kanne Butter nur noch 14 Ngr. Da der Fütterungswerth der geronnenen Milch schwerlich 8 Ngr. 4 Pf. beträgt, so würde die Methode, die Milch süß abzurahmen, nicht nur in Hinsicht des bessern Geschmackes der Butter, sondern auch in Rücksicht des noch größeren Gewinns den Vorzug verdienen. Deshalb sollten im Niederlande, wo dies irgend thunlich ist, eben so wie im Gebirge Milchschwemmen angelegt werden.

Erledigte Schulstellen.

1) Eine ständige Lehrerstelle an der 4. Bezirksschule zu Dresden, Coll.: der Stadtrath daselbst.

2) die 1. Lehrerstelle an der 2. Bürgerschule zu Roßwein (Rossen), Coll.: der Stadtrath zu Roßwein.

3) Die Schulstelle zu Seifersdorf (Rossen), Coll.: die Schulgemeinde zu Seifersdorf.

4) die Schulstelle zu Brunn (Auerbach), Coll.: für diesmal das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts.

5) die Stelle eines 2. Knabenlehrers an der Bürgerschule u. Organisten zu Bischoffswerda, Coll.: der Stadtrath daselbst.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Rß.	Weizen nGr.	Roggen Rß.	Roggen nGr.	Gerste Rß.	Gerste nGr.	Hafer Rß.	Hafer nGr.	Erbsen Rß.	Erbsen nGr.
Dresden	Mai	von	5	20	3	5	3	—	1	15	—	—
	11.	bis	5	25	3	12	3	5	1	25	—	—
Bautzen	Mai	von	5	10	3	—	2	20	1	12	—	—
	9.	bis	6	—	3	7	2	27	1	17	3	25
Meißen	Mai	von	—	—	3	8	3	3	1	10	3	10
	9.	bis	—	—	3	12	3	5	1	22	3	15
Pirna	Mai	von	5	—	3	2	2	25	1	17	3	15
	9.	bis	5	25	3	18	3	5	1	25	—	—
Radeburg	Mai	von	5	17	3	5	3	—	1	21	3	18
	13.	bis	5	25	3	12	3	5	2	—	4	—
Roßwein	Mai	von	5	—	3	5	3	—	—	—	—	—
	12.	bis	6	2	3	20	—	—	—	—	—	—
Chemnitz	Mai	von	5	15	3	15	3	—	1	20	3	20
	9.	bis	6	7	3	22	3	5	1	22	4	—

Dresden. Das Schock Stroh — Thlr. — Ngr. bis 5 Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu 1 „ 2 „ „ 1 „ 8 „
Radeburg. Haidekorn 2 Thlr. 20 Ngr. bis 3 Thlr. 5 Ngr.
Eingegangen: 743 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 9. bis mit 11. Mai 1857.
die Kanne 18 Ngr. 5 Pf. bis 19 Ngr. 5 Pf.
— in Pirna (9. Mai) 19 „ — „ „ 20 „ — „
— in Roßwein (12. Mai) 14 „ 8 „ „ 17 „ 2 „
— in Chemnitz (9. Mai 19 „ 5 „ „ 20 „ — „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 85½ gesucht; dergleichen kleine 85¾ gesucht; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 101¼ ges.; desgl. von 1847 à 4% 98½ gesucht; dergl. von 1852 und 1855 à 4% 98¾ gesucht; dergl. von 1852 4% à 100 Thlr. 99 ges.; dergl. 1855 à 3% 79½ ges. Land-Renten-Briefe große 86½ ges.; dergl. kleine 87½ ges.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99 ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 99 angeb.; kleine 99½ angeb.; dergl. à 3½% große 91½ angeb., kleine 92 angeb., dergl. 3½% große 86½ angeb., kleine 86½ angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 99 ges.; kleine 99½ ges.; dergl. 3½ % große und kleine 93½ ges.

Preuß. 4½% Anleihe 99½ ges.; dergl. 4% 94 ges. Preuß. 3½% Staats-Schuld-Scheine 83½ ges.
Oesterr. 5% Nation.-Anleihe 83½ angeb.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 15 Ngr. — Pf. Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99½.

Dresden, den 14. Mai 1857. **Ed. Rockisch.**

Quittung.

Für das **Wormser Luther-Denkmal** gingen ferner bei uns ein: Transport 3100 Pf.; H. 150 Pf.; 620 Pf. in der Gemeinde Merbitz gesammelt durch den Gem.-Vorst. Klotzsche. Sa. 3870 Pf.

Die Redaction d. S. Dorfz.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.

(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 20 nebst zwei Beilagen.)

Freitag, Nr. 21. 22. Mai 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Im Großherzogthum Baden ist man gegenwärtig im Begriff, einen sehr praktischen Weg einzuschlagen, um dem weiteren Steigen der Staatsausgaben ein Ziel zu setzen; es soll nämlich auf Vereinfachung der Staatsmaschine hingewirkt und namentlich die Aufhebung kleiner Bezirksämter angestrebt werden. Auf diese Weise hofft man die Gehalte der unteren Beamten verbessern zu können und auch noch Ersparnisse zu erzielen. Die Verbesserung der niedrigen Beamtengehalte wird übrigens, bei der erheblichen Preissteigerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, von den meisten Regierungen bei der Volksvertretung befürwortet. Im Großherzogthum Hessen beschäftigen sich gegenwärtig die Stände mit einem Antrage dieser Art, wonach die Besoldungen bis zu 2000 fl. entsprechend erhöht werden sollen, im Herzogthum Nassau wurde eine ähnliche Maßregel vorbereitet und in Würtemberg ist durch königliche Verordnung den Beamten bis zu einem Gehalte von 1200 Fl. eine Theuerungszulage von 40 bis zu 100 Fl. bewilligt worden.

Die Reise des Prinzen Napoleon in Deutschland hat den Gerüchten über die beabsichtigte Verbindung dieses Prinzen mit einer deutschen Prinzessin neue Nahrung gegeben und man hat in dieser Beziehung in einigen Blättern sehr bestimmte Vermuthungen aufgestellt. Wie der D. A. Ztg. aus Karlsruhe gemeldet wird, wäre aber die Wahl des Prinzen schon vor seiner Reise getroffen gewesen und es habe blos gegolten, hierzu die Zustimmung des preußischen Hofes zu erlangen. Jenes Blatt bezeichnet nämlich als die Erwählte die Prinzessin Stephanie von Hohenzollern-Sigmaringen (geb. d. 15. Juli 1837), welche durch die verwittwete Großherzogin Stephanie von Baden bereits mit der Familie des Kaisers Napoleon verwandt ist. Doch läßt sich auch diese Angabe bis jetzt wohl nicht verbürgen.

In Weimar ist der Landtag am 16. Mai geschlossen worden; wie zu erwarten war, haben aber die Gesetzentwürfe wegen Abänderung des Wahlgesetzes und der Gemeindeordnung (s. Nr. 20), auch bei der speciellen Berathung die ständische Zustimmung nicht erlangt. — In diesen Tagen hat der regierende Fürst von Schaumburg-Lippe, Georg Wilhelm, unter allgemeiner Theilnahme sein 50jähriges Regierungsjubiläum gefeiert. Das ganze Ländchen war in Festesjubel und besonders haben die Landleute dabei sich hervorgethan, es wurde dem Fürsten im Namen der Bauern ein prachtvolles Gespann von acht Rappen und außerdem noch ein sehr kunstvoll gearbeiteter silberner Tafelaufsatz verehrt. Auch die Städte und der Adel haben reiche Festgeschenke dargebracht.

Preußen. Am 16. Mai hat der König von Preußen der königlichen Familie und dem Hofe eröffnet, daß mit seiner Bewilligung und unter Zustimmung der Königin von England die Verlobung des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen mit der Prinzessin Victoria Adelheid Marie Louise, Princeß Royal von Großbritannien und Irland und Herzogin von Sachsen, stattgefunden. Eine gleiche Verkündigung hat zu derselben Zeit in London im geheimen Rathe stattgehabt, und am 18. Mai wurde bereits eine Botschaft an das englische Unterhaus gebracht, worin wegen dieser „gute politische Folgen verheißenden Heirath" die Bewilligung der üblichen Mitgift beantragt worden ist. Das Parlament hat eine alsbaldige Erledigung dieser Angelegenheit einhellig beschlossen, wie denn überhaupt diese Verbindung mit dem preußischen Königshause im englischen Volke lebhafte Sympathien findet.

Es ist allgemein aufgefallen, daß in der Rede, mit welcher der Ministerpräsident den Landtag geschlossen, kein Wort von den auswärtigen Angelegenheiten erwähnt wird. Bei der Eröffnung der Session wurde die Neuenburger Frage in den Vordergrund gestellt und als eine solche bezeichnet, welche möglicherweise Preußen zu kriegerischen Operationen nöthigen könne; um so mehr wundert man sich, daß jetzt, wo die ganze Angelegenheit dem Abschluß nahe, die Regierung der Landesvertretung gegenüber ein tiefes Stillschweigen hinsichtlich jener Frage beobachtet. In gleicher Weise hat man vergebens eine Andeutung über den Stand der holsteinischen Angelegenheiten erwartet und es gewinnt somit den Anschein, daß man dem Landtage nur dann einen nähern Einblick in die auswärtigen Angelegenheiten zugestehen will, wenn es sich dabei zugleich um Geldbewilligungen handelt. Was übrigens die Neuenburger Frage anlangt, so hat der Prinz Napoleon dem König ein hierauf bezügliches Schreiben des französischen Kaisers überbracht, und man hofft, daß die Schwierigkeiten, welche die preußische Zustimmung zu dem in Paris vereinbarten Ausgleichungsprojecte bisher gefunden, in nächster Zeit gehoben sein werden.

Oesterreich. Der Kaiser hat infolge eines Unwohlseins der beiden kaiserlichen Prinzessinnen Sophie und Gisela seine Weiterreise von Pesth um zehn Tage verschoben. Der Monarch hat seiner umfassenden Amnestie, welche allgemeine und dankbare Anerkennung findet, mehrfache andere Gnadenacte folgen lassen und insbesondere sind einzelnen ungarischen Gemeinden die erheblichen Geldleistungen, welche ihnen infolge der Revolution auferlegt waren, erlassen worden, auch wurden mehrfache Verfügungen getroffen, welche bestimmt sind, der Landwirthschaft und dem Grundbesitze aufzuhelfen. Bei alledem ist die alte ungarische Adelspartei durch die kaiserlichen Verfügungen nicht befriedigt; sie zeigt sich dem Kaiserhause ergeben, aber sie ist dem Centralisationssystem abhold, welches die österreichische Regierung verfolgt und wodurch die ungarische Nationalität immer weiter zurückgedrängt und verwischt wird. In diesem Sinne hat sich denn auch der vornehme Adel, mit sämmtlichen Erzbischöfen und Bischöfen an der Spitze, in einer besonderen Petition an den Kaiser gewandt. Der Inhalt dieses Actenstücks ist noch nicht bekannt, doch soll es sich darin vornehmlich um Wiederherstellung der ungarischen Sprache als Unterrichtssprache an der Universität zu Pesth handeln.

In Wien hat ein Controleur der Bank die beträchtliche Summe von 350,000 Fl. unterschlagen, ohne daß man dieser Veruntreuung eher auf die Spur kam, bis sich der betreffende Beamte, eine Entdeckung seines Verbrechens fürchtend, selbst entfernte. Man hat den Flüchtigen bereits ergriffen; er hatte die veruntreuten Gelder nach und nach im Lottospiel vergeudet.

Dänemark. Nachdem sich die dänischen Kabinetsmitglieder vier Wochen lang vergebens bemüht haben, einen

deutschen Minister für die Herzogthümer Holstein und Lauenburg aufzufinden, sind sie endlich dazu verschritten, die erledigten Departements unter sich zu vertheilen, um nur der langwierigen Kabinetskrisis ein Ende zu machen. Somit hat der Minister Hall die Conseilpräsidentschaft, der Marineminister Michelsen das Departement des Auswärtigen und der Minister des Innern (im Gesammtstaate) die interimistische Verwaltung Holsteins und Lauenburgs übernommen. Hiernach sind alle drei Aemter, welche Herr von Scheel inne hatte, wieder besetzt und zwar, wie schon bemerkt, mit Ausschluß jedes deutschen Elements, da sich kein Holsteiner zur Unterdrückung seines Vaterlandes hergeben wollte. Gleich nach der Reconstituirung des Ministeriums soll nun eine Note nach Berlin und Wien abgegangen sein, worin sich die dänische Regierung bereit erklärt, den Forderungen der beiden deutschen Großmächte in Betreff der Herzogthümer nachzukommen. Dieses Zugeständniß soll in der Bereitwilligkeit bestehen, die dänische Gesammtverfassung, insoweit sie die Herzogthümer betrifft, den Ständen der letztern nachträglich vorzulegen. Aber selbst in dem Falle, daß eine solche Zusage in Kopenhagen wirklich gemacht worden ist, wird dadurch die Lage der Herzogthümer in keiner Weise gebessert und der getroffene Ausweg scheint lediglich darauf berechnet, dem Drängen Oesterreichs und Preußens zu genügen und die ganze Angelegenheit zu verschleppen. Denn wenn die Vorlage der Gesammtverfassung an die Provinzialstände auch wirklich erfolgte, so würden doch die Wünsche und Anträge der Letztern wegen Abänderung jener Verfassung in Kopenhagen niemals Erfolg haben und die dänischen Minister, welche derartige Zugeständnisse machen wollten, vermöchten sich nicht im Amte zu halten, da die Volksmeinung jeder Concession entgegen ist und nur durch die Beseitigung der Gesammtverfassung der Weg zu einer Verständigung mit den Herzogthümern möglich scheint. Letztere haben daher, so gerecht auch ihre Beschwerden sind, durch die mehrgedachte Zusage noch nichts erreicht, dagegen hat das dänische Ministerium durch jenen Ausweg Zeit gewonnen, und dies ist, wie die Sachen jetzt stehen, für die Dänen, welchen die Intervention des deutschen Bundes droht, kein kleiner Gewinn.

Schweden. Aus Stockholm wird berichtet, daß König Oskar durch Ueberanstrengung so ernstlich krank geworden ist, daß ihm von den Aerzten vorgeschrieben worden ist, sich aller Regierungs-Arbeiten zu enthalten und auf's Land zu ziehen.

Frankreich. Der Großfürst Konstantin hat am 16. Mai Paris verlassen, um die großen Maschinenfabriken zu Creuzot und die bedeutendsten französischen Marineetablissements zu besuchen; später wird er sich dann nach England überschiffen und der Königin Victoria in Osborne einen Besuch abstatten. Der französische Hof kommt übrigens nicht aus den Galakleidern heraus, denn gleich nach der Abreise des russischen Gastes ist der König von Baiern in Fontainebleau eingetroffen und die Festlichkeiten werden deshalb von Neuem beginnen. Der Pariser Gemeinderath hat beschlossen, dem Könige einen Ball im Stadthause zu geben; ein jedes dieser Feste kostet der Commun 300,000 Fr.

Die Session des gesetzgebenden Körpers ist bis zum 28. Mai verlängert worden, da es bis jetzt unmöglich gewesen ist, das Budget und mehrere andere wichtige Vorlagen zur Erledigung zu bringen. Was das Budget anlangt, so hat die mit dessen Prüfung beauftragte Commission nicht umhin gekonnt, darauf hinzuweisen, daß der von der Regierung veranschlagte Ueberschuß in Wirklichkeit nicht erzielt werden wird; aus dem künftigen Rechenschaftsbericht wird jedenfalls hervorgehen, daß es um die französischen Finanzen nicht so glänzend bestellt ist, als es nach den Regierungsvorlagen den Anschein hat. — Carpentier, der Beamte der Nordbahn, welcher den großen Actienunterschleif begangen, ist von den Behörden zu Newyork ausgeliefert worden und in diesen Tagen in polizeilicher Begleitung in Paris angekommen.

Aus allen Departements Frankreichs gehen gute Nachrichten über den Stand der Felder ein. Es haben sich einige Striche, welche etwas durch die Kälte gelitten hatten, wieder erholt, und so sind auch die Befürchtungen für den Wein nicht gegründet. Die Berichte aus den verschiedenen Provinzen Algeriens lauten eben so günstig. In vierzehn Tagen wird schon neue Gerste aus Algerien in Paris zu Markte gebracht werden.

Spanien. Obgleich Alles angewendet worden ist, um die Cortes im Sinne der gegenwärtigen Regierung zusammenzusetzen, so zeigt sich doch schon jetzt, daß es den Ministern nicht an Opposition fehlen wird und man betrachtet den ohnehin schon gelockerten Fortbestand des Kabinets jetzt noch weniger gesichert als früher. Der Entwurf zur Reform des Senats, welcher letzterem einen mehr aristokratischen Charakter ertheilen soll, wird vielfache Anfechtung erleiden und, falls er wirklich zur Annahme gelangt, schwerlich von Bestand sein, denn die selbstständige Macht des Adels ist in Spanien längst gebrochen und die demokratischen Elemente haben dort entschieden das Uebergewicht. — Im Senat sieht man mit großer Spannung den Enthüllungen des General O'Donnell über die Theilnahme der Moderados-Führer an der Revolution von 1854 entgegen, welche jene Herren jetzt verläugnen. Die Regierung giebt sich viele Mühe, den General zu veranlassen, daß er jene für ihre Anhänger compromittirenden Aufklärungen unterläßt und es ist immerhin möglich, daß O'Donnell seine Geheimnisse für sich behält.

Großbritannien. Die seit mehreren Jahren von Lord John Russell eingebrachte Motion auf Abänderung des Parlamentseides, wodurch den Israeliten der Eintritt in das Unterhaus eröffnet werden soll, ist diesmal von der Regierung selbst, und zwar durch Lord Palmerston, eingebracht worden. Ob sie aber um deswillen mehr Erfolg haben wird, ist zu bezweifeln; wenn auch im Unterhause die zweite Lesung der Bill mit einer größeren Majorität durchgehen sollte, so liegen doch bis jetzt keine Anzeichen dafür vor, daß das Oberhaus seinen Widerstand gegen die Zulassung der Juden aufgeben werde.

In diesen Tagen ist in London die Nachricht eingetroffen, daß der Schah von Persien den mit England abgeschlossenen Friedensvertrag ratificirt hat. Ganz ungegründet scheinen aber die Gerüchte von der Weigerung des Schahs, jenen Vertrag zu vollziehen, doch nicht gewesen zu sein; es wird wenigstens versichert, daß die russische Diplomatie in solchem Sinne ihren Einfluß geltend gemacht hat. Die Demoralisation des persischen Heeres und die gänzliche Zerrüttung der Finanzen drängten indessen zum Frieden. Die in Persien agirende englische Armee ist übrigens durch den Friedensschluß in eine sehr üble Lage versetzt worden, indem sie durch denselben verhindert wurde, sich einen gesunden Lagerplatz im Innern, anstatt der ungesunden Küste am persischen Golf, zu erobern. Nach den Stipulationen des Vertrags sollen die englischen Truppen bis zur Räumung Herat's in ihrer jetzigen Stellung verbleiben, aber das Klima ist während des Sommers an jener Küste wahrhaft mörderisch und die Londoner Blätter dringen deshalb darauf, daß es der Armee gestattet werde, weiter in das Land vorzugehen, was freilich die Perser auch nicht so leicht zulassen werden. Zwei englische Befehlshaber, der General Stalker und Commodore Ethelridge haben nach den neuesten Nachrichten in jener unwirthbaren Gegend ihr Leben durch Selbstmord geendet; sie litten an Geistesstörung, welche zum Theil durch die Sorge, daß ihre Mannschaften an jener Küste der sichern Vernichtung entgegengehen, herbeigeführt worden sein soll.

Montenegro. Der Fürst Danilo ist wieder in seiner Residenz Cettinje eingetroffen, aber seine Reise hat bis jetzt noch nicht die erwünschten Früchte getragen; seine Hoffnungen sind vielmehr durch die ihm in Paris und Wien gemachten Eröffnungen bedeutend herabgestimmt worden. Die Häuptlinge, welche während der Abwesenheit des Fürsten das Regiment geführt, erwarten nun reichlichen Lohn für ihre Thaten, da sie der Meinung sind, Fürst Danilo kehre aus

Paris mit vollen Taschen heim, während gerade diese Reise die Kasse des Vladika geleert hat. Wahrscheinlich wird Letzterer seine Getreuen mit den Gütern derjenigen Häuptlinge belohnen, welche neuerdings aus Montenegro verbannt worden sind. — Der österreichische Kleriker, welcher vor einiger Zeit von den Montenegrinern festgenommen und in den Kerker geworfen wurde, ist auf das Andringen des Wiener Kabinets vom Fürsten Danilo freigelassen worden.

Türkei. Während des letzten orientalischen Krieges war in der türkischen Hauptstadt von den Franzosen eine Polizei organisirt worden, welche die früher vielfach gefährdete Ordnung und Sicherheit aufrechterhielt; mit dem Abzuge der Alliirten hat natürlich auch die Wirksamkeit dieses Instituts aufgehört und Raub und Mord waren seit einigen Monaten wieder an der Tagesordnung. Diese Banditenscenen kamen aber nur in den fränkischen Stadtvierteln vor und das Gesindel, welches sie verübte, gehörte meist fremden Nationalitäten an, von denen Konstantinopel ein zahlreiches Contingent in seinen Mauern beherbergt. Diese Mörder und Spitzbuben entgingen jedoch meist dadurch der gerechten Strafe, daß die türkische Polizei ihnen nicht den Proceß machen durfte, sondern den fremden Gesandten und Consuln das Recht zustand, die Verhafteten zu reclamiren und nach ihren heimathlichen Gesetzen zu richten. Diese Procedur endete gewöhnlich damit, daß man den Verbrechern den Laufpaß in die Heimath gab, von wo sie in Kurzem wieder nach Konstantinopel zurückkehrten, um ihr verbrecherisches Handwerk von Neuem zu treiben. Dieser Unfug hat dazu geführt, daß die türkischen Behörden dem verbrecherischen Treiben in den fränkischen Vierteln ganz ruhig zusahen, und man zuletzt am hellen Tage weder seines Eigenthums noch seines Lebens sicher war. Die Gesandten, welche sich in ihren eigenen Hôtels nicht mehr sicher fühlten, sahen sich daher vor Kurzem veranlaßt, selbst dagegen einzuschreiten, indem sie der Pforte erklärten, daß sie ihr bisher geübtes Protectionsrecht bis zu einer gewissen Grenze aufzugeben bereit seien, sobald die türkische Regierung sich verbindlich mache, eine regelmäßige Gendarmerie zur Vertilgung der Verbrecherbanden einzuführen. Die Pforte wird nicht säumen, diesem Verlangen zu entsprechen, da die fortwährende Einmischung der fremden Gesandtschaften ihre eigene Autorität bisher nicht aufkommen ließ, und so hofft man sich in nächster Zeit des fremden Gesindels zu entledigen. — Dem bekannten Serdar, Omer Pascha, sagt man nach, daß er, obgleich er nach europäischer Sitte lebt und nur eine Frau hat, ein besserer Feldherr, als Ehemann sei; er lebt getrennt von seiner Frau und läßt dieser nicht einmal die nöthigen Subsistenzmittel zukommen. „Madame Omer Pascha" stammt aus dem bekannten Hause Simunic in Siebenbürgen; sie ist erst 27 Jahre alt und durch ihre Schönheit berühmt. Jetzt schickt sich diese Dame zum nicht geringen Aerger ihres Gemahls an, eine Reise nach Frankreich und England zu unternehmen, um daselbst als Pianistin öffentliche Concerte zu geben und sich so ihren Erwerb zu sichern.

Ein Sprung in den Rhein.

Novelle von Carl v. Kessel.

(Fortsetzung.)

VI.

Eine Weile sprengte der Fähnrich wie besessen durch den dichten Kiefernwald. Sein Herz klopfte vor Ungeduld und Erwartung, denn mit jedem neuen Zuruf, den er an sein Roß ergehen ließ, schien sich dessen Schnelligkeit zu vermehren, ohne daß seine Kräfte nachließen, und wenn ihm das Glück nur einigermaßen hold war, durfte er hoffen, den verrätherischen Grafen noch einzuholen. Bereits war sein Begleiter weit hinter ihm zurückgeblieben, aber in seinem Eifer kümmerte er sich nicht darum.

Plötzlich stutzte sein Thier und unser Held hatte noch gerade Zeit, sich bis an den Sattelknopf hinabzubeugen, um der Gefahr zu entgehen, sich seinen Kopf an einem Wegweiser zu zerschellen, der seine hölzernen Arme gespensterartig nach drei verschiedenen Seiten ausstreckte.

„Das fehlte noch gerade!" brummte der junge Mann, indem er die Zügel seines Pferdes anzog und einen Augenblick schweigend um sich blickte. „Schon wieder so ein verwünschter Kreuzweg! ... Welche Straße schlage ich nun ein? ... Jede Minute ist kostbar, denn während ich mir hier den Kopf zerbreche, gewinnt der Flüchtling einen neuen Vorsprung! Tausend Patronen! erscheint mir denn kein rettender Gedanke?" Und der Fähnrich rieb sich heftig die Stirn, als wolle er diesen Gedanken, dessen er so nothwendig bedurfte, gewaltsam herbeirufen.

Plötzlich richtete er sich im Sattel hoch empor und rief: „Ich hab's! ich hab's! Bei meiner Seligkeit, das ist ein Mittel, welches mir schon manchmal aus der Verlegenheit geholfen hat. Ich werde an meinem Rock die Knöpfe zählen ... Gerade oder ungerade! — ist es gerade, so reite ich links, ist es ungerade, so schage ich den Weg rechts ein! ... Wahrhaftig es ist gerade! — Also vorwärts, mein Rappe, und zeige dich bis an's Ende als ein würdiger Sohn der Steppe!"

Ein frischer Zuruf erschallte und von Neuem flog das feurige Thier mit seinem ungeduldigen Reiter in der Richtung, die ihm Zügel und Schenkel bezeichneten, fort. Abermals verging eine Viertelstunde, ohne daß sich eine Spur von dem Verfolgten zeigte.

„Tausend Patronen!" murmelte Kranichfeld, „wenn das so fort geht, so dürfte ich bald ein neues Blatt in der Geschichte füllen. Der berühmte Ritt Karl XII. von Schweden nach Stralsund ist dann eine Kleinigkeit gegen den meinigen. — Ha, hier kommt eine Lichtung; nun werde ich doch endlich einmal im Stande sein, einen Blick um mich zu werfen."

In der That hatte der junge Mann eine offene Stelle des Waldes erreicht und das Licht des Mondes gestattete ihm das Terrain eine ziemliche Strecke weit zu übersehen. Anfänglich bemerkte er nichts, plötzlich aber hielt er sein Pferd an und beugte sich gespannt über den Sattelknopf.

Nach einer Sekunde scharfen Ausspähens glitt ein freudiger Laut über seine Lippen. Seine Augen hatten einen Wagen erkannt, der in Eile dahinrollte.

„Endlich!" rief unser Held, „endlich kommt auch die Reihe an mich, ein Wort mit Ihnen zu sprechen, verrätherischer Graf!" Und sich hoch in den Steigbügeln emporrichtend, faßte er mit der einen Hand scharf in die Zügel, griff mit der andern nach einer seiner Pistolen und verfolgte in gestreckter Carrière das Fuhrwerk, indem er es fest im Auge behielt.

Indessen auch Kranichfeld war bereits bemerkt worden. Man sah dies an den Anstrengungen, welche von dem Flüchtlinge gemacht wurden, um den Vorsprung, welchen er inne hatte, zu behaupten. Auch er ließ die Pferde nach Kräften anpeitschen und durch die heftige Bewegung oft zur rechten, oft zur linken Seite geworfen, flog der leichte Wagen auf dem schlechten Wege in wahrhaft halsbrecherischer Weise dahin.

„Das geht nicht," murmelte der Fähnrich — „diese Jagd behagt mir nicht. Wenn es doch einmal auf das Halsbrechen abgesehen ist, so soll man wahrhaftig nicht sagen, daß ich den meinigen geschont habe."

Diese Worte wurden gleichzeitig mit ein Paar tüchtigen Stößen in die Weichen seines Pferdes und mit einem weiteren aufmunternden Zuruf begleitet.

Das kleine kräftige Thier schüttelte den Kopf, als sei es ungeduldig über diese neue Anforderung seines Reiters, dessenungeachtet aber folgte es willig dem Winke und flog jetzt, indem es mit seinem Leibe fast über den Boden strich, mit der Schnelligkeit eines Pfeiles vorwärts.

„So recht! — Bravo!" murmelte der junge Mann bei jedem Satze, den sein Pferd machte — „was sich der Verräther anstrengt, mir zu entkommen! ... Aber es ist umsonst! ... Noch ein Paar Schritte! ... Ha, endlich habe ich ihn!"

Bei diesen letzten Worten hatte der Fähnrich den Kut-

schenschlag erreicht und rief nun seinem Feinde ein donnerndes Halt zu. Aber statt dessen streckte sich ihm der Lauf einer Pistole entgegen und unmittelbar darauf pfiff eine Kugel durch die Luft, die jedoch ihr Ziel nicht erreichte, weil Kranichfeld im ersten Anprall sein kleines feuriges Thier nicht gleich zum Stehen zu bringen vermochte, sondern mit demselben noch einige Schritte vorwärts schoß.

„Ist es so gemeint," murmelte der junge Mann, „dann wollen wir den Kampf wenigstens stehend Mann gegen Mann ausfechten. Ich werde diesen Wolf zwingen, seine Beute fahren zu lassen und seine Fänge gegen mich zu kehren ... Halt Kutscher! Wie, Du willst nicht?" Und der Fähnrich erhob seine Waffe, zielte eine Secunde und drückte dann ab. Als der Pulverdampf sich verzog, lag das Sattelpferd in den Kopf getroffen am Boden und bildete eine Barrière, die der bisher so eilig betriebenen Flucht plötzlich eine nachhaltige Schranke entgegensetzte.

Zugleich sprang Kranichfeld vom Pferde, indem er sein zweites geladenes Pistol schußfertig in der Hand hielt.

Es war hierzu auch die höchste Zeit, denn Graf Sobakow, den Nachtheil begreifend, in welchen das entschlossene Benehmen seines Gegners ihn versetzt hatte, war aus dem Wagen gesprungen und hatte seine Waffe mit Blitzesschnelle auf unseren Helden gerichtet.

Im nächsten Augenblick krachten zwei Schüsse. Der Fähnrich fuhr sich verwundert nach der Stirn, als wollte er sich versichern, ob sein Kopf noch ganz sei, schien aber mit dem Resultat seiner Untersuchung sehr zufrieden zu sein, als er ein Stück Kopfhaut und ein Büschel Haare zwischen seinen Fingern bemerkte.

„Tausend Patronen!" murmelte er, „wenn das nur nicht eine kahle Platte giebt. Ich halte mich doch noch für zu jung, um eine Perrücke anzulegen; überdem wäre dies eine Ausgabe, die mein Gehalt kaum zu tragen vermöchte."

Nach diesem Monolog fand es unser Held für angemessen, sich nach seinem Gegner umzusehen. Er erwartete einen weiteren Angriff und setzte sich hierzu in Bereitschaft. Aber bald erhielt er die Ueberzeugung, daß der Kampf beendet sei. Sein Feind hatte das Schlachtfeld geräumt und suchte mit schwankenden Schritten, indem er sich mit der einen Hand die linke Seite hielt, so eilig wie möglich das Dickicht des Waldes zu erreichen, in welchem er kurz darauf verschwand.

Des Fähnrichs erste Sorge war, sich mit dem Taschentuch seinen Kopf zu verbinden und sein Gesicht von dem Blute, welches aus seiner Wunde quoll, zu reinigen. Nachdem dies geschehen, trat er an den Wagen, um sich von dem Zustande Derjenigen zu überzeugen, an deren sonderbares Geschick ihn die Laune des Zufalls so eng gefesselt hatte und für deren Rettung von ihm so eben zum zweiten Mal sein Leben eingesetzt worden war.

Die Dame reichte ihm gerührt beide Hände und der junge Mann fühlte sich durch den Ausdruck der Dankbarkeit, mit welchem sich ihre schönen, jetzt mit Thränen gefüllten Augen auf ihn hefteten, für alle Gefahren und Drangsale, die er ausgestanden hatte, auf das reichlichste belohnt. Er preßte ihre Fingerspitzen an seine Lippen und rief, in den ihm eigenthümlichen gutmüthigen Ton fallend, voll Herzlichkeit aus: „Bei meiner Ehre, wenn man mich jetzt nicht zum Lieutenant macht, so werde ich wohl die Hoffnung aufgeben müssen, es jemals zu werden."

„Ich zweifle nicht daran, daß ein so bescheidener Wunsch in Erfüllung gehen wird."

„Ach, mein Fräulein, die Welt ist ungerecht und das Schicksal scheint mich nicht zu seinem Schooßkinde erkoren zu haben."

„Wer weiß. Das Glück steht uns oft dann am nächsten, wenn wir es am fernsten glauben."

„Nun, ich bin vorläufig damit zufrieden, Sie dieser neuen Gefahr entrissen zu haben."

„Und ich erkenne Ihre großmüthige Aufopferung für mich auf's dankbarste an."

„Wenn Sie wüßten, welchen Werth ich auf diese Aeußerung lege."

Die Dame machte mit ihrer Hand eine abwehrende Bewegung und sagte noch unter Thränen lächelnd mit bezaubernder Anmuth:

„Still, Herr v. Kranichfeld, Ihre Worte könnten mir sonst am Ende noch gefährlich werden. Sagen Sie mir lieber, wie es mit Ihrer Wunde steht. Gestatten Sie, daß ich dieselbe untersuche, denn dies betrachte ich als eine heilige, unaufschiebbare Pflicht."

„O! ich habe blos eine unbedeutende Schramme davon getragen," entgegnete der Fähnrich. „Sorgen wir nur zunächst, daß wir von hier sobald wie möglich fortkommen."

„Sie meinen also, daß noch nicht alle Gefahr vorüber ist?" fragte seine Reisegefährtin, plötzlich wieder in den Ton der Bangigkeit zurückfallend.

„Das gerade nicht. Im Gegentheil, ich denke, daß wir des Grafen für immer los sind."

„Ich sah ihn wanken."

„Er verdient sein Schicksal, Niemand kann ihn bedauern. Doch da kommt der Gendarm, welcher mich auf dieser Parforcejagd begleitete, der aber zurückblieb, weil sein Pferd nicht dem meinigen zu folgen vermochte. Er soll uns behilflich sein, die Ordnung wieder einigermaßen herzustellen. — He, Bursche! angepackt — wir haben keine Zeit zu verlieren!"

Dieser Zuruf galt dem Knechte, welcher zitternd bei dem Pferde stand und dem man es ansah, daß er sich, dem heimischen Gebrauch gemäß, auf eine Tracht tüchtiger Hiebe gefaßt machte. Als er sah, daß diese Execution nicht erfolgte, und daß es mit einem bloßen Verweise abgemacht sei, legte er die größte Bereitwilligkeit an den Tag. Durch gemeinsame Anstengung gelang es bald, das erschossene Pferd bei Seite zu schaffen und Alles zur Weiterreise in den Stand zu setzen. Schon nach einer guten Viertelstunde rollte der Wagen wieder auf der Straße nach Warschau vorwärts und bald lag der Schauplatz des eben beschriebenen Auftritts ziemlich weit hinter den Reisenden.

(Fortsetzung folgt.)

Im Gerichtssaal.

II.

Zu der (sogenannten materiellen) Vertheidigung des Angeklagten sind also schon Richter und Staatsanwalt verpflichtet.

Aber es liegt nun einmal in der Natur des Menschen, daß er selbst bei dem besten Willen und Streben zwei entgegenstehende Ansichten sehr schwer mit gleicher Gründlichkeit und Schärfe hervorzuheben vermag, namentlich dann, wenn Beruf und Neigung ihn zuförderst zur Aufstellung der einen Ansicht verpflichten und drängen und hinterdrein die Verfechtung der anderen Ansicht ihn in Widerstreit mit der von ihm früher selbst aufgestellten bringt. Darum wird ein tüchtiger Staatsanwalt immer kein ausreichender Vertheidiger sein, ebensowenig, als man von einem guten Vertheidiger, — obwohl derselbe ganz so wie der Staatsanwalt im Dienste der Wahrheit und des Rechts steht und zur Ermittelung der einen, wie zur Verwirklichung des andern beizutragen hat, — verlangen kann, daß er seinem Schützling gegenüber staatsanwaltschaftliche Obliegenheiten übe, daß er anklage und anzeige, was er in seiner Eigenschaft als Vertheidiger Nachtheiliges über seinen Clienten gehört hat.

Darum soll, namentlich für die wichtigern Fälle, auch noch ein besonderer Vertheidiger bestellt werden. Wer eines Verbrechens angeschuldigt ist, das mit mindestens vier Jahren Arbeitshaus und darüber, mit Zuchthaus oder dem Tode bestraft werden kann, der muß einen Vertheidiger haben. Er kann ihn selbst wählen und das Gericht bezahlt denselben verlagsweise. Ist weniger als höchstens vierjährige Arbeitshausstrafe zu befürchten, dann steht es dem Angeschuldigten frei, einen Vertheidiger zu bestellen. Dem werden aber seine Kosten nicht verlagsweise vom Gericht gezahlt, sondern er muß sich deßhalb an den Angeschuldigten unmittelbar halten.

Ist das ein Armer, so wird es ihm in der Regel nicht leicht werden, unter solchen Umständen sich vertheidigt zu sehen. Daher kommen so oft Verhandlungen ohne Vertheidiger vor. In diesen hat der Staatsanwalt doppelte Verpflichtung, auch die Vertheidigungsmomente zu berücksichtigen. Gewöhnlich freilich bieten diese Fälle, in denen es sich um geringere Strafen handelt, nicht so viel Stoff für die Vertheidigung dar, als die größeren. Wenn aber die Vertheidigung einen Werth hat — und das ist unbestreitbar — und wenn ferner für den bisher Unbescholtenen ein Jahr Arbeitshaus, ja vier Wochen Gefängniß ein härteres Uebel sind, als für den Zuchthausstammgast eine Reihe von Strafjahren: — dann ist der Wunsch, daß auch Unbemittelten wegen geringerer Verbrechen Vertheidigung zutheil werde, gewiß kein ungerechtfertigter zu nennen. Und da man keine Berufsarbeit umsonst verlangen kann, so sollte für diese Fälle die Heimathsbehörde der Angeschuldigten aufkommen, dafern nicht reiche, minder beschäftigte Sachwalter sich's zur Ehrenpflicht machten, hier einzutreten.

Was aber ein guter Vertheidiger wirken kann und was eine tüchtige Vertheidigung zu bedeuten hat, dafür sind uns auch in der kurzen Zeit des neuen Verfahrens treffliche Beispiele vor Augen getreten. Freilich geht von den besten dieser Vertheidigungen die schmerzliche Beurtheilung: sie seien mehr für Geschworne geeignet. Eine Beurtheilung indeß, die streng genommen auf das ganze öffentlich-mündliche Verfahren sich erstrecken würde. Und wohl muß der Vertheidiger von Haus aus das Gefühl hegen, wie viel freier und einflußreicher sein Wirken wäre, wenn über das von seinem rechtskundigen Gegenüber, dem Staatsanwalt, und über das von ihm vorgetragene Für und Wider, geschworne Bürger, ohne Rechtsgelehrsamkeit und ohne Actenvorkenntniß zu urtheilen hätten, die ganz frisch und unbefangen an den Fall herantreten, die darüber nicht zuvor, und wär's auch nur im vertrauten Gespräch, einander ihre Ansichten mitgetheilt haben, denen es nicht möglich war, sich ein vorgängiges Urtheil zu erwerben. Einen Kampfsplatz, auf dem die Vertheidigung der Anklage mit vollkommen gleichen Waffen gegenübertritt, eröffnet allerdings erst der Schwurgerichtssaal. Freuen wir uns zunächst, daß wir Gerichtssäle haben; der Schritt zu ihnen aus den Actenstuben war ein weit größerer und schwierigerer als der, welcher noch bevorsteht, und gewiß im Laufe der Zeiten nicht ausbleibt: die Einführung von Geschwornen in denselben. Sie bildet den Ausbau des Verfahrens, dessen guter Grund bereits gelegt ist.

Und Bausteine dazu werden gesammelt überall. Jedes Blatt, das gute Gerichtsreferate bringt, leistet das Seine dazu, besonders dann, wenn es auf Auswahl hält, nur wichtige Fälle, und diese unbefangen, sachkundig und faßlich mittheilt, immer eingedenk Dessen, daß es sich hierbei nicht um bloße Neuigkeiten, nicht um üble Nachrede, sondern um das wichtigste Stück vom öffentlichen Leben und Bürgerglück, um die Rechtspflege, handelt.

Die beste Vorbereitung für den dereinstigen Schwurgerichtssaal wird aber, außer auf den Zeugensitzen, in den Zuhörer-Tribünen gewonnen.

Freilich, wenn man sich da umsieht, erblickt man oft auch Leute, die besser thäten, sie gingen an die Arbeit; Leute, denen auf der Stirn geschrieben steht, daß sie herkommen, um zu lernen — wie man's anfangen soll, daß man nicht entdeckt werde. Allein Die haben gewaltig Unrecht, welche deßhalb gegen die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen sprechen. Für Müssiggänger giebt's immer und überall Etwas zu schauen. Und wer mit verbrecherischer Absicht hineingeht, um zu lernen, wie man straflos freveln kann: der wird durch die Straferkenntnisse erst recht inne werden, daß es damit keine gute Wege hat und am Ende wird sich seiner statt der Hoffnung auf unentdeckte Verbrechen, heilsame Furcht vor gerechter Strafe bemächtigen. Fürwahr, es ist der großen Macht der Oeffentlichkeit und der eindringlichen Wirkung eines lebendigen Beispiels wohl zuzutrauen, daß Mancher, der in die Zuhörerräume hineintrat als verbrechenslustiger Saulus, als reuiger und zerknirschter Paulus sich wieder entfernte, mit dem festen Vorsatze, von dem Pfade des Rechts nie wieder abzuweichen. Man hat von den öffentlichen Executionen nicht immer die nämliche Erfahrung gemacht. Man hat beobachtet, daß Mörder kurz vor Vollbringung ihrer scheußlichen Unthat der Hinrichtung anderer Mörder beigewohnt, wie man denn auch in den hinterlassenen Papieren solcher Verbrecher die gedruckten Lebensgeschichten ähnlicher Vorgänger auffand. Allein daraus geht nur hervor, wie wenig abschreckend auf rohe Menschen die Todesstrafe wirkt, während gebildete solcher Abschreckung nicht bedürfen. Dagegen beweist Das nichts gegen die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlung, nichts gegen die Möglichkeit, daß selbst ein roher, verwilderter Mensch in sich gehe, wenn er hört, wie ein anderer sein Verbrechen reuig bekennt, oder wie derselbe trotz hartnäckigen Leugnens dennoch überführt wird und wenn er sieht, wie nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen!

Aber, lieber Leser, Du, der Du so oft schon, wenn es Deine Zeit erlaubte, den Gerichtsverhandlungen beigewohnt hast, Du gehörst zu solchen Leuten ebensowenig, als Dein Nachbar, der dies schreibt. Und doch haben auch wir Beide schon recht viel auf dem Zuhörerraume lernen können, wenn wir aufmerksam waren. Nämlich nicht blos Kenntniß vom Recht und vom Proceß, sondern was noch mehr für den Menschen werth ist und was er nicht von seinem Advocaten besorgen lassen kann: Menschenkenntniß und Selbsterkenntniß. Es ist eine gar recht landläufig gewesene Ansicht: wer in Untersuchung, der ist ein Verbrecher. Und so lange Alles hinter dem Schreibstubengitter vor sich ging, da gab's freilich wenig Gelegenheit, diese Ansicht zu widerlegen! Jetzt, wo Alles öffentlich verhandelt wird, da gewinnt auch der Zuhörer mit eignen Augen und Ohren die Ueberzeugung von der Unschuld des freigesprochenen Angeklagten. Freilich werden schon die Gerichte dafür sorgen, daß nicht so häufig Freisprechungen vorkommen: nämlich dadurch, daß sie gleich in der Voruntersuchung auf Einstellung des Verfahrens erkennen, wenn kein erheblicher Verdacht vorliegt, und daß sie blos Solche zur Hauptverhandlung verweisen, deren Verurtheilung wahrscheinlich oder doch möglich ist. Immerhin aber ist's besser, in öffentlicher Sitzung, als insgeheim freigesprochen zu werden, denn so viel es auch sonst geheimes Verfahren gab — daß Einer in Untersuchung war, blieb nie geheim. Und nicht Alle Die, welche gehört, daß Jemand in Untersuchung sich befinde, erfuhren seine hinterdrein erfolgte Freisprechung. Denn gerücht- und gesprächsweise — und anders war's beim alten geheimen Verfahren nicht möglich — verbreitet sich immer die üble Nachrede über einen Menschen schneller und weiter, als deren Widerruf und überhaupt als die Anerkennung von Dem, was an ihm Gutes ist.

Der Zuhörer im Gerichtssaale lernt aber auch kennen, wie es dem Menschen ergehen kann, auf welche verschiedene Wege man abirren kann vom Pfade des Rechts und wie unscheinbar und verlockend jene Wege oft von diesem Pfade abführen. Wird er dadurch veranlaßt, auf sich und die Seinen aufmerksamer zu sein, so wird er gewiß auch geneigt werden, milder zu urtheilen über Den, der unter Folterqualen vor ihm sitzt. Er wird einsehen lernen, wie mächtige Zufuhrquellen der Verbrechen und Laster die Unwissenheit und die Armuth sind, wie daher Alles darauf ankommt, die Erziehung Verwahrloster, die Arbeitsversorgung Unbeschäftigter, nöthigenfalls den Arbeitszwang der Müssiggänger, sowohl als Einzelner wie in seiner Gemeinde nach Kräften zu befördern. Er wird zur Erkenntniß kommen, wie nothwendig es ist, durch Kinderversorgungsanstalten für solche Waisen zu sorgen, welche schlimmer daran sind als die, deren Eltern wirklich todt sind: nämlich für die Kinder des Verbrechens und der Verbrecher; welch ein Gotteslohn sich Der erwirbt, der sich des entlassenen Gefangenen und überhaupt des Gefallenen annimmt und durch liebevolle Mahnung und rechtschaffene Beschäftigung ihn zurückführt auf die Bahn des Guten, ihn abhält von dem gar so leichten Rückfalle, dessen strenge

Strafe gewiß gerecht ist, aber eben nur unter der Voraussetzung, daß Besserung theils in der Strafanstalt selbst, theils nach der Rückkehr aus derselben durch hilfreiche, gute Menschen möglich ist.

Dieses Mitgefühl ist Menschenpflicht und hat durchaus nichts zu schaffen mit dem Leichtsinn Derer, die ihren Gedanken nach eigentlich zu allem Schlechten reif wären und nur durch Furcht vor der Entdeckung sich von der Ausführung abhalten lassen, und die einen schuldigen Angeklagten wie ein unschuldiges Opfer der Gerechtigkeit, diese selbst aber und ihre Vertreter wie Feinde der persönlichen Freiheit ansehen. Ja, wenn die persönliche Freiheit in einem „Kriege Aller gegen Alle", in gegenseitiger Hetzjagd auf einander bestände! Solchen Menschen ohne sittlichen Halt erscheint jeder Angeschuldigte als ein Unglücklicher, der nicht durch seine Schuld, sondern durch ein böses Geschick in die Untersuchung gerieth. Und gerade diese lasterhafte Anschauung findet bei aufmerksamer Theilnahme an den Verhandlungen von selbst ihre Widerlegung.

Der Zuhörer sitzt im Gerichtssaal nicht zu seinem Vergnügen, nicht zur Schau, nicht zur Befriedigung seiner Neugier. Seinetwegen wird nicht verhandelt. Er kann und soll sich's aber drum zu Herzen nehmen. Jene ernste feierlich gehobene Stimmung, die den Zuhörer erfaßt, wenn er auf jenen Brettern, welche die Welt nur bedeuten, nicht sie wirklich sind, das von Meisterhand gezeichnete Lebensbild eines Menschen erschaut, der durch eigne Schuld zu Grunde geht; jenes erschütternde Gefühl, daß hier ein Stück wirkliches Leben vor die Seele geführt wird: das soll und muß auch den Zuhörer im Gerichtssaale ergreifen. In jenem Meisterstücke der das Menschenleben abspiegelnden Bühne, dem Faust von Göthe, vernimmt der Hörer tieferschüttert den Ausspruch: „sie ist gerichtet." Da ertönt der Engelsruf: „gerettet" und findet frohen Widerhall im Herzen des Zuhörers. Also wird auch im Zuschauerraume des Gerichtssaals die Achtung vor der ernsten, schwerwiegenden Bedeutung des verurtheilenden Richterspruches mit der eigenen, menschlichen Theilnahme an dem zum Verbrecher gewordenen Mitmenschen, je länger, je mehr zu einer, Allen heilsamen Erkenntniß sich vereinigen. Und aus ihr werden dereinst treffliche Geschworne hervorgehn.

Dresden, den 21. Mai.

— Ihre Majestäten der König und die Königin haben mit Ihren königl. Hoheiten den Prinzessinnen Sidonie und Sophie vorgestern Vormittag eine Reise nach Italien angetreten.

— Am Tage vor seiner Abreise nach Italien hat Se. Majestät der König dem, dermalen durch Unwohlsein ans Zimmer gefesselten Herrn Finanzminister Behr eine schöne Anerkennung dafür zu Theil werden lassen, daß er auf Dauer der Abwesenheit des erst kürzlich wieder zurückgekehrten Herrn Justizministers Dr. v. Zschinsky, dessen Amt verwaltet hatte. Se. Majestät beehrten den Herrn Finanzminister mit einem Besuche und überreichten ihm eigenhändig, unter den wohlwollendsten Aeußerungen allerhöchster Anerkennung, eine große prachtvolle Vase von Meißner Porzellan. Sie ist fast drei Fuß hoch, in griechischer Form, mit Henkeln in Gestalt gewundener Schlangen und mit großen Medaillons auf tiefblauem, reich und geschmackvoll mit Gold verziertem Grunde. Auf dem einen befinden sich, nach dem Entwurfe des Prof. Schnorr v. Carolsfeld, die weiblichen Gestalten der Justitia (Gerechtigkeit), zu deren Seite ein Genius Rechtssprüche aufschreibt, und der Abundantia (Ueberfluß, Sinnbild des Staatsschatzes), zu deren Seite ein Genius Gaben von derselben empfängt. Beide verbindet Minerva (Göttin der Weisheit). Auf dem andern Medaillon stehen die von Sr. Majestät selbst vorgeschriebenen Worte: „Wohl dem, der im Streit der Pflichten mit klarem Sinne das Rechte zu treffen weiß. Wohl mir, daß ich solchen Mann in Dir gefunden." —

— Prinz Napoleon ist am Tage seiner Ankunft, den 14. d. M., in Pillnitz und von da auf der Rückkehr Abends im Hoftheater gewesen, in welchem auf Allerhöchsten Befehl „die Grille" aufgeführt ward. Eine um diese Jahreszeit seltene zahlreiche Versammlung hatte sich hier zusammengefunden, um den Prinzen und seine, im Profil besonders hervortretende, Aehnlichkeit mit dem Kaiser Napoleon I. zu sehen. Freitag empfing der Prinz den Herrn Staatsminister Freiherrn v. Beust, besichtigte die Paradesäle des Schlosses, namentlich die 1812 und 1813 von seinem Oheim bewohnten Räumlichkeiten, und besuchte dann in Begleitung Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen das Schlachtfeld von 1813 im großen Garten und auf den Räcknitzer Anhöhen. Nach der Rückkehr von da wurde der Prinz mit einem Besuche Sr. Majestät des Königs und bei dieser Gelegenheit von Hochdemselben eigenhändig mit dem königl. Hausorden der Rautenkrone beehrt; an demselben Tage besichtigte der hohe Gast das grüne Gewölbe und machte dem Herrn Staatsminister Freiherrn v. Beust eine Gegenvisite. Sonnabend begab sich der Prinz nach Wachwitz, der Sommerresidenz der verw. Königin Marie, von da nach Pillnitz zur Gratulation wegen des königlichen Namensfestes und fuhr dann mit der königlichen Familie nach Moritzburg. Sonntag nahm der Prinz das neue Museum und mehrere andere Kunstsammlungen in Augenschein, wohnte dem Gottesdienste in der katholischen Hofkirche bei, ertheilte den hier anwesenden Gesandten Audienz und verabschiedete sich Abends 7 Uhr in Pillnitz von der königlichen Familie, welche den folgenden Tag — 18. Mai, Geburtstag Friedrich August II. — in stiller Zurückgezogenheit verbrachte. Montag fuhr der Prinz nach fernerer Besichtigung von Kunstsammlungen und hiesigen Kaufläden, nach Bautzen, um auch das dortige Schlachtfeld in Augenschein zu nehmen. Dienstag Mittag 12 Uhr reiste der Prinz nach Leipzig, dessen Schlachtfeld er gleichfalls besichtigte. Die beiden höheren Stabsoffiziere, welche den Prinzen auf den Schlachtfeldern begleiteten, sind von demselben mit dem Orden der Ehrenlegion decorirt worden.

— Als der Prinz Napoleon in diesen Tagen Pillnitz besuchte, wurde ihm von Sr. königl. Hoh. dem Kronprinzen auf der fliegenden Fähre der Feldwebel Klemm vom Pontonniercorps, ein treuverdienter Veteran der sächsischen Armee, welcher schon vor einigen Jahren sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte, mit dem Bemerken vorgestellt, daß derselbe an den Feldzügen der sächsischen Armee unter Kaiser Napoleon I. theilgenommen habe. Der Prinz Napoleon unterhielt sich hierauf huldreich mit dem wackeren Greise und übersandte später durch einen Adjutanten dem überraschten Veteran als bleibendes Andenken einen werthvollen Brillantring.

— Am 18. Mai früh gegen ½2 Uhr brach in der im Ostragehege gelegenen Pechhütte Feuer aus und es brannte dieses isolirt stehende Gebäude, in welchem sich mehrere Centner Pech befanden, vollständig nieder. Da mehrere Tage in dem Hause nicht gearbeitet worden war, so vermuthet man Brandstiftung.

— Am 18. Mai, in den spätern Abendstunden, suchte das Dienstmädchen J. aus Strehlen, welche in einer hiesigen Schänkwirthschaft diente, an der Appareille sich durch Ertränken in der Elbe das Leben zu nehmen; sie wurde jedoch von dem Steuermanne eines am Ufer liegenden Dampfschiffes gerettet und, ganz mit Schlamm bedeckt, nach dem Stadtkrankenhause gebracht.

— Wir haben schon neulich berichtet, daß die Roscher'sche Glasfabrik „Friedrichshütte" im Plauen'schen Grunde durch Kauf in andere Hände übergegangen sei und eine bedeutende Erweiterung dieses Etablissements bevorstehe. Gegenwärtig sind nun die Käufer mit der Einladung zur Bildung eines Actienunternehmens für Errichtung einer „Sächsischen Glascompagnie" in die Oeffentlichkeit getreten und haben in dem beigegebenen Prospecte nähere Nachweise über die Rentabilität des zu erweiternden Etablissements beigefügt. Das Stammcapital ist auf 150,000 Thlr. festgesetzt; es sollen aber vorläufig nur 1000 Stück Actien, jede im Nennwerthe von 100 Thlrn., ausgegeben werden. (Siehe Inserate im heutigen Beiblatte.)

† Aus der Parochie Kaditz, 19. Mai. Am vergangenen Sonntage und Montage fand hier die angeordnete Kirchenvisitation durch den Herrn Superintendent Steinert und den Herrn Archidiaconus Behr statt. Mußte es auffallen, daß der Vormittagsgottesdienst weniger zahlreich besucht war, so war es

um so erfreulicher, das festlich geschmückte Gotteshaus am Nachmittag um so reichlicher gefüllt zu sehen. Vorzüglich hatten sich die Jünglinge und Jungfrauen zahlreich zu der mit ihnen zu haltenden Katechisation eingefunden. Bei der nach dem Gottesdienst mit den Gemeindevorständen und Hausvätern gepflogenen Unterredung waren zwar eigentliche Beschwerden nicht vorzubringen, jedoch wurden mehrere Wünsche um Beseitigung von vorhandenen Uebelständen mit lobenswerther Offenheit ausgesprochen. Die ganze Feierlichkeit hat einen befriedigenden und tiefen Eindruck hervorgebracht, wozu besonders die Ansprachen der achtbaren Visitatoren, sowie die Leutseligkeit, mit welcher dieselben die erwähnten Unterredungen leiteten, das Meiste beitrugen.

*Garsebach bei Meißen, 18. Mai. In der Nacht vom 14. zum 15. d. M. entstand in hiesiger Mühle Feuer, welches das ganze Gehöfte, mit Ausnahme einer mit Ziegeln gedeckten Scheune, nebst der amerikanischen Mühle in Asche legte. Die Bewohner wurden die Gefahr, in welcher sie schwebten, erst inne, als schon das Strohdach über ihnen niedergebrannt war. Von Spritzen war nur eine einzige da, welche man erst requiriren mußte. Die Versicherungssumme in der Landesbrandkasse beträgt 7000 Thlr., die der Magdeburger Mobiliarversicherung 5000 Thlr. Da der größte Theil der beweglichen Habe gerettet wurde, dürfte die Magdeburger Kasse kaum über 1000 Thlr. zu zahlen haben.

:Schrebitz, 19. Mai. In gestriger Nacht brach in dem benachbarten Dorfe Döhlen bei dem Gutsbesitzer Dittrich Feuer aus und es wurden in kurzer Zeit sämmtliche Wirthschaftsgebäude in Asche gelegt. Gegen 150 Schafe, 12 Schweine und der größte Theil des vorhandenen Federviehs sind mit verbrannt.

§Annaberg, den 15. Mai. In diesen Tagen, am 12. und 13. d. M., haben wir im hiesigen königl. Bezirksgerichte einer erschütternden Hauptverhandlung beigewohnt; erschütternd nicht blos durch den Zweck derselben — die Anklage lautete auf Mord, bez. Todtschlag, verübt von der Mutter am eigenen Kinde — sondern auch erschütternd durch die traurigen Familienverhältnisse, welche dabei mit zur Sprache kamen und den Satz bewährten: „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären." — Am 14. September v. J. hatte die 21jährige Marie Ernestine Müller, Tochter eines hiesigen Sattlermeisters, sich mit dem Fleischermeister Lang verheirathet. Drei Monate darauf, am 28. Dec. v. J., hatte sie ein Mädchen geboren, das nicht vom Ehemanne herrührte, sondern aus früherem, mit einem Tischlergesellen geübten verbotenen Umgang. Diesen, wie seine Folgen, hatte sie den Eltern wie dem Ehemanne so lange verschwiegen, bis die sprechenden Beweise vorlagen. Daß diese grobe Täuschung dem Ehemanne gerechten Anlaß zur Unzufriedenheit gab, kann nicht Wunder nehmen. Doch hat die Untersuchung auch herausgestellt, daß der Ehemann seinerseits durch auffällige Vernachlässigung seiner Frau, durch übertriebene Kargheit gegen diese, auch sie erbitterte. Lang leitete wider seine Ehefrau die Ehescheidungsklage ein, am 12. Februar d. J. Nachmittags 6 Uhr sollte bei dem Superintendenten der Sühnetermin abgehalten werden. Es kam nicht dazu, denn wenige Stunden zuvor ging bei Gericht die Anzeige ein, daß das Kind der Lang, die hauptsächliche Veranlassung der Scheidungsklage, unter Anzeichen einer Vergiftung in Todeszuckungen liege. Die Lang gestand darauf sofort ein, daß sie dem Kinde ein Theelöffelchen voll verdünnter Schwefelsäure eingegeben habe, die denn auch trotz sofort angewandter ärztlicher Bemühungen noch in der 7ten Abendstunde den Tod des Säuglings unter krampfhaften Zuckungen herbeiführte. Nicht aber absichtlich, sondern blos in Folge unglücklicher Verwechselung, wollte die verehelichte Lang dies gethan haben. Sie hatte nämlich im Schranke ein Fläschchen mit Baldriantropfen und ein solches mit verdünnter Schwefelsäure, letzteres als sogenannten Putzspiritus stehen. Das von ihr genährte Kind war an diesem Tage in Folge ihrer eigenen, durch die bösen Reden des Mannes und den bevorstehenden Sühnetermin herbeigeführten Unruhe, selbst unruhig geworden und bekam Krampfanfälle. Sie wollte ihm zur Stillung Baldriantropfen eingeben, vergriff sich und nahm Schwefelsäure. So behauptete die verehelichte Lang, während natürlich unter den vorliegenden Umständen der Verdacht der Absichtlichkeit, eines am Kinde begangenen Mordes auftauchen mußte. Dessen geziehen, betrat die Angeklagte jammernd und wehklagend am 12. Mai d. J. den Gerichtssaal und sank auf dem für sie bestimmten Sitze ohnmächtig zusammen. Erst als der Vorsitzende in würdiger Weise sie ermahnte, ihre Blicke auf Gott zu richten, der ihre Richter erleuchten werde, daß sie den wahren Spruch finden, und als auf Ansuchen ihres Vertheidigers, des Bürgermeisters Adv. Koch aus Buchholz, ihrem Vater verstattet wurde, sich zur Ermuthigung der Tochter neben sie auf die Anklagebank zu setzen, erst da gewann sie einige Fassung wieder. Die Aussagen der Aerzte und des chemischen Sachverständigen stellten fest, daß das Kind durch Vergiftung mit Schwefelsäure gestorben ist und diese mit Nothwendigkeit seinen Tod herbeiführen mußte. Darauf erfolgte die Vernehmung der Angeklagten, welche von wiederholtem Schluchzen und Weinen unterbrochen und von den Zeichen aufrichtiger Reue begleitet war. Da es hierbei darauf ankam, festzustellen, unter welchen Umständen sie dem Kinde die Schwefelsäure eingeflößt, so wurden vom Gericht selbst Experimente mit diesem Gifte angestellt, um zu erproben, ob es dem Ansehen nach und auf dem Löffel sich leicht mit Baldrian verwechseln lasse. Danach wurden mehrere Hausgenossen der Lang, welche dieselbe unmittelbar vor und nach dem Ereignisse beobachtet haben, befragt. Sie sprachen allerdings davon, daß die Lang schon zuvor sich in verzweifelnder Stimmung befunden, daß sie oft geäußert: „sie sei mit ihrem Kinde übrig auf der Welt; es sei keine Sünde, sich das Leben zu nehmen." Dagegen gab ihr die eigene Mutter das nicht ohne guten Eindruck gebliebene Zeugniß, daß sie von ihren 11 Kindern stets das beste gewesen, daß sie vor ihrer Verheirathung im Elternhause noch von ihrem Arbeitsverdienste die Eltern unterstützt, daß sie, in der Ehe sehr unglücklich, dennoch den Aufforderungen der Eltern, zu ihnen zurückzukehren oder ihnen das Kind zu geben, mit der Erklärung begegnet sei, sie wolle ihnen in ihrer Armuth nicht lästig fallen. Erst am zweiten Tage der Hauptverhandlung, in später Nachmittagsstunde, erhielt der Staatsanwalt das Wort, um in längerer Rede die Anklage auf Mord zu begründen. Mit lautem Schrei brach die Angeklagte zusammen, als die Staatsanwaltschaft die Behauptung aufstellte, sie habe dem Kinde absichtlich, um es zu tödten, Schwefelsäure eingegeben. Sie mußte abgeführt werden, erschien aber, nachdem sie sich etwas erholt hatte, wieder im Saale, um die Vertheidigungsrede mit anzuhören. Abends 8 Uhr waren die Vorträge, gegen 10 Uhr erst war die Vorlesung des natürlich sehr umfänglichen Protokolls zu Ende. Der Gerichtshof zog sich zurück und verkündete um Mitternacht das von den vielen theilnahmsvollen Zuhörern mit Befriedigung vernommene Urtheil. Es sprach die Angeklagte im Mangel vollständigen Beweises frei von den Anschuldigungen des Mordes und des Todtschlags, verurtheilte sie dagegen in Arbeitshausstrafe von 3 Jahren wegen Tödtung aus Unbedachtsamkeit. Es wurde also angenommen, daß nicht erwiesen sei, ob die verehelichte Lang ihr Kind mit Ueberlegung (Mord) oder auch nur vorsätzlich und ohne Ueberlegung (Todtschlag) umgebracht hat.

Mannichfaltiges.

Aus Paris. In voriger Woche wurde in Paris eine berüchtigte Persönlichkeit begraben; es war dies der bekannte Vidocq, welcher, von Kindesbeinen an ein Spitzbube, sein Gaunertalent mit vielem Glück als Polizeimann zu verwerthen verstand. Die schlechtesten Streiche, namentlich wiederholter Diebstahl, hatten ihn zweimal auf die Galeere gebracht, aber er wußte sich wieder los zu machen und diente nach langem Umhertreiben der Pariser Polizei als Spion (mouchard). In dieser Stellung leistete er durch seine ausgebreitete Bekanntschaft mit Dieben und Gaunern so große Dienste, daß er zum Chef der sogenannten Brigade de sûreté, einer aus Spionen und entlassenen Sträflingen zusammengesetzten Polizeitruppe ernannt wurde, an deren

Spitze er mit außerordentlichem Erfolge zur Sicherheit von Paris beitrug. Später (1827) wurde er durch einen anderen früheren Dieb, Namens Lacour, von seiner Stellung als Chef der Municipalpolizei verdrängt, und als unter König Ludwig Philipp das verwerfliche System, Ex-Spitzbuben an die Spitze der Polizei zu stellen, aufgegeben wurde, war die Laufbahn Vidocqs geschlossen. Er errichtete zwar eine Art Privatpolizei, übernahm die Ueberwachung von Personen, die Ausfindigmachung gestohlener Sachen 2c., gerieth aber hierbei bald mit den Behörden in Conflict und mußte sein Bureau schließen. Seitdem hat er in Zurückgezogenheit gelebt und die Welt mit seinen „Denkwürdigkeiten" beglückt. Er soll nicht ohne Vermögen gestorben sein.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Rb.	Weizen nGr.	Roggen Rb.	Roggen nGr.	Gerste Rb.	Gerste nGr.	Hafer Rb.	Hafer nGr.	Erbsen Rb.	Erbsen nGr.
Dresden	Mai	von	—	—	3	10	3	—	1	15	—	—
	18.	bis	—	—	3	12	3	6	1	27	—	—
Bautzen	Mai	von	5	10	3	2	2	20	1	15	—	—
	16.	bis	6	7	3	10	3	—	1	22	3	25
Meißen	Mai	von	5	10	3	9	3	—	1	8	3	10
	16.	bis	—	—	3	13	3	3	1	24	—	—
Pirna	Mai	von	5	8	3	—	2	25	1	18	3	15
	16.	bis	6	—	3	15	3	4	1	25	—	—
Radeburg	Mai	von	5	25	3	8	3	—	1	17	3	15
	20.	bis	6	5	3	14	3	5	1	28	4	—
Roßwein	Mai	von	5	15	3	7	—	—	1	17	3	15
	19.	bis	6	11	3	18	—	—	—	—	—	—
Chemnitz	Mai	von	5	15	3	18	3	—	1	20	3	20
	16.	bis	6	7	3	25	3	5	1	22	4	—

Dresden. Das Schock Stroh 4 Thlr. 15 Ngr. bis 5 Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu 1 „ 4 „ „ 1 „ 6 „
Radeburg. Haidekorn 2 Thlr. 20 Ngr. bis 3 Thlr. 3 Ngr.
Eingegangen: 689 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 16. bis mit 18. Mai 1857.
die Kanne 18 Ngr. — Pf. bis 19 Ngr. — Pf.
— in Pirna (16. Mai) 18 „ — „ „ 19 „ — „
— in Roßwein (19. Mai) 14 „ — „ „ 15 „ 2 „
— in Chemnitz (16. Mai 19 „ 5 „ „ 20 „ — „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3 % große 85½ gesucht; dergleichen kleine 86½ angeb.; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 101½ ges.; desgl. von 1847 à 4 % 98½ gesucht; dergl. von 1852 und 1855 à 4 % 98½ gesucht; dergl. von 1852 4 % à 100 Thlr. 99½ ges.; dergl. 1855 à 3 % 79½ ges. Land-Renten-Briefe große 85½ ges.; dergl. kleine 87½ ges.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99½ ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4 % große 99 angeb.; kleine 99½ angeb.; dergl. à 3½ % große 91½ angeb., kleine 92 angeb., dergl. 3½ % große 86½ angeb., kleine 86½ angeb. Lausitzer 4 % Pfand-Briefe große 99 ges.; kleine 99½ ges.; dergl. 3½ % große und kleine 93½ ges.

Preuß. 4½ % Anleihe 99½ ges.; dergl. 4 % 93½ ges. Preuß. 3½ % Staats-Schuld-Scheine 83½ ges.
Oesterr. 5 % Nation.-Anleihe 82 gesucht.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 15 Ngr. — Pf. Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. — Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99½.

Dresden, den 20. Mai 1857. **Ed. Rocksch.**

Quittung.

Für das **Wormser Luther-Denkmal** gingen ferner bei uns ein: Transport 3970 Pf.; aus Hirschfelde b. Zittau von C. W. Sch. 150 Pf., C. W. 100 Pf., Ch. C. Sch. 100 Pf. Sa. 4220 Pf.

Die Redaction d. S. Dorfz.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 21 nebst einer Beilage.)

Freitag, **Nr. 22.** 29. Mai 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Die von der dänischen Regierung in der Angelegenheit der Herzogthümer an die beiden deutschen Großmächte erlassene neueste Note ist jetzt der Oeffentlichkeit übergeben worden. Aus derselben geht hervor, daß der König von Dänemark die holsteinischen Provinzialstände zu einer außerordentlichen Versammlung einzuberufen gedenkt, um denselben einen revidirten Entwurf der Verfassung für die besonderen Angelegenheiten des Herzogthums Holstein zur verfassungsmäßigen Verhandlung vorzulegen. Jener Verfassungsentwurf soll namentlich auch diejenigen Bestimmungen enthalten, welche den Umfang der besonderen Angelegenheiten des Herzogthums Holstein näher regeln, so daß somit den Ständen vollständige Gelegenheit gegeben sei, sich über die Abgrenzung der ständischen Competenz frei und ungehindert auszusprechen. Von den Ständen Lauenburgs ist gar keine Rede, ebensowenig von der Vorlage der Gesammtstaats-Verfassung an die Provinzialstände der Herzogthümer, und dennoch glaubt damit die dänische Regierung den Wünschen Oesterreichs und Preußens genügt zu haben. Der Erfolg wird lehren, wie wenig das gewählte Auskunftsmittel geeignet ist, die schwierige Frage zu lösen und den begründeten Beschwerden der Herzogthümer gerecht zu werden. Der dänischen Regierung hat vor Allem daran gelegen, die Einmischung des deutschen Bundes, welche mit voller Gewißheit in nächster Zeit erfolgen mußte, zu verhüten. Dieses Ziel ist durch den eingeschlagenen Weg vor der Hand erreicht und insbesondere wurde damit von Neuem Zeit gewonnen. Die Verhandlungen der holsteinischen Stände, welche im August beginnen sollen, werden aber voraussichtlich ein negatives Resultat ergeben und zuletzt wird die streitige Angelegenheit doch noch vor das Forum der deutschen Bundesversammlung gebracht werden müssen.

In Baiern hatte das Cultusministerium vor einiger Zeit den katholischen Bischöfen die eigenmächtige Berufung ausländischer Geistlicher zur Abhaltung von Priesterexercitien untersagt, was den ultramontanen Blättern Stoff zu Jeremiaden gab, weil dadurch die Abhaltung der Jesuitenmissionen verhindert wurde. Jetzt ist jene Verfügung des Cultusministeriums auf die Vorstellungen des bairischen Episcopats durch eine aus Neapel datirte Entschließung des Königs wieder aufgehoben worden, und die Jesuiten haben demnach wieder Zutritt. Das an diese Nachricht geknüpfte Gerücht, daß der Cultusminister Zwehl seine Entlassung nehmen werde, hat bis jetzt keine Bestätigung gefunden. — Aus Würtemberg wird geschrieben, daß die Bestimmungen des mit Rom abgeschlossenen Concordats äußerst günstig für den katholischen Klerus lauten und demselben sehr wichtige Rechte einräumen. Der genaue Inhalt ist noch nicht bekannt, doch läßt der Jubel der ultramontanen Partei vermuthen, daß ihr das, wie versichert wird, trotz des Widerstrebens des Ministeriums von dem greisen Könige durchgesetzte Uebereinkommen mit Rom vollständig genügt.

Wie aus den Verhandlungen der letzten Bundestagsitzung zu ersehen, haben sich nun auch die im Großherzogthum Hessen begüterten Standesherren wegen Beeinträchtigung ihrer Rechte beschwerend an den Bundestag gewandt. Dagegen sollen die Rittergutsbesitzer im Großherzogthum Weimar auf eine vertrauliche Anfrage, ob wohl beim Bunde einem Protest gegen das weimarische Wahlgesetz und die Gemeindeordnung Folge gegeben würde, den Bescheid erhalten haben, daß dies höchst wahrscheinlich nicht der Fall sein werde, da die nach den Bundesvorschriften erforderliche Revision der genannten Gesetze schon früher auf verfassungsmäßigem Wege erfolgt sei.

Am 11. Juni werden zu Eisenach die Bevollmächtigten verschiedener Regierungen zu einer Evangelischen Kirchenconferenz zusammentreten. Als sächsischer Bevollmächtigter wird im Frankfurter Journal der Oberhofprediger Dr. Liebner genannt.

Oesterreich. Wie aus Wien berichtet wird, hat der Kaiser gleichzeitig mit der in Ofen erlassenen Amnestie die Instruction erlassen, unter welchen Bedingungen den wegen politischer Vergehen flüchtigen Individuen die Erlaubniß zur straffreien Rückkehr ertheilt werden kann, wenn die Betreffenden in einer besonderen Eingabe darum ansuchen. Von 300 derartigen vorliegenden Gesuchen wurden in den letzten Tagen 150 genehmigt, die übrigen sind noch in Verhandlung. Bis jetzt ist noch kein solches Gesuch politischer Flüchtlinge abfällig beschieden worden, und es ist der ausdrückliche Wille des Monarchen, daß hierin mit der größten Milde und Nachsicht verfahren werde, wie denn auch den Controlstellen die möglichst schnelle Förderung aller in Flüchtlingsangelegenheiten einzuleitenden Verhandlungen zur Pflicht gemacht worden ist. — Der bisherige Justizminister Krauß ist auf sein Ansuchen seines Amtes enthoben und zum Präsidenten des obersten Gerichtshofes ernannt worden. Die Leitung des Justizministeriums wurde dem Grafen Nadasd, welcher einer der ältesten Magnaten-Familien Ungarns angehört, übertragen. Dem Vernehmen nach stehen mit diesem Personenwechsel wichtige Reformen im Justizwesen in Verbindung.

Nach einer telegr. Depesche des Dr. J. hat der Kaiser unterm 27. Mai die Verfügung getroffen, daß die confiscirten Güter kriegsgerichtlich Verurtheilter denselben zurückgegeben werden sollen. Diese Rückgabe soll auch an die Erben der Verurtheilten erfolgen.

Der Feldmarschall Radetzky, welcher sich trotz seines Alters von 90 Jahren eines seltenen Wohlseins erfreute, hat seit 1784, wo er in die österreichische Armee eintrat, in den zahlreichen Schlachten, denen er beigewohnt, nur einmal, bei Leipzig, eine Verwundung erhalten, und jetzt, wo er vom Schauplatze seiner Thätigkeit zurückgetreten, hat ihn ein beklagenswerther Unfall in seinem Arbeitszimmer getroffen. Wie nämlich aus Verona vom 21. Mai gemeldet wird, ist der greise Feldherr bei einer raschen Bewegung in seiner Stube gefallen und hat den linken Oberschenkel gebrochen.

Frankreich. Nach langen Verhandlungen ist endlich die Neuenburger Angelegenheit zur Erledigung gebracht worden. Die in Paris versammelten Bevollmächtigten haben, wie der „Moniteur" meldet, am 26. Mai den Vertrag unterzeichnet, welcher die Verzichtleistung des Königs von Preußen auf die Souveränetätsrechte, welche ihm kraft der Verträge auf das Fürstenthum Neuenburg zustanden, ausspricht. Die Bedingungen, unter denen dieser Verzicht ausgesprochen wird, sind gleichlautend

mit denen, welche schon früher durch die schweizerische Presse veröffentlicht worden; nur ist die von der Schweiz geforderte Geldentschädigung von einer Million Fr. in Wegfall gekommen. Die Auswechselung der Ratificationen des Vertrags soll binnen 21 Tagen stattfinden. — Der „Nord" bringt aus Paris die Nachricht, daß der Kaiser Napoleon auf das Zustandekommen einer baldigen Zusammenkunft der Monarchen von Frankreich, Rußland, Oesterreich, Preußen, Baiern, Sachsen und Würtemberg großes Gewicht lege und daß die letzte Reise des Prinzen Napoleon nach Deutschland damit in Verbindung stehe. Die umfassende Aufgabe, welche genanntes Blatt diesem Monarchen-Congresse zutheilt, klingt jedoch zu seltsam, als daß man die ganze Nachricht nicht mit Mißtrauen aufnehmen sollte?

Der amtliche „Moniteur" fährt fort, der Vereinigung der Donaufürstenthümer entschieden das Wort zu reden und über die angebliche Unterdrückung der öffentlichen Meinung in den Donauländern, welche jener Vereinigung entschieden günstig sei, bittere Klage zu führen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Union der Fürstenthümer noch ein langwieriges Nachspiel zu der orientalischen Frage bilden wird, da es die ernstliche Absicht des französischen Kaisers zu sein scheint, die Vereinigung der Moldau und Walachei, welche Rußland so dringend wünscht, schließlich durchzusetzen. Der auffällige Einfluß, welchen die fremde Diplomatie, namentlich die französische, in den Fürstenthümern schon jetzt auf die öffentlichen Angelegenheiten geltend zu machen sucht, giebt übrigens einen Vorgeschmack von Dem, was da kommen würde, wenn an die Stelle der Oberherrlichkeit der Pforte eine sogenannte nationale, von den fremden Mächten eingesetzte Regierung treten sollte. Sie würde der stete Spielball diplomatischer Intriguen sein und das Emporblühen des Landes eher hindern als fördern.

Der Börsenschwindel, welcher in Frankreich in größter Blüthe steht, hat abermals ein Opfer gefordert. Der Banquier K. Thurneissen hat fallirt; bedeutende Verluste an der Börse zwangen ihn zur Flucht nach Amerika. Der Flüchtige, dessen Deficit auf zwei bis drei Millionen Fr. geschätzt wird, ist ein Neffe des Administrators des Credit-Mobilier, und ihn soll der größte Verlust treffen, während jedoch die genannte Gesellschaft eine Einbuße nicht erleidet. Man fürchtet, daß dies nicht das letzte Opfer der Speculation sein werde, die nach allen Richtungen hin auf die Spitze getrieben wird. Einer der bedeutendsten Börsenmänner, Hr. Mirès, welchem neuerdings eine seiner Operationen mißglückte, hat in seinem Unmuthe die Enthüllung gemacht, daß hochgestellte Personen bei öffentlichen Unternehmungen, denen sie ihre Protection liehen, bedeutende Summen in Actien ausgehändigt erhielten, die sie dann, wenn die Papiere in die Höhe getrieben waren, verkauften. An solchen Manövern, die man anderwärts leicht als Bestechung bezeichnen würde, scheint man aber in Frankreich gar keinen Anstoß zu nehmen. —

In **Algier** hat der Marschall Randon eine Proclamation an die Kabylen gerichtet, gegen welche die große Expedition im Anzuge ist. In diesem Actenstücke wird der Zweck des Krieges dargelegt, den verirrten Stämmen Vergebung angeboten und nur den Beni-Raten, welche den Aufstand veranlaßt haben, mit Strafe gedroht. Drei Divisionen, jede von 8000 Mann, haben sich, von einer starken Cavalerie-Reserve gefolgt, in Bewegung gesetzt, um den Kabylen entgegenzuziehen.

Spanien. Die ersten Sitzungen der Cortes haben durch das Auftreten O'Donnells, welcher mit seinen Enthüllungen hervorgetreten, ein erhöhetes Interesse erhalten. Schon bei Beginn der Adreßdebatte hatte der General Calonge es getadelt, daß die Thronrede Worte der Versöhnung enthalte und den Aufruhr von 1854 (durch welchen O'Donnell die damalige Regierung stürzte) nicht verdamme. Der Ministerpräsident Narvaez sprach zur Sühne und erinnerte daran, daß bei der „Bewegung" von 1843, wie er den damaligen Aufstand nannte, General Calonge ebenso wie er (der Ministerpräsident) selbst sich betheiligt habe, weshalb es wohlgethan sei, die alten Sünden ruhen zu lassen. Hiermit schien, da O'Donnell nicht anwesend war, die Sache vorläufig abgethan. In der Sitzung vom 18. Mai nahm aber O'Donnell den Gegenstand wieder auf, indem er sein Benehmen von 1854 zu rechtfertigen suchte und dem Ministerpräsidenten Narvaez dafür dankte, daß er den Anschuldigungen Calonge's entgegengetreten, was ihm um so mehr angestanden, als er (Narvaez) damit seine eigene Sache vertreten habe, denn er frage den Ministerpräsidenten, ob es nicht wahr sei, daß er den Aufstand von 1854 vollständig gebilligt und mit Allem, was damals die aufrührerischen Generale gethan, vollständig einverstanden gewesen sei? Als nun Narvaez auf diese ihm sehr unangenehme Frage eine theils ausweichende, theils ablehnende Antwort ertheilte, ging O'Donnell mit der vollen Sprache heraus, indem er erklärte, daß General Narvaez (welcher seit 1852 in Paris lebte) damals in engster Verbindung mit O'Donnell gestanden, daß man ihn über Alles befragt, daß er selbst zu dem Aufstande von 1854 gerathen und den Plan hierzu mit den Generalen, welche ihn leiten sollten, besprochen habe, daß er endlich den Oberbefehl über die Armee, welche die damalige Regierung stürzen sollte, nur seiner angegriffenen Gesundheit halber abgelehnt habe 2c. Auf diese mit großer Sensation aufgenommenen Enthüllungen, denen O'Donnell noch einen entschiedenen Protest gegen die reactionären Bestrebungen des jetzigen Kabinets folgen ließ, wußte der Ministerpräsident weiter nichts zu entgegnen, als daß es bedauerlich sei, wenn zwei Generale der Armee, wie O'Donnell und er, dem Lande ein trauriges Beispiel des Zwiespalts geben wollten, während es doch besser sei, zu vergeben und zu vergessen. Dieses Intermezzo wird, wie man in Madrid glaubt, nicht ohne Folgen bleiben. Die offene Darlegung des von Marschall Narvaez bei der Erhebung von 1854 eingehaltenen Verfahrens muß ihn nothwendig bei der Königin compromittiren und seine ohnehin schwankende Stellung als Ministerpräsident noch unsicherer machen. Man erwartet seinen alsbaldigen Sturz und die Rückkehr Bravo Murillo's, welcher bis Ende 1852 an der Spitze der Regierung stand und dessen Verwaltung durch allerhand Gewalt- und Willkürmaßregeln den allgemeinen Unwillen des Landes erregte. Diesen Staatsmann hält man für den rechten Mann, um gegenwärtig die Zügel der Regierung zu führen und dem Absolutismus weitere Bahn zu brechen. Sein Wiedereintritt kann aber leicht das Signal zu einer neuen Revolution geben, für welche in dem schwer heimgesuchten Lande schon jetzt reichlicher Zündstoff bereit liegt.

Großbritannien. Das Unterhaus hat in der Sitzung vom 22. Mai das Heirathsgut der Prinzeß Royal, welche sich bekanntlich mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen (den präsumtiven Thronfolger) vermählt, dem Antrage der Regierung gemäß einstimmig auf 40,000 Pfd. St. Kapital und 8000 Pfd. St. Jahresrente festgestellt. Es würde diese delicate Angelegenheit wahrscheinlich ohne alle Debatte abgethan worden sein, da die geforderten Summen an sich nicht zu hoch erscheinen, wenn nicht der Lordkanzler die Sache etwas ungeschickt eingeleitet und den verschwenderischen Aufwand der letzten englischen Könige aufgerechnet hätte, um den minder kostspieligen Haushalt der Königin Victoria ausführlich nachzuweisen. Die Civilliste Georg III. betrug jährlich 447,500 Pfd. St. und außerdem fielen ihr bedeutende Revenuen aus den Domänen zu; die Königin erhält dagegen nur 385,000 Pfd. St., während die früheren Nebeneinkünfte in Wegfall gekommen sind. Hiervon verbleiben der Königin nur 60,000 Pfd. St. zur freien Verfügung, da die übrige Summe durch die Haushaltungskosten und die Besoldungen der Hofämter in Anspruch genommen wird. — Der jährlich wiederkehrende Antrag, dem katholischen Seminar Maynooth zu Dublin die Unterstützung des Staats zu entziehen, ist auch in dieser Session von dem Unterhausmitgliede Spooner eingebracht worden; die Majorität hat aber auch diesmal dieses

intolerante Begehren, welches lediglich von der strenghochkirchlichen Partei unterstützt wird, zurückgewiesen.

Nirgends wird die Verfälschung der Lebensmittel in größerem Maßstabe betrieben, als in London, wo die freieste Concurrenz und der ausgedehnteste Kleinhandel diesem Treiben Vorschub leisten, während die Regierung, von dem Grundsatze geleitet, daß sich Jeder selbst vor Betrug zu sichern habe, nichts dagegen thut. Um nun dem Unfug einigermaßen zu steuern und die Hauptstadt mindestens mit unverfälschtem Mehl und Brod zu versehen, sind gegenwärtig eine Anzahl Londoner Kapitalisten zu einer Actiengesellschaft zusammengetreten, welche die Müllerei und Bäckerei in großartiger Weise zu betreiben gedenkt. Das umfangreiche Unternehmen ist unter die Aufsicht eines bekannten Chemikers gestellt worden.

Rußland. Die neuerlich vom Kaiser Alexander bei der Geburt eines kaiserlichen Prinzen erlassene Amnestie erstreckte sich bekanntlich nur in sehr geringer Maße auf die politischen Verurtheilten des Königreichs Polen. Jetzt ist nun ein neuer Ukas erschienen, welcher die im Mai vorigen Jahres und früher für genanntes Königreich erlassenen Amnestien erweitert und namentlich den früher Amnestirten die vormals besessenen Adels- und Standesrechte wieder verleiht und den am Krönungsfeste Begnadigten das erneute Recht der Civilanstellung zuspricht.

Ein Sprung in den Rhein.

Novelle von Carl v. Kessel.

(Fortsetzung.)

Es war fast Mittag, als die Reisenden in einem kleinen Landstädtchen eintrafen. Die Dame sowohl wie unser Held fühlten nach so aufregenden Ereignissen das Bedürfniß der Ruhe und bei Letzterem wurde dies noch durch die Nothwendigkeit vermehrt, seine Wunde einer ärztlichen Untersuchung zu unterwerfen.

„Was meinen Sie?" sagte Paulowna mit ihrem gewinnenden Lächeln, „wenn wir bis morgen früh hier blieben und aus der Noth eine Tugend machten, indem wir eine Nacht dem Aufenthalt in einem polnischen Gasthof zum Opfer brächten?"

„Ich widersetze mich diesem Vorschlage nicht," entgegnete der Fähnrich, „obgleich freilich darin nichts Angenehmes liegt, einen halben Tag die Düngerhaufen, welche hier die Straßen zieren, zu betrachten und das Concert dieser grunzenden Vierfüßler anzuhören, die sich überall unter die Menschen mischen."

„Es ist also beschlossen, wir bleiben?"

„Man muß, wie Sie eben bemerkten, aus der Noth eine Tugend machen."

„Dann lassen Sie dort vor jenem Hause halten, über dessen Eingang Sie ein mächtiges Schild bemerken, welches ein Schiff zeigt, das eben mit vollen Segeln in die Bucht einläuft."

„Soll das in der That ein Schiff vorstellen?"

„Ei gewiß. Ein Schiff, welches in den Hafen der Ruhe zurückkehrt. Sie sehen also, daß man hier auch eines poetischen Gedankens fähig ist."

„Wenigstens besitzen Sie das Geschick, durch die Heiterkeit Ihrer Laune da Licht hineinzubringen, wo ich bisher nur Finsterniß sah," entgegnete der junge Mann, indem er seiner Begleiterin aus dem Wagen half und mit ihr in das niedere Zimmer trat, welches zur ausschließlichen Aufnahme vornehmer Gäste bestimmt war.

„Womit werden Sie sich diesen Abend die Zeit vertreiben?" fragte Paulowna, als der Mittagstisch beendet war und der Kaffee servirt wurde.

„Ach," rief unser Bekannter, „ich werde die Zeit dazu benutzen, um meine Correspondenz zu vervollständigen. Zunächst will ich an Luparius schreiben."

„Wer ist denn dieser Luparius?"

„Mein Famulus — mein spiritus familiaris — mein Alles in Allem."

„Also jedenfalls eine sehr wichtige Person?"

„Für mich ganz unentbehrlich. Ohne Luparius würde ich gar nicht bestehen können."

„Er ist also wohl Ihr Freund?"

„Freund und Diener — wie Sie wollen. In diesem Augenblicke hält er mein Schicksal in seinen Händen."

„Das klingt ja ganz räthselhaft. Erklären Sie sich hierüber doch etwas näher, wenn ich bitten darf."

„Sie wissen, daß ich meine Garnison ohne Urlaub verlassen habe."

„Nun?" fragte die Dame lächelnd.

„Es freut mich, daß Sie bei guter Laune sind, meine Gnädige, dennoch aber erlaube ich mir, zu bemerken, daß die Kriegsartikel nicht umsonst geschrieben sind und es könnte leicht der Fall eintreten —"

„Was für ein Fall?"

„Daß man mich als einen Deserteur betrachtete."

„Und das Alles hängt von Ihrem Luparius ab?"

„Von seiner Pünktlichkeit wenigstens. Ich hinterließ ihm nämlich einen Brief an meinen Obersten."

„Ich errathe. Sie gaben darin die Ursachen Ihrer schleunigen Abreise an."

„Allerdings. Auch bat ich nachträglich um einen vierwöchentlichen Urlaub."

„Nun ich bin überzeugt, daß Ihnen derselbe bewilligt worden ist, oder daß dies wenigstens noch nachträglich geschehen wird."

„Ich bekenne, daß mir dies eine große Beruhigung gewähren würde."

„Das ist also abgemacht. Sie vertrauen mir doch?"

Der junge Mann küßte die kleine Hand, die sich ihm entgegenstreckte und sagte:

„Einer solchen Zauberin ist Alles möglich. Sprechen wir also nicht mehr davon."

„Und wann brechen wir morgen auf?"

„Sobald Sie es befehlen."

„Haben Sie für den Courier Sorge getragen?"

„Die Briefschaften für denselben sind von mir dem Postmeister eingehändigt worden. Er wird sich jetzt schon unterwegs befinden."

„Tausend Dank für Ihre unermüdliche Sorgfalt. Und nun, mein Freund, gute Nacht; ich glaube, daß wir beide der Ruhe bedürfen."

Die Dame verbeugte sich anmuthig und verließ das Zimmer, um sich in das für sie bestimmte Gemach zurückzuziehen. Der Fähnrich aber klingelte und befahl dem eintretenden Wirth, eine Flasche Tokayer zu bringen. Nachdem er sich eine Cigarre angebrannt und in einem mit Leder ausgeschlagenen Sessel Platz genommen hatte, murmelte er:

„Ich habe noch einige Stunden Zeit und will sie benutzen, um mich mit Nanetten zu beschäftigen. Tausend Patronen, wenn sie nur nicht in Folge meines plötzlichen Verschwindens in Schwermuth verfallen ist!"

VII.

Wieder rollte einige Tage später ein mit vier kleinen muntern russischen Pferden bespannter Reisewagen auf einer breiten, auf beiden Seiten mit Bäumen eingefaßten Chaussee rasch vorwärts. Unzählige Sterne flimmerten am Himmel und ein leiser Luftzug milderte die etwas drückende Schwüle einer angenehmen Augustnacht. Der Wagen war zurückgeschlagen und man konnte deshalb einen Herrn und eine Dame gewahr werden, die sich bequem in das Innere desselben gelehnt hatten. Es wird kaum nöthig sein, dem Leser zu bemerken, daß dies unsere alten Bekannten waren, die wir als getreuer Berichterstatter auf ihrer an Gefahren und Abenteuern so reichen Reise bis in die Nähe von Warschau begleiteten und die seitdem mit rascher Eile die langedehnte Heerstraße, welche von da nach der russischen Hauptstadt führt, durchmessen hatten.

„Bemerken Sie jene verworrene dunkle Masse links?" sagte die Dame, indem sie nach der angedeuteten Richtung zeigte. „Das ist St. Petersburg, welches jetzt schon eine ziemliche Strecke hinter uns liegt, und hier rechts der breite Silberstreifen, der bald verschwindet und bald wieder zum Vorschein kommt, das ist die Newa, die mit ihren Wellen die stolze Kaiserstadt bespült."

„So werden wir also bald unser Ziel erreicht haben?" fragte der Fähnrich.

„In einer halben Stunde können wir von unseren Beschwerden, umgeben von allen Bequemlichkeiten, ausruhen."

„Ich bin Ihretwegen hierüber sehr erfreut, obgleich..."

„Nun, obgleich?"

„Obgleich ich aufrichtig bekenne, daß es für mich schmerzlich ist, mich dabei gleichzeitig mit einem anderen Gedanken vertraut machen zu müssen."

„Und worin besteht derselbe?" fragte Paulowna mit sanfter Theilnahme.

„Ich fürchte nicht, von Ihnen in meinen Gefühlen mißverstanden zu werden," antwortete der junge Mann, „und ich mache hierbei auch nur von dem Rechte eines Freundes Gebrauch, wenn ich ganz offen bekenne, daß ich nur mit großer Betrübniß an den Augenblick denke, wo ich genöthigt sein werde, für immer von Ihnen Abschied zu nehmen."

„Ich weiß diese Worte ihrem ganzen Werthe nach zu schätzen, aber ich denke, es wird sich hierbei noch ein befriedigender Ausweg finden lassen."

„Sie meinen in der That, es wäre möglich?..."

„Das ist mein Geheimniß. Ich spreche kein Wort weiter darüber."

„Ist das recht?"

„Ich glaube es verantworten zu können. — Aber sehen Sie!... O mein Gott, mein Gott, wie fühle ich mich bewegt und ergriffen! Meine theure, meine geliebte Mutter, hier, hier ist Dein Kind — Dein Kind, um die Thränen von Deinen Wangen zu küssen, die Du für Deine arme Paulowna gewiß im reichen Maße vergossen hast!"

Und die Dame beugte sich zum Wagen hinaus und ließ mit Verlangen ihre Blicke über eine schöne Parkanlage und über ein elegantes, im Innern desselben gelegenes Wohnhaus streifen.

„So wären wir also wirklich am Ziele?" fragte der Fähnrich.

„Lassen Sie den Kutscher halten und geben Sie ihm den Befehl, die Glocke zu ziehen, welche hier am Gitterthor angebracht ist."

„Ich werde dies selbst thun," sagte Kranichfeld, aus dem Wagen springend.

(Fortsetzung folgt.)

Die Städteordnung in Dresden.

Wenn die Glocken das Pfingstfest einläuten, das schönste und herrlichste im ganzen Jahre, da verkündet zugleich ihr Jubelklang das Herannahen eines Tages, welcher Dresdens Bürgern und seinen Einwohnern überhaupt, ja dem ganzen Sachsenvolke, Erinnerungen freudiger Art in der Seele wachruft.

Der Tag ist der 31. Mai. An ihm wurde im Jahr 1832 die „allgemeine Städteordnung für das Königreich Sachsen", das Gesetz, welches die Grundlage unseres städtischen Gemeindewesens und des Bürgerrechts bildet, in der Hauptstadt des Landes feierlich eingeführt.

Mit wichtigen Einrichtungen im Staatsleben geht es nicht wie mit anderen, wenn auch an sich sehr bedeutenden Dingen, von denen man gestern noch gar nichts wußte und die man plötzlich heute kennt, weil sie inzwischen entdeckt oder erfunden worden sind; sondern sie sind im Keime da, schon von Alters her, und bedürfen nur der Neubelebung durch die Ideen der vorgeschrittenen Zeit, der Umgestaltung nach den ihr entsprechenden Formen.

Das gilt besonders von den Städten und ihren Bürgern; denn beide haben ein geschichtliches Leben hinter sich. Wie in ganz Deutschland, so hat auch in Sachsen in den, unseren heutigen gesitteteren Anschauungen allerdings roh erscheinenden Zeiten des Mittelalters sich ein kräftiger Bürgerstand in den, um die Burgen angelegten Städten entwickelt; Handwerker, Kaufleute und Gelehrte erwarben mit Fleiß der Hände und mit geistigem Streben sich und ihren Städten Wohlfahrt und Einfluß. Sachsens berühmtester Bürger schloß das Mittelalter und führte eine neue Zeit herbei: Martin Luther; und der Bürgerstand, zunächst seiner Heimath war's, der zuerst seinem begeisterten Worte lauschte und zujauchzte. Aber in den folgenden Jahrhunderten, die für Deutschland und besonders auch für Sachsen durch die Glaubenskriege und die Einmischung französischer Staatsmänner und Moden soviel Unheil brachten, sank auch das Bürgerthum immer mehr. Nur die Sitten der Bürger: Mäßigkeit und Häuslichkeit blieben, und fast bei ihnen allein, in jenen Zeiten der Verwahrlosung wohl gepflegt. Aber die bürgerliche Freiheit ging verloren. In einzelnen Städten wußten begüterte Familien das Stadtregiment an sich zu ziehen, und sich dessen Sicherung durch fürstliche Rescripte, oft die Preise für gewährte Darlehne, zu verschaffen. So kamen zwar dem Namen nach in den sächsischen Städten überall Bürger vor, welche — wie es in einem Gesetze von 1661 heißt — „die Gemeinde repräsentiren", als sogenannte Viertelsmeister, Rathsfreunde, Altleute, Bürgerausschuß; und man bedurfte ihrer auch mindestens dazu, die Genehmigung zu Stadtanleihen auszusprechen. Aber das wurden überall bloße Puppen, die der allmächtige Rath aus den gefügigen und von ihm abhängigen Bürgern heraussuchte. Die Stadträthe wählten einander und ergänzten sich selbst, manche von ihnen — wie namentlich auch der Rath von Dresden — hatten sich das ausdrückliche landesherrliche Privileg verschafft, der Bürgerschaft, die ihr Steuern zahlte, keine Rechnung ablegen zu dürfen, ebenso wie dies die Regierung hinsichtlich des Staatshaushalts gegenüber den ständischen Curien machte. Während aber diesen das Recht der Steuerbewilligung nie bestritten ward, während die Regierung deren Gutachten zu Gesetzvorlagen einholte und ihre Beschwerden zur Erwägung entgegennahm, so fehlte es den Bürgern gegenüber dem Stadtrathe, selbst an diesen Rechten. Und man kann wohl sagen, daß in Sachsen vor Geltung der Verfassungsurkunde die staatsbürgerlichen Befugnisse weit größer waren, als die gemeindebürgerlichen. Freilich blieben diese bei jenen auch ganz aus dem Spiele, denn es gab zwar eine Curie der Städte, aber in der saßen Vertreter, nicht der Bürger, sondern der Stadträthe. So fehlte es den Bürgern an jeder Theilnahme am öffentlichen Leben, an alle Dem, was den Bürger eben zum Bürger macht, an dem Streben für Gemeinwohl, an dem muthigen und entschlossenen Mitrathen zu Dem, wozu sie doch mitthaten mußten. Und dazu, zu Opfern an Geld und Menschenleben, gab es in den Zeitläuften des siebenjährigen Krieges und dann der französischen Eroberungskämpfe, Gelegenheit genug.

Anderwärts war es gerade eben so, namentlich in Preußen, das vor nun funfzig Jahren durch Napoleon sich hart bedrängt sah. Entscheidende Schlachten hatte es verloren, der größte Theil des Landes war von dem Eroberer in Beschlag genommen, Fürst und Regierung waren gen Osten zu, nach Königsberg, geflüchtet. Da aber zeigte sich's, was Muth und Entschlossenheit, Begeisterung und Vaterlandsliebe vermögen. Und ein Mann war es, der vor Allen diese Tugenden erweckte und nährte: der Minister von Stein. Er erkannte, daß das Vaterland verloren sei, wenn seine Bürger es nicht retten und daß die Bürger dies nur dann vermögen, wenn sie wirklich Bürger sind, wenn sie volle Rechte haben, mitzuwirken zum Wohle der Gemeinde. Und so kam auf sein Anrathen der König von Preußen den Wünschen, die von vielen Städten her erschollen, durch Erlaß einer „Ordnung für sämmtliche Städte der Monarchie" entgegen. Dies Gesetz

vom 19. November 1808 wurde in ganz Preußen freudig aufgenommen; und was die preußische Landwehr und ihre Freiwilligen in den späteren, sieggekrönten Schlachten Glorreiches vollbracht, das ist zum guten Theile auf die Städteordnung zurückzuführen und auf den Geist des Gemeinsinns und Zusammenstehens Aller, den sie wachgerufen und forterhalten hat. Auch in anderen deutschen Staaten, z. B. in Würtemberg, fand diese Städteordnung Nachahmung, während freilich im schnurgeraden Gegentheil dazu, solche deutsche Staaten, welche unter Napoleonischer Herrschaft gestanden, mit dem Guten der Geschwornen und des in seiner Art trefflichen Napoleonischen bürgerlichen Gesetzbuchs, auch das Uebel der französischen Verwaltungsmaschinerie sich aufpfropfen ließen, nach welcher die Städte Kasernen gleichen, deren Leitung aus der Hauptkaserne, dem Regierungssitze, durch Regierungsbeamte erfolgt. Alles von oben, keine Selbständigkeit unten.

Seltsamerweise fallen die ersten Regungen für Neugestaltung des Städtewesens in Sachsen mit der beklagenswerthen russischen Fremdherrschaft zusammen. Die Verbündeten hegten nach der Völkerschlacht bei Leipzig den, des eben errungenen Sieges nicht eben würdigen, Plan einer Einverleibung Sachsens mit Preußen. Es galt, die Bewohner Sachsens hierfür zu stimmen und als Lockspeise hierzu warf das russische Generalgouvernement die preußische Städteordnung und den Plan hin, die sächsischen Gemeindeverhältnisse in ähnlicher Weise zu regeln. Nächste Veranlassung dazu bot der Uebelstand, daß in den meisten Städten des Landes Ortsstatuten aus grauer Vorzeit, z. B. in Dresden vom 3. April 1659, galten, welche die Hauptsache: das Verhältniß der Bürger zum Stadtrath unberührt ließen, dagegen über allerhand Dinge, über das Fluchen und Schwören, über Entheiligung des Sonntags, Völlerei, über das Armen-, Gesinde-, Markt- und Innungswesen, über Garten- und Felddiebstähle, Wegelagerungen u. s. w. sich weitläufig ausließen, theilweise sogar auch Bestimmungen über das Mein und Dein, in Kaufs- und Erbschaftssachen u. s. w. enthielten. Namentlich diese letzteren Bestimmungen wichen nun in den meisten Statuten ganz bedeutend von einander ab, und wollten nach mehr als zwei Jahrhunderten nicht mehr passen. So gab es heillose Rechtsverwirrung. In Dresden z. B. mußte jede Erbschaft geschieden werden in Gerade und Heergeräthe. Ersteres, das zum Gebrauch der Frauen bestimmte Geräth, fiel an die weiblichen, letzteres, das zum männlichen Gebrauch bestimmte dagegen, kam an die männlichen Anverwandten und ging die Erbschaft in's Ausland, so mußte sie versteuert werden, sog. Abschoß. Dies hob nun das Generalgouvernement im Einverständniß mit den bestehen gebliebenen höchsten Landesbehörden im Jahre 1814 auf. Dagegen hielten diese die, von jenem als wünschenswerth bezeichnete „Gleichstellung der städtischen Gesetzgebung mit gänzlicher Aufhebung der besondern statutarischen Rechtsquellen" deßhalb für bedenklich, weil den Stadträthen ihre Befugnisse vom Landesherrn gewährleistet seien und weil man nicht in dessen Abwesenheit und ohne die Ständecurien ein so wichtiges Gesetz erlassen wollte. Man beschloß deßhalb, die vorhandenen Statuten zunächst zu prüfen, „damit auf diesem Wege die Gleichheit vorbereitet und vielleicht die Einführung einer allgemeinen Städteordnung wie in den k. preußischen Landen oder nach deren Muster möglich werde." Demgemäß wurden die Stadträthe zur Einreichung ihrer Statuten und zur Erklärung über deren etwaige Abänderungen veranlaßt.

Der Wiener Congreß, die Theilung Sachsens und die Rückkehr Friedrich August des Gerechten im Juni 1815 unterbrachen diese Arbeiten. Der König erachtete, in seinem unerschütterlichen Festhalten an dem Bestehenden und eben aus Gerechtigkeitssinn, sich nicht für befugt, den Rechten der Stadträthe entgegenzutreten. Doch leistete unter ihm 1817 der Rath von Dresden Verzicht auf das eigenthümliche Recht, sich nicht controliren zu lassen, ließ sogar eine kurze Zeit hindurch Gemeindevertretung zu. Ausdrücklich aber wurde in einem Rescript von 1820 den sämmtlichen Städten Schutz ihrer gesetzlich bestimmten Magistrats- und Communalverfassung zugesagt, den Dresdner Stadtrepräsentanten dagegen, deren Zusammenberufung zur Berathung über die Kriegsschuldentilgung erfolgt war, verboten, sich um andere als solche Angelegenheiten zu kümmern, welche die gesammte Einwohnerschaft (nicht bloß die Bürger) betreffen. Zur Verhinderung gar zu arger Mißbräuche wurde das Oberaufsichtsrecht der Landesregierung strenger gehandhabt und gerade dabei stellten sich die Gebrechen der städtischen Verwaltungen, die Untauglichkeit der obrigkeitlichen Personen in den meisten, besonders den kleineren Städten, klar heraus. Alles ging da bunt durcheinander: Rechtspflege und Polizeigewalt war von der städtischen Vermögensverwaltung nicht getrennt, oder die Beamten für jene standen unter nachtheiliger Abhängigkeit des Stadtraths. Die heillose Einrichtung der alten Stadträthe oder Senatoren hatte ein arges Wiedervergeltungsrecht an den Nachfolgern Derer geübt, die im patricischen Herrschergelüst die Ortsverfassungen zu ihren selbstsüchtigen Plänen ausgebeutet und danach umgemodelt hatten. Erst hatten sie durch die Bollwerke der Privilegien die Bürger beherrscht; allmählich beherrschten die Privilegien diejenigen selbst, die sie übten. Von der Erlaubniß, keine Rechnung abzulegen, bis zur Verwendung öffentlichen Gelder in eignen Nutzen, war da kein so großer Uebergang. Untaugliche Menschen saßen im Rathe, die Macht in ihren Händen machte bloße Schwächlinge zu Verbrechern, reizte und stachelte die Bürger zu Haß und Mißtrauen und verscheuchte die Wohlgesinnten, Tüchtigen, von der Wirksamkeit für's allgemeine Beste. So urtheilten die höchsten Landesbehörden selbst über den von ihnen, auf vielfache Beschwerden und infolge von Erörterungen, vorgefundenen Zustand; und der Geheime Rath gab im August 1829 der Landesregierung anheim: „inwieweit es rathsam und thunlich sein möge, Maßregeln zur Einführung einer, die Beseitigung jener Uebelstände hauptsächlich bezweckenden, allgemeinen Städteordnung zu ergreifen." Darauf sprach sich unter dem 5. Januar 1830 die Landesregierung dahin aus, daß die Besserung des Städtewesens nur durch Errichtung einer allgemeinen Städteordnung zu erzielen sei, bei welcher auf die „Fesseln alterthümlicher Städteverfassungen" keine Rücksicht genommen werde. Zuvor jedoch sollten über die Erfahrungen, welche in den Nachbarstaaten, besonders in Preußen, mit den Städteordnungen, gemacht worden, genauere Erkundigungen eingezogen werden.

Während dies geheim und schriftlich unter den Regierungsbehörden berathschlagt ward, erfolgte wenige Wochen darauf die erste öffentliche Anregung der Sache von einem hochverdienten Manne, dessen Ausspruch auch heute noch wie damals von gutem Klang ist im Lande. Herr von Wietersheim, damals Kreishauptmann des erzgebirgischen Kreises, jetzt Staatsminister a. D., stellte am 17. Februar 1830 in der ständischen Curie der allgemeinen Ritterschaft den Antrag „auf Einführung einer unter ständischer Berathung zu erlassenden allgemeinen Städteordnung." Dieser Antrag, hauptsächlich gegründet darauf, daß das Aufblühen der Städte unter den fortdauernden Reibungen zwischen Räthen und Bürgern gehemmt sei, fand unter der Ritterschaft allgemeine Zustimmung, während die Curie der Stadträthe dagegen war. Noch einen Schritt weiter ging der Amtshauptmann (jetzige Geh. Finanzrath) von Polenz, er erwähnte die Gebrechen der Landgemeindeverwaltung und trug auf Erlaß einer Gemeindeordnung an.

Wenige Monate darauf kam es zu den unruhigen Auftritten, welche wohl dem äußeren Anlaß nach in Sachsen, wie anderwärts in Deutschland, Nachklänge der Pariser Julirevolution waren, nicht aber dem Zweck und den innern Ursachen zufolge. Denn die Unzufriedenheit war überall in den sächsischen Städten nicht sowohl gegen die Staatsregierung, als gegen das Stadtregiment gerichtet. Das Bedürfniß staatsbürgerlicher Rechte empfanden verhältnißmäßig wenige

Bürger, es gebrach ihnen an der Schule für diese, dem gemeindebürgerlichen Leben. Um so tiefer empfand man den Druck der städtischen Behörden, die Eigenmächtigkeiten der städtischen Polizei. Und daher die, heutzutage uns, den an bürgerliches Zusammenhalten Gewöhnten, so seltsame Erscheinung: daß grade die Rathhäuser, die Polizeigebäude mit ihren Archiven damals der Volkswuth und dem Mode gewordenen Demoliren verfielen.

Auch diejenigen Bürger, die sich fern hielten von solchen Zügellosigkeiten und auf dem Wege bürgerlicher Vereinigung und Beschwerde Erfüllung ihrer gerechten Wünsche suchten, stellten in allen den Städten, welche damals Petitionen einsandten, die Umgestaltung des Städtewesens obenan. Die Bürgerschaft von Altstadt Dresden reichte am 11. September 1830 eine Bittschrift ein: „um Einführung einer Stadtgemeindeordnung, damit ihnen die Gelegenheit eröffnet werde, Antheil an dem Stadthaushalte zu nehmen und ihr eignes Wohl wahrzunehmen; sowie um eine Vertretung der Bürgerschaft bei der nächsten Landesversammlung durch zwei Mitglieder." Zwei Tage darauf ging von der Bürgerschaft zu Neustadt-Dresden ein (vom Steuerprokurator Eisenstuck verfaßtes) Gesuch ein, daß dem Stadtrathe entweder nur Rechts- und Polizeipflege verbleibe, das städtische Vermögen aber durch Bürgerausschüsse verwaltet werde, oder daß „wenigstens doch der Bürgerschaft durch zweckmäßig zu constituirende Repräsentanten eine vollständige Controle der Verwaltung des Communalvermögens gegeben werden möge."

Zur Zusammenfassung und Vervollständigung dieser Bitten wählten, auf hierzu erhaltene Veranlassung, die Bürger und Einwohner von Dresden „Vorsprecher". Die Wahl fiel auf die HH. Buchhändler Arnold, Bankier Egg, Adv. Kuntze, Kaufmann Peyer, Gemeinderichter Rätzsch, Major Serre und Dr. Struve. Diese reichten mehrere Bittschriften ein um städtische sowohl, als staatliche Verbesserung.

Der allgemeine Wunsch fand diesmal schnelle Erfüllung. Der Stadtrath erbot sich, die städtischen Verwaltungsrechnungen Vertretern der Bürgerschaft zur Anerkennung vorzulegen, mit diesen über die Betheiligung der Bürger an der Rathswahl zu verhandeln, und der Bürgerschaft die Wahl der Viertelsmeister, sollte es deren noch bedürfen, zu überlassen.

Und am 13. September 1830, als Friedrich August zum Mitregent und Bernhard von Lindenau zum Minister ernannt wurde, machte die zur „Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe im Königreich Sachsen niedergesetzte Commission" öffentlich bekannt, der König habe angeordnet: „daß die Grundzüge einer neuen Städteordnung unverzüglich ausgearbeitet und sodann zwischen Deputirten der Stadträthe und den einzelnen städtischen Gemeinden weitere Verhandlungen vor Königl. Commissarien gepflogen werden sollen." Diese nämliche Commission entwarf ein provisorisches Regulativ für die Wahl der Communrepräsentanten in Dresden, das am 1. October 1830 bekannt gemacht ward. Schon am 31. October d. J. konnten die danach gewählten 66 Communrepräsentanten, die Vorgänger unserer jetzigen Stadtverordneten, feierlich eingesetzt werden. Ihre Verhandlungen begannen am 6. November 1830 im Landhause und unter Eisenstucks Vorsitz.

Gleichzeitig erhielt die Landesregierung den Auftrag, die Grundzüge der Städteordnung zu bearbeiten. Sie setzte hierzu eine Commission nieder, bestehend aus ihrem Kanzler, Geheimrath (jetzt Staatsminister a. D.) v. Könneritz, Hof- und Justizräthen v. Zedtwitz, Meißner, Schaarschmidt, Dr. Gruner, Dr. Petschke und unter Beirath des mit der Leitung des Dresdner Armenwesens betrauten Hof- und Justizraths (nachmaligen Cultusminister) Müller, sowie des zur Leitung der Polizeireformen beauftragten Herrn v. Wietersheim. Diese Commission entwarf zuvörderst, um die Bürgerschaft in den Städten zu beruhigen und auf die Städteordnung vorzubereiten, ein provisorisches Gesetz, die Wahl von Communrepräsentanten betreffend. Dieses ist als Mandat am 15. December 1830 in's Land ergangen. Danach sollten die Communrepräsentanten zwar aller Berathung über Grundzüge, welche in die ehestens bekannt zu machende Städteordnung gehören, oder über solche örtliche Einrichtungen, welche erst auf Grund der Städteordnung in das Leben treten können und der wirklichen Communalverwaltung, soweit sie ihnen nicht schon bisher zustand, sich enthalten. Dagegen sollten sie die Bürgerschaft ihres Orts in allen deren gemeinsamen Rechten und Verbindlichkeiten bis zur Einführung der allgemeinen Städteordnung vertreten und das Beste derselben in Obacht nehmen, namentlich sich mit genauer Feststellung des städtischen Vermögens beschäftigen.

Dieses Mandat und die darin bestimmt in Aussicht gestellte Städteordnung erregte viel Unruhe im Lande. Manche Rathscollegien, die nun sahen, was ihnen bevorstehe: das Ende ihrer Alleinherrschaft, legten ihre Aemter nieder; anderwärts überschritten die Repräsentantenschaften die ihnen einstweilen ertheilten Befugnisse.

Da wurde denn endlich der ersehnte Entwurf der Städteordnung kurz vor Eröffnung des Landtags — 1. März 1831 — durch den Druck veröffentlicht, an die Behörden vertheilt und — das erste Mal, daß dieser, seitdem mit Glück betretene Weg in Sachsen eingeschlagen ward — auch durch den Buchhandel zur Besprechung im Publicum und der, damals freilich noch sehr jungen, censurgedrückten, Presse gebracht. Er war frei nach der preußischen Städteordnung bearbeitet. Den Ständecurien ward er, nachdem sie am 1. März den Entwurf der Verfassungsurkunde erhalten, am 8. März vorgelegt mit einem Decret, in welchem es heißt: „Zweckmäßige Gemeindeverfassungen sind, abgesehen von anderen Rücksichten der öffentlichen Wohlfahrt, die unentbehrlichste Grundlage jeder Staatsverfassung und die beabsichtigte Umgestaltung der Landesverfassung macht eine vorhergehende Regulirung der städtischen und Gemeinde-Angelegenheiten höchst wünschenswerth."

Nach erfolgter Berathung erklärte die Ständecurie der Ritterschaft und die der Städte (welcher letzteren der Vorsitzende der Communrepräsentanten von Dresden diesmal mit angehörte), daß in dem Entwurfe nichts enthalten, was nicht mit den Forderungen der Gerechtigkeit und Billigkeit in Einklang stehe. Auch die Communrepräsentanten der drei Städte Dresden, Leipzig und Chemnitz sprachen sich über den ihnen vorgelegten Entwurf gegen die, wegen ihrer besonderen Verhältnisse als Großstädte, mit ihnen verhandelnden königl. Commissare — in Dresden Hr. v. Wietersheim — beifällig aus. Nur vermißten die Chemnitzer Communrepräsentanten eine noch freiere, unabhängigere Stellung der Stadtgemeinde gegenüber der Regierung. Auch die mittleren und kleineren Städte sandten auf Veranlassung im Juni 1831 Deputirte aus dem Mittel ihrer Communrepräsentanten nach Dresden, um sich dort mit dem königlichen Commissar Dr. Petschke über die Städteordnung zu besprechen. So wurde dieselbe den Wünschen und Bedürfnissen aller Städte angepaßt und es den einzelnen überlassen, durch Localstatute ihren besonderen Zuständen Rechnung zu tragen.

Am 4. September 1831 ward der Landtag verabschiedet und die Verfassungsurkunde feierlich ertheilt. Die Stände hatten die Staatsregierung zum Erlaß auch der Städteordnung ermächtigt, und so wurde dieselbe nach vorgängiger Revision fünf Monate darauf, am 2. Februar 1832, als Gesetz erlassen.

„Der damit beabsichtigte Zweck — heißt es in der Einleitung — ist dahin gerichtet, das gesammte Städtewesen hiesiger Lande zu einer solchen Selbstständigkeit und thunlichsten Gleichförmigkeit hinzuführen, vermöge welcher die Stadtgemeinden und die ihnen vorgesetzten städtischen Behörden in den Stand gesetzt werden sollen, ohne ein häufiges und zu sehr ins Einzelne gehendes Einschreiten der höheren Behörden, die besonderen Angelegenheiten ihrer Gemeinden in einem durch das Gesetz selbst geregelten Geschäftsgange zu besorgen, und ihr eigenes Gemeindewohl, zugleich im Sinne des gesammten Staatszwecks und im Einklange mit dem letzteren zu befördern."

Das war nun ein wesentlicher Fortschritt, die erste That

des constitutionell gewordenen Sachsen. Sie führte in einer der wichtigsten Beziehungen des Volkslebens Das aus, was die Verfassungsurkunde vorgeschrieben und ward darum freudig allorten aufgenommen.

In Dresden wurde von den Communrepräsentanten in den Sitzungen vom 21. und 27. April, 17. Mai 1832 die Neuwahl des Stadtraths und Neubesetzung des Stadtgerichts vorgenommen. Darnach bestand das erste städteordnungsmäßige Rathscollegium aus: dem Bürgermeister Hübler, den besoldeten Stadträthen Ayrer, Friedrich, Helfig, Buchhändler Walther und Kämmerer Rachel und aus zwölf Stadträthen auf Zeit, nämlich sechs aus den Innungen: als Schneidermeister Schmiedeberg, Handschuhfabrikant Bommer, Schlossermeister Bormann, Wachstuchfabrikant Einenkel, Bäckermeister Schmidt und Buchbindermeister Hetze; zwei aus der Kaufmannschaft: Döring und Tapetenfabrikant Hopffe; zwei Hausbesitzer: Baudisch und Apotheker Gruner und zwei aus dem Gelehrtenstande: Adv. Moritz Hänel (jetzt geh. Justizrath) und Finanzprocurator Gehe (das einzige noch jetzt im Rathscollegium befindliche Mitglied des damaligen Stadtraths). Den abtretenden Mitgliedern des alten Raths ward eine Pension von zusammen 5400 Thlr. verwilligt. Erst mit Einsetzung des neuen Stadtraths konnte die Städteordnung zur Ein- und Ausführung kommen. Nachdem die Wahlen der Stadträthe von der Regierung genehmigt, ward der 27. Mai 1832 zu ihrer Einführung anberaumt. Dazu wurden als Königl. Commissar der Hof- und Justizrath (jetzige Cultusminister) v. Falkenstein und seiten der Communrepräsentanz deren Vorsitzender Eisenstuck und dessen zwei Stellvertreter: Baumgarten-Crusius und Egg abgeordnet. Ein beklagenswerther Todesfall, das Ableben der Erzherzogin Caroline, Gemahlin des Prinzen-Mitregenten, zwang zum Aufschub. Doch bei der Dringlichkeit der Sache nur auf wenige Tage.

Denn am Himmelfahrtsfeste, dem 31. Mai 1832, fand nunmehr die feierliche Einführung der Stadträthe und der Städteordnung in Dresden statt, vorgefeiert in einer die Stadtverordneten ehrenden Weise dadurch, daß kurz vorher der Prinz-Mitregent dem Vorsteher der Communrepräsentanten, Eisenstuck, in Gegenwart einer hierzu entbotenen Deputation derselben und unter Belobung ihres Wirkens, das Ritterkreuz des Civilverdienstordens überreichte.

Rathhaus und Kreuzkirche hatten Festgewänder angelegt; vor jenem war eine mit Kränzen, Speeren, Wappen und Fahnen verzierte Freitreppe errichtet, auf der eine Säule sich erhob. Diese war im Innern in einen Garten umgewandelt. Um 4 Uhr früh läuteten alle Glocken und vom Kreuzthurme hernieder tönte Klang und Sang: „Aus Deiner milden Segenshand, Du Geber aller Gaben, muß jedes Volk und jedes Land des Guten Zufluß haben.“ Um 7 Uhr fand im Rathhaussaale durch den Commissar die feierliche Verpflichtung der Raths- und Stadtgerichtsmitglieder in Gegenwart der Communrepräsentanten statt. Darauf zog die Versammlung zu je Drei in die Kreuzkirche, ihr voran schritt die Geistlichkeit aller christlichen Bekenntnisse. Dem königl. Commissar zur Seite gingen der Bürgermeister und der Vorsteher der Communrepräsentanten, den Raths- und Repräsentantenmitgliedern schlossen sich die Gerichtspersonen der Vorstädte und Deputirte der Innungen an. Der Zug ging durch die von der Communalgarde gebildeten Reihen. In der Kirche predigte der Superintendent Dr. Seltenreich, und der damals beliebteste Kanzelredner, Dr. Schmalz, wies nach ihm in begeisterter Weiherede hin auf Den, der, wie die Gestalt der Erde, so die Gestaltung der menschlichen Ordnungen erneut. Unter Glockengeläute kehrte der Zug aus dem Gotteshause zurück auf den Altmarkt in das von der Communalgarde gebildete Viereck und von der Freitreppe am Rathhause aus ward mit Musik und Gesang es angestimmt, von der unübersehbaren Menschenmenge unten auf dem Marktplatze ward es gesungen und droben auf den Thürmen hallten die Glocken darein in das Jubellied: „Nun danket Alle Gott.“ Der hierauf stattgefundenen feierlichen Einweisung der unteren Rathsbeamten folgte ein Festmahl in der Harmonie. Dort feierten Bürger ein Bürgerfest und sprachen es aus:

„Ob fern gestellt, ob an des Thrones Stufen,
Uns bindet eine Pflicht:
Wir Alle sind zu handeln gleich berufen
Für Recht, Gesetz und Licht.
D'rum reichen wir, beseelt von gleichem Streben,
Uns brüderlich die Hand;
Geweiht sei unser Wirken, unser Leben
Dem theuren Vaterland.“ —

Fünfundzwanzig Jahre sind seitdem vorübergegangen mit wechselndem Geschick. Das bürgerliche Leben ist inzwischen erstarkt und frisch aufgeblüht; und auf seiner soliden Grundlage hat auch das Staatsleben sich frei und trefflich entwickelt — bis bekannte Ereignisse eintraten, welche die Wogen des öffentlichen Lebens in mancher Beziehung weit zurücktrieben. Aber die Bürgerfreiheit, wie sie vor 25 Jahren begründet ward, ist geblieben und sie hat ein Geschlecht von Männern herangebildet, die fest und unerschrocken, thätig und hilfreich, ohne Furcht und gesetztreu, sich dem allgemeinen Wohle hingeben. Im ganzen Sachsenlande haben Tausende von Männern in dieser Frist, zum größten Theile ohne alle Entschädigung — als Stadtverordnete, als unbesoldete Stadträthe — ihre Zeit, den Meisten ein kostbares Gut, ihre Geisteskraft und ihr Streben, der Wohlfahrt ihrer Mitbürger gewidmet, haben bei den mühsamen, oft ebenso zeitraubenden als unerquicklichen Vorträgen, Debatten und Abstimmungen über städtische Verwaltungsgegenstände einen Eifer und eine Hingebung bewährt, wie sie nicht das bloße Pflichtgefühl allein, sondern auch das ihm hinzutretende, erhebende Bewußtsein einflößt: ein Glied der Gesammtheit zu sein, dem großen Ganzen heilsam und förderlich zu werden. Nicht der gesetzliche Zwang, sondern die Liebe zur Sache ist es, welche die tüchtigsten Stadtverordneten gebildet, Männer, an denen es namentlich auch in Dresden von Anfang an nicht gefehlt hat. Da giebt es freilich auch wieder in allen Städten Kleingeister genug, die nur ihr Ich und ihres Leibes Nahrung und Ergötzung bedenken, sich aber unbekümmert lassen um Das, was um sie herum vorgeht. Entziehen sie sich dem Allgemeinen — nun wohl, es wird in der Regel nicht viel an Solchen verloren sein. Die Begabtesten und Hochherzigsten sind es wahrlich nicht, die, und vollends in unsern Tagen, so kleinlich denken vom Dienst für das gemeine Beste. Aber von ihnen rühren auch die spöttischen und tadelnden Bemerkungen her über Jene, die, ihnen ungleich, rathen und thaten für's Allgemeine, während sie schaffen und scharren für sich allein. Wohl werden sie's gar oft für sich äußerlich, d. h. an Geld und Gut, weiter bringen können als jene. Aber das eine Gut: die Liebe und Dankbarkeit ihrer Mitbürger, das wird ihnen nimmermehr zutheil. Zwar Jenen, die sich bestreben für's Gemeinwohl, auch nicht immer. Man weiß ja, wie oft Undank und Mißverstand das reinste Streben getrübt hat. Aber das Bewußtsein der Pflichterfüllung, und dann das Gefühl, wenn nicht von Allen, doch von Wenigen und Würdigen, und wenn nicht von dem heutigen, doch von dem morgenden Tage anerkannt zu werden: das ist's, was zu allen Zeiten den Gemeinsinnigen beseelt und erfreut hat.

Echter Bürgersinn, das ist die Losung und das Werk der Städteordnung. „Gleichgiltige — so urtheilt ein, heute noch in der scheinbar collidirenden Stellung als Mitglied der vorgesetzten Regierungsbehörde und gleichzeitig als Stadtverordneter in städtischen Angelegenheiten thätiger, begabter Mann*) — Gleichgiltige, die mit dem lieben Hausfrieden sich begnügen, oder Unwissende, die in stumpfer Gedankenlosigkeit Gutes wie Böses über sich ergehen lassen, oder Feiglinge, die sich dem Unrecht fügen, weil sie den Muth nicht haben, das Recht zu fordern, oder Höflinge, die sorgsam für das eigne Wohl, aber unbekümmert um das fremde, alles Ungerade für gerade gelten lassen: Diese können dem

*) Ueber den Rechtscharakter und die Competenz der Stadtverordneten, von Hugo Häpe. Leipzig 1846. S. 3.

Staat nicht erwünscht sein; ihm kann nur an Bürgern liegen, die ihrer Kraft und ihres Rechts sich bewußt, aus freiem Antriebe nicht mehr Antheil an der öffentlichen Gewalt verlangen, als ihnen von rechts- und gesetzeswegen zusteht."

Und in den Stadtverordneten, dem „Gewissen der Commun", wie der vorerwähnte Verfasser geistvoll sich ausdrückt, in ihnen, wenn man nicht bloß die zufällig gegenwärtig amtirenden, sondern auch die älteren, die ausgetretenen und die in den Stadtrath übergegangenenen mit hinzuzählt, ist überall da, wo einsichtsvoll und gewissenhaft gewählt ward, der Kern der Bürgerschaft enthalten. Es ist stets ein gutes Zeichen für den gereiften bürgerlichen Sinn, wenn rege Theilnahme an den Wahlen und geringe Weigerung der Annahme stattfindet. Wo Wenige wählen und Viele ausschlagen, da ist wenig Gemeinsinn und viel Selbstsucht und viel von jener Stimmung oder vielmehr Stimmungslosigkeit, die Alles, auch die ärgste Bedrückung, über sich ergehen läßt. Freilich bleibt auch an der Städteordnung noch Manches zu wünschen. Freilich könnte — wie der mehrerwähnte Autor schon 1846 aussprach — die Gemeindevertretung in vielen Dingen unabhängiger dastehn. Aber soll das Bessere des Guten Feind sein, sollen wir darum uns die Freude verleiden lassen an dem Trefflichen, was wir haben? Nimmermehr. Und so sei denn die allgemeine Städteordnung uns auch in Zukunft, wie bisher, die Quelle bürgerlicher Freiheit, bürgerlichen Friedens und bürgerlichen Wohlstandes. Das wird jedem Einzelnen, das wird dem Staate selbst am meisten zu Gute gehn. Denn:

„Wer ist das würdigste Glied des Staates? Ein wackerer Bürger; Unter jeglicher Form bleibt er der edelste Stoff."

Dresden, den 28. Mai.

— Die öffentliche Feier des 31. Mai, des Tages, an welchem vor 25 Jahren die allgemeine Städteordnung in Dresden eingeführt wurde, wird auf eine Speisung der Armen und eine Festspeisung der in den städtischen Wohlthätigkeitsanstalten befindlichen Pfleglinge beschränkt bleiben. Die Abhaltung eines auf jenen Tag bezüglichen Erinnerungsfestes ist dagegen aus mehrfachen Gründen auf einige Wochen verschoben worden.

— Am vergangenen Sonntage, Mittags ½1 Uhr brach in den Dachräumen des auf der kleinen Packhofstraße gelegenen, vier Stock hohen Hauses „zum schlesischen Hof" Feuer aus, welches bei dem stark wehenden Morgenwinde und da sich in nächster Umgebung umfängliche Waarenniederlagen befinden, leicht hätte sehr gefährlich werden können. Den Bemühungen der Löschmannschaften gelang es jedoch nach einstündiger Anstrengung, dem Umsichgreifen der Flammen Einhalt zu thun, so daß nur der Dachstuhl und theilweise die oberste Etage, deren Bewohner meistentheils ihre Habe eingebüßt haben, von dem Feuer zerstört wurden.

† **Königstein**, 27. Mai. In den letzten Tagen haben in hiesiger Gegend mehre, zum Theil nicht unbedeutende Waldbrände stattgefunden. Am 21. Mai entstand Nachmittags gegen 3 Uhr in der zwischen Cunnersdorf und Reichstein befindlichen fiscalischen Waldung ein Brand, welcher bei der großen Trockenheit schnell um sich griff und in kurzer Zeit die auf einer Fläche von ungefähr 30 Ackern befindliche 10—20jährige Fichten- und Kiefern-Cultur zerstörte. Durch gemeinsame Anstrengungen, namentlich durch Fällen der Bäume und Gräbenziehen, gelang es, noch vor dem Einbruch der Dunkelheit den Flammen ein Ziel zu setzen. Am 24. Mai, früh gegen 7 Uhr, entstand auf dem zwischen dem großen Zschirnstein und dem Dorfe Schöna gelegenen königl. Forstrevier ein Waldbrand, welcher einen ungefähr 5 Acker Flächenraum umfassenden 8jährigen Kiefern- und Lärchenholzbestand verwüstete. Man vermuthet, daß beide Brände durch weggeworfene brennende Zündhölzchen entstanden sind. — Am 27. Mai, Mittags, entstand oberhalb der Postelwitzer Steinbrüche zunächst des Dorfes Schmilka ein dritter Waldbrand, durch welchen 6—8 Acker Waldung zerstört wurden; das Feuer ist, wie mit Sicherheit anzunehmen, durch eine weggeworfene brennende Cigarre, welche in dem am Fußwege befindlichen dürren Grase noch aufgefunden wurde, entstanden.

* **Wunschwitz**, b. Nossen, 27. Mai. Nach langer Trockenheit zog am letzten Montage Nachmittags 4 Uhr ein Gewitter mit bedeutender elektrischer Spannung über unsern Ort. Der Donner rollte furchtbar und der Regen ergoß sich in Strömen. Ein Blitzstrahl zündete das Wohnhaus der Möhler'schen Wirthschaft, dessen Besitzer verreist war, und fuhr neben der in der Stube befindlichen Tochter des Hauses krachend nieder, ohne diese Person zu beschädigen. Im Augenblicke stand das Haus in Flammen und wurde nebst der Scheune in Asche gelegt. Außer dem Vieh konnten nur wenig Habseligkeiten gerettet werden. Die Brandkassenversicherung beträgt nur 600 Thlr., und es ist der Besitzer, wie dessen greiser Vater, dem sämmtliche Habe verbrannt ist, in hilfsbedürftige Lage gekommen. Auch in der Dittmannsdorfer Gegend bemerkten wir den Rauch eines vom Blitz gezündeten Gebäudes.

† **Freiberg**, 26. Mai. Gestern Nachmittag zündete der Blitz in dem Beigute des Zweihüfners Ludewig in Falkenberg und legte das Wohnhaus, den angebauten Durchfahrtsschuppen und eine Scheune, sowie die vier Wirthschaftsgebäude des benachbarten Gutsbesitzers Böhme in Asche. In dem Beigute, in welchem fünf Familien wohnten, wurde die 15jährige Pauline Müller in der Hausflur vom Blitze getroffen; zwar gelang es der Mutter derselben, das betäubte Mädchen in die Stube zu schaffen, doch wurde die Verunglückte später als Leiche unter den Trümmern hervorgezogen. Auch die Tochter des Hausgenossen Zimmer wurde vom Blitze gestreift, doch befindet sich dieselbe auf dem Wege der Besserung. — Am 22. Mai verunglückte in Großhartmannsdorf die 3½jährige Tochter der unverehel. Fritzsch durch Verbrennen; die Mutter hatte das Kind bei einer brennenden Oellampe allein in der Stube gelassen und waren die Kleider der Kleinen, wahrscheinlich beim Spielen mit dem Lichte, in Brand gerathen, so daß dieselbe schon nach zwei Stunden an den Brandwunden verstarb.

Hohenstein, 24. Mai. Heute früh ½2 Uhr brach auf dem Strohboden des massiven Kuhstalles im fürstlichen Vorwerk zu Rüsdorf auf bis jetzt noch unermittelte Weise Feuer aus und brannte das mit Schiefer gedeckte Sparrwerk ab. Leider sind in der über diesem Stalle befindlichen Mägdekammer ein Knecht und drei Mägde mit verbrannt. Einer vierten Magd und einem Eisenbahnarbeiter gelang es, unangekleidet sich durch ein Fenster zu flüchten. — Gestern hatte der 2½ Jahr alte Knabe des Maurermeisters E. allhier beim Ausräumen einer Stube, wo er mit seiner Mutter gewesen, ein Fläschchen mit verdünntem Olium gefunden und davon getrunken; infolge dessen ist derselbe auch trotz sofort angewandter ärztlicher Hilfe, gestern Abend gestorben. (Dr. J.)

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Rt.	Weizen nGr.	Roggen Rt.	Roggen nGr.	Gerste Rt.	Gerste nGr.	Hafer Rt.	Hafer nGr.	Erbsen Rt.	Erbsen nGr.
Dresden	Mai	von	—	—	3	10	3	5	1	18	—	—
	25.	bis	—	—	3	15	3	10	2	—	—	—
Bautzen	Mai	von	5	10	3	5	2	20	1	12	—	—
	23.	bis	6	10	3	12	3	—	1	20	3	25
Meißen	Mai	von	5	—	3	10	3	—	1	17	—	—
	23.	bis	5	10	3	15	3	2	1	22	—	—
Pirna	Mai	von	5	—	3	—	2	25	1	18	—	—
	23.	bis	6	—	3	12	3	3	1	26	—	—
Radeburg	Mai	von	5	25	3	10	3	3	1	22	3	20
	27.	bis	6	10	3	15	3	7	2	2	4	5
Roßwein	Mai	von	5	10	3	12	3	1	—	—	—	—
	26.	bis	6	12	4	—	—	—	—	—	—	—
Chemnitz	Mai	von	5	25	3	23	3	—	1	25	3	25
	23.	bis	6	10	3	27	3	5	1	28	4	3

Butterpreise in Dresden vom 23. bis mit 25. Mai 1857.
die Kanne 18 Ngr. - Pf bis 18 Ngr. 5 Pf.

Briefkasten. Die Entgegnung aus der Meißner Gegend müssen wir, wegen Mangel an Raum, für nächste Nummer zurücklegen. D. Red.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 22 nebst zwei Beilage.)

Freitag, Nr. 23. 5. Juni 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 8, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Die beiden deutschen Großmächte haben sich zwar durch die Zusage Dänemarks, daß den holsteinischen Provinzialständen ein revidirter Entwurf der Verfassung für die inneren Angelegenheiten dieses Landes vorgelegt werden soll, vorläufig befriedigt erklärt, allein sie haben der dänischen Regierung eröffnet, daß man sowohl in Wien als in Berlin von der Voraussetzung ausgehe, daß der holsteinischen Ständeversammlung nicht nur vollständige Gelegenheit gegeben werde, sich über die Abgrenzung der ständischen Competenz frei und ungehindert auszusprechen, sondern daß auch die Vertreter Lauenburgs in gleicher Weise gehört werden und den Ständen beider Herzogthümer dabei unbenommen bleibe, namentlich auch die Stellung und Vertretung der betreffenden Landestheile in der Gesammtverfassung der dänischen Monarchie in den Bereich ihrer Berathungen zu ziehen. Inwieweit das Kopenhagener Kabinet geneigt ist, diesen Voraussetzungen zu entsprechen, wird sich erst beim Beginn der Berathungen zeigen, welche im Monat August stattfinden sollen. Die Stimmen, welche in den Herzogthümern selbst über den von Dänemark gewählten Ausweg sich aussprechen, haben sehr wenig Hoffnung, daß auf diese Weise den Beschwerden jener deutschen Bundesländer abgeholfen werden wird. So schreibt unter Anderem ein mit dem Stande der Dinge vertrauter Mann: „In Kopenhagen ist eher eine neue Revolution und in deren Folge eine Thronentsagung oder Entsetzung zu erwarten, als eine ehrliche, unumwundene Willfährigkeit, die Herzogthümer diejenigen Rechte genießen zu lassen, die ihnen urkundlich zustehen."

Die Nachwehen der in mehren süddeutschen Städten stattgefundenen Arbeiter-Vereinigungen zur Erzielung höherer Arbeitslöhne sind nicht ausgeblieben. In Frankfurt a. M. standen deshalb am 30. Mai 11 Schneidergesellen, in Mainz wenige Tage vorher 27 Schuhmachergesellen vor dem Gericht; sie wurden zu acht- und fünftägigen Gefängniß und in die Kosten verurtheilt. In Mainz hat man auch die Ausweisung der Verurtheilten verfügt.

Im Großherzogthum Baden ist nun auch die vor acht Jahren verfügte allgemeine Landesentwaffnung wieder aufgehoben und das Tragen der Waffen unter den früher üblichen Beschränkungen gestattet worden. — Dr. Friedrich Hecker (welcher bekanntlich in Amerika lebt) wird gegenwärtig als Anstifter des badischen Aufstandes vom Fiscus bei dem Bezirksamt Lörrach auf Zahlung einer Entschädigung des Schadens belangt, welcher dem Staat durch jenen Aufstand erwachsen und auf die Summe von 102,626 Fl. bestimmt ist.

Der gemeinschaftliche Landtag der Herzogthümer Koburg und Gotha hat die von der Regierung in Bezug auf die vollständige Vereinigung beider Landestheile gemachten Vorlagen angenommen. Doch müssen die betreffenden Beschlüsse nachträglich noch den Sonderlandtagen in Koburg und Gotha zur Genehmigung vorgelegt werden, und hieran dürfte das ganze Project scheitern, denn die Koburger wollen von der Vereinigung mit Gotha nichts wissen und sie haben schon auf dem gemeinschaftlichen Landtage dagegen gestimmt.

Preußen. Das Geschäft des berüchtigten Ablaßkrämers Tezel wird, wie das Frankfurter Journal aus der Rheinprovinz schreibt, auch noch in unserem aufgeklärten Jahrhundert betrieben, wenn auch in etwas modificirterer Weise. In der Nähe von Gladbach fanden sich nämlich vor Kurzem drei Geistliche aus einem Trappistenkloster in Belgien ein, um durch den Verkauf einer Art von Ablaßzetteln Geld für ihr Kloster zu sammeln. Durch jene Zettel, welche auch zur „Errettung der Seelen aus dem ewigen Feuer" mit Erfolg zum Besten Verstorbener und Verwandter der Käufer gegen Bezahlung von je 1 Thaler erworben werden konnten, wurde die ewige Seligkeit verheißende Theilnahme an allen besonders zu diesem Zweck in jenem Kloster während 50 Jahren zu lesenden Seelenmessen versprochen. Die Verkäufer wurden zwar nach Belgien zurückgewiesen, doch kehrte einer derselben zurück, wahrscheinlich um sein Glück in Westphalen zu versuchen. Es ist übrigens jener Verkauf von vielen katholischen Geistlichen gemißbilligt worden und man zweifelt daran, daß der Erzbischof von Köln von dem Treiben jener Ablaßverkäufer, die dabei mit möglichster Heimlichkeit und Vorsicht verfuhren, Kunde erhalten hat.

Oesterreich. Die Reise des Kaiserpaares in Ungarn ist auf eine sehr beklagenswerthe Weise unterbrochen worden. Die in Ofen erkrankte zweijährige Erzherzogin Sophie, älteste Tochter des Kaisers, ist nämlich am 29. Mai daselbst verstorben. Dieses traurige Ereigniß hat in allen Kreisen der Bevölkerung die innigste Theilnahme hervorgerufen. Der Kaiser ist mit seiner Gemahlin sofort nach Wien zurückgekehrt, um vorläufig das Schloß Laxenburg zu beziehen. Die Fortsetzung der Rundreise ist unter diesen Umständen für jetzt aufgegeben.

Schweiz. In der Nähe von Olten (an der Aar im Kanton Solothurn) hat sich am 29. Mai ein furchtbares Unglück begeben. Unweit von jener Stadt beim Dorfe Hauenstein wird nämlich gegenwärtig ein Tunnel gebaut und unterhalb des ersten Schachtes (im Tunnel selbst) ist eine Schmiede angebracht, um die stumpfgewordenen Werkzeuge sogleich wieder herzustellen. In dieser Schmiede brach nun am obengedachten Tage Feuer aus, wie man glaubt, durch einen kürzlich angebrachten Zug zur Vermehrung der Luftcirkulation; das Getäfel und Gebälk des Schachtes wurde vom Feuer ergriffen und es bildete sich sofort ein fürchterlicher Zug in dem ungeheuren von dem Schacht gebildeten Kamin. Balken und Seitenwände, mit ihnen eine ungeheure Masse Schutt, stürzten in den Tunnel hinab und sperrten den äußern Theil desselben von dem hinter dem Schachte liegenden ab. Als nun die Tunnelarbeiter in der Nähe des Schachtes das Eintreten einer Katastrophe voraussahen, sandten sie einen Knaben zu den im hintern Tunnel Arbeitenden. Mit demselben kamen aber nur noch zwei Arbeiter hervor. 54 Mann nebst 8 Pferden wurden in dem hinteren Raume, der ungefähr 2000 Fuß Länge hat, abgesperrt. Man hat nun zwar sofort Rettungsversuche gemacht, allein es war unmöglich, mit Erfolg in die Nähe der Unglücksstätte vorzudringen. Durch den Brand, der wahrscheinlich vorräthige Steinkohlen ergriffen, und durch das Ausgießen von Wasser durch den Schacht hinab hat sich

unten im Tunnel ein solcher Rauch und Kohlendampf entwickelt, daß von den vor dem Schuttkegel befindlichen und von den zur Hilfe herbeigeeilten Arbeitern eine große Anzahl betäubt wurden und ohnmächtig hinfielen. Ihrer 50—60 mußten auf Wagen in die freie Luft geführt werden, und fünf der braven Arbeiter, welche ihren Kameraden Hilfe bringen wollten, haben den Tod durch Erstickung gefunden. Trotz dieser Hindernisse machte man alle Anstrengungen, um den Schutt wegzuräumen, allein nach den letzten Nachrichten war sehr wenig Hoffnung für die Rettung der 54 Verunglückten vorhanden; man fürchtete vielmehr, daß sie insgesammt in dem mit Rauch und brennendem Gebälk angefüllten Raume erstickt sind.

Frankreich. Der Minister des Innern hat an die Präfecten ein Circular in Betreff der bevorstehenden Wahlen gerichtet, worin gesagt wird, die Regierung werde offen ihre Candidaten nennen; jede andere Candidatur sei jedoch frei, wenn sie nicht eine politische Manifestation kundgebe. Wie es mit dieser Freiheit bestellt ist, weiß Jedermann. Die Regierung hat die officielle Liste ihrer Candidaten längst an die Präfecten abgeschickt, und diese Beamten haben nunmehr die Pflicht, alle Mittel anzuwenden, um den Vorgeschlagenen die nöthige Majorität zu sichern. Da man in der Wahl dieser Mittel eben nicht besonders wählerisch ist, so läßt sich vorhersehen, daß die Wahlresultate nach den Wünschen der Regierung ausfallen, wenn es auch wahr sein mag, daß sich die Opposition diesmal bei den Wahlen zu betheiligen gedenkt. — Aus Algier ist die telegraphische Nachricht eingegangen, daß die zur Bekämpfung der aufrührerischen Kabylenstämme ausgerückten Expeditionstruppen bereits am 24. Mai ein siegreiches Gefecht mit den Beni-Raten bestanden haben.

Belgien. Es ist gewiß kein übles Zeichen, daß Belgien, der jüngste der europäischen Staaten, in den Zeitungen so wenig besprochen wird, denn seine staatlichen Einrichtungen haben sich unter der weisen Leitung König Leopold's, selbst in der Zeit allgemeiner Aufregung, trefflich bewährt und den Sturm der Revolution, welcher 1848 über Europa dahin brauste, von seinen Grenzen abgewehrt. Nur die parlamentarischen Kämpfe in den Kammern richteten zuweilen die Aufmerksamkeit auf jenes Land, denn seit dem Bestehen der Verfassung standen sich fortwährend die liberale und ultramontane Partei streitend gegenüber und der Sieg der einen oder anderen entschied über die Zusammensetzung des jedesmaligen Ministeriums. Die belgische Verfassung gewährt nämlich vollständige Freiheit des Cultus und der Staat hat, in voller Trennung von der Kirche, kein Recht der Einmischung in religiöse Angelegenheiten. Da nun in Belgien die katholische Religion herrscht und unter seinen 4½ Mill. Einwohnern kaum 11,000 Nichtkatholiken sich befinden, so ist es erklärlich, daß die katholische Geistlichkeit bei der ihr gewährten vollen Freiheit auch in politischen Angelegenheiten eine hervorragende Rolle spielt und die freisinnigen Bestimmungen des Grundgesetzes durch ihre Bestrebungen zu neutralisiren sucht. In dieser Richtung sind besonders die Jesuiten von jeher thätig gewesen und sie haben namentlich auf die Gestaltung des Unterrichtswesens einen entscheidenden Einfluß sich zu erringen gewußt. Den Ultramontanen gegenüber steht aber die aus der Mitte der intelligenten katholischen Bevölkerung hervorgegangene liberale Partei, welche jenen Rückschrittsbestrebungen entschieden entgegentritt und die freisinnigen Institutionen des Landes mit Kraft und Energie zu vertheidigen und weiter auszubilden bemüht ist. Dieser Kampf zwischen beiden Parteien hat nun in den jüngsten Tagen zu bedauerlichen Auftritten Veranlassung gegeben, welche an mehren Orten des Landes die öffentliche Ruhe gestört haben.

In den Kammern besitzt nämlich gegenwärtig die ultramontane Partei die Majorität, und das Ministerium hat sich dadurch veranlaßt gesehen, dem Andringen derselben nachzugeben und der Volksvertretung einen Gesetzentwurf vorzulegen, welcher dem Klerus und den zahlreichen religiösen Corporationen in Stiftungs- und Erbschaftsangelegenheiten die Eigenschaft von Civilpersonen zusichert, und dessen rechtliche Vortheile und Folgen bei dem Einflusse, welchen sich die Geistlichkeit zu verschaffen weiß, außerordentlich tief in das Familienleben einzugreifen drohen. Den Entwurf dieses sogenannten Wohlthätigkeitsgesetzes hat nun die liberale Minorität mit aller Entschiedenheit, aber ohne Erfolg bekämpft. Die Ultramontanen siegten mit einer geringen Majorität und dieses Ergebniß ist es, welches in diesen Tagen in Brüssel und mehreren anderen Städten zu unruhigen Auftritten Anlaß gegeben hat.

Es war am 27. Mai, als die Abstimmung über die ersten Artikel des betreffenden Gesetzes stattfand. Die Debatte war äußerst erregt, die Sitzung mußte unterbrochen werden, und der Präsident sah sich bei der zunehmenden Heftigkeit einzelner Deputirter veranlaßt, die zahlreich gefüllten Tribünen räumen zu lassen. Das Resultat der Abstimmung brachte indessen eine außerordentliche Aufregung hervor; vor dem Parlamentsgebäude, welches mittlerweile mit Militär umstellt worden war, hatte sich eine große Menschenmenge versammelt, welche nach dem Schlusse der Sitzung die heraustretenden Deputirten, je nach dem Grade ihrer Popularität, begrüßte. Da ereignete sich ein Zwischenfall, welcher leicht unangenehme Folgen haben konnte. Als nämlich der päpstliche Nuntius, welcher den Verhandlungen auf der diplomatischen Tribüne beigewohnt hatte, aus dem Parlamentshause trat, hielt ihn die aufgeregte Menge seiner geistlichen Kleidung halber für den Abgeordneten Abbé De Haerne, einen eifrigen Vertheidiger des Wohlthätigkeitsgesetzes, und der Vertreter des Papstes wurde daher mit Murren und Zischen empfangen. Der Prälat erbleichte und eilte in den Sitzungssaal zurück, wo ihn einer der Minister in Empfang nahm, um ihn durch die aufgeregte Menge zu geleiten, die ihm, als sie über ihren Irrthum aufgeklärt worden, ehrfurchtsvoll Platz machte. Später machte der Minister des Auswärtigen dem Nuntius einen Besuch, um den unangenehmen Vorfall zu entschuldigen. Vor dem Sitzungspalais wurden indessen die liberalen Deputirten von der immer zahlreicher anschwellenden Volksmenge mit lauten Beifallsrufen begrüßt, und da man ernstere Demonstrationen befürchtete, so ward das Militär in den Kasernen consignirt. Doch blieb die Ruhe an jenem Tage ungestört. Als aber am 28. Mai der Hauptartikel des Gesetzentwurfs, auf dessen Verwerfung man gerechnet hatte, mit 59 gegen 57 Stimmen zur Annahme gelangte, steigerte sich die Aufregung unter der Brüsseler Bevölkerung sichtlich und es versammelten sich Tausende vor dem Kammerpalaste, um ihre Mißbilligung des gefaßten Beschlusses in lärmender Weise kundzugeben. Jedes priesterliche Gewand, das sich blicken ließ, wurde mit lautem Geheul empfangen, und als sich der Sitzungssaal leerte, begrüßte man die liberalen Deputirten mit Jubelrufen, während man den klerikalen Abgeordneten durch Heulen und Pfeifen sein Mißfallen zu erkennen gab. Bei diesen Demonstrationen blieb es jedoch nicht, sondern es folgten ernstere Excesse. Nachdem einigen freisinnigen Deputirten vor ihren Wohnungen Hochs gebracht worden waren, zog die immer zahlreicher anschwellende Masse vor das königliche Schloß und ließ dort, um den Freiheitsbaum gereiht, wiederholt den donnernden Ruf: „Es lebe der König!" ertönen, um dann das belgische Volkslied abzusingen. Von dort wandte sich der Menschenknäuel in die Rue des Brigittines, deren größere Hälfte den Jesuiten angehört und hier war es, wo es zu strafbaren Gewaltthätigkeiten kam. Die Fenster des dort befindlichen palastähnlichen Schulgebäudes wurden eingeworfen, ein Gleiches geschah in dem Kapuzinerkloster und in der Wohnung eines die ultramontanen Interessen vertretenden Redacteurs. Abends versammelten sich große Volksmassen auf dem Rathhausplatz und im Theater, wo „Wilhelm Tell" gegeben wurde. Der Herzog von Brabant besuchte mit seiner Gemahlin die Vorstellung und wurde mit lautem Beifallrufe empfangen, wie es denn auch nicht an lebhaften Loyalitätsbezeigungen für den König fehlte, während wiederum jede be-

zügliche Stelle des Stücks mit stürmischem Beifall begrüßt wurde. Mitten in der Vorstellung wurde das Nationallied (die Brabançonne) vom Publicum angestimmt, doch ging das Stück ohne weitere Störungen zu Ende. Desto stürmischer aber ging es während dieser Zeit in der Stadt zu und außer den bereits erwähnten Gewaltthätigkeiten kam es noch zu mehrfachen beklagenswerthen Excessen, bis sich die Menge gegen Mitternacht, unter lauten Verwünschungen gegen den Klerus, die Mönche und Klöster, zerstreute. Am nächsten Morgen wurde die Garnison von Brüssel durch Militär aus der Provinz verstärkt, auch trat die Bürgergarde für die Aufrechterhaltung der Ruhe ein und durch unablässiges Patrouilliren und entsprechende Verfügungen der Municipalbehörde ist es gelungen, jedwede weitere Ruhestörung zu vermeiden. Viele Geistliche aus dem Mönchsstande haben die Stadt verlassen, da sich der Volksunwille namentlich gegen sie in bedenklicher Weise zu äußern begann. — In Antwerpen kam es am 29. Mai ebenfalls zu unruhigen Auftritten und es zogen dort unter den Rufen: „Es lebe der König! Nieder mit den Klöstern! Es lebe die Minorität!" dichte Menschenmassen durch die Straßen, welche schließlich die Scheiben der in jener Stadt befindlichen zwei Jesuiten-Collegien zertrümmerten. In Gent gab es ähnliche Scenen, doch gelang es, den bischöflichen Palast gegen die beabsichtigten Gewaltthätigkeiten zu schützen. In Lüttich wurden die Scheiben des bischöflichen Palastes eingeworfen und ein Gleiches geschah in dem dortigen Jesuiten-Collegium. Auch in Mons wurde das Wohnhaus der Jesuiten und das Kloster der Redemptoristen angegriffen. In der Umgebung von Brüssel liegen 12,000 Mann Truppen versammelt und außerdem hat die Regierung zur Aufrechterhaltung der Ruhe zwei Klassen der Miliz einberufen.

Nach abgehaltenem Ministerrathe hat der König am 30. Mai den Senat und die Abgeordnetenkammer vertagt und man erwartet, daß diesem Schritte alsbald die förmliche Auflösung erfolgen werde. In einem solchen Falle würde auch das Kabinet zurücktreten müssen, da bei der Aufregung, welche sich in den meisten Theilen des Landes kundgiebt, die liberale Partei unfehlbar den Sieg über die Ultramontanen davontragen dürfte. Im Uebrigen ist das Ministerium unter sich selbst nicht einig, da gerade die zwei hervorragendsten Mitglieder desselben, de Decker und Vilain, mit den Concessionen nicht einverstanden sind, welche durch das Wohlthätigkeitsgesetz der ultramontanen Partei gemacht werden. Letztere selbst fühlt sich überdieß beengt durch den lauten und entschiedenen Widerwillen, welchen ihre reactionären Bestrebungen unter der aufgeklärten katholischen Bevölkerung finden.

Ein Sprung in den Rhein.

Novelle von Carl v. Kessel.

(Fortsetzung.)

Kaum zitterten die ersten Töne durch die Luft, als in dem Gebäude eine allgemeine Bewegung bemerkbar wurde. Lichter tauchten an verschiedenen Stellen auf, Stimmen ließen sich vernehmen und bald näherten sich eilig fünf bis sechs Diener, welche Fackeln trugen.

Ein alter graubärtiger Haushofmeister war der erste, welcher vor der Dame niederkniete und ihr mit Thränen in den Augen ehrfurchtsvoll das Kleid küßte.

„O meine Gebieterin," rief er, „nun kehrt die Freude wieder in dieses Haus ein, welches bis zu diesem Augenblick nur Schmerz und Trauer bewohnten. Gesegnet sei der Eintritt unserer guten Herrin und mögen die Heiligen nie wieder ein solches Unglück zugeben."

„Erhebe Dich, Fedorowitsch," entgegnete Paulowna tiefbewegt — „sei mir willkommen Du alter, treuer Diener, und auch Ihr anderen Alle seid herzlich gegrüßt von der, welche bereits die Hoffnung aufgegeben hatte, Euch jemals wieder zu sehen."

Und umringt von der immer zahlreicher herbeiströmenden Dienerschaft, schritt die Dame am Arm unseres Helden, der nicht minder ein Gegenstand der Verehrung und Ehrfurcht für die Anwesenden geworden war, rasch einer schönen, von dorischen Säulen getragenen Veranda zu, die den Eingang zu den inneren Gemächern der im reichsten italienischen Styl angelegten Villa bildete.

An der Thüre eines kleinen, mit der äußersten Eleganz und im feinsten Geschmack verzierten Salons stand eine alte Dame, die ihre zitternden Arme verlangend nach Paulowna ausstreckte.

„Mutter! meine herzensgute Mutter, hier hast Du Dein verloren geglaubtes Kind!" rief die Letztere, indem sie laut schluchzend der würdigen Matrone in die Arme stürzte.

„Und wer ist dieser Herr?" fragte die alte Dame, nachdem der erste Sturm eines freudigen Wiedersehens vorüber war, indem sie ihre Blicke auf den Fähnrich heftete, der bescheiden bei Seite getreten war.

„Wer das ist, meine geliebte Mutter? — Das ist mein Retter — Herr v. Kranichfeld, von dem ich Dir bereits in meinem letzten Briefe so Vieles mittheilte."

Die Matrone reichte dankerfüllt dem jungen Manne ihre Hand, während ihr von neuem die Thränen über die Wangen rollten.

„Seien Sie mir willkommen," sagte sie; „indem sie meiner Tochter das Leben retteten, haben Sie auch mir dasselbe zurückgegeben."

Kranichfeld verbeugte sich tief, war aber in diesem Augenblick selbst zu bewegt, um eine zusammenhängende Antwort hervorzubringen. Er blickte zu Paulowna empor.

„Morgen sprechen wir mehr davon," sagte freundlich diese, „dann werden wir Alle ruhiger sein, als dies im jetzigen Augenblick der Fall ist. Ich denke, es wird Ihnen recht sein, Herr v. Kranichfeld, wenn ich Sie jetzt auf eine kurze Zeit der Sorgfalt meines alten Fedorowitsch übergebe. Er soll Ihnen Ihre Gemächer anweisen. In einer Stunde erwarten wir Sie dann hier zum Souper."

Die junge Dame berührte eine kleine silberne Glocke und einige Augenblicke nachher folgte unser Held dem alten Haushofmeister, welcher, in jeder Hand einen silbernen Armleuchter von getriebener Arbeit tragend, unter vielfachen Verbeugungen ihm voranschritt.

VIII.

Als der Fähnrich am andern Morgen nach einem festen und gesunden Schlafe erwachte, war es schon ziemlich spät. Er sprang aus dem Bett und erstaunte nicht wenig, Alles, was er zur Toilette brauchte, vom eleganten Frack bis zu den feinsten Pariser Glacéhandschuhen, vor sich ausgebreitet zu sehen. Ueberrascht von dieser Aufmerksamkeit, die ihm fast wie Zauberei vorkam, griff er nach der Klingelschnur, um sich darüber von dem alten Fedorowitsch Aufklärung zu verschaffen. Aber seine Verwunderung wuchs noch mehr, als der Haushofmeister ehrerbietig am Eingange der Thüre stehen blieb, sich fast bis zur Erde verneigte und mit dem Ausdrucke des tiefsten Respektes sagte:

„Seine Durchlaucht, unser erhabener Gebieter, wünschte den gnädigen Herrn in einer Stunde zu sprechen."

„Wer?" fragte Kranichfeld ganz erstaunt, indem er seinen Ohren nicht traute, „wer wünscht mich zu sprechen?"

„Seine Durchlaucht," entgegnete Fedorowitsch, wobei er sich zum zweitenmale noch tiefer bückte.

„Aber sagen Sie mir doch, mein lieber Herr Hausminister..."

Der alte Russe lächelte.

„Oder Herr Haushofmeister."

Fedorowitsch nickte.

„Nun, man kann nicht höflich genug sein," brummte der Fähnrich. „Sagen Sie mir also doch, mein Lieber," fuhr unser Held fort, dem jetzt plötzlich ein schrecklicher Gedanke in den Kopf stieg, „soll ich vielleicht nach Sibirien abgeführt werden?"

„Nach Sibirien?" entgegnete nun seinerseits der Russe, indem er den Fähnrich erstaunt ansah, „nach Sibirien? O ich glaube nicht."

„Sie glauben nicht? Sie wissen es also nicht gewiß?"

„Ah, in Frack und Glacéhandschuhen nach Sibirien!... Ist dort kalt, sehr kalt!..." und der alte Fedorowitsch brach in ein lebhaftes Gelächter aus.

„Nun, lassen Sie es gut sein," murmelte der Fähnrich, „man kommt manchmal auf wunderbare Gedanken. Seine Durchlaucht haben also wirklich befohlen?"

„Der Fürst läßt den gnädigen Herrn ersuchen."

„O, Seine Durchlaucht erzeigen mir zu viel Gnade, Herr Haushofmeister. Ich werde mich pünktlich einstellen. Hoffentlich führen Sie mich bei dem Fürsten ein?"

„Ich werde die Ehre haben."

„Tausend Patronen," murmelte Kranichfeld, indem er sich anzog und dabei eine große Brillantnadel an seinen Busenstreif befestigte, „der alte Moses in Deutz würde mir hierauf unbedingt 20 Friedrichsd'or geliehen haben."

„Die Stunde ist um," bemerkte der Haushofmeister, der nach einer Weile wieder eingetreten war.

„So kommen Sie. Aber ich bin mit dem Hofceremoniell nicht sehr vertraut"

„O, mein Gebieter ist sehr leutselig."

„Sie meinen also, daß derselbe einen kleinen Verstoß nicht übel nehmen wird?"

„Keineswegs. Besonders nicht dem Retter seiner Nichte, unserer jungen Herrin."

Mit diesen Worten schritt der alte Diener voran und öffnete schnell zwei Flügelthüren, worauf er sich ehrerbietig zurückzog, während der Fähnrich sich wiederholt vor einem schönen alten Manne mit sanften, aber doch gebietenden Zügen verbeugte, der, die Hand auf ein zierlich geschnitztes Consol gestützt, unseren Helden zu erwarten schien.

(Fortsetzung folgt.)

Der Telegraph zwischen Europa und Amerika.

Wir können uns keinen schärfern Gegensatz denken, als zwischen jener weiland „gelben Postkutsche", die vielen unserer Zeitgenossen noch aus eigener Anschauung bekannt ist, und dem Dampfwagen, welcher auf den glatten Schienen einherbraust. Die Eilposten sind nicht viel über ein Vierteljahrhundert alt und wie sehr hat die Zeit auch diese nützliche Einrichtung überflügelt! Sie erscheint nur noch auf Nebenstrecken zulässig und nur so lange, bis auch auf solchen die Eisenbahn an die Stelle der macadamisirten Landstraße tritt. Als im Jahre 1834 einem übrigens recht verdienten Staatsmanne an der Spree der Vorschlag gemacht wurde, auch für Preußen das neue Communicationsmittel nutzbar zu machen, lehnte derselbe eine solche Zumuthung als „romantisch" ab. England hatte sechs Jahre früher die Bahn zwischen Liverpool und Manchester eröffnet; 1837 erhielt Deutschland jene zwischen Nürnberg und Fürth, 1838/39 die zwischen Dresden und Leipzig. Seitdem sind etwa zwanzig Jahre vergangen, und nun ist der Tag nahe, an welchem man ohne Unterbrechung von St. Petersburg bis Neapel fahren wird! Selbst die große Scheidewand zwischen Nord- und Süd-Europa, das Hochgebirge der Alpen, bildet kein Hinderniß mehr; alle europäischen Länder ohne Ausnahme besitzen oder erhalten demnächst Eisenbahnen und sind rastlos thätig, das schon gewaltige Netz weiter auszudehnen und zu vervollständigen. Selbst Afrika hat Schienenwege in Aegypten und Algerien, und England wird den Riesenplan, eine Eisenstraße von der Küste Syriens durch die Wüste bis zum Euphrat und an diesem Strom abwärts bis zum persischen Meerbusen zu bauen, ohne Zweifel durchführen. Auch Ostindien und selbst Australien haben sich das neue Communicationsmittel angeeignet, vor Allem aber ist es von Seiten der Vereinigten Staaten Nordamerika's geschehen, in denen nun schon an 25,000 englische Meilen Schienenwege vollendet sind. Die Landenge von Panama, welche die schmalste Schranke zwischen den beiden Weltmeeren bildet, ist mit Eisensträngen belegt, und man macht die Fahrt von Ocean zu Ocean in vier Stunden. In Südamerika bauen Brasilien, Chile und Buenos Ayres Eisenbahnen. Von riesenhafter Ausdehnung wird jene große Ost-Westbahn werden, welche man vom Mississippi durch die westlichen Einöden, über die Felsengebirge und die Sierra Nevada bis nach San Francisco in Californien herzustellen gedenkt. Eine Weltkarte, auf welcher alle vorhandenen und im Bau oder im Entwurf begriffenen Eisenbahnen aufgezeichnet sind, bietet einen höchst anregenden und interessanten Anblick dar.

Am Meere endigen die Schienenwege; Ströme, wie Donau, Rhein oder Weichsel, lassen sich überbrücken; der Ocean hat keine Balken, aber er trägt Dampfschiffe, welche eine Ergänzung der Eisenbahnen bilden. Auf den Flüssen kann man sie als Concurrenzlinien betrachten, auf See erscheinen sie als eine Fortsetzung der Bahnen, und zwar als eine nothwendige. Wir sehen deshalb schon überall da, wo der Schienenstrang am Salzwasser ausläuft, auch den Dampfer bereit liegen, um Reisende und Waaren rasch an Bord zu nehmen und weiter zu befördern.

Gegenwärtig sind auch wir tief im innern Land Wohnenden mit den oceanischen Dampfschiffen eben sowohl vertraut, wie mit den Eisenbahnen; wir finden beide ganz erklärlich und in der Ordnung, würden nicht mehr begreifen, daß solche Verbindungsmittel fehlen könnten. Sie sind uns unentbehrlich geworden, und ein großer Theil des Geschäftslebens ist so völlig darauf begründet, daß schon die verspätete Ankunft eines Dampfers aus Indien oder Amerika große Störung im Gefolge hat. Aber noch vor nun gerade zwanzig Jahren bezweifelte man, ob überhaupt eine transatlantische Dampfschifffahrt möglich sei, und Männer, welche in den praktischen Wissenschaften ein gewichtiges Wort mit zu reden hatten, erklärten rundweg das Unternehmen für durchaus unthunlich und nicht ausführbar. Auf schmalen Meeresarmen und im Binnenmeere sei allerdings die Dampfschifffahrt eben so wohl angewandt, wie auf den Strömen und Landseen, aber an eine Ueberfahrt nach Amerika oder nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und Indien dürfe man nicht denken. Auch war der erste Versuch entschieden mißlungen. Im Jahre 1825 hatte man einen Dampfer aus London nach Calcutta gehen lassen, der zu dieser Fahrt nicht weniger als 113 Tage gebrauchte, also weit mehr Zeit bedurfte, als ein Segelschiff, das keine Kosten für Kohlen zu tragen hat. Erst zwölf Jahre später legte man wieder Hand ans Werk; der Handel wollte eine raschere Verbindung haben, man hatte im Bau der Dampfschiffe große Fortschritte gemacht, und wagte es 1837 zwei tüchtige Fahrzeuge von Bristol nach Neu York zu schicken, welche glücklich ans Ziel gelangten.

Damit war die Aufgabe einer oceanischen Dampfschifffahrt gelöst, und seitdem entstand eine Linie nach der andern. Jetzt fährt man mit Dampf rund um den ganzen Erdball, und nur zwei schmale Erdengen, jene von Panama auf der Schwelle zwischen Nord- und Süd-Amerika, und die von Suez zwischen Asien und Afrika, halten das Schiff auf; sie sind aber mit Schienen überbrückt; der Strang von Cairo nach dem rothen Meere bei Suez wird eben jetzt gelegt. Gegenwärtig, im Jahre 1857, schwimmen nahe an viertehalbhundert oceanische Dampfer (ohne die Küstenfahrer) auf den verschiedenen Meerestheilen! Alle irgend belangreichen Häfen bilden Ausgangs- und Endpunkte für die sechszig oder siebenzig verschiedenen Dampferlinien, welche den offenen Ocean befahren. Bevor zehn Jahre verfließen, wird Europa fast täglich Dampfer aus Amerika anlangen sehen. Von Bremen und Hamburg bedarf ein solcher in gerader Fahrt nur etwa 14 Tage; zwischen Neu-York und Liverpool ist dieselbe schon in 9 Tagen und 16 Stunden zurückgelegt worden. In Europa reicht die Seedampfschifffahrt vom Nordcap in Norwegen bis Cadiz in

Spanien und durch das mittelländische und schwarze Meer bis in die Krim; sie dehnt sich aus bis Syrien, Kleinasien und Aegypten, in Afrika bis ans Vorgebirge der guten Hoffnung. Wir finden Dampfer im rothen Meere, im indischen Ocean, im indischen Archipelagus hinauf bis Nord-China und südöstlich bis Australien; und weiter östlich im Stillen Weltmeere, welches die Westküste von Amerika bespült. Dort reichen die Linien von den russischen Ansiedlungen bis nach den südlichen Häfen von Chile, und auf der gegenüber liegenden Seite von Neufundland bis Buenos Ayres.

Eisenbahnen und Dampfschifffahrt waren ein ungeheurer Gewinn; in das Geschäftsleben kam durch sie eine Thätigkeit und ein Aufschwung, wie man sie zuvor nie gekannt oder auch nur geahnt hatte. Und doch fehlte noch etwas, um dieser neuen Bewegung den letzten Stempel aufzudrücken. Es traf sich, daß fast zugleich mit der weiteren Vervollkommnung jener beiden großen Erfindungen auch der elektrische Telegraph für den Verkehr nutzbar gemacht werden konnte, und daß man sich beeilte, dem Telegraphennetze eine möglichst große Ausdehnung zu geben. Wir wissen in diesem Augenblicke nicht genau zu sagen, wie viele tausend Meilen Länge die elektrischen Drähte haben, da fast täglich neue hinzukommen; so viel aber ist gewiß, daß sie überall den Eisenbahnen entlang laufen und in Europa wie in Nordamerika jeden irgend wichtigen Punkt berühren, den sie mit dem großen Netze in Verbindung bringen. Die große Dreiheit für die Belebung der Verkehrsinteressen, welche das gesammte wirthschaftliche Leben gegen früher so durchgreifend umgestaltet hat und im Fortgange der Zeit immer mehr verändern und auf viele neue Grundlagen stellen wird, — diese Dreiheit giebt die Hauptwaffen her in den friedlichen Kreuzzügen des neunzehnten Jahrhunderts, an welchen alle Culturvölker sich betheiligen. Durch sie fallen eine Menge von Schranken und Hindernissen, und die Künste des Friedens gewinnen, zum Heil der Menschheit, ein immer größeres Uebergewicht; auch die Summe der Interessen, an welchen mehrere Länder zugleich betheiligt sind, wächst mehr und mehr an, es bildet sich eine umfangreichere Gemeinsamkeit.

Durch Dampfer und Eisenbahnen überwand man Raum und Entfernung, aber der elektrische Telegraph hat beide vernichtet; er eilt sogar der Zeit voraus. Diese Anwendung der elektrischen Kraft ist von ganz ungeheurer Bedeutung; der Telegraph ist nun das allerwichtigste Verbindungsmittel zwischen den verschiedenen Ländern geworden, weil er unter allen das rascheste bildet. Man hat ihn in einer Weise vervollkommnet und die verschiedenen Methoden der Mittheilung sind so praktisch, daß er Alles leistet, was man wünscht oder verlangt. Damit seine tiefgreifende Wirksamkeit allgemein werde, fehlte nur Eines. Das Meer setzte ihm Schranken. Aber die Männer der Wissenschaft ruhten nicht, bis sie dieselben beseitigt hatten und bis die Versuche, den Telegraphen am Meeresboden hin vom europäischen Festlande nach der britischen Insel hinüber zu legen, gelungen waren. Das geschah vor etwa sechs Jahren und seitdem haben wir in Nord-Europa fünf verschiedene unterseeische Telegraphen, von zusammen einer Länge von etwa 70 deutschen Meilen. Sie verbinden Frankreich und England, dieses letztere und Island, Schottland und Irland, Belgien mit Dover, Holland mit England. Dazu kommen drei andere in Südeuropa, nämlich jener von der Küste Piemonts nach Corsica und von dieser nach der Insel Sardinien, zusammen etwa 45 Meilen, und der, welchen die Westmächte zur Zeit der Belagerung von Sebastopol im schwarzen Meere zwischen Varna und Balaklawa gelegt hatten, und der etwa 100 Meilen Länge hatte.

Es war somit festgestellt, daß man eine elektrische Telegraphenlinie unter See herstellen konnte und man verzweifelte nicht an der Möglichkeit, vermittelst einer solchen auch Europa und Amerika zu verbinden. Das Projekt tauchte in Neu-York schon vor etwa funfzehn Jahren auf, hatte aber damals keine weiteren Folgen. Später griff man in England den Plan auf, aber wie sollte er ausgeführt werden? Der nordatlantische Ocean hat zwischen beiden Erdtheilen keine Inseln, an welchen man die Drähte befestigen könnte; der nächstliegende Punkt war das Vorgebirge Race auf der Insel Neufundland. Da wo man die Meerestiefe gemessen und den Boden erreicht hatte, traf das Senkblei auf unebenen zackigen Felsengrund. Dieses Gestein würde auch das stärkste Tau zerreiben und auseinander reißen. Dazu kam, daß in manchen Gegenden der Seeboden auf Strecken von hundert und aberhundert Geviertmeilen mit Seegras von unbekannter Dichtigkeit bedeckt war, durch welches man den Draht nicht bis auf den Boden hinabsenken kann. Man stieß hier auf unüberwindliche Schwierigkeiten und sah sich deshalb nach einer andern Strecke um. Unternehmende Ingenieure schlugen vor, das feste Land mit zu benutzen. Wer von unseren Lesern eine Karte zur Hand hat, möge die Linie auf derselben verfolgen. Sie sollte von Nordschottland nach den Orkadischen Inseln und den Faröern, von da nach Island und weiter nach der Ostküste von Grönland gelegt werden, der Küste des letztern entlang, quer unter See über die Davisstraße und an der amerikanischen Küste entlang bis nach Canada, wo sich dann die Drähte aus Amerika anschließen würden. Man sieht, daß diese Linie einen großen Bogen machen würde. Der ganze Vorschlag war jedoch abenteuerlich, obwohl er seiner Zeit ernstlich in Erwägung gezogen wurde.

Weit praktischer war der Vorschlag, Irland und Neuschottland in geradem Striche unterseeisch zu verbinden. Weshalb, fragte man ganz richtig, sollte es weniger möglich sein, einen zweitausend englische Meilen langen Draht auf dem Meeresgrunde zu legen, wie auf einer Strecke von zwanzig oder dreißig? Die Erfahrung hat bewiesen, daß vermittelst der Drähte die Elektricität sich auch unter Wasser fortführen läßt, sobald jene in Gutta Percha eingeschlossen sind, und die größere oder geringere Entfernung macht in dieser Hinsicht keinen Unterschied. Nichts hindert, Drähte von beliebiger Länge zu verfertigen, es kommt nur darauf an, sie in solcher Weise zu legen, daß sie sicher auf dem Boden des Oceans ruhen, und nicht in Gefahr kommen, von Stürmen aufgerissen zu werden. Das letztere ist nicht zu besorgen, denn man weiß, daß auch bei sehr heftigem Sturmwind das Meer in einer verhältnißmäßig geringen Tiefe von den Orkanen ganz unberührt bleibt; es kommt also nur darauf an, sie auch vor den Strömungen und Gegenströmungen in der See selbst sicher zu stellen. Die Telegraphen zwischen dem europäischen Festland und der britischen Küste, sowie jene im mittelländischen Meere, hatten in dieser Beziehung die Probe bestanden, ein gleiches war der Fall mit jenen, welche man unter dem Meere von der Insel Kap Breton durch den St. Lorenzbusen nach Neufundland auf einer Strecke von etwa 20 deutschen Meilen legte, und auch der Draht durch die Northumberlandstraße, vom Kap Tormentine bis zur Prinz Edward's Insel, der freilich nur ein paar Meilen lang ist, wurde ohne alle Schwierigkeit versenkt, und die telegraphische Mittheilung erlitt keinerlei Störung.

Das Alles waren gleichsam Vorarbeiten zu dem großen Werke des transatlantischen Telegraphen zwischen Europa und Amerika. Die geringste Entfernung zwischen beiden Erdtheilen finden wir zwischen den Inseln Irland und Neufundland; sie beträgt zwischen dem kleinen irischen Eiland Valencia und der Stadt St. Johns 1650 englische oder etwa 400 deutsche Meilen; zwischen diesen beiden Endpunkten wird nun im Laufe dieses Monats der Riesendraht gelegt, der eine ganz unermeßliche Wirkung auszuüben nicht verfehlen kann. Das große und folgenreiche Unternehmen geht von einer Privatgesellschaft aus; man hat nicht die Hände in den Schooß gelegt, bis etwa Regierungsgelder verwilligt wurden, sondern die Neu-York-London-Neufundland-Telegraphen-Compagnie hat die Sache in die Hand genommen und mit der atlantischen Telegraphencompagnie ein Uebereinkommen getroffen. Die Regierungen von Neufundland, England und jene der Vereinig-

ten Staaten unterstützen jedoch das Werk in jeder Beziehung. Die zu St. Johns hat der Compagnie Land geschenkt und 25,000 Dollars gezahlt; die beiden anderen schlossen mit ihr Verträge und gewährleisteten bestimmte Jahreseinnahmen; außerdem stellte jede von ihnen zwei Dampfer, welche gemeinschaftlich den Draht legen. Sie nehmen denselben in England an Bord, fahren bis in die Mitte des atlantischen Meeres, schweißen dort auf hoher See beide Kabeltheile aneinander, und dann steuert das eine Schiff nach Europa, das andere nach Neufundland. Am 4. Juli, dem Tage der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, hofft man zum ersten Male die Mittheilungen zwischen beiden Erdtheilen in der Zeit von einer Minute zu bewerkstelligen!

Die Seeleute und Ingenieure zweifeln keinen Augenblick an dem Erfolge, und in der That haben sorgfältige Untersuchungen ergeben, daß die Beschaffenheit des Seebodens zwischen den beiden Endpunkten in hohem Grade günstig sei. Vermittelst sinnreich erdachter Vorrichtungen ist es gelungen, nicht nur die Tiefe des Meeres auf jener vierhundert Meilen breiten Strecke genau zu messen, sondern auch zu ermitteln, daß der Boden dort eine große Fläche bildet, die man als submarine Telegraphenebene bezeichnet hat, und auf welcher der Draht fest und sicher ruhen wird. Mit dem Senkblei holte man feste Theile von der Tiefe des Seebodens an's Tageslicht, und fand, daß sie aus mikroskopischen Schalenthieren bestanden, deren Steinpanzer nicht im Mindesten abgerieben erscheint. Darin findet man die Gewähr, daß unten im Meere ganz ruhiges Wasser sei; die Tiefe beträgt nirgends über zwölf- bis vierzehntausend Fuß.

Wir hoffen, daß das große Werk nicht mißlingen werde. Dann haben wir den Zauberdraht in einer ungeheuern Ausdehnung. Nordamerika hat gegenwärtig eine weit längere Strecke von elektrischen Telegraphen, als Europa; sie reichen dort schon bis Mexico, und eben jetzt werden sie quer durch den ganzen Continent nach Californien gelegt. Bei uns, in der alten Welt, will man sie demnächst so ausdehnen, daß sie von London bis nach Singapore, in Hinterindien, an der Straße von Malacca, durch Asien hindurch reichen.

Welchen Einfluß eine solche Verbindung zwischen allen Erdtheilen auf das ganze Leben der Völker und der einzelnen Menschen ausüben müßte, liegt auf der flachen Hand; er wird ganz ungeheuer und im Fortgange der Zeit geradezu unermeßlich sein.

Dresden, den 4. Juni.

— Stadtrath und Stadtverordnete hatten schon vor mehren Wochen einhellig beschlossen, zur Feier des 25jährigen Gedenktages der Einführung der allgemeinen Städteordnung Sr. königl. Hoheit dem Kronprinzen das Ehrenbürgerrecht darzubieten, und am 30. Mai begab sich daher eine aus den Vorständen der beiden städtischen Collegien bestehende Deputation nach dem prinzlichen Palais, um Sr. königlichen Hoheit das, eine sinnige Zueignung enthaltende und äußerlich höchst geschmackvoll ausgestattete Ehrenbürgerrechts-Diplom zu überreichen. Se. königl. Hoheit nahm das im Namen der Stadt dargebrachte Geschenk höchst freundlich auf und lud die Mitglieder der Deputation zur Tafel.

— Am 31. Mai feierte das älteste Mitglied unseres Stadtrathes, Herr Franz Eduard Gehe, unter allseitiger freudiger Theilnahme, sein 25jähriges Amtsjubiläum. Der Jubilar hat neben seiner langjährigen segensreichen Verwaltung des Armenwesens sich insbesondere um die Reorganisation unseres städtischen Schulwesens hohe Verdienste erworben und mit rastlosem Eifer, mit Umsicht und Ausdauer die Zwecke der Jugendbildung nach allen Seiten hin kräftig zu fördern gesucht. Legt nun auch der Zustand unseres im Laufe der Jahre immer umfänglicher gewordenen Schulwesens das beste und glänzendste Zeugniß für die Erfolge jener edlen Wirksamkeit ab, so mußte es doch dem wackeren Manne in hohem Grade erfreulich sein, an jenem Festtage von so vielen Seiten Beweise der aufrichtigsten Verehrung und Anerkennung zu empfangen. Schon am Vorabende des Festes begab sich eine Deputation der Lehrer mit 150 festlich gekleideten Schülern und Schülerinnen der hiesigen Elementarschulen nach der in Loschwitz gelegenen Sommerwohnung des Jubilars, um denselben zu begrüßen. Die Lehrer-Deputation überreichte dem Gefeierten ein prachtvoll eingebundenes Album, welches die Photographien der städtischen Schulgebäude, das Portrait des Jubilars, das Haus, welches er bei seiner Erwählung zum Stadtrath vor 25 Jahren bewohnte und seine jetzige Wohnung enthält. An demselben Abende überreichte eine Deputation der städtischen Lehrerinnen als Zeichen ihrer Theilnahme einen geschmackvollen Blumenkorb, der pädagogische Verein sandte dem Jubilar das Diplom der Ehrenmitgliedschaft, und das Sängerchor der Kreuzschule überraschte ihn durch einen herrlichen Abendgesang. Am Festtage selbst wurde dem Jubilar von Ihrer Majestät der Königin Marie eine kostbare Tasse nebst Beglückwünschungsschreiben übersandt. Später erschien eine Deputation des Stadtraths und der Stadtverordneten, um dem wohlverdienten Manne ihre Glückwünsche auszusprechen und ihm im Namen der Stadtgemeinde ein dauerndes Zeichen der Anerkennung darzubringen. Letzteres bestand in der Urkunde für eine „Gehe-Stiftung", durch welche an hiesiger Kreuzschule eine Freistelle begründet wurde, deren Besetzung dem Jubilar zusteht. Gleichzeitig überreichten die Mitglieder des Stadtraths ein collegialisches Geschenk, bestehend aus vier silbernen Leuchtern mit einem Untersatz. Die städtische Schuldeputation, durch drei ihrer Mitglieder vertreten, überbrachte dem Gefeierten, als ihrem langjährigen Vorstande, eine kalligraphisch ausgeführte Votivtafel, und hieran reihete sich noch eine größere Anzahl von Deputationen, welche dem Jubilar durch Wort, Schrift und sinnige Gaben ihre herzliche Theilnahme ausdrückten. Wir erwähnen hier nur die Directoren und Lehrer der beiden Realschulen, des Gymnasiums, die Geistlichen und Lehrer von Loschwitz, das Personal der städtischen Schulexpedition, die Schulgeldereinnehmer, die Schuldiener &c. Nachmittags erschienen die bis dahin durch amtliche Thätigkeit abgehaltenen Vertreter der Stadtgeistlichkeit, und Consistorialrath Dr. Kohlschütter verlieh durch eine von Herzen kommende warme Ansprache der schönen Festfeier einen erhebenden Schluß. Am Dienstage, als der Jubilar seine Amtsthätigkeit wieder beginnen wollte, fand er sein Arbeitszimmer auf dem Rathhause von den Händen des Expeditionspersonals mit Guirlanden und Blumen ausgeschmückt. — Wir schließen diese Mittheilung mit dem herzlichen Wunsche, daß es dem gefeierten Manne noch recht lange vergönnt sein möge, in gleicher Weise, wie in dem an jenem Festtage abgeschlossenen Vierteljahrhundert zum Segen unserer Stadt mit ungeschwächter Kraft zu schaffen und zu wirken.

— Am gestrigen Tage zum zweiten Male seit Einführung des öffentlich-mündlichen Strafverfahrens bildete die Anklage des Mordes, glücklicherweise diesmal nur des versuchten, den Gegenstand der Gerichtsverhandlung. Die Handarbeiterin Juliane Friederike Damme hatte vor noch nicht vier Wochen (vgl. Nr. 20 d. Bl.), am 8. Mai d. J., Abends in der neunten Stunde, mit einem Handbeile bewaffnet, sich in den ihr bekannten Laden des Seifensieders Sch. auf der Hauptstraße begeben, in welchem, wie sie wußte, die 62jährige verw. Rasch, der sie Geld schuldig, Verkäuferin war und Geld in Verwahrung hatte. Diese hatte eben ihre Tochter, welche bei ihr zu Besuch gewesen, zur Hausflur begleitet und wurde auf der Rückkehr in ihre an das Verkaufslocal angrenzende Wohnstube von der hinter dem Ofen lauernden Damme mit Beilschlägen auf den Kopf empfangen. Glücklicherweise hatte sie Körper- und Geisteskraft genug, der verruchten Mörderin, die ihren Vorhalt, sie doch gehen zu lassen, da sie ihr nichts gethan, unbeachtet ließ, sich zu erwehren und als auf ihren Hilfeschrei Hausbewohner herbeieilten, so gab die Verbrecherin ihren Mordplan auf, flüchtete in die Küche und ward aus diesem ihrem Versteck durch die Polizei hervorgeholt. Die sie damals zum Opfer ersehen, saß heute, durch ein sichtliches Zeichen göttlichen Schutzes wunderbar aus großer Lebensgefahr errettet, auf der Zeugenbank der Angeklagten gegenüber. Diese selbst, eine schwächliche Person von

46 Jahren, wegen Diebstahls bereits früher bestraft, suchte zwar nun heute in Abrede zu stellen, was sie früher dem Polizeiinspector und dem Untersuchungsrichter zugestanden: daß sie mörderische Absicht gehabt, daß sie die Rasch habe erschlagen wollen, um dann das in ihrer Verwahrung befindliche Geld zu nehmen. Heute dagegen gab sie vor, daß sie die Rasch nur durch Beilschläge habe betäuben wollen, um dann ungestört sich das Geld aneignen zu können. Diese Deutung ist aber schon deshalb nicht sehr glaubhaft, weil die verw. Rasch die Damme kannte, diese also von jener Entdeckung und Anzeige zu befürchten hatte. Außer der Verletzten und dem Polizeiinspector waren nur wenige Hausgenossen der Ersteren als Zeugen geladen. Die vor einem äußerst zahlreichen Zuhörerkreise geführte Verhandlung gelangte also schon nach wenigen Stunden zu den Schlußvorträgen. Der Vertheidiger, Herr Dr. Schaffrath, suchte mit großer Gewandtheit den früheren, geheim und schriftlich abgelegten Geständnissen der Angeschuldigten die Beweiskraft zu entziehen, bezog sich darauf, daß der Versuch kein beendigter gewesen und wies schließlich auf die Armuth der Angeschuldigten hin, welche, so wenig sie auch ein Verbrechen, vollends ein derartiges, rechtfertigen könne, dennoch als Veranlassung dazu einige mildernde Beachtung verdiene. Der Gerichtshof erkannte auf 18 Jahre Zuchthaus wegen beendigten Mordversuches.

: Freiberg, 29. Mai. Gestern Abend hat die Dienstmagd Voigtmann aus Zöblitz, welche in hiesiger Stadt diente, sich bei ihrem Bruder, einem Brauergesellen, in der Bodenkammer eingeschlossen, sich daselbst heimlich entbunden und das Kind getödtet. Die Leiche des Kindes wurde von der später herbeigerufenen Hebamme im Bettstroh gefunden; Letztere zeigte das Verbrechen an und die Voigtmann wurde sofort verhaftet.

* Oschatz, 2. Juni. Am heutigen Vormittage brach in der Scheune des Halbhüfners Heinr. Boitz zu Bleßwitz Feuer aus, welches in kurzer Zeit das daneben liegende Wohn- und Seitengebäude, sowie drei benachbarte Wohnhäuser einäscherte. Man vermuthet Brandstiftung.

* Meißen, 3. Juni. Gestern und heute schwamm Meißen in einem Urjubel, wie er nur unserer Rebenstadt eigen ist: unser Pfingstschießen wurde, vom schönsten Wetter begünstigt, gefeiert. Die Stadt war mit Guirlanden, Kränzen und Flaggen reich geschmückt, und ganz Meißen und eine große Zahl Fremder war auf den Beinen, um das Fest mit feiern zu helfen. Unsere Meißner Schützen machten sich dabei sehr stattlich. Schon der erste Tag, an welchem der Scheibenschützenkönig Heinsberg seine Getreuen mit einem Frühstück regalirte, wurde so heiter begangen, daß die Theilnehmer zum Theil erst am Spätabend, und mancher jenseits des Gleichers, von der Schießwiese heimkehrten. — Heute kam die Heiterkeit noch besser in Gang. Es waren Deputationen der Schützengesellschaften aus Wilsdruf und Altenburg eingetroffen, und früh nach 8 Uhr langte das festlich geschmückte neue Dampfschiff „Meißen" mit 110 Mann des stattlichen Pirnaer Schützencorps hier an. Aus Gründen, die im vorhergehenden Tage zu suchen waren, konnte unser Schützencorps zu so früher Tagesstunde zur officiellen Begrüßung nicht eintreffen; den Kampfbegierigen aus Pirna blieb nichts übrig, als auf der Elbe zu kreisen, bis endlich der Appell die Schlummernden zu neuer Freude an den Platz des „Schiffchens" versammelt hatte. Böllerschießen, welches ein ausgezeichnetes Echo verursachte, begrüßte die ankommenden Gäste. Unter den üblichen Ehrenerweisungen bestiegen nun auch die Meißner Schützen das reich beflaggte Schiff und die Musik spielte lustig auf, während der Dampfer dem Ufer von Spaar zueilte, wo der Vogelschützenkönig Homack in seinem Weinberge begrüßt wurde. Als sich der Zug über die Brücke bewegte, gewährte er im lichten Sonnenschein einen prächtigen Anblick. Im Gasthofe „zur Sonne" wurden die aufgepflanzten Batterien von den tapfern Kämpfern so unermüdlich erobert — es wurden an zwei Faß Wein vertilgt —, daß es seit Jahren bei ähnlichen Gelegenheiten nicht so „fidel" gewesen ist. Ein heiteres Mittagsmahl auf der Schießwiese, gewürzt mit Toasten aller Art, gab den etwa noch Durstigen Gelegenheit, ein Uebriges zu thun und es war charakteristisch für die Stimmung des Tages, als ein fremder Gast beim Mahle den Toast ausbrachte: „Meißen ist eine schöne Stadt; aber ich wollte, ich hätte sie nicht gesehen!" — Der Schießhausplatz war mit Zelten für Erfrischung bei dem durstigen Wetter reichlich versehen. Schaubuden fehlten; nur Rehahn, der fliegende Buchhändler, machte seine Geschäfte bei der Kinderwelt. Die Carroussels vereinigten ihre Drehorgelmusik mit den unendlich schmachtenden Cadenzen der Harfenmädchen, um die Gehörsorgane mit einem kauderwelschen Chaos zu ängstigen. — Gegen Abend war der Schießplatz ungemein zahlreich von Schaaren Fröhlicher besucht, und man darf wohl sagen, daß unser gemüthliches Meißen seit lange kein so überaus heiteres Schützenfest gefeiert hat.

† Meißner Gegend, Ende Mai. Unsere Beleuchtung einiger auffälligen Resultate des Dresdener Armenpfleger-Tags in Nr. 20 d. Bl. hat eine Entgegnung hervorgerufen, auf die wir im Interesse der Armensache mit einigen aphoristischen Bemerkungen zurückzukommen uns erlauben. Unser geehrter Gegner stimmt mit uns völlig darin überein, „daß viele bestehende Armenvereine nicht sind, was sie zu sein scheinen." Die sogenannten Armenvereine, d. i. die Vereinigung einer Anzahl Dörfer, — wozu? läßt sich im Allgemeinen der Sachlage nach noch nicht bestimmen — deren Sachsen aber an 200 zählt, zerfallen in drei Classen. Die erste zahlreichste Classe dieser Vereine hat einfach den Zweck, sich der Bettler, welche besonders in den Theuerungs- und Hungerjahren in Menge herumgezogen, zu erwehren; die Mitglieder dieser Classe verfolgen lediglich den Grundsatz, nichts zu geben; sie bringen auch nicht einen Deut auf zur Unterstützung solcher Gemeinden, die mit unverhältnißmäßig viel Armen belastet sind; sie zahlen nicht einen Pfennig für das Armenwesen; jede Gemeinde muß lediglich für ihre Armen einstehen. Es ist weder eine große Kunst noch ein Verdienst, etliche Dörfer zu einem solchen Vereine zusammenzubringen, der blos den Zweck verfolgt, nichts zu geben. Leider gehören die meisten sogenannten „Armenvereine" Sachsens dieser hohlen Kategorie an. Der Titel „Armenverein" ist in diesem Falle nur ein usurpirter, ein täuschendes Aushängeschild, ein Hohn für die Armen; es sind Anti-Bettelvereine, weiter nichts. Will man für die Interessen einer christlichen Armenpflege kein Opfer bringen, so sei man wenigstens ehrlich, und nenne solche Vereine beim rechten Namen: Vereine zum Schutze gegen das Bettelwesen. Es will aber Vereinen, welche den Armen nichts geben, übel anstehen, wenn sie unter der Firma als „Armenvereine" tagen, und auf Prügelstrafen und andere Zwangsmaßregeln antragen. — Eine zweite Classe der sogenannten Armenvereine hat es einen Schritt weiter gebracht. Sie verfolgt zwar auch lediglich den Zweck, das Bettelwesen abzustellen, glaubt aber, diesen nicht ohne Anstellung eines Hilfsgendarms zu erreichen. Die zum Verein zusammengetretenen Dörfer bringen nun 200 Thlr. zur Besoldung eines Mannes auf, der die lästigen Bettler in die Häuser treibt; dabei machen die betreffenden Dörfer noch recht gute Geschäfte: während sie früher das Vierfache an Bettler zahlten, ersparen sie jetzt 600 Thlr. und haben noch obendrein den Vortheil, sich als „Armenvereine" geriren zu können. Kein Armer wird bei ihnen aus der Vereinskasse unterstützt; wohlhabende Dörfer leisten armen Nachbarsdörfern keine Aushilfe in der Armenpflege. Wie viel Gutes ließe sich erreichen, wenn man nur jene 200 Thaler zum directen, oder indirecten Vortheil der Bedürftigen weise verwendete! — Eine dritte, sehr kleine Classe, wozu der Chemnitzer, der Meißner, der Krögiser und einige andere Vereine zählen, verdient den Namen Armenhilfsvereine. Die Ortsarmenkasse der einzelnen Dörfer bleibt zwar selbstständig und unverschmolzen, aber man bildet eine ansehnliche Districtsarmenkasse, — im Meißner und Krögiser Vereine wird von jeder Steuereinheit jährlich 1 Pfennig in diese Kasse entrichtet, wodurch gegen 600 Thlr. in jedem Verbande eingehen, — aus welcher solche Gemeinden, die mit unverhältnißmäßig viel Armen belästigt sind, eine Beihilfe für Armenunterstützung erhalten. Der Ueberschuß wird zur Beschaffung von Arbeit während der

Wintermonate für Arbeitslose angewendet *). Der Krögiser Verein hat angefangen, aus jener Kasse Flechtschulen zu gründen. Der Meißner Verein ließ während des Winters kostspielige Erdarbeiten ausführen, errichtete Spinnschulen, kaufte Flachs für Arme zum Spinnen, und man gedenkt in beiden Vereinen in dieser Richtung hin zum Segen der Armen fortzubauen. Die Armen dieser beiden Bezirke erkannten fast durchgängig die wohlthätige Fürsorge der Armenvereine dankbar an; an 70 Arbeiter führten vor 2 Jahren Erdarbeiten aus, Frauen spannen Flachs, Kinder flochten oder spannen Flachs und das Betteln war wie abgeschnitten, und zwar ohne Hilfsgendarm und in Krögis ohne Conventionalstrafe gegen solche, die Bettlern eine Gabe reichen. Die Beschaffung lohnender Arbeit wird immer eine Hauptaufgabe der Armenhilfsvereine sein; denn es ist das sicherste Mittel, die Bedürftigen in eine Lage zu versetzen, wo sie sich durch ihrer Hände Arbeit selbst nähren können, ohne daß sie das bittere Gnadenbrod einer Gemeinde genießen müssen. Die Armen durch einen Hilfsgendarm in die Hütten des Elends treiben, ohne ihnen Arbeit zu verschaffen, läßt sich mit den Forderungen der christlichen Barmherzigkeit nicht vereinigen. In den Districten Sachsens, wo die Landwirthschaft vorherrscht, und wo es nicht andere Erwerbszweige für den Winter giebt, wie in der Lausitz die Weberei, fehlt es in den 4 Wintermonaten fast allen Frauen ländlicher Arbeiter an Beschäftigung und selbst viele Männer der Arbeiterfamilien sind ohne Erwerb, weil nur die Rittergüter, Bauern sehr selten, einige Leute mit dem Dreschen des Getreides beschäftigen. Drei Ngr. Arbeitslohn, die ein Drescher täglich hier verdient, reichen zur Ernährung einer Familie übel aus. Die Armenhilfsvereine werden in solchen Gegenden darauf denken müssen, irgend einen neuen Erwerbszweig für die Wintermonate heimisch zu machen. Sobald die Armenvereine die Zwecke der Arbeitsverschaffung selbst mit Opfern verfolgen, sobald der arbeitsunfähige Arme ausreichend unterstützt wird, ist das leidige Bettelwesen sehr leicht und ohne Unbarmherzigkeit zu unterdrücken. Unser geehrter Herr Gegner wird sich durch einen einfachen Versuch überzeugen, daß ohne Hilfsgendarm in solchem Falle auszukommen ist. Man versuche es nur auf ein halbes Jahr. Wenn die Dorfbewohner zur Districtsarmenkasse Beiträge geliefert, so sind sie nicht noch gewillt, an Bettler Gaben zu verabreichen, und letztere bleiben von den Orten von selbst fern, wo sie den Zweck eines so leichten Broderwerbs nicht mehr erreichen. Eben so kann ohne allen Nachtheil die Vielen verhaßte und in ihrer Beaufsichtigung so schwierige Conventionalstrafe von 5 Ngr. wegfallen. Sollte es dennoch einige arbeitsscheue Vagabunden geben, so wird die Gendarmerie sie schon einliefern und die bestehenden Gesetze sind ausreichend streng gegen böswillige Vagabunden. Die Gründung der Bezirksarmenhäuser und die zweckmäßige Beschäftigung der Insassen unterliegt zu viel Schwierigkeiten im Einzelnen; der erhebliche Kostenpunkt schreckt so sehr ab, daß es räthlich erscheint, jetzt noch von einer Maßregel abzusehen, welche die Bildung neuer größerer Armenverbände hindert. Die Armenpflege liegt in manchen Dörfern noch gar sehr im Argen. Es wird daher die Aufgabe der künftigen Armentage sein, richtige Grundsätze über eine weise Armenpflege zu verbreiten, Gemeinsinn zu wecken. Der Obmann sämmtlicher Armenvereine könnte von jedem der jährlichen Armentage aus den einzelnen Vereinen eine Uebersicht einfordern über die Mittel, die man zum Besten der Armen angewendet, woraus zugleich erhellen würde, ob Armenhilfsvereine oder Anti-Bettelvereine in Dresden tagen. Empfiehlt noch die Regierung die Bildung wirklicher Armenvereine, fahren gemeinnützige Männer fort, auch ferner ihre Kräfte diesen Vereinen zum Opfer zu bringen, so kann man dem nächsten Armentage ein günstigeres Prognostikon stellen.

*) Am 23. Mai d. J. hielt der landwirthschaftliche Armenhilfsverein zu Meißen seine zweite Jahresversammlung. Die Jahreseinnahme betrug 2135 Thlr. Die hauptsächlichsten Ausgaben des letzten Vereinsjahres waren 893 Thlr. Unterstützungen an die Armen der einzelnen Dörfer (incl. 300 Thlr. für die Spinnschule in Gruben), 65 Thlr. für die Spinnschule in Semmelsberg, 280 Thlr. an die Wohlthätigkeitsanstalten Meißens (Verein zu Rath und That, Spinnschule, Kleinkinderbewahranstalt), 160 Thlr. zur Aussteuerung wandernder Handwerksgesellen, 30 Thlr. für kranke Personen. Der Verein zählt 75 Dörfer mit c. 10,000 Einwohnern. Es sind also durchschnittlich pr. Kopf 6 Ngr 5 Pf. aufgebracht worden. Wenn andere Vereine das Annähernde leisten, so gestehen wir ihnen gern das Prädicat „Armenhilfsvereine“ zu.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Rt.	Weizen nGr.	Roggen Rt.	Roggen nGr.	Gerste Rt.	Gerste nGr.	Hafer Rt.	Hafer nGr.	Erbsen Rt.	Erbsen nGr.
Dresden	Mai	von	6	—	3	10	3	5	1	16	4	—
	29.	bis	6	15	3	20	3	8	2	2	4	10
Bautzen	Mai	von	5	10	3	5	2	20	1	15	—	—
	30.	bis	6	5	3	15	3	—	1	22	3	25
Meißen	Mai	von	—	—	3	12	3	—	1	12	3	14
	30.	bis	—	—	3	15	3	5	1	28	—	—
Pirna	Mai	von	5	15	3	—	2	25	1	20	—	—
	30.	bis	6	—	3	12	3	2	1	28	—	—
Radeburg	Juni	von	5	26	3	5	3	—	1	20	—	—
	3.	bis	6	4	3	12	3	3	2	3	—	—
Roßwein	Juni	von	6	5	3	15	—	—	—	—	—	—
	2.	bis	6	15	3	25	—	—	—	—	—	—
Chemnitz	Mai	von	5	25	3	25	3	2	1	26	3	25
	30.	bis	6	10	4	—	3	7	2	—	4	3

Dresden. Das Schock Stroh 5 Thlr. — Ngr. bis — Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu 1 „ 5 „ „ 1 „ 12 „

Radeburg. Haidekorn 2 Thlr. 20 Ngr. bis 3 Thlr. — Ngr.
Eingegangen: 502 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 26. bis mit 29. Mai 1857.
die Kanne 18 Ngr. 5 Pf. bis 19 Ngr. 5 Pf.
— in Pirna (30. Mai) 19 „ — „ „ 20 „ — „
— in Roßwein (2. Juni) 15 „ 2 „ „ 16 „ 8 „
— in Chemnitz (30. Mai) 19 „ 5 „ „ 20 „ — „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 85⅞ angebot; dergleichen kleine 86¼ angeb.; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½% 102¼ angeb.; desgl. von 1847 à 4% 98½ gesucht; dergl. von 1852 und 1855 à 4% 98½ gesucht; dergl. von 1852 4% à 100 Thlr. 99½ ges.; dergl. 1855 à 3% 79½ ges. Land-Renten-Briefe große 86 ges.; dergl. kleine 88 ges.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99¼ ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 99 angeb.; kleine 99¼ angeb.; dergl. à 3½% große — angeb., kleine — angeb.; dergl. 3½% große — angeb., kleine — angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 99 ges.; kleine 99¼ ges.; dergl. 3½% große und kleine 93½ ges.

Preuß. 4½% Anleihe 99¼ ges.; dergl. 4% 93¾ ges. Preuß. 3½% Staats-Schuld-Scheine 83½ ges.

Oesterr. 5% Nation.-Anleihe 82¼ gesucht.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 15 Ngr. — Pf. Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.

Ausländ. große Caff.-Anweis. und Bank-Noten 99¼.

Dresden, den 4. Juni 1857. Ed. Rocksch.

Quittung.

Für das Wormser Luther-Denkmal gingen ferner bei uns ein: Transport 4220 Pf. Th. 100 Pf.; 1025 Pf. in der Gemeinde Brockwitz und 125 Pf. in der Gemeinde Elieben gesammelt durch den Gem.-Vorst. Franz; Dr. Mai in Großröhrsdorf b. Radeberg 100 Pf.; F. A. Weise 300 Pf.; Fr. Günther 300 Pf. Sa. 6170 Pf.

Die Redaction d. S. Dorfz.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.

(Hierzu: „Der Dampfwagen“ Nr. 23 nebst einer Beilage.)

Freitag, Nr. 24. 12. Juni 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 8, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Die in diesen Tagen erfolgte Veröffentlichung der preußischen Note, welche als Antwort auf die von Dänemark in der Angelegenheit der deutschen Herzogthümer dargebotenen Concessionen nach Kopenhagen gesandt worden ist, liefert den Beweis, daß die beiden deutschen Großmächte der dänischen Regierung gegenüber jetzt nicht mehr ein ganz gleichmäßiges Verfahren einhalten, obgleich es Anfangs hieß, ihre Antworten seien in der Hauptsache ganz gleichlautend gewesen. Die preußische Note giebt nämlich den von Dänemark gemachten Zusagen auch eine gleiche Auslegung, wie es die österreichische Regierung gethan (s. Nr. 23), nur geht sie weit ausführlicher auf die Sache ein und sucht mit mehr Entschiedenheit den Ständen der Herzogthümer das Recht zu wahren, über das Verhältniß jener Länder zu der dänischen Gesammtverfassung frei und unbehindert zu berathen. Außerdem waltet aber noch ein anderer wesentlicher Unterschied zwischen beiden diplomatischen Actenstücken ob. Oesterreich begnügt sich, die Hoffnung auszusprechen, daß die an die dänischen Zusagen geknüpften Erwartungen und Voraussetzungen sich erfüllen werden und will den Erfolg der mit den Provinzialständen zu eröffnenden Verhandlungen ruhig abwarten. Preußen geht aber einen Schritt weiter, indem es der Regierung zu Kopenhagen erklärt, daß man in Berlin, falls die preußische Auffassung den Absichten des dänischen Kabinets nicht entspreche, eine weitere Aeußerung hierüber erwarte; die preußische Regierung, heißt es weiter, würde dann in Erwägung ziehen, inwiefern sie sich unter solchen Umständen alsdann doch noch verpflichtet halten müsse, die ganze Angelegenheit dem deutschen Bunde vorzulegen. Dieses verschiedene Verhalten der beiden Großmächte gewinnt aber an Bedeutung, wenn man hört, wie die dänischen, von der Regierung inspirirten Blätter sich über den Notenwechsel aussprechen. Diese Organe machen nämlich gar kein Hehl daraus, daß die Zusagen Dänemarks in Berlin und Kopenhagen in einem ganz anderen Sinne aufgefaßt werden, als sie gemeint seien; namentlich erklären sie ganz unumwunden, daß es den Ständen der Herzogthümer nun und nimmer gestattet werden dürfe, direct oder indirect die dänische Gesammtverfassung in ihre Berathungen zu ziehen. Ehe Dänemark eine solche Concession mache, müsse es lieber dem Beispiele der Schweiz folgen und sich rüsten, um der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Liegt es sonach schon jetzt außer allem Zweifel, daß die Auffassung und Auslegung, welche die Zusagen Dänemarks in Berlin und Wien gefunden, in Kopenhagen auf keinerlei Zustimmung zu rechnen haben, so ist der von Preußen eingeschlagene Weg, wonach sich die dänische Regierung vorher unumwunden über ihre Absichten erklären soll, offenbar weit praktischer als die Ansicht Oesterreichs, welche erst die Erfolge der in Aussicht gestellten Verhandlungen mit den Ständen der Herzogthümer abwarten will, ehe weitere Schritte geschehen sollen. Nun wird man sich in Kopenhagen mit einer Antwort auf die preußische Note allerdings nicht sehr beeilen, fällt dieselbe aber schließlich dennoch ablehnend aus, so wird Oesterreich nicht umhin können, dem Beispiele Preußens zu folgen und die streitige Angelegenheit zur Entscheidung des Bundes zu bringen, wenn man es anders in Wien ernst und ehrlich meint mit der leider schon so lange verzögerten Wahrung deutschen Rechts.

Nachdem in Baiern durch eine Verfügung des Königs die Abhaltung von Missionen durch ausländische Geistliche wieder gestattet worden ist (s. Nr. 22), haben sich bereits zum Pfingstfeste vier Patres Redemptoristen eingefunden um acht Tage lang in der Umgegend von München im Freien zu predigen. Bekanntlich ist dieser Orden den Jesuiten eng verschwistert und es werden daher die Jünger Loyola's auch nicht mehr lange auf sich warten lassen. — In diesen Tagen sind die Ratificationen des zwischen Würtemberg und dem päpstlichen Stuhle abgeschlossenen Concordats ausgewechselt worden. Daß die Bestimmungen desselben dem katholischen Klerus sehr günstig lauten, wurde schon früher mitgetheilt, und es werden die praktischen Folgen dieses Uebereinkommens sicher nicht lange auf sich warten lassen. Wie aus Oberschwaben berichtet wird, ist dort die Errichtung zweier Klöster im Plane; die Einwilligung der Regierung scheint gewiß zu sein. —

In verschiedenen Gegenden des Herzogthums Nassau haben in vergangener Woche wiederholte Gewitterregen große Verheerungen angerichtet; in mehreren Districten wurde die Ernte durch Wolkenbrüche und Hagelwetter fast gänzlich vernichtet. Im Rheingau sah man, wie von dort unterm 4. Juni gemeldet wird, seit acht Tagen mit schmerzlicher Ungeduld dem Aufhören des Regenwetters entgegen. — Die Berichte aus der Rhein- und Moselgegend über den Stand der Reben lauten bis jetzt sehr befriedigend.

Preußen. Aus Berlin berichtet der „Publicist", daß auch dort Anzeichen bemerkbar geworden sind, die auf eine planmäßige Arbeitseinstellung der Arbeiter, wie sie in den verschiedensten Gegenden und Orten Deutschlands hervortreten, schließen ließen. Durch ein zeitiges und energisches Einschreiten der Polizeibehörde seien die in Berlin wahrnehmbar gewordenen Versuche jedoch im Keime erstickt worden. Wie das genannte Blatt mittheilt, habe man die Fäden zu einem, wie es scheine, von Belgien ausgehenden, großartigen Plane entdeckt, wonach in Belgien, Deutschland und der Schweiz sämmtliche Arbeiter an einem bestimmten Tage zu arbeiten aufhören sollten, um damit eine allgemeine Erhöhung sämmtlicher Arbeitslöhne zu erzwingen. Vielleicht läuft bei dieser Mittheilung etwas Uebertreibung unter, doch ist es Thatsache, daß den Berliner Innungsvorständen auf Veranlassung der Polizeibehörde Seiten des dasigen Magistrats die Aufforderung und Eröffnung zugegangen ist, überall, wo sich in irgend einer Werkstatt eine planmäßige Arbeitseinstellung der Gehilfen zeigen sollte, sofort Anzeige bei der Behörde zu machen und sich des sofortigen Einschreitens versichert zu halten.

Am 8. Juni Abends gegen 7 Uhr flog in Berlin das in der Kirschallee (unweit der Invalidenstraße) gelegene Laboratorium des Theaterfeuerwerkers Dobermont in die Luft. Dasselbe bestand in zwei kleineren, im Garten gelegenen Gebäuden, von denen das eine zur Anfertigung, das andere zur Aufbewahrung fertiger Feuerwerksgegenstände benutzt wurde. Das Laboratorium flog zuerst in die Luft und entzündete sofort

das Vorrathshaus; von beiden Gebäuden, in denen sich glücklicherweise Niemand befand, blieb kein Stein auf dem andern, und ein davor stehendes kleines Wohnhaus wurde ebenfalls gänzlich demolirt. In letzterem wohnte ein kranker Arbeiter, welcher mit seinem Bett weit fortgeschleudert und zerschmettert wurde. Außer ihm haben noch drei Personen, darunter Dobermont selbst, welche sich in der Umgebung des Laboratoriums befanden, ihr Leben bei der Explosion verloren. Die Tochter des Feuerwerkers wurde schwer verwundet.

In Preußen wird die Sonntagsfeier bekanntlich mit großer Strenge gehandhabt. Dies geht so weit, daß z. B. in Stettin die Vergnügungsfahrten der Dampfschiffe erst nach dem Schlusse des Nachmittagsgottesdienstes beginnen dürfen. — Bei einer kürzlich in Hinterpommern abgehaltenen Kirchenvisitation wurde der von dem General-Superintendenten Jaspis gebilligte Vorschlag gemacht, Dienstboten und Lehrlingen, welche den Sonntagsgottesdienst nicht besucht hätten, statt des herkömmlichen Mittagessens nur Schwarzbrod zu verabreichen. Mit solchen Mitteln wird man wohl schwerlich den an sich ganz löblichen Zweck, den Kirchenbesuch zu fördern, erreichen.

Oesterreich. In einem in diesen Tagen durch den Generalgouverneur von Ungarn, Erzherzog Albrecht, veröffentlichten kaiserlichen Handschreiben spricht der Kaiser die Versicherung aus, daß er, seinem Vorhaben getreu, die Rundreise in Ungarn baldmöglichst wieder aufnehmen werde. — Der österreichische Gesandte in Neapel hat von seiner Regierung einen Urlaub erhalten und wird demnächst seinen Posten auf einige Zeit verlassen; es knüpft sich hieran das Gerücht, daß in letzterer Zeit zwischen den Höfen von Wien und Neapel eine gewisse Spannung eingetreten sei. — Das Befinden des Marschalls Radetzky hat sich in letzterer Zeit einigermaßen verschlimmert, doch ist die von einigen Zeitungen gemeldete Nachricht, daß der greise Feldherr infolge des ihm zugestoßenen Unfalls verstorben, unbegründet.

Schweiz. Mit ängstlicher Spannung hat man fast acht Tage lang weiteren Nachrichten über die traurige Katastrophe zu Hauenstein entgegengesehen und bis zuletzt der Hoffnung Raum gegeben, daß es den vereinten Anstrengungen gelingen werde, die zahlreichen Menschenleben, welche durch das Einstürzen des Schachtes gefährdet waren, zu retten. Diese Hoffnung hat sich leider nicht bestätigt, sondern die Zahl der unglücklichen Opfer ist durch die unausgesetzten Rettungsversuche nur noch vermehrt worden. Wir haben bereits mitgetheilt, daß durch das Einstürzen des Schachtes ein ungefähr 40 Fuß starker Schuttkegel im Tunnel gebildet wurde, welcher 52 Arbeiter und 8 Pferde von dem äußeren südlichen Zugange absperrte und sie in dem ungefähr 2000 Fuß langen Tunnelraume einschloß, an dessen Ende noch 700 Fuß zu durchbrechen waren, ehe man an die von der anderen (nördlichen) Bergseite bereits eingetriebene Tunnelstrecke gelangte. Von dieser letzteren Seite war demnach jedwede Hilfe unmöglich, und es galt daher vor Allem, den Schutt des von der Erdoberfläche bis zur Sohle des Tunnels 560 Fuß tiefen Schachtes wegzuräumen, welcher die Unglücklichen von den zugänglichen Räumen des Tunnels trennte. An diese Arbeit ging man sofort mit vereinter Kraft; doch hatte sich, wie schon mitgetheilt wurde, durch den Brand des Schachtes ein solcher Rauch und Qualm in dem Tunnel entwickelt, daß man nur eine geringe Strecke vom südlichen Eingange aus in das Innere einzudringen vermochte und über 200 Hilfsarbeiter, von denen sieben Mann sofort ihren Tod fanden, bewußtlos herausgetragen werden mußten. Man versuchte nun durch hölzerne Röhren frische Luft in den Tunnel zu bringen und ihn so zugänglich zu machen, doch ging dies nur langsam von statten, und die Arbeiter, unablässig auf die Rettung ihrer verschütteten Kameraden bedacht, vermochten in dem giftigen Dunstkreise nicht auszuharren. Man machte daher anderweite Luftreinigungsversuche durch Anwendung von Feuerspritzen und suchte durch rasches Hin- und Herfahren von Wagen, auf welchen das Tunnelprofil ausfüllende Segel gespannt waren, eine möglichst große Luftcirculation herzustellen. Allein erst am dritten Tage, nachdem das Unglück geschehen, war die Luft durch Ventilatoren soweit gereinigt, daß man ungefähr 3000 Fuß weit vom südlichen Tunneleingange in das Innere vordringen konnte. Ein weiteres Vorgehen in dem noch übrigen, ungefähr [illegible]00 Fuß langen, bis zu dem eingestürzten Schachte reichenden Tunnelraume war aber immer noch nicht möglich, da auch hier die Arbeiter von den giftigen Dünsten betäubt niedersanken und ohnmächtig fortgetragen werden mußten. Elf Menschenleben waren bereits bei den Rettungsversuchen verloren gegangen und eine zehnfach größere Anzahl wackerer Arbeiter, welche ebenfalls ihr Leben daran wagte, befand sich unter der Hand der Aerzte. Man mußte daher mit der größten Vorsicht verfahren, sonst würde der Tod eine furchtbare Ernte gehalten haben. Am 2. Juni Nachmittags war man endlich mit Legung der Ventilationsröhren auf der ganzen Strecke fertig und es konnte die Durchbrechung des Schuttkegels begonnen werden. Aber schon bei den ersten Spatenstichen entwickelten sich schädliche Dünste und mehre der Arbeiter wurden ohnmächtig; indessen gönnte sich die Rettungsmannschaft weder Ruhe noch Rast, und nachdem man die ganze Nacht hindurch gearbeitet, wurde am 3. Juni früh um 8 Uhr der Schuttkegel durchbrochen. Ein der Öffnung nahegebrachtes Licht löschte augenblicklich aus, ein Beweis, daß auf der inneren Seite ebenfalls schlechte Luft vorhanden war. Um 12 Uhr war der Durchbruch des Stollen endlich soweit gediehen, daß Leute aus- und einsteigen konnten. Aber jenseits war die Luft so verpestet, daß Niemand vorzudringen vermochte. Aengstlich erwartete man irgend ein Lebenszeichen von den Verunglückten, aber Alles blieb öde und still in dem tiefen Raume, und die Hoffnung, daß die anstrengenden Rettungsversuche nicht ganz vergeblich gewesen, schwand immer mehr. Es wurde nun durch fortwährendes Hineinpumpen frischer Luft ein weiteres Vordringen in dem bisher abgesperrten Tunnelraume möglich gemacht, doch war man am 4. Juni Abends um 8 Uhr erst 20 Fuß vorgerückt, als man die ersten zehn Leichen fand; am darauf folgenden Morgen fand man wiederum 17 Verunglückte und als am 6. Juni endlich die ganze Strecke begangen werden konnte, wurden die noch übrigen Leichname aufgefunden. Lage und Ansehn sämmtlicher Leichen sprachen dafür, daß die Unglücklichen keinen langen Todeskampf zu erleiden gehabt haben; sie scheinen alle am Unglückstage selbst, vielleicht bald nach dem Einsturz, erstickt zu sein, denn die nächsten Leichen hinter dem Schuttkegel hielten noch die Werkzeuge in der Hand. Andere Angaben behaupten, daß die Verunglückten wahrscheinlich noch zwei Tage vor dem Durchbrechen des Schuttkegels gelebt hätten, denn die Uhr eines Verunglückten sei noch im Gange gewesen, auch habe man die Ueberbleibsel eines geschlachteten Pferdes an der Unglücksstätte gefunden. Doch sind diese Nachrichten nicht verbürgt, und es ist wahrscheinlicher, daß der Tod der Verunglückten alsbald nach dem Einsturze des Schachtes erfolgte, wofür auch der Umstand spricht, daß noch Lebensmittel aufgefunden wurden, mit denen die Verschütteten auf mehre Tage versehen waren. Noch am Abend des 6. Juni wurden die letzten der aufgefundenen Opfer unter zahlreicher Theilnahme zur Erde bestattet; für die Hinterbliebenen der 63 Verunglückten wird in allen Kantonen der Schweiz gesammelt.

Frankreich. Die französische Regierung soll in der That daran gedacht haben, infolge der Vorgänge in Belgien ein Beobachtungscorps an der belgischen Grenze aufzustellen; doch scheint man von dem Gedanken wieder abgekommen zu sein, nachdem die belgische Regierung selbst sofort militärische Maßregeln ergriffen hat, um jeder weiteren Ruhestörung vorzubeugen. — Die demokratische Partei ist nun mit einem Wahlrundschreiben hervorgetreten, worin sie ihre Gesinnungsgenossen auffordert, sich an den Wahlen zu betheiligen und für die demokratischen Candidaten innerhalb der enggezogenen gesetzlichen Schranken zu wirken. Die Präfecten werden in-

dessen nichts unterlassen, um der Aufstellung von anderen als Regierungscandidaten auf's Kräftigste entgegenzuwirken, und bei den Mitteln, welche ihnen hierbei zu Gebote stehen, dürfte es schwer werden, die erforderliche Zahl von Stimmen auf einen unabhängigen Mann zu vereinigen. Trotz dieser Hemmnisse gewinnt die Ueberzeugung immer mehr Raum, daß die gegenwärtige Vertretung des Landes in keiner Weise geeignet ist, eine heilsame Controle der öffentlichen Verwaltung zu führen. Die Deputirten stimmen allen Maßregeln der Regierung zu, weil sie wissen, daß die geringste Opposition sie um ihre Stellung bringt; sie sind daher in der That nur als willige Werkzeuge des Gouvernements zu betrachten, die man, ohne die Staatsmaschine ins Stocken zu bringen, recht wohl entbehren könnte und deren man nur bedarf, um dem absoluten Regierungssysteme einen parlamentarischen Anstrich zu geben. Die Deputirten werden, im Grunde genommen, von der Regierung ernannt; der Minister des Innern fertigt eine Liste von Candidaten an, die dem Kaiser zur Genehmigung vorgelegt wird. Ist diese Genehmigung erfolgt, so erhalten die Präfecten der betreffenden Departements Anweisung, die vorgeschlagenen Regierungscandidaten um jeden Preis durchzubringen und bis jetzt ist dies auch bei der Macht, welche jenen Beamten zusteht, durchgängig gelungen. Von den bisherigen Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers sind zwanzig gestrichen worden, welche es hin und wieder gewagt haben, Regierungsmaßregeln entgegenzutreten; dies dient den Andern zur Lehre, ihre Oppositionsgelüste zu unterdrücken. Einer der Wahlcandidaten, Baron Mariani, welcher in Corsika auftritt, veröffentlicht zu seiner Empfehlung ein kaiserliches Handbillet, worin es ausdrücklich heißt, daß der Kaiser beschlossen habe, ihn als Regierungscandidaten für Corsika zu ernennen. So steht es mit der Wahlfreiheit im heutigen Frankreich.

Auf der französischen Ostbahn ist am 28. Mai Abends ein Schnellzug bei Bar le Duc mit einer leer zurückkehrenden Locomotive zusammengestoßen. Nach Angabe der „Zeit" sind mit Einschluß des Maschinenpersonals 10 Personen getödtet und 35 Personen mehr oder minder stark verletzt worden.

Die Expedition gegen die aufsäßigen Kabylen ist rasch von dem gewünschten Erfolge gekrönt worden. Der Stamm der Beni Raten, auf dessen Züchtigung es hauptsächlich abgesehen war, hat nach kurzem Widerstande seine Unterwerfung erklärt. General Randon forderte 150 Fr. Kriegskostenentschädigung für jede Flinte, was eine bedeutende Summe ergiebt, da der Stamm 8000—9000 streitbare Männer zählt. Die Häuptlinge haben sich allen Bedingungen unterworfen und deren Erfüllung durch 30 Geißeln aus ihrer Mitte verbürgt. Nach diesem Erfolge hofft man ganz Kabylien zu unterwerfen, da nur noch einige im Innern dieses Landes wohnende Stämme sich gegen die französische Herrschaft auflehnen.

Belgien. Sämmtliche Minister haben infolge der letzten Vorgänge (s. Nr. 23) ihre Entlassung eingereicht, doch hat der König dieselbe bis jetzt weder angenommen noch zurückgewiesen. Außer einigen Demonstrationen in den Provinzen ist es zu weiteren Ruhestörungen nicht gekommen. Es entwickelt sich jedoch im ganzen Lande eine lebhafte Bewegung gegen das Wohlthätigkeitsgesetz, und die Gemeinderäthe der bedeutendsten Städte haben Adressen an den König gesandt, um die Nichtvollziehung des Gesetzentwurfs zu erbitten.

Großbritannien. Der Großfürst Konstantin hat sich darauf beschränkt, der Königin Victoria in Osborne einen Privatbesuch abzustatten und ist, ohne einen weiteren Ausflug auf englischem Boden zu machen, nach einem Aufenthalte von wenigen Stunden wieder weiter gereist, um sich über Hamburg in seine Heimath zu begeben. Die englischen Blätter sprechen es bei dieser Gelegenheit offen aus, daß die gegenwärtige Stimmung des britischen Volks gegen Rußland wenig geeignet gewesen sein würde, dem hohen Gaste den Aufenthalt in England besonders angenehm zu machen.

Ein Sprung in den Rhein.

Novelle von Carl v. Kessel.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Willkommen, Herr von Kranichfeld," rief der Fürst mit gewinnender Stimme.

Statt zu antworten, nahm der Fähnrich eine militairische Stellung an und richtete sich kerzengerade in die Höhe.

Ein leichtes Lächeln spielte um den Mund des Greises.

„Sie haben mir einen großen Dienst geleistet, Herr von Kranichfeld," fuhr der Oheim Paulowna's fort, „und ich bin dadurch Ihr Schuldner geworden."

„Ich schätze mich wegen dieses Dienstes nur zu glücklich."

„Sie sind Fähnrich in preußischen Diensten?"

„Leider bereits seit zehn Jahren," bemerkte unser Held mit einer höchst kläglichen Miene.

Ein zweites noch stärkeres Lächeln machte sich bei dem Fürsten bemerkbar.

„Sie möchten gern Lieutenant werden?"

„Das käme mir freilich sehr erwünscht."

„Nun, ich glaube, die Gnade des Kaisers wird mir eine solche Bitte nicht versagen. Sie sollen in das Regiment, dessen Chef ich bin, aufgenommen werden."

Dem Fähnrich summte es vor den Ohren. Diese Worte klangen ihm wie Sphärenmusik — er glaubte der Held eines Traumes aus Tausend und Einer Nacht zu sein. Plötzlich verdunkelte sich sein strahlender Blick und hoffnungslos ließ er den Kopf sinken.

Dem Fürsten entging diese rasche Umwandlung nicht. Er trat einen Schritt näher und fragte theilnehmend:

„Sollte ich mich geirrt haben? — Behagt Ihnen diese Ernennung nicht?"

„Durchlaucht," stammelte der junge Mann, „durch ein Patent als Lieutenant würden meine höchsten Wünsche erfüllt werden, aber dennoch ..."

„Nun?"

„Dennoch fürchte ich, daß ich mich dieses Glückes nicht werde freuen können."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Ich verließ meine Garnison ohne Urlaub."

„Ah, Sie sind also ein Deserteur?"

„Ich kann dies nicht läugnen. Wahrscheinlich ist bereits Kriegsgericht über mich abgehalten worden."

„Warten Sie einmal," sagte der Oheim Paulowna's, indem er nach einem neben ihm liegenden Papiere griff und es dem Fähnrich reichte, „könnte Ihnen dies vielleicht aus der Verlegenheit helfen? Es wurde mir gestern durch den preußischen Gesandten übermittelt."

Der junge Mann warf einen Blick in das offene Blatt und rief, indem er freudig überrascht einen Schritt zurücktrat: „Einen Urlaub auf unbestimmte Zeit!"

„Das heißt auf so lange, bis Sie Ihren Abschied aus preußischen Diensten erhalten haben," ergänzte der Fürst, „denn jetzt werden Sie wohl keinen Anstand mehr nehmen, die Stelle als Lieutenant anzunehmen."

„Durchlaucht machen mich zum Glücklichsten der Sterblichen!"

„Haben Sie sonst noch einen Wunsch?"

Der Fähnrich zupfte verlegen an seinen Handschuhen.

„Sprechen Sie ohne Scheu, Herr v. Kranichfeld — ich bin ja Ihr Schuldner."

„Wenn ich es wagen dürfte —"

„Sprechen Sie. Ich bitte darum."

„Luparius würde sich sehr grämen, wenn er mich nicht wiedersähe."

„Ach, Ihr Luparius. Ich habe durch meine Nichte bereits von demselben gehört. — Sie möchten ihn also auch für die Zukunft wohl gern bei sich haben?"

„Es würde mich dies sehr glücklich machen. Seine Dienstzeit ist um und er kann zu jeder Zeit aus dem Regiment treten."

„Nun, es wird mir Freude machen, Ihnen auch diesen Wunsch zu erfüllen. Ich denke, soweit wird mein Einfluß noch reichen. Leben Sie wohl, Herr v. Kranichfeld, Sie werden weiter von mir hören."

Der Fürst machte eine leichte anmuthige Bewegung und zog sich in ein Nebenzimmer zurück.

„So wäre ich also Lieutenant," sagte der Fähnrich; „Ist mir das Glück einigermaßen hold, so kann man nicht wissen, ob ich nicht noch einmal als General sterbe."

„Wenigstens verspreche ich Ihnen, daß Sie in einem Jahre Hauptmann sein sollen," sagte eine sanfte Stimme, und als sich Kranichfeld überrascht umblickte, stand seine Reisegefährtin, die holde Paulowna, in strahlender Schönheit vor ihm.

„Mein Onkel hat geglaubt," fuhr die Dame fort, „es würde Ihnen angenehm sein, Petersburg etwas näher kennen zu lernen. Bis Ihre Angelegenheiten vollständig geordnet sind, ladet er Sie ein, dort sein Gast zu sein und sich ihm bei Ihrer Ankunft zu präsentiren."

„Das Wohlwollen meines hohen Gönners ist unerschöpflich und" — setzte unser Bekannter, sich verbeugend, hinzu, „Ihre Theilnahme für mich reicht weit über die Dienste hinaus, die ich so glücklich war, Ihnen zu leisten."

„Still! Still! Unsere Rechnung ist noch lange nicht ausgeglichen und ich bleibe inzwischen auch noch ferner Ihre Schuldnerin. Doch ich komme eigentlich, Ihnen eine Neuigkeit mitzutheilen."

„Eine Neuigkeit?"

„Ja — und bei der Sie ebenfalls eng interessirt sind, da dieselbe eine Person betrifft, die bei den Begebenheiten der jüngsten Vergangenheit eine Hauptrolle gespielt hat."

„Ich errathe — Graf Sobakow ... Ist man seiner habhaft geworden?"

„Der Tod hat ihn der strafenden Hand der irdischen Gerechtigkeit entzogen. In Folge der von Ihnen empfangenen Wunde gab er in einer abgelegenen Hütte seinen Geist auf."

„Es ist so am besten für ihn," sagte Kranichfed nachdenkend, „und was mich anbelangt, so mache ich mir über sein Ende keine Vorwürfe, denn an gutem Willen hat es ihm wahrlich nicht gefehlt, mir ebenfalls eine Kugel durch den Kopf zu jagen."

In diesem Augenblicke trat der alte Fedorowitsch ein und flüsterte seiner Gebieterin einige Worte zu.

„Ich muß Sie verlassen," sagte Paulowna, „mein Oheim will mich sprechen. Ich stelle jedoch Alles, über was ich hier zu gebieten habe, zu Ihrer Disposition. Sie sind unser Gast, solange es Ihnen gefällt — dies brauche ich wohl kaum hinzuzufügen — ein lieber, ein gern gesehener Gast."

„Herr Haushofmeister," begann der Fähnrich, sich an den alten Diener wendend, mit dem er sich jetzt allein befand, „wahrscheinlich haben Sie im Keller doch auch guten Tokayer?"

„Von den edelsten Sorten und von den besten Jahrgängen."

„Nun, dann würden Sie mich sehr verpflichten, wenn Sie mir einige Flaschen auf mein Zimmer brächten."

„Es soll keine 10 Minuten dauern; ich werde persönlich Ihren Befehl ausführen."

„Nun denn," murmelte Kranichfeld, „da ich nun doch einmal ein Russe geworden bin, so wird es nicht schaden, wenn ich mir nach und nach die Nationalsitten anzueignen suche. Ich habe immer gehört, daß man in diesem Lande gut lebt und wahrhaftig, ich finde, daß die materielle Seite unseres Daseins auch ihre starke Berücksichtigung verdient."

Mit diesen Worten zog sich der Fähnrich auf sein Zimmer zurück und eine Viertelstunde nachher saß er schon bei einem ausgesuchten Frühstück.

IX.

Etwa vier Wochen nach den eben erzählten Begebenheiten langten in Köln zwei Briefe an, die wir hier mittheilen, weil sie an Personen gerichtet waren, mit denen wir im Laufe dieser Erzählung einige nähere Bekanntschaft gemacht haben. Der eine lautete:

„Freue Dich, lieber Luparius, denn hier in Rußland ist der Branntwein sehr wohlfeil und auf eine Tracht Prügel kommt es gar nicht an, welches Letztere ich übrigens durchaus nicht in irgend eine Beziehung zu Dir setzen will.

Durch den Willen Gottes und die Gnade des Kaisers bin ich jetzt Lieutenant geworden und bedarf mehr wie je Deiner Dienste, besonders da ich das Russische noch sehr unvollkommen spreche, welches übrigens, beiläufig gesagt, weit schwerer, als das Lateinische ist, worin ich, wie Dir bewußt, ziemlich stark war. Du empfängst anbei das nöthige Reisegeld und kannst Dir zu jeder Zeit Deinen Abschied vom Regiment aushändigen lassen. Beeile Dich daher und finde Dich auf dem kürzesten Wege bei mir ein.

Thaddäus v. Kranichfeld."

Der andere Brief lautete:

„Theure Nanette!

Weit entfernt, Dich vergessen zu haben, habe ich vielmehr unter den schwierigsten Umständen und unter den lockendsten Versuchungen stets gewissenhaft Dein Andenken bewahrt. Es ist übrigens nicht wahr, daß hier zu Lande die Mädchen aufgestülpte Nasen haben, dagegen kann ich durch eigene Wahrnehmung bezeugen, daß es ihnen eben so wenig wie anderwärts an Liebenswürdigkeit mangelt. Ich bin jetzt Lieutenant geworden und sehe somit einer glänzenden Zukunft entgegen!!! Leider, liebe Nanette, werde ich sobald nicht wieder nach Deutschland zurückkehren, tröste Dich daher so gut Du kannst und suche Dich daher an dem Gedanken aufzurichten, Du hättest einen zärtlichen Freund gehabt und der wäre gestorben. Anbei folgt als bleibende Erinnerung an mich ein echter Zobelpelz.

Lebe wohl und weihe mir eine Thräne.

Thaddäus von Kranichfeld."

Mit diesen Briefen, deren Beurtheilung, in Betreff ihrer originellen Fassung, wir dem geneigten Leser anheimgeben, könnten wir eigentlich füglich unsere Erzählung schließen. In der That haben wir auch nur noch hinzuzufügen, daß unser Held, nachdem er noch der Vermählung der Gräfin Paulowna mit dem Grafen Woronosch beigewohnt hatte, unter den tiefgefühltesten Danksagungen des glücklichen Paares sich zur Armee begab, wo ihm das Schicksal später dadurch einen neuen Streich spielte, daß es ihm auf dem Schlachtfelde eine Kanonenkugel in den Weg führte, die ihm gerade in dem Augenblicke das linke Bein wegnahm, als er seine Compagnie gegen eine Batterie zum Sturm führte. Hierdurch wurde er genöthigt, seinen Abschied zu nehmen, erhielt aber kurz darauf einen behaglichen Ruheposten auf einem der Schlösser des Fürsten, der stets sein Protector geblieben war.

Hier konnte man unsern alten Bekannten, der sich nunmehr in einen stattlichen Veteranen umgewandelt hatte, täglich innerhalb einer Blumenterrasse an der Seite des getreuen Luparius in einem bequemen Lehnsessel an einem kleinen Tische sitzen sehen, auf welchem zwei volle mit köstlichem Tokayer gefüllte Römer standen, und wenn dann das Gespräch auf die Vergangenheit kam, so schloß es gewöhnlich damit, daß der nunmehrige Hauptmann ausrief:

„Tausend Patronen! mein lieber Luparius, wenn ich damals den Sprung in den Rhein nicht gethan hätte, so würde ich wahrscheinlich heute noch Fähnrich sein!"

Ein Blick auf das Königreich Belgien.

Die Unruhen, deren Schauplatz Belgien in der jüngsten Zeit gewesen ist, haben die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieses kleine Land gelenkt, dessen Namen man überall mit Hochachtung nennt. Es ist fruchtbar und betriebsam, erfreut sich einer ungemein günstigen Lage an Maas, Schelde und Nordsee, sowie reicher Schätze an Eisen und Kohlen, und hat in vielen materiellen Verbesserungen wahrhaft Großes geleistet. Dazu

kommt, daß es eine sehr freie Verfassung besitzt, mit welcher alle Einwohner zufrieden sind, und daß seit einem Vierteljahrhundert dort ein König an der Spitze steht, dessen Weisheit sprüchwörtlich geworden ist. Leopold von Koburg hat den jungen Staat meisterhaft geleitet und die ungeheuchelte Hochachtung seines eigenen Volkes und der ganzen Welt erworben. Belgien wäre das glücklichste Land ohne den Zwiespalt, in welchem die Geistlichkeit und die Liberalen mit einander leben. Es scheint fast, als ob dieser Zwiespalt unversöhnlich sei.

Aus den schweren Stürmen, welche in den letzten Jahrhunderten über Belgien hereinbrausten, hat dasselbe sich vor Allem ein köstliches Gut gerettet: ein gesundes und freies Gemeindeleben und Gemeindewesen altdeutscher Art, und dadurch war es möglich, daß das Volk sich einen kräftigen Bürgersinn bewahrte, welchem das Land viele zweckmäßige Einrichtungen verdankt. Die südlichen Niederlande (eben das heutige Belgien), wandten sich, gleich den Nordniederländern, (den Holländern), früh dem Protestantismus zu. Damals herrschten Karl der Fünfte und nach ihm Philipp der Zweite von Spanien über die gesammten Niederlande. Belgien wurde, nachdem es lange Jahre tapfer für die neue Lehre gekämpft hatte, durch den Blutrichter Vargas und den Herzog Alba mit Gewalt zum römischen Katholicismus zurückgezwungen. Mehre hunderttausend Belgier hatten für den Protestantismus das Leben auf dem Schaffot oder auf dem Schlachtfelde gelassen; mit den spanischen Soldaten kamen die Jesuiten, welche bald allen Einfluß an sich rissen. Belgien wurde wieder spanisch und mußte katholisch sein, während die nördlichen Niederlande so glücklich waren, ihre Freiheit zu erkämpfen und sich die protestantische Lehre zu sichern. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts fiel Belgien (der alte burgundische Kreis des deutschen Reiches) an den deutschen Kaiser als österreichische Provinz*), und genoß bei milder Verwaltung einer friedlichen Zeit, die noch jetzt in gutem Andenken steht. Als aber Kaiser Joseph der Zweite seine wohlgemeinten Verbesserungen durchsetzen, die Zahl der 600 Klöster beschränken, die Schulen zweckmäßiger einrichten und kirchliche Duldung einführen wollte, erhob sich die Geistlichkeit gegen ihn, und rebellirte in Gemeinschaft mit politischen Demagogen gegen den wohlwollenden, allerdings nicht mit der nöthigen Umsicht verfahrenden Kaiser. Die Aufständischen proclamirten im Anfange des Jahres 1790 die Unabhängigkeit Belgiens, zerfielen aber bald nachher unter sich und wurden bezwungen. Dann brach die Lava aus dem Vulkan der französischen Revolution auch über die Niederlande herein; sie bildeten erst einen Bestandtheil der Republik und nachher des Kaiserreichs, bis in Folge des Wiener Congresses die gesammten siebenzehn Provinzen, die Niederlande in ihrem alten Umfange, zu einem Ganzen vereinigt wurden, und gemeinschaftlich einen König aus dem Hause Oranien erhielten.

Aber in dieser neuen, an sich sehr natürlichen politischen Schöpfung, stellte sich gleich ein sehr schroffer Gegensatz heraus; Nordniederland (Holland) ist überwiegend protestantisch; Südniederland (Belgien) ganz katholisch. Die hier stets einflußreiche und mächtige Geistlichkeit war von vorn herein dieser Verbindung abgeneigt und arbeitete gegen den protestantischen König; sie nahm das Volk gegen ihn ein und behauptete, daß von Holland her der Religion Gefahr drohe. Auf dem platten Lande, bei den Bauern und in den kleinen Städten, glaubte man ihr. In den großen Städten hatten die Liberalen das Uebergewicht; aber der damalige Liberalismus trug einen französischen Zuschnitt; auch er machte Oppositon gegen Holland. Beide Parteien, die geistliche oder, wie sie sich nennt, die katholische und die liberale, schlossen einen unnatürlichen Bund gegen Wilhelm von Oranien, und machten gemeinschaftlich die Revolution von 1830, in welcher die Geistlichen eine sehr thätige und hervorragende Rolle spielte.

Es gelang den Belgiern, die Trennung von Holland durchzusetzen und einen selbständigen Staat zu errichten. Sie gaben sich ihre Verfassung und hatten das Glück, einen vortrefflichen König zu erhalten. Die Parteien, welchen stets eine ungehinderte Entfaltung gewährt worden ist, lebten anfangs und so lange der neue Staat nach Außen hin noch nicht gesichert war, in leidlichem Frieden neben einander, obwohl die Liberalen sich bald beklagten, daß sie von der Geistlichkeit überlistet und übervortheilt worden seien. Aber schon 1839 kam es zwischen Beiden zu einem offenen Bruche, der im Verlaufe der letztverflossenen achtzehn Jahr, ganz unheilbar geworden ist. An Zahl halten beide einander so ziemlich die Waage, und das war ein Glück für das Land, weil sich keine ganz von der Regierung ausgeschlossen sah, und die andere einigermaßen schonen mußte. Man versuchte deshalb die Leitung der Staatsgeschäfte durch gemischte Ministerien zu besorgen, die aber, wie leicht erklärlich, nach keiner Seite hin genügten. Im Jahre 1847 erhielten bei den Wahlen die Liberalen ganz entschieden die Oberhand, und das war, unter den Umständen, welche bald nachher in Frankreich und im übrigen Europa sich ereigneten, abermals ein Glück für Belgien. Dieses kam durch das Jahr 1848 ohne alle Erschütterung und gab seinem trefflichen Könige unzweideutige Beweise von Anhänglichkeit und Verehrung. Nur ging es nicht ganz ohne alle Concessionen ab; das liberale Ministerium mußte sich zu einer sogenannten Wahlreform verstehen und den ohnehin schon geringen Wahlcensus noch mehr herabsetzen. Diese „Verbesserung" war insbesondere der Geistlichkeit und ihrer Partei willkommen und wurde von derselben eifrig befürwortet und betrieben.

In Belgien stehen die Dinge so, daß, wie schon gesagt wurde, die Geistlichkeit vorzugsweise auf das Landvolk einen maaßgebenden Einfluß übt, während sie in den Städten, den Kernpunkten der Liberalen, die überwiegende Mehrzahl der Bewohner zu Gegnern hat. Das eine wie das andere erklärt sich leicht. Die belgische Geistlichkeit hatte bei der Rebellion gegen König Wilhelm den Schlachtruf erhoben: „Unabhängigkeit der Kirche und Freiheit des Unterrichts." Beides gewann sie durch die Revolution. Die belgische Verfassung hat die Trennung von Staat und Kirche völlig durchgeführt, der Staat hat sich um die letztere ganz und gar nicht zu kümmern, er ist auf sie ohne allen Einfluß und kann sie und die Geistlichen nicht im geringsten controliren. Aber die Kirche nimmt gern von ihm jährlich zwischen vier und fünf Millionen Francs ein, welche im Ausgabebudget stehen, und zumeist für Besoldung der Geistlichen und dergleichen verwandt werden. Ferner kann die Geistlichkeit, ohne alle Einmischung des Staates, Schulen und Klöster und Universitäten gründen, so viel ihr beliebt; der Staat hat gar keine Befugniß, sich um die Anstellung von Geistlichen, Lehrern, Vorstehern und Verwaltern von Stiftungen, welche durch Geistliche gegründet worden sind, irgendwie zu bekümmern, ist ohne alles Aufsichtsrecht und darf sich nicht einmischen. In einem solchen Lande dagegen, wie z. B. Nordamerika, wo die Zahl der verschiedenen Kirchen und Secten mehr als ein halbes hundert übersteigt, halten diese einander ein gewisses Gleichgewicht. Wo aber, wie in Belgien, das ganze Volk einer und derselben Kirche angehört, wo die Geistlichkeit eine vielfach gegliederte, innig zusammenhängende Körperschaft bildet, die unter einem, man kann sagen, fast souveränen Oberhaupte steht, dem allein dem Papste untergeordneten Erzbischof von Mecheln, — wo sie für viele Millionen Thaler Grundeigenthum erworben hat, Schule, Beichtstühle und Kanzeln ausschließlich und allein besitzt, da nehmen die Sachen eine andere, sehr bedenkliche Gestalt an. Die Geistlichkeit wird ganz von selbst und mit Nothwendigkeit in einem solchen Staate, in welchem sie sich vollkommen unabhängig gestellt sieht, eine politische Macht und eine politische Partei. So geschah es in Belgien, und wir begreifen

*) Es wurde nebst anderen Ländern aus der Hinterlassenschaft der Habsburgischen Linie Spaniens dem letzten deutschen Habsburger, Kaiser Karl VI., zugestanden durch den Utrechter Frieden, der in diesem Punkte zu Rastadt am 7. März 1714 bestätigt ward.

leicht, daß sie Widerstand findet, indem sie ihre Zwecke verwirklichen will, nämlich sich ausschließlich die Herrschaft zu sichern, und das Ruder des Staates ganz und gar in die Hände ihrer Anhänger zu bringen, um vermittelst derselben ihre Plane durchzusetzen.

Um diesen Punkt drehet sich die neuere Geschichte von Belgien ganz vorzugsweise. Vor allen Dingen treten die Liberalen jenem Bestreben entgegen, welches darauf gerichtet ist, alle Unterrichtsanstalten der Aufsicht der Geistlichen völlig anheimzugeben. Sie machen geltend, daß schon längst die Mehrzahl der Schulen im Lande geistliche Anstalten seien, auf welche der Staat gar keinen Einfluß habe; sie wollen dem Clerus den Religionsunterricht auch in Staats- und Privatlehranstalten nicht etwa verkümmern, mögen ihm aber in solchen, nicht von Geistlichen, sondern vom Staate oder Privatleuten und mit deren Gelde gestifteten und unterhaltenen Schulen und Universitäten, nicht auch die Controle über den Unterricht in Mathematik, Geographie, Geschichte, Philosophie, Naturwissenschaften und dergleichen Fächern einräumen. Gerade darauf aber ist ganz hauptsächlich das Ziel der belgischen Geistlichkeit gerichtet; sie strebt darnach, den gesammten Unterricht zu beherrschen, und dagegen wehren sich die Liberalen mit aller Kraft. Ihnen steht die „katholische" Partei, die Partei der Geistlichkeit, gegenüber, welche letztere selber eine politische Partei bildet. Diese hat ihre eigene Tagespresse, die von Geistlichen das Stichwort erhält; Geistliche mischen sich stets in die Communal- und Kammerwahlen, und es ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung, daß an Wahltagen der Dorfgeistliche die Bauern in Reihe und Glied stellt, sie dann ins Gemeindehaus führt und die Wahlzettel für sie schreibt. Die Liberalen haben viele Fälle veröffentlicht, in welchen der Beichtstuhl für Wahlzwecke benutzt worden sei, und wo den Landleuten mit Höllenstrafen gedroht wurde, im Falle sie es wagen würden, die Stimme für einen Candidaten abzugeben, welcher dem Clerus nicht gefiel.

Die belgische Geistlichkeit ist aber, als politische Partei und als Körperschaft, noch weiter gegangen, indem sie im Jahre 1850 das liberale brüsseler Ministerium bei dem römischen Papst verklagte! Die Regierung erließ damals im belgischen Moniteur ein Schreiben, worin es heißt: es sei nicht das erste Mal, daß der belgische Clerus dem Papste Unwahrheiten aus Belgien berichtet und die Dinge geradezu falsch dargestellt habe. Dieser Clerus habe über Druck von Seiten des Staates geklagt: „Aber giebt es in der ganzen christlichen Welt ein einziges Land, in welchem die Geistlichkeit eine größere Unabhängigkeit und Freiheit genießt, und wo ihre Stellung in moralischer und materieller Hinsicht stärker und gesicherter ist? Wo sind die Gefahren, welche angeblich die Religion bedrohen? Gegen wen braucht der Clerus Schutz und Vertheidigung? Wenn etwa die Religion Gefahr läuft, so ist es nur von Seiten Derer, welche ihren Namen mißbrauchen, um politischen Haß zu befriedigen."

So tritt die Abneigung der beiden großen Parteien, in welche das ganze Land zerfällt, immer sehr stark hervor. Die Geistlichkeit schildert die Liberalen, welche zumeist den wohlhabenden und gebildeten Klassen angehören, als schlechte Christen, Heiden und Aufklärer, und wird hingegen ihrerseits als habgierig, herrschsüchtig und nach Verfinsterung der Geister trachtend hingestellt. Im vorigen Jahre wurde der alte Streit erbitterter als je. Die Geistlichkeit hat ihre eigene Universität zu Löwen, die liberale Partei hat ihre besondere Hochschule zu Brüssel gegründet. Die Zöglinge beider werden bei Anstellungen, nach abgelegter Prüfung, eben so wohl berücksichtigt wie jene der beiden Staatsunioersitäten Lüttich und Gent; geistliche Fakultäten haben die letzteren drei nicht, denn die Theologie geht den Staat nichts an sondern nur die Geistlichkeit. Diese hat stets, aber bisher vergeblich, danach getrachtet, auch in Lüttich und Gent Einfluß zu gewinnen; jetzt will sie in Brüssel eine zweite, specifisch katholische, Universität gründen. Im vorigen Jahre schilderte ein Professor in Gent die Reformation anders, als dem dortigen Bischof passend erschien, und ein Lehrer der Naturwissenschaften erregte gleichfalls die Unzufriedenheit des Pralaten, der durch einen Hirtenbrief seine Geistlichkeit und die frommen Christen gegen eine Staatsanstalt aufregte, welche, seiner Behauptung zufolge, unheilvoll für den Staat und verderblich für die Seligkeit sei. Dagegen erklärte ein Regierungsblatt, es sei Pflicht des Staats, die wissenschaftlichen Untersuchungen gegen den Zwang des Beichtstuhls in Schutz zu nehmen; dem Clerus sollen seine Rechte ungeschmälert bleiben, aber damit sei er nicht zufrieden, er wolle das Monopol des Unterrichts für sich allein haben, er trachte dahin, auch seine politischen Ansichten dem Staat aufzuzwingen, und das könne der letztere nicht dulden.

Man versteht die gegenwärtige Bewegung in Belgien nicht, wenn man sich alle diese Sachen nicht vergegenwärtigt und wohl in Obacht nimmt, daß es lediglich Katholiken sind, welche den Streit unter sich führen. Es ist aber noch ein anderer Umstand von großer Wichtigkeit. Belgien zählt etwa 4½ Million Bewohner; davon sind nur etwa 10,000 bis 12,000 Nichtkatholiken, welche hier außer allem Betracht bleiben. Das Land hat einen Erzbischof, sechs Bischöfe und mehr als 5000 Weltgeistliche, deren Zahl sich seit sechs Jahren um fast tausend Köpfe vermehrt hat. Im ganzen Lande sind Hunderte von Schulen völlig in die Hände und unter ausschließliche Controle der Geistlichkeit übergegangen. Diese hat sich auch die Leitung und Aufsicht über Hunderte von Stiftungen verschiedener Art verschafft, und zwar in der Weise, daß die Staatsbehörden keinerlei Aufsichtsrecht haben. Dazu kommen in dem kleinen Lande etwa achthundert Mönchs- und Nonnenklöster, deren Zahl jetzt 200 mehr beträgt, als im Jahre 1789! Damals zählte man nur 313 Mönchs- und 288 Nonnenklöster, 1846 schon 779 solcher Klöster und geistlicher Brüderschaften. Allein die Jesuiten, welche große Prachtgebäude besitzen, sind in Belgien über 500 Köpfe stark; man hat ferner Redemptoristen, Dominikaner, Prämonstratenser, Barfüßer, Trappisten und viele andere Arten von Mönchen.

Das Eigenthum, welches die Geistlichkeit besitzt, wird auf mehr als 50,000,000 geschätzt. Weltgeistliche, Mönche und Nonnen sind ungemein thätig, um durch testamentarische Verfügungen der Kirche möglichst viele Vermächtnisse zu verschaffen. Nach einer amtlichen Nachweisung waren in den zwanzig Jahren von 1830 bis 1850 der belgischen Geistlichkeit nicht weniger als 6066 solcher Vermächtnisse durch Erbschaft im Betrage von 16,306,481 Francs zugeflossen, und den Ertrag derer, welche sie seitdem bis Ende 1856 sich zu verschaffen gewußt hat, veranschlagt man auf weitere 7 Mill. Die Geistlichkeit ist darüber sehr oft in heftigen Streit mit den Erben Verstorbener gerathen, indem ihr Mißbrauch der geistlichen Amtsgewalt, Erbschleicherei, unbefugte Drohungen ꝛc. zur Last gelegt wurden, und in einzelnen Fällen haben die Gerichte zu Gunsten der Kläger entschieden; im Allgemeinen blieb jedoch das Geld dem Clerus, weil die Erbschleicherei nicht genügend bewiesen werden konnte. Wie viel böses Blut aber diese Quelle geistlicher Einnahmen hervorgerufen hat, zeigen die gegenwärtigen Ereignisse. Auch jetzt ist der Ruf: „Nieder mit den Jesuiten! weg mit dem Pfaffenkäppchen (Calotte)!" allgemein geworden. In Antwerpen und in anderen Städten war das Wort: „Weg mit den Dickbäuchen und Faulenzern!" in Aller Munde, wo etwa Mönche sich sehen ließen. Gegen diese sind nicht blos die wohlhabenden und gebildeten Leute sehr erbittert, sondern zum Theil auch das Landvolk, weil die Geistlichkeit mit ihren Einmischungen in die Privatverhältnisse immer weiter geht und oft kein Maaß hält. So wurde ein Fall amtlich beglaubigt, der bezeichnend ist. Die Schule der Spitzenklöpplerinnen zu Liedekerke steht unter der Leitung und Aufsicht der „frommen Schwestern." Drei erwachsene Schülerinnen hatten auf einer Dorfkirmeß getanzt, wurden aber dafür von der Oberin der Nonnen scharf bestraft; sie ließ den Mädchen mit Gewalt den Kopf kahl scheeren!

Daß unter solchen Umständen die gebildeten Klassen

Belgiens eine noch gesteigerte Macht und noch größern Einfluß der Geistlichkeit nicht gestatten wollen, leuchtet ein. Die katholische Partei hielt aber die Zeit für gelegen, einen Hauptplan des Clerus durchzusetzen. König Leopold hat sein großes Ansehen stets geltend gemacht, um so viel nur immer möglich die Extreme abzuschwächen und drohende Krisen abzuwenden; er sucht auszugleichen und versöhnlich zu wirken. So ernannte er 18.2 das Ministerium Brouckere, das aus gemäßigten Liberalen bestand, und als die Wahlen im März 1855 eine katholische Majorität ergaben, ließ er ein katholisches Ministerium mit gemäßigter Färbung an's Ruder treten, welche namentlich durch den Minister des Innern, Herrn De Decker und jenen des Auswärtigen Grafen Vilain XIV. vertreten wurde. Die Ultras der Partei in den Kammern gaben aber dem Andrängen der Geistlichkeit nach, welche insbesondere auf den Justizminister Alfons Nothomb Einfluß übt, und das Ministerium legte das sogenannte Wohlthätigkeitsgesetz vor, welches dann einen so gewaltigen Sturm im Lande erregte. Wir haben in unserer vorigen Nummer (23, S. 178) bereits gesagt, worauf dieses Gesetz abzielt, und wollen hier noch hinzufügen, daß die Geistlichkeit es hauptsächlich darauf abgesehen hatte, vermittelst desselben allmälig alle Armenanstalten der Leitung des Staates und der Gemeinden zu entziehen und in ihre eigenen Hände zu bringen. Damit würde ihr ohnehin schon überwiegender Einfluß noch mehr wachsen. Sehr conservative Stimmen haben offen erklärt, dem ganzen Gesetze hafte die Bestimmung an, solchen Einrichtungen, welche die Gegenwart nun einmal verwirft, neue Kraft und Lebensfähigkeit zu geben. So sollten die Lehrer der Armenschulen nur von der Geistlichkeit, mit Ausschluß aller Mitwirkung des Staates und der Gemeindebehörden ernannt, das Armengut lediglich unter geistliche Verwaltung gestellt werden. Eine Hauptbesorgniß der Gegner des sogenannten Wohlthätigkeitsgesetzes geht dahin, daß dasselbe zum Vorwand dienen werde, noch mehr Klöster zu errichten, so daß dann die Zahl der Bedürftigen in den sogenannten Armenanstalten nur gering, jene der Nonnen und Mönche aber desto bedeutender sein würde. So viel ist klar, daß durch jenes Gesetz das in todter Hand befindliche Vermögen, die ohnehin schon große Habe der Geistlichkeit sich bedeutend vergrößern müßte; selbst der ultramontane Justizminister gab zu, daß es dem Ackerbau, den Gewerben, dem Handel, überhaupt der Betriebsamkeit Kapitalien entziehen werde; er meinte aber, es sei tröstlich, zu wissen, daß sie dann in die „Domäne der Wohlthätigkeit" übergingen. Die Opposition entgegnete: „Ganz richtig, in die Domäne der Klöster."

Schon in unserer vorigen Nummer haben wir gesagt, daß der Gesetzvorschlag mit einer geringen Mehrheit in der Kammer angenommen, diese aber in Folge des Widerstandes, der im ganzen Lande hervorbrach, vertagt wurde. Das Gesetz wird nicht in's Leben treten. Diese Unruhen sind durchaus zu tadeln und es läßt sich gar nicht rechtfertigen, daß Beschlüssen der Volksvertretung in gewaltthätiger Weise entgegen getreten wird. Andrerseits ist aber nicht zu verkennen, daß der Clerus, als Körperschaft wie als politische Partei, in Belgien seine Macht zum Schaden des Gemeinwohls nicht nur geltend zu machen, sondern auch in ungebührlicher Weise noch zu erweitern trachtete, daß er die Majorität in den Kammern gebrauchen wollte, um der Staatsgewalt und den Gemeinden noch mehr Befugnisse zu entziehen. Die Liberalen sind entschiedene und standhafte Anhänger des Königs und sagen von sich, daß sie auf dem conservativen Boden der Verfassung stehen, daß sie das Vorhandene bewahren wollen und schädlichen Neuerungen entgegentreten, welche nimmermehr zum Guten führen könnten. Die bedauernswerthen Unruhen waren nicht etwa gegen König und Verfassung gerichtet, sondern sind als allerdings nicht zu billigende, aber die Stimmung der gebildeten Klasse scharf bezeichnende Demonstrationen gegen Uebergriffe und ungemessene Ansprüche der Geistlichkeit und gegen das Ueberhandnehmen der Klöster zu betrachten.

Dresden, den 11. Juni.

— Am 9. Juni Nachmittags trafen Ihre Majestäten der König und die Königin von Preußen in Dresden ein und begaben sich sofort nach dem Weinberge Ihrer Majestät der verw. Königin Marie. Die hohen Gäste haben bis gestern Nachmittag daselbst verweilt und sind alsdann nach Teplitz abgereist. In dieser Badestadt wird die Königin vier Wochen zur Kur verbleiben, während der König am 12. Juni seine Reise nach Marienbad fortzusetzen gedenkt.

— Der am gestrigen Tage eröffnete Wollmarkt ist diesmal überaus schnell zu Ende gegangen; schon in den ersten Vormittagsstunden waren bereits die meisten größeren Posten verkauft, und das ganze Geschäft ist fast in einem halben Tage abgemacht worden. Die Preise stellten sich Anfangs etwas niedriger als am letzten Markte, gingen aber später durch den steigenden Begehr auf die frühere Höhe.

— Der im November 1855 hier entstandene „Verein für Hühnerzucht" hat auch in diesem Jahre im königl. Orangeriegebäude eine Geflügel-Ausstellung veranstaltet, welche am gestrigen Tage eröffnet wurde und sich mit Recht der lebhaften Theilnahme des Publikums erfreut. Es giebt diese Ausstellung ein recht rühmliches Zeugniß von der praktischen Wirksamkeit des Vereins, denn wir finden schon nach Ablauf eines Jahres die edleren Hühnerarten, welche bisher zu den Seltenheiten gerechnet wurden, weit zahlreicher vertreten, und namentlich sind durch Kreuzung mit Landhühnern sehr befriedigende Resultate erzielt worden, so daß der kleine Landschlag immer mehr in den Hintergrund gedrängt werden wird. Malayen und Cochinchinesen, Spanier und Franzosen, in den schönsten Exemplaren, werden immer allgemeiner; wir sehen japanesische Küchlein unter der mütterlichen Obhut der Landhenne und die überlauten und kräftigen Stimmen, welche in den weiten Ausstellungsräumen wiederhallen, überzeugen uns, daß ein stärkeres, veredeltes Hühnergeschlecht herangewachsen ist. Das Bantamhuhn, im vorigen Jahre eine Rarität, begegnet uns diesmal in mehreren Exemplaren; schöne Brahma-Putra (à 16 Thlr.), stattliche Tscherkessen (à 20 Thlr.), polnische Schleierhühner, japanesische und siamesische Seidenhühner sind ebenfalls in prächtigen Exemplaren vertreten. Lebhaftes Interesse erregen die Producte der „künstlichen Brüt- und Erziehungsanstalt von Baumeyer in Dresden", und wir gestatten uns in einer der nächsten Nummern ausführlicher über dieses Institut zu berichten, dessen Zöglinge ein zahlreiches Contingent der Ausstellung bilden. Die Tauben sind nur schwach repräsentirt, doch fehlt es nicht an Perl- und Truthühnern und selbst die Hühnerstelzvögel sind durch zwei stattliche Trappen vertreten. — Die innere Einrichtung des Ausstellungslocals ist geschmackvoll und praktisch, und der Verein hat sich durch das Unternehmen nicht allein um die Förderung seiner speciellen Zwecke verdient gemacht, sondern auch den Dank des größeren Publikums erworben. Am ersten Tage der Ausstellung wurde dieselbe, wie wir beiläufig erfahren, von 1993 Personen besucht.

— Bekanntlich ist schon seit längerer Zeit die Secularisation und Bebauung des in der Pirnaischen Vorstadt gelegenen Johanniskirchhofs beschlossen worden; bei den mehrfachen Berathungen, welche wegen Feststellung des Bauplanes stattgefunden, hat sich jedoch immer mehr herausgestellt, daß der Abbruch der Johanniskirche nicht zu umgehen sein wird, wenn man die Verbindung der Johannisgasse mit der Langegasse durch eine breite Straße herstellen will. Selbst wenn man den ursprünglichen Plan modificiren und die Kirche stehen lassen wollte, so würde dieselbe doch durch das Aufschütten einer 4—5 Ellen hohen Planie ein auffälliges und unschönes Ansehn erhalten und das Bauwerk durch die eindringende Nässe sehr zu leiden haben. Der Stadtrath und die Kircheninspection haben sich daher von der Nothwendigkeit des Abbruchs überzeugt und es liegt diese Angelegenheit nunmehr dem königl. Cultusministerium zur Entschließung vor, welches vorerst verfügt hat, daß, ehe seinerseits eine Entscheidung in der Hauptsache erfolgt, hierüber die Stadtverordneten gehört werden sollen. Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir zugleich, daß bei Entwerfung der umfänglichen Baupläne,

welche die Erweiterung der Pirnaischen Vorstadt betreffen, schon im Voraus auf die Erbauung einer neuen Kirche für jenen Stadttheil Bedacht genommen worden ist.

— Am 7. Juni, Nachmittags kurz nach drei Uhr, wurde in fast allen Gegenden unseres Vaterlandes bei schwüler Temperatur ein heftiger, wellenförmiger **Erdstoß** verspürt, welcher mehrere Secunden andauerte. Hier in Dresden ist diese Erscheinung weniger bemerkt worden, aber in der nächsten Umgebung, besonders in den höher gelegenen Gegenden, wie auf den Loschwitzer, Plauen'schen und Lönitzer Bergen, hat man dieselbe deutlicher wahrgenommen. Bilder, Blumenvasen, Uhren und andere leicht bewegliche Gegenstände schwankten hin und her, und leichtgebaute Häuser schienen bis in die obersten Räume zu erzittern. Aehnliche Wahrnehmungen machte man, nach den vorliegenden Berichten, in Meißen, Freiberg, Oederan, Chemnitz, Stollberg, Grünhain, Annaberg, Buchholz, Jöhstadt, Callenberg, Zwickau, Schwarzenberg, Eibenstock, Johanngeorgenstadt, Elster, Reichenbach, Werdau, Waldenburg, Mitweida, Waldheim, Leipzig &c., nur scheint die Erderschütterung sich an einigen Orten, namentlich im Gebirge, heftiger geäußert zu haben, als an anderen, denn in mehren Berichten heißt es, daß selbst Tische und Stühle in Schwanken gerathen sind. Fast überall wurde der Erdstoß von einem donnerähnlichen Getöse begleitet und in manchen Gegenden erhob sich gleichzeitig ein heftiger Wind. Es kann nicht fehlen, daß befangene Gemüther dieses Phänomen als ein bedenkliches Vorzeichen des angekündigten Zusammenstoßes unseres Planeten mit dem erwarteten Kometen betrachten und nun noch ängstlicher als bisher dem 13. Juni entgegensehen; wenn sie sich aber überzeugen, daß die Mutter Erde, trotz aller Prophezeiungen, auch nach jenem Tage ruhig ihre Bahn wandelt, werden sie sich wohl von ihrem ungerechtfertigten Schrecken erholen.

Tharand, 6. Juni. Am 2. d. M. feierte der Obermeister der hiesigen Schmiedeinnung, Herr C. G. **Dachsel**, sein 50jähriges Meisterjubiläum. Der immer noch rüstige Jubelgreis, welcher ein halbes Jahrhundert lang die Beschwerden seines Berufes getragen, ist noch jetzt als Meister thätig und hat an seinem Ehrentage einen Lehrling aufgenommen, den er, so Gott will, noch auszulernen gedenkt. Von Seiten seiner Mitmeister wurde der Jubilar durch ein schönes Ehrengeschenk erfreut, und nach dem Schlusse des an jenem Tage veranstalteten Festessens sah man den wackeren Meister mit seiner ebenfalls hochbetagten Gattin selbst noch in der Reihe der Tanzenden.

Leipzig, 8. Juni. Heute früh ½5 Uhr verkündete die Sturmglocke abermals den Ausbruch eines Feuers. Es brannte auf dem Dresdner Bahnhofe das neben der Personenhalle ostwärts gelegene, die Güterböden für ankommende Güter, das Hauptbüreau, das Controlebüreau, die Hauptcasse, das Telegraphenbüreau und die Familienwohnungen dreier Beamten enthaltende Gebäude. Das jedenfalls bereits in der Nacht, aus einer bis jetzt nicht ermittelten Ursache, entstandene Feuer hatte, ehe es bemerkt worden war, in den Güterböden schon viel Nahrung gehabt und breitete sich, nachdem die Flamme zum Durchbruch gekommen, mit so reißender Schnelligkeit und solcher Heftigkeit aus, daß binnen kaum einer halben Stunde das ganze lange Gebäude in hellen Flammen stand. Die unmittelbar über den Güterböden Wohnenden konnten nur mit Mühe ihr Leben retten und haben von ihren Effecten nicht das Geringste bergen können. Aus den Büreaus konnten wenigstens die wichtigsten Bücher und Papiere gerettet werden; die Kasse war durch feuerfeste Behältnisse geschützt. Da während des gestrigen Sonntags Güter nicht ausgeliefert worden waren, so lagen deren eine ziemliche Anzahl aufgespeichert. Hätte der Wind nicht glücklicherweise eine der Personenhalle abgewendete Richtung gehabt, so wäre letztere nicht zu retten gewesen. Die Glut war eine so außerordentliche, daß mehrere in der Nähe des brennenden Gebäudes stehende Güter- und Personenwagen nicht von der Stelle gebracht werden konnten und binnen Kurzem von den Flammen verzehrt waren, und daß die über die ganze Breite des Bahnhofes entfernt liegenden anderen Güterböden durch fortgesetztes Bespritzen mit Wasser geschützt werden mußten. Was den entstandenen Schaden anlangt, so ist das Eigenthum der Leipzig-Dresdner Eisenbahngesellschaft soweit möglich versichert. Die Personenzüge haben keine Unterbrechung erlitten. (Lpz. Ztg.)

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Thlr.	Weizen nGr.	Roggen Thlr.	Roggen nGr.	Gerste Thlr.	Gerste nGr.	Hafer Thlr.	Hafer nGr.	Erbsen Thlr.	Erbsen nGr.
Dresden	Juni	von	6	—	3	10	3	5	1	18	—	—
	8.	bis	6	15	3	15	3	10	2	4	—	—
Bautzen	Juni	von	6	—	3	10	2	25	1	20	—	—
	6.	bis	6	20	3	17	3	2	2	—	4	—
Meißen	Juni	von	5	24	3	6	3	—	1	16	—	—
	6.	bis	—	—	3	18	3	4	2	—	—	—
Pirna	Juni	von	5	10	3	5	3	—	1	20	—	—
	6.	bis	6	5	3	15	—	—	2	—	—	—
Radeburg	Juni	von	5	25	3	6	3	—	1	20	4	20
	10.	bis	6	10	3	12	3	5	2	2	—	—
Roßwein	Juni	von	5	15	3	7	3	—	—	—	3	11
	9.	bis	6	15	3	20	—	—	—	—	3	15
Chemnitz	Juni	von	5	20	3	20	3	2	1	26	3	25
	6.	bis	6	7	4	—	3	7	1	28	4	3

Butterpreise in Dresden vom 6. bis mit 8. Juni 1857.
die Kanne 16 Ngr. — Pf. bis 17 Ngr. — Pf.
— in Pirna (6. Juni) 17 " — " " 19 " — "
— in Roßwein (9. Juni) 11 " 2 " " 12 " 4 "
— in Chemnitz (6. Juni) 16 " — " " 17 " — "

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 85½ angeb.; dergleichen kleine 86½ angeb.; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 102½ angeb.; desgl. von 1847 à 4% 98½ gesucht; desgl. von 1852 und 1855 à 4% 98½ gesucht; desgl. von 1852 4% à 100 Thlr. 99½ ges.; desgl. 1855 à 3% 79½ ges. Land-Renten-Briefe große 85½ ges.; desgl. kleine 88 ges.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99½ ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 99 angeb.; kleine 99½ angeb.; desgl. à 3½% große — angeb., kleine — angeb.; desgl. 3½% große — angeb., kleine — angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 99 ges.; kleine 99½ ges.; desgl. 3½% große und kleine 93½ ges.

Preuß. 4½% Anleihe 99½ ges.; desgl. 4% 93½ ges. Preuß. 3½% Staats-Schuld-Scheine 83½ ges.
Oesterr. 5% Nation.-Anleihe 82½ gesucht.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 14 Ngr. 5 Pf., Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99½.
Dresden, den 11. Juni 1857. **Ed. Rockstroh.**

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 24 nebst zwei Beilagen.)

Freitag, Nr. 25. 19. Juni 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Zur Nachricht.

Auf das mit dem Monat Juli beginnende neue Abonnement der **Sächs. Dorfzeitung** nehmen alle K. Postämter und Postexpeditionen, gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 12½ Ngr., Bestellungen an und kann das Blatt bei denselben ohne anderweite Preiserhöhung allwöchentlich in Empfang genommen werden.

☞ Die Dresdener Pränumeranten, welche ihre Bestellungen direct bei uns (Neustadt, kl. Meißner Gasse Nr. 3) machen, erhalten das Blatt allwöchentlich ohne Preiserhöhung in das Haus gesandt.

Inserate finden bei der bedeutenden Auflage unseres Blattes durch dasselbe sowohl in Dresden und dessen Umgegend als auch in der Provinz die ausgedehnteste Verbreitung.

Dresden, am 18. Juni 1857. *Die Verlags-Expedition.*

Politische Weltschau.

Deutschland. In der dänischen Angelegenheit ist, schneller als man erwarten durfte, Seiten des Kopenhagener Kabinets eine Antwort auf die neuesten Noten der beiden deutschen Großmächte (s. Nr. 24) erfolgt; daß dieselbe eine vollständig abweisende ist, wird von allen Seiten versichert, obgleich der Wortlaut des betreffenden Actenstücks bis jetzt noch nicht in die Oeffentlichkeit gelangte. Wenn man die Sprache der von der Regierung inspirirten dänischen Blätter ins Auge faßt, so kann man über den Inhalt jener Antwort auch nicht in Zweifel sein, denn dieselben sprechen sich mit vollster Entschiedenheit gegen die den deutschen Herzogthümern günstige Interpretation aus, welche Preußen und Oesterreich der dänischen Note vom 13 Mai d. J. gegeben haben, ja sie nennen die an das Kopenhagener Kabinet gestellten Forderungen geradezu eine grobe Beleidigung Dänemarks und wollen es lieber auf einen Friedensbruch ankommen lassen, als daß man in Kopenhagen irgendwie nachgiebt. Die ganze Sache wäre sonach spruchreif für die deutsche Bundesversammlung; allem Anscheine nach wird es aber wohl noch einige Zeit dauern, ehe man zu diesem Ziele kommt, und in Kopenhagen baut man leider nur zu sehr darauf, daß es in unserem lieben Deutschland sehr lange währt, ehe man zu einem einmüthigen Beschlusse und zu dessen kräftiger Ausführung gelangt. —

In Baiern war schon im vorigen Jahre eine königliche Verordnung erschienen, welche den Behörden zur Pflicht machte, hinsichtlich der Bewilligung von Tanzmusiken, namentlich aus Anlaß von Kirchweihfesten und Hochzeiten, sowie hinsichtlich der Gewährung von Volksbelustigen überhaupt jede zulässige Erleichterung eintreten zu lassen; da aber dieser Zweck nicht durchgehends erreicht worden ist, so hat der König in einer neuen Verordnung die frühere mildere Praxis ganz wieder hergestellt, wonach bei Bewilligung von Volksbelustigungen nur jene Beschränkungen eintreten sollen, welche zur Unterdrückung zügelloser Genußsucht und Aufrechterhaltung der sittlichen Ordnung nothwendig sind. — In Augsburg hatte in diesen Tagen das dasige Anzeige-Blatt, bei Besprechung der neuesten belgischen Ereignisse, die gewiß nicht unbegründete Bemerkung gemacht, daß der Klerus selbst an denselben schuld gewesen sein möchte. Hiergegen ist nun der Augsburger Piusverein mit einer öffentlichen Erklärung aufgetreten, in welcher die Bitte ausgesprochen wird, das genannte Blatt, so lange es nicht widerrufen haben werde, als ein Schmähblatt anzusehen, das von keinem Katholiken mehr gehalten oder durch Inserate unterstützt werden dürfe. Hoffentlich werden sich die gebildeten Katholiken von Augsburg durch diesen Bannspruch nicht beirren lassen. — In Würtemberg ist vor einigen Jahren ein Gesetz über die Verheirathung unvermöglicher Personen erschienen, welches bereits einen sehr merkbaren Einfluß auf die Bevölkerungsabnahme ausgeübt hat. Diese Abnahme betrug in den Jahren von 1852—1855 nicht weniger als 3$\frac{7}{10}$ Proc., ein Ergebniß, welches den Antheil Würtembergs bei der Vertheilung der Zollvereins-Einkünfte um 100,000 Gulden pr. Jahr schmälert. Ob dieser Nachtheil durch Verringerung des Proletariats wieder ausgeglichen wird, ist aus dem Berichte, welchem wir diese Notiz entnehmen, nicht zu ersehen.

Aus Eisenach wird geschrieben, daß zwar die gegenwärtig dort versammelte deutsch-evangelische Kirchenconferenz die Frage der Kirchenzucht in Behandlung genommen, sie aber nicht im Sinne der kirchlichen Ultras entschieden habe. Namentlich hat man sich gegen die Anrufung des weltlichen Arms der polizeilichen Hilfe auf diesem Gebiete erklärt, und die Förderung und Belebung der kirchlichen Disciplin vorzugsweise der rechten Seelsorge anheim gegeben, welche am ersten den Geist christlicher Erkenntniß und christlichen Gemeinsinns in den Gemeinden zu wecken und zu pflegen vermöge.

Die hannöver'sche Regierung geht mit dem Plane um, die Küstenstrecken des Königreichs zu befestigen, und es ist bereits eine militärische Commission damit beschäftigt, die nöthigen Untersuchungen an Ort und Stelle vorzunehmen.

Preußen. In Hau (im Kreise Düren) schlug am 11. Juni bei der Feier des Frohnleichnamsfestes der Blitz in die gedrängt volle Kirche. Sechs Personen wurden vom Blitze getroffen und blieben auf der Stelle todt; fünfzehn Personen wurden mehr oder minder schwer verletzt, während noch viele andere betäubt zu Boden stürzten. Die Kirche selbst wurde nur unerheblich beschädigt. — Auch in der Gegend von Neuwied wurden an demselben Tage mehre Personen vom Blitze erschlagen.

Oesterreich. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die österreichische Presse die Vorgänge in Belgien ziemlich rückhaltslos bespricht und sich offen gegen das Treiben der klerikalen Partei erklärt. Man scheint in jenen Ereignissen einen Mahnruf für Das zu finden, was die Ultramontanen auch in Oesterreich, wo ihnen in neuerer Zeit so große Zugeständnisse gemacht worden sind, erstreben würden, wenn ihnen freie Bahn gelassen wird. — Die D. A. Ztg. bringt

aus Wien die hoffentlich nicht unbegründete Nachricht, daß im Laufe der vergangenen Woche an allerhöchster Stelle wichtige Beschlüsse in Bezug auf die künftige Stellung der protestantischen Kirche im Kaiserstaat gefaßt worden seien. Von ihrem noch nicht näher bekannten Inhalte verlaute bis jetzt nur soviel, daß der Monarch, treu dem Kaiserworte, das er der ungarischen Deputation gegeben, beschlossen habe, der evangelischen Kirche seines Reichs eine möglichst gesicherte unabhängige Stellung einzuräumen. —

Die Gemeinde San-Vito di Schio im Venetianischen wurde am 7. Juni von einem schweren Unglück heimgesucht. Während an diesem Tage in der dortigen Kirche die Messe gelesen wurde, stürzte ein Theil des Gotteshauses ein. Acht Frauen blieben auf der Stelle todt; Vielen wurden Arme und Beine zerbrochen, Andere trugen leichtere Wunden davon. — Der Zustand des Feldmarschalls Radetzky scheint sich nicht bessern zu wollen; nach einer telegraphischen Depesche sind demselben am 13. Juni in Verona die Sterbesacramente gereicht worden.

Schweiz. Die schweizerische Bundesversammlung hat am 9. Juni ihre im Februar d. J. vertagte Session wiederbegonnen, um die Neuenburger Angelegenheit endgültig zu regeln. Der in Paris entworfene Vertrag, durch welchen der König von Preußen auf ewige Zeiten für sich, seine Erben und Nachfolger auf die ihm bisher vertragsmäßig zustehenden Souveränetätsrechte über das Fürstenthum Neuenburg und die Grafschaft Valengin verzichtet, hat sowohl im Nationalrath als auch im Ständerath einhellige Zustimmung gefunden. Zwar fehlte es nicht an Stimmen, welche mit einzelnen Bestimmungen jenes Uebereinkommens nicht einverstanden waren, doch erkannten dieselben zugleich an, daß es zu spät zu irgend einer Aenderung sei und nichts übrig bleibe, als die einfache Ratification des vorgelegten Actenstücks; auch hatten sich mehre Abgeordnete, welche mit dem Vertrage nicht einverstanden waren, an der Verhandlung und Abstimmung gar nicht betheiligt. Die früher von Preußen beanspruchte Geldentschädigung von einer Million Fr., zu welcher sich die Schweiz bereits verstanden hatte, ist übrigens nachträglich in Wegfall gekommen, da es dem Könige nur darum zu thun gewesen ist, das Princip der Entschädigung anerkannt und festgestellt zu sehen. Die ganze Angelegenheit ist nun durch die Beschlüsse der Bundesversammlung definitiv abgeschlossen, der Staat Neuenburg gehört nunmehr sich selbst an und fährt fort, ein Glied der schweizerischen Eidgenossenschaft zu bilden. Wenn man erwägt, daß die factischen Verhältnisse, wie sie sich seit 1818 herausgebildet, eine staatsrechtliche Anerkennung bei den Großmächten niemals gefunden und das Fortbestehen des Art. 23 des Wiener Vertrags vom 9. Juni 1815, durch welchen letzteren dem Könige von Preußen der Besitz von Neuenburg garantirt worden war, von den betreffenden Mächten ausdrücklich und wiederholt verbürgt worden ist, so darf man die Lösung der verwickelten Frage immerhin als eine für die Schweiz nicht ungünstige bezeichnen, denn es ist dadurch ein Zankapfel aus dem Wege geräumt worden, welcher in den letzten vierzig Jahren zu vielfachen Zwistigkeiten Anlaß gegeben hat und dessen Vorhandensein unter gewissen Umständen auch für die Zukunft der Eidgenossenschaft leicht ernste Verwickelungen bereiten konnte.

Italien. In Livorno, einer der wichtigsten Seehandelsstädte des Großherzogthums Toskana, hat sich am 7. Juni ein furchtbares Unglück ereignet. An jenem Sonntage wurde nämlich im dasigen Theater eine Tagesvorstellung, „Die Einnahme von Sebastopol", gegeben. Die Bevölkerung drängte sich in Masse herbei und es mochten an 3000 Menschen innerhalb des Hauses versammelt sein. Das Bombardement wurde durch aufsteigende Raketen dargestellt, und einer dieser Schwärmer heftete sich an eine der Decorationen und entzündete dieselbe. Plötzlich wird man ein allgemeines Feuer gewahr, darunter die kämpfenden Franzosen und Russen. Das Publikum hält dies einen Augenblick lang für eine mit zur Vorstellung gehörige Scene und applaudirt; aber das Feuer dehnt sich über die ganze Bühne aus und das Schauspiel wird unterbrochen. Panischer Schrecken ergreift die Zuschauer; „Feuer, Feuer, das ganze Theater brennt!" ist der allgemeine Ruf. Man stürzt zu den Ausgängen, es hindert natürlich Einer den Andern, hinauszukommen, auch suchen die Gendarmen die Leute zu mäßigen, indem sie ihnen sagen, es sei keine Gefahr und Zeit genug für Alle, um ungefährdet hinaus zu kommen; die Polizeibeamten werden gedrängt und drücken zurück, und es entsteht daher neue Verwirrung. Die Aufgeregtesten und Furchtsamsten eilten hierauf zu den Fenstern und stürzten sich hinaus. Es war eine Scene unbeschreiblichen Tumults und Schreckens. Die Nachricht von dem Unglücksfalle verbreitet sich in der Stadt und Jeder, der ein Familienglied außer dem Hause hat, stürzt sich auf die Straße, um zu hören, ob seinen Anverwandten nichts begegnet sei. So wirbelt, wogt und rennt es von Suchenden und Geretteten durcheinander. Allenthalben malt sich Verzweiflung, Schrecken und Ermattung auf den Gesichtern. Man eilt nach den Spitälern, wohin die Verwundeten gebracht wurden. Diese füllen sich bald mit Leuten, welche Auskunft verlangen, so daß Wachen vor die Thür gestellt und die Eindringlinge abgehalten werden mußten. Dies vermehrte noch die Angst und die Verzweiflung der Suchenden, die bis spät in die Nacht fortdauerte. Das Feuer blieb indessen auf die Bühne beschränkt, wo einige Soldaten, die bei dem Schauspiele mitgewirkt, in den Flammen ihren Tod fanden. Das übrige Theaterlocal blieb unversehrt und am folgenden Morgen fand man einen Knaben darin, der eingeschlafen und unverletzt geblieben war. Aber bei dem Gedränge und bei den verschiedenen Rettungsversuchen hat der Tod eine furchtbare Ernte gehalten. Man schätzte bei dem Abgang der ersten Nachrichten die Zahl der Todten auf 100 und die der Verwundeten auf das Doppelte, doch hat diese Schätzung jedenfalls in der ersten Verwirrung stattgefunden, und die Zahl der Opfer wird sich hoffentlich als geringer herausstellen. Eine telegraphische Depesche spricht von 34 Todten und 43 Verwundeten, und man schien über den Umfang des Unglücks an Ort und Stelle noch nicht ganz genau unterrichtet zu sein, denn es wurden noch am anderen Tage Leichen aus dem Schutte auf der Brandstätte hervorgezogen. Doch steht es fest, daß durch die Flammen selbst weit weniger Personen umgekommen sind, als durch das Gedränge und durch die Versuche, aus dem Hause zu entkommen. Viele verloren, als sie nicht nach den Ausgängen zu gelangen vermochten, die Besinnung und stürzten sich von den Galerien in das Parterre herab, wo nicht wenige Personen das Leben verloren. Die Stadt Livorno ist durch dieses entsetzliche Unglück in tiefe Trauer versenkt; der Großherzog von Toskana ist von Florenz herbeigeeilt und hat die Spitäler, wo die Verunglückten liegen, besucht. (Die neuesten Berichte aus Livorno bestätigen leider, daß die Zahl der Opfer bedeutender ist, als die oben erwähnte Depesche angegeben. Man berechnet, daß über 200 Personen theils erstickt, theils gequetscht, theils durch Herabspringen von den Galerien beschädigt wurden; 70 von diesen, meist Frauen und Kinder, haben ihr Leben eingebüßt.)

Frankreich. Die bevorstehenden Wahlen haben sowohl in Paris, als auch in den Provinzen eine ungewöhnliche Bewegung hervorgerufen und die Betheiligung an diesem Acte scheint diesmal eine lebhaftere zu werden als früher. Dessenungeachtet dürfte die Regierung ihre Candidaten fast insgesammt durchbringen, da die Opposition durch Spaltungen und Uneinigkeit in ihren eigenen Reihen an einem einheitlichen Auftreten verhindert wird. Für die vom Kaiser ernannten Regierungscandidaten wird übrigens Alles gethan, um ihre Erwählung zu sichern So hat z. B. der Präfect des Departement Landes ein Rundschreiben an die Maires erlassen, worin diese angewiesen werden, ohne Bedenken jede andere Candidatur zu bekämpfen, möge sie sich als der Regierung feindlich gesinnt, oder als eine ihr ergebene Candidatur verkündigen. „Schärfen Sie," heißt es dann weiter, „Jedermann wohl ein, daß es

unter den jetzigen Umständen eine Mißtrauens- und Feindseligkeitserklärung, ein oppositioneller Act sein würde, den von der Regierung gewählten Candidaten zurückzuweisen." —

In diesen Tagen machte der Kaiser mit seiner Gemahlin auf einer nach einem neuen System gebauten Eisenbahn zwischen St. Cloud und Villeneuve l'Etang eine Probefahrt, die fast einen unglücklichen Ausgang genommen hätte. An einer steilen Stelle angelangt, wurde nämlich die Schnelligkeit des Zuges zu stark und man wollte die Bremsen anwenden, doch versagten diese den Dienst. Der Kaiser behielt seine Kaltblütigkeit, aber die Damen geriethen in den größten Schrecken; es lief indessen glücklich ab. Marschall Pelissier, welcher die Fahrt mitmachte, soll bei dieser Gelegenheit geäußert haben, er habe den Tod nie so nahe gesehen, selbst in der Krim nicht.

Belgien. Die Krisis, welche in den letzten Wochen infolge der Annahme des sogenannten Wohlthätigkeitsgesetzes in Belgien ausgebrochen ist, hat vor der Hand zwar keine entscheidende Lösung gefunden, aber sie ist durch die Entschließung der Regierung vertagt worden, um dem Lande Zeit zur Erwägung zu lassen. Das Ministerium hat das Gesetz nicht fallen lassen, sondern vielmehr für dasselbe nochmals lebhaft Partei ergriffen, jedoch es für räthlich erachtet, in einem besonderen Berichte dem Könige die Schließung der gegenwärtigen Kammersession vorzuschlagen und ein späteres Zurückkommen auf die fragliche Gesetzvorlage in Aussicht zu stellen. Der König hat diesem Antrage seiner Räthe entsprochen, zugleich aber in einem an die Minister gerichteten, für die größere Oeffentlichkeit bestimmten Schreiben seine Ansichten über die gegenwärtige Situation mit einer Klarheit und weisen Mäßigung kundgegeben, welche sicherlich dazu beitragen werden, die öffentliche Meinung des Landes zu beruhigen und jedwede Besorgniß, daß die klerikale Partei ein unheilvolles Uebergewicht in Belgien erlangen werde, beseitigen müssen. Der König erkennt in jenem Schreiben an, daß die Minister in dem guten Glauben gehandelt haben, daß der betreffende Gesetzentwurf, wenn er zur Ausführung gelangte, nicht die ihm zugeschriebenen nachtheiligen Folgen gehabt haben würde, und fährt dann fort: „Ich werde kein Urtheil über den Entwurf fällen; ich würde nie darein gewilligt haben, in unserer Gesetzgebung einem Gesetze eine Stelle einzuräumen, welches die unheilvollen Folgen hätte haben können, die man befürchtet. Allein ohne mich auf eine Prüfung des Gesetzes an und für sich einzulassen, nehme ich doch Rücksicht auf einen Eindruck, der sich bei dieser Gelegenheit bei einem bedeutenden Theile der Bevölkerung geäußert hat. In den Ländern, die sich selbst mit ihren Angelegenheiten befassen, giebt es solche rasche und ansteckende Erregungen, welche sich mit einer Intensität fortpflanzen, die sich leichter merkbar macht, als erklärt, und denen gegenüber es weiser ist, einen Vergleich zu schließen, als mit Vernunftschlüssen an sie heranzutreten." Dann sagt der König weiter: „den Partheien thue Selbstbeherrschung und Mäßigung nöthig und man müsse es unterlassen, irgend eine Frage anzuregen, die geeignet sei, den Krieg in den Gemüthern zu entzünden; denn Belgien könne nur glücklich und geachtet leben, wenn es die Bahn der Mäßigung verfolge. Aber ebenso müsse er es als seine volle Ueberzeugung vor aller Welt aussprechen, daß jede Maßregel, die so ausgelegt werden könne, als habe sie die Tendenz, die Oberherrschaft einer Meinung über die andere f e s t z u s t e l l e n, gefährlich sei. Unter solchen Umständen gebe er, der König, der Majorität der Kammer, deren Wünsche für ihn maßgebend sein müßten, den Rath, auf die Fortsetzung des angegriffenen Gesetzentwurfs zu verzichten, und so dazu beizutragen, den inneren Frieden des Landes zu wahren und eine Aufgabe lösen zu helfen, die ihr selbst zum schönsten Ruhme gereichen werde." Das Schreiben des Königs ist von der liberalen Partei mit großer Befriedigung aufgenommen worden, dagegen scheinen die ultramontanen Blätter wenig davon erbaut zu sein. Die Kammern werden nun vor dem gesetzlichen Termine (Anfangs November d. J.) nicht wieder zusammentreten.

Großbritannien. Die zweite Lesung der Bill wegen Zulassung der Israeliten in's Parlament wurde im Unterhause ohne alle Opposition zum zweiten Male gelesen. Dieser Umstand verbürgt aber keineswegs das Durchgehen der Maßregel, da die hochkirchlichen Tories den Kampf gegen die Bill bis zur Comité-Berathung des Hauses aufgeschoben zu haben scheinen; auch rechnet man auf den Widerspruch der Lords im Oberhause. — Ein Versuch, die Parlamentsreform im Unterhause anzuregen, ist gescheitert; das neugewählte Haus scheint sich mit dem Versprechen des Premierministers, die Reformfrage im nächsten Jahre selbst vor das Parlament zu bringen, zu begnügen.

Der Text des zwischen England und Persien abgeschlossenen Friedensvertrags ist in diesen Tagen nebst mehreren dazu gehörigen Actenstücken veröffentlicht worden. Unter letzteren befindet auch das Schreiben des Schah von Persien, welches derselbe im Nov. v. J. an seinen Premierminister richtete und dessen Inhalt die Abreise des englischen Gesandten aus Teheran zur Folge hatte. Der Schah scheint sich von der Feinheit der diplomatischen Sprache noch sehr wenig zu eigen gemacht zu haben, denn das Schreiben, dessen Zurücknahme übrigens die persische Regierung jetzt feierlich zugesagt hat, lautet wie folgt:

„Gestern Abend lasen wir das Schreiben des englischen Gesandten und waren sehr überrascht von dem groben, unverständigen, degoutirenden und anmaßlichen Ton und Inhalt. Auch sein vorhergehender Brief war ungehörig. Wir hatten ferner gehört, daß er in seinem eigenen Hause fortwährend respektswidrig von uns und von Dir spreche, glaubten es aber nicht; jetzt aber führt er solche Sprache in einem amtlichen Schreiben. Wir gewinnen daher die Ueberzeugung, daß dieser Mann, Herr Murray, der die Verwegenheit und Unverschämtheit hat, sogar Könige zu insultiren, einfältig, unwissend und unsinnig ist. Von den Zeiten Schah Husseins bis zu der gegenwärtigen Zeit ist nie ein Mangel an Achtung gegen den Souverain geduldet worden, weder von der Regierung noch von ihren Agenten. Was ist also geschehen, daß dieser Gesandte sich mit solcher Verwegenheit benimmt? Es scheint, daß die uns befreundeten Gesandtschaften nicht mit dem Wortlaut des Dokuments bekannt sind; gieb es jetzt an Mirza Abbas und Mirza Malcum, damit sie es zu dem französischen Gesandten und zu Hyder Effendi bringen und ihnen erläutern, damit die Letzteren sehen, wie ungehörig er geschrieben hat. Seit gestern Abend bis heute haben wir unsere Zeit in Verdruß hingebracht. Wir befehlen Dir jetzt zu Deiner eignen Nachachtung und zur Mittheilung an die Gesandtschaften, daß Wir, bis nicht die Königin von England selbst uns eine entsprechende Entschuldigung für die Insolenz ihres Gesandten macht, diesen ihren thörichten Minister nicht wieder empfangen wollen, der ein Einfaltspinsel ist, noch einen andern Gesandten von ihrer Regierung."

Amerika. Nach den neuesten Berichten aus Mittelamerika hat General Walker seine Rolle in Nicaragua ausgespielt; er mußte sich, nachdem seine Truppen durch Krankheit und Hunger bis auf einige Hundert Mann zusammengeschmolzen, am 1. Mai an den Kapitän eines nordamerikanischen Schiffes, das der Präsident Buchanan eigens zu diesem Zwecke abgesendet, ergeben. Hiermit scheint der blutige Kampf, welcher seit anderthalb Jahren in Centralamerika gewüthet, vorläufig seinen Abschluß gefunden zu haben, denn Walker war die Seele desselben. — Die Berichte über den Stand der Feldfrüchte in Amerika klangen bis jetzt sehr wenig befriedigend, denn bis Mitte Mai hatte man dort nur geringe Aussicht zu einer leidlichen Ernte; dagegen ist in der zweiten Hälfte des Monats Mai eine Wendung zum Bessern eingetreten und Winter- und Sommergetreide verspricht jetzt den ergiebigsten Ertrag, was bei der bedeutenden Getreideausfuhr Amerika's nach Europa sehr erfreulich ist.

Der Bauer von Helmstein.

Volkserzählung von A d o l f S t e r n.

I.

Im Brandhof.

An einem nebeltrüben Herbstmorgen des Jahres 1524 fand auf einer grünen Wiese, welche von Gebüsch umgeben, unweit des Fleckens Helmstein lag, ein sonderbarer Auftritt statt. Zwei kräftige Männer in der ärmlichen Tracht der leibeignen Bauern jener Zeit, trugen auf ihren Schultern eine schwere Bürde mit Bastmatten sorgfältig umwickelt, unter deren Last

sie keuchten und stöhnten. Der eine von ihnen, der mit seiner schlanken Gestalt und wettergebräuntem Angesicht, mit seinen keck in die graue Morgenluft hineinschauenden Augen und seinem runden, freisam aufgestülpten Hute füglich für einen Seemann gelten konnte, hob zu dem andern, der dumpf vor sich hinschaute, an:

„Na, Nachbar Brand — wenn Ihr noch weiter so trübe seid, könnte es Euch leicht passiren, daß der da oben (der Sprecher wies dabei auf die Zinnen einer Burg, die über die Baumkronen des Waldes hinwegragte) Lunte röche, wie Euer Franz zu sagen pflegt. Beim heiligen Wendelin, Ihr seid verzagt."

Der Angeredete erhob ein wenig den Kopf, rückte die Last auf den Schultern zurecht, und ließ ein Gesicht sehen, über dessen tiefgefurchte Züge der Thränen nicht wenige rollten und sagte dann:

„Ihr habt gut reden, Stephan, ich that doch den wahren Schlag, und wenn's vor's Amt kommt —"

„Daß Ihr doch immer und ewig die Amtsfurcht nicht los werden könnt," unterbrach der Stephan genannte den zaghaften Gefährten. „Uebrigens dank's Euch der Teufel, daß Ihr mich daran erinnert, wer hier den ersten Schlag gethan, 's ist g'rad nicht fein, daß ich's nicht war."

Brand erwiderte nichts, sondern murmelte noch einige Worte vor sich hin, die etwa wie ein Stoßgebet klangen, dann fragte er:

„Ist's noch weit bis zur Heilsschlucht? Mir wird so warm."

„Einhundert Schritte noch, länger nicht," tröstete Stephan, der gleichfalls den Schweiß von der Stirne wischte. „Ich mag's nicht länger schleppen, als bis dorthin, im Christus-Schacht läg's freilich sicher."

„Sprichst Du doch von einem christlichen Bruder, als wär's ein Geislamm, das wir hinschleppen," zürnte Brand schaudernd.

„Bruder hin, Bruder her," meinte Stephan, „Du kannst doch die alten Mucken nicht aus dem Kopf bringen, und wenn Du mich nicht hättest?"

„Wäre mir wohler!" platzte Brand heraus.

Stephan zuckte bedauernd die Achseln und deutete nach einer Weile Stillschweigen auf eine ziemliche Schlucht, in derem Grunde das Brausen eines Waldbaches ertönte und über die alte tiefgewurzelte Bäume ihre Aeste weithin ausstreckten. „Das ist die Heilsschlucht und hier können wir abwerfen," bemerkte er dazu.

„Ein schönes Heil," seufzte Brand wieder, und schickte sich an, dem Beispiele des Gefährten folgend, die Stränge womit er die Last an seinen Schultern befestigt gehabt, zu lösen. Dann wollte er die Last in den Abgrund rollen, Stephan trat aber darauf und sagte kalt:

„Laß nur, die Bastmatten sind noch gut und das Blut will ich schon herauswaschen."

Vergeblich suchte Brand den Gefährten zu wehren, dieser riß die Bastmatten ab und vor dem stieren Blicke Brands und dem höhnischen Lächeln Stephans lag eine männliche Leiche, über deren grünes Kleid ein Strom geronnenen Blutes, aus dem zerschlagenen Hinterschädel entquollen, rollte.

„Es ist schändlich, dem Todten den letzten Sarg zu nehmen und ihn wie einen Verbrecher zu begraben. Wenn sie uns nun auf der Richtstätte einscharrten?" sagte Brand vorwurfsvoll.

„So müßten wir's eben geschehen lassen," antwortete ruhig Stephan, „bis dahin ist's übrigens noch weit." Er stieß den blutigen Leichnam von sich, horchte bis er ihn in die Wellen des Schluchtbaches plätschern hörte und überdeckte dann, zufrieden mit seinem Scharfsinne, die Stelle, wo der Todte gelegen, ein wenig mit Gras und Erde, bei welchem Geschäft der ängstliche Brand ihm eifrig half. Dann schlugen Beide, in düsteres Schweigen versinkend, den Heimweg ein.

Am äußersten Saume des Waldes, einen Büchsenschuß von der eigentlichen Häuserzahl des Fleckens Helmstein entfernt, lag Brands Gehöfte, nach gemeiner Sitte der „Brandhof" genannt, eines der wenigen Gebäude, denen man es allenfalls noch ansah, daß in dieser Gegend des gesegneten Franken vor nicht so langer Zeit freie Bauern und keine Hörigen gehaust hatten, welche mit dem Schweiße ihres Angesichts den Burgherren Schätze aufhäufen halfen und für sich selbst dabei kaum das dürftigste Leben hatten. Die Felder des Brandhofes, so wenige es auch waren, erfreuten sich einer sorgfältigen Pflege und das Getreide stand ziemlich üppig auf denselben, den Raum vor dem einstöckigen, strohgedeckten Hause zierte ein Gemüsegärtchen mit einigen alten, segenbringenden Obstbäumen versehen, im Stalle blöckten, ein unerhörter Luxus bei einem Leibeignen, die Kühe und sogar ein altes, ausgedientes Herrenpferd, das zur Noth noch einen Acker mit pflügen half, durfte Brand sein Eigenthum nennen. Eine rüstige Hausfrau und eine wackere Tochter, die „Brandrose" im Munde der Nachbarn, daheim aber Rosel von den Eltern gerufen, vollendeten dies seltene Glück eines damaligen Bauern, der eben von dem Verheimlichen einer blutigen That zurückkehrte.

Kein Wunder, daß er eben nicht aufgeräumt schien und zu Lieb-Rosels nicht geringem Erstaunen, ohne eine Erwiderung ihres freundlichen „Guten Morgen Vater" durch den Garten in die Hausflue eilte, wo Mutter Margreth den Morgenimbiß, auf den ein hungriger Bube und eine nicht mehr satte Magd bereits ungeduldig harrten, eben auftrug. Ohne weitere Erklärung wollte Brand die Stiegen, die ihn zum Dachgeschoß führten, emporsteigen, da fragte Margreth:

„Was schaff'st du Alter? 's ist Frühstückenszeit."

„Ja doch, mir wär's wie Frühstücken," murmelte Brand und beachtete die weiteren Einwürfe seines erstaunten Weibes nicht. Auf dem „Gestüb" angekommen, zog er den schweren Leinenkittel aus, öffnete sein grobes Hemd und ließ sich den Wind, der noch immer Regen verkündend wehte, die heiße Brust und die fiebernde Stirn kühlen.

„Ach," seufzte er, „'s ist doch ein kostbares Gut um ein reines Gewissen und wehe dem, wer das nicht hat. Ich habe doch den Förster-Lorenz immer gehaßt, ihn hundert Mal auf und hinter den Zähnen verwünscht, und heute gäb' ich den halben Brandhof d'rum, wenn es nimmer geschehen wäre."

„Ich gäb' gleich den ganzen" — sprach plötzlich eine Stimme hinter Brand, der sich jählings erschrocken umdrehte und vor einem jungen Manne im Kriegsgewande stand, der zürnend die Fäuste ballte und mit den Zähnen knirrschte.

„Ach Du bist's, Franz," ließ sich Bauer Brand zwar gefaßter, aber immer noch am ganzen Leibe zitternd vernehmen, „ach Du bist's, nun wenn Du es weißt, wirst mich ja nicht verrathen, bist doch mein Einziger und dieses geblieben, ob Du auch unter's Volk gingst. Hast's recht gemacht, da giebt's keine Gewissensbisse, wenn man einen n' Schlag zu viel versetzt."

„Ja doch," gab der junge Franz Brand zur Antwort, „ja doch, eine schöne Geschichte habt Ihr da gemacht. Noch im Busch begegnete mir der Stephan, auf dem Rücken blutige Bastmatten, und als ich ihn fragte, was das Zeichen sollte, erzählte er mir gleich die ganze Geschichte. Ich nahm ihm die Basten ab, denn wie leicht konnten sie ihn verrathen, und drohte mit Anzeige, wenn ich erführe, daß er auch nur ein Wort, wo der Lorenz hingekommen sein möchte, gegen die Bauern fallen ließ. Ihr habt den Leichnam übrigens ziemlich dumm versteckt, der Bach reißt ihn ja mit fort und wenn er nicht noch glücklich von ein paar Erlenästen festgehalten wird, so schwimmt er ehestens an's Land und man wird nicht weit suchen müssen, um den Ort, wo er hingeworfen wurde, zu finden."

„Na gieb Dich zufrieden," bat Vater Brand den Sohn, der unterdeß den Küraß abgeschnallt und das breite Schwert auf den plumpen Eichentisch geworfen hatte und immer noch murrte. „Komm lieber zum Frühimbiß, die Weibsleute möchten sonst horchen."

„Na, Euer Selbstgespräch von vorhin konnten sie so gut wie ich hören, Ihr müßt nun, da die Sache einmal geschehen ist, auch die Folgen tragen und Euch mit Aengsten hüten."

„Welch ein Leben wird dies werden!" wehklagte Brand und stieg, die Sorgenfalten im Gesicht möglichst glatt ziehend, die Treppe hinunter, um zu frühstücken.

Allerdings würde Mutter Margreth noch viel eher im Gesichte ihres Eheherrn geforscht haben, hätte nicht die Ankunft des geliebten Sohnes ihre Aufmerksamkeit getheilt, was ein Glück für Brand war, der mehrmals den Löffel in die Mehlsuppe fallen ließ. Bube und Magd aber, obwohl sie den Erzählungen des jungen Kriegsknechts eifrig lauschten, bemerkten gar wohl die Zerstreutheit des Hausherrn und stießen einander schadenfroh in die Seiten.

Das Frühmahl war beendigt, Vater Brand sagte dem Buben, daß er heute nicht auf's Feld gehe, wegen Ankunft seines Sohnes, gab der Magd Beschäftigung, Frau Margreth entfernte sich von selbst, um die Küche zu versorgen; so blieben nur Brand, sein Sohn Franz und Rosel am Tische sitzen. Die hübsche Dirne betrachtete mit unverkennbarem Wohlbehagen den Schmuck des Kriegers, den sie ihren Bruder nannte, sie wünschte sich eine der bunten Seidenschlitzen, die aus dem Wamms heraushingen und meinte, daß ihr ein Mützenband von dem Zeuge, wie des Bruders Feldzeichen, gar nicht schlecht stehen würde.

„Vater" — hob Franz an, den das Gespräch mit der Schwester nachgerade langweilte, „wie ist's, was wird mit Rosel?"

„Wie so?"

„Nun, ich meine, ob sie ein Herrenjahr, wird durchmachen müssen."

„Ei wohl, das ist keine Frage," gab Brand zur Antwort, „der Herr hat sie zu Pfingsten des nächsten Jahres begehrt und wird sie erhalten, sie ist ja gut versorgt auf dem Schlosse droben."

„Pfingsten?" flüsterte Franz. „O du armer Herr von Helmstein, zu Pfingsten schaut's anders aus hier und im ganzen Reich, und es dürfte dir dann wohl vergehen, eine Schwester zur Magd und zur Buhlerin zu erlangen."

Der Alte hatte von der letzten Drohung Franzens nichts vernommen, er zog jetzt endlich Erkundigungen über den Zweck von dem Hiersein des Sohnes und dem fernen Lebensplane desselben ein.

„Ich bin abgelohnt zur Zeit," meinte Franz, „und werd' deshalb daheim bleiben, da ich doch den wälschen Krieg recht satt habe. Das ewige Morden und Schlachten gefällt mir nicht, wenigstens nicht gegen Leute wie wir, wenn's schon sein soll', wüßt ich wo anders anzuklopfen. Aber nur Geduld!"

Weder der Vater noch Rosel wußten den Sinn dieser Drohung zu deuten, der Erstere begnügte sich daher zu sagen:

„Nun wirst Du Noth haben, zu arbeiten. Ich sagt's gleich, das Kriegsleben und das Lanzknechtswesen taugt zu nichts. Ihr aber wollt niemals was glauben, so lang' Ihr jung seid."

Statt einer Antwort hob sich Franz vom Tische, trat in die Tenne und ergriff den ersten besten Dreschflegel, um seine Arbeitskraft und Lust schlagend zu beweisen. Brand sah es mit geheimer Freude und konnte nicht anders als vor sich sagen: „Nun wär' Alles gut, aber die Geschichte mit dem Lorenz will mir nicht aus dem Sinn. Daß ich so hitzig war!"

(Fortsetzung folgt.)

Die skandinavische Union.

Die Lage der Dinge in den drei Staaten von Nordeuropa beschäftigt mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit und ist insbesondere auch für Deutschland von hohem Interesse. Niemand verhehlt sich, daß in Dänemark und Schweden über kurz oder lang eine durchgreifende Umgestaltung stattfinden werde, welche den skandinavischen Ländern ein ganz anderes Aussehen geben muß. Die dänischen Verhältnisse zumal sind nach Innen und Außen durchaus geschraubt und unhaltbar; der phantastische Gesammtstaat, der schon von vorne herein als ein Unding erschien, kann auf die Dauer gar nicht bestehen, und die Großmächte, welche sich herbeigelassen haben, dieser unberechtigten und durchaus verfehlten Schöpfung ihre Genehmigung zu ertheilen, sehen ein, daß sie einen Irrthum begangen haben.

Man bezeichnet mit dem Namen **skandinavische Halbinsel** bekanntlich die Königreiche **Schweden** und **Norwegen**, welche seit 1814 unter einem gemeinschaftlichen Könige stehen und so durch eine Personalunion zusammenhängen, während doch jedes der beiden Reiche einen eigenen, abgetrennten Staat bildet, mit besonderer Verfassung, eigenen Gesetzen und eigener Land- und Seemacht. Zu Skandinavien rechnet man ferner das **dänische Inselreich** mit der Halbinsel **Jütland**. Alle drei Staaten zusammengenommen haben einen Flächeninhalt, der weit beträchtlicher ist als jener von Deutschland, sie zählen aber zusammen nur etwas über sechs Mill. Einwohner, wovon mehr als 3½ Mill. auf Schweden, über 1½ Mill. auf Norwegen und auf Dänemark über 1½ Mill. Seelen kommen. Die gesammte Heeresmacht, welche sie in's Feld stellen können, beträgt 135,000 bis 170,000 Mann, auch haben sie Kriegsflotten, die recht stattlich erscheinen würden, wenn sie vereinigt unter einer gemeinschaftlichen Leitung ständen.

Diese skandinavischen Länder sind menschenarm und, mit Ausnahme einiger Theile von Dänemark, ohne besonders ergiebigen Boden. Das Klima ist rauh und stürmisch, der Winter lang, die Weltlage im hohen Norden ungünstig, aber die Menschen sind kräftig und dauerbar, muthig, unerschrockene Seefahrer und Fischer, tüchtige Waldarbeiter und gute Bergleute. In den Gewerben stehen sie hinter den Mitteleuropäern zurück, ihr Handel ist zumeist von Hamburg und England abhängig, und ihre Ausfuhren bestehen vorzugsweise in Rohproducten. An geistigen Anlagen fehlt es ihnen nicht; sowohl Dänemark als Schweden haben ausgezeichnete Männer in Wissenschaft und Kunst hervorgebracht, doch ist diesen Ländern von jeher die geistige Befruchtung vorzugsweise aus Deutschland gekommen, und so wird es auch in Zukunft bleiben. Sie sind alle drei schon früh zu der Reformation Luthers übergetreten und haben stets für die protestantische Sache ein lebhaftes Interesse bethätigt.

Diese Reiche wurden schon einmal, zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts, durch die **Union von Kalmar** (1307) unter der Königin Margarethe zu einer politischen Gesammtheit vereinigt. Die Völker sind, als skandinavische Germanen, unter sich stammverwandt, aber jene Vereinigung trug für sie keine guten Früchte. Während derselben prägte sich eine gegenseitige Abneigung unter den drei Nationen immer stärker aus, und sie ist bis auf den heutigen Tag nicht erloschen. Die politische Zwangsehe war nicht friedlich, und **Schweden** vollzog im Jahre 1523 eine gewaltsame Trennung, indem Gustav Wasa sich gegen den Dänenkönig erhob und sein Vaterland zu einem selbständigen Reiche umschuf. Dieses erhob sich allmälig zu Glanz und Macht. Unter Gustav Adolf, der während des dreißigjährigen Krieges auf dem Blachfelde bei Lützen fiel, gewann Schweden den größten Ruhm und blieb bis auf den abenteuerlichen König Karl den Zwölften, den Gegner Peters von Rußland, vorwaltende Macht im Norden. Mehr als einmal war nun Dänemark nahe daran, aus der Reihe der selbständigen Länder zu verschwinden. Aber Schweden war über seine Kräfte hinausgegangen und hatte sich erschöpft; seinem weitern Vordringen in Deutschland steuerte der große Kurfürst von Brandenburg, und im achtzehnten Jahrhundert war es durch seinen verderbten und bestechlichen Adel so weit herabgekommen, daß es von den Fremden, insbesondere von Russen und Franzosen, nur noch als politischer Spielball betrachtet wurde. König Gustav der Dritte, welcher durch die Meuchelkugel des Freiherrn von Ankarswärd fiel, vermochte diesem Staate kein neues Leben einzuhauchen. Rußland vergrößerte sich auf Schwedens Kosten und nahm

im Anfange unseres Jahrhunderts ihm auch seine Kornkammer, Finnland. Diesen schweren Verlust haben die Schweden bis heute nicht verschmerzen können; sie sind seit 1809 geschworene Feinde Rußlands, das ihnen auch die Alandsinseln genommen hat, jeden Augenblick ihre Hauptstadt Stockholm bedrohen kann und am schwedischen Hofe lange Zeit großen Einfluß geübt. Die Krone kam in Folge einer Adels- und Soldatenrevolution an einen französischen Bürgerssohn, den Marschall Bernadotte, welcher sich behauptete und von allen Mächten als Nachfolger der Wasa anerkannt wurde. Sein Sohn Oskar, der gegenwärtige König, war vor Kurzem in Folge einer Ueberanstrengung in Geschäften, wie es heißt, von der Regierung zurückgetreten, welche eine Zeit lang in seinem Namen geführt wurde. Ob er dieselbe demnächst seinem Sohne, dem Kronprinzen, völlig überträgt und abdankt, oder nur zeitweilig sich Ruhe und Erholung gönnen wollte, muß die Zeit lehren

Norwegen war nicht so glücklich, als Schweden, ihm fehlte ein patriotischer Gustav Wasa, es blieb vierhundert Jahre lang an Dänemark gekettet und gewann erst 1814 seine Selbstständigkeit wieder, an welcher es nun um so fester und mit großer Eifersucht festhält. Dieser Bauernstaat hat sich die allerfreieste Verfassung gegeben, die jemals ein von einem König regiertes Volk gehabt hat. Das Land besitzt nur wenige Städte, unter denen keine einzige auch nur dreißigtausend Einwohner zählt; es hat weder Adel noch Beamtenstand, die Bürger verlieren sich gleichsam gegenüber der bei weitem überwiegenden Zahl der Bauern, welche eigentlich Alles in Allem sind, und vorwiegenden Einfluß auf Gesetzgebung und Regierung ausüben. Ueberall im Lande herrscht Zufriedenheit und große Anhänglichkeit an die Verfassung, auf welche das Volk stolz ist, und so bildet Norwegen einen starken Gegensatz zu dem Nachbarstaate Schweden, wo ein scharf getrenntes Ständewesen herrscht, und wo Adel und Geistlichkeit, gegenüber den Bürgern und Bauern, große Privilegien sich bewahrt haben. Alle Versuche und Bemühungen, in Schweden eine durchgreifende Reform in der Verfassung durchzusetzen, sind bisher am Widerstande der beiden ersten Stände gescheitert. Vom König Oskar hatte man Neuerungen erwartet; er zog es jedoch vor, auf der sicheren Bahn zu gehen, welche sein Vater Karl Johann beschritten hatte.

Dänemark hat von jeher Anspruch darauf gemacht, die erste Rolle im skandinavischen Norden zu spielen. Seit der Abtrennung Schwedens stand es zu dieser Macht immer in gespanntem oder offen feindseligem Verhältnisse, und bald war es kein Geheimniß mehr, daß es auch schon damals an innerer Schwäche litt, als noch Norwegen mit ihm vereinigt war. In einer langen Reihe von Kriegen verlor es Provinzen, die es noch auf der skandinavischen Halbinsel besessen hatte, nämlich Schonen und Halland; aber außer diesen gewann Schweden auch von den *Norwegern* die Provinzen Jämtland, Herjedalen und Bleking, und diesen Verlust hat man in Christiania auch heute noch nicht verschmerzt. — Dänemark büßte 1660 durch das Königsgesetz seine ständische Verfassung ein, und die Könige regierten seitdem unumschränkt., bis in unseren Tagen eine durchgreifende Aenderung stattfand. Je mehr sie von den Schweden bedrängt wurden, um so enger schlossen sie sich an *Rußland* an und halfen dessen Einfluß und Macht vergrößern, zum großen Verdruß ihrer Nachbarn, welche seitdem sprüchwörtlich zu sagen pflegen: „der dänische Hund wedele als Vasall hinter dem russischen Bären her.“ Durch Familienbande der Höfe wurde diese beiderseitige Verbindung nur noch inniger, und es ist bekannt, daß bis in unsere Tage hinab Rußland sich vorzugsweise als einen Schirmherrn von Dänemark betrachtet. Dieses letztere ist offenbar längst nicht mehr im Stande, auf eigenen Füßen zu stehen.

In den letzten Jahrzehnten ist auch Dänemark von der liberalen Richtung ergriffen worden, welche ganz Europa durchzog, und es trat bald zu Tage, daß der Absolutismus, obwohl die Könige ihn in milder Weise handhabten, nicht mehr aufrechterhalten werden konnte. Das Sturmjahr 1849 warf auch die berathenden Stände, welche schon früher bewilligt worden waren, über den Haufen, und die Demokratie kam an's Ruder. Mit ihr ging der König Hand in Hand; der von ehrgeizigen Führern geleitete Straßenpöbel in Kopenhagen gab in der Politik mehr als einmal den Ausschlag. Unsere Leser wissen, wie wunderlich und auffallend die dänischen Machthaber bis auf diesen Augenblick zu Werke gegangen sind und daß in Kopenhagen nichts feststeht. Eine Partei nach der anderen gelangt in's Ministerium, die Menschen wechseln und die Verhältnisse am Hofe sind von äußerst eigenthümlicher Art. Der 1808 geborene König Friedrich der Siebente ist kinderlos und die Erbfolge soll auf den Herzog von Glücksburg übergehen. Bei diesem Schwanken in den Verhältnissen ist erklärlich, daß man in Dänemark recht gut fühlt, wie wenig festen Boden man unter sich hat. Die himmelschreiende Ungerechtigkeit, welche in planmäßiger Weise gegen die deutschen Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg ununterbrochen verübt wird, fängt an ihre bösen Früchte zu tragen, und selbst die Langmuth der beiden deutschen Großmächte und des Bundestages ist endlich vorüber. Es zeigt sich daß, wie wir schon sagten, der Gesammtstaat ein Unding und nicht durchzuführen ist; diese Wahrheit begriff man jetzt sogar in Dänemark selbst und gesteht sie endlich auch ein.

Eine zahlreiche stets anwachsende Partei möchte die Zukunft sichern, deshalb eine neue Staatenbildung für die drei nordischen Reiche vorbereiten und möglichst bald in's Leben rufen. Einzeln genommen ist, wie man begreift, jeder skandinavische Staat ohne große Bedeutung, dagegen würde eine nordische Union eine ganz andere politische Machtstellung gewinnen, und dem gefürchteten Nachbar Rußland gegenüber viel schwerer in's Gewicht fallen. Durch sie würden Handel und Verkehr im Innern ungemein gefördert, die jetzt zersplitterten Kräfte könnten zu einem gemeinsamen Zwecke im Interesse des Ganzen viel zweckmäßiger benutzt werden; der „Bundesstaat freier Völker im Norden“, würde Ansehn erwerben können und auf die Gunst beinahe aller europäischen Staaten zu rechnen haben. Diese *skandinavische Idee* wurde vor etwa zwanzig Jahren zuerst von nordischen Studenten in Umlauf gesetzt, und anfangs von den Männern der Praxis und des Herkömmlichen als Wahngebilde verlacht und bespöttelt. Aber heute wetteifern beide skandinavische Könige, um dem Volk im Norden Zeugniß für ihre skandinavische Gesinnung zu geben. Es trifft Vieles zusammen, was die Verwirklichung einer skandinavischen Föderation wünschenswerth und möglich macht; doch herrschen über das *Wie* weit mehr verschiedene Ansichten als über das *Ob*, und es liegt in der Sache selbst, daß sie, wenn überhaupt, nur unter großen Schwierigkeiten in's Leben treten kann.

Die Dänen, bei welchen die Einheitsidee entstand, gaben sich alle Mühe, dieselbe in Umlauf zu bringen, stießen aber lange Zeit außerhalb ihrer Inseln und Jütlands auf Kälte und Abneigung, insbesondere bei den Norwegern. Diese wollten von einer Verbindung mit Dänemark gar nichts wissen; sie sind herzlich froh, des dänischen Joches entledigt zu sein, und halten sich stolz bei Seite. Sie haben das, wornach die beiden anderen streben, eine Verfassung, wie sie ihren Bedürfnissen zusagt; sie wissen, daß sie bei der skandinavischen Union nicht viel gewinnen. Deshalb ist der norwegische Bauer im besten Falle nur ein sehr lauer Anhänger der skandinavischen Union, und man wird einst sehr vorsichtig verfahren müssen, um sie ihm annehmbar zu machen. In Schweden sind viele vom Adel und viele Geistliche Gegner der Union, weil bei derselben die alte Verfassung mit vier Ständecurien und dem Privilegienwesen nicht aufrecht zu erhalten wäre, sondern Abänderungen erleiden würde, durch welche Schweden den norwegischen Einrichtungen sich anzunähern hätte. Dänemark hat schon so viel demokratisch experimentirt, daß ihm nichts dar-

auf ankommt, noch einige gewagte Versuche zu machen; wie denn dieses kleine Land mit seinen ungemessenen Ansprüchen und den vielen Rucken als politischer Hazardspieler dasteht, der halb und halb an seinem Glücke verzweifelt, und politisches Capital aufzuborgen sucht, um auch andere an sein Interesse zu binden. Solche Spieler pflegen nicht wählerisch in ihren Mitteln zu sein; sie möchten gewinnen, einerlei wie und auf welche Weise. Dänemark hat das in Bezug auf die deutschen Herzogthümer bewährt.

Von Kopenhagen aus wollte man die selbständigen Herzogthümer, welche so unglücklich waren, mit Dänemark durch Personalunion in Verbindung zu stehen, zu Provinzen machen. Es ist himmelschreiend, was die Dänen an denselben gesündigt haben, und was sie verüben durften. Die dänischen Skandinavier, das heißt die Männer der nordischen Union, drängten vor elf Jahren (4. Juli 1846) den alten König Christian zu dem verhängnißvollen offenen Briefe, welcher die Rechte der Herzogthümer vernichtete und all' das Unheil gebar, welches seitdem in Nordalbingien sich begeben hat. Diese Dänen wollten, wie sie sagten, Schleswig als Morgengabe, als Brautgeschenk in den nordischen Bund mitbringen; sie predigten im Norden weit und breit den Haß gegen die Deutschen. Die Stellung von Schleswig-Holstein ist geschichtlich und staatsrechtlich so klar und unzweideutig, daß ein Mangel an all und jeder Wahrheitsliebe oder eine völlige Unkunde dazu gehört, um sie nicht zu begreifen. Die Dänen hatten ein Interesse, diese Stellung zu verschieben; in dem Kriege gegen Schleswig-Holstein fochten skandinavisch gesinnte Freiwillige aus Schweden und Norwegen in den Reihen der Dänen gegen die Deutschen, und schlossen mit jenen Waffenbrüderschaft. Auch die Presse in Schweden war den Dänen günstig, und, mit wenigen Ausnahmen, stumm und blind gegen alle Thatsachen und alle Gerechtigkeit.

Aber es geht nicht an, daß die skandinavischen Unionsmänner ihr Reich auf den Trümmern deutscher Rechte begründen und daß „skandinavisch" gleichbedeutend sei mit Haß gegen Deutschland. Die Dänen haben allerdings, seit ihr König Friedrich der Siebente mit den Demokraten regierte, noch schärfer als vorher die skandinavische Idee gegen Deutschland auszubeuten sich bemüht, aber in Schweden und Norwegen, wo man längst die Sachen kälter in Erwägung zieht, ist man abweichender Ansicht. Die Führer der Skandinaven in Stockholm haben öffentlich ausgesprochen, an eine Verwirklichung der Union könne erst gedacht werden, nachdem die Dänen zur Vernunft gekommen seien; die skandinavische Union werde sich an Deutschland lehnen müssen. Das ist eine vernünftige Ansicht und zeugt von praktischem Verstande. Die Schweden sagen ferner: Wir wollen eine rein nordisch-skandinavische Union, nicht eine solche, welche von vorn herein in eine schiefe Stellung zu Deutschland geräth. Dänemark befindet sich in einer solchen. Es muß, bevor wir uns näher mit ihm einlassen, nicht bloß Holstein und Lauenburg von sich „abschütteln", sondern auch mit Deutschland über Schleswig sich geeinigt haben; es muß eine klare, unzweideutige, unangefochtene Stellung gewinnen. Die Norweger sind ohnehin mißtrauisch gegen Alles, was von den Dänen kommt, denn sie haben vier Jahrhunderte mit diesem Volke in enger Verbindung gestanden.

Nun meinen die Dänen, — und diesen Hintergedanken erkennt Jedermann — im skandinavischen Bunde die erste Rolle spielen zu können, die Leitung und Führerschaft müsse, wie sie glauben, von Rechtswegen ihnen zufallen. Dagegen würden die Norweger und Schweden protestiren. Ueberhaupt ist man sich noch lange nicht klar über Gestalt und Wesen der Union, welche allerdings erstrebt wird, und die Zeit wird Vieles erst reifen müssen. Vorläufig ist es schon sehr bezeichnend, daß beide skandinavische Könige nicht ohne Absichtlichkeit der skandinavischen Idee Vorschub leisten und mit unverkennbarer Berechnung ihre skandinavischen Gesinnungen zur Schau tragen. Als die Studenten aus den drei Reichen vor zwei Jahren in Stockholm erschienen, um dort ein skandinavisches Verbrüderungsfest zu halten, lud König Oskar die „skandinavische Jugend" zu Gast nach seinem Schlosse Drottningholm, und hielt an sie eine politische Rede, in welcher er von einem gemeinsamen skandinavischen Vaterlande sprach. Noch mehr, er ließ seinen königlichen Bruder in Dänemark, welchen er in jener Rede höchlich belobt, durch den anerkannten Demokraten Plough mündlich grüßen, und der skandinavisch gesinnte Demokrat bestellte den königlichen Gruß persönlich an Friedrich den Siebenten, welcher seinerseits die skandinavische Jugend in Kopenhagen glänzend empfing.

Wir brauchen auf die skandinavischen Demonstrationen, deren auch die neueste Zeit manche brachte, nicht näher einzugehen, möchten aber hervorheben, daß der Kronprinz von Schweden und Norwegen, Oskars Thronfolger, entschieden der nordischen Union zugethan ist, und zwar in einer solchen Weise, daß er selbst in Kopenhagen, in der dänischen Hauptstadt, seine Gesinnungen nicht verbarg. Dort brachten ihm die Studenten, welchen Tausende von Bürgern sich anschlossen, einen Fackelzug, um in ihm den rechten Mann der Zukunft zu begrüßen und zu feiern. Die dänischen Minister sahen die Demonstration ungern, konnten aber dieselbe nicht verhindern. König Friedrich ist kinderlos und hat im eigenen Lande eine eigenthümliche Stellung.

Uns liegt daran, zu wissen, wie die skandinavische Union sich zu Deutschland stellt. Unser wohlverstandenes Interesse läßt uns wünschen, daß diese Schöpfung in's Leben treten möge, denn der Gedanke jener Union ist gesund. Die drei an und für sich schwachen Reiche im Norden können nur durch Vereinigung stark sein, aber sie werden niemals so mächtig, daß wir Deutschen etwas von ihnen zu besorgen hätten, und die Schweden haben ganz recht, wenn sie meinen, daß jene Union sich an Deutschland lehnen müsse. Von uns hat Skandinavien ohnehin stets die beste Anregung für sein geistiges Leben erhalten, und wir werden sein standhafter Freund sein, sobald die dänischen Anmaßungen aufhören. Diese müssen beseitigt werden, sie sind unerträglich, und nie wird Deutschland den Gedanken ertragen können, das brave und theure Schleswig-Holstein mit seinen herrlichen und wackeren Leuten den Dänen überantwortet zu lassen. Darüber ist in Deutschland keine verschiedene Ansicht, darüber sind Alle einig. Die skandinavische Union kann also nur beginnen, wo Schleswigs Nordgrenze ist, jenseits der Königsau. Dann wird Deutschland den großen Schifffahrtskanal zwischen Nord- und Ostsee graben, dessen Bau Dänemark verhinderte, so lange es Sundzoll erhob. Dadurch wird die Ostsee dem Weltmeer nahe gerückt und alle Länder am baltischen Meere können zu neuer und nachhaltiger Blüthe gelangen. Es wird den Dänen schwer fallen, ihren Lieblingsvorurtheilen zu entsagen, aber sie werden begreifen müssen, daß eine skandinavische Union nur möglich ist, wenn sie nicht von vorne herein mit Deutschland in Zerwürfniß geräth, denn es kommt ja doch einmal der Tag, an welchem Gerechtigkeit für Schleswig-Holstein zur Wahrheit werden muß und soll.

Dresden, den 18. Juni.

— Ihre Majestäten der König und die Königin, sowie Ihre königl. Hoheiten die Prinzessinnen Sidonie und Sophie und die Frau Herzogin von Genua sind, nach der Meldung des Dresdner Journals, am 10. Juni in Florenz eingetroffen. Das Ende voriger Woche aufgetauchte Gerücht von einem Unwohlsein Sr. Maj. des Königs entbehrt jedweder Begründung.

— Am 16. Juni Vormittags wurde durch eine aus den Vorständen des Stadtraths und der Stadtverordneten gebildete Deputation den Herren Staatsministern Dr. v. Zschinsky und Freiherrn v. Beust das Diplom des ihnen, aus Anlaß des 25. Jahrestags der Einführung der allgemeinen Städteordnung, verliehenen Ehrenbürgerrechts feierlich überreicht. Die beiden Staatsmänner sprachen ihre lebhafte Freude über dies Zeichen der Anerkennung aus und ersuchten die Mitglieder der

Deputation, ihren nunmehrigen Mitbürgern den aufrichtigsten Dank dafür zu sagen.

— Das Dresdner Journal theilt über die diesjährigen Kirchenvisitationen Folgendes mit: „Es werden in diesem Jahre die Ephorien: 1) Freiberg vom Superintendenten Merbach, Diakonus Linke in Zschopau, Pastor Kiien in Kitlitz; 2) Dresden II. vom Superintendenten Steinert, Archidiaconus Behr zu Neustadt-Dresden, Pastor Cranichfeld in Wolkenburg; 3) Frauenstein vom Superintendenten Wagner, Pastor Gehlert in Wiederau, Pastor Schmalz in Mockritz; 4) Penig vom Superintendenten Dr. Siebenhaar, Pastor Stieglitz in Brockwitz, Pastor Lobse in Adorf; 5) Pegau vom Superintendenten Dr. Pasig, Pastor Wagner in Zscheila, Pastor Gladewitz in Kosmen; 6) Wurzen vom Superintendenten Dr. Wilisch, Pastor Merkel in Geringswalde, Pastor Leupold in Reibersdorf; 7) Rochlitz vom Superintendenten Redlich, Diakonus Königsdörfer in Stolpen, Pastor Kiien in Langenwolmsdorf; 8) Werdau vom Superintendenten Bach, Pastor Lhotzky in Wechselburg, Pastor Wilisch in Kotta; 9) Zwickau vom Superintendenten Dr. Bräunig, Universitätsprediger Professor Dr. Brückner, Pastor Schubarth in Hohnstädt; 10) Chemnitz vom Superintendenten Schlegel, Pastor Volkmann in Hof, Pastor Mehlhorn in Großhartmannsdorf; 11) Auerbach vom Superintendenten Körner, Pfarrer Kuhn in Elster; 12) Waldenburg vom Superintendenten Dr. Leo, Pfarrer Hering in Liebstadt, Pfarrer Kunze in Neustädtel der Visitation unterworfen, wonächst noch, soviel die Oberlausitz betrifft, 13) in dem Löbauer und Kamenzer Bezirk Kirchen- und Schulrath Dr. Wildenhahn, Pfarrer Reinhardt in Döhlen, Pfarrer Peschel in Eybdorf, Pastor prim. Fischer in Löbau, Pastor prim. Dr. Klemm in Zittau, Pfarrer Tobias in Reichenau, und 14) in dem wendischen Bezirk Kirchen- und Schulrath Dr. Wildenhahn, Pfarrer Möhn in Hochkirch, Pfarrer M. Platz in Kleuden mit der Visitation betraut worden sind."

— Das Dresdner Stadtverordneten-Collegium wird in nächster Frist abermals einen Stadtrath auf Zeit zu wählen haben. Dem Vernehmen nach wird nämlich Herr Stadtrath Adv. Künzel, ein sehr thätiges und begabtes Mitglied des Collegiums, in den Staatsdienst eintreten und zwar zunächst als Referendar bei der königl. Kreisdirection Dresden.

— Am 13. Juni gegen Abend stürzte der beim Baue des Waldschlößchens beschäftigte Maurer Friebel aus Laubegast aus der zweiten Etage in die erste hinab und brach den rechten Ober- und den linken Unterschenkel. Da der Bau bereits von den übrigen Arbeitern verlassen war, so wurde der Verunglückte erst am andern Morgen früh in seiner hilflosen Lage aufgefunden und nach der Diakonissenanstalt geschafft.

— Am 12. Juni Abends wurde der Bremser Hellinger, als er beim Abgange eines Zuges vor dem Kunstschachte zu Döhlen auf eine Lowry steigen wollte, dergestalt an eine Holzsäule gequetscht, daß er bewußtlos davon getragen werden mußte. Derselbe befindet sich im hiesigen Stadtkrankenhause.

— Neben vielen schönen und seltenen Hühnerarten bot die neuliche Geflügelausstellung, wie wir bereits in voriger Nummer erwähnten, noch einen besonders interessanten Artikel: die Producte der künstlichen Brütanstalt des Herrn Apothekers Baumeyer in Friedrichstadt. Da das Etablissement in seiner Wirksamkeit namentlich auch in die Landwirthschaft eingreift, so ist in diesem Blatte sicher der geeignete Ort, durch einige kurze Mittheilungen, die indeß weniger die innere Einrichtung selbst berühren, auf diese eigenthümliche Anstalt aufmerksam zu machen. Wer sich einigermaßen die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens vergegenwärtigt, wird leicht begreifen, daß es nur großer Beharrlichkeit und rastloser Thätigkeit gelingen konnte, das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Obgleich es an verschiedenartig construirten Apparaten für den gedachten Zweck nicht fehlt, so ist doch, so viel uns bekannt, keiner zu einer eigentlich praktischen Anwendung gekommen; vielmehr hat sich Herr Baumeyer das Verdienst erworben, sein Etablissement gänzlich neu geschaffen zu haben, und dies gilt sowohl von dem künstlichen Ausbrüten, als von der Aufzucht der Jungen. Seit April d. J. sind in der Anstalt gegen 1100 Eier ausgebrütet worden und 250 dergleichen Hühner (z. B. von den Herren v. Wolframsdorf auf Merschwitz, Hempel auf Naundörfchen, Banquier Kockel u. A.) befanden sich auf der letzten Geflügel-Ausstellung, infolge dessen der „Verein für Hühnerzucht" Herrn Baumeyer durch ein Belobigungsdecret ausgezeichnet hat. Daß die Brütanstalt für die Landwirthschaft von Nutzen sei, beweist der Umstand, daß Herrn Baumeyer schon mehrfache derartige Aufträge von Oekonomen übergeben worden sind. Die Brüt- und Fütterungskosten erscheinen billig gestellt und schon deshalb dürfte das Unternehmen gemeinnützig werden. Die Vortheile, welche die künstliche Brütanstalt der Hühnerzucht gewährt, bestehen zunächst darin, daß die Vermehrung der Hühner in unbeschränkter Zahl stattfinden kann, sowie daß die Resultate weit sicherer sind, als die bei der natürlichen Brut. Dazu kommt ferner, daß das Brüten zu jeder Jahreszeit vorgenommen werden kann, während dasselbe bei den Hühnern bekanntlich nur in der wärmern Jahreszeit stattfindet. Endlich gewährt die künstliche Aufzucht vor der natürlichen insofern Nutzen, als bei der erstern die Temperaturverhältnisse so geregelt sind, wie sie eben dem jungen zarten Thierchen am zuträglichsten erscheinen. Es gehen deshalb auch in der Anstalt weit weniger junge Hühner zu Grunde, als bei der Gluckhenne. Wir schließen diese kurze Hinweisung auf jenes gemeinnützige Institut mit dem Wunsche, daß selbiges von dem landwirthschaftlichen Publikum immer mehr beachtet und benutzt werden möge.

* Bucha, bei Lampertswalde, 13. Juni. Vorgestern Nachmittag wurde der auf dem Felde bei Zeuckritz arbeitende Dienstknecht Naubach während eines heftigen Gewitters vom Blitze erschlagen.

Aus dem Erzgebirge. In Grünhain hat es am 13. Juni geschneit; auch in Johanngeorgenstadt ist an diesem Tage Schnee gefallen.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen		Roggen		Gerste		Hafer		Erbsen	
			Thl.	Ngr.	Thl.	Ngr.	Thl.	Ngr.	Thl.	Ngr.	Thl.	Ngr.
Dresden	Juni	von	—	—	3	12	3	5	1	18	—	—
	15.	bis	6	—	3	15	3	6	2	5	—	—
Bautzen	Juni	von	6	5	3	10	2	25	1	20	—	—
	13.	bis	6	20	3	17	3	2	2	—	4	5
Meißen	Juni	von	—	—	3	10	3	—	1	16	3	7
	11.	bis	—	—	3	17	3	3	2	—	—	—
Pirna	Juni	von	5	20	3	5	3	—	1	28	3	15
	13.	bis	6	5	3	15	—	—	2	5	—	—
Radeburg	Juni	von	5	20	3	8	3	3	1	25	3	15
	17.	bis	6	5	3	15	3	5	2	5	3	28
Roßwein	Juni	von	5	17	3	7	3	—	1	25	3	15
	16.	bis	6	15	3	20	3	2	2	—	—	—
Chemnitz	Juni	von	5	25	3	20	3	5	1	28	3	25
	13.	bis	6	10	4	—	3	10	2	—	4	3

Dresden. Das Schock Stroh 5 Thlr. — Ngr. bis — Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu 1 „ 8 „ „ 1 „ 12 „

Radeburg. Haidekorn 2 Thlr. 22 Ngr. bis 3 Thlr. 5 Ngr.
Eingegangen: 538 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 13. bis mit 15. Juni 1857.
die Kanne 14 Ngr. — Pf. bis 15 Ngr. — Pf.
— in Pirna (13. Juni) 14 „ — „ „ 17 „ — „
— in Roßwein (16. Juni) 11 „ 2 „ „ 12 „ 8 „
— in Chemnitz (13. Juni) 14 „ — „ „ 15 „ — „

Quittung.

Für das Wormser Luther-Denkmal gingen ferner bei uns ein: Transport 6170 Pf. A. S. 70 Pf.; C. W. 50 Pf.; Z. 100 Pf. 2100 Pf. ges. in der Kirchengemeinde Striesen b. Großenhain u. eingef. vom Pfarrer Hering daselbst; 75 Pf F in Brockwitz; 60 Pf. A. L. Sa. 8675 Pf.

Die Redaction d. S. Dorfz.

Berichtigung. In vor. Nummer muß es in der, die Johanniskirche betr. Mittheilung, S. 191, 2. Sp., Zeile 10 v. unten, 4—5 Fuß statt Ellen heißen.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 25 nebst einer Beilage.)

Freitag, Nr. 26. 26. Juni 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Sächsische Dorfzeitung.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Zur Nachricht.

Auf das mit nächster Nummer beginnende neue Abonnement der **Sächs. Dorfzeitung** nehmen alle K. Postämter und Postexpeditionen, gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 12½ Ngr., Bestellungen an und kann das Blatt bei denselben ohne anderweite Preiserhöhung allwöchentlich in Empfang genommen werden.

☞ Die Dresdener Pränumeranten, welche ihre Bestellungen direct bei uns (Neustadt, kl. Meißner Gasse Nr. 3) machen, erhalten das Blatt allwöchentlich ohne Preiserhöhung in das Haus gesandt.

Inserate finden bei der bedeutenden Auflage unseres Blattes durch dasselbe sowohl in Dresden und dessen Umgegend als auch in der Provinz die ausgedehnteste Verbreitung.

Dresden, am 25. Juni 1857. ***Die Verlags-Expedition.***

Politische Weltschau.

Von einigen Blättern wird gemeldet, daß die deutsche Bundesversammlung sich schon in ihrer nächsten Sitzung mit der holsteinisch lauenburgischen Angelegenheit beschäftigen werde. Diese Nachricht ist indessen nicht begründet, da schon der Zeit nach eine so rasche Förderung der Sache kaum möglich erscheint, denn die dänische Antwort ist erst Ende voriger Woche in Berlin und Wien eingetroffen, und die erforderlichen Einleitungen zur Abgabe an den Bund können wohl schwerlich in wenigen Tagen getroffen werden. Gleichzeitig wird aus Wien geschrieben, daß möglicherweise ein anderer Zwischenfall die Berathung der deutsch-dänischen Streitfrage beim Bunde verzögern könne; Frankreich habe nämlich neuerdings Schritte gethan, um ein weiteres Vorgehen zu sistiren und auch in dieser Angelegenheit dem Kaiser Napoleon die Rolle eines Vermittlers zu sichern. Es wird hinzugefügt, daß hierüber noch weitere Verhandlungen stattfinden und daß wahrscheinlich gegen eine solche Vermittelung keine Einwendungen erfolgen würden, vorausgesetzt, daß dadurch den von den deutschen Großmächten erhobenen Forderungen entsprochen würde. Hierbei möge nicht unerwähnt bleiben, daß die Wiener Regierungsorgane jedwede Meinungsverschiedenheit zwischen Oesterreich und Preußen in der dänischen Angelegenheit in Abrede stellen und die abweichende Form der zuletzt nach Kopenhagen gesandten Noten als eine unerhebliche Nebensache bezeichnen, die dem Einverständnisse und der Einigkeit der beiden Mächte nicht den geringsten Abbruch zu thun vermöge.

Aus dem Großherzogthume **Baden** werden gar absonderliche Dinge über das Gebahren der nach Abschluß des Kirchenstreits wieder offener auftretenden ultramontanen Geistlichkeit berichtet. Die Landleute werden eifrig zu Wallfahrten aufgefordert und beim Frohnleichnamsfeste sollen sich zu Walldürn, einem Wallfahrtsorte im Odenwalde, gegen 30,000 Pilger, zum Theil aus weiter Ferne eingefunden haben. In Freiburg sah man bei demselben Feste Bilder und Mirakel, welche bisher nur in Italien Glück machten und deren Verpflanzung auf deutschen Boden man sich jetzt angelegen sein läßt. So wurde z. B. die Darstellung der fünf Wunden angestaunt, aus denen man durch eine mechanische Vorrichtung Ochsenblut herausträufeln ließ! —

Es ist mehrfach aufgefallen, daß der **bairische** Oberconsistorialpräsident Dr. Harleß diesmal an der deutsch evangelischen Kirchenconferenz keinen Antheil nimmt, während er doch sonst bei diesen Berathungen einen vorwiegenden Einfluß auszuüben pflegte. Jetzt wird nun aus München geschrieben, daß zwar Dr. Harleß bestimmt gewesen sei, Baiern auf den Conferenzen zu vertreten, daß aber das Ministerium Bedenken getragen habe, die auf ihn gefallene Wahl dem Könige zur Bestätigung vorzulegen. Es stimmt dies damit überein, daß mehre Regierungen den Wunsch geäußert haben sollen, es möge der exclusiven Richtung der neuorthodoxen Partei bei den Kirchenconferenzen nicht zuviel Raum gegeben werden. — In **Nürnberg** hat der bekannte Pastor Ahlfeld aus Leipzig dadurch Anstoß erregt, daß er in einer Predigt, welche er beim Jahresfeste des bairischen Missionsvereins in der dasigen Sebalduskirche gehalten, ziemlich heftige Ausfälle gegen das jüngste Verhalten der protestantischen Bewohner Nürnbergs in den bekannten kirchlichen Angelegenheiten richtete. Es hat dieses Auftreten des genannten sächsischen Predigers sogar eine öffentliche Verwahrung mehrer protestantischer Bürger in einem dasigen Blatte hervorgerufen.

Ein recht erfreuliches Zeichen christlicher Toleranz wird aus Ulm berichtet. Dort ist man nämlich im Begriff, den dasigen Münster, eine protestantische Kirche, baulich wiederherzustellen und das betreffende Comitée wandte sich deshalb an den Bischof von Rottenburg, um von ihm die Erlaubniß zu erbitten, auch unter den Katholiken Würtembergs Beiträge zu obigem Zwecke einsammeln zu dürfen. Der Bischof hat nun diese Erlaubniß auf das Bereitwilligste und mit dem Bemerken ertheilt, daß er sich freuen werde, wenn recht viele Katholiken sich an der Wiederherstellung jenes alterthümlichen Bauwerks betheiligen würden.

Im Großherzogthum **Luxemburg**, wo bekanntlich im Nov. v. J. die Ständeversammlung aufgelöst und eine neue Verfassung octroyirt wurde, ist jetzt ein neues Wahlgesetz erschienen, welches das Wahlrecht sehr wesentlich beschränkt. Auch ist auf dem Verordnungswege ein neues Preßgesetz publicirt worden, dessen einzelne Bestimmungen die in der Verfassung gewährleistete Preßfreiheit völlig illusorisch machen.

In **Kurhessen** wird in nächster Zeit der Proceß gegen die Hanauer Turner von 1848 vor dem Schwurgericht zu Hanau verhandelt werden. Die Zahl der Angeklagten beläuft sich auf fünfzig.

Preußen. In dem Staatsanzeiger vom 23. Juni wird der am 16. d. M. in Paris ratificirte Neuenburger Vertrag und zugleich eine königliche Proclamation in französischer Sprache abgedruckt, in welchem letzteren Documente der König

seine Neuenburger Unterthanen ausdrücklich von dem Eide der Treue, den sie ihm geleistet, entbindet und zugleich allen Denen Dank sagt, die nicht aufhörten, ihm Zeugnisse der Liebe, Hingebung und Treue zu geben.

In Elberfeld haben die Färber, von denen einige Tausend in den dasigen Fabriken beschäftigt sind, ihre Arbeit eingestellt, um dadurch eine Lohnerhöhung zu erzielen. Die Ruhe ist aber dabei in keiner Weise gestört worden, doch sind dadurch die Fabrikherren, welche durch gemeinsame Beschlüsse über Erhöhung ihrer Waarenpreise den Anlaß zu obiger Forderung gegeben haben sollen, in große Verlegenheit gesetzt. Auch in Barmen feiern die Fabriken infolge der Arbeitseinstellung. — In der Rheinprovinz wird über das Aufkommen der Bettelmönche geklagt; während sonst das Betteln streng verboten ist, haben diese durch ihre Kutten legitimirten, feist genährten Mönche das Privilegium, das Publikum anzubetteln und an jeder Pforte anzupochen.

In Danzig ist die Nachricht eingegangen, daß am 16. Juni das Weichseldampfboot „Thorn", wahrscheinlich durch Platzen des Kessels, verunglückt und gesunken ist. Fünf Menschen, darunter der Kapitän und der Maschinist, haben dabei ihr Leben verloren.

Oesterreich. Am 18. Juni ist in Wien die Säcularfeier der Maria-Theresia-Ordensstiftung mit vielem militärischen und kirchlichen Pomp celebrirt worden. Dieser militärische Orden, welcher einen hohen Werth hat, weil seine Ertheilung nur in seltenen Fällen erfolgt, wurde bekanntlich von Maria Theresia, welche dem größten Manne des vorigen Jahrhunderts feindlich gegenüberstand, zum Andenken an die am 18. Juni 1757 gewonnene Schlacht bei Collin gestiftet. — Am 20. Juni hat auf der Triest-Laibacher Eisenbahnstrecke die erste Probefahrt stattgefunden und im nächsten Monate wird die Bahn befahren werden, welche die erste Handelsstadt des Reichs mit Wien und dem weiten Hinterlande unmittelbar verbindet.

Frankreich. Die Wahlen zum gesetzgebenden Körper haben die politische Windstille, welche sonst in Paris und in ganz Frankreich zu herrschen pflegt, unterbrochen, und sowohl in der Hauptstadt wie in den Departements herrschte in den letzten vierzehn Tagen eine Bewegung, wie man sie lange nicht erlebt hat. Während man an den Verhandlungen des gesetzgebenden Körpers seit Jahren nur wenig Interesse nahm, weil man sich längst daran gewöhnt hatte, in dieser Corporation nur ein dienstbeflissenes Werkzeug der Regierung zu sehen, zeigt sich jetzt nach Ablauf der fünfjährigen Lebensdauer jener Versammlung auf einmal das Bestreben, aus der bisherigen Apathie herauszutreten und durch lebhaftere Betheiligung an den Wahlen einigen Einfluß auf die Zusammensetzung des gesetzgebenden Körpers zu gewinnen. Die Regierung selbst hat zu diesem Erwachen ihren guten Theil beigetragen, indem sie die Kammern trotz ihrer augenfälligen Abhängigkeit stets als den Ausdruck des allgemeinen Willens hinstellte, ndem sie ferner das allgemeine Stimmrecht als frei bezeichnete und doch gleichzeitig den Wählern die Namen jener Männer decretirte, die der Kaiser gewählt sehen wollte. Dieses Herabdrücken der Wahlen zu einer bloßen Form mußte denn doch endlich Bedenken erregen, und so ist es gekommen, daß gegenwärtig eine große Anzahl von unabhängigen Wählern aus ihrer Passivität herausgetreten sind und sich an der Wahl betheiligt haben. Diese lebhaftere Ausübung eines Rechts und einer Pflicht scheint aber der Regierung nicht geringe Sorge zu verursachen; nicht etwa als ob sie fürchtete, es könnten aus der Wahlurne eine Anzahl von Opponenten hervorgehen, die dem bisherigen Systeme unbedingter Zustimmung ernstliche Schwierigkeiten zu bereiten vermöchten, denn dafür ist gesorgt, daß es zu einem solchen Resultate nicht kommen kann. Aber man ist schon darüber betroffen, daß sich die öffentliche Meinung überhaupt zu regen beginnt, daß der Versuch gewagt wird, sich der bisherigen Bevormundung, an die man das Volk schon gewöhnt glaubte, zu entziehen und frei und selbständig zu handeln, wo bisher nur ein einziger Wille maßgebend zu sein pflegte. Deshalb wird man es höchst ungern sehen, wenn die von der Opposition aufgestellten Candidaten überhaupt Stimmen bekommen, denn es liegt unter den gegenwärtigen Verhältnissen und nachdem die Präfecten es gewissermaßen als ein politisches Vergehen bezeichnet haben, für einen anderen als den Regierungscandidaten zu stimmen, immer eine Demonstration darin, wenn dessenungeachtet eine Anzahl Wähler das Gegentheil thut. Und falls nicht alle Anzeichen trügen, so bleibt eine solche Demonstration nicht aus. Daß einzelne Oppositionscandidaten den Sieg davon tragen, ist, wie schon bemerkt, bei den getroffenen Vorkehrungen so leicht nicht zu erwarten; wohl aber werden viele derselben Tausende von Stimmen auf sich vereinigen, und dies ist es, was der Regierung in hohem Grade unangenehm sein wird, denn sie muß darin ein Zeichen erblicken, daß die Bevölkerung die auf ihr ruhende Last zu fühlen beginnt und daß der Absolutismus mit dem allgemeinen Stimmrechte sich überhaupt auf die Dauer nicht vereinigen läßt. —

Die neuesten Berichte aus Paris bringen bereits einiges Nähere über den Ausfall der Wahlen. Die Regierungsblätter haben noch am Morgen des ersten Wahltages die letzten Trümpfe ihrer Einschüchterungspolitik ausgespielt, und der Minister des Innern hat noch ein Circularschreiben an die Präfecten erlassen, worin diese nochmals aufgefordert werden, Alles daran zu setzen, um die kaiserlichen Candidaten durchzubringen; der Seinepräfect richtete ebenfalls einen sehr merkwürdigen Aufruf an die Wähler von Paris, in welchem diese eingeladen werden, nur den Candidaten ihre Stimmen zu geben, welche die Regierung ihnen bezeichne ꝛc. Ueberdies wurden mehre Journale, welche der freien Wahl schüchtern das Wort redeten, verwarnt und die Vertheilung von Stimmzetteln mit den Namen von Oppositionscandidaten gewaltsam verhindert, obgleich eine solche Vertheilung gesetzlich gestattet ist. Die ganze Garnison von Paris war consignirt und die Wachtposten wurden verstärkt; doch waren diese Vorkehrungen unnöthig, denn die Ruhe und Ordnung wurde nirgends gestört. Am ersten Wahltage (d. 21. Juni) war die Theilnahme der Wähler minder zahlreich als am zweiten, da unter den Arbeitern die Meinung allgemein verbreitet ist, daß es nicht rathsam sei, die Stimmzettel über Nacht in den Händen der Maires zu lassen. Ganz Paris war in eine außerordentliche Aufregung versetzt, und die Regierung sah dem Ausgange dieser fieberhaften und ungewohnten Bewegung nicht ohne Besorgniß entgegen. Als man wahrnahm, daß am zweiten Tage die meist demokratisch gesinnten Arbeiter in großen Massen herbeiströmten, um an die Wahlurne zu treten, fing man an, die vorher festbegründete Hoffnung, daß die Candidaten der Opposition nur eine geringe Anzahl von Stimmen erhalten würden, aufzugeben und selbst an den Sieg Einzelner zu glauben. Um vier Uhr wurde die Abstimmung geschlossen, und das Ergebniß hat die obige Vermuthung bestätigt: die Regierungscandidaten sind nicht durchgängig gewählt worden, und obgleich nur einige Oppositionsmänner die erforderliche Majorität erreichten, so ist doch in der bedeutenden Stimmenzahl, welche diese Partei zusammen erlangte, eine sehr bezeichnende Demonstration zu erblicken. Im ersten Pariser Wahlbezirke hatten der Regierungs-Candidat 10,070, die beiden Oppositionscandidaten zusammen 6358 St.; im 2. Bez. der Reg.-C. 10,472, der Opp.-C. 9070 St.; im 3. Bez. der Opp.-C. (Cavaignac) 10,345, der Reg.-C. 10,108 St.; im 4. Bez. der Reg.-C. 9632, die zwei Opp.-C. zusammen 9490 St.; im 5. Bez. der Opp.-C. (Carnot) 12,034, der Reg.-C. 8426 St.; im 6 Bez. der Opp.-C. (Goudchaux) 13,042, der Reg.-Cand. 10,464 St.; im 7. Bez. der Reg.-C. 10,609, die beiden Opp.-C. zusammen 10,473 St.; im 8. Bez. der Reg.-C. 13,820, die beiden Opp.-C. zusammen 11,301 St.; im 9. Bez. der Reg.-C. 11,507, der Opp.-C. 6966 St.; im 10. Bez. der Reg.-C. 15,417, der Opp.-C. 7220 St. In einigen Bezirken werden Neuwahlen nöthig, weil die absolute Majorität nicht erlangt wurde. Nach vorstehenden Angaben haben

sonach in Paris 110,525 Wähler für die Regierungs-Candidaten und 96,299 für die Oppositions-Candidaten gestimmt. Aus den Provinzen war, nach dem Moniteur, das Resultat von 227 Wahlen bekannt; hiervon sind, wie das amtliche Blatt versichert, nur vier zu Gunsten der Opposition ausgefallen; eine telegraphische Depesche der Nat.-Ztg. erhöht jedoch diese Zahl auf 9.

Schweden. Wir haben schon früher (in Nr. 15) darauf hingewiesen, daß der König Oscar die Absicht hat, die in Schweden noch bestehenden intoleranten Gesetze gegen Andersgläubige, d. h. gegen Solche, welche der evangelischen Landeskirche nicht angehören, aufzuheben und eine größere religiöse Freiheit zu gewähren. Die betreffenden Vorschläge, welche vorerst der ständischen Berathung unterliegen, sind nunmehr veröffentlicht worden. Hiernach soll der Uebertritt von der schwedischen Staatskirche zu einem andern Glaubensbekenntniß freistehen; auch dürfen Zusammenkünfte zu gemeinsamen Andachtsübungen ungehindert stattfinden und die Bildung neuer Gemeinden soll mit Genehmigung des Königs gestattet werden. Ferner soll auch die Landesverweisung, welche bis jetzt sogar bei dem Uebertritt eines Protestanten zur katholischen Kirche verfügt wurde, künftighin in Wegfall kommen und selbst bei Verbrechern nicht mehr angewendet werden.

Rußland. Der Kaiser hat sich mit seiner Gemahlin am 23. Juni nach Kiel eingeschifft. Das Gerücht, daß der Kaiser wahrscheinlich mit dem Kaiser Napoleon in Berlin zusammentreffen werde, taucht von Neuem auf, doch wird der Zeitpunct dieses Zusammentreffens auf den Monat September verlegt, wo in der Umgebung der preußischen Hauptstadt große Truppenmanöver stattfinden, denen der russische Kaiser, welcher um diese Zeit seine Gemahlin aus Deutschland abzuholen gedenkt, beiwohnen wird. Ueber die Reise des Kaisers Napoleon scheint jedoch noch keine feste Bestimmung getroffen zu sein. — Die französische Kaiserin Eugenie hat den russischen St. Katharinenorden erhalten.

Türkei. Nachdem erst vor einigen Wochen Konstantinopel durch eine bedeutende Feuersbrunst heimgesucht worden, ist am 9. Juni auch der alte kaiserliche Palast auf der Seraispitze ein Raub der Flammen geworden. Die Vernichtung dieses Palastes, welcher an der Stelle des alten Byzanz sich erhob, hat den abergläubischen Türken nicht geringen Schrecken eingejagt, da es nach ihrem Glauben überhaupt für eine Unmöglichkeit gilt, daß ein großherrliches Besitzthum vom Feuer verzehrt wird, weshalb auch in einem solchen Falle die Brandstätte von den Feuerwächtern nicht ausgerufen werden darf. Es soll bei dieser Gelegenheit der Mantel des Propheten, welcher erst kürzlich mit Mühe aus Diebeshänden gerettet wurde, mitverbrannt sein. Das wäre in den Augen der gläubigen Osmanen ein großes Unglück, doch werden die Hohenpriester schon dafür Sorge tragen, daß die Reliquie ersetzt wird, ohne daß die Muselmänner etwas davon merken.

Frankreich kann selbst ein unter türkischer Censur gedrucktes Blatt nicht vertragen. Das „Journal de Constantinople", ein halbofficielles Organ der türkischen Regierung, ist in Frankreich verboten worden und die Kapitäne der aus der Levante kommenden französischen Dampfschiffe sind angewiesen, dieses Journal nicht mehr zu befördern. Die Ursache zu diesem kleinlichen Verbot ist darin zu suchen, daß mehrerwähntes Blatt die Rechte des Sultans in Betreff der Donaufürstenthümer mit Entschiedenheit vertritt, was der französischen Politik, welche bekanntlich mit vielem Nachdruck die Vereinigung der Moldau und Walachei fordert, nicht genehm ist.

Amerika. In Washington hat es am 1. Juni bei Gelegenheit der städtischen Wahlen wieder einmal blutige Köpfe gesetzt. Die dasigen Bürger geriethen mit einer Bummler-Rotte aus Baltimore zusammen. Letztere, welche der national-amerikanischen Partei angehörte, war gut bewaffnet und hatte sich zum Ueberfluß einer Kanone bemächtigt. Zwei Compagnien Marinesoldaten, die der Präsident dem Mayor zur Verfügung gestellt, erhielten Befehl, auf die in's Handgemenge gerathenen Parteien zu feuern, wobei sechs Menschen ihr Leben einbüßten und eine weit größere Anzahl verwundet wurde. Die Stadt befand sich in fieberhafter Aufregung, und das Verfahren des Mayors wurde höchlich gemißbilligt.

Die Regierung der Vereinigten Staaten bereitet eine Expedition gegen die Mormonen vor; 2000 Mann, mit einer leichten Batterie, sollen den Marsch nach dem fernen Salzsee antreten, um unter den wunderlichen Heiligen Ordnung zu stiften und die Autorität der amerikanischen Regierung zur Geltung zu bringen. Der Apostel der Mormonen, Brigham Young, führt nach der Angabe amerikanischer Blätter eine schauderhafte Wirthschaft. Auf seine Veranlassung wurde das Leben der amerikanischen Richter bedroht, das Distriktsgericht der Vereinigten Staaten gewaltsam gesprengt und allerhand Gewaltthätigkeiten verübt. Wer sich gegen die Autorität des Apostels auflehnt, dem wird das Haus über dem Kopfe angezündet und Niemand darf ihm Obdach geben. Die Gräuel, welche infolge der Vielweiberei hervortreten, sind der abscheulichsten Art, und die Würde des Weibes wird von diesen Sektirern auf wahrhaft entsetzliche Weise mit Füßen getreten. Die Mormonen bilden in Utha die Mehrzahl, und alle politische Gewalt ist in ihren Händen. Nun wird zwar jedes Territorium der Vereinigten Staaten bei seiner Organisation berechtigt, für sich selbst Gesetze zu machen, es versteht sich aber von selbst und ist in der bezüglichen Congreßacte ausdrücklich ausgesprochen, daß kein Territorium, kein einzelner Staat das Recht hat, Gesetze zu machen, welche der republikanischen Freiheit überhaupt, oder den Unionsgesetzen zuwiderlaufen. Derartige Gesetze können vor dem obersten Gerichtshof zu Washington, welcher zugleich die oberste Appellationsbehörde ist, für constitutionswidrig erklärt und außer Kraft gesetzt werden. Um deswillen ist es nothwendig, daß jener Gerichtshof in jedem neu organisirten Territorium seine eigenen, vom Präsidenten angestellten und vom Senate bestätigten Richter hat, die in erster Instanz über derlei Dinge absprechen können. Diese Richter der Union wollen aber die Mormonen nicht anerkennen, indem sie, auf ihre theokratischen Einrichtungen sich stützend, nur ihrem selbstgewählten Gouverneur und Oberpriester Brigham Young die Ausübung aller öffentlichen Gewalt zugestehen. Aber die Despotie, mit welcher dieser sogenannte Apostel seine Herrschaft übt, hat nicht allein unter Denjenigen, welche nicht zu der Mormonen-Secte gehören, sondern auch unter den Gläubigen selbst große Erbitterung hervorgerufen. Viele Enttäuschte sehnen sich nach Erlösung. Aber wehe Denen, welche ihren Unwillen laut werden lassen; man findet sie gewöhnlich in ihren Betten ermordet, und es ist gewiß, daß kein abtrünniger Mormone das Glück hat, seinen Weg zurück nach den anderen civilisirten Staaten der Union zu finden. Das Einschreiten der amerikanischen Regierung ist unter solchen Umständen ganz gerechtfertigt, und wenn einige Tausend Mann mit obligater Artillerie sich um den großen Salzsee lagern, dann werden die Unzufriedenen, an denen es, wie gesagt, dort nicht fehlt, wohl den Muth bekommen, ihre Rechte gegen die Tyrannei des Erzvaters Brigham Young geltend zu machen und es kann diesem Beherrscher des „neuen Zion" leicht ein ähnliches Ende zu Theil werden, wie seinem Vorgänger, Joe Smith, dem Stifter der Secte, welcher i. J. 1844 in der von ihm begründeten Stadt Nauvoo (Staat Illinois) ein Opfer der Lynchjustiz wurde. Der Präsident der Vereinigten Staaten hat Noth gehabt, einen Gouverneur für Utah zu finden, da dessen Stellung trotz der Unterstützung der bewaffneten Macht eine sehr schwierige sein wird. Doch ist dieser Beamte bereits ernannt, wenn auch sein Name noch verschwiegen gehalten wird. Er wird gleich nach seiner Ankunft in Utah in einer Proclamation erklären, daß alle im Mormonengebiete lebenden Personen, Männer sowohl wie Frauen, die in die Vereinigten Staaten überzusiedeln wünschen, den Schutz und auch die Mittel dazu von der Regierung erhalten werden.

Der Bauer von Helmstein.

Volkserzählung von Adolf Stern.

II.

Zwei böse Tage.

Franz, des Brandbauern einziger Sohn, hatte die gewöhnliche Laufbahn der fröhnenden Landleute ergriffen, er war ein Bauer geworden, und hatte seit seinem fünfzehnten Jahr im Schweiße seines Angesichts sein Brod verdient, bis ihn das Herrenjahr auf die Burg rief, wo er dem Herrn zum Roßbuben tauglich erschien. Bald aber entdeckte der alte Rüstmeister auf dem Helmsteiner Schlosse noch ganz andere Fähigkeiten, als Rosse zu zäumen und zu füttern, in dem Burschen. Keiner verstand so gut wie er eine Armbrust zu handhaben, die man ihm des Versuchs halber in die Hand gab; mit dem hölzernen Schwerte, das er sich gefertigt, focht er gewaltig und sogar den Büchsenmeister bat er, ihm doch das Abfeuern und Bedienen des Geschützes zu lehren. Dies theilte der Rüstmeister Herrn Guido von Helmstein mit, und rasch erhob dieser den Burschen zum Reisigen und sogar bis zum Leibknappen. Als aber der alte Herr starb und sein Sohn, der ein hohes Amt im Stift Würzburg bekleidete, den Haushalt der Burg bis auf weniges Gesinde auflöste, erhielt Franz Brand die Erlaubniß, Kriegsdienste zu suchen in und außer dem Reich.

Wer sich von dem furchtbaren Drucke, unter welchem der ackerbauende Stand im sechszehnten Jahrhundert schmachtete, einen Begriff machen kann, der wird es erklärlich finden, daß Franz Brand, unbekümmert um Heimath und Familie, der ersten besten Fahne zueilte und mit ihr in den italienischen Krieg zog. Hier war er über ein Jahr verschollen, dann kehrte er heim, um einen anderen Kriegsdienst zu suchen, der ihn auf's Neue den Eltern zwei Jahre lang entführte, bis zu dem Tage, an welchem wir ihn heimkehren sahen, um eine schwarze That, vom Vater begangen, zu erfahren.

Franz Brand war entschlossen, in der nächsten Zeit im Dorfe zu bleiben, den Acker seines Erbes und die Felder seines Herrn zu bauen; die Bewohner Helmsteins sannen umsonst über die Gründe des seltsamen Entschlusses nach, Franz blieb darüber sogar gegen Rosel, die Schwester, die ihm Alles anvertraute, verschwiegen und forschte vielmehr nach; der Ursache ihrer öfteren Traurigkeit. Rosel wollte lange nicht mit der Sprache herausgehen, zuletzt aber erzählte sie Folgendes:

„Vor vier Wochen etwa, Franz, kam oben auf dem Schlosse der Junker an, um, wie man sagte, sich etwas zu erholen von dem vielen Studiren, dem er obliege. Wir kümmerten uns nicht weiter um ihn, und nur eines Nachmittags, des Tages nach seiner Ankunft, ritt er vor unseren Aeckern vorüber, ich war gerade im Kohlfeld und grüßte ihn natürlich. Er besah mich scharf und denke Dir, er stieg vom Pferde und fing an mit mir zu sprechen, fragte mich, ob ich mich auch wohlbefinde bei den Eltern und that ganz vertraulich. Zuletzt raubte er mir einen Kuß und stieg, als er mich weinen sah, lachend zu Pferd."

„Der Bube!" knirschte Franz. „Und was wurde weiter?"

„Der Junker," fuhr Rosel kleinlaut fort, kam nun alle Tage, und ich konnte sein wo ich wollte, da kam er auch hin und verfolgte mich mit Liebkosungen. Als ich mich einmal wehren wollte, schlug er mich. Heute vor acht Tagen nun traf er mich hier im Garten und kam, da er recht gut wußte, daß die Eltern auf der Frohne waren, herein. Und da fing er wieder an von seiner Liebe zu reden, und umfaßte mich, und" — Rosel begann zu schluchzen — „und —"

„Ich weiß nun Alles. Es ist schon gut," fiel Franz ein und zwar mit so furchbar zitternder Stimme, daß ihn Rosel ängstlich betrachtete und bat:

„Aber nicht wahr, lieber Franz, Du zürnst mir nicht und Du sagst auch den Eltern nichts davon?"

„Meinetwegen," brummte Franz, ohne recht zu wissen, was er sagte. In seinem Kopfe keimten Entwürfe der Rache und Rosels Schicksal regte ihn so heftig auf, daß er ganz seine gewöhnliche Kaltblütigkeit verloren zu haben schien.

Eben jetzt rief die Stimme des Hütbuben klagend: „Rosel, Franz helft, der Brand wird fortgeschleppt!"

Schnell, wie der Blitz, sprang Franz über den Zaun des Gartens in das Haus und sah vier Männer, die ihm auf den ersten Blick als würzburgische Reisige bekannt waren, seinen Vater in aller Ruhe knebeln. Rasch trat er an sie heran und fragte drohend:

„Was soll das, Gesellen? Wie mögt ihr mir meinen Vater meuchlerisch anfallen?"

„Meuchlerisch anfallen?" gab der Anführer der Knechte grob zurück, „Ja doch, ein meuchlerischer Anfall war's auf den Förster Lorenz. Nun, der Galgen ist auch schon fertig, und kömmt Zeit, kömmt Rath."

Franz sah, daß die Entdeckung, die er gleich befürchtet, schon geschehen war, er wurde daher ruhiger und sagte:

„Mein Vater ist gewiß unschuldig an Dem, was Ihr da sagt. Wo ist denn der Förster Lorenz ermordet worden?"

„Der Schelm, den Ihr Vater nennt, Kamerad, wird uns schon Auskunft geben — beruhigt lieber die hübsche Dirne dort, die so bitterlich um den Schelmenvater weint. — Ei nun, der Liebste wird sie schon trösten," antworteten die Krieger durcheinander und befahlen Brand, der stumm wie ein Lamm die Fesselung ertragen hatte, ihnen zu folgen. Vergebens stürzte Mutter Margreth herbei, vergebens fiel Rosel dem Vater um den Hals, vergebens verlangte Franz wenigstens den Wagen aufzäumen zu dürfen, auch das wurde ihm nicht bewilligt.

Unter dem Getümmel raunte Franz unbemerkt dem Vater in's Ohr:

„Verrathet Euch nicht, und nennt den Stephan nicht."

Stumm nickte Brand zum Zeichen, daß er den Rath des Sohnes gehört, dann ließ er sich abführen. In tiefer Trauer blieb seine Familie zurück, suchte auch Franz die Angst der Mutter und Schwester durch die Versicherung zu beschwichtigen, daß der Vater ganz gewiß unschuldig sei, so sagte den Beiden ein richtiges Vorgefühl, daß sie wohl schwerlich den Vater und Gatten wiedersehen würden. Mutter Margreth insbesondere, wenn sie an Brand's gestriges Benehmen dachte.

Franz suchte sich zu beruhigen und überlegte, auf welche Weise es wohl möglich sei, den Vater zu retten; dies war seiner Meinung nach gar nicht nöthig, sondern es galt nur, den Proceß in die Länge zu ziehen. Er nahm sich daher nach vielfachem Ueberlegen zuletzt vor, sobald als möglich in die nächste beste Stadt zu reiten und nach irgend einem Rechtskundigen zu fragen, dem man ohne Rückhalt eine so schwierige Sache anvertrauen könne. Bei diesem Vorsatz hatte es heute sein Bewenden, die Mutter Margreth und Rosel weinten still für sich fort, Franz ging ruhig an die Arbeit.

Aber wie ein Unglück nicht allein kömmt, so war auch das Maaß des Kummers der Familie auf dem Brandhofe noch nicht voll. Am Morgen des folgenden Tages erschien ein Knecht vom Schlosse und forderte Franz auf, unverzüglich vor dem gnädigen jungen Herrn zu erscheinen, da ihn derselbe zu sprechen wünsche. Obwohl Franz Alles anwendete, um von dem Boten zu erfahren, um was es sich eigentlich handelte, konnte er doch nichts herausbringen, als daß der gnädige Junker nach Anhörung der Geschichte von Brand's Gefangensetzung gefragt habe, ob die Familie nun ganz allein sei? und als er die Gegenwart Franzens erfahren, heftig aufgebraust war und sogleich das Erscheinen des jungen Mannes gefordert hatte.

Dabei mußte man sich vor der Hand beruhigen; Franz war unschlüssig, ob er sein Kriegsgewand anziehen oder als einfacher Landmann vor den tiefgehaßten Herrn treten sollte. Mutter und Schwester mit der angebornen weiblichen Eitelkeit, die auch in dem gegenwärtigen ernsten Momente nicht völlig verschwand, drängten zu den ersteren; er ließ sich überreden, polirte Harnisch und Schwert, reinigte den Lederkoller und stieg in Zeit von einer Stunde den steilen Helmstein, auf dessen Gipfel das gleichbenannte Schloß malerisch gelegen

war, hinauf. Augenblicklich wurde er zum Junker geführt. Guido war ein junger Mann von höchstens zwanzig Jahren, der in vollster Jugendkraft prangte und dessen Züge, bis auf einen widerwärtigen Ausdruck von Hochmuth, nicht unschön waren. In dem Augenblicke, als Franz eintrat, lag Junker Guido, in ein prächtiges Hausgewand gehüllt, auf dem „Faulbette", ein sehr bezeichnender Ausdruck, für welchen man heut freilich andere erfunden hat, die weniger zweideutig klingen. Er lächelte boshaft, als ihm Franz mit unterthäniger Geberde einen guten Morgen bot, musterte mit höhnischen Glossen die kriegerische Kleidung seines Hörigen und hob endlich an:

„Nun Franz vom Brandhofe, was seid Ihr, Bauer oder Lanzknecht?"

„Das erste jetzt, das letzte vorher und wie ich meine nicht unrühmlich," lautete Franzens Antwort.

„So —," dehnte Junker Guido über den kecken Ton, in dem Franz gesprochen hatte, erstaunt heraus. „Also erst Lanzknecht und nun Bauer. Sagt mir doch aber, Bursch, was habt Ihr für einen Vater, der zum Mörder geworden, an meinem treuen Förster Lorenz? He?"

„Was kann ich für meines Vaters Thun und Lassen?" fragte Franz entrüstet über die Anmaßung des Junkers. „Und ich glaub's noch gar nicht, daß mein Vater gemordet hat, der Lorenz stand ja ganz gut mit ihm."

„Je nun," warf Junker Guido hin, „man weiß manchmal nicht, wie dies zugeht. Der Brand hat zum Exempel einen Hirsch geschossen und der Lorenz kam dazu, und Brand fürchtete sich vor dem Eisen und erschlug den Lorenz und kommt nun unter's Eisen."

Franz zuckte bei dieser allerdings wahrscheinlichen Aufstellung die Achseln und erkühnte sich zu fragen: „Zu was beschiedet Ihr mich von meiner Arbeit fort, hierher, gnädigster Herr?"

„Ja, ich hätte die Lumperei beinahe vergessen, so viel Spaß machte mir Eure Landsknechtsgrobheit; ich wollte nur fragen, wie viel nun Personen auf dem Brandhof sind."

„Fünf." antwortete Franz kurz.

„Wer sind diese fünf?" forschte Junker Guido weiter, obwohl er recht gut mit den Verhältnissen des Brandhofs vertraut war.

„Ich, meine Mutter und Schwester, ein Hütbube und eine Viehmagd."

„Ei seht doch, eine Magd. Nun, lieber Freund, da Ihr jung und kräftig seid, könnt ihr wohl ein paar Arme entbehren, da mag Eure Schwester Rosel ihr Herrenjahr gleich morgen hier antreten. Ich wünsche es."

Stieren Blickes hörte Franz den Ausspruch des Junkers und wankte aus dem Gemach, draußen sagte er vor sich hin:

„Nein, ich darf mich nicht verrathen, es wäre mir zu schrecklich, wenn ich unsere Sache nicht mit durchfechten sollte. Rosels Ehre ist einmal geraubt, mich dauert das arme Mädchen, aber ich kann ihr nicht helfen."

Denselben Abend noch packte Rosel weinend ihre wenigen Habseligkeiten zusammen und begab sich auf's Schloß. Franz hütete sich wohl, gegen die ohnehin tiefbekümmerte Mutter Margreth auszusprechen, was das Mädchen auf dem Schlosse solle.

„Es kommt eine Zeit der Vergeltung!" murmelte er.

(Fortsetzung folgt.)

Die gegenwärtigen Zustände in Frankreich.

Napoleon der Dritte ist ohne Zweifel ein ausgezeichneter Mann von großer Energie und Charakterstärke, und diese Eigenschaften werden auch von seinen vielen Gegnern anerkannt. Nach einem sehr wechselvollen Leben kam er im Jahre 1848 nach Frankreich, wo er eigentlich ein Fremdling und nur durch die mißlungenen Revolutionsversuche von Straßburg und Boulogne und durch seine Gefangenschaft im Schlosse Ham bekannt war. Anfangs beachtete man ihn kaum, aber nach wenigen Jahren war er nicht nur Präsident der Republik, sondern stürzte dieselbe, um nach dem Beispiele seines Oheims, auf ihren Trümmern einen Kaiserthron aufzurichten, der dann zehn Jahre lang stand. Der gegenwärtige Beherrscher knüpfte an das Jahr 1814 oder 1815 an; die zwischen jener Epoche und dem Staatsstreich vom 2. Decbr. liegende Zeit, in welcher die ältere und die jüngere Linie der Bourbons in Frankreich regierten, galt ihm gewissermaßen für ein weißes Blatt. Er stützte sich ausdrücklich auf die Volkssouverainetät, die ihm in Frankreich als allein berechtigt gilt; den Rechtstitel zu seiner Herrschaft leitet er daraus ab, daß bei der Wahl, welche aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorging, mehr als sechs Millionen Vota auf ihn fielen. Gegenwärtig sind 9,521,220 stimmberechtigte Wähler in Frankreich; es ist also die allerbreiteste Unterlage vorhanden, und das politische System des Kaisers ruhet, nach seinen eigenen Verkündigungen, auf der Revolution von 1789. Frankreich hat also als Regierungsform ein Kaiserthum, welches aus der Demokratie hervorgegangen ist, diese als die Quelle ihrer Berechtigung anerkennt und sich auf dieselbe stützt. Insofern steht die Monarchie in Frankreich für Europa ganz allein und als Ausnahme da.

Diese Monarchie Napoleons wurde von allen Mächten anerkannt und nimmt eine sehr hervorragende und einflußreiche Stellung ein. Napoleon der Dritte hat es nicht minder als sein berühmter Vorfahr verstanden, die Kräfte Frankreichs nach Außen hin in einer Weise zu verwenden und zu leiten, daß ihm daraus Ansehen und Einfluß in nicht geringem Maaß erwachsen ist. Die politischen Verhältnisse gestalteten sich derart, daß sein Streben, als Schiedsrichter und Vermittler aufzutreten und bei allen wichtigen Angelegenheiten ein entscheidendes Wort mitzureden, von großem Erfolg begleitet war. In der Methode folgte er seinem Oheim nicht; dieser verwickelte Europa in ewige Kriege, hatte deshalb unsern ganzen Erdtheil gegen sich und mußte unterliegen, weil er nicht blos allen Regierungen, sondern auch allen Völkern widerwillig geworden war. Napoleon der Dritte sagte: das Kaiserreich ist der Frieden. Wenn er bald darauf einen Krieg führte, so geschah es in Bundesgenossenschaft mit England, also gerade mit derjenigen Macht, die seines Oheims Todfeindin gewesen ist, und bei welchem er nicht auf die Abneigung, sondern auf die Zustimmung des größten Theils von Europa zu rechnen hatte. Nach dem Kriege (welcher im Ganzen wenig Resultate brachte, außer daß Rußland in seinem Vordringen nach Süden gehemmt wurde), schloß er dann mit dem Nachfolger des Kaisers Nikolaus einen Freundschafts- und Handelsvertrag ab. Er ist ein ausgezeichneter Politiker, der immer seinen Zweck scharf im Auge behält. Auch sorgt er dafür, daß die schaulustigen Franzosen, welche als Nation im höchsten Grad eitel sind, immer mit etwas Neuem sich zu beschäftigen haben, und sich in der Meinung bestärkt sehen, als sei ihr Paris der Mittelpunkt nicht nur Europas, sondern sogar Hauptstadt der Welt. Er veranstaltete große Verschönerungsbauten; die Pariser Gewerbeausstellung zog eine Million Beschauer und ein Paar hundert Millionen Francs an; die Ausländer, welche amtlich derselben beiwohnten, wurden mit Auszeichnungen vom Kaiser überhäuft. Er befriedigte auch das Bedürfniß nach militärischen Glanz, er besetzte Rom, wo seine Soldaten noch heute stehen, er unternahm den Krieg gegen Rußland und um seine Soldaten in steter Bewegung zu erhalten, den Kampf gegen die Kabylen. Auch nahm er die Insel Neu-Kaledonien in der Südsee, und tritt gegenwärtig zum Schutze der katholischen Missionäre in China auf, wiederum in Gemeinschaft mit England. In Paris wurde der Friede unterzeichnet, welcher den Kampf gegen Rußland beendigte; in Paris wurden auch die Streitigkeiten zwischen England und Persien und jene zwischen Preußen und der Schweiz ausgeglichen. Frankreich ist ruhig; viele europäische Fürsten kamen nach Paris, und die Gewerbe sammt dem Handel sind nie schwunghafter

betrieben worden, als seitdem Napoleon der Dritte sein strenges Regiment führt.

Es ist begreiflich, daß ein solcher Mann eine große Menge Anhänger auch unter Leuten zählt, die keine Gelder, Titel und Auszeichnungen von ihm empfangen haben. Viele sehen in ihm den Helden, welcher allein die Fähigkeit besessen habe, das rothe Gespenst der Anarchie und des Communismus zu verscheuchen und eine feste Ordnung aufzurichten. Aber er hat auch eine vielleicht eben so große Zahl von Gegnern, die ihm gram sind und ihn hinwegdrängen möchten; und viele unbefangene Beobachter, in Frankreich selbst, wie in allen übrigen Ländern, neigen sich der Ansicht zu, daß in den Zuständen Frankreichs allerlei bemerkbar werde, was Bedenken erregen könne. Wahrscheinlich gehen sie zu weit, wenn sie meinen, daß schon jetzt das kaiserliche Gebäude zu wanken anfange. Die Freunde und Anhänger Napoleons wollen davon nichts wissen und sehen noch Alles in rosenfarbenem Lichte. Unter den vielen Ausstellungen und Bedenken, welche gegen das dermalige Regiment erhoben werden und unter den eigenthümlichen Anzeichen für neue Uebergänge möchten gegenwärtig wohl die folgenden zur Charakteristik dienen.

Eine Regierung, welche aus Revolutionen hervorgeht, hat allemal viele Feinde und unversöhnliche Gegner. Sie sieht sich nach zuverlässigen Stützen um, bringt jene Menschen, welche sie dafür hält, in Aemter und Würden und bevorzugt sie. Die Anhänger der frühern Ordnung werden begreiflicher Weise zurückgesetzt und in den Hintergrund gedrängt. Nun hat Frankreich seit etlichen sechzig Jahren nicht weniger als ein Dutzend verschiedene Verfassungen und Regierungsformen gehabt, republikanische und monarchische; kein Mensch ist in festen und gesicherten Zuständen aufgewachsen, weil alle jene Regierungen, mochten sie glänzend sein oder nicht, nur eine kurze Dauer genossen; sie fielen fast so rasch und plötzlich, wie sie gekommen waren. Die Folge davon ist bei dem ohnehin wankelmüthigen und neuerungssüchtigen Charakter der Franzosen, daß Niemand an die Dauer von Zuständen glaubt, daß dieselben Beamten jedesmal ohne Weiteres der neuen Ordnung der Dinge sich anschließen, und daß es deren viele Tausende giebt, welche nach einander der ersten Republik, dem Consul, dem ersten Kaiser, den älteren Bourbons, den jüngeren Bourbons, der zweiten Republik und dem zweiten Kaiser gedient und diesen allen unverbrüchliche Treue und standhafte Anhänglichkeit geschworen haben. Jede Umänderung, und mochte sie so toll sein wie die Februarrevolution von 1848, welche von Paris ausging und dort zur Geltung kam, wurde vom ganzen Lande mit Jubel angenommen; die geleisteten Eide waren vergessen. Von allen Regierungen hat keine einzige, gleichviel welche, im Volke eine Stütze gegen die Revolution gefunden. Sobald sie sich in Paris nicht mehr halten konnten und dort das Spiel verloren hatten, war es mit ihr vorbei. Geistliche, Soldaten, Diplomaten, Beamten, Bürger und Bauern nahmen das Neue an wie es kam und ließen es sich gefallen, bis wieder etwas Neues erschien. So ist es in Einem fortgegangen.

Endlich muß allerdings einmal solch eine Bewegung im Herenkreise aufhören und einer festen und dauerhaften Ordnung Platz machen. Napoleon des Dritten Anhänger sagen, der Kaiser habe das Zaubermittel gefunden und mit dem Herensabbat Kehraus gemacht. Andere hegen eine solche Zuversicht nicht und erheben Einwendungen.

Die Parteien, so sagen sie, sind aus ihrem Schlafe erwacht; Legitimisten, Orleanisten, Demokraten und Republikaner aller Art fangen wieder an thätig zu sein und rühren sich. Die Massen sehen ein, daß die demokratische Unterlage, auf welcher angeblich das Kaiserthum ruht, nicht vorhanden ist. Frankreich hat nicht einen Schatten von politischer Freiheit, sondern eine Zwangsherrschaft von so drückender Art, wie sie nur jemals zur Zeit des ersten Napoleon gewesen. Die angebliche Verfassung steht nur auf dem Papiere; eine Volksvertretung ist nicht vorhanden, sondern die Senatoren und die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers sind weiter nichts, als Personen, welche sich dazu hergeben, ein politisches Schauspiel aufzuführen; sie haben nicht einmal das Recht, an den Gesetzentwürfen, welche die Regierung ihnen vorlegt, Veränderungen zu machen. Diese beiden Körperschaften haben lediglich die Rolle, alles zu registriren, was der Herrscher will, und die Meisten drängen sich herbei, um einträgliche Stellen und Orden zu erhalten. Da die Wahlen ohnehin überwacht werden und Opposition nicht geduldet wird, so hat Frankreich gar keine Volksvertretung und keine Rednerbühne, auf welcher ein wahres und freimüthiges Wort gesprochen werden könnte; das Land ist durch das Napoleon'sche Regiment eben so mundtodt gemacht, wie durch den ersten Kaiser.

Als Beleg für diese Behauptungen wird dann darauf hingewiesen, in welcher Weise die Präfecten eingreifen. In Frankreich hat jedes der 83 Departements einen obersten Verwaltungsbeamten, der eine fast absolute Herrschaft gegenüber den Einwohnern übt, dagegen seinerseits unbedingt abhängig vom Minister des Innern ist und von demselben jede Minute und, ohne daß irgend ein Grund angegeben zu werden braucht, abgesetzt werden kann. Er übt auch die Polizei aus, und alle ihm untergebenen Beamten sind wieder von ihm eben so willenlos abhängig, wie er selbst vom Minister. Bei der Besetzung von Präfecturen wird allemal nur auf strenge politische Ergebenheit gesehen, und da in Frankreich der Wechsel so häufig ist und bei ihm allemal zuerst die Präfecten weggefegt werden, so hat kein einziges Departement höhere Verwaltungsbeamte, welche mit den Bedürfnissen und Anliegen desselben vertraut sind und sich mit den Bewohnern zusammengelebt haben. Sie pflegen ihre Gewalt ohne viel Rücksicht geltend zu machen und dulden keinen Widerspruch. Gegenwärtig herrschte bei den Wahlen einige Bewegung von Seiten der Opposition. Im Doubsdepartement erließ der Präfect eine Bekanntmachung, in welcher er unter anderm sagt: „Ein Deputirter der Opposition ist ein Unsinn. Ihr Wähler müßt für Herrn v. Ségur stimmen, er ist der angemessene Vermittler zwischen Euch und der Regierung." Ein anderer Präfect will die Opposition dadurch beseitigen, daß er in einem Erlaß an die Wähler sagt: „Der Kaiser ist der Heiland von Frankreich, den die Vorsehung gesandt hat. Wer einen anderen Deputirten als den wählt, welchen die Regierung ihm vorschlägt, verübt eine feindselige Handlung gegen den Kaiser." Der Kaiser hatte bald nach Antritt der Regierung gesagt, einst werde der Augenblick kommen, an welchem „Freiheit das Staatsgebäude krönen müsse." Die Opposition bemerkt: damit habe der Monarch selber zugegeben, daß Frankreich ohne Freiheit sei; diese aber sei das Hauptstreben der Revolution von 1789 gewesen, welche er doch für den Leitstern seiner Politik erklärt. Jetzt sei der Augenblick gekommen, um dem Staatsgebäude die Krone der Freiheit aufzusetzen.

Der Regierung sind solche Mahnungen unwillkommen. Seit fünf Jahren ist die Presse zum Schweigen verurtheilt. Als das Ministerium erklärte, daß bei den Wahlen Freiheit herrschen werde, machten manche Blätter den Versuch, die Wahlangelegenheiten zu besprechen, aber vielen wurde sogleich von den Präfecten verboten, sich überhaupt mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen. Die Blätter in Paris gingen sehr behutsam zu Werke, wurden aber streng verwarnt. Daraus ziehen die Gegner des Napoleon'schen Regiments den Schluß, daß die Regierung eine ungehemmte Besprechung gar nicht wolle; obwohl sie sehr strenge Gesetze gegen allen Mißbrauch der Presse zur Verfügung habe, ziehe sie doch überall polizeiliches Einschreiten vor; sie könne die freie Erörterung nicht vertragen.

Die Wahlbewegungen sind, wie es scheint, sehr ungelegen gekommen und unbequem geworden, weil sie die Regsamkeit der Opposition bekunden. Die Regierung war bisher gewohnt, auf keinerlei Einrede und Widerspruch zu stoßen. Das Verfahren der verschiedenen Oppositionen war übrigens der Art, daß sie auf sehr große Erfolge nicht zu rechnen hat. Sie ist

zersplittert, und die einzelnen Fractionen waren nur in einem Punkte einig, im Protestiren gegen das Napoleon'sche System. Ihr Auftreten ist auch nur in der Hinsicht von Bedeutung, daß es zeigt, wie endlich das aufgezwungene Schweigen gebrochen wird, es deutet einen Wechsel in der Stimmung an. Im Uebrigen gebietet die Regierung über so viele Mittel, daß eine solche Opposition ihr keine ernsten Verlegenheiten verursachen kann. In der jüngsten Zeit ist indessen doch die Polizei noch umfassender und weit strenger eingerichtet worden, als sie schon bisher gewesen; die Regierung bedarf ihrer zur noch genaueren Ueberwachung insbesondere der vielen geheimen Gesellschaften, welche Frankreich wie ein Netz durchziehen. Am meisten genannt wird der Bund der Marianne und jener der Vehmrichter; eine Anzahl von Leuten, welche dem letzteren angehörten, sind erst vor einigen Wochen zu Gefängnißstrafen verurtheilt worden. In den Pariser Vorstädten zeigen die Arbeiter keine günstige Stimmung; die Polizei muß am Morgen revolutionäre Maueranschläge abreißen, welche bei Nachtzeit angeklebt oder anderweitig verbreitet werden. Verhaftungen aus politischen Gründen sind häufig; in den Departements kommen Auflösungen von Gemeinderäthen nicht selten vor, und in manchen Gemeinden will Niemand sich finden, um in Körperschaften zu treten, welche jedem Belieben des Präfecten anheimgegeben sind und keine Rechte haben. Die Regierung hat vor einigen Wochen sogar dem Pariser Eisenbahn-Journal eine strenge Verwarnung zugehen lassen, weil ein in demselben enthaltener Börsenartikel ihr mißliebig war, indem er unangenehme Thatsachen veröffentlichte.

Das Börsenspiel hat in Frankreich während der vier oder sechs letzten Jahre in einer Weise gewuchert, wie nie zuvor; Jedermann kennt den Schwindel, die Reportgeschäfte, die Credits mobiliers, die Eisenbahnspeculationen. Seit einiger Zeit ist der Rückschlag eingetreten, viele tausend Menschen sind durch den Schwindel arm geworden und gehören nun zu den Mißvergnügten. Die tolle Spielwuth, bei welcher im Nu viele Millionen aus Nichts gebacken wurden, aber gleichfalls im Nu wieder in Nichts zerrannen, ist nun schwächer; jetzt stellen die Nachwehen sich ein. Einer jener Börsenmatadore, welche wie Pilze aus der faulen Erde schossen, rühmte sich, er habe die Revolution im Creditwesen durchgeführt und dasselbe „demokratisirt." Man sieht aber die Folgen; das Geld ist theuer geworden, und die Hypothekarlast von mehr als 12,000 Millionen, mit welcher die bäuerlichen Grundstücke in Frankreich beschwert sind, ist durch Börsenoperationen, Credits mobiliers rc. auch nicht um einen Heller geringer geworden.

Vor allen Dingen legen die Kritiker des Napoleon'schen Systems Gewicht auf die finanziellen Verhältnisse des Staats. Daß der Kaiser eine mehr als doppelt so starke Civilliste gebrauche als je ein französischer Monarch vor ihm, und daß dieselbe nicht controlirt werde, lassen sie nur nebenbei fallen; aber sie haben am Budget und an der Finanzverwaltung Ausstellungen bedenklicher Art zu machen, die im Grunde so viel sagen, als daß das Land durch falsche Ziffern und unrichtige Gruppirung derselben hintergangen werde. Das angebliche Gleichgewicht im Budget, sagen sie, ist nicht vorhanden, und im gesetzgebenden Körper wurde zum Mißvergnügen des Finanzministers der Nachweis dafür geliefert. Die Regierung hatte behauptet, sie habe das Gleichgewicht zwischen Ausgaben und Einnahmen hergestellt, und ein Berichterstatter wies mit Ziffern nach, daß die Vermehrung der Ausgaben allein im vorigen Jahre die ungeheure Summe von 80 Millionen betragen habe. Wenn man, fügte er hinzu, der Sache auf den Grund geht, so zeige sich, daß der schließliche „Ueberschuß" durch zeitweilige, aber vorübergehende Einnahmen, sodann durch Vertagung von Ausgaben und durch Auskunftsmittel erzielt wurde. Weiter wurde nachgewiesen, daß die Behauptung der Regierung, laut welcher sie keine größeren Steuerlasten aufbürden wolle, nicht richtig sei. Es wurde ihr entgegengehalten, weshalb sie die Mobiliarsteuer beantragt habe? Und weiter: weshalb sie neue Steuern auflegen wolle, wenn ihre Behauptung wahr sei, daß die Staatseinnahmen wirklich die Ausgaben um nahe an 30 Millionen übersteigen? Sie mußte selbst in der so ergebenen gesetzgebenden Versammlung hören, daß die Angabe eines Ueberschusses nur eine „Komödie" sei. Noch empfindlicher mochte es sein, als ihr gesagt wurde, daß die schwebende Schuld immer bedenklicher anwachse. Die Ueberwachungscommission erklärte amtlich: die Amortisationskasse sei eigentlich gar nicht mehr vorhanden, sondern nur eine „legale Fiction." Die Gelder, welche ihr gesetzlich zur jährlichen Verminderung der Schuld zugewiesen werden sollen, seien von der Staatsgewalt zu anderen Zwecken verausgabt worden. Im vorigen Jahre habe man solchergestalt 111 Millionen, den Bestimmungen zuwider, verausgabt; im laufenden Jahre werde ein Aehnliches mit 112 Millionen geschehen; eine Schuldentilgung sei gar nicht vorhanden. Dazu komme ein stetes Anwachsen der Ausgaben, und damit auch ein Anwachsen der schwebenden Schuld. Am 31. December 1856 waren der Depots- und Consignationskasse für 511 Millionen Gelder hinterlegt worden; aber von dieser ihr anvertrauten Summe hatte sie nur 600 000 Francs in Cassa und 211,000 Francs bei der Bank, dagegen auf eigne Rechnung dem Staate direct geborgt: 22 Millionen an Sparkassengeldern, 179 Millionen von den Armeegeldern und 103 Millionen eigener Fonds; 78 Millionen Sparkassengelder und 24 Millionen andere Gelder waren in Renten angelegt. Gewiß gehört die Finanzwirthschaft des heutigen Frankreichs zu den schwächsten Seiten desselben. Die Ausgaben, jene für das mehr als eine halbe Million Soldaten starke Heer eingerechnet, betragen zwischen 1700 und 1800 Millionen Francs, sie sind also höher, als je zuvor unter irgend einer Regierung.

Aus Obigem ersieht man, daß die französischen Zustände ein zwiefaches Gesicht haben; nach der einen Seite hin erscheinen sie glänzend und nehmen das Auge ein, nach der anderen hin ist das Bild weniger lachend. Die Napoleon'sche Regierung hat gewiß von den Oppositionen, wie sie jetzt auftreten, noch nicht viel zu besorgen, obwohl dieselben in Anschlag bringen, daß das ganze System eigentlich nur auf zwei Augen stehe und schon deshalb nicht von Dauer sein könne. Doch das sind Speculationen auf mögliche zukünftige Wechselfälle, welche sich der Berechnung entziehen. Vorerst scheint das System festzustehen, obgleich die jüngste Wahlbewegung ein sehr beachtenswerthes Symptom bildet. Frankreich ist nicht mehr passiv.

Dresden, den 25. Juni.

— Am 23. Juni stand die verehelichte Jährig aus Loschwitz, deren Ehemann am 13. Januar d. J. wegen eines Einbruchs in der Ostraallee zu 2½ Jahr Zuchthaus verurtheilt worden war, als Angeklagte vor dem hiesigen k. Bezirksgericht. Sie wurde wegen versuchten und wegen vollendeten Diebstahls von dem Gerichtshofe zu 5 Monaten 29 Tagen Gefängniß verurtheilt. — In der am 24. Juni stattgefundenen Hauptverhandlung wurde C. Friederike Belke aus Grumbach, die Ehefrau eines dasigen allgemein geachteten Gutsbesitzers, wegen Widersetzlichkeit und Diebstahl zu vier Monaten Arbeitshaus verurtheilt. Die dem Trunke ergebene Angeklagte hatte nämlich am 22. März im trunkenen Zustande in Tharand einen Auflauf veranlaßt und sich bei ihrer Arretur gewaltsam an dem Gensdarm vergriffen, auch wurde sie, nachdem sie schon früher viermal wegen Eigenthumsvergehen bestraft worden, in der gestrigen Hauptverhandlung der Entwendung eines Buches überwiesen.

§ Aus dem Plauen'schen Grunde, 21. Juni. Vorgestern früh verunglückte auf dem Hoffnungsschachte bei Burgk der Bergarbeiter C. Horn aus Altfranken, indem ihn ein hinabstürzendes Kohlenstück dergestalt am Kopfe verwundete, daß er an den erhaltenen Verletzungen verstarb. Horn hinterläßt eine Frau mit drei kleinen Kindern.

† Leubnitz, bei Dresden, 24. Juni. Der vergangene Sonntag, der 21. Juni, war ein Festtag für unsere Gemeinde. Der in dem verflossenen Winter durch unsern Anschluß erwei-

ierte Lockwitz-Leuben-Leubnitzer Zweigverein der Gustav-Adolphs-Stiftung hielt seine Jahresfeier in unserer Mitte. — Nach 2 Uhr bewegte sich der Festzug unter Choralmusik aus der Pfarre durch das Dorf in die festlich geschmückte Kirche. — Trotz der großen Hitze war das Gotteshaus gefüllt. Herr P. Haymann von Tanneberg hielt die Festpredigt und zwar mit so wohlthuender Klarheit und so erbaulicher Wärme, daß wir ihm den herzlichsten Dank in die Ferne nachrufen; Herr P. Weiß von Lockwitz hielt Bericht und Ansprache und Herr P. Heydenreich von hier collectirte. Die Herren Lehrer der Umgegend trugen vor und nach der Predigt ein geeignetes Gesangstück vor, das Lockwitzer Musikcorps begleitete den Gesang der Gemeinde. Der Ertrag der für Theningen in Oberösterreich gesammelten Collecte betrug 25 Thlr. 1 Ngr.

: **Bautzen**, 23. Juni. Am vergangenen Sonntage wurde unsere Stadt durch ein schweres Brandunglück heimgesucht. Vormittags gegen 11 Uhr entstand in einem am Ende der Seidau gelegenen Hause Feuer, welches sich, getrieben von einem heftigen Winde, mit reißender Schnelligkeit weiter verbreitete und erst an der Kappler'schen Mühle, einem massiven Gebäude, Widerstand fand. In dem kurzen Zeitraume von kaum einer Stunde wurden 27 Häuser und Scheunen in Aschehaufen verwandelt, und nur den mit vieler Umsicht geleiteten Anstrengungen der Löschmannschaft war es zu danken, daß die Flammen sich nicht noch weiter Bahn brachen. Die umfängliche Fischer'sche Papierfabrik, welche sich in der Nähe der Kappler'schen Mühle befindet, schwebte in großer Gefahr, von dem Feuer ergriffen zu werden. Die Abgebrannten gehören, außer einigen Begüterten, fast durchgängig der ärmeren Klasse an; alle haben bei dem schnellen Umsichgreifen der Flammen nichts von ihrer Habe zu retten vermocht. Auch sind bei dem Löschen und den Rettungsversuchen leider mehre Personen nicht unbedeutend beschädigt worden. Das Feuer ist durch die Unvorsichtigkeit der verehlichten Strimpe entstanden, welche am Herde Speck schmolz und als dieser Feuer fing, den Inhalt der Pfanne in der Bestürzung in die Düngergrube schüttete, von wo sich die Flamme rasch weiter verbreitete. Die Strimpe hat dabei mehrere Brandwunden erhalten und ist gestern infolge dieser Verletzungen im hiesigen Krankenhause verstorben.

Geringswalde, 20 Juni. Vorgestern Abend starb ein Seiten der Commun zu Hartha der dort wohnenden verehelichten L. in Pflege gegebenes 2¼jähriges Mädchen an den Folgen einer barbarischen körperlichen Züchtigung, die diese Pflegemutter dem Kinde aus bis jetzt noch unbekannten Gründen zugefügt hatte. Dieselbe befindet sich in Untersuchungshaft. (D. J.)

Kittlitz, 22. Juni. Heute früh in der dritten Morgenstunde entstand auf bis jetzt noch unermittelte Weise allhier in dem Wohnhause der Preis'schen Gartennahrung Feuer; dasselbe verwandelte nicht nur diese sammt den Nebengebäuden, sondern auch das Wohnhaus nebst Zubehör des Tischlers und Gartennahrungspachters Bartusch in einen Aschehaufen. Preis konnte nur dadurch mit den Seinen das nackte Leben retten, daß er die Dielen seiner Schlafkammer aufriß und sich und die Seinen hinunterließ. Von all seinem beweglichen Vermögen wurden nur zwei Kühe gerettet; die dritte verbrannte mit. Auch Bartusch verlor, da das Feuer sehr spät bemerkt ward, fast sein ganzes Vermögen. Außerdem hatte der Häusler George Bynjovski aus Wohla das Unglück, beim Löschen des Feuers von einem herabstürzenden Giebel getroffen zu werden, der ihm das Rückgrat und ein Auge dergestalt beschädigte, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wird. (D. J.)

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Thlr.	Weizen Ngr.	Roggen Thlr.	Roggen Ngr.	Gerste Thlr.	Gerste Ngr.	Hafer Thlr.	Hafer Ngr.	Erbsen Thlr.	Erbsen Ngr.
Dresden	Juni	von	6	—	3	15	3	5	1	20	—	—
	22.	bis	6	10	3	20	3	10	2	8	—	—
Bautzen	Juni	von	6	5	3	20	3	2	1	25	—	—
	20.	bis	7	10	3	27	3	10	2	7	4	5
Meißen	Juni	von	—	—	3	14	2	28	1	25	—	—
	20.	bis	—	—	3	18	3	4	2	7	—	—
Pirna	Juni	von	5	20	3	5	3	—	1	28	3	27
	20.	bis	6	15	3	20	3	4	2	18	—	—
Radeburg	Juni	von	6	15	3	26	3	7	1	28	3	15
	24.	bis	7	—	4	5	3	10	2	15	4	—
Roßwein	Juni	von	6	12	3	18	3	5	—	—	—	—
	2 .	bis	6	25	4	—	—	—	—	—	—	—
Chemnitz	Juni	von	6	5	3	25	3	5	1	28	3	27
	20.	bis	6	12	4	2	3	10	2	—	4	2

Dresden. Das Schock Stroh 4 Thlr. 25 Ngr. bis 5 Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu 1 " 6 " " 1 " 12 "
Radeburg. Haidekorn 3 Thlr. 15 Ngr. bis 4 Thlr. — Ngr.
Eingegangen: 456 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 20. bis mit 22. Juni 1857.
die Kanne 13 Ngr. 5 Pf. bis 14 Ngr. — Pf.
— in Pirna (20. Juni) 12 " — " " 14 " — "
— in Roßwein (23. Juni) 12 " — " " 13 " 2 "
— in Chemnitz (20. Juni) 14 " — " " 13 " — "

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 85½ gesucht; dergleichen kleine 85½ gesucht; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 102¼ angeb.; dergl. von 1847 à 4% 98¾ angeb.; dergl. von 1852 und 1855 à 4% 98½ angeb.; dergl. von 1852 4% à 100 Thlr. 99½ ges.; dergl. 1855 à 3% 79¾ ges. Land-Renten-Briefe große 86 ges.; dergl. kleine 88 ges.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99½ ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 99 angeb.; kleine 99½ angeb.; dergl. à 3½% große — angeb., kleine — angeb.; dergl. 3½% große — angeb., kleine — angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 99 ges.; kleine 99½ ges.; dergl. 3½% große und kleine 93½ ges.

Preuß. 4½% Anleihe 99¾ ges.; dergl. 4% 93 ges. Preuß. 3½% Staats-Schuld-Scheine 83½ ges.
Oesterr. 5% Nation.-Anleihe 83½ gesucht.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 15 Ngr. — Pf, Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99½.

Dresden, den 25. Juni 1857. Ed. Rocksch.

Quittung.

Für das **Wormser Luther-Denkmal** gingen ferner bei uns ein: Transport 8675 Pf. W. B. 100 Pf.; A. R. 50 Pf.; A. Z. 50 Pf.; 150 Pf. von der 1. Classe der Schule zu Cotta bei Pirna; 300 Pf. in der Schule zu Dobra gesammelt durch Herrn Lehrer Erdmann. Sa. 9325 Pf.

Die Redaction d. S. Dorfz.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 26 nebst einer Beilage.)

Freitag, | Nr. 27. | 3. Juli 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Die vielbesprochene dänische Note, deren angeblicher Eingang aus Berlin und Wien schon vor vierzehn Tagen gemeldet wurde, ist nach authentischen Berichten erst in diesen Tagen an das preußische und österreichische Kabinet gelangt. Doch soll sich der schon früher angedeutete abfällige Inhalt jenes diplomatischen Actenstücks bestätigen. Gleichzeitig wird von mehrern sonst gutunterrichteten Blättern versichert, daß Frankreich wirklich einen Versuch gemacht hat, in dem dänisch-deutschen Streite die Vermittlerrolle zu übernehmen, doch ist man zugleich bemüht, dieser Einmischung einer fremden Macht in eine reindeutsche Angelegenheit einen möglichst unschuldigen Charakter beizulegen.

Zwischen der badischen Regierung und dem päpstlichen Stuhle ist nunmehr ein Concordat abgeschlossen worden, welches den leidigen Kirchenstreit zum Abschluß bringt, wenn nicht etwa in demselben die Keime neuen Zwistes liegen. Wie versichert wird, ruht dieses Uebereinkommen auf ähnlichen Grundlagen, wie dasjenige, welches Rom neuerlich mit Würtemberg abgeschlossen hat. — In dem gewerbreichen badischen Städtchen Furtwangen haben die Flammen am 23 Juni 22 Häuser und die schöne Kirche in Asche gelegt. — Der Kaiser und die Kaiserin von Rußland sind nebst Gefolge am 29. Juni Abends in Darmstadt eingetroffen und werden einige Zeit an dasigem Hofe verweilen.

In Kurhessen ist gegenwärtig den Ständen ein sehr wichtiger Gesetzentwurf über die Zusammenhaltung landwirthschaftlicher Güter vorgelegt worden. Durch dieses Gesetz soll den immermehr überhandnehmenden gewerbmäßigen Güterzertrümmerungen Einhalt gethan werden.

Oesterreich. Aus Wien wird berichtet, daß gegenwärtig Einleitungen getroffen werden, um eine baldige Ausgleichung der zwischen Oesterreich und Sardinien obwaltenden Differenzen herbeizuführen; namentlich sollen England und Frankreich in diesem Sinne ihren Einfluß geltend gemacht haben. — In diesen Tagen ist von der kaiserlichen Regierung ein Erlaß publicirt worden, welcher die Ausführung des deutsch-österreichischen Münzvertrags anbahnt; in demselben wird bestimmt, daß die durch den Münzvertrag eingeführten Vereinsmünzen schon vom 1. Juli d. J. an bei den k. k. Kassen zu jenem Werthe, welchen dieselben nach den Bestimmungen des Vertrags künftig haben werden, Annahme finden. Der Vereinsthaler wird hiernach zu 1 Fl. 25½ Kr. angenommen.

Schweiz. Die Bevölkerung des Cantons Neuenburg hat die nunmehr errungene Unabhängigkeit sofort benutzt, um zu einer Revision der Verfassung zu verschreiten. Für eine solche Revision stimmten 5289, dagegen nur 142; die Betheiligung bei der Abstimmung ist sonach eine sehr geringe gewesen. Die Revision der Verfassung wird nunmehr durch einen Verfassungsrath vorgenommen werden.

Italien. In einigen Zeitungen wird eines Gerüchts Erwähnung gethan, wonach abermals ein Attentat auf den König von Neapel verübt worden sein soll. Als Thäter wird ein Artillerie-Sergeant genannt, der bei einer Revue auf den König gefeuert und sich hierauf selbst getödtet haben soll. Ein französisches Blatt bezeichnet diese Nachricht als gewiß und fügt hinzu, daß der König sich auf dem Pferde habe verbinden lassen und daß auch die lange Abwesenheit des Monarchen für die Wahrheit obiger Angaben zu sprechen scheine. Dessenungeachtet wird in sonst wohlunterrichteten Blättern dieses Vorgangs keine Erwähnung gethan und es ist nicht unwahrscheinlich, daß derselbe auf leeren Gerüchten beruht, zu denen die ängstliche Abschließung des Königs in Gaeta leicht Anlaß gegeben haben kann. Der Monarch hat es diesmal sogar vermieden, an der Frohnleichnams-Procession theilzunehmen, was sonst regelmäßig zu geschehen pflegt. Auch werden von den neapolitanischen Truppen, welche sich in Gaeta befinden, sehr viele entlassen, da der König selbst diesen Leuten nicht traut und seine Sicherheit durch die angeworbenen Schweizer besser gewahrt glaubt. — Der Papst setzt seine Rundreise durch den Kirchenstaat fort, doch verspricht man sich wenig Früchte davon, obgleich es dem Kirchenfürsten nicht an gutem Willen fehlt, bestehende Uebelstände abzustellen. Der Kardinal Antonelli ist die Seele der päpstlichen Regierung, und Pius IX. ist viel zu schwach, um dem Einflusse dieses Prälaten zu widerstehen. Letzterer hat dafür Sorge getragen, dem Papste auf seiner Reise Alles im besten Lichte zu zeigen, und die vielen Gebrechen, an denen die Verwaltung des Landes leidet, werden dem Kirchenoberhaupte sorgsam verborgen.

Frankreich. Die Wahlresultate sind nun im ganzen Lande zusammengestellt und es werden die auf Grund der ersten Berichte gemachten Zahlenangaben (s. Nr. 26) dadurch nur wenig modificirt. Die Opposition hat allerdings nur 9 Candidaten durchzubringen vermocht; aber wenn man die Stimmen der oppositionellen Wähler zusammenrechnet, so ergiebt sich ganz unzweifelhaft, daß die Regierung Louis Napoleon's einen moralischen Schlag erlitten hat, dessen Bedeutung um so weniger unterschätzt werden darf, je mehr sie bemüht gewesen ist, sich mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln einen möglichst vollständigen Sieg zu sichern. Vor Allem ist es die Haltung der Stadt Paris, welche allgemein überrascht hat. Hier erhielten die oppositionellen Candidaten im Ganzen 98,000, die officiellen 110,000 Stimmen, während bei den ersten Wahlen i. J. 1852, wo die Leidenschaften noch mannichfach erregt waren und man überhaupt die Napoleon'sche Herrschaft weit weniger fest begründet glaubte, als heutzutage, die Opposition nur 83,000, die Regierungscandidaten aber 132,000 Stimmen zählten. Es hat sich sonach gegenwärtig das Verhältniß weit ungünstiger für die Regierung gestaltet. Hierbei kommt aber noch ein anderer Umstand in Betracht. Es haben sich nämlich im Seinedepartement 143,169 stimmberechtigte Wähler der Theilnahme an der Wahl ganz enthalten, eine Zahl, welche um deswillen nicht zu übersehen ist, weil sie eher den Gegnern als den Freunden der Regierung zuzuzählen ist und im günstigsten Falle die Gleichgiltigen umfaßt, an denen das jetzige Gouvernement unter keinen Umständen eine Stütze finden würde. Aber selbst wenn man hiervon absehen wollte, so verbleibt der Regierung in der Hauptstadt, dem Centralpuncte des Landes, doch immer nur eine sehr dürftige Majorität. Selbst in den Provinzen hat man einen

weit größeren Widerstand gefunden, als man gedacht; obgleich dort nur einige wenige Oppositionscandidaten gewählt worden sind, so erscheint doch die Zahl der Wähler, welche ein der Regierung feindliches Votum abgaben, im Ganzen genommen nicht gering. Namentlich waren es die größeren Provinzialstädte, welche hierin mit ihrem Beispiele vorangingen, während auf dem Lande die Männer der Regierung, den Aufforderungen der Präfecten und Maires gemäß, fast durchgängig mit Stimmeneinhelligkeit gewählt wurden. In Frankreich hat aber bisher in allen politischen Fragen die Städtebevölkerung den Ausschlag gegeben, und es kann daher der Regierung keineswegs gleichgiltig sein, wenn ein großer Theil derselben jetzt durch seine Abstimmung einen offenen Protest gegen das bestehende System ausspricht. Ueberdies wird man auch auf dem Lande darüber nachdenklich werden, wenn man erfährt, daß gerade der intelligentere Theil der Wähler seine Stimmen Männern gegeben hat, die der Regierung gegenüberstehen, und daß nicht Alles wahr ist, was der Präfect, der Maire und der Pfarrer von der beispiellosen Anhänglichkeit der gesammten Nation an den neubegründeten Kaiserthron gesagt haben. Im Allgemeinen darf man sich überzeugt halten, daß der Kaiser Napoleon diese neueste Kundgebung des Landes nicht unbeachtet vorübergehen lassen wird; er ist zu umsichtig und berechnend, als daß er die Bedeutung derselben verkennen oder unterschätzen sollte. Ob er die Zügel noch straffer zu ziehen gedenkt, oder ob er es versuchen wird, durch Gewährung eines größeren Maßes von Freiheit dem ihm gebotenen Widerstande die Spitze abzubrechen, das muß erst die Zukunft lehren. Für jetzt darf man annehmen, daß selbst in dem günstigen Falle, daß die Opposition bei den zu veranstaltenden Neuwahlen noch einige ihrer Candidaten durchbringt, ein merklicher Einfluß auf die Haltung des gesetzgebenden Körpers dadurch nicht erzielt werden wird. Denn einzelne der Gewählten werden die Leistung des Eides verweigern, und die Wenigen, welche wirklich eintreten, sind bei der beschränkten Publicität, welche den Verhandlungen jener Corporation vergönnt ist, außer Stande, sich und ihre politischen Ansichten geltend zu machen. Die Oppositionswahlen tragen daher vorzugsweise den Charakter einer Demonstration, als solche aber bezeichnen sie unläugbar eine neue Periode in der Herrschaft des Kaiserreichs. —

Der Kaiser hat sich nach dem Bade Plombières (in den Vogesen) begeben, um dort bis Ende dieses Monats zu verweilen. Im Anfang des August gedenkt derselbe mit seiner Gemahlin der Königin von England einen Besuch auf Osborne abzustatten. — Die neuesten Nachrichten aus Paris versichern, daß man abermals ein gegen das Leben des Kaisers gerichtetes Complot entdeckt habe. Die Theilnehmer der Verschwörung sollen Italiener sein.

Die gewerbtreibenden Klassen in Frankreich klagen gegenwärtig über Mangel an Arbeit. Die Präfecten der Grenzdepartements haben deshalb Befehl erhalten, allen fremden Arbeitern den Eintritt in Frankreich zu verbieten, sobald dieselben nicht sichere Arbeit oder genügende Existenzmittel nachzuweisen vermögen.

Großbritannien. Die Königin Victoria hat ihrem Gemahl, dem Prinzen Albert, den Titel „Prince Consort" verliehen. Nach englischen Landesgesetzen geht der Rang einer Frau nie auf den Mann über, und Prinz Albert tritt durch die obgedachte Auszeichnung erst jetzt in die Stellung eines englischen Prinzen vom höchsten Range.

In Lewesham, einer nahe bei London gelegenen Eisenbahnstation fand am 29. Juni während der Nacht ein furchtbares Unglück statt. Es rannten zwei Züge zusammen und es sind dabei mehre Menschen, nach Einigen 8, nach Anderen 12 todt auf dem Platze geblieben; gegen 40 Personen wurden schwer beschädigt.

Aus Ostindien sind in London sehr mißliche Nachrichten eingegangen. Die eingeborenen Truppen der Präsidentschaft Bengalen haben sich gegen die Herrschaft Englands aufgelehnt und ein furchtbares Blutbad unter den dort befindlichen Engländern angerichtet. Die Meuterei begann in Mirut, einer unweit Delhi gelegenen Militärstation und verbreitete sich mit großer Schnelligkeit nach einigen anderen Garnisonplätzen der eingeborenen Truppen. Den ersten Anlaß zu dem ohne Zweifel schon längst vorbereiteten Aufstande gab die Einführung einer neuen Sorte Patronen, welche mit Talg gestrichen waren. Die Berührung des Thierfettes verstößt aber gegen die religiösen Gebräuche der Eingeborenen und diese verweigerten daher die Annahme der Patronen. Es wurde deshalb die Mannschaft einer Compagnie, welche zuerst den Gehorsam verweigert hatte, vor ein Kriegsgericht gestellt und zu mehrjährigen Gefängnißstrafen verurtheilt. Dies geschah am 9. Mai, und Tags darauf empörten sich drei Regimenter, welche überdieß bei der eingeborenen Einwohnerschaft offener Unterstützung begegneten. Es befanden sich zwar noch zwei europäische Regimenter und eine Abtheilung Artillerie in Mirut, doch ehe sich diese Truppen sammeln konnten, hatten die Eingeborenen bereits die Hälfte des Cantonnements angezündet, und die wüthenden Meuterer fielen über die erschreckten Weiber, Kinder und vereinzelten Soldaten her, um sie in barbarischer Weise umzubringen. Die englischen Offiziere der indischen Regimenter, welche es versuchten, ihre Truppen zur Pflicht zurückzuführen, wurden einzeln niedergeschossen und als die europäischen Truppen sich in Schlachtordnung aufstellten, war das Mordwerk fast vollendet. Die europäischen Soldaten feuerten nun unter die Meuterer und schlugen dieselben in die Flucht, doch ward dadurch dem Blutvergießen nicht Einhalt gethan, denn die Aufständischen wandten sich nach Delhi, um auch dort die Fahne des Aufruhrs aufzupflanzen. Als sie am 11. Mai in dieser Stadt (welche 300 000 Einwohner zählt) erschienen, traten sofort drei dort befindliche eingeborene Regimenter sowie die Artillerie zu ihnen über. Im Verlaufe des Tages wurden sämmtliche in Delhi befindliche Europäer niedergemacht, mit Ausnahme einiger Wenigen, denen es gelang, zu entfliehen. Die Meuterer plünderten die Stadt, raubten der Bank 150,000 Pf. St. und setzten in der Person des Sohnes des zuletzt verstorbenen Großmoguls (der von England pensionirt war) einen König ein. Ueber ihr weiteres Beginnen fehlen nähere Nachrichten. Es sind sofort englische Truppen von Calcutta und anderen Militärstationen nach Delhi beordert worden, allein da den in dem weiten Reiche vertheilten indischen Regimentern nicht vollständig zu trauen ist, so zeigte sich die Zahl der englischen Truppen als unzureichend, um die Empörung in Bengalen rasch zu unterdrücken. Es sind daher auch von Bombay einige europäische Regimenter nach jener Präsidentschaft aufgebrochen.

Infolge vorstehender Ereignisse soll das englische Kabinet der französischen Regierung erklärt haben, daß unter gegenwärtigen Umständen keine englischen Truppen mehr nach China gesandt werden können und mithin eine kräftigere Theilnahme Frankreichs an dem chinesischen Kriege wünschenswerth erscheine

Schweden. Die Gesundheit des Königs Oscar scheint sich noch nicht gebessert zu haben. Der Monarch war so schwach, daß er neulich, als der königlichen Familie aus Anlaß der Vermählung des Prinzen Oscar von den Ständen des Reichs, dem diplomatischen Corps und den höchsten Behörden die üblichen Glückwünsche dargebracht wurden, bei dieser Ceremonie nicht erscheinen konnte. Am 22. Juni ist denn auch in einer Staatsrathssitzung die Einsetzung einer förmlichen Interims-Regierung beschlossen worden, und man glaubt, daß sich der König nach einem Seebade begeben werde. König Oskar zählt erst 58 Jahre.

Rußland. Der russisch-tscherkessische Feldzug scheint nunmehr ernstlich begonnen zu haben, obgleich die Nachrichten, welche von jenem fernen Kriegsschauplatze in die Oeffentlichkeit gelangen, nur höchst lückenhaft lauten. So meldet die Wien. Ztg. aus dem Kaukasus, daß der russische Oberfeldherr

seine Armee in vier Colonnen vertheilt hat, um an den Ufern des Kuban und des Laba eine weitausgedehnte Recognoscirung zu unternehmen. Eine dieser Colonnen stieß nun mit einer starken Truppe Abchasen zusammen und es entspann sich an der Mündung eines Nebenflusses ein hitziges Gefecht, welches sieben Stunden währte und von beiden Seiten mit der größten Erbitterung geführt wurde. Die Bergbewohner erhielten zahlreiche Hilfe von ihren Stammesgenossen, und so gelang es ihnen, trotz der Uebermacht der Russen, dieselben zu schlagen, sodaß 1500—1600 Todte die Wahlstatt bedeckten.

Griechenland. Während bis jetzt in den meisten Ländern über Mangel an Regen geklagt wurde, scheint man in Griechenland in diesem Jahre eine ganz abnorme Witterung zu haben, wie man sie seit Menschengedenken dort nicht erlebt hat. In den Berichten von dort heißt es nämlich, es regne fast unaufhörlich, der Himmel sei stets mit Wolken bedeckt und dadurch die Temperatur so herabgestimmt, daß der Sommer fast kalt zu nennen sei.

Türkei. Großes Aufsehn macht gegenwärtig der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen der Pforte und dem belgischen Ministerresidenten Blondeel van Cuelenbroek. Dieser Diplomat hat nämlich bei seiner kürzlichen Rundreise in den Donaufürstenthümern eine auffällige Thätigkeit entwickelt, um die Vereinigung der Moldau und Walachei zu unterstützen und für die Erhebung eines belgischen Prinzen, des Herzogs von Flandern, zum Beherrscher jener Länder zu wirken. Dies ist aber von der Pforte sehr übel vermerkt worden und sie hat dem belgischen Residenten kurz nach seiner Rückkehr nach Konstantinopel seine Pässe mit dem Bemerken zugesandt, daß es der kaiserlichen Regierung unmöglich sei, mit seiner Person in diplomatischem Verkehr zu bleiben; dagegen sei die Pforte bereit, die freundschaftlichen Beziehungen zu Belgien sofort wieder aufzunehmen, sobald das Hinderniß durch die Entfernung des jetzigen Vertreters dieser Macht gehoben sei. Man wird sich deshalb in Brüssel entschließen müssen, einen andern Diplomaten nach Konstantinopel zu senden, weitere Folgen kann dieser Zwischenfall wohl kaum haben. Es geht aber daraus hervor, daß die Pforte entschlossen ist, den Unionsbestrebungen, welche namentlich durch Frankreich so lebhaft unterstützt werden, mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten. — Seit einiger Zeit lebte in Konstantinopel ein montenegrinischer Prinz, Namens Tjouza, welcher mit dem Fürsten Danilo verwandt ist und bis vor Kurzem als Kapitän in österreichischen Diensten stand. Er gehörte der Partei an, welche vor einigen Monaten durch die Anhänger Danilo's aus dem Lande vertrieben wurde, und seine Anwesenheit in der türkischen Hauptstadt scheint von der Partei des Fürsten ungern gesehen worden zu sein, denn der Prinz wurde gewarnt, daß man ihm nachstelle. Als nun Tjouza am 10. Juni in Begleitung zweier Gesandtschaftssecretäre auf dem sehr belebten Kai des Bosporus spazieren ging, wurde er von drei Montenegrinern meuchlings ermordet. Obgleich der Meuchelmord am hellen Tage leider in Konstantinopel nichts Seltenes ist, so erregt doch dieser Vorgang um deswillen großes Aufsehen, weil dem Verbrechen offenbar politische Motive zu Grunde liegen.

Montenegro. Der Fürst Danilo, dessen Plan, in Paris durch Vermittelung Frankreichs eine Vermehrung seiner Einkünfte zu erzielen, bekanntlich scheiterte, hat durch den bedeutenden Aufwand, welchen jene Reise erforderte, seine mißlichen Finanzverhältnisse nur noch verschlimmert. Nach den neuesten Berichten zog sich derselbe mit seiner ganzen Leibwache in das Kloster Ostrog zurück; von dort veröffentlichte er einen Erlaß, wodurch die Verdoppelung aller directen Abgaben angeordnet wurde. Das Volk nahm diese Maßregel selbstverständlich mit Unwillen auf. In der That ist Montenegro nicht im Stande, die einfache Steuer zu zahlen, geschweige denn die doppelte. Ueberdies sind die zu zahlenden Abgaben willkürlich und nicht verhältnißmäßig vertheilt, und der Fürst hat durch diesen Schritt seine Lage sicher nicht verbessert, da die Unzufriedenheit unter den unabhängigen Tschernagorzen schon vor seiner Rückkehr einen bedenklichen Grad erreicht hatte.

Der Bauer von Helmstein.

Volkserzählung von Adolf Stern.

III.

Die Wissenden

Nahe bei der Schlucht, welche unter dem Namen „Christusschacht" im Munde des Volks bekannt war, befand sich ein Stück Mauer und ein halbzerfallner Thurm, angeblich Ueberreste des freiherrlichen Raubschlosses Helmstein, höchst wahrscheinlich aber eines zerfallenen Klosters. Die goldne Zeit, seit welcher der Buschklepper die finstern Wälder für sein Gewerbe suchen mußte, war noch nicht so lange herbeigekommen, daß sich schon Ruinen aus ihr hätten finden sollen, und ein halbes Jahrhundert vor dem Zeitraume unsrer Erzählung thronten die deutschen Räuber in den festen Burgen nahe den Wolken und unerreichbar für die schwachen Kräfte Derer, die unter der Ausübung ihres saubern Handwerks litten. Bei dieser Klosterruine fand in einer Nacht, ungefähr acht Tage nach den eben geschilderten beiden Unglückstagen der Familie Brand, eine sonderbare Versammlung statt. In der Mitte des Gemäuers war eine lange Stange, von der ein Bauernschuh herabhing, aufgerichtet, daneben brannte an der Erde ein Feuer, das von Zeit zu Zeit mit einigen Aesten genährt wurde und dann wieder schneller emporflackerte. Um das Feuer herum standen eine Anzahl älterer und jüngerer Männer, sämmtlich in Bauerntracht gehüllt. Aus der entstellenden Verkleidung heraus erkennen wir die uns schon bekannten Bauern Stephan und Franz Brand. Der Letztere lehnte einige Schritte abseits am Stamme einer alten Fichte, seine Rechte hielt ein blinkendes Messer und dasselbe erhebend fragte er jeden neuen Ankömmling:

„Losung?"

„Bundschuh!" tönte dann die Antwort zurück und Franz ließ die Angekommenen passiren.

Dies Manöver wiederholte Franz so lange, bis die Stimme Stephans rief:

„Genug Franz, die Wissenden sind beisammen!"

Franz Brand trat in den Kreis der Uebrigen und alle sanken nun auf die Knie, um das seit einiger Zeit erst bekannte schon aber im katholischen Land streng verbotene „Eine feste Burg ist unser Gott" mit freudigem Muthe abzusingen. Dem Liede folgte ein stilles Gebet und aufstehend rief Stephan mit starker Stimme:

„Wer weiß — der klage, klage!"

Das Echo gab die Worte schauerlich zurück, Franz trat vor und sagte feierlich:

„Ich klage wider den Junker Guido auf Helmstein, daß er meine Schwester entehrt und um sie weiter schänden zu können, zum Dienste begehrt hat."

„Und Du gabst sie?" fragte Stephan.

„Was wollen wir thun. Wer die Gewalt hat, hat auch das Recht, das kann Euch doch nun klar geworden sein," erwiderte Franz.

Ein kleines Männchen, welches eifrig die Feder gehandhabt, begann zu Stephan also:

„Hütet Euch, Wissender! Euer Kopf ist in Gefahr. Brand hat nicht geschwiegen, und Euer Glück, daß er gegen mich Euch seinen Mitschuldigen genannt, aber morgen muß ich's anzeigen."

„Gut, ich danke Euch, Herr Wurmser —"

„Ha!" rief Franz, „sehe ich recht. Ihr, Herr Wurmser, das Würzburg'sche Kanzlei-Mitglied, hier unter den Wissenden?"

„Es ist noch mancher wackere Mann darunter, „nahm Stephan an der Stelle des Kanzleibeamten das Wort. „Zum Bundschuh hat nicht der erste Ritter und Doctor geschworen und so es Gott will, auch nicht der letzte. Nun aber, Ihr Wissenden, wählt Euch ein andres Oberhaupt, denn der nächste

Morgen darf mich nicht mehr in der Heimath sehen. Zum Frühjahr kehre ich wieder."

„Ja zum Frühjahr!" sagten freudig die Anwesenden. Welche Hoffnung, welche kühne Erwartung hatten diese Leute nicht bei dem Worte Frühjahr, das ihnen die gewünschte Erlösung endlich bringen sollte. Und was brachte dieses Frühjahr!

Die Wissenden zeichneten hierauf kurz den würzburgischen Kanzlisten, als dieser aber wegen der Entfernung vom Versammlungsorte ablehnte, Franz Brand als ihr Oberhaupt. Stephan nahm Abschied und die nächste Versammlung wurde auf denselben Tag über vier Wochen anberaumt. Dann trennten sich die Bauern in verschiedne Gruppen, Franz versteckte vorsichtig die Stange mit dem Bundschuh, vernichtete die Spuren des Feuers und verschwand an der Seite des Würzburger Kanzlisten in's Dickicht.

„Herr Wurmser," sagte er nach einigen Minuten stillen Dahinschreitens, „könnt Ihr denn gar nichts für meinen Vater thun?"

„Ist nicht möglich. Brand hat leider eingestanden, und zwar im ersten Verhör, was ich nicht hoffte. Sonst stünd' seine Sache anders. Euer Vater ist auch recht verzagt!"

„Ach, retten sollt Ihr ihn gar nicht, Herr; wenn Ihr nur den Proceß, das peinliche Verfahren eine Weile, Ihr wißt schon, bis wohin, aufschieben könntet!"

„Hm," brummte Wurmser, das wäre vielleicht möglich. Es könnte sein, daß ich mich dazu verstände. Wirklich, der Gedanke ist nicht dumm. Doch, Freundchen, müßt Ihr nach Würzburg kommen, daß ich Euch dann bei der Hand habe, wenn's nöthig ist."

„Was soll aber aus meinem Hofe werden?" fragte Franz.

„Ach, wie könnt Ihr da noch an Euern Hof denken, den Ihr zum Frühjahr einmal im Stich lassen müßt. Denn das evangelische Heer braucht Leute, die, wie Ihr, im Kriege erfahren und erprobt sind."

„Je nun," erwiederte Franz ein wenig geschmeichelt, „ich will mich nicht rühmen; aber einen tüchtigen Hauptmann würde ich abgeben. Die Leute werden wohl auch das Einsehen haben, hoffe ich. Was aber meinen Vater anbelangt, so will ich binnen acht Tagen bei Euch in Würzburg sein und dann —"

„Werden wir ja sehen," ergänzte scheidend der Kanzlist; denn sie waren unter diesem Gespräch an dem Brandhofe angelangt. Franz bot dem Städter Nachtquartier; dieser verneinte, da er noch vor Tagesanbruch in Würzburg sein müsse.

IV.

Verbotene Liebe.

Franz hielt Wort. Nach acht Tagen schritt er als Landsknecht durch die Thore von Würzburg; auf dem heimischen Hofe gab es so nicht viel zu thun; von der Frohne war er auf eine einfache Bitte um Erlaß auf einige Zeit überraschend schnell befreit worden. Mutter Margreth konnte sowohl dies, als was ihr Franz in Würzburg wollte, nicht begreifen; Franz wußte sich das Erste recht gut zu erklären, wollte es aber eben so wenig, wie das Letztere, mittheilen. Geld besaß er noch aus dem wälschen Feldzuge her und erwartete daher ruhig die Dinge, die da kommen sollten.

Der Gasthof zur „Stadt Augsburg" war die Herberge aller derer, welche bei einer mäßigen Bezahlung ein möglichst gutes Leben wünschten, und daher gab es auch fortwährend Zuspruch in demselben. Seine Wirthin, die rüstige Frau Christine, hatte alle Hände vollauf zu thun; so wimmelte es von Gästen, die bedient sein wollten. In dieses Haus kehrte auch Franz ein, forderte ohne Umstände eine Bettkammer und fragte nach dem Wochenpreis der einzigen, die noch zu haben war. Die Wirthin nannte eine sehr mäßige Summe, die Franz augenblicklich voraus bezahlte, um das Mißtrauen aus dem runden Gesichte Frau Christine's schwinden zu machen.

Als er seine wenigen mitgebrachten Habseligkeiten eben ordnen wollte, sah er eine weibliche Gestalt die Stiege herauf gehen, die sein ganzes Interesse in Anspruch nahm. Ein wunderhübsches Gesicht, eingerahmt von goldigen Haarflechten, und eine schlanke Gestalt, von netter städtischer Kleidung umschlossen, waren Reize genug, um den leicht empfänglichen Franz zu fesseln. Bald genug forschte er bei der Wirthin, wer die hübsche Erscheinung gewesen sein könne.

„Ha ha, Kriegsmann, Ihr seid ja wie Zunder," lachte Frau Christine; „die Jungfer aber ist ein gottesfürchtiges Kind, überdies der heiligen Elisabeth geweiht und nimmt in einem Jahre den Schleier."

„O weh!" seufzte Franz und machte sich zu Herrn Wurmser auf, um ihn zu fragen, was er eigentlich solle. Herr Wurmser verlangte zuerst, daß er fernerhin nur bei Nacht in seine Wohnung komme, theilte ihm mit, daß durch unterschiedliche Finten und Kniffe das ganze Verfahren gegen Brand gehemmt sei, daß daher Franz für den Augenblick hierbleiben solle, um gleich bei der Hand zu sein, im Falle es Etwas gäbe.

„Das ist wahr," dachte Franz bei sich, als er aus dem Hause des wissenden Kanzlisten kam; „Doctor Martin Luther hat Recht, wenn er spricht, der Juristen Buch und der Pfaffen Trug, das sind zwei Geschirr, die machen die ganze Welt irr."

Trotz dieser Abschweifungen vermochte er die hübsche Jungfer, welche ihm heute begegnet, nicht aus dem Sinn zu bringen; sie fiel ihm immer wieder ein; und er beschloß, heimzugehen, um sie wo möglich wiederzusehen. Bedauernd sagte er dabei zu sich selbst:

„Das arme junge Blut soll nun schon im Kloster verdumpfen. Ich möchte nur wissen, ob das ihr eigner Wille ist. Jammerschade aber wäre es jedenfalls!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Gerichtssaale.

Seit öffentlich-mündliches Strafverfahren besteht, ist hier in Dresden und wohl überhaupt in Sachsen kein Verbrechen zur Hauptverhandlung gekommen, dessen Opfer wie Ausführung an Gräßlichkeit und zugleich an Dunkelheit mit demjenigen sich messen könnte, welches den früheren Schuhmacher, jetzigen Meubelhändler Friedrich August Zeische am 27. und 29. Juni d. J. auf die Anklagebank des Gerichtssaals führte. Seine Ehefrau, die Händlerin Zeische, war am 29. Januar d. J. unter Spuren entsetzlicher Ermordung in ihrer Wohnung auf der Schützengasse todt aufgefunden worden. Und wieder stand, in Dresden seit zwei Jahren nach Schütze, Jaukus und Häckel der vierte, ein Ehemann unter der Anschuldigung des Gattenmords vor den Schranken des Gerichts; zum vierten Male hatte Mörderhand in eine Ehe gegriffen, die im Bruch, eine Ehefrau getroffen, die im Scheidungsproceß lag: ein viertes Mal schien es, habe das Mordwerkzeug als blutgetauchte Feder sich einen Scheidebrief erzwingen wollen.

Nach einundzwanzigwöchiger Untersuchungshaft trat am 27. v. M. Zeische in den Gerichtssaal. Die Zuhörerräume waren gedrängt voll besetzt; in den oberen Tribünen von einem Publikum, das namentlich vor Beginn der Verhandlung nicht allenthalben Zeugniß davon ablegte, daß es sich der Schwere des zu verhandelnden Verbrechens und der Würde des Orts vollkommen bewußt sei.

Aller Augen richteten sich auf Zeische, ein Jeder forschte in seinen Gesichtszügen nach und suchte darin zu lesen. Aber es blieb ein geheimnißvoll verschlossenes Buch. Nicht jene zerflossene, reuige Gutmüthigkeit, jene mitleiderregende Jammergestalt Häckel's, des letzten, beklagenswerthen Gattenmörders, fand man hier wieder. Der Mann, der jetzt auf der Anklagebank saß, mit vollem dunklen Haar und rundem Barte, finster und hager, hatte auch kein Gesicht, auf dem das Kainsmal des Mordes ausgeprägt erschienen wäre. Eine flache Stirn und darunter Gesichtszüge, die bei längerem Anblick unheimlich scheinen konnten, und bei ruhiger Haltung

des übrigen Körpers ein ruheloses Augenblinzeln — das war Alles, was sich herauslesen ließ.

Zeische, 53 Jahr alt, seines Berufes Schuhmachermeister, hatte sich im Jahre 1836 mit der Ermordeten verheirathet. Bereits früher, während diese in erster Ehe mit einem gewissen Richter gelebt, hatte er mit derselben ein näheres Verhältniß angeknüpft, das die Ursache zur Scheidung der Richter'schen Ehe war. Die nicht eben löblich geschlossene Ehe war auch in ihrem Verlauf beiden Theilen eine sehr unglückliche, bis sie endlich den unseligsten Auslauf nahm. Ein Ehebruch war's, durch den die Eheleute Zeische sich gefunden und verbunden und der Verdacht des Ehebruchs war denn auch das Damoklesschwert, das fortwährend über ihrem Ehebande schwebte. Die ermordete Handelsfrau Zeische wird von den Vielen, die sie gekannt, als eine kleine, unansehnliche Person geschildert. Mochte es das Gefühl sein, daß ihr Aeußeres dem Ehemanne besonderen Gefallen zu erwecken nicht im Stande sei und daß mehr ihr Vermögen und ihre geschäftliche Betriebsamkeit — sie lieh auf Pfänder und soll viel leichtfertiges Gesindel unter ihrer Kundschaft gehabt haben — Zeische'n an sie gefesselt habe: sie hegte stets den Verdacht ehelicher Untreue wider ihn und sprach sich dahin gegen ihren, schon dem ersten Ehemanne zugebrachten Sohn S. aus. Dieser will nun zwar der Mutter solcherlei Gedanken, die ihr namentlich von „guten Freundinnen" eingeflößt worden sein sollen, Anfangs auszureden gesucht, später sie auf den „lieben Gott" in frommer Absicht vertröstet haben. Es erhob aber trotzdem im Jahre 1854 die verehelichte Zeische gegen ihren Ehemann Scheidungsklage und Strafantrag wegen Ehebruchs, den er namentlich mit einer gewissen verw. Kaden getrieben haben sollte. In diesem Ehestreite hat nun der gedachte Sohn seine Mutter durch Ausarbeitung, zwar nicht, wie er in Abrede stellt, einer „schriftlichen Instruction," wohl aber, wie er zugiebt, eines „Exposé" für deren Sachwalter, sowie durch mehrmalige, jedoch wie er behauptet, stets im ausdrücklichen Auftrage seiner Mutter erfolgte Verhandlungen mit deren Sachwalter unterstützt. Sonst aber will der Sohn nie Partei gegen den Stiefvater ergriffen haben, obwohl dieser im Gegentheil behauptet, daß der Sohn stets geschürt habe wider ihn. Während dieser Zeische vorhält, wie rücksichtslos er seine Mutter behandelt, der er Alles zu verdanken habe, wie er sie geschlagen, ja angespieen habe: beruft sich Zeische darauf, daß er seinerseits viel von der Frau zu erleiden gehabt, daß er deren Sohn, seinen jetzigen Widerpart mit großziehn helfen. Vom Ehebruch ward Zeische im Mangel mehren Verdachts freigesprochen: also einiger Verdacht war vorhanden. Seine Ehefrau stellte die Scheidungsklage wegen Ehebruchs wider ihn fort; sie wurden einstweilen von Tisch und Bett getrennt, und der Ehefrau ward nachgelassen, den Zeische'n schuldgegebenen Ehebruch zu beweisen. Seitdem bewohnten die Ehegatten in dem, Zeische gehörigen Hause getrennte Räume. Sie blieb in der bisherigen Wohnung in der ersten Etage, er zog parterre in eine Hofwohnung. Seitdem sind sie auch nicht wieder zusammengekommen — bis auf die Todesstunde der Ehefrau. Ob in dieser, oder erst nach dieser, das eben war der Punkt, um den die Verhandlung sich drehen mußte. Nur zweimal des Nachts soll Zeische, wie die Ehefrau ihren guten Freundinnen erzählt, er aber in Abrede gestellt hat, an ihrer Thüre gepocht und Einlaß begehrt haben; wie die Zeische vermuthet, in der Absicht: Fortsetzung des ehelichen Verhältnisses und somit Rücknahme des Scheidungsantrags von ihr zu erzwingen. Sie vermochte den Zeische'n schuldgegebenen Ehebruch nicht vollständig zu beweisen, und ein am 12. Januar 1857 bekannt gemachtes Appellationsgerichtserkenntniß ließ dem Ehemanne den Schwur nach: daß er in der Zeit vom 1. Januar bis 1. November 1854 mit der Kaden in keinem unerlaubte Verkehr sich befunden. Schwor er das, so sollte die Ehe fortgesetzt werden; leistete er den Eid nicht, so wurde dem Antrag der Ehefrau gemäß geschieden. Wider dies Erkenntniß ließ Zeische appelliren, obwohl er behauptet: er habe mit gutem Gewissen den Eid leisten können. Diese Behauptung erschien um so auffälliger, als Zeische selbst nicht abredig war, daß er sehr viel und häufig mit der Kaden verkehrte, ja, als er sogar in der Voruntersuchung den verbotenen Umgang mit derselben offen eingeräumt hatte! Jetzt zwar entschuldigte er seinen Widerruf damit, er habe damals Kopfleiden gehabt; allein auch die Kaden hatte das unerlaubte Verhältniß mit Zeische zugestanden. Es erschien aber seine beharrliche Erklärung, mit der Kaden nicht blos in der eidlich abzulehnenden Zeit, sondern überhaupt nie Ehebruch getrieben zu haben, an sich so auffällig, so wenig glaubhaft, daß — so schwach auch immerhin der Schluß vom Ehebruch auf den Gattenmord unter gewöhnlichen Verhältnissen sein mag — dennoch eben dieses Leugnen einer Thatsache, die nicht geleugnet werden sollte, Verdacht erwecken mußte. Zeische erklärt übrigens, es sei ihm völlig gleichgültig gewesen, ob er von der Frau geschieden wurde oder nicht. Nur die Kosten, die schweren Kosten waren es, die ihm zu schaffen machten, ihm wie so vielen andern Scheidungspaaren, denen auch der sittliche Begriff der Ehe infolge kurzsichtiger, sinnlicher oder habgieriger Wahl längst entschwunden und statt dessen nur die Rechthaberei und die Sucht verblieben ist, alle Kosten auf den Widerpart zu wälzen!

Während nun festgestellt wird, daß Zeische in dieser letzten Zeit, noch wenige Tage vor dem Vorfalle, große Angst vor dem bevorstehenden Schwörungstermine, Aerger über die Gerichtskosten und Erbitterung über die Geistlichen an den Tag gelegt: ergeben andere Zeugenaussagen, daß die verehel. Zeische, eine im hohen Grade geschwätzige und abergläubische Frau, die sich sogar die Karte legen ließ, gegen ihre Bekannten Besorgnisse wider Zeische, daß dieser sie „ermorksen" werde, geäußert hat. Früher schon, als beide Eheleute noch zusammenlebten, will der Sohn von seiner Mutter gehört haben, daß Zeische ihr habe vergifteten Kaffee geben wollen und soll sie seitdem ihre Nahrungsmittel vor letzterem verschlossen gehalten haben. Das sind aber eben nur Angaben des Sohnes vom Hörensagen der Mutter. Es tauchte auch Verdacht auf, als ob diese mit ihrem Neffen, dem Pionier W., der sie oft besucht, ein vertrautes Verhältniß angeknüpft und ihm einen Heirathsantrag gemacht habe; ein Verdacht, den dieser zurückwies.

Endlich ist im Allgemeinen noch ein wunder Fleck zu berühren: der Geldpunkt, in dieser Ehe, wie leider in so mancher andern auch, der verhängnißvolle Anlaß zum Bruch. Die Ermordete hatte ihrem ersten Ehemanne 40 Thaler zugebracht; Zeische behauptet, daß sie ihm 180 Thaler in die Ehe gegeben. Ihr erster Ehemann Richter hält dafür, sie könne zur Zeit der Verheirathung mit Zeische wohl 300 Thlr. besessen haben. Dagegen hat die verehelichte Zeische in einem, gemeinschaftlich mit Zeische errichteten Testament ihr Einbringen auf 600 Thlr. angegeben und Zeische hat sich das gefallen lassen, obwohl er es für unwahr hielt. Das Haus auf der Schützengasse gehört Zeische, erkauft war es von dem Gelde, das in dem von Beiden gemeinschaftlich betriebenen Möbelhandel erworben war. Zeische's Stiefsohn meint dagegen, die Mutter habe Zeische'n das Geld zum Hauskaufe geschenkt, um Ruhe zu haben. 1853 ließ die Zeische ein Einbringen von 1300 Thlr., ein Jahr darauf noch ein weiteres von 1400 Thlr. auf dem Hause eintragen und im Vorbeschied vor dem Appellationsgericht vermaß sie sich soweit, ihr Einbringen auf 6000 Thlr. anzugeben. Zeische gab ihr schuld, daß sie ihm mehre Hundert Thaler Geld entwendet. Und so herrschte zwischen den entfremdeten oder überhaupt fremden Gemüthern ein rastloses Hin- und Herzerren der Habgier und des Hasses, der Furcht und des Argwohns. Einen sichern Einblick in die Triebfedern zum Morde haben diese, in der zweitägigen Verhandlung offen hervorgetretenen Umstände nicht gegeben, wohl aber einen tiefen Einblick in das planlose, irre Auseinanderleben eines Paares, wie es beispielsweise, nur beispielsweise, hier vor Augen trat. Nicht eins von Beiden mochte sich vernünftig und ruhig die Frage vorgelegt haben: was

daraus werden solle; keins von Beiden mochte den guten Willen haben, Das in besonnener Weise zu ändern. An dieser Unvernunft und Willensschwäche scheitern die scharfsinnigsten, Verdachtslösemittel der Vertheidigung! Sie wären anwendbar nur auf einen solchen Angeklagten, der sich eines bestimmten Zwecks bewußt ist und darauf lossteuert.

Der 29. Januar 1857 nahte heran. Wie immer, ging Zeische auch an diesem Vormittage in die Auction. Auch die verehel. Zeische begab sich, wie immer Vormittags, Geschäften nach, aus. Es sollte ihr letzter Ausgang sein. Zwischen ½ und ¾12 Uhr traf und sprach sie noch eine Zeugin auf dem Rückwege im Zwinger. Es sollte der letzte Mensch sein, der ihr menschlich begegnete! Die Zeische war gewohnt, Mittags ihr Essen allein zu sich zu nehmen und in der Regel bis gegen ein Uhr allein zu bleiben. Um diese Zeit erhielt sie täglich Besuche ihrer Bekannten. Sie sollte keine mehr empfangen! Früher als sonst ging Zeische diesmal aus dem Auctionslokale fort. Gewöhnlich blieb er bis zu Ende da, diesmal ging er schon um 11 Uhr nach Hause, weil, wie er einem Collegen auf Befragen mittheilte, „heute nichts für ihn da sei". Es soll ihm nämlich an diesem Tage Alles zu theuer weggegangen sein. Daß er dessen gleichzeitige Aufforderung, ein Glas Bier mit ihm zu trinken, mit den Worten: „er habe noch etwas vor" abgelehnt, und daß Solches der Zeuge einem anderen Zeugen erzählt habe, bezeichnet jener Zeuge selbst als unrichtig. Es mag das als Beweis gelten, wie leicht sich gegen eine, einmal verdächtige Person angebliche Verdachtsreden im Volksmunde bilden, und mag zugleich als Warnung dienen, zur Vorsicht bei Zeugenaussagen. Denn freilich läge in diesen Worten eine unvorsichtige, schwerwiegende Selbstanklage! Obwohl Zeische oft mit dem Mittagsessen auf den bei ihm wohnenden Schreiber L. wartete, so that er es diesmal nicht, sondern will sofort, als er von der Auction nach Hause kam, sein Essen angerichtet und verspeist haben.

Hier nun muß eine, der Zeit nach kurze, den Ereignissen nach schwere und verhängnißvolle Lücke in der Erzählung eintreten: eine Lücke, mit deren Ausfüllung Polizei-, Staatsanwaltschafts- und Gerichtsbehörden sich fünf Monate hindurch beschäftigt. Die zweitägige Verhandlung galt ihr, dieser Lücke: der Aufklärung jener That, in welcher und durch welche Mörderhand mit blutigen Zügen das Gottesgebot verhöhnte: „Du sollst nicht tödten."

Gegen ½1 Uhr Mittags kommt ein Mädchen, das schon gestern bei der verehel. Zeische gewesen und von ihr auf heute wieder bestellt war, an deren Wohnung. Sie findet die Vorhausthür in die Haspe gehängt, aber nicht wie gewöhnlich mit Vorlegeschloß. Sie pocht — Niemand öffnet. Sie glaubt, die verehel. Zeische sei in der Nachbarschaft und sieht deshalb bei der Zeugin R. nach, die im Parterre des Hauses wohnt. Die Zeische ist dort nicht, sie geht mit der Zeugin R. in deren Wohnung zurück; sie lösen die Haspe, öffnen die Stubenthür und finden — entsetzlicher Anblick! — die Zeische schwimmend im Blute.

Sofort gehen sie zu Zeische herunter, ihm das Schreckliche zu künden, dessen Anblick sie, zwei Fremde, in Bestürzung versetzt. „Herr Zeische, oben liegt Ihre Frau im Blute" — ruft ihm Zeugin R. zu. Und kaltblütig erwidert er: „Nun, da muß ich einmal hinaufsehen." Thut's und geht in's Zimmer seiner Frau; zum ersten Mal, wie er angiebt, seit jenem Scheidungsurthel. Ein Vorhang ist losgerissen und mit Blut befleckt. Auf dem Teppich vor dem Kanapee liegt in ihrem Blute seine Frau, die Hand festangeklammert an ein Bein des kleinen viereckigen Kanapeetisches, der nun in dem Gerichtssaal aufgestellt war. Zeische sah die Leiche und will gedacht haben, sie sei beim Vorhanganstecken vom Blutsturz befallen worden und vom Stuhle herabgestürzt. Sein nächster Gedanke hierbei soll der gewesen sein: nun brauche das Appellationsgericht nicht erst zu scheiden. Er kommt nach 5 bis 10 Minuten zu den in der Hausflur wartenden Frauenzimmern zurück und sagte ihnen: „Meine Frau hat einen Blutsturz gekriegt, die ist todt." Zeugin R. eilt zum Zeugen S., dem Sohne der verehel. Zeische, um ihn herbeizuholen. Gleichzeitig kommt eine Bekannte der Letzteren, die Zeugin B., um sie, wie gewöhnlich, zu besuchen. Zeische, der inzwischen auch den Leichnam seiner Frau auf das Kanapee gelegt, erzählt ihr den Vorfall. Auch Zeuge S. tritt ein, der Sohn, in das Sterbezimmer der Mutter. „Heilige Scheu" — wie er auf eine Vertheidigungsfrage erwidert — hielt ihn zurück, die Leiche seiner „guten Mutter" anzusehen. Sein Erstes war, Zeische'n, den er auf einem Stuhle sitzend antraf, zuzurufen: „Zeische, das ist Ihr Werk." Nicht als ob er an Mord gedacht und ihn für den Mörder gehalten. Sondern weil Zeugin R. ihm Zeische's Ansicht, sie sei am Blutsturz gestorben, mitgetheilt, so legte er sich das in seinen Gedanken so zurecht: seine Mutter, die an Blutwallungen gelitten, habe sich über Zeische wieder einmal geärgert und so sei der Blutsturz gekommen. Dagegen hatte die Zeugin B., die mit der Todten weder blutsverwandt noch verschwagert war, vielleicht eben darum nichts von jener „heiligen Scheu" empfunden. Sie war zur Leiche hingetreten, hatte mit thränenden Augen sie betrachtet, hatte Zeische'n mit den Worten: „er brauche sich nicht zu scheuen, es sei seine Frau" zu der, von ihm auch bewirkten Abwaschung der Leiche veranlaßt, und hatte, trotz der Thränen im Auge, doch schärfer gesehen, als thränenlos die Andern. Im Zimmer waren größere und kleinere Blutlachen, Stücken Gehirn lagen umhergespritzt und die Zeugin B. sah, was die Uebrigen damals und auch noch später nicht gesehen haben wollten, was Zeische'n, der mit dem Leichnam sich beschäftigt, entgangen sein soll: sie sah die Kopfwunden. „Das ist kein Blutsturz, sie hat ja Löcher im Kopfe" und: „Julchen, wenn Du reden könntest!" — das waren ihre Aeußerungen. Zeische fühlte sich „unangenehm" davon berührt, sie erschienen ihm „anzüglich" und er frug daher die Zeugin B.: „Nun Sie denken wohl, ich bin's gewesen?" Darauf bemerkte ihm Zeugin B., daß sie von ihm ja gar nicht gesprochen. Der Vorsitzende des Gerichtshofs aber hielt gerade diese so verfängliche Frage dem Angeschuldigten vor. Und das Auffällige derselben wird allerdings schwerlich durch Zeische's Entschuldigung gehoben: er habe geglaubt, die Zeugin wolle damit sagen, daß er seine Frau zu Tode geärgert. Und bei der Annahme eines natürlichen Todes will er immer noch geblieben sein, trotzdem daß er auch noch der, am Arm entsetzlich verwundeten Leiche an den Puls griff. Er reinigte die kleineren Blutflecken im Zimmer — und wollte noch immer nichts ahnen. Der Sohn, der noch in höchster Entrüstung dem Zeische sein sündhaftes Leben vorgehalten, ihn als Störer des Hausfriedens bezeichnet haben will, alles Das im Sterbezimmer, aber abseits von der Leiche — machte sich nun mit dem Nachlaß zu schaffen und forderte Zeische auf, mit ihm nach dem Gelde, das da sein müsse, zu sehen. Während er nach dem Glasschrank, dem angeblich gewöhnlichen Aufbewahrungsorte der Schlüssel, ging, brachte ihm Zeische dieselben aus der Kommode. Er schloß nun den Kasten am Kanapeetische auf, entnahm daraus 12 Thaler zu Begräbnißkosten und eine goldne Kette, die er für sich behielt, sah die darin liegenden Papiere, theils Leihhausscheine, theils Schriften aus dem Ehescheidungsproceß, durch, machte noch über eine derselben Zeische'n die Mittheilung, er sei darin schön geschildert, und will im Uebrigen auf Zeische, der gleichzeitig mit ihm im Kasten herumsuchte, „wie ein Heftelmacher" aufgepaßt und ihm auf die Finger gesehen haben. Stiefvater und Sohn suchten dann nach den Kleidern, und hier fand sich, daß außer einem Mantel und einem Muff, welche die Todte noch bei ihrem letzten Kirchbesuche am vorausgegangenen Sonntage getragen haben soll, auch vier Kleider und zwar just diejenigen fehlten, welche der Sohn früher einem Mädchen seiner Bekanntschaft geschenkt und dann, als diese nach Hubertusburg habe reisen müssen, seiner Mutter übergeben haben soll.

Das gewiß höchst seltsame, und wenn in einem Romane erzählt, fast unglaublich und unnatürlich erscheinende, ahnungs-

lose Benehmen von Vater, Stiefsohn und Bekannten bei einer so gräßlich verstümmelten Leiche, die Kaltblütigkeit der Lebenden, während das Blut der Todten laut sprach und mahnte: erlitt endlich eine Störung, als, von der Heimbürgin herbeigerufen, der Polizeiinspector F. um ½3 Uhr eintrat. „Auf einen flüchtigen Blick“ erkannte er, daß hier nicht der Natur, sondern menschlicher Verruchtheit ein Opfer gefallen. Er sah, wie der Stiefsohn sich Cigarren, Wein, bairisch Bier in's Sterbezimmer holen ließ und dort verzehrte, hörte wie dieser die Befürchtung aussprach, er werde von diesem Schreck gewiß noch krank werden. Er sah aber auch die furchtbare Gleichgültigkeit Zeische's und fortan ließ er diesen nicht mehr aus den Augen.

(Schluß folgt im heutigen Beiblatte.)

Dresden, den 2. Juli.

— Herr Adolf v. Maltzan, Reichsfreiherr zu Wartenberg und Penzlin, welcher die Stadt Dresden schon durch mehrfache wohlthätige Stiftungen erfreute, hat dem Stadtrathe abermals die Summe von 1000 Thalern mit der Bestimmung zugehen lassen, daß die Zinsen davon alljährlich am 23. April, als dem Geburtstage Sr. königl. Hoh. des Kronprinzen, an zwanzig der ärmsten, ältesten Männer hiesiger Altstadt, unverheirathet oder verwittwet, zur Hälfte katholischer, zur Hälfte evangelischer Confession gleichmäßig vertheilt werden sollen. Dem Wunsche des edlen Stifters gemäß soll die Stiftung den Namen „Alberts-Stiftung“ führen.

— In der gestern beim hiesigen k. Bezirksgericht stattgefundenen Hauptverhandlung befand sich der vormalige Registrator der hiesigen Einquartierungsbehörde, Otto Winkler, auf der Anklagebank. Derselbe war angeklagt und geständig, von den ihm anvertrauten Einquartierungsgeldern 314 Thlr. unterschlagen und in seinem Nutzen verwendet zu haben. Der Gerichtshof verurtheilte den Angeklagten, welcher von seiner Anstellungsbehörde für die Führung von Kassengeschäften nicht besonders verpflichtet worden war, zu 2½ Jahr Arbeitshaus.

— Im ersten Halbjahr 1857 wurden im Stadtkrankenhause zu Dresden 1148 Kranke aufgenommen und incl. des am 1. Januar 1857 verbliebenen Bestandes von 215 überhaupt 1363 Kranke verpflegt. Von denselben wurden entlassen 1044; mit Tode sind abgegangen 130, worunter ein großer Theil, welcher, wie dies leider nur zu häufig geschieht, der Anstalt sterbend überbracht wurde. Am Schluß des Monats Juni verblieben sonach 189 Kranke in Behandlung.

— Am vergangenen Sonnabend fiel ein dreijähriges Mädchen in der Nähe des Blockhauses in einen vom Strome abgeschlossenen ziemlich tiefen Tümpel der Elbe. Der zwölfjährige Sohn des Uhrmachers Burckhardt sprang herbei und versuchte das Kind zu retten, ward aber leider ein Opfer seines Edelmuths. Das Mädchen wurde durch ein Paar herbeigeeilte Leute gerettet; den braven Knaben zog man erst nach längerem Suchen entseelt aus dem Wasser.

‡ Loschwitz, 2. Juli. Gestern Abend in der zehnten Stunde kam in dem nahe an der Straße gelegenen, der Frau von Salmuth gehörigen Hause Feuer aus, welches sich mit reißender Schnelligkeit verbreitete und das ganze umfängliche Gebäude vernichtete. Die Flammen wurden zuerst in dem auf dem Hause befindlichen Thürmchen bemerkt, in wenig Augenblicken brannte aber das ganze Sparrwerk und die hoch emporlodernden Feuergarben drohten sogar für die nächste Umgebung gefährlich zu werden. Auf die Bergung der letzteren mußten sich daher die durch Wassermangel erschwerten Hilfeleistungen der Löschmannschaften zumeist beschränken. Das Haus stand heute früh um 2 Uhr noch in Flammen und gewährte bei seiner hohen Lage weithin einen furchtbar-schönen Anblick. Das abgebrannte Gebäude (welches früher dem Hrn. Oec.-Rath Geyer gehörte) war eben erst einer gründlichen Reparatur unterworfen worden und der verursachte Schaden ist daher ein bedeutender.

† Langebrück, 30. Juni. Gestern Abend gegen ¾10 Uhr brach beim Erbrichter Hofmann allhier Feuer aus, welches sich mit solcher Schnelligkeit verbreitete, daß in kurzer Zeit 16 Bauergüter und 25 Häuslernahrungen in Asche gelegt wurden; Kirche und Schule sind durch die außerordentliche Thätigkeit der Löschmannschaften gerettet worden, aber der dritte Theil des Dorfes ist in einen Trümmerhaufen verwandelt. Es sind durch dieses furchtbare Unglück gegen 300 Menschen obdachlos geworden, und der größte Theil derselben hat alle seine Habe verloren, da das rasche Umsichgreifen der Flammen fast jedweden Rettungsversuch unmöglich machte. Das Feuer scheint in einem hinter der Hofmann'schen Scheune befindlichen Reißighaufen entstanden und von da auf die Scheune übergegangen zu sein; man vermuthet daher Brandstiftung.

* Moritzburg, 29. Juni. Gestern Nachmittags um 3 Uhr brach in der Staatswaldung, unweit Volkersdorf, Feuer aus, welches circa 4 Acker mit 6—20jährigem Holzbestande verwüstete. Am 24. Juni war auf Kreyer Revier, beim sogenannten grauen Wolf, ebenfalls Feuer entstanden, welches eine Fläche von 4 Ackern 36 Q.-R. einnahm, jedoch nur die Streu verzehrte, ohne dem hohen Holze zu schaden.

§ Radeburg, 28. Juni. Vorgestern Nachmittags um 3 Uhr brach in dem Nebengebäude des Halbhüfners Händler zu Quersa Feuer aus, welches so schnell um sich griff, daß im Laufe einer halben Stunde 23 Gehöfte eingeäschert wurden. Hierbei ist mehres Rindvieh, eine Anzahl Schweine und vieles Federvieh in den Flammen umgekommen. Wie das Feuer entstanden, ist noch nicht gehörig festgestellt, doch vermuthet man Brandstiftung. Es sind zwei Bettelknaben, welche in dem Händler'schen Gehöfte nichts erhalten hatten, weil die Leute auf dem Felde beschäftigt waren, als der ruchlosen That verdächtig eingezogen worden.

° Semmelsberg, b. Meißen, 1. Juli. Gestern Nachmittags brannte hier die Schmieder'sche Gartennahrung nieder. Bei der großen Trockenheit verbreitete sich die Flamme rasch über Wohnhaus und Scheune und bei dem völligen Wassermangel war ein Löschen des Feuers unmöglich. Unter Anderm verbrannten fünf Schweine, der Kettenhund und 14 Scheffel Korn mit. Das Mobiliar war nicht versichert. Man vermuthet, daß das Feuer angelegt worden ist.

* Merschwitz, 27. Juni. In vergangener Nacht verunglückte der bei Golzscha stationirte Bahnwärter Riedel aus Medessen. Derselbe hatte sich, um den Zug besser kommen zu sehen, an die Bahn gelegt, wo den sonst sehr aufmerksamen und pünktlichen Mann der Schlaf übermannte; beim Vorbeifahrendes Courierzugs wurde er alsdann durch den Austritt eines Wagens dergestalt am Kopfe verletzt, daß sein Tod sofort erfolgte.

Altenberg, 29. Juni. Eine schauerliche Nacht ist an uns vorübergegangen. ½1 Uhr, wo Alles im tiefsten Schlafe lag, ertönte der Feuerruf — und schon hatte sich der Himmel bedeutend geröthet. — Es brannte bei einem Bäcker auf der Neustadt. Die Bewohner des Hauses, nicht gering an der Zahl, konnten, im wahren Sinne des Worts, durch die obern Fenster nur das nackte Leben retten. Trotz aller Windstille, brannten doch, was bei dieser Trockenheit und dem Wassermangel eben nicht auffallen kann, auf dem ärmsten, aber am meisten bewohnten Stadttheile, 22 Häuser ab. Die Zahl der Abgebrannten und meistens in Dürftigkeit Lebenden kann man bis jetzt noch nicht übersehen, doch ist sie nicht gering, wenn man erwägt, daß in einigen Häusern 22 gewohnt haben. Man kann leicht, was nicht übertrieben ist, 50—60 Familien annehmen, von denen bis jetzt noch die wenigsten untergebracht sind! (P. W.)

* Lauenstein, 27. Juni. Vorgestern früh ist im Wohnhause des Mühlenbesitzers Süßemilch im sogenannten Trebnitzgrunde zu Dittersdorf Feuer ausgebrochen und ist dasselbe nebst der Mühle abgebrannt. Das Feuer ist in den Nachbardörfern nicht bemerkt worden; man vermuthet Brandstiftung.

Zschopau, 28. Juni. Heute Morgen 2 Uhr ist die so reizend gelegene und weithin bekannte Tuchfabrik der Herren Gebrüder Gensel hier ein Raub der Flammen geworden. Nur große Anstrengung war im Stande, das gewaltige Feuer endlich zu dämpfen. (Dr. J.)

Leipzig, 30. Juni. Staat und Kirche und insbesondere unsere Stadt hat mit dem gestern erfolgten Tode unsres Superintendenten Christian Gottlob Leberecht Großmann einen überaus schmerzlichen Verlust erlitten. Schon seit längerer Zeit krank, verschied der unvergeßliche Greis gestern Abend 7¾ Uhr. Geboren am 9. Nov. 1783 in dem sachsen-altenburgischen Orte Prießnitz, wo sein Vater Pfarrer war, studirte er, nachdem er sich in Schulpforte für das akademische Leben vorbereitet, seit 1802 in Jena Theologie. Den Plan, sich zu habilitiren, gab er infolge der mit dem Jahre 1806 eingetretenen Kriegsunruhen auf und wurde 1808 seinem Vater in Prießnitz substituirt. Hier in seinem Geburtsort war es, wo er durch seine Unerschrockenheit das Leben der Einwohner erhielt, die, weil sie in den falschen Verdacht gekommen waren, durchpassirende Franzosen ermordet zu haben, sämmtlich erschossen werden sollten. Im Jahre 1811 wurde er Pfarrer in Gröbitz bei Weißenfels, 1822 Diakonus und Professor in Schulpforte und ein Jahr später Generalsuperintendent und Oberhofprediger in Altenburg. Nach des würdigen Superintendenten Tzschirner Tode in Leipzig wurde er an dessen Stelle berufen, die er 1829 antrat und seitdem mit einer Umsicht und Liebe verwaltete, die ihm die Verehrung Aller erworben hat. Als Mitglied der I. Kammer vertrat er mit Kraft und Würde die Sache des Fortschritts und die Selbständigkeit der Kirche. Hochverdient hat er sich um die Gustav-Adolf-Stiftung gemacht, nicht nur als Mitbegründer, sondern auch und dies vorzüglich, als mit Aufopferung für ihr Gedeihen Wirkender. Nicht nur bei uns, sondern in ganz Deutschland wird sein Tod gewiß die allgemeinste Theilnahme erregen. (L. A. Z.)

Stolpen, 25. Juni. Gestern Nachmittag gegen 3 Uhr brach im Gasthofe zu Steinigtwolmsdorf Feuer aus, wodurch dieser, das Rittergut mit Brauerei und Brennerei, die Försterwohnung und die Gebäude eines Gartennahrungsbesitzers und eines Häuslers in Asche gelegt wurden. Achtzehn Spritzen, davon neun aus Böhmen, waren zur Hülfe herbeigeeilt und haben sich namentlich die Mannschaften der letztern durch ihre Thätigkeit, Fleiß und Ordnung besondere Anerkennung erworben. Die eigne Spritze war zwei Stunden vorher nach Lobendau (in Böhmen) zur Löschung eines dort ausgebrochenen Feuers geeilt, von wo sie erst zurückgeholt werden mußte. (D. J.)

Bautzen, 26. Juni. Wie sich herausgestellt hat, ist die verehelichte Strimpe an dem in voriger Woche in der Seidau entstandenen Brandunglück ganz unschuldig; das Feuer scheint vielmehr, wie jetzt ermittelt, durch fahrlässigen Gebrauch von Streichhölzchen entstanden zu sein.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Thl.	nGr.	Roggen Thl.	nGr.	Gerste Thl.	nGr.	Hafer Thl.	nGr.	Erbsen Thl.	nGr.
Dresden	Juni	von	—	—	—	—	3	25	3	—	—	—
	29.	bis	—	—	4	10	4	5	3	8	—	—
Bautzen	Juni	von	7	10	4	15	3	20	2	20	—	—
	27.	bis	8	5	5	2	4	—	3	2	4	25
Meißen	Juni	von	—	—	4	6	3	12	2	10	—	—
	27.	bis	—	—	4	15	—	—	3	—	—	—
Pirna	Juni	von	6	15	3	15	3	10	2	12	3	—
	27.	bis	7	15	4	20	3	20	2	25	—	—
Radeburg	Juli	von	7	—	4	—	3	15	2	25	3	20
	1.	bis	7	10	4	10	4	—	3	2	4	—
Roßwein	Juni	von	7	5	4	5	—	—	—	—	3	20
	30	bis	8	—	5	—	—	—	—	—	4	25
Chemnitz	Juni	von	7	5	4	—	3	15	2	8	4	5
	27.	bis	7	15	4	15	3	25	2	12	4	10

Dresden. Das Schock Stroh 5 Thlr. — Ngr. bis 5 Thlr. 8 Ngr.
Der Centner Heu 1 „ 20 „ „ 2 „ 2 „

Radeburg. Haidekorn 4 Thlr. 25 Ngr. bis 5 Thlr. 5 Ngr.

Butterpreise in Dresden vom 27. bis mit 29 Juni 1857.

die Kanne 15 Ngr. — Pf. bis 16 Ngr. — Pf.
— in Pirna (27. Juni 13 „ — „ „ 15 „ — „
— in Roßwein (30. Juni) 13 „ 2 „ „ 14 „ 8 „
— in Chemnitz (27. Juni 15 „ — „ „ 16 „ — „

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen“ Nr. 27 nebst einer Beilage.)

Freitag. **Nr. 27.** **3. Juli 1857.**

Inserate werden in der Verlags-Expedition Neustadt-Dresden kl. Meißn. Gasse Nr. 3 angenommen.

Der Dampfwagen.

Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer gespaltenen Zeile 12 Pf.

Ein Beiblatt zur Sächsischen Dorfzeitung.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Aus dem Gerichtssaale.

(Schluß aus dem heutigen Hauptblatte.)

Noch am nämlichen Tage ward Zeische verhaftet und der Leichnam besichtigt. Die linke Kopfhälfte war völlig zerschlagen, 18 offene Wunden fanden sich hier vor, das Gehirn war aus der Hirnschale herausgeflossen, ein Auge völlig zerstört, an den Händen und Armen waren Schnittwunden. Das Gutachten des Gerichtsarztes ging dahin: Die verehl. Zeische ist unmittelbar an den erhaltenen Kopfwunden gestorben, diese sind durch den Rücken eines Hammers oder Beiles beigebracht, die Schläge erfolgten mit Gewalt, daher wahrscheinlich von einem Manne, auf den verhältnißmäßig starken Schädel. Selbstmord ist bei solchen Verletzungen nicht möglich, wer den so zugerichteten Leichnam wusch und ihm an den Puls fühlte, wie Zeische gethan: der mußte die Verletzungen sehen und konnte nicht an Blutsturz glauben.

Die Untersuchung wider Zeische war längere Zeit im Gange, ohne erheblichen Verdacht zu erwecken; Zeische selbst gab sich Mühe, den Verdacht hierhin und dorthin zu lenken. Eine Frauensperson kam sogar wegen dieses Mords in Untersuchung, um jedoch späterhin wegen Mangels an allem Verdacht wieder entlassen zu werden. Da kam an den Tag, daß die Ermordete kurz vor ihrem Tode im Besitz von 40 Thlrn. gewesen. Der Staatsanwalt ließ in Zeische's Wohnung nachsuchen — und siehe da! im Schusterkasten unter altem Leder verborgen fand sich ein Beutelchen mit gerade 40 Thlrn. in Zweithalerstücken, just so, wie sie fehlten. Zeische leugnete erst den Besitz dieses Geldes, als es ihm aber geschickt vor Augen gebracht wurde, da erklärte er mit „ruhigem Lächeln," das sei sein Nothpfennig, den er sich zurückgelegt. Später und auch in der Hauptverhandlung gab er denn endlich zu, daß er das Geld seiner Frau und zwar nach ihrem Tode entfremdet habe. Als er nämlich mit dem Stiefsohn nach Geld im Tischkasten gesucht, habe er diesen Beutel mit Geld gefunden, in einem „unbewachten Augenblick" habe er ihn herausgenommen und auf den Tisch unter ein daselbst befindliches Läppchen gelegt. Als dann der Stiefsohn sich weggewendet, habe er den Beutel an sich genommen. Der Stiefsohn erklärt das für erlogen, da er auf Zeische „aufgepaßt wie ein Heftelmacher," ihm das also nicht hätte entgangen sein können. Auch sucht er mit großer Lebhaftigkeit darzuthun, daß man den Beutel aus dem Tischkasten ohne Geräusch nicht entnehmen könne. Der Vorsitzende ließ nun beide, Zeische und den Stiefsohn, mit den Händen im Tischkasten herumsuchen, gleichwie sie es an jenem Tage gethan. Dabei hob Zeische den, inzwischen fest und so, wie zur Zeit der Entfremdung, zusammengeschnürten Beutel allerdings, wie auf dem Zuhörerraum und auch der Vertheidigung erschien, unhörbar heraus, während der Stiefsohn, die Papiere musternd, dabei stand.

Der Besitz dieses Geldbeutels und dessen anfängliches Leugnen, das war nun allerdings der wichtigste Verdachtspunkt gegen Zeische und er gab den Ausschlag bei der Frage: ob wider ihn die Untersuchung eingestellt, oder er zum Hauptverfahren verwiesen werden solle.

Sonst freilich fehlte es an erheblichen Indizien. Die Ermordung konnte nicht ohne schweres Ringen mit der Unglücklichen erfolgt sein. Daß sie sich gewehrt, bewies ihr entstellter Leichnam. Und doch fand sich bei Zeische in seiner Wohnung, wie an seiner Kleidung keine Blutspur, an seinem, Tags nach dem Morde untersuchten Körper keine Verletzung, nirgend ein Mordinstrument. — Dagegen zeigten sich dunkle Spuren, die wo andershin zu deuten schienen, deren Aufhellung aber zur Zeit nicht gelang. Eine Zeugin will in der Mittagsstunde jenes verhängnißvollen Tages, beim Vorübergehen vor dem Zeische'schen Hause einen Schrei aus dem ersten Stock gehört und darauf eine Frau am Fenster gesehen haben, die dann augenblicklich wieder verschwunden sei. Unmittelbar darauf habe sie einen Vorhang herabfallen sehn. Sie hat die Zeische nicht gekannt, dennoch will sie jene am Fenster gesehene Frau in der Leiche wieder erkannt haben. Hat sie sich geirrt und die Mörderin gesehen, oder hat die Unglückselige das Fenster nach Hilfe öffnen wollen und ist von der Mörderhand daran verhindert worden? Ein anderer Zeuge wohnte unmittelbar unterhalb der verehel. Zeische und vernahm an jenem Mittage vor ½12 Uhr oben ein Getrampel, als wenn zwei Leute mit einander im Kampfe wären. Männerschritte mit bestiefelten Füßen, scheinen es ihm nicht gewesen zu sein. Zeische will aber diese Zeit über lederbesohlte Filzschuhe getragen haben. Endlich hörte dieser Zeuge auch kurz darauf Jemanden, dem Tritt nach ein Frauenzimmer, die Treppe herabkommen und sah eine Frau mit bedecktem Tragkorb vor seinem Fenster vorübergehen. Diese Frau ist geheimnißvoll verschwunden, ihr Erscheinen könnte manchen Schleier lüften!

Das sind, dem Wesentlichen nach zusammengestellt, die Ergebnisse einer Verhandlung, die zwei Tage lang, mit geringen Zwischenpausen vom frühen Vormittag bis zum späten Abend, die angestrengteste Aufmerksamkeit von Gerichtshof, Staatsanwaltschaft und Vertheidigung, die ununterbrochene, stets gesteigerte Theilnahme des Publicums in Anspruch nahm. Und als am 29. Juni dieses Jahres Abends in der siebenten Stunde, gerade zu derselben Zeit, um welche vor fünf Monaten Zeische zur Haft gekommen, der Vorsitzende (Herr Appellationsrath Wilke) die von ihm mit meisterhafter Umsicht, Gründlichkeit und Gemessenheit geführte Beweisaufnahme schloß und Hr. Staatsanwalt Metzler das Wort ergriff, da fand diese Theilnahme des Publicums auch gerechtfertigte Anerkennung in dem Ausspruch: daß trotz der an sich geringen, möglicherweise zur Verurtheilung ungenügend erscheinenden Verdachtspunkte die Staatsanwaltschaft dennoch die Verweisung Zeische's vor die Hauptverhandlung beantragt habe, damit dem Publicum Gelegenheit geboten sei, sich zu überzeugen, daß die Behörde ihre Pflicht gethan, zu erfahren, was über jene grauenvolle, am hellen Mittage in einem von Vielen bewohnten Hause verübte Frevelthat ermittelt worden. Er reihte hieran die, der Zahl nach wenigen, aber der Bedeutung und ihrem Zusammentreffen nach schwerwiegenden Verdachtsmomente wider Zeische, die — wie namentlich der Besitz des Geldbeutels — selbst im Falle der Freisprechung wegen unzureichenden Ueberführungsbeweises, dennoch zeitlebens ein dunkler Fleck auf dem Leben Zeische's bleiben werden. Die Lücke in obiger Erzählung suchte er also auszufüllen: Zeische sei der Mörder; jenen Eid habe er nicht leisten können; mit der Scheidung habe ihm der Verlust des ehemännlichen Erbrechts gedroht. So habe er, früher als sonst von der Auction heimgekehrt, die Mittagsstunde, wie ihm bekannt die alleinige Zeit, zu der die Ehefrau ungestört in der Wohnung gewesen, dazu benutzt, um der gerichtlichen

Auctions-Bekanntmachung.

Nächstkommenden

8. Juli d. J.,

und nach Befinden am folgenden Tage sollen von Vormittags 9 Uhr an, im Königl. Forsthause zu Kleinokrilla, der Erbtheilung halber, verschiedene zu einem Nachlasse gehörige Gegenstände, darunter 4 Kühe, 1 Kalbe, 4 Schweine, 1 Kutsch- und ein Leiterwagen, 2 Rennschlitten, 1 Sattel und Reitzeug, Kutsch- und Ackergeschirre, 1 Büchse, eine Doppel- und einfache Jagdflinte, 1 Taschenuhr, silberne Speise- und Kaffeelöffel, Kleidungsstücke, Wäsche, Tischzeug, allerhand Meublement, Eisen-, Blech- und hölzernes Geräthe, gegen sofortige baare Bezahlung in guten Münzsorten öffentlich versteigert werden. Ein specielles Verzeichniß hängt im Gasthofe zu Großokrilla aus.

Königliches Gerichtsamt **Radeberg**, am 27. Juni 1857.

Rehner, Assessor. [67]

Bekanntmachung.

Erbtheilungshalber sollen die zum Nachlasse weil. Karl Gottlob Kretzschmar's, gewesenen Gutsbesitzers zu Wilmsdorf, gehörigen Immobilien, bestehend in Wohn- und Wirthschaftsgebäuden, Garten, Feld und Wiesen, sammt Birkenniederwald, wie solche unter Nr. 11 des Local-Brand-Catasters und Fol. 9 des Grund- und Hypothekenbuchs für Wilmsdorf eingetragen und von den zur Taxation abhibirten Amtsland- und Localgerichtspersonen ingleichen Baugewerken, jedoch ohne Berücksichtigung der Abgaben, auf 3942 Thlr. 14 Ngr. gewürdert worden sind, mit den von den Localgerichtspersonen auf 291 Thlr. 15 Ngr. 5 Pf. taxirten Inventarienstücken, der Erndte und mit den im Felde stehenden bezüglichen Früchten

den 21. Juli 1857,

an hiesiger Amtsstelle an den Meistbietenden öffentlich versteigert werden, was unter Hinweisung auf die an hiesiger Gerichtsamtsstelle und in dem Schankhause zu Wilmsdorf aushängenden Subhastationspatente, nebst Beifugen hiermit veröffentlicht wird.

Dippoldiswalde, am 8. Juni 1857.

Königliches Gerichts-Amt.
Für den abwesenden Gerichtsamtmann:
Wolf, Assessor. [23]

Bekanntmachung.

Erbtheilungshalber sollen die zum Nachlasse weil. Johann Gottlieb Beyer's, gewesenen Böttchermeisters zu Possendorf gehörigen Immobilien, bestehend in einem Wohn- und Seitengebäude, Garten und Feld, wie solche unter Nr. 45 des Local-Brandcatasters und Fol. 34 und 88 des Grund- und Hypothekenbuches für Possendorf eingetragen und von den zur Taxation abhibirten Amtsbaugewerken und Ortsgerichtspersonen, jedoch ohne Berücksichtigung der Abgaben, auf 910 Thlr. gewürdert worden sind,

den 14. Juli 1857,

an hiesiger Gerichtsamtsstelle an den Meistbietenden öffentlich versteigert werden, was unter Hinweisung auf die an hiesiger Gerichtsamtsstelle und in dem Gasthofe zu Possendorf aushängenden Subhastationspatente nebst Beifugen, hiermit veröffentlicht wird.

Dippoldiswalde, am 5. Juni 1857.

Königl. Gerichtsamt.
Für den Gerichtsamtmann:
Wolf, Assessor. [24]

Freiwillige Subhastation.

[8]

Erbtheilungshalber soll

den 14. Juli 1857, bis Mittags 12 Uhr

das zu dem Nachlasse weil. Johann Christian Schmiedgens gehörige Wassermühlengrundstück im Lößnitzgrunde bei Reichenberg, Fol. 97 des Grund- und Hypothekenbuchs und Nr. 116 des Brandcatasters daselbst, zu 16 Acker 22 □-Ruthen Fläche mit 155,65 Steuereinheiten behaftet, auszugs- und herbergsfrei an den Meistbietenden, im Nachlaßgrundstücke selbst, unter den im Termine noch bekannt zu machenden Bedingungen öffentlich versteigert werden, was mit Bezugnahme auf die an Amtsstelle und im Gasthofe zu Reichenberg aushängenden Subhastationspatente andurch bekannt gemacht wird.

Königl. Gerichts-Amt **Moritzburg**, den 4. Juni 1857.

Quenzel.

Bekanntmachung.

Erbtheilungshalber sollen in dem zum Nachlasse Johann Samuel Kuhnerts, gewesenen Gartennahrungsbesitzer in Rockau gehörigen Grundstücke

den 7. Juli 1857,

die zur diesjährigen Ernte gehörigen **Halmfrüchte**, ferner circa 7 Scheffel **Korn**, eine Parthie **Hafer, Stroh, Weizen, 4 Kühe, 2 Schweine**, sowie verschiedene **Mobilien** und **Kleidungsstücken** meistbietend gegen sofortige Baarzahlung versteigert werden, was hiermit öffentlich bekannt gemacht wird.

Schloß **Schönfeld**, am 24. Juni 1857.

Königliches Gerichtsamt.
In Interims-Verwaltung:
von Metzsch, Act. [48]

Freiwillige Subhastation.

Das zum Nachlasse des verstorbenen Carl Gotthelf Schleinitz gehörige, im Dorfe Baßlitz unter Nr. 5, des dasigen Brandcatasters gelegene, eine halbe Stunde vom Bahnhofe Priestewitz entfernte und nach Abtrennung einiger Parzellen noch

50 Acker 1 Q.-Ruthe Areal mit 931,30 Steuer-Einheiten

enthaltende **Anderthalbhufengut**, welches mit Berücksichtigung der Lasten, jedoch ohne Berücksichtigung des darauf haftenden und beziehentlich davon vorzubehaltenden Naturalauszugs, einschließlich des mit zu übergebenden Inventars ortsgerichtlich auf 14,678 Thlr. abgeschätzt worden ist, soll mit der vollen, vielversprechenden Ernte, auf Antrag der nachgelassenen Erben

den 9. Juli 1857, Mittags 12 Uhr

im Nachlaßgrundstücke selbst, durch das unterzeichnete Königliche Gerichtsamt unter den im Termine annoch bekannt zu machenden Bedingungen an den Meistbietenden öffentlich versteigert werden, was mit Bezugnahme auf die im hiesigen Amtshause sowohl, als auch in der Schänke zu Baßlitz aushängende Consignations- und Taxations-Aufstellung andurch bekannt gemacht wird.

Großenhain, am 17. Juni 1857.

Das Königliche Gerichtsamt daselbst.
Böttger. [34]

Bekanntmachung.

In der **Flachsbereitungsanstalt** in Lichtenberg wird vom Monat August an bis auf Weiteres **Rohflachs** eingekauft und nach vollständiger Ablieferung des bestimmten Quantums nach Qualité sofort bezahlt.

Die Behandlung des Flachses wird wie folgend verlangt.

Der Flachs darf durchaus nicht überständig werden, sondern muß gerauft werden, wenn die Stengel ⅔ gelb und die Spitzen noch grün sind. Nach dem Raufen wird er **dünn** und **gleichmäßig** aufgebreitet und bleibt so lange liegen bis er trocken und die grüne Farbe verloren hat, den 4. oder 5. Tag wird er einmal gewendet, je nachdem es die Witterung erlaubt. Ist der Flachs auf diese Weise getrocknet, so wird er abgeriffelt, in nicht zu große Bunde (circa 6 bis 8 Pfd.) gebunden und kann dann an die Anstalt abgeliefert werden.

Für die Administration.
Carl Meyer, Dir. [66]

Brauerei zum Felsenkeller bei Dresden.

Mit Genehmigung des Ausschusses ist die

Dritte Einzahlung,

auf die Zeit:

vom 10. bis 15. Juli dieses Jahres,

festgesetzt worden, und werden deshalb die Actieninhaber unter Hinweisung auf §. 11 und 12 der Zeichnungsbedingungen hiermit aufgefordert, die dritte Einzahlung mit

Zehn Thaler auf jede Actie

unter Hinzurechnung von 10 Ngr. Zinsen auf die zeitherige Einzahlungssumme, und somit mit

Neun Thaler 20 Ngr. baar, auf jede Actie

in der oben gedachten Frist, Vormittags zwischen 9 und 12 Uhr oder Nachmittags zwischen 3 und 6 Uhr auf dem Comptoir der Gesellschaft zu Dresden, am Jüdenhofe Nr. 1, 1. Etage, unter Production der Interimsactien zu bewirken. Jede Versäumniß an der gedachten Frist, würde die §. 12 der Zeichnungsbedingungen bestimmten Rechtsnachtheile nach sich ziehen.

Volleinzahlungen werden jederzeit angenommen.

Dresden, den 4. Juni 1857.

Das Directorium.
[1] **C. B. Schmidt.** Advocat **Rudolph Schmiedt.** **Karl Kaiser.**

Handarbeiter,

die sich bei ordentlichem Fleiß wöchentlich mindestens **drei Thaler** verdienen, werden gesucht, in der Bauschreiberei zum **Felsenkeller** in **Plauen** bei Dresden. [51]

Eine gearbeitete rasteichene **Mühlenwelle**, 12¼ Elle lang, 21 Zoll stark, liegt in Pulsnitz zu verkaufen, und ist bevollmächtigt zum Zeigen und Verkaufen Aug. **Brückner** in Pulsnitz, Meißner Seite; auch kann der Handel beim Eigenthümer **Köthig** in Dresden, kleine Ziegelgasse Nr. 6, parterre stattfinden. [137]

Verkauf eines Hühnerhundes.

Eine 6jährige Hündin, Hasenrein, guter Apporteur und Vorstehhund, steht für den festen Preis von 20 Thlr. zu verkaufen bei Revierjäger **Koch**.

Heynitz bei Meißen, den 29. Juni 1857. [135]

Bekanntmachung.

Es werden jederzeit alle Sorten **Hadern** zu dem höchsten Preis eingekauft von **J. M. Berthold**, Wohnung beim Gutsbesitzer Herrn Bernhard in Mohorn im Oberdorf. [13]

Frische **Garten-Salbei- und Rosen-Blätter** (Centifolien) werden **Dresden**, Dippoldiswaldaer Platz, in der Johannes-Apotheke gekauft. [61]

Ein Knabe, welcher Lust hat, **Schlosser** zu werden, kann sich melden: Dresden, am See Nr. 41. [120]

Lindenblüthen, Feldchamillen und **Himbeeren** werden zu möglichst hohen Preisen gekauft in der Apotheke zu Wilsdruff. [35]

Schwedische Kleesaat

wird noch zu kaufen gesucht von

C. A. Voigt,
[120] Dresden, Poppitz Nr. 13.

Ein **Brauer** in gesetzten Jahren, ohne Familie, mit guten Zeugnissen, wünscht ein Unterkommen als Lohn- oder Rechnungsbrauer in einer Brauerei.

Näheres beim Herrn Braumeister Schumann zu Friedrichswalde bei Pirna. [83]

Ein im Buchhalten, sowie Rechnen und Schreiben tüchtig bewandter junger Mann, welcher früher in jur. Expeditionen conditionirte, gegenwärtig aber beim Bau einer Staats-Eisenbahn mehrere Jahre beschäftigt war, sucht unter sehr bescheidenen Ansprüchen ehebaldigst Engagement als **Buchhalter, Rechnungsführer,** oder einen anderen dieser Branche ähnlichen Posten. Gute Zeugnisse und Empfehlungen documentiren dessen tadelloses Betragen und Brauchbarkeit.

Gefällige Offerten beliebe man unter: **N. S. Nr. 29,** franco, poste restante Schneeberg, gelangen zu lassen. [100]

Gesuch. Ein Sohn von rechtlichen Eltern, am liebsten vom Lande, welcher Lust hat, die **Kunstgärtnerei** zu erlernen, kann ein sofortiges Unterkommen finden. Näheres zu erfragen beim Gemüsehändler Herrn Palmer, Neustadt-Dresden, an der Kirche Nr. 9. [81]

Ein ordentlicher Bursche, welcher das **Barbier-Geschäft** und die **Chirurgie** lernen will, kann auf einer vortheilhaften Station, unter bescheidenen Bedingungen sogleich placirt werden. Anerbietungen bezeichnet mit **R. B.,** sind in der Expedition d. Bl. abzugeben. [84]

Ein junger, ordnungsliebender Mensch kann als Hausknecht einen Dienst erhalten. Näheres auf mündliche Anfragen in der Expedition d. Bl. [119]

[129] Ein Knabe, welcher Lust hat, **Klempner** zu werden, kann in die Lehre treten beim Klempnermstr. Seyfert in Rossen.

Auf ein Rittergut wird ein junges Mädchen, welches die Land- und Hauswirthschaft in aller Gründlichkeit zu erlernen wünscht, gegen angemessenes Lehrgeld, zum sofortigen Antritt gesucht.

Näheres in Dresden, große Meißner Gasse Nr. 9, zweite Etage. [130]

Gesucht

wird ein solides Mädchen als **Verkäuferin** in ein Material- und Schnittgeschäft auf dem Lande. Nur solche, welche bereits in ähnlichen Geschäften thätig waren, gewandt und zuverlässig im Rechnen sind, können berücksichtiget werden.

Bei treuer Pflichterfüllung wird die Stellung in jeder Beziehung eine angenehme sein. Näheres unter der Adresse: **M. P.,** poste restante Dresden.

Nächstdem wird unter der gleichen Adresse, jedoch nur gegen freie Station in Kost und Logis, ein junges Mädchen gesucht, welche Lust hat, sich später als Verkäuferin eine eigne Existenz zu gründen. Die Verschiedenartigkeit der Verkaufsartikel bietet Gelegenheit sich für jede Branche auszubilden. Vorbildung im Rechnen und Schreiben und natürliche Anlage zu erwähntem Beruf, ist erforderlich. [35]

700 und 300 Thlr.
sind zu verborgen gegen Hypotheken.
Zu erfragen bei Henniger in Niedergorbitz. [78]

Auf Landgrundstücke werden gegen Hypothek **Kapitalien** ausgeliehen. Näheres Friedrichstadt-Dresden, Weißeritzstraße Nr. 27, 1 Treppe rechts. [96]

1000, 500, 300 und 100 Thlr.
werden gegen erste Hypothek ausgeliehen: Dresden, Badergasse Nr. 15, 3. Etage [64]

Dampf-Mehl-Lager.

Griesler Sorten:
Kaiser-Auszug-Mehl,
Griesler Mundmehl Nr. 0,
Griesler Mundmehl Nr. 1.
Brod-Mehl:
Roggen-Mehl Nr. 0,
Roggen-Mehl Nr. 1,
Roggen-Hausbacken-Mehl,
Futter-Mehl u. Kleie,
empfiehlt billigst bei Abnahme von ganzen Säcken und gegen baare Zahlung.

Dresden, Monat Juli 1857.
[118] **C. A. Voigt,** Poppitz Nr. 13.

Landwirthschaftliche Maschinen.

Häckselschneide, Grünfutterschneide-, Rübenschneide-, Getreidereinigungs-, Kleesaamendreschmaschinen, Rapssiebe u. a. Geräthe mehr verfertigt, hält Lager, und sichert für gelieferte Erzeugnisse vollständige Garantie die Maschinenbauanstalt von

A. Preußer, in Niedersedlitz bei Dresden.

Aufträge darauf nehmen auch die HH. Schubart und Hesse in Dresden entgegen. [136]

Schönblühende Topf- und Land-Pflanzen

empfiehlt billig in Dutzenden zu 12, 15, 20, 25 Ngr. und 1 bis 2 Thlr. **C. R. Schneider,** Kunstgärtner,
[105] Dresden, Bautzner Straße Nr. 15.

Avis.

Ich erlaube mir ergebenst in Erinnerung zu bringen, **daß sich von sämmtlichen Fabrikaten meiner Stearin-Fabrik außer im Fabrikgeschäft, Palmstraße Nr. 55, auch in meiner Commandite, Hauptstraße Nr. 11, vollkommen assortirtes Lager befindet,** und empfehle **Stearinkerzen in 5 Qualitäten,** sowohl im Einzelnen als auch in größeren Parthieen (von ½ und ¼ Centner an) zu bekannten billigen Preisen.

[20] **F. G. Kleinstück,** sonst: Oehmichen.

Talgseife,

in sehr schöner Qualität, empfiehlt bei Abnahme von einem Achtel-Centner billigst

Oscar Feilgenhauer,
[32] Dresden, Ecke der Prager Straße.

Fruchtsyrup,

à Pfund 25 Pf., empfiehlt in sehr schöner starker Waare

Oscar Feilgenhauer,
[6] Dresden, Ecke der Prager Straße.

Isolirte verbesserte Blitzableiter

fertigt schnell und bestens
[26] **C. W. Heinicke** in Meißen.

Holländisches Milchpulver.

Nach einer alten bewährten Vorschrift, aus den wirksamsten Kräutern und Wurzeln bereitet, und in vielen Gegenden als ein kräftiges Mittel geschätzt, um bei Kühen und Schaafen reichliche und gesunde Milch zu erzeugen, und das leichte Sauerwerden derselben zu verhüten in Packeten zu 4 Ngr., sowie

Mücken-Tinctur

in Gläsern zu 3 Ngr., ein sehr gutes Mittel zur Vertreibung dieser Insecten, haben sämmtliche Apotheken Dresdens commissionsweise zum Verkauf übernommen. [42]

Elain- und grüne Seife

von vorzüglicher Qualität, verkauft in jedem Quantum zu äußerst billigen Preisen
die Seifenfabrik
von **F. G. Kleinstück** in Dresden,
Altstadt: Palmstraße Nr. 55, Neustadt: (Commandite)
[23] Hauptstraße Nr. 11.

Wasch-Seifen,

als:
Talgkernseife, Sodaseifen, Eschweger Seife, Thonseife, Harzseifen, Toilettenseifen, Pommade, Haaröl, Stärke, Talg- u. Stearinlichter 2c. 2c. empfiehlt,
ferner: **Lager von frischgebranntem Holzkalk** hält fortwährend
die Licht- und Seifenfabrik von
Ernst Schöne,
[30] Potschappel Nr. 29.

Eschweger Seife

roth- und blaumarmorirt, in schönster Qualität hält stets, theils in Fäßstücken, theils in Riegeln vorräthig, und empfiehlt solche zu den billigsten Preisen die Seifenfabrik von
Ludwig Küntzelmann in Dresden,
Dippoldiswalder Platz neben der Johannis-Apotheke
[17] und Badergasse Nr. 4, Gewölbe.

Hausthürenschlösser, Stuben- und Kammerthüren-Schlösser, Thürenbänder, Fensterbeschläge, Vorhängeschlösser, Schaufeln, Spaten, Pfannen, Cafébretter, Tischmesser und dergleichen mehr empfiehlt billigst
Alexander Kohlmann,
[26] gr. Frauengasse Nr. 18, in Dresden.

Nägel,

von vierkantigen Draht, als **Lattennägel, Spindenägel, ganze und halbe Brettnägel** empfiehlt Centnerweise wie einzeln billigst
Alexander Kohlmann,
[25] gr. Frauengasse Nr. 18, in Dresden.

Aechtes Klettenwurzelöl mit China, welches anerkannt das beste und sicherste Mittel zur Conservirung eines vollen üppigen Haarwuchses ist und das Grauwerden verhindert, in Gläsern zu 2½ und 5 Ngr., **Nußöl,** beste Qualität 5 Ngr., **Oliven-Harzpommade** à St. 2½ Ngr., **ächte Kräuterseife,** à St. 2½ und 5 Ngr. empfiehlt
Baumann,
[18] innere Pirnaische Gasse Nr. 7.

Von [87]

Wagenfett

in bekannter Güte hält fortwährend Lager
A. v. Milkau, Dresden, Wilsdruffer Gasse Nr. 36.

OSCAR BAUMANN,
Frieseur in Dresden,
7 innere Pirnaische Gasse 7.
Bequeme Salons zum
Haarschneiden u. Frisiren,
unter guter und billiger Bedienung,
Peruquen, Toupets, Scheitel,
von 1 bis 12 Thlr. im neuesten Pariser Geschmack.
[16] Großes Parfumerielager.

Seegras-Lager [88]

bei **A. v. Milkau,** Dresden, Wilsdruffer Gasse Nr. 36.

Eschweger Seife

(roth- und blau marmorirt),
von bekannter Güte, hält in allen Quantitäten, unter Zusicherung billigster Notirung bestens empfohlen
Die Seifenfabrik
von **F. G. Kleinstück** in Dresden,
Altstadt: Palmstraße Nr. 55, Neustadt: (Commandite)
Hauptstraße Nr 11. [22]

Im Verlage der Hof-Musikalien-Handlung von **Louis Bauer,** Dresden, gr. Brüdergasse im Hôtel de Pologne, erschien soeben:

Hochzeits-Marsch,

aufgeführt in der katholischen Hofkirche bei der Vermählungsfeier Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Anna, Herzogin zu Sachsen mit Seiner Kaiserl. Königl. Hoheit dem Erzherzoge Ferdinand, Erbgrossherzog von Toscana.
Componirt für Pianoforte von
Julius Schückel, K. S. Hoftrompeter.
Preis: 5 Ngr. [60]

In unterzeichneten Buchhandlungen ist zu haben:
Mariot-Didieur, Thierarzt zu Paris,

die Trut- u. Perlhühnerzucht

in ihrem sichersten, leichtesten und gewinnreichsten Betriebe. Enth. die erprobteste Verfahrungsweise, diese Vögel ohne besondere großen Aufwand aufzuziehen, wohlfeil zu füttern, sehr fett zu machen und als Capaunen, Poularden, sowie getrüffelt für die Tafel schmackhaft vor- und zuzubereiten. Mit einem Anhange über die

Truthühnerzucht in Schlesien.

8. Geheftet. 10 Sgr.

Man hat diesen ebenso anziehend duftenden als delicat schmeckenden, spaßhafterweise sogenannten Consistorialbraten nur für reiche Classen geeignet gehalten, und zwar aus dem Irrthum, den man über den Aufwand bei der Aufziehung hegte. Vorstehende kleine Schrift widerlegt diesen Irrthum und beweist, daß diese Zucht mit sehr wenig Mühe und Kosten verknüpft ist und daß sie auch zu einem sehr einträglichen Oeconomiezweige im Großen gemacht werden kann, da man für das Exemplar eines solchen Thieres gern 2 bis 3 Thaler, oft auch noch mehr zahlt.

Vorräthig in der **Arnold**'schen Buchhandlung in **Dresden,** — **Schuphase**'schen Buchhandlung in Altenburg — **Starke**'sche Buchhandlung in Chemnitz — **Reclam**'sche Buchhandlung in Leipzig und durch alle Buchhandlungen zu beziehen. [141]

Zwei Logis
sind in Briesnitz bei Dresden zu vermiethen und zu Michaelis d. J. zu beziehen.
Näheres daselbst bei Carl Fleischer, Nr. 24. [125]

In Glashütte ist das **Haus Nr. 174** sofort zu vermiethen. Dasselbe ist massiv und für Feuerarbeiter, vorzüglich Schlosser passend. Auch könnte ein Victualienhandel darin betrieben werden.
Näheres daselbst bei W. Bock. [123]

Am Sonntag Abends ist mir auf dem Wege nach Somsdorf ein **rothscheckiger Hund** zugelaufen. Der Eigenthümer kann denselben bei mir gegen Erstattung der Futterkosten und Insertionsgebühren in Empfang nehmen.
[124] Georg Domaschke, Dresden, Roseng. Nr. 15.

Verlaufen

hat sich am 15. d. M. in Herzogswalde ein **Hühnerhund**, englischer Race, langhaarig, Federruthe, Farbe schwarz, einen kleinen weißen Fleck an der Brust, schwarzledernes Halsband und auf den Namen „Caro" hörend. Wer über diesen Hund Auskunft geben kann, die zur Auffindung desselben dient, wird gebeten, dieselbe an die Expedition dieses Blattes oder an Herrn von Schönberg in Herzogswalde gelangen zu lassen. Angemessene gute Belohnung und Erstattung der Unkosten wird zugesichert. [30]

Dank.

Dem Herrn Erbrichter Röthig, dem Gemeinde-Vorstand Herrn Rautenstrauch und dem Gerichtsschöppen Herrn Pfützner von Grumbach, welche bei der Besichtigung des Riedel'schen Gutes, am 24. Juni d. J., als unpartheiische öconomische Sachverständige, so eine tief durchdachte Erklärung abgaben, sagt seinen verbindlichsten Dank
Wilsdruff, den 29. Juni 1857
[73] **Gustav Ohmann.**

Dem Herrn Landrichter Ludewig
zu Omsewitz,
jetzigen Amts-Verwalter in Gorbitz,

fühlen wir uns, bei seinem Wegzuge von hier, zum aufrichtigsten Danke verpflichtet für sein segenreiches Wirken, für seine aufopfernde Liebe und Hingebung, mit welcher er das Amt eines Gemeinde-Vorstandes und Landrichters 18 Jahre hindurch bekleidete. Sie waren es, der den Gemeindemitgliedern in Wort und That mit gutem Beispiele vorangegangen; Sie waren es, der durch seine Umsicht und Kenntnisse Mißhelligkeiten schlichtete, ja das Wohl der Gemeinde auf eine erfreuliche Weise förderte und dauernd befestigte! Sie haben mit edler Uneigennützigkeit die Pflichten eines Ehrenmannes erfüllt und Sich dadurch ein bleibendes und kostbares Denkmal in den Herzen der Gemeindeglieder gesetzt; unsere Gemeinde war eine gesegnete und glückliche, denn sie konnte Sie den Ihrigen nennen. Genehmigen Sie daher nochmals unsern aufrichtigsten Dank mit dem innigsten Wunsche, daß es Ihnen in Ihrem neuen Wirkungskreise bis zum spätesten Lebensabend mit Ihrer geliebten Familie nur wohl und glücklich ergehen möge und bewahren Sie auch uns ein freundschaftliches Andenken!

Omsewitz, am 25. Juni 1857.

Die Gemeinde daselbst
durch
Johann Gottfried Bachmann,
[90] Gemeinde-Vorstand.

Oeffentlicher Dank und zur Notiz für die am Blasenstein leidende Menschheit.

Durch den vor nicht langer Zeit im hiesigen Anzeiger vom Herrn Fleischermeister Fischer dem hochgeehrtesten Herrn Dr. **Seydel** dargebrachten „öffentlichen Dank und Anerkennung" aufmerksam gemacht, nahm auch ich bei dem schweren und ziemlich 2 Jahre langen Leiden meines 8jährigen Sohnes beim Wasserlassen, meine Zuflucht zu demselben. Nach allen Erscheinungen auf einen Blasenstein schließend, nahm Herr Dr. Seydel bald darauf die Untersuchung vor und leider wurde seine schon vorhergesagte Vermuthung zur Gewißheit. Einige Tage darauf wurde unser Kind unter Mithülfe der Herren Dr. Putzer, Dr. Rabacher und Dr. Pothe durch die Operation von einem eine Wallnuß großen Blasensteine und zwar in 5 Minuten befreit.

Kaum waren drei Wochen nach der Operation verflossen, so hatte sich die Wunde auch schon vollkommen geschlossen und unser Kind springt munter und gesund im Garten umher.

Wir Eltern glauben es nun für unsere heiligste Pflicht zu halten, Ihnen, hochverehrtester Herr Dr. Seydel unseren innigsten Dank für die Rettung unseres Kindes vom gewissen Untergange hiermit öffentlich auszusprechen und stimmen aus vollem Herzen in den Wunsch des auch von Ihnen so glücklich operirten Herrn Fischer ein: „Möge Sie der gütige Himmel noch lange zum Wohle der von dieser gefährlichen und schmerzhaften Krankheit heimgesuchten Menschheit erhalten!" Dresden, den 26. Juni 1857.
[97] **Louis Geyer** nebst Frau, Neuegasse Nr. 14

Sonntag, den 5. Juli, Jugendverein in Mügeln,
Anfang 8 Uhr. Es laden freundlichst ein die Vorsteher. [110]

Tanzvergnügen in Stadt Amsterdam in Laubegast,
Sonntag, den 5. Juli, wozu ergebenst einladet Karl Reichel. [113]

Tanzvergnügen im Gasthof zur rothen Schenke,
Sonntag, den 5. Juli. C. Müller. [121]

Sonntag, den 5. Juli, Tanzmusik auf Glasewalds Ruhe,
und ist von nun an wieder gute Musik daselbst zu finden. [131]

Sonntag, den 5. Juni, Tanzmusik zu Trachau. [80]

Sonntag, den 5. Juli d. J.,

Extra-Concert in der Restauration zu Mügeln

vom Freiherrl. von Burgk'schen Bergmusikchor.

Anfang Nachmittags 4 Uhr. Programm an der Casse. Entrée 2½ Ngr. [70]

Sonntag, den 5. Juli, [118]

Militär-Concert u. Tanzvergnügen,

Anfang 4 Uhr,

wozu ergebenst einladet

F. Böhme

in Pennrich am Schonergrund.

Nächsten Sonntag, den 5. Juli, Im Garten zu **Reisewitz** im Plauenschen Grunde,

Concert vom Musikchor der Artillerie.

Anfang ¼4 Uhr. Programm an der Casse. Nach dem Concert ein **Tänzchen.** **Friese,** Restaurateur. [123]

Sonntag, 5. Juli, Vogelschießen u. Tanzvergnügen in Kaitz. [80]

Sonntag, den 5. Juli, Jugendverein in Hänichen,

Anfang Punkt 7 Uhr; wozu ergebenst einladen die Vorsteher. [91]

Sonntag, den 5. Juli, [88]

Blumenfest

im Gasthofe zum sächsischen Wolf in Deuben,

Schuritz.

Sonntag, den 5. Juli,

Rosenfest

im oberen Gasthof zu **Lockwitz.** [111]

Tanzmusik

Sonntag, den 5. Juli, im Gasthofe zu **Welschhufe;** wozu freundlichst einladet

[27] **Bretschneider.**

Sonntag, den 5. Juli, [102]

Blumentanz u. Kuchenschmauss

im Gasthofe zu Nöthnitz,

wozu ergebenst einladet Fiedler, Gastwirth.

Sonntag, den 5. Juli, [103]

Blumenfest nebst gutem Kuchen

im Gasthofe zu Kreischa.

Haupt.

Sonntag, den 5. Juli, [82]

Prämienschiessen

im Gasthofe zu Gauernitz.

wozu freundlichst einladet G. Gast.

Sonntag, den 5. Juli, [94]

Tanzmusik in Kleinnaundorf,

wozu ergebenst einladet W. Mühlbach.

Sonntag, den 5. Juli, [74]

Kuchenfest und Tanzmusik

in **Kleinölsa,**

wozu ergebenst einladet Carl Weise, Gastwirth.

Sonntag, den 12. Juli,

Jugendverein

im niederen Gasthof zu Kesselsdorf, wozu freundlichst einladen

[100] **die Vorsteher.**

Sonntag, als den 5. Juli, ladet zur

Tanzmusik

im Gasthof zu Königsweinberg bei Wachwitz ergebenst ein

[127] **Scheibe,** Gastwirth.

Sonntag, den 5. Juli, im Gasthofe zu **Lungwitz:**

großes Blumenfest und Tanzmusik

bei gutbesetztem Orchester, wozu freundlichst einladet

[126] **J. Schneider,** Gastwirth.

Sonntag, den 5. Juli, [101]

großes Vogelschießen und Concert

in der Poisenmühle bei Wilmsdorf.

Es ladet dazu ergebenst ein **Wilh. Knüpfer.**

Sonntag, den 5. Juli, [90]

Vogelschießen in Cotta,

wobei auch selbstgebackener **Kuchen** zu haben ist.

Es ladet ergebenst ein Schänkwirth **Böhme.**

Sonntag, den 5. Juli, [76]

Prämienschießen und Tanzvergnügen

im Gasthofe zu Kaditz,

wozu freundlichst einladet Pappritz.

Sonntag, den 5. Juli, [87]

Tanzmusik

auf der Schanze bei Hosterwitz,

wozu ergebenst einladet Carl Schmiegel.

Zum Jugendverein in Limbach,

Sonntag, am 5. Juli, laden hierdurch ergebenst ein

[43] die Vorsteher.

Sonntag, den 5. Juli, [92]

Jugendverein

im Gasthofe zu Briesnitz.

Es laden freundlichst ein die Vorsteher.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.

Freitag, Nr. 28. 10. Juli 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Der König von Preußen ist am 8. Juli in Wien eingetroffen, um dem Kaiser von Oesterreich einen Besuch abstatten und man giebt sich mehrfach der Hoffnung hin, daß die Zusammenkunft beider Monarchen ein engeres und innigeres Anschließen der deutschen Großmächte in der deutsch-dänischen Frage zur Folge haben werde. Der Umstand aber, daß der Minister des Auswärtigen, Herr v. Manteuffel, den König nicht nach Wien begleiten wird, spricht mehr dafür, daß jener Besuch mit den politischen Fragen der Gegenwart in keiner engeren Verbindung steht. Was den dänischen Streit anlangt, so soll jetzt auch das englische Kabinet sich dafür ausgesprochen haben, daß diese Angelegenheit vor einen europäischen Congreß gebracht werde; ein gleiches Ziel verfolgen bekanntlich auch Frankreich und Rußland, und so lange Oesterreich und Preußen als Großmächte mit Dänemark unterhandeln, gewinnt diese fremde Einmischung in eine rein deutsche Angelegenheit den Anschein einer gewissen Berechtigung. Um so mehr ist daher zu wünschen, daß die ganze Frage endlich der Entscheidung des deutschen Bundes vorgelegt und so jedweder Einmischung der fremden Mächte der Weg abgeschnitten werde.

Die in Nürnberg stattfindenden Conferenzen zur Vereinbarung eines allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuchs hat am 2. Juli ihre letzte Sitzung gehalten, und wird sich bis zum 15. Sept. vertagen. Die ziemlich weit vorgeschrittenen Arbeiten der Commission haben bis jetzt ein befriedigendes Resultat ergeben.

Wie aus Baden berichtet wird, soll die Bundesfestung Rastadt infolge der Ausdehnung, welche dieselbe durch den in den letzten Jahren erfolgten Ausbau erlangt hat, in Zukunft auch eine größere Besatzung erhalten. Gegenwärtig ist die Festung durch 2500 Oesterreicher besetzt und es ist die beabsichtigte Vermehrung dieser Garnison gegenwärtig Gegenstand der Verhandlung zwischen den Kabinetten von Wien und Berlin. — In Würtemberg wird das von der Regierung mit Rom abgeschlossene Concordat in nächster Session den Ständen vorgelegt werden; dasselbe wird namentlich von protestantischer Seite lebhafte Anfechtung finden.

In Oldenburg ist der gegenwärtige Landtag dadurch, daß mehre Mitglieder sich beurlaubt und hierauf einige andere ihr Mandat niedergelegt haben, beschlußunfähig geworden und die Verhandlungen haben deshalb eingestellt werden müssen. Es ist dies kein gutes Zeichen für das dortige Verfassungsleben, welches eben in seinen Anfängen der Stütze und Kräftigung bedarf.

Preußen. Die preußische Regierung hat in diesen Tagen eine Verfügung erlassen, welche auch für die Bewohner anderer Staaten von Interesse ist. Es haben sich nämlich in letzterer Zeit sehr häufig mittellose Handwerker, in der Hoffnung, gute Beschäftigung und lohnenden Verdienst zu finden, nach dem Orient gewendet. Dort angekommen, sind sie meist in ihren Erwartungen getäuscht worden und dem Elende oder der Unterstützung der Consulate anheimgefallen. Die Behörden werden deshalb angewiesen, in Zukunft bei Ertheilung von Pässen nach der Türkei mit größerer Vorsicht zu verfahren und dergleichen an Handwerker ꝛc. nur dann zu bewilligen, wenn von diesen entweder eine Berufung nach einem bestimmten Orte nachgewiesen werden kann, oder wenn nach den vorliegenden Verhältnissen sich erwarten läßt, daß der Betreffende ein Unterkommen in der Türkei finden werde.

Oesterreich. Vor Kurzem wurde aus der Lombardei als Folge des Concordats ein fast unglaublicher klerikaler Uebergriff gemeldet, dessen sofortige Zurückweisung von Seiten der weltlichen Behörde man mit Sicherheit erwartete. Diese Erwartung ist aber nicht eingetroffen, und wir theilen deshalb das Factum als ein Zeichen der Zeit nachträglich mit. Der Bischof von Bergamo hat nämlich durch Erlaß vom 11. Juni die Gazetta di Bergamo, die nicht nach seinem Sinne war, förmlich mit dem Bann belegt und allen Gläubigen verboten, für diese Zeitung zu schreiben oder zu drucken, sie zu lesen oder zu halten und überhaupt zu deren Verbreitung beizutragen. Zugleich fordert aber der Bischof, und dies ist der interessanteste Theil des Erlasses, die weltlichen Behörden auf, den Bestimmungen des Concordats gemäß, die Ausführung und Aufrechterhaltung seines Bannspruchs zu überwachen und zu unterstützen! Die Zeitung hat denn auch aufhören müssen zu erscheinen, der Prälat hat Recht behalten und die weltlichen Behörden haben dazu geschwiegen. Das Verbot einer politischen Zeitung liegt demnach in Oesterreich in der Hand des Klerus. — Vom Bezirksgericht Wegstadtl (Böhmen) sind auf Antrag des katholischen Seelsorgers zu Gebusch die israelitischen Familien angewiesen worden, ihre christlichen Dienstboten zu entlassen. Bisher wurde die Vermiethung von Christen in jüdischen Familien nie beanstandet, obgleich in früherer Zeit ein Verbot dagegen erlassen worden war.

Italien. In den letzten Tagen des vergangenen Monats haben an mehrern Puncten Italiens Aufstandsversuche stattgefunden, welche, wie schon ihr gleichzeitiger Ausbruch zeigt, unläugbar nach einem bestimmten Plane und auf ein gegebenes Signal erfolgten. Sie sind indessen ebenso schnell unterdrückt worden, als sie entstanden, und so weit die bisherigen Berichte übersehen lassen, unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die Partei Mazzini's, des Hauptes der italienischen Republikaner, jene gänzlich gescheiterten Schilderhebungen veranlaßt hat. Zunächst ist dadurch Neapel, Toscana und Sardinien berührt worden, und der Umstand, daß man auch in letztgenanntem Lande, dessen Regierung nach Innen und Außen eine liberale Politik verfolgt, eine Erhebung herbeizuführen beabsichtigte, spricht laut genug dafür, daß der Anstoß dazu von den Anhängern Mazzini's ausgegangen ist.

In Sardinien war die zweite Stadt des Landes, Genua, zur Schilderhebung ausersehen. Dort herrschte seit längerer Zeit einige Unzufriedenheit; der Gemeinderath hatte sich geweigert, eine von den Kammern genehmigte Verzehrsteuer zu erheben und es waren daher mehre Municipalbeamte abgesetzt worden; außerdem hatten Regierung und Kammern beschlossen, die in Genua befindlichen Marine-Etablissements nach Spezzia zu verlegen, und dies Alles hatte Grund zu einer gewissen Mißstimmung gegeben, so wenig man auch sonst Ursache hatte, mit der piemontesischen Regierung unzufrieden zu sein. Diesen

Umstand glaubten die Aufrührer in ihrem Interesse benutzen zu können. Ihr Plan scheint dahin gegangen zu sein, sich der Forts, welche Genua umgeben und beherrschen, dann des Hauses des Intendanten, wo sich die Regierungsämter und die Staatskassen befinden, und zuletzt der Kriegsschiffe zu bemächtigen, um dann Genua zum Ausgangspunct anderer Unternehmungen gegen die übrigen Staaten Italiens zu machen. Es waren daher alle Mittel angewandt worden, um die herrschende Unzufriedenheit zu steigern, und hierbei sollen selbst die klerikalen Organe, welche der liberalen Regierung feindlich gegenüberstehen, die Bestrebungen der republikanischen Partei gefördert haben. Endlich glaubte man, indem man auf die lebhafte Unterstützung der Genueser zählte, den geeigneten Zeitpunkt zum Losschlagen gekommen. In der Nacht vom 29. zum 30. Juni bestieg ein aus vierzehn Personen bestehender Haufen von Verschworenen, mit Stutzen, Pistolen und Dolchen bewaffnet, die Anhöhe des Forts Diamante und wollte das blos von acht Soldaten und einem Unteroffizier bewachte Werk überrumpeln. Dasselbe unternahm ein anderer, noch kleinerer Haufe gegen das Fort Sperone. Die ersten waren bis in die Nähe des Forts gelangt, riefen den wachthabenden Unteroffizier an, der so unvorsichtig war, sich ihnen zu nähern, und sogleich niedergestochen wurde. Damit waren aber auch die Thaten der Verschworenen zu Ende, denn sie wurden selbst sofort von nachrückenden Truppen ergriffen und ohne Widerstand zu Gefangenen gemacht. Die Behörden hatten nämlich infolge einer ihnen aus Turin zugegangenen Weisung, schon Tags vorher mehre verdächtige Personen eingezogen und durch die letztern Kenntniß von dem Vorhaben erhalten, hiernach aber ihre Vorsichtsmaßregeln getroffen. Früh um 1 Uhr waren die Verschworenen ausgerückt, um die beiden Forts zu überrumpeln, und um 5 Uhr war Alles wieder ruhig, denn von der Bevölkerung Genua's hat sich Niemand bei dem nächtlichen Aufstande betheiligt. Als die Bewohner der Stadt erwachten, erfuhren sie zu ihrem nicht geringen Staunen, daß über Nacht die einige, untheilbare italienische Republik ausgerufen worden sei. Die Zahl der Verhafteten, welche meist aus römischen Emigranten, die erst vor Kurzem in Genua angelangt waren, bestehen sollen, beträgt ungefähr 50, man glaubt, daß Mazzini selbst in Genua gewesen sei. Das Unternehmen scheint Verzweigungen gehabt zu haben, denn in derselben Nacht wurden die Telegraphendräthe in Ronco, zwischen Turin und Genua, zerschnitten.

Der Aufstandsversuch im Großherzogthum Toscana war weit blutiger; er fand in **Livorno**, einer der wichtigsten Handelsstädte des mittelländischen Meeres, statt. Dort sammelten sich die Aufrührer am 30. Juni Abends an drei verschiedenen Puncten der Stadt, nachdem schon einige Tage vorher mehre Soldaten überfallen und meuchlings ermordet worden waren. Die Verschworenen griffen die Hauptwache an, wurden aber zurückgeworfen. Eine andere Wache wurde ebenfalls gestürmt, jedoch ebenfalls ohne Erfolg. Die Truppen waren auf dem Platze del Voltone concentrirt. Man schoß aus den Nebenstraßen und aus einigen Häusern auf dieselben. Ein Theil der Soldaten stürmte die Häuser. Mehre Personen, die in ihre Hände fielen, wurden auf der Stelle erschossen. Auf einigen anderen Puncten der Stadt wurden mehre Gendarmen erstochen. Man schätzt die Zahl der Todten auf 20. Der Kampf dauerte nicht allein die Nacht hindurch, sondern auch während des folgenden Tages fort. Der Hafen war geschlossen worden, die ganze Stadt befand sich in der größten Bestürzung und ein Theil der Wohlhabenden war geflohen. Am 1. Juli endete jedoch der Kampf und man nahm eine nicht geringe Anzahl der Aufrührer gefangen. Auch haben nachher noch zahlreiche Verhaftungen stattgefunden. Der Erbprinz von Toscana war von Florenz herbeigeeilt und besuchte am 2. Juli die Kasernen. Nähere Nachrichten über die Betheiligung der Einwohnerschaft von Livorno an dem Aufstande fehlen noch; doch scheint die Zahl der Aufständischen, wie schon aus der langen Dauer des Kampfes hervorgeht, bedeutend gewesen zu sein. Der Angriff auf die Hauptwache wurde allein von 200 Insurgenten ausgeführt. Die Läden waren beim Abgange der letzten Nachrichten noch geschlossen, doch wurde die Ruhe der Stadt nicht weiter gestört.

Der dritte Aufstandsversuch ist in **Neapel** gemacht worden; allein obgleich dort am meisten Zündstoff aufgehäuft sein mag, so hat die Insurrection doch keine weitere Ausdehnung gewonnen und es wird bereits ihre vollständige Unterdrückung gemeldet. In der Hauptstadt selbst waren zu gleicher Zeit, wie in Genua und Livorno, unruhige Bewegungen ausgebrochen, die jedoch durch die Gendarmen und Stadtwachen schnell unterdrückt wurden; die Aufständischen hatten sich theils auf Gnade und Ungnade ergeben, theils waren sie zerstreut worden, während die Bevölkerung sich ruhig verhielt. Dagegen sind die Vorgänge, welche von der Insel Ponza und aus Sapri gemeldet werden, bedeutender. Am 25. Juni war nämlich der Dampfer „Cagliari", welcher die Verbindung zwischen Genua und der Insel Sardinien unterhält und einer Privatgesellschaft gehört, von Genua ausgelaufen, ohne zur regelmäßigen Zeit in Cagliari, seinem Bestimmungsorte, anzukommen. Man schöpfte daher Verdacht, und da es sich herausstellte, daß in Genua ungefähr 30 Personen, unter dem Vorwande, nach Tunis reisen zu wollen, sich eingeschifft hatten, stellte sich die Vermuthung ein, daß ein Anschlag gegen das Schiff ausgeführt worden sei. So war es auch. Als nämlich der Dampfer auf hoher See war, näherten sich demselben einige Barken, und als man ihrer ansichtig wurde, bemächtigten sich die am Bord befindlichen Passagiere des Kapitäns und der Mannschaft und aus den Barken stiegen noch andere 60 Personen ein. Unter diesen Leuten waren verschiedene Matrosen und ein ehemaliger Schiffskapitän, welcher Letztere sofort das Commando übernahm. Das Schiff steuerte nun gegen die neapolitanische Insel Ponza, welche als Staatsgefängniß dient. Dort angekommen, wurden die Mauthbeamten und die Veteranencompagnie überfallen und entwaffnet. Dagegen leistete eine Abtheilung Linientruppen mehr Widerstand, so daß einige Todte und Verwundete auf dem Platze blieben. Die Aufständischen hißten dann unter dem Rufe: „Es lebe Italien! es lebe die Republik!" rothe Fahnen auf und drangen in die Gefängnisse ein, um die dort befindlichen 300 Gefangenen zu befreien. Nachdem dies geschehen, wurden mehre Häuser der Insel von den befreiten Sträflingen geplündert und in Brand gesteckt. Von Ponza steuerten die Insurgenten nach Sapri, um dort ebenfalls eine Landung zu bewerkstelligen. Dies gelang auch und es wurden daselbst mehrfache Excesse begangen, doch blieben die Gendarmen und die Stadtwachen des Platzes Sieger; sie trieben die Aufständischen in die Flucht und zwangen einen Theil derselben zur Unterwerfung. So berichten die officiellen Blätter über diesen Hergang, indem sie zugleich mittheilen, daß der Dampfer von zwei Kriegsschiffen verfolgt und genommen worden sei, so daß somit der Aufstand sein Ende erreicht habe. — In Neapel war auf Befehl des Königs die ganze Flotte sofort vollständig zum Kampfe ausgerüstet worden. Alle Seeleute wurden plötzlich in der Stadt zusammengesucht und an Bord geschickt. Sämmtliche Fahrzeuge waren nach Gaeta, dem Aufenthaltsorte des Königs, beordert, wo ihre Commandanten Instructionen erhalten sollten. Der König scheint sonach ein Weitergreifen der Insurrection ernstlich gefürchtet zu haben. So weit jetzt die Nachrichten reichen, ist aber die Bevölkerung ruhig geblieben, und es scheint, daß man eine günstige Aenderung der dortigen drückenden Zustände von dem Siege des Republikaners Mazzini und seiner Genossen in keiner Weise erwartet.

Frankreich. Da bekanntlich bei den letzten Pariser Wahlen in drei Bezirken des Seinedepartements die betreffenden Candidaten nicht die absolute Majorität erlangt hatten, so machte sich eine Wiederholung jener Wahlen nöthig, welche auf den 5. und 6. Juli anberaumt waren. Durch die mißlichen Erfahrungen bei der ersten Wahl gewarnt, hatte die Regierung diesmal alle nur erdenklichen Vorkehrungen getrof-

sen, um den officiellen Candidaten den Sieg zu sichern; aber alle diese Bemühungen sind erfolglos gewesen, denn in sämmtlichen Bezirken blieben die Regierungscandidaten in der Minorität und es wurden die Candidaten der Opposition, Cavaignac, Ollivier und Darimon, mit einer Majorität von etwa 1000 Stimmen gewählt. Hiernach zählt Paris fünf officielle und fünf Oppositionscandidaten, ein Ergebniß, welches allerdings deutlich genug zeigt, daß ein guter Theil der Wähler der bisherigen Bevormundung müde zu werden beginnt und nach eignem Ermessen zu handeln anfängt. General Cavaignac hat bereits geäußert, er werde den Eid nicht leisten, um nicht genöthigt zu sein, denselben später brechen zu müssen. Auch der Eintritt der übrigen Oppositionsmitglieder in den gesetzgebenden Körper ist noch nicht gewiß; allein darauf kommt nicht viel an, denn die Opposition würde bei ihrer numerischen Schwäche ohnehin wenig zu nützen vermögen. Die Hauptsache bleibt immer die durch den Wahlact kundgegebene Stimme der Wähler der Hauptstadt; hierin liegt eine Demonstration von ernster Bedeutung, dies bestätigen selbst die Organe der Regierung durch den maßlosen Eifer, welchen sie angewandt haben, um ein derartiges Ergebniß, das leicht einen Rückschlag auf die Provinzen zu üben vermag, zu verhindern. Indessen scheint die Erwartung, daß sich der Kaiser durch die gemachte Erfahrung vielleicht bestimmen lassen werde, der Opposition einige Zugeständnisse zu machen und die Zügel der Regierung weniger straff zu ziehen, nach Dem, was man darüber in maßgebenden Kreisen vernimmt, nicht in Erfüllung zu gehen. Man ist vielmehr geneigt, in den Wahlergebnissen eher eine Gefahr als eine Warnung zu erblicken: denn noch ehe zu jenen Nachwahlen verschritten wurde, brachte der „Constitutionnel" einen Artikel, worin behauptet wird, daß in den Departements eine ganz andere Anschauung herrsche, als in der Hauptstadt des Landes; in den Provinzen frage man sich vielmehr, warum der Kaiser, welcher das Vertrauen aller Landbewohner besitze, nicht selbst die Deputirten ernenne, oder warum er nicht, wenn er einmal einen tüchtigen und ergebenen gesetzgebenden Körper habe, denselben auf unbestimmte Zeit behalte, statt seine Erneuerung den Zufälligkeiten einer allgemeinen Wahl zu überlassen? Diese Andeutungen scheinen darauf hinzuzielen, daß man die Ernennung des legislativen Körpers durch den Kaiser oder die Permanenz jener Corporation schon jetzt in's Auge gefaßt hat. Indessen ist durch die jetzigen Wahlen, die in ihrem Gesammtergebnisse der Regierung allerdings günstig sind, ein neuer Zeitraum von fünf Jahren gewonnen und man wird, selbst wenn der Gedanke an höchster Stelle feststehen sollte, die Ausübung des allgemeinen Stimmrechts zu sistiren, oder letzteres ganz zu beseitigen, nicht vorzeitig zu solchen Mitteln verschreiten, die nothwendig das Land von Neuem in Aufregung versetzen müßten.

Durch eine Verfügung der Regierung wurde die „Assemblé nationale" auf zwei Monate suspendirt, weil dieselbe die Wahlen in Frankreich als unfrei dargestellt hatte. Die „Estafette" erhielt eine Verwarnung, weil sie gesagt hatte, daß sich in Paris die Gesinnung des ganzen Landes kundgebe.

Am 3. Juli Abends hat sich in Paris ein großes Unglück ereignet. Wegen der beabsichtigten Errichtung einer neuen Polizeipräfectur wurden nämlich eine große Anzahl älterer Gebäude niedergerissen; von letzteren war eine vier Stock hohe Mauer stehengeblieben und es befanden sich zehn Arbeiter auf derselben, als sie plötzlich zusammenstürzte. Neun derselben wurden unter den Trümmern begraben und nur einer gerettet. Das Unglück hätte noch größer werden können, wenn es einige Minuten vorher geschah, wo sich mehr als fünfzig Arbeiter auf der Mauer befanden. — Mehre Zeitungen melden den Tod des berühmten Dichters Béranger; doch ist die Nachricht nicht begründet, obgleich die Krankheit desselben als sehr bedenklich bezeichnet wird.

Die aus Algier eingehenden Berichte des Marschalls Randon melden, daß die französischen Truppen immer weiter im Innern des Landes vordringen und einen Stamm der aufsässigen Kabylen nach dem anderen unterwerfen. Doch ist dieses Vordringen von mehren blutigen Kämpfen begleitet gewesen. So meldet eine Depesche, daß die von den Franzosen bewirkte Einnahme des Dorfes Ischeriden, welches letztere für die Deckung der Verbingswege von großer Bedeutung ist, den Kabylen 4000 Mann gekostet habe; der Verlust der Franzosen wird dagegen nur auf 37 Mann (?) angegeben. —

Großbritannien. Seit die Hiobsposten aus Indien angekommen sind (s. Nr. 27), herrscht im Kriegs- und Marineministerium, sowie in den Arsenalen, Häfen und Garnisonen eine außerordentliche Thätigkeit. Die nach China bestimmten Transportschiffe haben Gegenbefehl erhalten und sind bereits auf dem Wege nach Kalkutta; zahlreiche Infanterieregimenter haben Marschordre erhalten und werden auf Kriegsdampfern nach den gefährdeten Colonien gebracht. Diese Rüstungen beweisen, daß die Gefahr, welche der Herrschaft Englands in Indien droht, größer ist, als die officiellen Organe zugeben wollen, und man glaubt, daß die Minister mit der vollen Wahrheit noch hinter dem Berge halten. Ueber den weiteren Verlauf des unter den eingeborenen Truppen ausgebrochenen Aufstandes sind erst mit der nächsten Ueberlandpost, welche Mitte dieses Monats eintrifft, genauere Nachrichten zu erwarten, und wir kommen daher später auf diese Angelegenheit ausführlicher zurück.

Im Unterhause gab am 7. Juli Lord Palmerston die wichtige Erklärung ab, daß die englische Regierung gegen die Ausführung des projectirten Suezkanals sei, weil derselbe Aegypten von der Türkei trennen und Britisch Indien gefährden würde.

Rußland. Im Jahre 1862 werden es tausend Jahre, daß Rurik, der Fürst der Waräger, herbeigerufen von den Slaven, mit seinen zwei Brüdern und einem geringen Gefolge die Newa hinauffuhr und durch den Ladogasee bis zum Ilmensee vordrang, um sich das Land von Nowgorod bis zum heutigen Kleinrußland zu unterwerfen. Rurik ist demnach als der Begründer des russischen Staatswesens und Nowgorod als der erste Herrschersitz in Rußland zu betrachten; das russische Reich, welches seitdem eine so ungeheure Ausdehnung gewonnen hat, wird daher in fünf Jahren sein tausendjähriges Bestehen feiern. Der Minister des Innern macht deshalb in einem Circular schon jetzt mit dem Bemerken auf jene Feier aufmerksam, daß auf den Wunsch des Kaisers zur Verewigung jener Epoche in Nowgorod ein Nationaldenkmal errichtet werden soll. Zu diesem Zwecke sollen im ganzen Reiche freiwillige Beiträge gesammelt werden, deren Annahme bis zu der im Jahre 1862 erfolgenden Enthüllung des Denkmals ausgedehnt wird.

Der Bauer von Helmstein.

Volkserzählung von Adolf Stern.

(Fortsetzung.)

Wir sehen, Franz nahm schon großen Antheil an dem Schicksal eines ihm völlig unbekannten Mädchens; auch nahm er, in der „Stadt Augsburg" angelangt, sich kaum so viel Zeit, einen Abendimbiß zu verzehren; dann spähete er eifrig im Hause umher, sowohl nach dem Gegenstande seiner Wünsche, als auch nach irgend Jemand, der ihm nähere Auskunft über diesen ertheilen könne. Zuletzt faßte er Vertrauen zu dem alten Kellermeister.

„Hört, lieber Mann," redete er diesen an, „sagt mir doch wohnt hier in diesem Hause, die Treppe da hinauf, nicht eine schöne Jungfer, oder gar Fräulein mit goldblonden Haaren?"

„Ja doch, Jungfer Marie Laubmann," bestätigte der Kellermeister und lächelte den schmucken Landsknecht pfiffig an.

„Also Jungfer Marie Laubmann heißt sie?"

„Ihr merkt ja erstaunlich schnell die Namen, guter Freund," bemerkte der Kellermeister.

„Und wer sind ihre Leute? was treibt — überhaupt, was könnt Ihr mir von ihr erzählen?"

„Ihre Sippe? Na, mit der ist's nicht so weit her. Derenthalb könnt Ihr noch ankommen, wenn Ihr sonst wollt. Der Vater war hörig und ist jetzt des gnädigen Bischofs Schalksnarr; sonst haben sie keine Verwandten hier. Sie soll aber Nonne werden; der Bischof hat's einmal so gegen ihren Vater gesagt, und seitdem ist's fest beschlossen."

„Ist es —" knurrte ärgerlich Franz und wühlte in seinen Haaren. Gutmüthig plauderte der Kellermeister weiter:

„Indeß, lieber Landsknecht, so Ihr einmal Absichten habt auf die Jungfer, mit Verlaub, welches ist Eure Zunft, wenn Ihr den Krieg aufgebt und eine Jungfrau ehelicht?"

Franz wurde glühend roth vor Scham und Zorn; doch faßte er sich und erwiederte keck:

„Ich bin ein Waffenschmied."

„Eine schöne Zunft. Drum seht Ihr auch so männlich und freisam aus, und nicht wüst und leichtfertig, wie Eure Gefährten immer. Ihr müßt das nicht übel nehmen, lieber Mann; ich sag' frei von der Leber weg, was ich denke. Um aber wieder auf Jungfer Marie zu kommen, nun, so ist doch wohl gewiß, daß sie einen hübschen, schmucken Burschen, wie Ihr, dem häßlichen kalten Kloster vorzieht. Geht nur dreist d'rauf. Ihr habt ja freie Hand; der alte Daniel Laubmann ist den ganzen Tag auf dem Schlosse bei seiner Ehrwürden, — den braucht Ihr nicht zu fürchten."

„Gut, mein Alter, bring' doch einmal zwei Krüge Wein auf meine Kammer, wir können Eins trinken und plauschen."

„Mir ist's recht!" sagte der fröhliche alte Kellermeister, der großes Behagen an Franz zu finden schien. In Kurzem stand Würzburgs berühmter Wein auf dem Tische von Franzens Kammer, und dahinter saßen der alte Kellermeister, der zuweilen durch Gäste abgerufen wurde, und Franz. Eine Weile hatte sich das Gespräch ziemlich eintönig bewegt; plötzlich fuhr der Kellermeister auf:

„He, guter Freund, dort kommt Jungfer Marie über den Markt; schaut selbst!"

Er machte bereitwilligst Platz an dem kleinen Fenster und ließ Franz hinausschauen; während dessen sprach er:

„Nun wie ist's, Herr Waffenschmied? soll ich sie hereinrufen, die Marie? und dann ausreißen, als ob die Gäste mich riefen?"

„Ja, thut das," sagte eifrig Franz.

Jungfer Marie wollte eben vorübertrippeln, als der Kellermeister aus dem Gemach herausrief:

„He da! Guten Abend, Jungfer. Thut mir doch Bescheid!"

Erröthend, trat die Jungfrau in das Zimmer, nippte vom Wein und wollte wieder gehen; da begann der Kellermeister:

„Nun, wie geht's? Was macht der Vater? Ich muß Euch hier in dem jungen Gesellen und Kriegsknecht einen Gesellen von der edlen Waffenschmiedekunst aus — wo waret Ihr doch gleich her, guter Freund?"

„Aus Nürnberg," sagte Franz Brand etwas verlegen.

„Aus Nürnberg also," fuhr der Kellermeister fort, zeigen. Vergönnt ihm doch auch ein freundlich Wort, Jungfer."

Da man zur Zeit unserer Erzählung das „sich sehr freuen über die Ehre, Jemandes Bekanntschaft zu machen", noch nicht erfunden hatte, wußte Jungfer Marie nichts Besseres zu thun, als:

„Gott grüß' Euch, wackrer Gesell'!" zu sagen, worüber der Landsknecht sehr erfreut war und der Kellermeister lächelte. Plötzlich sprang er auf und sagte hastig:

„Verzeiht, Jungfer, ich muß mal in den Keller; laßt Euch indessen vom jungen Waffenschmiede ein Stücklein aus dem wälschen Kriege erzählen."

Der Schalk entwich und ließ das beschämte Mädchen, das fast die Bereitwilligkeit, mit der es eingetreten war, bereuete, mit Franz allein. Derselbe haschte lange nach einem Worte; endlich stieß er heraus:

„Verzeiht, Jungfer, ich wußte nicht, wie ich den Kellermeister zurückhalten sollte. Riefen ihn nicht die Gäste?"

„Ich glaube," lispelte Marie und senkte das Köpfchen. Dann, um aus der Verlegenheit herauszukommen, ließ sie den Blick auf Franzens blinkendes Schwert, welches an der Thür hing, gleiten; er bemerkte es freudig und sagte:

„Gelt, Jungfer, das ist ein richtig Schwert. Ja, ja, die Wälschen haben's empfinden müssen; ich könnte Euch erzählen, wie ich bei Pavia —; doch da kommt schon Freund Kellermeister zurück."

Marie athmete leichter auf, als sie den Genannten wirklich mit neuen Weinkrügen kommen sah; sie benutzte dies um „Guten Abend" zu wünschen und den Rückzug zu nehmen.

„Wollt Ihr schon fort, Jungfer. Doch mein junger Freund kann Euch morgen am Tage einmal besuchen, nicht?"

„Ja, ja!" stammelten Mariens bebende Lippen, und rasch enteilte sie dem Gemach und flog die Stiege hinauf.

„Ein Wettermädel!" schmunzelte der Kellermeister und that einen tiefen Zug aus dem Becher.

„Sie soll leben!" rief begeistert Franz, dem allmälig der Wein in den Kopf zu steigen begann.

Der Kellermeister that Bescheid und sagte dann:

„Nun hab' ich's eingeleitet. Gut Glück für Euch und Eure Holdschaft! Ihr könnt sie morgen in Ehren besuchen; ich will Euch hinaufbringen. Für heute schlaft wohl!"

Franz warf sich auf's Lager und schlief, Dank seiner Jugend und dem reichlich genossenen Weine, sogleich ein, und manchmal im Traume schwebte ihm die Gestalt Mariens vor; die andern düstern Bilder, die ihm das Leben verbitterten, blieben ihm heute fern.

Marie, die arme gottgeweihete Jungfrau, war zerstreut in ihrem Zimmer angekommen, hatte den Rosenkranz nicht finden können, ein Ave Maria vergessen und vom Weihwasser des Hausaltars getrunken; Alles in der Zerstreuung, welche durch die Begegnung mit dem angeblichen Waffenschmied herbeigeführt worden war. Heute träumte sie auch nicht vom Kloster und sah sich nicht als Aebtissin, sondern als ehrsame Bürgerin der freien Reichsstadt Nürnberg, worüber sie sich am andern Morgen der Gottlosigkeit beschuldigte. —

Mehrere Tage vergingen unter Zusammentreffen und Wiederzusammentreffen, wie dies unter solchen Verhältnissen und jungen Leuten stets der Fall ist; es entwickelte sich von beiden Seiten eine immermehr steigende Neigung, die mit einer Erklärung und einem Geständnisse endigte. Nun waren beide glücklich. Franz, der den Namen Brandburg angenommen hatte, um besser vor einer Entdeckung geschützt zu sein, behielt allein einen Stachel in der Seele zurück; sein ganzes Liebesglück war ja auf eine Täuschung begründet, und nur die Ueberzeugung, daß Marie ihn wirklich liebe und keinen Anstand nehmen werde, ihre dem Waffenschmiedsgesellen geschenkte Neigung auch auf den hörigen Landmann zu übertragen, gab ihm allein Trost. Noch hoffte er bis zum Frühjahr, wo seine Pläne reifen sollten, vor jeder Entdeckung sicher zu sein. Aus diesem Grunde verwarf er auch den Gedanken, dem geliebten Mädchen selbst Alles anzuvertrauen.

Am schlimmsten war es jedoch, daß Mariens Vater, des Bischofs Hofnarr, den Plan, die Tochter in das Kloster zu schicken, nicht aufgab, trotzdem daß ihm Marie mehrmals ihre Abneigung vor dem klösterlichen Leben unverhohlen zu erkennen gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Die englisch-deutsche Legion und die Kaffernkriege am Vorgebirge der guten Hoffnung.

Das Land an der Südspitze von Afrika hat in der jüngsten Zeit die Aufmerksamkeit Deutschlands auf sich gelenkt, weil dorthin mehrere Tausend unserer Landsleute gezogen sind, um eine Art von neuen Militärkolonien zu bilden, von welchen die britische Regierung sich wohl nicht mit Unrecht erheblichen Nutzen verspricht. Bekanntlich hat ein Theil der englisch-deutschen Legion die Kapkolonie, d. h. die Region am Vorgebirge der guten Hoffnung, zu ihrer neuen Heimath gewählt,

nachdem sie einen Vertrag geschlossen, welcher den Einzelnen Land, guten Sold und alle billige Unterstützung verspricht.

Es ist in der Regel undankbar, in den Waffendienst des Auslandes zu treten; die Erfahrung lehrt, daß die fremden Truppen, welche ein Staat anwirbt, als Söldlinge betrachtet werden, die man am liebsten dorthin stellt, wo die Gefahr am größten ist; sie werden vorzugsweise als Kanonenfutter angesehen. Man erinnere sich nur an das Schicksal der Deutschen, welche so thöricht waren, in die französische Fremdenlegion zu treten und in Algerien gegen die Kabylen und Araber zu kämpfen. Gewöhnlich waren von den Angeworbenen nach zwei oder drei Jahren kaum noch die Hälfte vorhanden, und der Rest durch Krankheit und Strapazen aller Art mehr oder weniger unfähig zum Dienst geworden. Aehnlich stellten sich die Sachen im holländischen Ostindien, wohin unbegreiflicherweise noch immer viele junge Leute aus Deutschland sich anwerben lassen, um allzuspät ihren Leichtsinn zu bereuen und ein frühes Grab zu finden. Die niederländische Regierung verspricht dem Soldaten für zwanzigjährige Dienstzeit eine lebenslängliche Pension, welche seinem Jahressolde gleich kommt, aber von hundert Mann gelangen nicht zehn zu diesem Genusse, und unter jenen zehn sind gewiß immer nur fünf einigermaßen noch gesund; alle Uebrigen erliegen dem Klima, den Beschwerden unter einer heißen Sonne oder dem Feinde. Man denke ferner an das traurige Schicksal, welches den deutschen Soldtruppen in Brasilien zu Theil geworden ist. Es erscheint auch ganz erklärlich, daß man angeworbene Soldaten, die für Geld aus der Fremde kamen, in mancher Beziehung hinter die Landeseingeborenen zurückstellt, weil man sie und ihr Blut gewissermaßen als Waare kauft. Anders ist freilich die Stellung solcher Truppen, wenn sie im Auftrage ihres Landes als Bundesgenossen kommen und einen gemeinschaftlichen Feind bekämpfen. So war es zum Beispiel mit der berühmten englisch-deutschen Legion, welche mit den Engländern und im Solde des Königs von Großbritannien gegen Napoleon stritt und sich mit kriegerischen Lorbeeren bedeckte; wie man denn überhaupt unseren Deutschen, welche in fremde Dienste traten, nachrühmen kann, daß sie die Tapferkeit der Nation nicht Lüge gestraft haben.

Jene neuere Legion, welche unter manchen zweideutigen Verhältnissen vor drei Jahren auf der Insel Helgoland von Seiten Englands angeworben wurde, bestand, wie das bei dergleichen Legionen der Fall zu sein pflegt, zum Theil aus jungen Männern, deren Moral früher zu mancherlei Ausstellungen Anlaß gegeben haben mochte und die sich dem Auge ihrer Heimath entziehen wollten; aber den bei weiten größten Theil bildeten Leute, denen sich nichts Uebles nachsagen ließ und die ein aufregendes Waffenleben der Einförmigkeit ihrer seitherigen bürgerlichen Stellung vorzogen. Am Ende hat man doch auch in England nicht umhin gekonnt, dieser Legion Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, nachdem es sich herausgestellt, daß die Anschuldigungen gegen sie ihre Quelle in Neid und Mißgunst hatten. An dem Kriege gegen Rußland, für welchen sie bestimmt war, konnte sie keinen Antheil nehmen, weil der Friedensabschluß ihren Dienst in der Türkei überflüssig machte, aber England konnte eine so beträchtliche Anzahl kriegerisch eingeübter Leute sehr wohl für irgend eine seiner vielen Kolonien nützbar machen.

Eine der wichtigsten Besitzungen, welche Großbritannien erworben hat, ist das Kapland an der Südspitze von Afrika, ein Landstrich, dessen Flächenraum größer ist, als jener von Deutschland, auf welchem aber nur erst etwa dreimalhunderttausend Menschen leben, von denen die Hälfte dunkelfarbige Eingeborene sind, nämlich Hottentoten, Bastarde und Kaffern. Die große Bedeutung dieser ganzen Gegend liegt für England in der ungemein vortheilhaften Lage derselben. Das Vorgebirge der guten Hoffnung ist nämlich eine große Schifffahrts- und Erfrischungsstation für die Fahrzeuge, welche nach und von Indien, Australien, dem Stillen Weltmeer und zwischen Ostamerika und China segeln, und hat wegen seiner Häfen auch eine politische Wichtigkeit, weil neun Monate im Jahre die Tafelbay guten Ankergrund darbietet und in der herrlichen Simonsbucht die englischen Kriegsschiffe eine sichere Station finden, von welcher aus sie weit und breit das Meer beherrschen können. Ein großer Theil dieses Kapgebietes besteht aus einem wahren Labyrinth von Gebirgen, die nach allen Richtungen hin das Land durchziehen und häufig sehr steil sich emporheben und deshalb sehr schwer zugänglich sind. Aber viele Thäler und weite Ebenen und Hochflächen sind außerordentlich fruchtbar, und wo Reichthum an Wasser ist, giebt der Boden das ihm anvertraute Korn manchmal neunzigfach zurück. Im sonnigen Kaplande wachsen die Früchte aller Erdgürtel; Dattelpalmen stehen mitten in Kartoffelfeldern, Bananen neben dem Weinstock, Kaffeebäume neben dem Weizen, Mais, Taback und Reis, Baumwolle neben Aepfeln und Feigen. Insbesondere für die Rebe scheint das Land wie geschaffen zu sein, denn sie liefert einen Wein nicht nur von vortrefflicher Güte, sondern in solcher Menge, daß in manchen Gegenden Weinbauern, die nicht einmal zu den größeren gehören, zwischen 300 bis 500 Fässer oder 250,000 bis 400,000 Flaschen erzeugen, von denen ein großer Theil nach England geht, wo man ihn benützt, um Xeres, Madeira und Portwein daraus zu fabriciren. Sodann hat diese Gegend herrliche Viehtriften, und die Schafzucht nahm dort bereits einen solchen Aufschwung, daß die Kapwolle auf den Märkten Europa's eine immer größere Rolle spielt und schon jetzt gar nicht mehr entbehrt werden kann. Sie ist billig, weil der Schafzüchter unter jenem Himmelsstrich keine Ställe nöthig hat und nicht für Winterfutter zu sorgen braucht, denn er treibt in den Monaten von Juni bis August, welche auf der südlichen Erdhälfte die Winterzeit bilden, auf die Steppe (die Karru), welche dann mit nahrhaften Pflanzen bedeckt ist und einem großen Wiesenteppich gleicht. Ein großer Theil der Kolonie ist so wasserarm, daß selbst die Flüsse im Sommer austrocknen, aber gerade in solchen Gegenden gedeiht das Schaf am besten, weil Gras und Stauden dort ungemein süß und ihm zuträglich sind. Zwar an Wäldern ist großer Mangel, aber das Klima bis nördlich über den dreißigsten Grad hinaus gesund.

Dieses werthvolle Land wurde zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts von den Portugiesen entdeckt, welche freilich dasselbe nicht nutzbar zu machen wußten; sie zogen ihre ostindischen Kolonien dem Kap vor und benutzten den Hafen an demselben nur zum Erfrischungsplatze. Anderthalb Jahrhunderte später nahmen die Holländer Besitz vom Vorgebirge der guten Hoffnung und behaupteten dasselbe bis 1795; als um diese Zeit die Franzosen Holland eroberten, besetzte England die Kolonie im Namen des Prinzen von Oranien, trat sie von 1803 bis 1806 den Niederländern wieder ab, besetzte sie dann abermals und behielt sie endlich ganz. So ist es gekommen, daß das Kapland neben der holländischen Bevölkerung, auch Einwanderer aus England an sich zog, welche nun bei einander wohnen, ohne in einander überzugehen. Jene war gewohnt in altfränkischer Weise fortzuleben und sah sich durch die Engländer, welche auch am Kap einen gewissen Hochmuth nicht verleugnen, darin gestört und unangenehm berührt. England hat der Kolonie dieselben Freiheiten verliehen, durch welche alle seine Pflanzungen sich so rasch zu Blüthe und Gedeihen emporschwingen, und die Holländer hatten sich in dieser Beziehung nicht zu beklagen. Es traten aber eigenthümliche Verhältnisse ein, welche die Spannung zwischen beiden Theilen steigerten und einen völligen Bruch herbeiführten.

Als Eingeborene der Südspitze von Afrika sind die Hottentoten und Buschmänner zu betrachten; weiter nach Norden und Nordosten wohnt eine zahlreiche und weitverbreitete Menschenfamilie, die man mit dem Namen der Kaffern bezeichnet. Die Holländer wurden mit den verhältnißmäßig friedlichen Hottentoten bald fertig und zwangen denselben Abhängigkeit auf. Als sie aber im Fortgange der Zeit mit ihren Heerden sich nach Norden hin ausbreiteten, kamen sie mit dem letztern

Volke in Berührung, das wild und streitbar ist. Die Kolonisten waren über eine weite Landstrecke vertheilt, wie das bei Hirten nicht anders sein kann; die Kaffern raubten Vieh und wurden verfolgt. So entstanden kleine Grenzkriege, die manchmal unterbrochen wurden, wenn die Holländer durch nachdrückliches Einschreiten sich Ruhe verschafft hatten. Die alte Kolonialregierung ließ die „Bauern" (Boers, sprich Buhrs, wie die holländischen Feld- und Wiesenansiedler heißen) gewähren, aber die englische Regierung befolgte ein anderes System. Sie irrte, als sie die raubsüchtigen Kaffern auf gleiche Linie mit den Kolonisten stellte und die Streitigkeiten mit derselben nach einem Maaßstabe schlichten wollte, welcher in Europa allerdings angebracht gewesen wäre. Sie verbot den Bauern, sich selber Genugthuung zu verschaffen, während sie doch denselben keinen Schutz an der Grenze gewährte. Dadurch wurden diese mit Recht sehr unzufrieden. Die Kaffern sind wild, tapfer, streitsüchtig und zerfallen in eine Menge von Stämmen, deren jeder seinen Häuptling hat. In einzelnen Stämmen wird bei dem Antritt eines neuen Häuptlings einer seiner Verwandten umgebracht, jener muß sich im Blut des letztern waschen und der Schädel wird als Trinkbecher benutzt. Selbst die Engländer, welche anfangs den Kaffern zum Nachtheil der Bauern so gewogen waren, müssen nun zugestehen, daß diese Eingeborenen träge, rachsüchtig, unzuverlässig und durchaus verrätherisch sind, und sie haben das in fünf langen und und blutigen Kriegen, welche 20,100 Menschen und mehr als 100 Millionen Thaler gekostet haben, hinlänglich erfahren.

Ein großer Theil der Schuld fällt auf den Irrthum, dessen die englischen Missionäre sich schuldig machten. Die Herrnhuter hatten zur Zeit der holländischen Herrschaft ungemein segensreich gewirkt und beigetragen den Frieden zwischen Europäern und Eingebornen aufrecht zu erhalten. Die englischen Missionäre befolgten ein ganz anderes System und nahmen von vorne herein Partei gegen die Bauern. Daß die englische Regierung den Rathschlägen jener unpractischen Leute lange Zeit Folge gab, hat sie schwer zu bereuen gehabt, und am Ende hat sie, wenn auch in anderer Gestalt, doch auf das zweckmäßige System der Holländer zurückkommen müssen. Aber zu spät sah sie ein, daß sie in den Bauern die beste Schutzwehr gegen die wilden und furchtbaren Kaffern gehabt und sich zu einer sehr unverständigen Politik hatte verleiten lassen. Den Bauern wurden die unzweckmäßigen Einmischungen der Kolonialbehörde unerträglich und sie fingen an in Massen nach Nordosten über die Grenzen der Kolonie hinaus zu ziehen, um sich dort ein neues Vaterland zu suchen.

Es kam noch ein zweiter Umstand hinzu, durch welchen die Kolonie so stark heimgesucht wurde, daß sie trotz aller Bemühungen auch jetzt verhältnißmäßig sehr langsam vorwärts kommen kann. Im Kaplande war eine allerdings sehr milde Art von gezwungener Dienstbarkeit, wir wollen sagen Sclaverei, vorhanden. Die Holländer wußten aus Erfahrung, daß die Hottentoten und Neger wenig oder gar nicht arbeiten, wenn sie nicht durch einen gewissen äußern Zwang dazu angehalten werden; daß sie ferner, wenn sie sich zwanglos gestellt sehen, umherstreichen und eine gefährliche Klasse von Vagabonden bilden, die vom Raube lebt. Regelmäßig arbeitet nie ein Hottentot oder Neger, wenn er nicht dazu gezwungen wird; weder bei Ernte noch bei Aussaat ist auf ihn zu rechnen, und wie kann ein Schäfer, dem es beliebt, in der Woche nur zwei oder drei Tage zu arbeiten, eine Heerde hüten? Nun hob die englische Regierung diese gezwungene Dienstbarkeit auf, ohne vorher dafür gesorgt zu haben, daß 50,000 tüchtige Einwanderer aus Europa nach dem Kapland gezogen wären, welche dem Mangel an Arbeit hätten abhelfen können. Sie bezahlte dem Besitzer eines Sclaven auch nur den halben Geldwerth desselben und richtete viele Landwirthe, die zu neun Zehnteln holländischer Abkunft waren, völlig zu Grunde. Diese boten den Hottentoten, welche England emancipirt hatte, für achtstündige Arbeit drei Thaler Tagelohn, Beköstigung und zwei Flaschen Wein, aber sie fanden keine schwarzen Arbeiter, weil diese das Nichtsthun vorzogen, und weiße fehlten in der Kolonie. Der Weizen verdorrte auf dem Felde, weil man ihn nicht einbringen konnte, und kostete doppelt so viel wie in Europa, die Reben verfaulten, Hunderttausende von Ochsen und Schafen verliefen sich oder wurden gestohlen, weil für Geld keine Hüter zu bekommen waren; die Schwarzen stahlen lieber und raubten und mordeten, so daß in manchen Gegenden die Galgen nicht leer wurden. Vor allen Dingen hatten die weißen Frauen Schweres von ihnen zu erdulden! Es wäre unbegreiflich, wenn nicht die Dokumente es bewiesen, daß unter solchen Umständen der englische Missionär Moffat die Gläubigen in London aufforderte, man möge „aus Frömmigkeit Geld zusammenbringen, dafür Flinten, Pulver und Blei kaufen, dieses an die Kaffern, Griquas und andere Eingeborne austheilen, damit sie die Bauern ausrotten möchten, wie Canaaniter!" Und die Kaffern bekamen Pferde und Flinten, welche sie dann gehörig gebraucht haben gegen — die Engländer.

Durch die übereilte und unverständig ausgeführte Emancipation wurde die Kolonie mit einer zahlreichen Klasse gefährlicher Landstreicher überschwemmt; die Bauern aber zogen ab, zuerst nach dem schönen Lande an der Weihnachtsküste, und gingen später ins Innere, wo sie nun zwei Republiken bilden, mit denen die englische Regierung, welche begreift, daß sie früher ganz unverantwortliche Fehler gemacht hat, in friedliches Einvernehmen sich hat setzen müssen. Der erste Anführer der Bauern war Retief, welcher von dem Kaffernhäuptling der Zulas, Dingan, den Hafen Natal und die Umgegend kaufte. Aber Dingan ermordete ihn auf verrätherische Weise nebst vierzig Gefährten. Seitdem führten die Bauern einen vernichtenden Krieg gegen die Wilden in einer ganz eigenthümlichen Weise. Jeder Bauer ist beritten; er hat außer dem Roß unter dem Leibe noch zwei Handpferde, die ein Hottentot hinter ihm herführt. Seine Waffe ist ein langes schweres Rohr, welches sechs bis acht Kugeln auf's Pfund schießt, und dessen er sich auch auf der Elephanten- und Rhinocerosjagd bedient. Aber im Streit gegen die Kaffern ladet er eine handvoll kleiner Kugeln, die er Loopers nennt. Mit diesen feuert er zwischen die Kaffern hinein, die stets in geschlossenen Reihen fechten; nicht sehr viele haben Schießgewehr, die meisten nur Wurfspeere, sogenannte Hassagayen, mit welchen sie sehr geschickt werfen. Der Bauer hat seine Pferde wohl abgerichtet, er sprengt bis auf 80 Schritte vor die Front des Feindes hinan, steigt eilig vom Pferde, feuert, ist rasch wieder im Sattel, entfernt sich im Gallop, ladet während dessen sein Gewehr und wiederholt dasselbe Manöver. Sobald sein Pferd ermüdet ist, nimmt er ein frisches. So konnte Pretorius, welcher Anführer der Bauern nach Retief's Tode war, den Tod des letzteren rächen, indem er mit 400 Bauern 12,000 Kaffern schlug. Er nahm den Zula's ihr Land.

Die Kaffern hatten unbarmherzig jeden Weißen ermordet, der in ihre Gewalt fiel; dafür übten die Bauern schauderhafte Vergeltung; eine wohl verbürgte Thatsache mag zeigen in welcher Art. Acht Weiße, unter ihnen einige Frauen und Kinder, waren im Jahre 1854 von den Kaffern überfallen und nach entsetzlichen Martern ermordet worden. Als Pretorius Kunde von dieser Unthat erhielt, bot er zugleich fünfhundert Bauern auf, an deren Spitze sich mit ihm der Commandant Potgieter stellte; er belud 1600 Wagen mit Lebensmitteln, Munition ꝛc., nahm zwei Kanonen mit und rückte dorthin wo die Kaffern ihre Kraale (Dörfer) hatten. Unterwegs kamen die Bauern an den Eingang einer großen Höhle mit vielen Gängen, die einige tausend Schritte weit in den Berg hineinführten. In derselben hatten viele Kaffern eine Zuflucht gesucht, weil sie in einem solchen Schlupfwinkel sich ganz sicher wähnten. Aber Pretorius, der von der Sache erfahren hatte, berieth nun mit seinen Leuten, wie man wohl am besten die ganze Horde auf einen Schlag vernichten

könne. Potgieter schlug vor Minen zu legen und die Kaffern in die Luft zu sprengen, aber das Gestein war zu hart und vielleicht wären auch einige Feinde entkommen. So beschloß man denn die Höhle zu umstellen und auszuhungern, und dieser Plan wurde buchstäblich ausgeführt. Manchmal ließen sich Kaffernfrauen und Kinder am Ausgange der Höhle blicken, um Wasser zu holen oder Wurzeln zu suchen, aber sie wurden niedergeschossen wie Hasen. Die Belagerung währte drei Wochen. Dann ward Alles still in der Höhle, aus welcher schon längst ein verpestender Geruch hervordrang; sie war zu einem ungeheuren Grabe geworden, das etwa tausend Leichen einschloß!

Alles Unheil wäre vermieden worden ohne die angeblich philantropische Politik der englischen Regierung, welche dem unverständigen Rathe beschränkter Köpfe folgte und ihren Mißgriff dann, wie schon bemerkt, schwer zu bereuen gehabt hat. Sie beraubte sich in den Bauern der besten Vormauer der Kolonie. Nach jenem schauderhaften Auftritt in der südafrikanischen Höhle, zu welcher vor einigen Jahren die Franzosen in Nordafrika ein Nebenstück lieferten, als Marschall Pelissier Hunderte von Kabylen auch in einer Höhle jämmerlich umkommen ließ, haben die Bauern Ruhe vor den Kaffern, und die Engländer sind endlich auch so weit, daß sie summarische Justiz üben. Alle ihre friedlichen Bemühungen sind gescheitert und nur von kurzer Dauer gewesen. Seit 1819 haben sie fünf blutige Kaffernkriege zu führen gehabt; der letzte dauerte von 1845 bis 1853, und kostete über 20 Millionen Thaler, die erspart worden wären, wenn man nicht den Missionären folgte, sondern die Bauern sich zu Freunden gemacht und im Lande behalten hätte.

Die Kaffernkriege waren so lästig, daß in England allen Ernstes der Vorschlag gemacht wurde, die ganze Kolonie preiszugeben und nur die Südspitze mit der Kapstadt zu behaupten. Man hätte also die Ansiedler ihrem Schicksal überlassen! Das ging nicht an. Darauf verfiel man auf den unglücklichen Gedanken, die schweren Verbrecher nach dem Kap zu deportiren, weil Australien dergleichen nicht mehr haben wollte. Dagegen erhoben die Bewohner sich wie ein Mann, und die Regierung hätte neben dem Kaffernkrieg auch noch einen Aufstand zu bekämpfen gehabt, wenn ihre unweise Verfügung nicht an diesem Widerstande gescheitert wäre. Ein Handelsinteresse gab am Ende den Ausschlag. Gerade der Nordosten des Kaplandes, welches einen beträchtlichen Theil des Kaffernlandes umfaßt, ist am besten bewässert, bewaldet, sehr ergiebig und hat ausgezeichnetes Klima; dort kann **Baumwolle** in großer Menge gebaut werden. Deshalb ist beschlossen worden, allmälig vom Kaffernlande so viel in Besitz zu nehmen, als man bedarf. Die Kolonialverwaltung munterte die Auswanderung aus Europa auf, die Regierung sichert die bereits in Besitz genommenen Theile des Kaffernlandes durch Garnisonen, welche sie an der Grenze aufstellt. Sobald dieses Grenzgebiet hinlänglich stark bevölkert ist und die Kaffern Vorwand zur Beschwerde geben, was wohl oft der Fall sein wird, nimmt man ihnen abermals Land ab, so viel man bedarf. Das ist so der Lauf der Dinge; die Wilden stehen ohnehin in der Klemme zwischen den beiden holländischen Bauernrepubliken und den englischen nun wohlgeschützten Niederlassungen.

Vier derselben werden von den Resten der englisch deutschen Legion gebildet, welche alle glücklich in ihrem Bestimmungsorte eingetroffen sind. Die Nachrichten lauten günstig; die englische Regierung hat ihre Verpflichtungen bisher erfüllt, und die Kolonialregierung zeigt sich wohlwollend; sie wird schon wissen was eine solche Schaar tapferer Männer gerade an der Kaffergrenze werth ist. Als ein Glück für unsere Landsleute, welche das Geschick in das ferne Südafrika verschlagen hat, ist es zu betrachten, daß sie einen so durchaus tüchtigen, zuverlässigen und ehrenhaften Mann zum Befehlshaber und zugleich als Vertreter ihrer Interesse haben, wie den General von Stutterheim. Er ist Artillerieoffizier und hat schon im schleswig-holsteinischen Heere als Major mit Auszeichnung gedient; ihm zu Ehren hat man die neue deutsche Ortschaft in Südafrika, welche von der Legion erbaut wird, **Stutterheim** genannt.

Dresden, den 9. Juli.

— Am 4. Juli, Nachmittags um 3 Uhr, fand das von Stadtrath und Stadtverordneten zur Erinnerung an die vor 25 Jahren erfolgte Einführung der allgemeinen Städteordnung veranstaltete **Festmahl** in dem mit den Büsten Sr. Majestät des Königs und der Könige Friedrich August und Anton geschmückten und sonst geschmackvoll decorirten Saale der Harmonie statt. Ihre königl. Hoheiten der Kronprinz Albert und Prinz Georg beehrten das Fest mit ihrer Gegenwart, und unter den geladenen Gästen befanden sich die Herren Staatsminister Freih. v. Beust und Behr, die Räthe des Ministeriums des Innern und der Kreisdirection, die Spitzen der übrigen Civil- und Militärbehörden, sowie eine Anzahl von Bürgern, welche sich durch ihre gemeinnützige Wirksamkeit um die Stadt verdient gemacht haben. Die Reihe der Toaste, welche letzteren insgesammt lebhafte Zustimmung fanden, eröffnete Herr Oberbürgermeister Pfotenhauer nach einem Rückblicke auf die seit Einführung der Städteordnung verflossenen 25 Jahre mit einem Hoch auf Se. Majestät den König, welchem sich dann ein Lebehoch auf Ihre königl. Hoheiten den Kronprinzen und den Prinzen Georg, ausgebracht vom Herrn Bürgermeister Neubert, anschloß. Hierauf erhob sich Se. k. Hoheit der Kronprinz, um „der vielgeliebten Vaterstadt Dresden und ihrem fortdauernden Wachsthum und fröhlichen Gedeihen“ ein Glas zu weihen. Dann sprach sich der Vorstand des Stadtverordneten-Collegiums, Herr Dr. Arnest, über den Zweck des Gesetzes, sowie über die Bedingungen aus, welche dessen Segen für das Gemeinwohl verbürgen, und verband damit ein Lebehoch auf die jüngst zu Ehrenbürgern ernannten Herren Staatsminister Dr. v. Zschinsky und Freiherrn v. Beust. Diesen Trinkspruch erwiderte der zuletzt genannte Staatsmann in längerer und eingehender Rede, welche mit einem Hoch auf die Vertreter der Stadt, den Rath und die Stadtverordneten Dresdens, endigte. Der erste stellvertretende Vorstand der Stadtverordneten, Herr Fin.-Proc. Ackermann, brachte in gebundener Rede ein Lebehoch auf die Repräsentanten der Staatsregierung, welches Herr Staatsminister Behr durch einen Toast auf das gemeinschaftliche pflichtmäßige Walten der Räthe und Vertreter, wie der Gemeinden, so des Landes, und der darüber waltenden Weisheit der Krone erwiderte. Der Gäste gedachte Herr Bürgermeister Dr. Hertel, während im Namen derselben Herr wirkl. Geheimrath Dr. v. Langenn dankte und unter Hinblick auf das Städteleben der Vergangenheit den Bürgersinn der Stadt Dresden leben ließ. Der letzte der officiellen Trinksprüche, welchen der zweite stellvertretende Vorstand der Stadtverordneten ausbrachte, galt den Männern, welche einst im Dienste des Staats und im Ständesaale mitgewirkt an dem Zustandekommen der Städteordnung, der ersten und schönsten Frucht unserer Verfassung. Schließlich brachte noch Herr Apotheker Gruner einen Toast auf das gegenseitige Vertrauen der städtischen Collegien aus, während die durch die Feier des Tages allseitig befriedigten Festtheilnehmer auf Anregung eines Gastes das heitere Mahl durch einen Act der Wohlthätigkeit schlossen und eine Sammlung für die Abgebrannten in Langebrück und Altenberg veranstalteten, welche die Summe von mehr als 90 Thalern eintrug.

— Am 5. Juli wurde vom k. Bezirksgericht zu Dresden der 34jährige **Dietze** aus Naustadt bei Meißen, welcher bereits als Schulknabe gestohlen und schon vier Mal im Arbeitshaus und drei Mal im Zuchthaus gesessen, neuerdings aber binnen acht Tagen abermals drei Einbrüche nebst diversen Schwindeleien verübt hatte, zu 2 Jahren Zuchthaus verurtheilt. Komisch war die Geschichte seiner letzten Entdeckung. Er war nämlich in der Nacht zum 23. April in Arnsdorf bei einem Bauer eingebrochen, hatte nach verübter That sich gemüthlich auf die Ofenbank gesetzt, Rock und Stiefel zum Trocknen aufgehangen, und

war eingeschlafen. Da reißt sich im Stalle ein Stück Vieh los, die Mägde stehen auf und finden den fremden Mann, der zwar barfuß und ohne Rock entspringt, aber bald darauf, zitternd vor Frost, hinter der Scheune gefunden und zur Haft gebracht wird. (S. C. Z.)

— Seit einigen Tagen hat sich das bereits in öffentliche Blätter übergegangene Gerücht verbreitet, daß gegenüber dem Packhof, in der Mitte des Elbstroms, das am 31. März 1845 mit dem Pfeiler unserer Elbbrücke herabgestürzte Crucifix im Sande entdeckt worden sei. Diese Nachricht ist jedoch bis jetzt verfrüht. Allerdings hat man an der bezeichneten Stelle bei gegenwärtigem kleinen Wasserstande einen zum Theil von Kies umgebenen großen Stein wahrgenommen, den man wegen seiner Umfänglichkeit für einen Theil des eingestürzten Crucifixpfeilers halten kann. Doch haben, wie wir hören, die heute Vormittag angestellten Untersuchungen noch nichts ergeben, was sicher darauf schließen ließe, daß das Crucifix selbst wirklich an jener Stelle, die vorläufig mit einem Male bezeichnet wurde, verborgen liegt. Vielleicht geben indessen weitere Untersuchungen ein besseres Resultat.

— Am 7. Juli in der fünften Nachmittagsstunde entlud sich über unserer Stadt und deren Umgebung ein mit Sturm und Hagelschlag begleitetes Gewitter, dessen Heftigkeit lebhaft an das furchtbare Unwetter vom 25. Juli vorigen Jahres erinnerte. Der dadurch in den Gärten und Fluren verursachte Schaden ist sehr bedeutend. Auf den Feldern von Pennrich, Altfranken, Gorbitz, Gombitz, Ockerwitz, Omsewitz, Burgstädtel, Leuteritz, Kemnitz, Stetzsch, Mobschatz, Brabschütz, Rennersdorf, Podemus, Gohlis, Cotta, Wölfnitz, Roßthal, Zöllmen, Steinbach, Neitzsch rc. haben die Feld- und Baumfrüchte durch den Hagelschlag viel gelitten. Auch auf den Fluren der gegenüber auf dem rechten Elbufer gelegenen Ortschaften und zwar bis in die Moritzburger, Radeburger und Königsbrücker Gegend hat das Unwetter vielfache Verwüstungen angerichtet und es wurden an mehren Orten durch den Sturm Dächer beschädigt und Bäume entwurzelt. Insbesondere ist der in den Weinbergen der Lößnitz verursachte Schaden außerordentlich groß, und die daselbst angerichteten Verheerungen haben nicht allein die diesjährige Weinernte zerstört, sondern durch Verletzung des jungen Holzes auch den Ertrag künftiger Jahre beeinträchtigt. In den zahlreichen, längs der Meißner Chaussee gelegenen Fruchtgärten hat der Hagel Alles zerschlagen, und die Bewohner von Neudorf, Pieschen und Trachau sind davon am schwersten betroffen worden.

*Neukirch, b. Wilsdruf, 7. Juli. Gestern Nachmittag 3½ Uhr zog ein heftiges Gewitter über unsern Ort, welches sich in dichtem Regengusse entlud. Ein Blitzstrahl fuhr in den Schornstein des dem Tischler Saupe gehörigen Wohnhauses und zündete das Gebäude. Doch konnten fast alle Habseligkeiten des Calamitosen gerettet werden. Auch auf einem nahen Felde schlug der Blitz ein.

‡Meißen, 7. Juli. Am gestrigen Nachmittage gegen 5 Uhr zog ein heftiges Gewitter über unsere Stadt und der Blitz schlug in die sogenannte Teichmühle, in dreizehn Telegraphenstangen, in die Rathsweinzerei bei Cölln, sowie in hiesiger Stadt in das Wohnhaus des Beutlermeisters Flicker und in das k. Telegraphenbureau, woselbst durch den Blitzschlag die Apparate beschädigt wurden. Gezündet hat der Blitz glücklicherweise nirgends; auch war das Gewitter weit weniger mit Hagel begleitet, als dies weiter oben im Elbthale der Fall gewesen ist.

*Dippoldiswalde, 8. Juli. Vorgestern Nachmittag schlug der Blitz in das Wohnhaus des Gartennahrungsbesitzers Köhler in Oberfrauendorf und es wurde dasselbe nebst der angebauten Scheune ein Raub der Flammen.

†Freiberg, 7. Juli. Bei dem gestern Nachmittags stattgefundenen heftigen Gewitter schlug der Blitz in das Haus des Gartennahrungsbesitzers Seidler in Gränitz, zündete und legte das Gebäude in Asche. Der am Tische sitzende Eigenthümer wurde vom Blitze betäubt und am linken Arme gestreift; derselbe befindet sich aber auf dem Wege der Besserung. — Zu gleicher Zeit schlug der Blitz in das Wohnhaus des dem Erbgerichtsbesitzer Steiger in Oberlangenau gehörigen Beigutes, und es brannte dasselbe nebst der Scheune nieder.

*Auerbach, am 6. Juli. In der gestrigen Mittagsstunde brach bei der hiesigen Fleischerswittwe Förster Feuer aus, welches sich mit furchtbarer Schnelligkeit verbreitete und in kurzer Zeit 36 Wohnhäuser (ohne die Seiten- und Hintergebäude) und die zwei Rittergüter hiesigen Orts in Asche legte. Das Feuer, welches die ganze obere Stadt in Gefahr brachte, soll durch den einige zwanzig Jahr alten, geistesschwachen Sohn der Förster angelegt worden sein; derselbe befindet sich deshalb in gerichtlicher Haft.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen		Roggen		Gerste		Hafer		Erbsen	
			Thlr.	Ngr.	Thlr.	Ngr.	Thlr.	Ngr.	Thlr.	Ngr.	Thlr.	Ngr.
Dresden	Juli 6.	von	3	25	6	15	3	4	2	5	—	—
		bis	4	—	7	—	4	12	2	25	—	—
Bautzen	Juni 27.	von	7	10	4	15	3	20	2	20	—	—
		bis	8	5	5	2	4	—	3	2	4	25
Meißen	Juli 4.	von	6	15	3	25	3	5	2	10	—	—
		bis	7	—	4	—	3	10	2	15	—	—
Pirna	Juli 4.	von	6	—	3	15	3	2	2	—	—	—
		bis	6	20	4	5	3	10	2	20	—	—
Radeburg	Juli 8.	von	6	15	3	8	3	18	2	15	—	—
		bis	7	5	3	15	3	24	2	2[illegible]	—	—
Roßwein	Juli 7.	von	7	—	3	12	3	—	2	10	—	—
		bis	8	—	4	10	3	10	2	15	—	—
Chemnitz	Juli 1.	von	7	20	4	20	3	25	2	15	4	15
		bis	8	—	5	5	4	—	2	25	4	20

Dresden. Das Schock Stroh 5 Thlr. 12 Ngr. bis 6 Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu 1 „ 10 „ „ 1 „ 15 „
Radeburg. Haidekorn 3 Thlr. 6 Ngr. bis 3 Thlr. 21 Ngr.
Eingegangen: 522 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 4. bis mit 6. Juli 1857.
die Kanne 15 Ngr. — Pf. bis 16 Ngr. — Pf.
— in Pirna (4. Juli) 13 „ — „ „ 15 „ — „
— in Roßwein (7. Juli) 12 „ — „ „ 13 „ 6 „
— in Chemnitz (1. Juli) 15 „ 5 „ „ 16 „ — „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3 % große 85½ gesucht; dergleichen kleine 86 gesucht. Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 102½ angeb.; dergl. von 1847 à 4 % 98½ gesucht; dergl. von 1852 und 1855 à 4 % 98½ gesucht; dergl. von 1852 4 % à 100 Thlr. 9⁰½ ges.; dergl. 1855 à 3 % 80 ges. Land-Rentin-Briefe große 86½ ges.; dergl. kleine 88 ges.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99½ ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4 % große 99 angeb.; kleine 99½ angeb.; dergl. à 3½ % große — angeb., kleine — angeb.; dergl. 3½ % große — angeb., kleine — angeb. Lausitzer 4 % Pfand-Briefe große 99½ ges.; kleine 99½ ges.; dergl. 3½ % große und kleine 94 ges.

Preuß. 4½ % Anleihe 99½ ges.; dergl. 4 % 93½ ges. Preuß. 3½ % Staats-Schuld-Scheine 83½ ges.
Oesterr. 5 % Nation.-Anleihe 83½ gesucht.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 14 Ngr. 5 Pf., Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99½.

Dresden, den 9. Juli 1857. Ed. Rockstch.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.

(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 28 nebst einer Beilage.)

Freitag, Nr. 29. 17. Juli 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse, Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Die seit dem Bekanntwerden der letzten von Wien und Berlin nach Kopenhagen gesandten Noten so vielfach ausgesprochene Erwartung, daß den nun schon über ein Jahr andauernden, ziemlich erfolglosen diplomatischen Verhandlungen zwischen den beiden deutschen Großmächten und Dänemark nunmehr das Einschreiten der deutschen Bundesversammlung folgen werde, hat sich nicht bestätigt; es ist vielmehr alle Aussicht vorhanden, diese so wichtige Angelegenheit noch länger in der Schwebe erhalten zu sehen. Bekanntlich hatte Dänemark die beiden deutschen Großmächte durch die Zusage zu beruhigen gesucht, daß den holsteinischen Provinzialständen ein revidirter Entwurf der Verfassung für die inneren Angelegenheiten Holsteins vorgelegt werden solle. Ob nun gleich diese Zusage nur formaler Natur war und jedweder materiellen Garantie entbehrte, so erklärten sich doch Oesterreich und Preußen damals unter gewissen Voraussetzungen für befriedigt und wollten vorläufig von einer Verfolgung der Sache bei dem Bunde absehen. Diese Voraussetzungen aber bestanden darin, „daß der holsteinischen Ständeversammlung nicht nur vollständige Gelegenheit gegeben werde, sich über die Abgrenzung der ständischen Competenz frei und ungehindert auszusprechen, sondern daß auch die Vertreter Lauenburgs in gleicher Weise gehört werden und den Ständen beider Herzogthümer dabei unbenommen bleibe, namentlich auch die Stellung und Vertretung der betreffenden Landestheile in der Gesammtverfassung der dänischen Monarchie in den Bereich ihrer Berathungen zu ziehen." Hierdurch wurde der nur formalen dänischen Concession auch ein materiell genügender Inhalt gegeben, und es kam nun vor Allem darauf an, was man zu diesen Unterstellungen in Kopenhagen sagen würde. Oesterreich begnügte sich damit, seine Meinung in vorstehender Weise auszusprechen, Preußen ging aber, und dies war von Wichtigkeit, einen Schritt weiter; es erklärte nämlich dem dänischen Kabinet, daß man für den Fall, daß die preußische Auffassung der dänischen Zusage den Absichten der Kopenhagener Regierung nicht entsprechen sollte, eine weitere Aeußerung von dort erwarte; Preußen werde dann in Erwägung ziehen, ob nicht unter solchen Umständen die Sache doch noch dem Bunde vorzulegen sei. Hiermit schien dem in Kopenhagen vorwaltenden Bestreben, die Angelegenheit in's Ungewisse hinauszuschieben, ein Ziel gesetzt zu sein. Aber man hat in Kopenhagen die Klippe glücklich zu umschiffen gewußt und sich in der Voraussetzung, daß die preußische Diplomatie nicht so rasch von den Worten zum Handeln übergehen werde, nicht getäuscht. Die Kopenhagener Blätter erklärten rund heraus und mit jener Anmaßung, die man an ihnen längst gewohnt ist, daß die Unterstellungen der deutschen Großmächte nun und nimmermehr in Erfüllung gehen würden, ja daß es Dänemark eher auf einen Krieg ankommen lassen werde, ehe es Das gewähre, was man für die deutschen Herzogthümer zu fordern sich unterfange. Die dänische Regierung hat es dagegen vorgezogen, minder schroff aufzutreten und den bisherigen Weg des Lavirens nicht zu verlassen. Ihre Antwort ist noch nicht veröffentlicht; doch weiß man bereits soviel, daß sie ein Versprechen, den Ständen der Herzogthümer die betreffenden Artikel der Gesammtverfassung vorzulegen, nicht enthält, sondern durch die unbestimmte Versicherung, ein den Wünschen der Großmächte entgegenkommendes Verfahren einschlagen zu wollen, die Angelegenheit hinzuhalten sucht. Diese ungenügende Antwort Dänemarks hat nun zu neuen Verhandlungen zwischen Oesterreich und Preußen Anlaß gegeben, deren Resultat sicherem Vernehmen nach darauf hinausläuft, daß man vor der Hand Beruhigung fassen und vor weiteren Schritten erst die Ergebnisse der Verhandlungen mit den Provinzialständen der Herzogthümer abwarten will. Die ganze Streitfrage steht daher, trotz der entschiedenen Erklärung Preußens, wiederum ganz auf demselben Puncte, auf welchem sie sich vor Monaten befand, als die dänische Regierung die allgemein gehaltene Zusage machte, eine Revision der holsteinischen Verfassung eintreten zu lassen. Deutschland hat durch diese Verzögerung nichts gewonnen, wohl aber Dänemark, dessen Interessen es erheischen, den Streit möglichst in die Länge zu ziehen und eine Einmischung des deutschen Bundes fernzuhalten.

Dem im vorigen Jahre mit der Prinzessin Louise von Preußen vermählten Großherzoge von Baden ist am 9. Juli ein Prinz geboren worden. Dieses freudige Ereigniß hat dem Großherzoge Anlaß zu einem abermaligen Amnestie-Acte gegeben, welcher sich sogar auf einen Theil derjenigen politischen Verurtheilten erstreckt, die im Auslande leben. Allen badischen Unterthanen, welche sich in den Jahren 1848 und 1849 der Verbrechen des Hochverraths, der Widersetzlichkeit, der öffentlichen Gewaltthätigkeit oder des Aufruhrs schuldig gemacht haben und dermalen ihre Strafe erstehen, ist der Rest derselben erlassen; ferner werden alle vormalige Unterthanen, welche wegen der bezeichneten Verbrechen landesflüchtig und zu keiner höheren als achtjährigen Zuchthausstrafe verurtheilt sind, begnadigt; endlich werden die Untersuchungen dieser Verbrechen niedergeschlagen, welche bis auf Betreten der Angeschuldigten eingestellt worden sind; alles dies unter der Voraussetzung, daß die Betreffender, nachdem sie unter Erklärung ihrer Reue um Begnadigung nachgesucht haben, sich fortan wohlverhalten.

Das Gerücht von einer Zusammenkunft des Kaisers von Rußland mit dem Kaiser der Franzosen gewinnt immer mehr Boden, und man legt wohl nicht mit Unrecht der Ausführung dieses Planes eine besondere politische Bedeutung bei. Aus Darmstadt wird berichtet, daß kurz nach dem Besuche des russischen Kaisers der Großherzog von Hessen mit dem Prinzen Alexander nach Plombières, dem jetzigen Aufenthaltsorte des französischen Kaisers, gereist sei; man bringt diese plötzliche Reise mit jener beabsichtigten Zusammenkunft in Verbindung und glaubt, daß die beiden Brüder der russischen Kaiserin am französischen Hofe hierzu die erforderlichen Einleitungen getroffen haben.

Oesterreich. Es wurde schon früher erwähnt, daß die österreichische Regierung sich bereit erklärt hat, öffentliche Sammlungen für das Luther-Denkmal in Worms zu gestatten; jetzt wird nun durch das Cultusministerium bekannt gemacht, daß jene Sammlungen in allen protestantischen Gemeinden des

Kaiserstaats eingeleitet werden dürfen. — Das von einem Bezirksamte wieder aufgefrischte Verbot, christliche Dienstboten in jüdischen Familien zu halten (s. Nr. 28), ist durch höhere Entscheidung sofort beseitigt worden.

Italien. Die weiteren Berichte über die Aufstandsversuche in Toscana, Sardinien und Neapel bringen in Betreff der Vorgänge in Genua und Livorno nichts wesentlich Neues; dagegen werden die Angaben über den Aufruhr auf neapolitanischem Gebiet vervollständigt, und es ergiebt sich, daß dort am meisten Blut geflossen ist, ehe es gelang, die Aufständischen zu zerstreuen. Die zuerst auf der Insel Ponza (s. Nr. 28) gelandeten Insurgenten hatten nach einem mißlungenen Landungsversuche bei Capri sich nach Padula gewendet; sie wurden von einem ehemaligen Offizier, Carl Pisacane, Herzog v. Giovanni, commandirt, der sich schon bei den früheren italienischen Aufständen betheiligt hatte. Das Ziel derselben war Salerno, durch dessen Ueberrumpelung sie ihrem Unternehmen großen Vorschub zu leisten hofften. Als sie aber nach Padula kamen, fanden sie in einem Hinterhalte vier Bataillone Jäger, welche während der Nacht dort gelandet worden waren. Es kam zu einem heißen Gefecht, bei welchem 30 Insurgenten getödtet und 50 verwundet wurden; der Rest flüchtete und wurde bei Sanza von den Stadtgarden gefangen genommen. Pisacane, welcher, von Mazzini getäuscht, fest auf eine allgemeine Betheiligung der Bevölkerung an dem Aufstande gehofft hatte, fiel in die Hände der königlichen Truppen. Einige Zeitungen melden, daß er bereits erschossen worden sei, doch ist dies bis jetzt nicht begründet, obgleich ihm kein anderes Loos zu Theil werden wird. In der Hauptstadt Neapel ist übrigens, wie die Berichte übereinstimmend versichern, Alles ruhig geblieben. — In Livorno wurde der Belagerungszustand verkündet; doch haben nach dem blutigen Kampfe vom 30. Juni dort keinerlei Ruhestörungen stattgefunden. — In Genua sind mehr als 50 Personen verhaftet worden und das gerichtliche Verfahren gegen dieselben wird ehestens beginnen. Unter denselben befinden sich, wie versichert wird, ganz unwissende Leute, die außer dem empfangenen Gelde und den erhaltenen Instructionen keine Idee von Politik haben. Mazzini, der wirklich in Genua gewesen, sich aber zeitig genug aus dem Staube machte, hatte, um Leute anzulocken, Proclamationen vertheilen lassen, in denen Plünderung und Theilung der Beute in Aussicht gestellt wurde. Bei den von den Behörden in Genua angestellten Nachsuchungen hat man 500 Gewehre, 50 Pistolen und 240 Dolche, sowie bedeutende Pulvervorräthe an verschiedenen Orten verborgen gefunden. Die piemontesische Regierung ist zuerst durch die französische Polizei auf das Vorhaben Mazzini's aufmerksam gemacht worden, und es war daher möglich, noch vor dem Ausbruche des Aufstandes mehrfache Vorkehrungen zu dessen sofortiger Unterdrückung zu treffen.

Frankreich. Der „Moniteur" bringt eine Zusammenstellung der Wahlergebnisse in ganz Frankreich und knüpft daran die Behauptung, daß auch die letzte Kundgebung den Beweis geliefert habe, wie fest Frankreich an seiner starken und volksthümlichen Regierung halte. Von 9¼ Mill. eingeschriebenen Wählern haben 6,136,664 gestimmt und zwar 5,471,888 für die Regierung und 571,859 für die Opposition; 92,917 Stimmen gingen durch ungültige Stimmzettel rc. verloren. Die Pariser Wahlen werden in jener Uebersicht nicht besonders erwähnt und zugleich kündigt das amtliche Blatt den Willen der Regierung an, daß von jetzt an jedwede weitere Besprechung der Wahlen in der Presse zu unterbleiben habe. Damit ist die unliebsame Discussion über das Pariser Wahlergebniß beseitigt. In den Hofkreisen ist man sehr verstimmt über die Undankbarkeit der Pariser Arbeiter; die Regierung hat bekanntlich gerade für diese Classe außerordentlich viel gethan, um sie, wenn auch auf Kosten der übrigen Steuerpflichtigen, bei guter Laune zu erhalten, aber es ist Alles vergeblich gewesen, denn es waren namentlich die Arbeiter, welche der Opposition bei den Wahlen den Sieg sicherten.

Nach den neuesten Berichten aus Algier rücken zwar die Franzosen in Kabylien siegreich vor; doch sind auch die erlittenen Verluste nicht unbedeutend und es haben deshalb neuerdings mehre Truppenabtheilungen Befehl erhalten, sich nach Afrika einzuschiffen.

Spanien. Im Süden des Landes haben wieder einmal unruhige Auftritte stattgefunden, doch ist es der Regierung nicht schwer geworden, die Bewegung, welche offenbar einen republikanischen und communistischen Charakter trug, zu bewältigen; denn so schnell auch die Spanier bei der Hand sind, wenn es gilt, ein Ministerium zu stürzen, oder eine früher zu Grabe getragene Verfassung von Neuem zu proclamiren, so haben doch die republikanischen Bestrebungen bisher nirgends nachhaltigen Anklang gefunden und höchstens in den Fabrikdistrikten Cataloniens die Arbeiter vorübergehend bethört. Die neueste Erhebung, welche in Andalusien zum Ausbruche kam, war übrigens ganz darnach angethan, den Leuten die Augen über die sociale Republik zu öffnen; denn sie begann mit Plünderung und endete mit Mord und Brandstiftung. In Utrera, einer Stadt mit ungefähr 12,000 Einwohnern, wurde das Signal zum Aufstande gegeben. Dort zogen ungefähr 150 Reiter unter der Anführung eines Obersten, unter dem Rufe: „Es lebe die Republik!" zum Thore herein, und als die Civilgarde Widerstand leistete, steckten die Aufrührer die Kaserne derselben in Brand und forderten dann von der Bevölkerung eine Kriegscontribution von 8000 Piastern (11,600 Thlr.); als diesem Begehren nicht entsprochen wurde, drang die Bande in die Häuser, um zu plündern. In den umliegenden Ortschaften wurden die Archive mit den Hypotheken- und Flurbüchern verbrannt und Alles zur „allgemeinen Theilung" vorbereitet. Dieses verbrecherische Treiben fand jedoch selbst bei der ärmeren Landbevölkerung keine Unterstützung, und so gelang es denn bald, eine Anzahl der Aufrührer festzunehmen. Zwanzig Mann wurden auf der Stelle erschossen und eine gleiche Anzahl werden ihr Verbrechen erst noch zu büßen haben. In Sevilla, der Hauptstadt Andalusiens, gelang es indessen den Republikanern, einigen Anhang zu gewinnen, indem sie den brodlosen Arbeitern 10 Realen (22 Ngr.) täglich nebst Brod, Fleisch und Weinration anboten, die Aufhebung der Conscription und Einführung der Volksbewaffnung proclamirten rc. Aber alle diese Versprechungen vermochten nur Einzelne, sich der Bande anzuschließen, welche dann weiterzog, um die Fahne des Aufruhrs auch an anderen Orten aufzupflanzen. Mittlerweile hatten die Militärbehörden Anstalten zur Verfolgung der Bande getroffen und dieselbe sah sich genöthigt, in das Gebirge zu flüchten, nachdem ihr Anführer, Manuel Maria Caro, in die Hände der Behörden gefallen war. Nach den letzten Berichten ist die Ruhe überall wieder hergestellt, doch wird der durch die republikanischen Banden verursachte Schaden als bedeutend geschildert. Die Regierung hat die Besorgniß, welche durch diese Unruhen unter den Cortes hervorgerufen wurde, dazu benutzt, die Fortbewilligung der Steuern und ein strenges Preßgesetz durchzusetzen und hiermit die dermalige Session zu schließen.

Großbritannien. Wie in früheren Jahren, so ist auch in dieser Session die Bill, welche die Abänderung des parlamentarischen Eides und die Zulassung der Juden im Parlament bezweckt, an dem Widerstande des Oberhauses gescheitert. Die zweite Lesung der diesmal von der Regierung eingebrachten Bill wurde mit 173 gegen 139 Stimmen zurückgewiesen.

Die Vermuthung, daß die in Indien unter den eingeborenen Truppen ausgebrochene Meuterei von den ministeriellen Blättern nicht nach ihrem wahren Umfange geschildert worden, hat sich vollständig bestätigt. Die Sachen stehen weit schlimmer, als Anfangs zugegeben wurde. Unter den Eingeborenen in ganz Indien soll die Vorstellung herrschen, daß die britische Obermacht in Hindostan noch dieses Jahr ein Ende haben wird, und das den Soldaten mit den Patronen gegebene Aergerniß (s. Nr. 27) soll von den höheren Classen nur

als Vorwand benutzt worden sein, um den Fanatismus der Truppen zu wecken. Bis jetzt ist der Aufstand auf die Präsidentschaft Bengalen beschränkt geblieben, obgleich es auch in den nordwestlichen Provinzen nicht an einzelnen Aufruhrversuchen gefehlt hat. Die Engländer haben die vor Delhi versammelten Meuterer geschlagen und ihnen 26 Kanonen abgenommen; die Stadt ist aber immer noch in den Händen der Aufständischen. Zum Unglück war der britische Oberbefehlshaber, General Anson, welcher die Operationen gegen die Meuterer leiten sollte, auf dem Marsche nach Delhi an der Cholera gestorben. Die Zahl der in Bengalen desertirten Sipahis (eingeborenen Truppen) beläuft sich nach den eigenen Angaben der Engländer auf mehr als 30,000, und da dieselben ausgezogen sind, um die zerstreut liegenden englischen Militärstationen zu überfallen, so darf man annehmen, daß viel Blut geflossen ist. Kalkutta war ruhig geblieben, doch befand sich die Stadt in einer Art Belagerungszustand; die Zugbrücken waren aufgezogen und sieben europäische Regimenter lagen in der Stadt. — Als die letzten Nachrichten aus Indien in London eintrafen, wurde sofort ein Kabinetsrath gehalten und Sir Collin Campbell zum Oberbefehlshaber ernannt; derselbe mußte noch an demselben Tage nach Kalkutta abreisen. Bis jetzt sind 14,000 Mann nach Indien eingeschifft oder auf dem Puncte, eingeschifft zu werden; außerdem sollen noch andere Verstärkungen abgesandt werden, sobald die nöthigen Vorräthe und Schiffe herbeigeschafft werden können.

Montenegro. Der Fürst Danilo führt seit seiner Rückkehr von Paris eine so grausenerregende und blutige Herrschaft, daß die Aufmerksamkeit der österreichischen Regierung sich den dortigen Zuständen ernstlich zugewendet hat. Der leiseste Verdacht oppositioneller Gesinnung, die geringste Aeußerung über die Willkürherrschaft des Fürsten reichen aus, um die Verfolgungssucht wachzurufen. In den letzten drei Wochen hat der Fürst drei angesehene Montenegriner, ohne Urtel und Recht, ergreifen und erschießen lassen.

Persien. Der Schah von Persien scheint es nach morgenländischer Sitte mit der Erfüllung von Verträgen nicht allzugenau zu nehmen, und so stößt denn auch die Ausführung des kürzlich mit Großbritannien abgeschlossenen Friedensvertrags auf mancherlei Hindernisse und Verzögerungen, die persischerseits absichtlich herbeigeführt scheinen, weil England gegenwärtig in China und Indien in ernste Händel verwickelt, seinen Forderungen keinen ernsten Nachdruck zu geben vermag. Insbesondere hat die Wiederanknüpfung der diplomatischen Verbindung Schwierigkeiten hervorgerufen. Der bis vor Kurzem in Bagdad weilende englische Gesandte Murray, welchen der Schah, wie aus dem in Nr. 25 d. Bl. abgedruckten Briefe zu ersehen, so schnöde behandelte, verlangt nämlich seinen Einzug in Teheran an der Spitze eines englisch-indischen Cavalerieregiments mit einem zahlreichen Generalstabe zu halten, um sich hierdurch bei den Orientalen in Respect zu setzen. Hiervon will aber die persische Regierung nichts wissen, und diese Weigerung hat zu neuen Unterhandlungen Anlaß gegeben, deren Beendigung der Vertreter Englands an der persischen Grenze abzuwarten genöthigt ist. Der Abgesandte Rußlands, Fürst Bariatynski, hat dagegen in Teheran einen überaus glänzenden Empfang gefunden, und man schließt hieraus, daß der Schah trotz aller im Friedensvertrage niedergelegten Freundschaftsversicherungen gegen England, nach wie vor es mit den Russen zu halten gedenkt. — Bei dieser Gelegenheit möge nicht unerwähnt bleiben, daß die Familie des Schah bis auf 2000 Prinzen und Prinzessinnen angewachsen ist, weshalb sich der Beherrscher des durch und durch faulen und zerrütteten Reichs veranlaßt gesehen hat, die Verheirathung seiner Verwandten von seiner speciellen Genehmigung abhängig zu machen.

Der Bauer von Helmstein.

Volkserzählung von Adolf Stern.

(Fortsetzung.)

V.

Die verhängnißvolle Botschaft.

Wir müssen, während Franz in Würzburg Liebesglück sucht und findet, den freundlichen Leser auf den ersten Schauplatz unserer Erzählung, das Dorf Helmstein, zurückversetzen.

Bekanntlich hatte Junker Guido von Franz verlangt, daß die arme Rosel ihr Herrenjahr sofort antreten solle; aus welchem Grunde der Junker dies Verlangen stellte, haben wir gleichfalls schon angedeutet und nur noch zu bemerken, daß Rosel sehr gefaßt ihre neuen Obliegenheiten, die in der Bedienung des Junkers bestanden, erfüllte. Sie war sich ihrer Schmach zu sehr bewußt und auch schon zu abgestumpft, um noch Thränen über ihr Schicksal vergießen, oder einen Versuch, demselben zu entfliehen, machen zu können. So verfloß der Winter; nicht einmal die Mutter Margreth, die bitter über ihr Verlassensein klagte, erhielt einen Besuch von der Tochter.

Eines Tages aber erhielt Rosel einen Brief aus Würzburg, den sie sorgsam versteckt hielt, bis es ihr gelingen würde, irgend Jemand zu finden, der ihr denselben vorlesen könnte, da sie, wie beinahe alle ihre Angehörigen, weder lesen, noch schreiben konnte. Zuletzt faßte sie sich ein Herz, ging zu dem Pfarrer des Dorfes und bat ihn, den Brief vorzulesen. Der Pater war gern erbötig; hoffte er doch auch Etwas zu erfahren. Er riß das Stückchen Wachs, welches als Siegel galt, ab und las:

„Wie Dir, liebe Rosel, der Karsten-Hans, der diesen Brief bringt, bestellt haben wird, laß denselben von keinem Andern lesen, als von dem Küster zu Reiberg — —"

„Verzeiht, Herr Pfarrer," unterbrach Rosel den über diese Klausel verwunderten Vorleser; „davon hat mir der Karsten-Hans nichts gesagt, gebt mir meinen Brief zurück und ich will zum Küster nach Reiberg gehen."

„Aber es wird doch nichts im Briefe stehen," wehrte der neugierige Pfarrer und las fort: „und laß auch seinen Inhalt um Gottes willen keinen andern Menschen erfahren, als den Küster und —"

Mit einer raschen Handbewegung hatte sich Rosel wieder in den Besitz des verfänglichen Briefes gesetzt und denselben in ihrem Busentuch geborgen. Der erzürnte Pfarrer verlangte ernstlich die Herausgabe des Briefes, der sehr gefährliche Dinge enthalten müsse; Rosel verweigerte aber dieselbe auf das bestimmteste; sie wußte sehr gut um die geheimen Pläne ihres Bruders, da sie selbst eine „Wissende" war, und stieß darum den Pfarrer unsanft zur Seite, um zu entfliehen. Es gelang ihr, und mit wahrhaft rasender Eile lenkte sie ihre Schritte nach dem eine Stunde entfernten Reiberg, wo Herr Bartholomäus Asch, der Küster, ebenfalls „wissend", wohnte. Sie langte bei ihm an, zeigte ihm den Brief und bekam nun erst die Kunde dessen, was er enthielt.

Nach dem uns bekannten Eingange schrieb Franz, daß er sich seit einiger Zeit wohl und gesund zu Würzburg befinde, daß der Proceß des Vaters vor der Hand gut stehe und nur augenblicklich durch einen Zufall ein schlimmes Aussehen gewonnen habe, daß sie deshalb nicht verzagen möge, wenn ihr schlimme Gerüchte darüber zu Ohren kämen. Er wünsche nun aber vor allen Dingen, daß Rosel in der nächsten Versammlung der Wissenden, die sie durch Herrn Bartholomäus gewiß erfahren werde (der Vorleser nickte hier beifällig), den Aufstand zum ersten April ankündigen solle. — Solche Weisung habe er in Briefen von unbekannter Hand erhalten, es möchten sich demnach alle „Wissenden" bereit halten. Zum Schluß war noch eine kurze Bemerkung über sein Verhältniß zu Jungfer Marie beigefügt, welche Rosel höchst neugierig machte.

„Ach," sagte sie, aufathmend, als Herr Bartholomäus die Vorlesung geendet, „wie gut, daß ich dem Helmsteiner

Pfarrer den Brief aus den Händen riß! Welche Geschichten konnte das geben, wenn die Sache vor der Zeit verrathen wurde!"

„Nun, nun," meinte bedenklich Herr Bartholomäus, „man soll den Tag nicht vor Abend loben. Der ehrwürdige Herr dort drüben wird wahrscheinlich Nachforschungen anstellen, beim Junker Guido Anzeige machen, oder sonst Etwas thun. Ich will nur zuerst den Brief verbrennen; das ist doch schon etwas Sicheres. Aber freilich —"

Rosel suchte den mit Recht besorgten Mann zu beruhigen; sie äußerte, daß es schon spät sei und sie eilen müsse, wieder auf Schloß Helmstein zu kommen, damit Junker Guido ihre Abwesenheit nicht bemerke. Bei Nennung dieses Namens seufzte Herr Bartholomäus Asch laut; dann fragte er feierlich:

„Rosel, kannst Du schweigen?"

„Welche Frage! ich werde stumm sein, wie das Grab."

„Auch wenn," — Herr Bartholomäus schauderte — „auch wenn sie Dich auf die Folter legen und Dich martern, wirst Du dann schweigen können?"

Rosel schauerte zusammen und verhüllte weinend das Gesicht; Herr Bartholomäus aber fuhr ernst und eindringlich fort:

„Und siehst Du, Mädchen, wenn Du nicht schweigen könntest, und wenn Du die Wissenden verriethest, wie würde es dann? Du hättest Tausende Deiner Brüder auf dem Gewissen; durch Dich wäre die Befreiung des gedrückten Volkes vereitelt und auf's Neue weit hinausgeschoben worden."

„Wenn es so ist, warum hat mich der Vater zum Bundschuh schwören lassen?" schluchzte Rosel.

Bartholomäus Asch zog indessen ein kleines versiegeltes Fläschchen aus seinem Kasten, hielt dasselbe dem zitternden Mädchen vor und sagte:

„Rosel, hier hast Du ein Mittel, welches Dich im schlimmsten Falle von der Folter rettet und schweigen macht. Versprich mir, das Gift zu trinken."

Rosel schlug herzhaft in die dargebotene Hand, versteckte das schreckliche Mittel in ihren dicken Haarflechten und schickte sich an, heimzukehren. Herr Bartholomäus gab ihr eine Strecke das Geleit und segnete sie beim Abschied. Als sie von ihm geschieden, sagte er zu sich:

„Ich konnte mir's gleich denken. Aber wie hat auch der Franz Brand, ein sonst so schlauer Fuchs, diesmal so tölpisch sein können und einen Brief, wie diesen, dem Karsten-Hans anvertrauen können? Ich muß mich auf alle Fälle bereit halten, dem Helmsteiner Stephan Gesellschaft zu leisten."

Rosel wurde bei ihrem Eintritte in das Schloß von den beiden Stallbuben und dem Hausmeister mit seltsamen Blicken, die nichts Gutes weissagten, gemustert; ihr Herz klopfte hörbar, als sie die Thüren von Junker Guido's Gemächern öffnete. Sie sah gar bald, daß Etwas in ihrer Brief-Angelegenheit geschehen sein müsse. Der Junker, obschon seit langer Zeit merklich kälter, als sonst, bot ihr nicht einmal den frostigen: „Guten Abend", mit welchem er sie sonst immer zu empfangen pflegte; und begnügte sich, kurz und scharf zu fragen:

„Bist Du wieder da, Dirne? Wo hast Du gesteckt?"

„In Neiberg, beim Küster Bartholomäus Asch," antwortete Rosel, die es für's Beste hielt, die Wahrheit zu sagen.

„So? Und was hat Dich zu dem alten Aufwiegler und Bundschuhfreund getrieben? Weißt Du nicht, daß er bei'm rothen Konrad war?"

„Verzeihung, Herr! davon höre ich jetzt das erste Wort. Ich wollte ihn nur einen Brief lesen lassen, den ich von meinem Bruder Franz aus Würzburg bekommen."

„Was treibt der Mensch so lange in Würzburg? Er könnte längst daheim sein. Hausmeister!"

Der Gerufene erschien und vernahm den Befehl, den Hörigen Franz Brand, gegenwärtig zu Würzburg, unverzüglich heim zu bescheiden. Rosel sammelte sich indessen ein wenig.

„Und was stand in dem Briefe, daß ihn der ehrwürdige Pater Sebald nicht und Niemand außer dem Küster lesen sollte?"

„Ueber den Proceß meines Vaters, wegen des Försters Lorenz," platzte Rosel heraus und glaubte einen Ableiter für alle weiteren Fragen gewonnen zu haben. Der Junker sagte jedoch:

„Gut, daß ich dies weiß. Gieb mir zur Stelle den Brief, so wird der Proceß gleich beendet sein; denn ohne Zweifel enthält er sehr wichtige Nachrichten über das Verbrechen."

„Ich habe das Schreiben nicht mehr," erwiderte Rosel; „der Küster hat's behalten, da ich's doch einmal nicht lesen kann."

„So? nun, ich werde den Küster holen lassen; einstweilen kannst Du mir immer sagen, was im Briefe über den Proceß Deines Vaters stand. Hat der alte Sünder eingestanden?"

„Nein, er ist unschuldig."

„Ha, wenn er wirklich unschuldig wäre und der Brief hätte weiter nichts enthalten, als dies, so würdest Du ihn hier haben. Du wohnst nun nicht ferner hier, sondern kommst ins Verließ, bis Du Dich auf den wahren Inhalt des Briefes besonnen hast. Bis dahin wirst Du auch hungern können. Nicht wahr?"

Die teuflische Bosheit des Junkers schnitt dem armen Mädchen ins Herz; sie ließ sich indeß geduldig abführen und in dem finstern Keller, der noch aus alter Zeit her das Verließ hieß, festbinden. Kaum hatten die Vollzieher dieses harten Befehls die Thüre hinter sich zugeworfen, als Rosel eine Hand frei zu bekommen suchte. Trotz ihrer unsäglichen Anstrengungen gelang ihr dies nicht; sie versuchte nun mit den Zähnen ihr Busentuch so zu rücken, daß das Fläschchen des Herrn Bartholomäus, welches sie in den Haaren trug, hineinfallen mußte. Bei ihrer heftigen Anstrengung lösten sich aber die Flechten auf; das letzte Rettungsmittel fiel, und das Glas zerbrach auf dem Steinboden des Gefängnisses.

Dumpf starrte Rosel auf die Scherben und die in den Ritzen des Bodens versickernde Flüssigkeit; dann begann sie von Neuem heftig und mit Aufbietung aller ihrer Kräfte gegen die fesselnden Bande an zu wüthen. Plötzlich schrie sie laut auf; der Strick war gerissen, hatte sie aber durch die Gewalt des Gegendruckes schmerzhaft am Arme verwundet. Sie schlang ruhig die Bande um den Hals, knüpfte die Schlinge und (so mächtig war die Liebe zum Leben doch noch) beschloß, zu warten, ob man Weitres gegen sie unternehmen würde.

Stunde auf Stunde verrann, ein ungestümer Hunger begann, sich der armen Rosel fühlbar zu machen; sie weinte bitterlich; da knarrte plötzlich die Thür des Kerkers, und Junker Guido sagte höhnisch:

„Nun, Püppchen, hast Du Dir überlegt, ob Du mir gestehen willst, was in dem Briefe gestanden. Dein Vater ist nicht unschuldig gewesen; denn heute war, wie mir eben berichtet wurde, seine Hinrichtung zu Würzburg."

Diese Schreckenskunde raubte Rosel den letzten Rest von Besinnung, den sie noch übrig behalten hatte, und mit kräftiger Hand zog sie die Schlinge, welche sie sich vorhin um den Hals gelegt, an, und ihrem Leben und ihrer Schande ein Ende zu machen. Junker Guido stand, erbleichend, dabei.

(Fortsetzung folgt.)

Die Meuterei in Indien.

Die Nachricht von einem Aufstand unter den eingeborenen Soldaten des indischen Heeres hat in England ganz ungeheuern Eindruck gemacht, welchen die großen Londoner Zeitungen, die anfangs selbst den allgemeinen Schrecken theilten, jetzt so viel als möglich abzuschwächen bemüht sind. Man kann zugeben, daß durch diese Meuterei einiger Regimenter Sipahis (so nennt man die indischen eingeborenen Leute, welche sich als Soldaten haben anwerben lassen, im Gegensatz zu den Truppen, welche aus Europa nach Indien geschickt werden) der Fortbestand der englischen Herrschaft am Indus

und Ganges durchaus nicht gefährdet sei. Aber ein sehr bedeutsames und bedenkliches Anzeichen bleibt dieser Aufstand immerhin; denn er ist nicht als eine vereinzelte Meuterei einiger mißvergnügten Regimenter zu betrachten, sondern er hat binnen ein paar Wochen verschiedene Truppentheile ergriffen und zugleich einen politischen Charakter angenommen. Dem Hindu der höheren Kasten ist die Kuh ein geheiligtes Thier, der Mohammedaner verabscheut das Schweinfleisch, der Europäer ißt Rinds- und Schweinfleisch. Bei uns im Abendlande wäre dergleichen vollkommen gleichgültig, und es kümmert den Europäer wenig, ob z. B. der Jude das Fleisch eines Thieres genießt, welches sein Gesetzgeber Moses ihm verboten hat. Im Morgenlande ist aber gerade dergleichen von ganz wesentlicher Bedeutung. Es war also eine frevelhafte Unvorsichtigkeit, die Patronen für die Miniégewehre aus Papier zu bereiten, das mit Schweinsfett oder mit Kuhtalg getränkt war. Hätte man Hammeltalg verwandt, so wäre jene bedenkliche Meuterei vielleicht nicht ausgebrochen; man sieht aber an dem ganzen Vorfalle, wie manchmal sehr wichtige Begebenheiten aus scheinbar geringfügigen Anfängen sich entwickeln.

Das indische Reich der Engländer ist eine der seltsamsten Erscheinungen, welche die Weltgeschichte aufzuweisen hat. Es sind nun gerade hundert Jahre verflossen, seitdem der Grund zu demselben gelegt wurde, und gegenwärtig ist nicht nur die ganze vorderindische Halbinsel dem Volk unterworfen, das von einem kleinen europäischen Eiland aus wichtige Besitzungen in allen fünf Erdtheilen erworben hat, sondern auch jenseit des Ganges hat England große Landstrecken erobert. Am merkwürdigsten bleibt dabei, daß alle diese Erwerbungen zumeist und vorzugsweise mit Hülfe eingeborener Truppen und eingeborener Könige gemacht worden sind, und daß die Zahl der europäischen Soldaten, welche in Indien unter englischen Fahnen fochten, zu keiner Zeit mehr als 40,000 Mann betragen hat. Und doch ist es gelungen, mit Hülfe einer solchen, man kann wohl sagen, Hand voll Europäern, 150 Millionen Asiaten zu unterwerfen, von denen manche zu den tapfersten und streitbarsten Nationen gehören. Niemals hat sich das moralische Uebergewicht der Europäer gegenüber dem Morgenländer so großartig bekundet, als gerade in Indien, wo Hindu und Mohammedaner, die stolzen Maharatten und der Großmogul, die Braminen und die Kriegerkaste sich ihm beugen mußten. Unter jenen 150 Millionen Eingeborenen leben allerhöchstens zwei bis dreimalhunderttausend Europäer weit und breit zerstreut. Eine Conscription kennt man in Indien nicht; aller Kriegsdienst ist freiwillig und dabei der Andrang zu den Fahnen so stark, daß jedes Regiment eine Menge überzähliger Soldaten hat, welche Anwartschaft auf Eintritt in den Dienst haben. Der Soldat wird gut bezahlt, gut gekleidet und im Allgemeinen angemessen behandelt; denn auch die körperliche Züchtigung war bei den Sipahis nicht vorhanden, als sie noch bei den europäisch-indischen Truppen beibehalten wurde.

Es ist den Engländern gelungen, aus seltsam verschiedenartigen und vielfach ganz zusammenhanglosen Elementen eine sehr ausgezeichnete Armee in Indien zu schaffen, welche seit einer langen Reihe von Jahren auf dem Stande zwischen zwei- bis dreimalhunderttausend Mann gehalten wurde, wovon, wie schon bemerkt, niemals 40,000 Mann, häufig nur 20,000 bis 25,000 Mann Europäer waren. Der Asiat gehorcht dem Europäer; Soldat und Offizier reden ganz verschiedene Sprachen und bekennen sich zu verschiedenem Glauben; jener gehört zumeist Kasten an, welche durch die geringste Berührung mit anderen Menschen verunreinigt zu werden glauben; sie würden eher Hungers sterben, als in Gemeinschaft mit ihren Offizieren essen, während sie doch bis in die neueste Zeit denselben blindlings gehorcht haben! Sie widerstanden den Versuchen des Empörungsgeistes und dem Einflusse des Nationalhasses, wie des religiösen Fanatismus, und in mehr als funfzig Feldzügen haben diese Sipahis sich treu bewährt. Sie legen großen Werth auf äußere Ehrenzeichen. Aber zu höheren Offizierstellen kann kein Eingeborener gelangen; über den Hauptmann hinaus bringt der Sipahi es nicht. Dagegen bestehen alle Subalternen aus Landeskindern.

Die Engländer haben nicht verstanden, sich in Indien beliebt zu machen; ja sie selbst gestehen ein, daß sie bei einem sehr großen Theile der Hindu und der Mohammedaner in hohem Grade verhaßt seien nicht, nur bei den Fürsten, welchen sie ihre Staaten genommen haben, sondern auch bei den Volksmassen. Auf der einen Seite hat Indien vielfach durch die Engländer gewonnen, und es ist schon hoch anzuschlagen, daß sie seit so langer Zeit Ruhe in einem Lande halten, das früher Jahrhunderte lang ununterbrochen ein Schauplatz von Kriegen und Gewaltthätigkeiten war. „Aber ein großer Theil des Volkes sinkt immer tiefer, Handel und Manufacturen, Fleiß und Arbeit sind vielfach verschwunden. Wir haben weder Brücken, noch Kanäle gebaut, noch neue Wege angelegt, während viele alte in Verfall gerathen sind. Wohin wir im neuen Lande blicken, finden wir Spuren abnehmenden Wohlstandes." So schrieb ein in Bombay erscheinendes englisches Blatt. Seitdem haben die Engländer freilich angefangen, Eisenbahnen zu bauen und elektrische Telegraphendräthe zu legen; aber diese Einrichtungen kommen doch nur einem sehr geringen Theile des Volkes zu Gute.

Es ist ein Glück für die Engländer, daß sie bis jetzt das moralische Uebergewicht und die Waffengewalt in Indien, China, Persien und Afghanistan behauptet haben. Ihre Macht und ihr Ansehen beruhen auf der Furcht, die man vor ihnen hegt. Die Indier aller Sprachen, Kasten und Religionen sind davon überzeugt, daß sie Englands Macht und Herrschaft nur dann würden brechen können, wenn sie von europäischen Mächten unterstützt würden; sie wissen und fühlen auch recht gut, wie sehr sie an Körperkraft, ausdauerndem Muth und Talent hinter ihren Herrschern zurückstehen. Die Engländer haben bis jetzt alle ihre Zwecke erreicht durch strenge Mannszucht, gute Artillerie und unbeugsamen Willen, und der Sipahi ist in der großen Mehrzahl auch heute noch vollständig davon überzeugt, daß jede Erhebung der einheimischen Truppen gegen die europäischen, jenen zum Verderben ausschlagen müsse. Um so auffallender sind die Auftritte zu Mirat und die Vorgänge zu Delhi, wo man wieder einen Großmogul proclamirte! Der Sipahi gehorcht seinem Gebieter, er hat keinen Begriff für unsere abendländischen Vorstellungen von Ehre und Vaterland; er ist, wie er sagt, „dem Salz getreu", das heißt, er hält zu dem, welcher ihn nährt und kleidet, befolgt auch die ihm ertheilten Befehle blindlings, immer vorausgesetzt, daß man dabei seine religiösen Ansichten, Bräuche und Vorurtheile unangetastet läßt.

Die Hindustaner würden durch einen Wechsel der Herrschaft sicherlich nichts gewinnen. Es könnte ihnen gewiß nicht ersprießlich sein, wenn sie die Regierung der Engländer mit jener der einheimischen Könige und Häuptlinge vertauschen müßten; dann würden die früheren Erpressungen und Fehden wieder an die Tagesordnung kommen. Vereinzelte Aufstände und Verschwörungen gegen die Engländer sind allerdings schon mehrfach dagewesen. Aber dabei war es nie auf ein großes und dem ganzen Lande gemeinschaftliches Ziel abgesehen; schon die nächsten Nachbarn nahmen an solchen Vorgängen gar kein Interesse. Denn die Massen und die Gebietstheile und Kasten und Religionen, welche alle so mannigfaltig und verschieden sind, stoßen einander ab; deswegen ist ein gemeinschaftliches Zusammenwirken nicht zu besorgen, und die gute Polizei der Engländer ist ungemein wachsam.

Wenn man seit langer Zeit der britischen Verwaltung eine große Menge von Mißbräuchen und Versäumnissen zur Last legt, so hat man nicht unrecht. Gewiß sollte mehr für die Förderung des allgemeinen Wohls geschehen, als der Fall ist; aber in den indischen Ländern, welche sich noch unter einheimischen Regenten befinden, stehen die Dinge doch viel schlimmer; man darf nur an die Wirthschaft am Hofe des nun völlig mediatisirten Königs von Audh sich erinnern.

Wenn allerdings, wie wir schon oben sagten, Unzufriedenheit und Mißvergnügen in Indien zunehmen, so liegt das in dem ganzen Wesen der englischen Herrschaft, welche ja eigentlich etwas durchaus Unnatürliches ist. Man hat längst besorgt, daß einmal eine Bewegung ausbreche, die größern Umfang gewinnen könne, und welcher auch Soldaten sich anschließen würden. Um so weniger weise sind manche Verfügungen, zu welchen die englische Regierung sich verleiten ließ. Sie gab z. B. auf Andrängen der Geistlichen in England und der Missionäre in Indien ein Gesetz, dem gemäß der Uebertritt junger Hindus zum Christenthum nicht mehr mit Enterbung bestraft werden solle. Das erscheint uns an und für sich ganz verständig und gerecht; aber in Indien ist solch ein Gesetz ein großer Fehler, weil es die vielen Millionen einflußreicher Braminen in große Aufregung versetzt und zu Gegnern der Regierung gemacht hat. Schon mehrmals ist ein Bund zwischen Braminen und Mohammedanern gegen die Engländer vorgekommen; die letzteren gelten ohnehin jenen beiden für ungläubig und unrein. Die umsichtigen Politiker in England riethen von jeher dringend an, ja die religiösen Vorurtheile zu schonen, dann habe man in Indien nichts zu besorgen. In diesem Sinne sprach und handelte der Generalstatthalter Lord Ellenborough; er wurde aber von einer gewissen Seite her verdächtigt und abberufen. Jetzt zeigen die blutigen Rebellionen, wie Recht er gehabt hat.

Die Regierung in Indien leidet an manchen Uebelständen, unter welchen das doppelte System sich am meisten fühlbar macht. Indien wurde nicht durch die englische Krone erobert, sondern durch einen Kaufmannsverein, die ostindische Compagnie, welche ausgedehnte Privilegien genoß. Sie führte Krieg auf eigne Hand und wurde eine große politische Macht; man beschuldigte ihre hohen Beamten der Grausamkeit und der Erpressung, und sie mußte sich 1784 gefallen lassen, daß man ihr ein sogenanntes „Controlbureau" als mitwirkende Aufsichtsbehörde setzte, welche die Interessen der Krone wahrnahm. Lange Zeit besaß die Compagnie das Monopol des Handels mit Indien, welches sie bis 1813 unangetastet behauptete; seitdem mußte sie aber gestatten, daß auch Privatleute sich am Verkehr mit dem reichen Lande betheiligen konnten. Doch wußte sie noch zwanzig Jahre das Monopol des chinesischen Handels zu behaupten, welches dann im Anfang der dreißiger Jahre gleichfalls beseitigt wurde. Damit gewann die ostindische Compagnie einen ganz anderen Charakter. Sie bestand fortan mehr als politische Körperschaft, denn als Handelsgesellschaft. Die britische Regierung gewährleistete den Actionären einen bestimmten Ertrag von 630,000 Pfund Sterling; im Uebrigen hat die Compagnie die Verwaltung Indiens, jedoch unter mancherlei Beschränkungen, in ihren Händen behalten. Die Actieninhaber wählen den Rath, über welchen der Präsident des Controlbureaus, der immer ein königlicher Minister ist, Aufsicht führt. Die Directorstellen sind sehr gesucht, weil sie großen Einfluß geben; denn durch die Directoren werden sehr viele einträgliche Aemter in Indien besetzt, auch militärische. Zu höheren Stellen muß aber die Einwilligung des Ministeriums eingeholt werden, das auch im Nothfall Anordnungen der Compagnie oder auch der Gouverneurs in Indien für nichtig erklären kann, und manchmal ohne vorherige Rücksprache mit den Directoren selbst dem Generalstatthalter Befehle giebt.

Diese Doppelregierung hat, wie gesagt, große Nachtheile, und wir begreifen, weshalb die Londoner Blätter darauf dringen, daß der Compagnie, als einer politischen Gewalt, ein Ende gemacht werde. Die Stellung Indiens ist seit vierzig Jahren eine ganz andere geworden. England muß dieses Land um jeden Preis behaupten, weil davon seine Stellung als erste Weltmacht abhängt. Es besitzt nun ganz Indien und ist über den Indus hinausgegangen; Rußland steht als drohender und gefürchteter Nebenbuhler da, welchem ein weiteres Vordringen gegen Süden nicht gestattet werden soll. Ferner ist der Weg über Aegypten und durch das rothe Meer wieder von großer Wichtigkeit geworden, und in Indien und ganz Ostasien sind die Verhältnisse so verwickelt geworden, daß eine getheilte Leitung der asiatischen Angelegenheiten sich eigentlich gar nicht mehr rechtfertigen läßt. Wahrscheinlich trägt die Meuterei am Ganges dazu bei, der Compagnieherrschaft ein Ende zu machen.

Dresden, den 16. Juli.

— Am 13. Juli Abends nach neun Uhr langten Ihre Majestäten der König und die Königin mit Ihren königl. Hoheiten den Prinzessinnen Sidonie und Sophie von ihrer Reise im besten Wohlsein wieder in Dresden an. Das am Bahnhofe versammelte zahlreiche Publikum begrüßte Se. Majestät mit einem lauten und freudigen Hoch, und obgleich alle Empfangsfeierlichkeiten verbeten worden, so waren doch mehre Häuser des Palaisplatzes illuminirt; insbesondere war die Heinrichstraße durch Guirlanden und Ballonlaternen festlich geschmückt. Die königliche Familie begab sich sofort nach Pillnitz.

— Ihre Majestäten der König und die Königin von Preußen sind am 13. Juli Nachmittags, von Teplitz kommend, in Pillnitz eingetroffen. Die Abreise der hohen Gäste war auf gestern Mittag angesetzt, ist aber infolge eines Unwohlseins des Königs Friedrich Wilhelm verschoben worden. Nach den erschienenen Bülletins fühlte sich der König bereits gestern soweit gestärkt, daß derselbe das Bett verlassen konnte. Die Abreise nach Berlin wird wahrscheinlich morgen erfolgen.

— Nachdem die Statuten der neubegründeten Dresdner Feuerversicherungs-Gesellschaft die gesetzliche Genehmigung erhalten, ist das Institut in diesen Tagen in Wirksamkeit getreten. (Vergl. die Inserate im heutigen Beibl.)

— Aus dem Gerichtssaale ist von der ersten Hälfte dieses Monats nur eine merkwürdige Verhandlung hervorzuheben. Sie war es in doppelter Hinsicht, einmal wegen der grenzenlosen Frechheit des Angeklagten und der großen Leichtgläubigkeit seiner Opfer und sodann als Gegenbild zu den zahllosen, heutzutage auftauchenden industriellen Unternehmungen. Ein Armenhausbewohner in Potschappel, Friedrich Wilhelm Hänel, vormals Bergarbeiter, aber auch bereits mit Arbeitshaus bestraft, also ein ganz unglaubhafter Mensch, ist Jahre hindurch im Stande gewesen, sehr respectable Leute aus der Umgegend durch die Vorspiegelungen, als habe er ein Silberbergwerk entdeckt, als wisse er einen Schatz zu heben, an sich zu locken und gehörig auszubeuten. Nichts war ihm zu heilig, um es nicht als Mittel zu seinen Schwindeleien zu brauchen. Er log den Leuten vor, daß er in einer Höhle Leichen an einem silbernen Tische sitzen gesehen, zu deren feierlicher Beerdigung er Se. Maj. den König einladen wolle, daß ihm dieser bei Entdeckung des Schachtes 1000 Mann Ehrengarde schicken werde; ja er wagte es sogar, sich für ein Werkzeug Gottes, für einen Engel des Herrn, einen Auserwählten des Himmels, dessen Bildniß noch in den Kirchen werde aufgehängt werden, den Leuten auszugeben. Und sollte man es wohl glauben, daß ihm sein grober, gotteslästerlicher Betrug so lange glückte? Einer einzigen Familie in Hainsberg hat er über 200 Thaler auf diese Weise abgenommen, hat sie um Haus und Hof und Schankwirthschaft gebracht und ihnen den nichtswürdigen Trost gegeben: „Wir müssen erst ganz zu Nichts werden, ehe Gott aus uns was macht." Den ruinirten Familienvater brauchte er nun als Gehülfen, um andere „Bauherrn" aufzutreiben, Leute, die ihm ebenfalls ihr gutes Geld auf Nimmerwiedersehen und auf das bloße Versprechen reicher Ausbeute hin, opferten. All' diese Opfer des Betrugs und ihrer eignen Leichtgläubigkeit saßen am 7. und 8. Juli d. J. als Zeugen im Gerichtssaale, und Hänel's Verurtheilung zu 3 Jahr 6 Monaten Arbeitshaus, sowie die Lehre, künftig besser auf der Hut zu sein, war die einzige Ausbeute, die ihnen für ihre zahlreichen Zubußen gewährt ward. Aber so geht es, wenn der Mensch mit aller Gewalt und ohne sein eignes fleißiges Dazuthun reich werden will. Das Streben nach Gewinn verblendet den Sinn und öffnet dem lockenden Betrüger Thor und Ohr. — Im Annaberger Gerichtssaal hat in diesen

Tagen ein Handarbeiter, der mittelst Einbruchs Wurst und Fleisch entwendet, seine eigne Vertheidigung in schlechten Versen geführt und dem Gerichtshofe vordeclamirt: „Ich stehe hier als mutterlose Waise — Wohl schon von meiner Kindheit an — Muß wandeln hier auf diesem Erdenkreise — Wohl stets nur eine rauhe Bahn. — Die Erziehung, die mir wohl gebührte — Erhielt ich nicht von Jugend auf, — Die Schule, die ich nur berührte — War wohl ein kleiner Lebenslauf" u. s. w. Seine Bitte: zu „weichen vom Gesetzbuch ab", fand natürlich kein Gehör und der poetische Fleischdieb wird nun hinter Schloß und Riegel spüren, daß dichten und richten zweierlei ist. —

— Auf Stückgießers hat man in diesen Tagen das wohlerhaltene Gerippe eines französischen Offiziers (vermuthlich Adjutanten des dort einquartirten Generals) aufgefunden, der 1813 gelegentlich des Recognoscirens an einer erhöhten Stelle im Garten fiel und dort begraben ward. Ein hiesiger Bürger hatte damals einen Strauch auf den Grabhügel gepflanzt, der kräftig gediehen ist und ihn jetzt, als Prinz Napoleon Bonaparte hier war, wieder an jenen Vorfall erinnerte. In dessen Folge grub der Wirth nach. Der sehr wohlerhaltene Schädel, die noch aufgefundenen (Dolmans:) Knöpfe, Tuchstückchen und Haare sind nicht ohne Interesse. Sogar Blutspuren an den Rippen sind noch sichtbar. Ob es wahr ist, daß seiten der Polizei dem Besitzer das Weitergraben nach den, der Behauptung jenes Bürgers zufolge, mit eingeschaarten drei Flinten, die zur Trage gedient, untersagt sei — wie behauptet wird — wissen wir nicht. Das Graben im eignen Garten dürfte jedenfalls wohl keiner polizeilichen Beaufsichtigung unterliegen.

*Gittersee, 11. Juli. Heute früh verunglückte auf dem hiesigen Steinkohlenwerke der 25jährige Bergarbeiter Keidel aus Rossen durch das Herabstürzen eines Kohlenstücks, welches ihn dergestalt verletzte, daß sein sofortiger Tod erfolgte.

Dahlen, 14. Juli. Heute Vormittag kam auf dem zwischen Dahlen und Wurzen gelegenen Anhaltepunkte Dornreichenbach, beim Auseinanderhängen von Eisenbahnwagen, der ledige 25 Jahr alte Weichenwärter Caspary aus Kühren dergestalt zwischen die Puffer, daß derselbe infolge der dadurch erhaltenen Quetschung in wenig Minuten darauf verstarb. (Dr. J.)

Mannichfaltiges.

Vor fünfzig Jahren. Heute und morgen vor fünfzig Jahren, am 17. und 18. Juli 1807 schwelgte Dresden im Freudenjubel. Einzelne Männerherzen mochten im stillen Zorn entbrennen und verzweifelnd aufwärts nach günstiger Schicksalswendung schauen. Aber äußerlich und in den Massen herrschte Jubel und Begeisterung, denn er zog ein, der Imperator „Napoleon der Große", wie er heute, verklärt von der Geschichte, mit weit größerem Rechte genannt werden kann, als damals, wo er von Schmeichlern gelobhudelt ward. Vom Siege bei Friedland kehrte er über Dresden zurück; Friedrich August, seit dem Frieden vom 12. December 1806 König und ihm verbündet, fuhr dem damals Allgebietenden am 15. Juli bis Bautzen entgegen. Am 17. nach 5 Uhr zog er in einem von acht weißen Pferden gezogenen Wagen, zur Rechten des Königs sitzend, unter Kanonendonner, Glockengeläute und türkischer Militärmusik und unter den Rufen: „Es lebe Napoleon" in die Stadt ein, und sein „Name tönte lauter als alle Kanonen und Glocken und aller Trommel- und Trompetenschall". So heißt es in einer, damals unter dem Titel: „Napoleon der Große in Dresden. Auszug aus dem Tagebuch eines Weltbürgers, geschrieben in der Geisterstunde des 18. Juli 1807. Dresden bei Gottl. Ludw. Völkner" erschienenen Beschreibung, die in einem solchen Ton gehalten ist, daß es für uns heutzutage zweifelhaft erscheint, ob hinter der übertriebenen Lobeserhebung sich nicht Spott und Satyre verbergen. Napoleon wohnte im Schloß. Am 18. Juli ritt er mit seinem Gefolge und in Begleitung der vormaligen sächsischen Garde über die Elbbrücke und besichtigte das Kadettenhaus und die Festungswerke. Zu seinen Ehren ward in der katholischen Kirche ein Te Deum gesungen und war große Hofgala. Abends war die Stadt, glänzend wie nie zuvor, illuminirt. Vor dem Schloßplatz erhob sich ein großer Triumphbogen, mit Fahnen, Palmzweigen und bunten Lampen decorirt und mit den Inschriften: »Napoleoni magno viro pacificatori Fridericus Augustus gratus voti compos«. (Dem großen Sieger und Friedenbringer Napoleon wünscht der dankbare Friedrich August Glück). Jeder Brückenpfeiler war durch einen aus 80 Lampen gebildeten Stern glänzend erleuchtet. Ein Transparent vor dem Brühl'schen Palais zeigte einen Adler mit dem Donnerkeil und den Inschriften: »Fulminat sed et protegit« ; »Procedendo salubriter crescit« (Er schlägt aber schützt auch; fortschreitend wird er immer mächtiger). Aber auch die Namenszüge des Königs F. A. und die Umschrift: »Quot sparsim lumina, Quot fere sydera, Tot Flammant tibi Corda tuorum Auguste«. (So viel Lichter strahlen, so viele Herzen flammen Dir August!) zeigten, daß die Bewunderung des Eroberers nicht alles vaterländische Gefühl vernichtet. Vor dem Landhause schwebten die Göttinnen des Krieges (Bellona) und des Reichthums (Copia) mit den Inschriften: »Gaudeant Gallia et Saxonia pace perenni« und »Pietatem suam testantur ordines Saxoniae.« (Mögen Frankreich und Sachsen ewigen Friedens sich erfreun. Ihre Theilnahme bezeigen die sächsischen Stände.) Die Gärten der Prinzen Anton und Maximilian waren auf's Prächtigste erhellt, aber auch die Bürgerhäuser strahlten im Lichterglanze. An der Schreibergaßecke leuchtete unter einer Sonne die Transparentschrift: „Sie glänzt wie Er, Er wärmt wie sie!" Ob auch jenes in Kassel bei einer Illumination zu Napoleons Geburtstage aufgestellte Transparent mit den Worten: Z(ur) W(eihe) A(n) N(apoleons) G(eburtstage) hier zu sehen war, davon schweigt unsere Quelle. — Mit welch' anderen Gefühlen, als unsre, gestern in Kriegesgefahr und unter Ausplünderung erzitternden, heute illuminirenden, äußerlich jubelnden, zum guten Theil insgeheim erbitterten Vorfahren, können wir nach 50 Jahren auf jene Zeit zurücksehen! Welch' eine Veränderung! Was Niemand dachte, geschah. Der Adler wurde gestürzt und was ihm mißlang, einem Neffen — an den Jahrzehnte hindurch Niemand gedacht — scheint es zu glücken! So ändern sich die Zeiten!

Unfälle. In Shrewsbury (England) wurde in voriger Woche auf der mitten im Flusse liegenden Pappelinsel, welche mit dem Ufer durch eine kleine Schiffbrücke verbunden ist, ein großes Musikfest abgehalten, dem wohl 10,000 Personen beiwohnten. Als sich das Publikum spät Abends entfernen wollte, schlug der große Mittelponton um, und es stürzten einige Hundert Personen in's Wasser, welches mindestens neun Fuß tief ist. Die meisten wurden, obwohl arg zugerichtet, herausgezogen; diejenigen aber, welche unter dem umgestülpten Ponton lagen, waren unrettbar verloren. Noch in derselben Nacht fand man 10 Leichen auf, doch wurden noch immer mehre Personen vermißt. — Aus Quebec (der Hauptstadt Unter-Kanada's) wird ein fürchterliches Unglück gemeldet. Der Dampfer „Montreal" befand sich eben in der Nähe von Cap rouge, als einige von den Reisenden entdeckten, daß das Schiff brenne. Von ihrem Lärmrufe erschreckt, sprangen von den Passagieren viele in's Wasser und ertranken, und so furchtbar war die Verwirrung, daß die Thätigkeit der Offiziere vollkommen gelähmt war. Von 500 Personen, die an Bord waren, sind, so viel sich mit Bestimmtheit angeben ließ, nur 175 gerettet; 200 sind theils ertrunken und verbrannt, die Andern werden vermißt.

Eine republikanische Armee. Aus Newyorker Blättern erfahren wir, wie in den süd- und mittelamerikanischen Republiken gewirthschaftet wird. Während sonst in Republiken der Militäraufwand den geringsten Theil der Staatseinkünfte absorbirt, macht man dort von dieser Regel eine auffällige Ausnahme. In Peru waren z. B. bei einer Bevölkerung von 1,700,000 Köpfen, worunter 600,000 Indianer, nicht weniger als 29 Generale in Activität; nämlich 1 Generalissimus, 3 Großmarschälle, 4 Divisions- und 20 Brigadegenerale, sowie ein Unteradmiral. Das Land hatte eine Armee von 2600 Mann, darunter 73 Obristen, 94 Oberstlieutenants, im Ganzen 1339 höhere und niedere Offiziere, so daß von der ganzen Armee nicht ganz so viel Gemeine übrig bleiben. Würde,

wie in Deutschland, jeder Offizier mit einem Diener versehen, so bliebe offenbar keine Mannschaft zum Fechten übrig. Peru giebt für diese kostbare „Armee“ und seine sogenannte Flotte, die 52 Seeoffiziere und 47 Matrosen zählt, jährlich 12 Mill. Francs aus.

Literatur.

Von Pierer's Universallexicon, einem Werke, das seit Jahren bereits in Gelehrtenstuben wie in Geschäftsexpeditionen sich heimisch gemacht und brauchbar erfunden worden ist, erscheint jetzt eine neue Auflage, die bereits bis zur achten Lieferung vorgeschritten ist. Denjenigen unsrer Leser, welchen daran gelegen ist, ihre Büchersammlung mit einem umfänglichen und werthvollen Werke auf eine den Geldbeutel nicht allzusehr belästigende Weise, noch mehr aber durch Nachschlagen und Nachlesen ihre Kenntnisse und Erfahrungen aus allen Zweigen des Wissens und allen Richtungen des Lebens auf eine mühelose Weise zu bereichern, denen können wir nur anempfehlen auf Pierer's Universallexicon zu abonniren. Es ist „ein bequemes, übersichtliches, allgemein verständliches Nachschlagebuch, welches über alle Gegenstände, Erfindungen, Ereignisse, Entdeckungen, über alle technische und Kunstausdrücke, Fremdwörter mit genauer Angabe ihres Ursprungs wie ihrer Aussprache) ferner über alle Personen, die sich in der Geschichte, Literatur, Kunst, Wissenschaft u. s. w. einen Namen erworben haben“, genaue Auskunft giebt. Das Werk unterscheidet sich von dem gleichfalls vorzüglichen Conversationslexicon von Brockhaus dadurch, daß es viel umfassender ist und weit mehr auf die einzelnen Wissenschaften und Gewerbezweige eingeht als dieses, das eben nur das Bedürfniß der Conversation, der gesellschaftlichen Unterhaltung über Das und Jenes, zu befriedigen bestimmt ist, dagegen z. B. gar nicht bezweckt, ein Fremdwörterbuch zu sein, wie dies der Pierer eben auch ist. Der gründlich Gelehrte findet darin über die Gegenstände seines Wissens so eingehende, in zusammengedrängter Schreibweise doch so umfassende Artikel, daß er die Ueberzeugung gewinnt, auch die ihm ferner stehenden Wissenszweige seien in dem Werke mit gleicher Gründlichkeit behandelt und daß ihm somit für diese das Universallexicon zum bequemsten Handbuch wird. Das Werk erscheint in Lieferungen zu 6 Bogen, deren jede 5 Ngr. kostet und deren 10 zu einem Bande gehören. 18 bis 20 solcher Bände bilden das Ganze, was mehr kommt, ist den Abonnenten kostenfrei zugesichert; und da monatlich nur drei Lieferungen erscheinen, so ist der Käufer im Stande, nach und nach, und ohne allzufühlbare Geldopfer, ein Werk seinem Bücherschranke und seiner Wißbegier zu eigen zu machen, das, in vollen 20 Bänden auf einmal anrückend, für den Beutel wie für die Leselust weniger leicht zu überwinden wäre. Seine einzelnen Lieferungen gleichen den Steinen, die man zum Hausbau zusammenträgt und die auch nicht auf einmal sich zum Ganzen fügen. Mit ihnen wird auch das Gebäude der Bildung und Intelligenz immer höher aufsteigen vom Grundbau des Wissens bis hinauf zum Giebelbau des Könnens. —

Erledigte Schulstellen.

1) Die Schulstelle zu Heinersgrün (Oelsnitz), Coll.: Herr Kammerherr von Feilitzsch auf Heinersgrün;

2) die Schulstelle zu Schillbach (Oelsnitz), Coll.: die Schulgemeinde zu Schillbach;

3) die zweite ständige Lehrerstelle zu Naundorf (Freiberg), Coll.: das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Thlr.	Weizen nGr.	Roggen Thlr.	Roggen nGr.	Gerste Thlr.	Gerste nGr.	Hafer Thlr.	Hafer nGr.	Erbsen Thlr.	Erbsen nGr.
Dresden	Juli	von	6	15	3	20	3	10	2	—	—	—
	13.	bis	7	—	3	25	3	12	2	24	—	—
Bautzen	Juli	von	6	20	3	7	3	10	2	7	—	—
	11.	bis	7	15	3	20	3	17	2	15	4	20
Meißen	Juli	von	—	—	3	20	3	—	2	6	3	10
	11.	bis	—	—	3	25	3	6	2	25	—	—
Pirna	Juli	von	6	—	3	10	3	5	2	18	—	—
	11.	bis	7	—	3	25	3	10	2	28	—	—
Radeburg	Juli	von	7	—	3	20	3	12	2	15	—	—
	15.	bis	7	15	3	25	3	20	2	25	—	—
Roßwein	Juli	von	6	25	3	15	3	5	—	—	3	7
	14.	bis	8	—	4	8	3	7	—	—	—	—
Chemnitz	Juli	von	7	28	4	4	3	20	2	18	4	5
	11.	bis	8	—	4	13	3	25	2	25	4	10

Dresden. Das Schock Stroh 5 Thlr. — Ngr. bis 5 Thlr. 6 Ngr.
Der Centner Heu 1 „ 10 „ „ 1 „ 18 „

Butterpreise in Dresden vom 11. bis mit 13. Juli 1857.
die Kanne 15 Ngr. — Pf. bis 16 Ngr. — Pf.
— in Pirna (11. Juli) 14 „ — „ „ 15 „ — „
— in Roßwein (14. Juli) 12 „ 8 „ „ 14 „ — „
— in Chemnitz (11. Juli) 15 „ — „ „ 15 „ 5 „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3 % große 85½ gesucht; dergleichen kleine 86 gesucht Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 102½ angeb.; desgl. von 1847 à 4 % 98½ gesucht; dergl. von 1852 und 1855 à 4 % 98½ gesucht; dergl. von 1852 4 % à 100 Thlr. 99½ ges.; dergl. 1855 à 3 % 80½ ges. Land-Renten-Briefe große 86½ ges.; dergl. kleine 88 ges.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99½ ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4 % große 99 angeb.; kleine 99½ angeb.; dergl. à 3½ % große — angeb., kleine — angeb.; dergl. 3½ % große — angeb., kleine — angeb. Lausitzer 4 % Pfand-Briefe große 99½ ges.; kleine 99½ ges.; dergl. 3½ % große und kleine 94 ges.

Preuß. 4½ % Anleihe 99½ ges.; dergl. 4 % 94 ges. Preuß. 3½ % Staats-Schuld-Scheine 83½ ges.
Oesterr. 5 % Nation.-Anleihe 83 gesucht.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 14 Ngr. 5 Pf., Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99½.

Dresden, den 16. Juli 1857. **Ed. Nockisch.**

Quittung.

Für das **Wormser Luther-Denkmal** gingen ferner bei uns ein: Transport 9325 Pf. 365 Pf.; in der Schule zu Wetterwitz gesammelt durch den Herrn Lehrer Rühle; 1200 Pf. von 2 Einwohnern zu Kemnitz. Sa. 10,890 Pf. (30 Thlr haben wir bereits nach Worms gesandt.)

Die Redaction d. S. Dorfz.

Berichtigung. In letzter Nummer muß es unter den Getreidepreisen von Dresden heißen: Weizen 6 Thlr. 15 Ngr. bis 7 Thlr. — Pf. Roggen 3 Thlr. 25 Ngr. bis 4 Thlr. — Pf.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen“ Nr. 29 nebst einer Beilage.)

Freitag, Nr. 30. 24. Juli 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition II. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Es wurde schon neulich darauf hingewiesen, daß Oesterreich infolge der Erweiterungen, welche die Festung Rastadt erfahren, eine erhebliche Vermehrung der dortigen Besatzung beantragt hat. Mit dieser Forderung ist aber Preußen nicht einverstanden und es haben sich darüber zwischen beiden Mächten Differenzen entsponnen, welche, wie aus Frankfurt a. M. berichtet wird, demnächst im Schooße der Bundesversammlung zur Lösung gebracht werden sollen. — Der D. A. Ztg. wird aus dem Großherzogthum Baden geschrieben, daß dort seit dem Abschluß des Concordats mit Rom der Einfluß der ultramontanen Partei sichtlich im Steigen begriffen ist und daß sich derselbe sogar bei der Besetzung der höchsten Staatsämter geltend zu machen sucht. Die genannte Partei scheint durch die Nachgiebigkeit der Regierung in dem leidigen Kirchenstreite nur noch mehr ermuthigt worden zu sein, und der Erzbischof von Freiburg hat in einem jüngst erschienenen Erlasse sich nicht gescheut, die Confession seines Landesherrn als „lutherische Irrlehre" zu bezeichnen. — In Würtemberg wird die vielbesprochene Ablösungsangelegenheit beim nächsten Herbstlandtage zur Verhandlung gebracht werden; die früher geforderte Summe von sechs Mill. Fl., welche den Standesherren rc. als Entschädigung gezahlt werden sollte, ist jetzt dem Vernehmen nach durch vermehrte Ansprüche auf 12 Mill. angewachsen, eine Summe, zu deren Bewilligung die Stände wohl schwerlich geneigt sein werden.

Der Ausschuß des Lutherdenkmals in Worms macht in seinem zweiten Vierteljahrsberichte bekannt, daß nunmehr in 24 deutschen Bundesstaaten die Genehmigung der Kirchenbehörden zur Bewerkstelligung von Collecten für das Lutherdenkmal ertheilt worden ist. In den übrigen sieben Staaten, nämlich in Preußen, Sachsen, Hannover, Mecklenburg-Schwerin, Kurhessen, Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe sind bis jetzt noch keine Anstalten getroffen, um eine allgemeine Betheiligung der protestantischen Bevölkerung in Stadt und Land zu ermöglichen. Die Gesammtsumme der bisher eingegangenen Beiträge beläuft sich auf 21 399 Fl.; hierzu hat Sachsen, außer einem Beitrage des Cultusministeriums von 350 Fl., bis jetzt nur 78 Fl. 15 Kr. beigetragen, und es ist daher dringend zu wünschen, daß die wiederholte Bitte des Ausschusses um hilfreiche Förderung des begonnenen Werkes, unter der protestantischen Bevölkerung unseres sächsischen Vaterlandes nicht ungehört verhallen möge.

In Hannover hat der König dem Magistrat und den Bürgervorstehern seiner Residenz zu erkennen geben lassen, daß er, nachdem die Bürgerwehr und die schwarzrothgoldenen Fahnen verschwunden seien, das diesjährige Schützenfest recht gern besuchen würde, wenn nicht bei dem Besuche jenes Festes Berührungen mit dem Magistrate und den Mitgliedern des Bürgervorsteher-Collegiums vorzukommen pflegten, welche beiden Collegien in allen wichtigen Angelegenheiten und namentlich bei den letzten Landtagswahlen eine principielle Opposition gegen seine Regierung gezeigt hätten rc. Dieser Ausdruck des königlichen Mißfallens macht um so größeres Aufsehn, als die Mitglieder beider städtischen Behörden aus lauter conservativen Männern bestehen, deren Erwählung früher von der Regierung selbst willkommen geheißen wurde. Seitdem ist freilich im Lande Hannover gar Vieles geschehen, was auch die conservativsten Leute bedenklich machen und der Regierung entfremden mußte. — In Stade wurde kürzlich der Stadtsyndicus Dr. Wyneken wegen eines auf dem Schützenfest ausgebrachten Toasts „auf bessere Zeiten" und einige dabei gemachte Aeußerungen über die frühere Bürgerwehr von der königl. Landrostei zur Verantwortung gezogen.

Oesterreich. Der Kaiser gedenkt mit seiner Gemahlin die Reise durch das Königreich Ungarn am 4. August wieder aufzunehmen; im Monat September wird sich der Kaiser nach Berlin begeben, um den Besuch des Königs von Preußen zu erwidern.

Der vom Jahre 1848 her bekannte Dr. Schütte, welcher wegen seiner Betheiligung an dem Wiener Aufstande zu 20jähriger Haft verurtheilt war, ist kürzlich mit zwei ehemaligen österreichischen Offizieren, welche als Gefangene sein Haftlocal theilten, aus der böhmischen Festung Josephstadt entflohen und über die preußische Grenze entkommen. Schütte war als Ausländer von der allgemeinen Amnestie ausgeschlossen.

Aus der Linzer Diöcese wird als eine Folge des Concordats nachstehender Vorfall berichtet. Ein Protestant zu Wels heirathete eine Katholikin; einige Zeit nach der Trauung schickte der Pfarrer der Frau ein Schreiben zu, in welchem unter Androhung von Kirchenstrafen die nachträgliche Vorlegung eines Reverses, daß alle Kinder jener Ehe im katholischen Glauben erzogen werden sollen, gefordert wurde. Die Frau erklärte, daß sie ihren Mann, welcher sich auf die ihm durch die Staatsgesetze gewährten Rechte berufe, hierzu nicht bewegen könne und blieb auf wiederholtes Andringen bei dieser Erklärung stehen. Hierauf erhielt die junge Frau, welche nebst ihrem Gatten den wohlhabendsten und geachtetsten Kreisen angehört, von dem Dechanten die Benachrichtigung, daß an einem bestimmten Tage ihre Excommunication von der Kanzel verlesen werden würde, und daß sie daher zu genannter Stunde in der Kirche gegenwärtig sein müsse. Die Frau leistete der kirchlichen Ladung keine Folge, und nun geschah das Unglaubliche. Es wurde die Staatsbehörde requirirt, und infolge dieser Requisition hat die bemitleidenswerthe Frau wirklich bei öffentlichem Gottesdienste im Beisein ihrer Nachbarn und Freunde die Verlesung des gegen sie ergangenen Kirchenbannes hören müssen. Es darf bezweifelt werden, ob das die rechte Weise ist, um die Interessen der katholischen Kirche zu fördern. — Aus Wien wird geschrieben, daß in neuerer Zeit wieder häufige Uebertritte von der katholischen zur evangelischen Kirche stattgefunden haben, besonders in Mähren. Die Convertiten gehören meist der Landbevölkerung und dem weiblichen Geschlecht an. Es scheint, daß diese Uebertritte meist zum Behufe einzugehender Ehebündnisse mit protestantischen Männern erfolgen, da diese Anstand nehmen, sich den Bedingungen zu fügen, welche neuerlich von Seiten der katholischen Geistlichkeit an die Einsegnung von Brautleuten gemischten Glaubensbekenntnisses geknüpft werden.

Aus Ungarn gehen sehr erfreuliche Berichte über den Stand der Feldfrüchte ein; man hat seit 1852 keine so ge-

segnete Ernte gehabt, wie sie in diesem Jahre bevorsteht. Auch die Weingärten versprechen eine sehr reiche Lese.

Frankreich. Am 16. Juli, Nachmittags um fünf Uhr verstarb in Paris in einem stillen Hause der Straße Vendôme Jean Pierre de Béranger, der beliebteste Dichter Frankreichs, der durch das einfache Mittel des Volksliedes eine so mächtige Wirkung auf die Gebildeten und die Massen seines Volkes zugleich auszuüben wußte, daß seinen Poesien mit Recht eine historisch-politische Bedeutung beigemessen wird. Er sang, wie das Volk dachte, und das war es, was ihn so populär machte; er geißelte mit heiterem Spotte die Schwächen der Regierung und klagte in lyrischem Schwunge über die Demüthigung seines Vaterlandes oder zeigte in begeisterter Sprache das verhüllte Siegeszeichen seines Ruhms. Und Alles, was er sang, das hallte wieder in dem Munde des französischen Volks. Béranger war am 19. Aug. 1780 in Paris geboren und wurde bis in sein neuntes Jahr von seinem Großvater, einem armen Schneider, erzogen. Dann kam er zu einer Tante, die ein Gasthaus zu Peronne besaß, um derselben in der Wirthschaft zu helfen, und in seinem 14. Jahre trat er daselbst als Buchdrucker in die Lehre, wo er sich die ersten Kenntnisse in der Orthographie und den Regeln der Verskunst aneignete. Nach Beendigung seiner Lehrzeit ging er wieder nach Paris, wo er durch seine ersten poetischen Versuche die Aufmerksamkeit Lucian Bonapartes erregte, der ihn großmüthig unterstützte. Bald darauf übernahm er die Redaction eines kleinen Blattes, bis er später im Secretariat der Universität eine bescheidene Stelle erhielt, die er zwölf Jahre verwaltete, um sie im Jahre 1821 aufzugeben, weil er in dieser Stellung seine politische Unabhängigkeit gefährdet glaubte. Mittlerweile war durch seine patriotischen Lieder sein Dichterruhm gestiegen, und die Regierung bot ihn, um ihn für sich zu gewinnen, einträgliche Stellen an. Aber Béranger lehnte jedes Anerbieten ab, um still und zurückgezogen, ganz seiner Poesie zu leben. Jetzt versuchte man es auf andere Weise, ihn den Mund zu schließen. Die Regierung verfolgte ihn, aber Béranger trat nun noch kühner hervor und lauter sang das Volk seine Lieder; man verurtheilte ihn zu hohen Geldstrafen, aber seine Verehrer traten zusammen und zahlten die Summen, zu denen selbst der ärmste Blousenmann sein Scherflein beitrug. Man sandte den Dichter zweimal in das Gefängniß, aber vor den Fenstern desselben konnte er die Lieder hören, wegen deren er verurtheilt war. Die Verehrung und Theilnahme des Volks für den Dichter wurde durch diese Verfolgungssucht nur noch gesteigert; er blieb der populärste Mann Frankreichs und seine Lieder, welche zu jener Zeit die Presse nicht vervielfältigen durfte, pflanzten sich dessenungeachtet fort und wurden in kurzer Zeit Eigenthum der Nation. Béranger feierte den kriegerischen Ruhm des großen Napoleon, aber mit seinem Despotismus konnte er sich nie befreunden. Eine scharfe Waffe aber wurde sein politisches Lied gegen die älteren Bourbonen während der Restauration, und kein Philosoph noch Redner hat die Verkehrtheiten ihrer Regierung schlimmer gegeißelt, als dieser Volksdichter. Mit der Vertreibung Karls X. hielt Béranger seine dichterische Mission für beendet und er ließ sich seitdem nur selten vernehmen. Nach der Februarrevolution wurde er mit großer Majorität in Paris für die Nationalversammlung gewählt, aber er lehnte die Wahl bescheiden ab, um nicht aus seinem poetischen Stillleben heraustreten zu müssen. Mit der Herrschaft Louis Napoleon's hat sich der Dichter niemals befreunden können, und als der Staatsstreich die Begründung des neuen Kaiserreichs vorbereitete, griff der alte Dichter nochmals nach der Leier, um der Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung Worte zu geben. Seitdem lebte Béranger noch zurückgezogener als zuvor, und erst als ihn das Alter auf das Krankenbette warf, trat seine politische Bedeutsamkeit von Neuem hervor. Sein Tod ist ein Ereigniß geworden, und die Umstände, welche sich an seinen Heimgang knüpfen, werfen starke Schlagschatten auf die französischen Zustände der Gegenwart.

Schon als Béranger ernstlich erkrankte und täglich dichte Volksmassen sich vor seinem Hause sammelten, um nach dem Befinden des Kranken zu forschen, lenkte sich die Aufmerksamkeit der Regierung dem sonst von ihr unbeachtet gebliebenen Dichter zu. Die Stadt Paris hatte eben erst durch die Wahl von fünf Oppositionscandidaten der Regierung ein unverkennbares Mißtrauensvotum gegeben und man konnte namentlich über die dem jetzigen Gouvernement wenig freundliche Stimmung der Arbeiter nicht mehr in Zweifel sein. Der Tod des populären Dichters und sein Begräbniß, welches letztere ganz Paris auf die Beine gebracht haben würde, konnte daher leicht Anlaß zu mißliebigen Demonstrationen oder wohl gar zu Unruhen geben. Dies wußte die Regierung, und noch ehe Béranger seine Augen geschlossen, berieth man im Ministerium darüber, wie die sterbliche Hülle des Mannes, dessen begeistertes Wort die Franzosen so oft hingerissen und erregt, auf die ungefährlichste Weise zur letzten Ruhestätte gebracht werden könne. Ließ man der Sache ihren Lauf, so wären vielleicht Hunderttausende dem Sarge gefolgt, und eine solche Ansammlung der Massen schien der kaiserlichen Regierung bedenklich. Sie wählte daher einen Ausweg, welcher jedweder Demonstration die Spitze abbrach und der Betheiligung der Pariser Bevölkerung an dem Begräbnisse des Dichters die engsten Schranken zog.

Béranger war am Donnerstage Nachmittags gestorben, aber die Polizeibehörde hatte Fürsorge getroffen, daß Niemand diese Nachricht erfuhr und die Abendblätter nur von dem bedenklichen Zustande des Kranken sprachen. Erst Freitag früh erfuhren die Pariser den Tod des Dichters und zwar durch eine Note des „Moniteur", worin es hieß: der Kaiser habe, um das Andenken des Nationaldichters zu ehren, beschlossen, daß die Kosten seiner Leichenfeier durch die kaiserliche Civilliste bestritten werden sollten. Gleichzeitig erschien eine Proclamation der Pariser Polizeipräfectur, welche besagte: die Regierung habe gewollt, daß dem Andenken Bérangers öffentliche Ehren erwiesen werden sollen. Diese fromme Huldigung verdiene der Dichter, dessen dem Cultus des Vaterlandes geweihete Lieder im Herzen des Volks das Andenken an die kaiserliche Regierung bewahren helfen. Die Polizei habe erfahren, daß Parteimänner in dieser ernsten Feier nur eine Gelegenheit erblickten, Unordnungen zu erneuern, die zu anderen Zeiten solche Ceremonien bezeichnet hätten. Die Regierung werde aber nicht dulden, daß sich eine lärmende Kundgebung an die Stelle der ehrfurchtsvollen und patriotischen Trauer, welche bei Bérangers Leichenfeier vorherrschen solle, dränge. Der Dichter selbst habe ein stilles Begräbniß gewünscht, es sei deshalb beschlossen worden, daß der Leichenzug ausschließlich aus officiellen Deputationen und mit Einladungsschreiben versehenen Personen bestehen solle. Die Bevölkerung werde aufgefordert, sich diesen Vorschriften zu fügen, und es seien Maßregeln getroffen, daß der Wille der Regierung, sowie der des Verstorbenen streng und gewissenhaft befolgt werde.

Mußte es nun auch überraschen, daß die kaiserliche Regierung auf einmal eine solche Sympathie für den todten Dichter zeigte, der im Leben eine Pension von ihr zurückgewiesen und bei aller Huldigung, die er dem Genie Napoleon I. dargebracht, niemals zu den Freunden des jetzigen Napoleon'schen Systems zählte, so war der getroffene Ausweg doch erklärlich und man konnte es der Regierung nicht verargen, wenn sie für die Aufrechterhaltung der Ruhe im Voraus besorgt war. Aber die Art und Weise, wie diese „nationale Leichenfeier" ausgeführt wurde, mußte allgemeine Verwunderung erregen und die eigentlichen Motive der Regierung in einem wenig günstigem Lichte erscheinen lassen.

Vor Allem ist die Hast, mit welcher das Leichenbegängniß in's Werk gesetzt wurde, beispiellos. Es war, als wollte man den verstorbenen Dichter unter dem Vorwande einer nationalen Leichenfeier auf dem kürzesten Wege schweigend und unter polizeilicher Bedeckung unter die Erde bringen. Nach dem Gesetze darf ein Todter nicht eher als 24 Stunden

nach dem Tode begraben werden. Die Leiche Bérangers wurde aber auf höhere Anordnung schon am Freitag Mittag, also 19 Stunden nach erfolgtem Ableben, noch ehe die Kunde davon durch ganz Paris gedrungen, zur Erde bestattet. Das Publikum, das sich dessenungeachtet in dichten Massen auf den Boulevards und in den Straßen, durch welche, wie man erwartete, der Zug gehen würde, versammelt hatte, wurde streng abgesperrt und Niemand durfte dem Trauerhause nahen. Acht halbe Brigaden Infanterie, von acht Generalen befehligt, sowie mehre Cavalerieregimenter hielten die Boulevards, den Bastillenplatz und die Zugänge zum Père-Lachaise und den Kirchhof selbst besetzt, während außer den geheimen Sicherheitsagenten noch 1500 Polizeiagenten an den verschiedenen Puncten aufgestellt waren. Die Pariser Garnison war nicht allein consignirt, sondern auch die aller Forts. Ferner hatte man mehre Reiterregimenter im Boulogner Gehölz aufgestellt und selbst die Artillerie in Vincennes wurde marschfertig gehalten. Die Wachen wurden 48 Stunden nicht abgelöst und alle Truppen, welche auf den Boulevards ꝛc. campirten, waren mit scharfen Patronen versehen.

Der Leichenzug selbst war höchst einfach. Um 12 Uhr Mittags verließ derselbe das Sterbehaus. Den Zug eröffneten Polizeiagenten, ihnen folgten Cavalerie- und Infanterieabtheilungen. Hinter dem mit Lorbeerzweigen und Immortellenkränzen geschmückten Leichenwagen folgte der Seine-Präfect und die Behörden des 7. Arrondissements, ein Adjutant des Kaisers und ungefähr 300 Personen, denen man Einladungskarten hatte zugehen lassen; eine Abtheilung Polizeidiener schloß den Zug. Letzterer bewegte sich nach der St. Elisabethkirche, wo eine kurze Todtenfeier stattfand, und von da nach dem Kirchhofe. Man wählte nicht den gewöhnlichen Weg über die breiten Boulevards, wo die Menge den Zug erwartete, sondern ging durch die dahinter liegenden engen Gassen, deren Zugänge insgesammt abgesperrt waren. Die sämmtlichen Werkstätten waren geschlossen, die Arbeiter feierten, und auf den Boulevards, den Straßen und an den Fenstern der Häuser waren Hunderttausende versammelt, um den Zug zu sehen; allein sie wurden meist in ihren Erwartungen getäuscht, da die Anordnungen der Polizei dahin gingen, jede Berührung des Conducts mit dem Publikum sorgfältig zu vermeiden. Um die Massen zu verhindern, dem Zuge zu folgen, zog man die Kanalbrücke, welche der Zug passiren mußte, auf, sobald das officielle Gefolge hinüber war. Die nach dem Kirchhofe führenden Straßen waren ebenfalls abgesperrt und auf dem Kirchhofe wurden außer den Soldaten und Polizeiagenten nur Wenige zugelassen. Die Menge beobachtete übrigens im Allgemeinen eine anständige und ruhige Haltung; wo man den Zug erblicken konnte, ertönten sympathische Rufe für Béranger, sonst zeigte sich das Publikum ernst und gemessen und nur in einigen Straßen geriethen bei dem großen Gedränge die Blousenmänner mit der Polizei zusammen. Doch ist nichts vorgefallen, was eine Verhaftung herbeigeführt hätte. Um drei Uhr war die ganze Feierlichkeit beendigt. Die Massen zerstreuten sich aber erst gegen Abend, und die militärischen Vorkehrungen dauerten noch am folgenden Tage fort. Das Grab Bérangers war noch am 19. Juli von 100 bis 150 Polizeiagenten besetzt; die Menge wurde zugelassen, aber Niemand wagte infolge jener Ehrengarde lange dort zu verweilen.

Im Allgemeinen hat das Verhalten der Regierung keinen guten Eindruck gemacht; man tadelt die drohende Haltung, welche sie bei dieser Gelegenheit schon durch die Proclamation der Polizeipräfectur der Pariser Bevölkerung gegenüber eingenommen, sowie die hastige Eile, mit welcher man die sterbliche Hülle eines Todten, der dem Volke im Leben weit näher stand, als dem gegenwärtigen Gouvernement, unter dem Vorwande einer nationalen Feier, die aber vorherrschend ein polizeiliches Gepräge trug, zur Erde bestattete. Man ist der Meinung, daß die Regierung mehr Furcht gezeigt hat, als nöthig war und erblickt hierin eine Schwäche und Aengstlichkeit, welche nicht dazu beitragen können, ihr Ansehn zu erhöhen. Hätte man dem Dichter statt dieses polizeilichen Begräbnisses eine großartige und wahrhaft nationale Leichenfeier veranstaltet, so würde sich die für äußeres Gepränge eingenommene Bevölkerung gewiß eher befriedigt gefunden und es der Regierung weniger verübelt haben, daß sie den todten Sänger in ihre Arme schloß, um seine zahlreichen Freunde von seiner sterblichen Hülle fernzuhalten. —

Der neueste „Moniteur“ theilt mit, „daß die Polizei seit länger als einem Monat Beweise von einem zu London angesponnenen Complot gegen das Leben des Kaisers habe. Drei Italiener, welche mit der Ausführung des verbrecherischen Planes betraut waren, seien in Paris verhaftet worden und hätten ihre Mitverschworenen genannt. Um etwaigen Einfluß auf die Wahlen zu vermeiden, habe man die weitere Untersuchung einstweilen vertagt, um sie jetzt wieder aufzunehmen.“ Unter den Verschworenen, welche vor die Anklagekammer gewiesen wurden, befinden sich Mazzini und Ledru Rollin, welche beide in England leben.

Italien. Die letzten Empörungsversuche führen noch immer zu neuen Verhaftungen. In Genua wurden namentlich eine bedeutende Anzahl von Arbeitern aus den großen Werkstätten und Fabriken eingezogen. In Livorno betrug die Zahl der Verhaftungen bereits 300 und es kamen noch täglich neue hinzu. Am meisten füllen sich die Gefängnisse im Königreiche beider Sicilien, wo der Aufstand eine größere Ausdehnung gewonnen hatte, als in Toscana und Sardinien. In Neapel haben auch unter den Mitgliedern der liberalen Partei mehrfache Verhaftungen stattgefunden, obgleich diese Partei gegen die Mazzini'sche Erhebung protestirt und mit den Bestrebungen dieses Unruhstifters nichts gemein haben will.

Spanien. Nach längeren Verhandlungen hat der Papst den früher ausgeführten Verkauf der geistlichen Güter genehmigt. — Der letzten republikanischen Erhebung folgt die Strafe auf dem Fuße; in Sevilla allein wurden am 11. Juli 24 gefangene Insurgenten erschossen. Die Gesammtzahl der Hinrichtungen beträgt bis jetzt 45, und es werden noch mehr folgen.

Großbritannien. Die Berichte aus Ostindien melden noch nichts von dem Falle von Delhi; diese Stadt befand sich vielmehr noch in den Händen der Meuterer und es werden schauderhafte Details über das blutgierige Verfahren der empörten Truppen von dort mitgetheilt. Die Zahl der umgebrachten Europäer ist noch immer nicht bekannt, doch wußte man, daß 48 Personen, welche in den Palast des neucreirten Königs von Delhi geflüchtet waren, einzeln erschossen wurden; auch wurden sämmtliche Offiziere des 54. Regiments niedergemacht. Dagegen sollen auch 1500 Aufständische dadurch umgekommen sein, daß ein englischer Lieutenant ein von den Meuterern besetztes Pulvermagazin in die Luft sprengte. Die Empörung hat übrigens immer weiter um sich gegriffen; von 74 Infanterieregimentern hatten 28 revoltirt und die Treue der übrigen war wenig verbürgt. Noch schlimmer steht es mit der regelmäßigen Cavalerie, die sich fast durchgängig empörte. Die englischen Blätter geben jetzt selbst zu, daß die eine Hälfte der regelmäßigen eingeborenen Truppen der Meuterei sich angeschlossen hat. — Der Aufstand hat auf den Handel mit dem indischen Reiche einen sehr nachtheiligen Einfluß ausgeübt und man berechnet den Schaden, welcher Londoner und indische Häuser betroffen, bereits nach Millionen.

Amerika. In den Straßen Newyorks haben am 3. Juli blutige Auftritte stattgefunden. Der schon langandauernde Streit, ob die Polizei vom Staate oder von der Stadt Newyork zu verwalten sei, führte zu Reibungen zwischen Demokraten und Republikanern. An genannntem Tage kam es denn zu einem förmlichen Straßenkampfe, welchem 8 Todte und 56 Verwundete zum Opfer fielen. Das Einschreiten des Militärs machte zwar dem Blutvergießen ein Ende, doch war bei dem Abgange der letzten Nachrichten die Ruhe noch nicht vollständig gesichert. Wir kommen nach dem Eintreffen amerikanischer Zeitungen ausführlicher auf diesen Vorgang zurück.

Der Bauer von Helmstein.

Volkserzählung von Adolf Stern.

(Fortsetzung.)

VI.

Entdeckung und Aufstand.

Franz hatte den ganzen Winter hindurch in Mariens Liebe geschwelgt und sich um den Proceß seines Vaters, den Wurmser, der wissende Kanzlist, möglichst in die Länge zu ziehen gesucht hatte, so viel als gar nicht gekümmert. Wie ein Donnerschlag, hatte ihn daher die Nachricht von dem wahrscheinlichen schlimmen Ausgange desselben, sowie die Weisung, sich für die vorbereitete Volkserhebung bereit zu halten, aus seiner Träumerei aufgeschreckt und zu dem Schreiben jenes Briefes veranlaßt, der die arme Rosel ins Unglück stürzte. Franz ahnte freilich nicht, welch nachlässigen Boten er in der Person des Karsten-Hans, eines „Wissenden", gefunden habe, und lebte des guten Glaubens, daß daheim Alles in der schönsten Ordnung sei. Zwischen der Absendung des Briefes und dem von uns zuletzt geschilderten Ereigniß auf Schloß Helmstein hatte der Proceß Vater Brands einen endlichen Ausgang durch die landesherrliche Bestätigung eines in zwei Instanzen gefällten Todesurtheils gefunden. Der Gefangene, welcher der im Jähzorn verübten Tödtung des Försters Lorenz geständig war, hörte dies Endurtheil mit mehr Fassung an, als sein eigner Sohn es vernahm, und leugnete im letzten Verhöre noch einmal alle Mitschuld eines Andern, als des flüchtigen Stephan aus Helmstein.

Franz, der die Verurtheilung des Vaters erfahren, die Hinrichtung von Tag zu Tag erwarten mußte, befand sich in der schrecklichsten Lage. Aeußerlich durfte ihm Niemand etwas abmerken; er war ja in der „Stadt Augsburg" und in den Augen seiner Geliebten der Waffenschmied Brandburg; wer hätte in dem den Sohn des Missethäters Brand, der zur Rettung seines Vaters nach Würzburg geeilt und diese über die Liebe vergessen hatte, suchen mögen? Franz dachte in Gemeinschaft mit Wurmser, dem Kanzlisten, an einen Befreiungsversuch; allein jeder Plan erwies sich als unausführbar, und die geheime Last des jungen Mannes wuchs, je näher der gefürchtete Tag von seines Vaters Execution rückte.

Der Morgen dieses Tages sah ihn seit Monden zum ersten Male wieder die Stadt verlassen und sich nach einem, nahe bei derselben gelegenen Walde wenden, wo er seinen Schmerz ausweinte und sich dann durch eine anstrengende Streiferei zu zerstreuen suchte. Als er nach deren Ende gegen Mittag in die „Stadt Augsburg" zurückkehrte, war das Fürchterliche schon geschehen; der alte Brand war, wie sein Sohn durch Wurmser erfuhr, mit großem Muthe und ungeheuchelter Reue über seinen Jähzorn, zu dem ihn jedoch der Förster Lorenz erst gereizt habe, gestorben.

Marie suchte umsonst am Abende, wo sie gewöhnlich von dem Geliebten besucht wurde, die trüben Wolken von dessen Stirn zu scheuchen; ihre sonst stets mit Erfolg gekrönten Bemühungen blieben heut fruchtlos, so daß sie zuletzt von ihm abließ und sich schmollend in eine Ecke des Zimmers setzte.

Da öffnete sich die Thür und der Kellermeister huschte herein:

„Verzeiht, Jungfer, daß ich störe. Es ist da unten ein Mann, der zum Landsknecht Franz Brand will und steif und fest behauptet, es wohne ein solcher hier, ob dies vielleicht Herrn Brandburg gelte —"

Jählings sprang Franz auf und eilte die Stiegen hinunter, in der Hausflur stand bei einem Krüglein Wein einer der Knechte vom Schloß Helmstein.

Es war dies der Knecht, welcher am Tage vor Rosel's Tode abgeschickt worden war, um den „hörigen" Franz heim in den Bann seines Gutsherrn zu bescheiden. Nicht wenig erschrocken war daher Franz, als der Knecht diese Angelegenheit so laut verhandelte, daß weder dem Kellermeister, noch der Wirthin, die schon seit einiger Zeit sehr auf das Treiben ihres Gastes merkte, ein Wort von dem Befehle, heimzukehren, noch von allem Uebrigen entging.

„Aha!" sagte die Wirthin höhnend, „also ist mein Gast, der angebliche Herr Brandburg, kein Waffenschmied, sondern ein Leibeigener, ein Bauer. Das muß doch Jungfer Marie gleich erfahren. Klug hat der Mensch jedoch die Sache eingefädelt; dies muß man ihm lassen."

Sie horchte wieder einige Minuten auf die Unterredung des Knechtes mit Franz und fuhr mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens fort:

„Also heißt er doch Brand und ist der Sohn des hingerichteten Verbrechers. Wer hätte das gedacht?"

Franz sah, als er eben sein Bündel holen ging, die Wirthin rasch die Stiege hinauf eilen; er ahnte ihr Beginnen und gab deshalb auf, noch einmal mit Marie zu sprechen. Als Jungfer Marie von einer Ohnmacht, in welche sie die mit gehöriger Schadenfreude hinterbrachte Wahrnehmung der Wirthin versetzt hatte, erwachte, überreichte Franzens alter Freund, der theilnehmende Kellermeister, ihr einen Zettel, worin sich die Worte fanden:

„Geliebte Marie!"

„Es ist wahr, ich bin ein höriger Landmann. Aber binnen Kurzem kehre ich zu Dir zurück, so daß mich selbst Dein Vater nicht wird abweisen können. Franz Brand."

Marie wußte sich den Sinn dieser Worte nicht zu erklären; sie hoffte das Beste.

Franz trabte grimmig und mit finsterm Stillschweigen neben dem Knechte, der ihn heimholte, her; er beschleunigte jedoch trotz seines Unmuths den Marsch, so daß man schon am Nachmittage des zweiten Tages in Helmstein angelangt war. Hier verabschiedete er sich von seinem Begleiter und eilte, auf den heimischen Brandhof zu kommen, der gar öde und verwüstet da lag.

Kalt durchschritt Franz den einsamen zertretenen Garten, trat in die Hausflur und rief mit starker Stimme: „Mutter!"

Mutter Magreth, in ein schlichtes schwarzes Kleid gehüllt, den Kopf mit einem schwarzen Tuche umwunden, stand vor ihrem Sohne und blickte ihn vorwurfsvoll an.

„Du hast also den Vater nicht retten können?" begann sie. „Hast Du Alles versucht?"

Diese Worte fielen Franz schwer auf's Herz, er hatte ja im Rausche seiner Liebe wenig an Vater und Heimath gedacht und fühlte jetzt doppelt die Schuld seiner Säumniß. Er schwieg daher und fragte:

„Wie geht's Euch allen?"

„Uns allen? Meinst Du Rosel, die sich ein Leids angethan?"

Die neue Schreckenspost machte Franz beinahe wanken; kaum gewann er es über sich, zu fragen:

„Weshalb? Wie?"

„Das mußt Du wissen. Wegen eines Briefes, den der Karsten-Hans an sie abgegeben, mit dem Bemerk, sie solle ihn von Jemand, der's verstände, lesen lassen. Rosel ist damit zum Pfarrer gegangen, und gleich im Anfang heißt's in dem Schreiben, daß ja Niemand etwas davon erfahre, als Herr Bartholomäus Asch in Neiberg. Rosel reißt dem Pfarrer den Brief weg, läuft nach Neiberg und unterdeß macht der Pfarrer, der Entdeckungen über den Proceß meines armen Brand vermuthet, Anzeige auf dem Schlosse. Als Rosel zurückgekehrt, wird sie eingesperrt und hat sich im Kerker das Leben genommen."

Franz schwieg, trat aber vor das Haus hinaus und rief:

„Wieder ein Opfer! Aber das letzte! Die Stunde hat geschlagen!"

Der Hütbube bekam von ihm den Auftrag, zu Hunderten von Leibeignen, die er ihm näher bezeichnete, kleine Federn zu tragen.

(Schluß folgt.)

Die italienischen Verhältnisse.

Die öffentlichen Zustände in Italien sind in hohem Grad unerfreulich, und die neuesten Vorgänge beweisen abermals, daß jenes Land von den Alpen bis nach Sicilien einen ungeheuren Vulcan bildet, der seit länger als sechzig Jahren gar nicht zur Ruhe kommen will. Bald grollt und tobt er im Innern; dann bleibt er eine Zeit lang scheinbar ruhig. Aber Niemand kann ihm trauen; denn plötzlich speiet er nach allen Seiten hin Feuer und Flamme. Noch kein einziger Versuch, ihn zu ersticken, hat gelingen wollen, und der Fehler liegt wohl zugleich am Volk und an den Regierungen. Es ist nicht etwa eine leere Redensart, wenn man sagt, daß Italien seit länger als einem halben Jahrhundert förmlich vom Blut triefe. In keinem andern Lande sind Aufstände, Meutereien, Rebellionen, Revolutionen, Mordthaten, Hinrichtungen und Einkerkerungen so häufig gewesen, als gerade dort; nirgends haben die geheimen Gesellschaften so viele Verschwörungen hervorgerufen, die alle ohne Ausnahme einen andern Ausgang nahmen, als die Urheber erwartet und gewünscht hatten.

Die glänzende Zeit Italiens ist schon vor drei Jahrhunderten zu Ende gegangen. Die Herrschaft der Spanier wirkte auch dort, wie überall, gleich Mehlthau auf die Pflanzen. Das vorher so reiche und freie Leben erstarrte unter weltlichem und geistlichem Druck; das Volk verkümmerte unter demselben immer mehr, und Italien war nur noch ein Fechtboden für fremde Mächte. Selbst die einheimischen Regentengeschlechter kamen in Abgang, und jetzt ist auch nicht ein einziges von denselben übrig; alle Regenten sind von ausländischer Herkunft. Jener in Neapel ist ein spanischer Bourbon, der von Piemont ein Savoyer, und die Beherrscher in den verschiedenen Herzogthümern sind gleichfalls keine Italiener. Von den größern Republiken kamen Genua an Piemont, Venedig an Oesterreich, dessen Herrschaft in Italien nicht neu ist, sondern weit über ein Jahrhundert hinausreicht, und in gewisser Beziehung als eine Fortsetzung des Einflusses betrachtet werden muß, welchen Deutschland seit Karl dem Großen auf jenes südliche Land stets geübt hat.

Dem italienischen Volk ist ein unglückseliges Geschick zu Theil geworden. Aber die Mittel, welche es seither angewandt hat, sich demselben zu entziehen, sind auf keinen Fall die richtigen gewesen; denn in vieler Beziehung wurden dadurch die Sachen nur noch schlimmer. Die französische Revolution machte Kehraus mit Vielem und beseitigte eine Menge von Verhältnissen, welche veraltet waren und sich überlebt hatten. Der Drang nach politischer Einheit war aber damals noch so wenig vorhanden, daß sich in Italien eine Menge von neuen kleinen Republiken bildeten, die nur vorübergehend waren und den Königreichen Napoleons und Joachim Murats Platz machen mußten. Nachher kam die Reaction, welche in den meisten Ländern so unverständig verfuhr, daß seitdem von keiner Ruhe mehr die Rede gewesen ist; der wilde Sturm hält nun schon volle vierzig Jahre an. Die wieder eingesetzten Regenten waren nicht so weise und umsichtig, auf das einzugehen, was allein zu dauerndem Frieden hätte führen können, nämlich auf gute Gesetzgebung und gute Verwaltung, auf eine milde Regierungsweise und auf angemessene Reformen. Einige wenige Länder machten zwar Ausnahmen; aber Italien im Großen und Ganzen war ein schlecht regiertes Land, besonders in Neapel, Sicilien, dem Kirchenstaate und Modena; in Sardinien schwankten die Systeme hin und her; in Toscana standen früher die Dinge erträglich. Die bestregierten Theile waren jene, in welchen Oesterreich herrschte; das hat selbst ein Feind desselben, wie Mazzini, schon im Jahre 1846 öffentlich ausgesprochen und zugestanden. Aber es liegt im Wesen jedes Volkes, daß es die Fremdherrschaft nur ungern erträgt, selbst wenn sie Wohlthaten bringt. Man muß einräumen, daß gerade Oesterreich für sein Italien mehr that, als irgend eine einheimische Regierung für ihr Land; es hat Ordnung geschaffen, öffentliche Sicherheit erhalten, den materiellen Wohlstand befördert und die Nationalität der Italiener unangetastet gelassen. Wenn nichtsdestoweniger 1848 die Lombardei und das Venetianische gleichfalls aufstanden und nur mit großer Mühe wieder bezwungen wurden, so liegt der Grund in der eigenthümlichen Stellung, welche Oesterreich den Italienern gegenüber hat; es stehen sich zwei verschiedene Nationalitäten gegenüber, welche seit tausend Jahren sich nie mit einander befreunden konnten, weil in ihrem beiderseitigen Naturell zu viel Abstoßendes liegt.

Der Italiener wird also stets nur ungern einen Unterthanen des österreichischen Kaiserstaates abgeben, weil das in seinem Wesen liegt. Aber für Europa ist Oesterreichs Stellung in Italien unter den obwaltenden Umständen eine Nothwendigkeit, und sie ist es insbesondere auch für Deutschland. Denn die Dinge liegen einmal so, daß auf lange Zeit hinaus der Plan oder Wunsch einer italienischen Einheit gar nicht zu verwirklichen ist. Was aber Oesterreich in Italien einbüßte, würde nicht den Italienern zu Gute kommen, sondern den Franzosen, welche sich als natürliche Protectoren Italiens betrachten. Wer aber zugleich am Po und am Rhein gebietet, wird mit großer Macht gegen Deutschland drücken und dasselbe in Verlegenheit bringen. Es ist daher ein allgemein deutsches Interesse, daß ein Mitglied des deutschen Bundes in der Lombardei und im Venetianischen gebietet. Das wird jeder Deutsche eingestehen müssen, der die Sachen ruhig erwägt, auch wenn er den Italienern die nationale Einheit wünscht und ihnen ein solches Maaß von politischer Freiheit gönnt, ohne welche ein gebildetes Volk sich nicht zur Ruhe giebt.

In dieser Beziehung hat man in Italien vielfach sehr unglücklich experimentirt, und darüber sind auch die alten Freiheiten verloren gegangen, zum Beispiel in Sicilien, das bis zur Wiedervereinigung mit Neapel nach dem Wiener Frieden von Alters her eine freie Verfassung besaß, die man ihm widerrechtlich genommen hat. In Neapel, wie in Sardinien, sind mehrmals von König und Volk beschworene Verfassungen wieder über den Haufen gestürzt worden. So, wie sie waren, sind sie gewiß nicht passend gewesen; allein der Umstand, daß sie ohne Weiteres weggeworfen wurden, obwohl sie beschworen waren, hat ungemein demoralisirend gewirkt und Treue und Glauben völlig gelockert. In übel regierten Ländern, wie Neapel ɾc., pflegen dann Verschwörungen sich zu bilden, an welchen der Italiener ohnehin Gefallen findet: alle Offenheit verschwindet; man macht Pläne und Umtriebe im Dunkeln, und dadurch leidet wieder die allgemeine Moralität. Eben so wenig ist dieser letztern das unter solchen Umständen erklärliche Spionirwesen förderlich; die Polizeigewalt macht Uebergriffe; eine entdeckte Verschwörung oder mißlungene Revolution füllt die Kerker; das Henkerbeil arbeitet; Viele fliehen in's Ausland, und Tausende von Familien gerathen in Armuth und Verzweiflung. Die Machthaber ziehen die Zügel immer straffer an, werben fremde Truppen und stützen sich auf solche Söldner, weil sie den Landeskindern nicht mehr trauen dürfen; Argwohn, Verdacht, wilder Ingrimm wuchern immer weiter und tiefer; das Gefühl der Sicherheit und Behaglichkeit ist unbekannt, und die Menschen haben keine Freude mehr an ihrem Staate.

So sind die Dinge namentlich in **Neapel**. Einzelne Stimmen haben sich vergeblich bemüht, dieselben in milderm Lichte darzustellen; alle Welt weiß, daß die Zustände dort ganz trostlos liegen und auf die Dauer so gar nicht bleiben können. König Ferdinand lebt abgeschlossen in Gaëta, wo Söldner aus der Schweiz ihm als Wachen dienen; er kann aus Furcht vor Verschwörungen, Aufständen und Revolutionen keinen ruhigen Augenblick haben; die Gefängnisse sind gefüllt, alle Gewalt liegt in den Händen der Polizei. Sicilien, um sein gutes Recht verkürzt, durch blutigen Krieg in die Verbindung mit Neapel widerwillig zurückgezwungen, ist in hohem Grade mißvergnügt und trachtet nach Rückerwerb seiner Freiheiten und nach Unabhängigkeit.

Der Kirchenstaat ist der am schlechtesten organisirte

in Europa, und alle wohlgemeinten Rathschläge Oesterreichs zur Einführung unbedingt nothwendiger Verbesserungen in der Verwaltung sind unbeachtet geblieben. Alle Berichte ohne Ausnahme, die seit vierzig Jahren über den römischen Staat veröffentlicht worden sind, stimmen darin überein, daß man von solcher Verwahrlosung anderwärts sich gar keinen Begriff machen könne. Man braucht auch nur eine beliebige Zeitung zur Hand zu nehmen, um darin Belege für die kläglichen Verhältnisse im Kirchenstaate zu finden. Nirgends in der Welt gilt der Papst weniger, als in Rom und in seinem Lande, und man darf sich durch die Meldungen über die gegenwärtige Reise des heiligen Vaters nicht täuschen lassen. Die Franzosen mußten ihm Rom, die Oesterreicher die Legationen sichern; ohne fremde Hilfe wäre es mit seiner weltlichen Regierung vorbei gewesen. Der Fehler liegt darin, daß die Geistlichen, deren Reich nicht von dieser Welt sein sollte, herrschen, Alles verwalten und regieren; sie werden dem kirchlichen und geistlichen Verrichtungen entzogen und sind Minister, Räthe, Finanzmänner, Verwaltungsbeamte, Zolldirectoren; ja, auch das Soldatenwesen hängt von Geistlichen ab. So kommt es, daß das päpstliche Heer, die Schlüsselsoldaten, nicht einmal die öffentliche Sicherheit herstellen kann. Der Kirchenstaat wimmelt von Räuberbanden und Banditen; täglich fallen Raub und Mord vor; ganze Banden streifen Jahre lang umher und brandschatzen nicht blos Dörfer, sondern sogar Städte. Die Oesterreicher machen kurzen Prozeß und schießen jeden Räuber oder Banditen, den sie auf frischer That fangen, auf dem Flecke nieder; dafür verschreiet man sie dann als grausame Barbaren! In Neapel hat neulich König Ferdinand ein Concordat mit Rom geschlossen, um die Ehrfurcht vor dem Priesterthum zu vermehren, und die Geistlichkeit hat mehr Vorrechte erhalten, als sie jemals besessen. In Toscana sind die öffentlichen Verhältnisse längst nicht mehr so günstig als früher; auch hier hat man dem Klerus zu viel eingeräumt.

Von Lombardei-Venedig abgesehen, macht nur Piemont eine günstige Ausnahme. Dort ist keine Willkürgewalt, welche sich dadurch befestigen zu müssen wähnte, daß sie die Staatsgewalt der katholischen Geistlichkeit unterordnet, sondern eine constitutionelle Regierung, die so wohlthätig wirkt, daß gerade Piemont einen großen Gegensatz gegen die übrigen italienischen Staaten bildet und als ein lebendiger Vorwurf für jene dasteht. Leider ist es auch durch die nun einmal gegebene Eigenthümlichkeit der Verhältnisse in ein gespanntes Verhältniß zu Oesterreich versetzt, und die Tendenz, als Führer und Beschützer ihrer Interessen wirksam zu sein, hält diesen Zwiespalt offen. So kommt in Italien nicht einmal ein Bundestag und ein Zollverein zu Stande, gewiß das Geringste, was geschaffen werden könnte, aber nothwendig für alle Interessen.

Die Massen abgerechnet, welche ohne Antheil am öffentlichen Leben sind, und gewöhnlich eine Weile blindlings bald dem, bald jenem folgen, giebt es in Italien drei große Parteien mit ganz verschiedenen Bestrebungen, welche den Absolutisten gegenüberstehen. Nur in dem einen Puncte sind sie alle einig, daß sie die Fremden aus Italien verjagen wollen; sie hassen Franzosen und Oesterreicher und treiben ihre Abneigung gegen diese bis zur Albernheit. Der Italiener leidet an einem starken nationalen Eigendünkel; er ist politisch tief verkommen. Das Volk in der Masse ist sehr ungebildet, ganz ununterrichtet, grob und abergläubig. Trägheit und Bettelei sind im größten Theile des Landes herrschend; aber dieses Volk betrachtet alle Europäer, welche im Norden der Alpen wohnen, als Barbaren, und sogar gebildete Leute haben die Frechheit, drucken zu lassen, die Italiener seien „eine noblere Race, als die Deutschen und Franzosen, und könnten tiefer gestellten Creaturen sich nicht unterwerfen"! Also die Italiener mit ihrem Schmuz und was dazu gehört, mit ihren Stileten, Meuchelmördern und Räuberbanden und ihren Lazzaroni stehen höher, sind nobler, als der tapfere Soldat und der fleißige Arbeiter in Deutschland und Frankreich! Der Bandit im Kirchenstaat ist „nobel", und wir „Tedeschi" sind Barbaren!

Die constitutionelle Partei hat ihren Zweck in Piemont erreicht; das Land hat durch sie Volksvertretung, freie Presse und gute Verwaltung erhalten; ihre hervorragenden Männer sind Graf Cavour und Marquis d'Azeglio, wie denn überhaupt der hohe italienische Adel für den Verfassungsstaat gesinnt ist, was seiner Bildung ein gutes Zeugniß giebt. Aber diese Partei begnügt sich nicht mit der piemontesischen Verfassung, sondern sie will, wie sie sagt aus Instinct und aus politischem Princip, Oesterreich aus Italien verdrängen, und dadurch kann sie sich schwere Ungelegenheiten bereiten. Sie hat dadurch diese Großmacht zum Feinde, während zugleich die Demokraten ihre erbitterten Gegner sind. Diesen ist sie ein Hinderniß; sie geht ihnen nicht weit genug, und wird von ihnen gehaßt, weil sie monarchisch ist. Während Oesterreich und die italienischen Absolutisten ihr den Untergang wünschen, bohrt auch Mazzini gegen sie, möchte sie stürzen und hat deshalb vor ein paar Wochen den Handstreich gegen Genua gewagt.

Die foederalistische Partei erstrebt einen Bundesstaat, am liebsten unter republikanischer Form. An ihrer Spitze steht der Präsident der venetianischen Republik von 1848, Manin. Auch sie ist Oesterreich und dem „verdumpfenden Joche der Fremden" feindlich. Aber die Foederalisten werden Nichts erreichen, weil gerade in Italien die Localeifersucht stärker ist, als anderswo. Als Manin in Venedig herrschte und das jenseits der Lagune liegende Städtchen Mestre zur Mitwirkung aufforderte, erklärte die Bürgerschaft von Mestre, sie habe von der Republik Venedig keine Befehle zu empfangen, sondern wolle eine eigene Republik (mit 3000 Seelen) bilden. Bei solcher Eifersucht wäre eine Bundesrepublik in nordamerikanischem Styl gar nicht möglich. Diese „Patrioten" wollen aber im Nothfalle ihre Pläne mit fremder Hilfe durchzusetzen suchen, also Franzosen in's Land ziehen, die dann wohl nicht umsonst kommen würden.

Die dritte Partei, jene Mazzini's, ist ultrademokratisch, blutroth, und hat Anhänger in den unteren Klassen und bei exaltirten Leuten aus dem Mittelstande. Die Stichwörter sind: Freiheit und Unabhängigkeit Italiens als einer demokratischen Republik mit der Hauptstadt Rom; allgemeine Revolution in Europa, Umsturz aller Throne durch jedes Mittel, gleichviel welches; Rache allen Zwingherren, Haß gegen Oesterreich, aber noch mehr gegen Frankreich und vor Allem gegen das „verruchte" Haus Savoyen und die Constitutionellen. In welcher Weise Mazzini sein Programm zu verwirklichen gedenkt, das haben die Attentate in Genua, Livorno und Neapel in diesen Tagen erst wieder gezeigt.

Dieser Mazzini, ein fürchterlicher und ganz außergewöhnlicher Mensch, ist nun schon seit länger als einem Vierteljahrhundert an seinem rothen Werke thätig. Zuerst tritt er 1828 auf, wird als Verschwörer eingekerkert, entflieht und bildet nach der französischen Julirevolution den Bund des Jungen Italiens, welcher „den Dolch" für das wirksamste Mittel der Revolution erklärte. Von ihm rührte 1832 der Plan zu dem Zuge gegen Savoyen her, welchen Ramorino anführte, der in Polen mitgekämpft hatte. Später war Mazzini in hundertfachen Verkleidungen in Frankreich und der Schweiz thätig, und befindet sich seit 1842 in England, von wo aus er häufig Streifzüge nach dem Festlande unternimmt. Sein Grundsatz ist: „Das Feuer darf nicht verlöschen." Er will Blutrache gegen die Reaction; jeder Aufstand, einerlei ob glücklich oder nicht, gilt ihm für einen Protest gegen die Regierungen. Daß er dadurch viele Tausende auf das Blutgerüste, auf die Galeeren, in den Kerker und in die Verbannung gebracht hat, kümmert ihn gar nicht; er findet in der mißleiteten Jugend und in den Massen immer wieder Anhang. Aber freilich ist es ihm auch 1849 begegnet, daß das Volk in seiner eigenen Vaterstadt Genua ihm den Tod geschworen und ihn im Bildnisse aufgehängt hat, weil man

ihn — im Einverständniß mit Radetzky glaubte. Und sein jüngster Putsch gegen Genua ist mißlungen. Die Absolutisten in Italien haben diesem rastlosten Revolutionär Manches zu danken; er ist ihnen ein schätzbarer, wenn auch gefährlicher und unbequemer Bundesgenosse.

Dresden, den 23. Juli.

— An die Stelle des in den Staatsdienst übergetretenen Stadtraths, Herrn Adv. Künzel, ist in der gestrigen Sitzung der Stadtverordneten Herr Adv. Dr. Bruno Stübel einstimmig zum Stadtrath auf Zeit erwählt worden.

— Schon seit einiger Zeit macht sich durch den gesteigerten Verbrauch des Gases das Bedürfniß geltend, die hiesige Gasbereitungsanstalt zu erweitern oder zur Erbauung einer zweiten solchen Anstalt in einem anderen Stadttheile zu verschreiten. Die Lösung dieser Frage war aber für die städtische Behörde um so schwieriger, als sich die Ansichten der mit der Prüfung der Pläne beauftragten Techniker entschieden gegenüberstanden. Während nämlich der Eine die Erbauung einer neuen Anstalt vor dem Ziegelschlage für das Zweckmäßigste hielt, glaubte der Andere, daß durch Erweiterung des Röhrensystems und Ausdehnung der bestehenden Anstalt dem Bedürfnisse auf eine längere Reihe von Jahren genügt werden könne. Die Betriebsmittel der hiesigen Gasanstalt sind bekanntlich ursprünglich nur auf 5000 Flammen berechnet; sie haben aber nach und nach verschiedene Erweiterungen erfahren, so daß jetzt der Bedarf für über 15,000 Flammen producirt werden kann. Dessenungeachtet reicht diese Production bei dem gesteigerten Gasbedarf nicht mehr aus und es muß auf eine anderweite Vermehrung der Betriebsmittel Bedacht genommen werden; wenn nun diesem Bedürfnisse durch eine bauliche Erweiterung der Anstalt mit verhältnißmäßig unbedeutenden Kosten genügt werden kann, so tritt doch ein anderer Umstand hinzu, welcher die Zuführung des mehr erzeugten Gases nach dem Mittelpunkte der Stadt unmöglich macht. Das vorhandene Röhrensystem ist nämlich außer Stande, die jetzt fabricirte Menge Gas unter hinreichendem Druck den Flammen zuzuführen; denn wenn auch auf der Anstalt ein außerordentlicher Druck gegeben wird, so wird derselbe bei der Schnelligkeit, mit welcher das Gas durch die Röhren strömen muß, bereits bis zur Hälfte absorbirt, ehe das Gas im Mittelpunkte der Stadt ankommt, wodurch sich in den entlegenen Stadttheilen ein zu geringer Druck herausstellt. Dieser in der ursprünglichen Anlage begründete Uebelstand kann aber nur dadurch gehoben werden, wenn man das bisherige Röhrensystem erweitert und an die Stelle der 3-, 4- und 6-zolligen Röhren solche von 8, 10, 12 und 14 Zoll Durchmesser legt. Diese Erweiterung wird freilich bedeutende Geldopfer kosten und dem Vernehmen nach die Summe von 80,000 Thlrn. in Anspruch nehmen; aber sie ist, wie schon bemerkt, unerläßlich und würde auch dann nicht zu umgehen sein, wenn man schon jetzt mit dem Aufwande bedeutender Geldmittel zur Erbauung einer zweiten Anstalt verschreiten wollte. Die Baulichkeiten, welche in der alten Anstalt erforderlich sind, um eine auf eine längere Reihe von Jahren ausreichende Mehrproduction von Gas zu erzielen, beschränken sich für jetzt auf die Erbauung eines Reinigungshauses, und wenn sich dadurch auch eine Vermehrung des Arbeiterpersonals erforderlich macht, so ist doch dieser Mehraufwand mit den Regiekosten einer neuen Anstalt nicht in Vergleich zu stellen. Bei dieser Sachlage und in Berücksichtigung des Umstandes, daß vor allen Dingen die Erweiterung des Röhrensystems ausgeführt werden muß, haben Stadtrath und Stadtverordnete fast einstimmig beschlossen, von der Erbauung einer neuen Anstalt, welche übrigens in der Zeit vom März bis September, wo die Production der jetzigen Anstalt vollständig genügt, ganz unbeschäftigt bleiben würde, abzusehen, und sich auf die projectirte Erweiterung des Röhrensystems und Vergrößerung des Betriebes zu beschränken. Diese Andeutungen dürften genügen, um die mehrfach ausgesprochene Behauptung, als sei der infolge obigen Beschlusses erforderliche Aufwand ein verlorener und der Neubau einer zweiten Anstalt jener Erweiterung unbedingt vorzuziehen, zu widerlegen. Schließlich möge nicht unbemerkt bleiben, daß beide Techniker sich gegen die in öffentlichen Blättern befürwortete Erbauung einer Gasbereitungsanstalt in hiesiger Antonstadt ausgesprochen haben, da der in diesem Stadttheile befindliche Gasbehälter für das Bedürfniß des rechten Elbufers nicht nur vollständig ausreicht, sondern noch eine bedeutende Quantität Gas alltäglich von dort an die Altstadt zurückgegeben wird.

— Aus dem Gerichtssaal. Wieder einmal fand vor dem königl. Bezirksgerichte Dresden eine öffentliche Verhandlung statt, die den traurigen Beleg gab, wie leichtsinnig viele Menschen Wechselunterschriften von sich geben. Ein wegen betrügerischer Handlungen bereits vor Jahren mit Zuchthausstrafe belegter Mensch, der Weber und Handelsmann Knoblauch, war einem hiesigen Kaufmann für Waaren gegen 30 Thlr. schuldig geworden. Zu deren Deckung und beziehentlich Sicherung überbrachte er einen Wechsel auf 500 Thaler, in welchem er seines eignen Bruders Namen gefälscht hatte. Der Kaufmann nahm diesen Wechsel nicht, und nun veranlaßte Knoblauch einen Menschen, der von Wechseln gar nichts versteht, unter dem Vorgeben, er wolle ihm gegen dieses Papier für 30 Thlr. Tabak von einem Tabakshändler verschaffen, dazu, seinen Namen unter einen Wechsel, der oben noch offengelassen war (in blanco) zu setzen. Es gelang ihm; er füllte nun den Wechsel so aus, als ob jener sich verpflichtet habe, 330 Thaler zu zahlen und verkaufte dann diesen Wechsel an den Kaufmann, seinen Gläubiger, der ihm dafür seine und auch noch die Schuld eines Anderen quittirte. Hinterdrein stellte sich die Fälschung heraus, die dem Knoblauch am 16. d. M. eine Zuchthausstrafe von 3½ Jahren brachte. — Die unverehelichte Schütze aus Langburkersdorf hatte ein Bierkrügel im Werthe von 3 Ngr. entwendet. Da sie früher bereits zweimal wegen Diebstahls bestraft, also rückfällig war, erhielt sie Arbeitshausstrafe von 1 Jahr, und diese Strafe ward am 17. d. M. auf ihrerseits dawider erhobenen Einspruch bestätigt. Nicht der — hier ganz unbedeutende — Werth des Gestohlenen, sondern die Hartnäckigkeit des verbrecherischen Willens ist es, welche bei Rückfälligen so schwere Strafen nach sich zieht. — Am 21. d. M. ward die, gleichfalls sehr rückfällige, unverehelichte Opitz aus Dippoldiswalda, welche außer Dresden noch Tharandt und Oberearsdorf zu Schauplätzen ihrer Eigenthumsvergehen gemacht, wegen dreier Entwendungen im Werthe von circa 18 Thalern (unter anderen auch begangen an dem Nachtwächter in Oberearsdorf, welcher sich zur „sächsischen" Religion bekennt) zu 1 Jahr Zuchthaus verurtheilt. — In Bautzen fand am 22. d. M. eine eigenthümliche Verhandlung statt. In der Kirche zu Bischofswerda hatte am 15. März d. J. der Nahrungsbesitzer Teich in berauschtem Zustande den Prediger mit den Worten unterbrochen: „Nun hältst Du aber das Maul" und war darauf sofort aus der Kirche entfernt worden, so daß weitere Störung nicht eintrat. Er kam nun wegen Störung gottesdienstlicher Handlungen in Untersuchung; und darauf steht Strafe bis zu 4 Jahren Arbeitshaus, ja unter Umständen sogar Zuchthaus. Da er aber sonst unbescholten und ihm namentlich von dem Geistlichen bezeugt war, daß er ein fleißiger Kirchenbesucher und rechtlicher Mann, die Störung aber nur gering gewesen sei, kam er mit 2 Monaten Gefängniß davon.

— Unter dem Publicum ist das Gerücht verbreitet, daß das nächsten Sonntag beginnende Dresdner Vogelschießen in diesem Jahre zum letzten Male auf dem bisherigen Schießplatze abgehalten werde und dessen Verlegung nach dem sogenannten Gehege als gewiß betrachtet werden dürfe. Dieses Gerücht ist jedoch völlig unbegründet. Allerdings sind von dem Stadtrathe Einleitungen getroffen, um für den Schießplatz der privilegirten Scheibenschützen eine andere Räumlichkeit aufzufinden und es ist dabei das Gehege zunächst in Frage gekommen, allein an eine alsbaldige Ausführung dieses Planes kann nach Lage der Sache bis jetzt noch nicht gedacht werden. Von einer Verlegung des Schießplatzes der Bogenschützen ist dagegen noch gar keine Rede gewesen.

— Aus Domselwitz bei Lommatzsch wird uns von einem Leser der Dorfzeitung ein Büschel Kornähren eingesandt, welche

durchschnittlich 6 — 6½ Zoll Länge haben und 80—90 Körner tragen. Sind auch diese Aehren ausgesucht, so dienen sie doch als Beweis des gesegneten Ertrags, dessen sich die Lommatzscher Fluren auch in diesem Jahre zu erfreuen haben.

∶ Aus dem Plauen'schen Grunde, 21. Juli. Gestern Nachmittag 3 Uhr verunglückte auf dem Kohlenwerke in Zaukeroda der Steiger Brendel dadurch, daß eine Partie Schachtholz, welches man an einem Seile in den Schacht hinunterließ, das Seil zerriß und beim Hinunterfallen in den Schacht eine sogenannte Bühne (Holzdielung), auf welcher sich Brendel mit vier Bergleuten befand, durchschlug und Brendeln mit ir die Tiefe hinunterriß. Der Verunglückte, welcher allgemein geachtet und beliebt war, hinterläßt eine Frau mit zwei Kindern.

Grünhain, 20. Juli. Seit mehreren Tagen ist hier und in dem benachbarten Dorfe Bernsbach unter dem Rindvieh eine böse Krankheit aufgetreten; mehrere Kühe, die bisher völlig gesund und gerade die kräftigsten und wohlgenährtesten gewesen, sind ganz plötzlich gestürzt oder wenigstens von so heftigem Schüttelfrost befallen worden, daß sie haben nothwendigerweise geschlachtet werden müssen. Schweine, welche in dem ablaufenden Blute einer solchen Kuh gewühlt haben, sind gleichfalls erkrankt und hat eins ebenfalls nothwendigerweise geschlachtet werden müssen. Der hiesige Fleischermeister F., sowie dessen Bursche, welche das Nothschlachten einer erkrankten Kuh besorgt, und zwei andere junge Leute, welche sich beim Abhäuten derselben zu schaffen gemacht haben, befinden sich in ärztlicher Behandlung wegen mit reißender Schnelligkeit um sich greifender Entzündung und Geschwulst der Hände und Arme, mit denen sie das kranke Thier berührt haben. Ob die aufgetretene Krankheit die sogenannte kalte Seuche, Milzbrand oder Knotenkrankheit ist, wird das Gutachten des jede Stunde hier erwarteten Bezirksarzt Neubert zu Wolkenstein constatiren. — Heute früh in der zweiten Stunde ist im benachbarten Dorfe Raschau das Vogel'sche Bauergut ein Raub der Flammen geworden. Ueber die Entstehungsursache hat man noch nichts Näheres erfahren können. (Dr. J.)

Aus dem Voigtlande. Wie der Hülfsverein in dem durch Feuer schwer heimgesuchten Auerbach weiter bekannt macht, hat das Brandunglück tiefere Wunden geschlagen, als sich in den ersten Augenblicken nach den Schreckensstunden erkennen ließ. Die größte Anzahl der Abgebrannten gehört dem Handwerkerstande an. Es sind 73 Innungsmeister, in der größten Zahl Weber, betroffen worden. Letztere müssen sich mit ihren Familien fast lediglich durch ihren täglichen mühsamen Erwerb ernähren. Es sind selbst viele Webstühle mit verbrannt und überhaupt 459 Personen ihres Obdachs beraubt.

Mannichfaltiges.

Aus Wien. Am 14. Juli fand hier eine an pikanten Daten reiche Gerichtsverhandlung statt, aus der wir Folgendes mittheilen. Es war am Vormittag des 18. Juni, als sich der Schneidermeister P. in der Augustinerkirche einfand. Nicht der Klang der Orgel, oder das Gefühl der Andacht trieb ihn dahin; ihm diente vielmehr die heilige Stätte zu einem sehr weltlichen Rendezvous. Er erwartete eine schöne, reiche Erbin, die ihm Frau Leopoldine Pfl. als seine Braut zuzuführen versprochen hatte. Er sah Madame Pfl. und in ihrer Begleitung eine junonische Gestalt, graziös in Gang und Bewegung, ein Kopf, wie ihn jeder Maler zur Studie wünschen könnte. Herr P. fand vollste Ursache, mit der ihm procurirten Beaut zufrieden zu sein. Von der Kirche ging man geradeüber in das Gasthaus zur „Stadt Brünn", um ein trauliches Gabelfrühstück einzunehmen. Die Damen empfahlen sich sodann; Herr P., ein ehrsamer Bürger, ging seinen Geschäften nach. Im Verlauf einer Stunde führte ihn der Weg bei der Schottenkirche vorüber nach dem Schottenthore. Da, zu seinem Erstaunen, sieht er die beiden Damen in Begleitung eines eleganten jungen Herrn in das Zögernitz'sche Gasthaus eintreten; er folgt ihnen, sieht, wie wieder ein trauliches Gabelfrühstück arrangirt wird und kann nicht umhin, dem jungen Manne zu bemerken, daß es ihm scheine, als ob die Damen bei sehr gutem Appetit sein müßten, nachdem sie eben erst in seiner Gesellschaft gefrühstückt hätten, die weiteren Folgerungen aus dieser Mittheilung zu ziehen, ihm selbst überlassend. — Die schöne, 17jährige, angeblich reiche Erbin war ein armes Dienstmädchen, Leopoldine S., dessen imposante Schönheit die schon früher wegen Betrug zu 8 Monaten Gefängniß verurtheilte Wittwe Leopoldine Pfl. auf die Gesinbung eines neuen Industriezweigs geführt hatte. Herr Karl W., früher Beamter, im März dieses Jahres wegen Betrug zu 3 Jahren schwerem Kerker verurtheilt, hatte sie vor 2 Jahren beauftragt, für ihn eine reiche Partie zu suchen. Sie stellte ihm Leopoldine S. als die Tochter des reichen Fleischhauers E. in der Leopoldstadt vor und als Darlehn für sich erhielt sie nach und nach die Summe von 130 Gulden. Der zweite Glückliche, Herr Karl B., Buchhalter eines Wiener Handlungshauses, derselbe, den wir bei Zögernitz eintreten sahen, hatte in der Aussicht auf die schönen 30,000 Gulden der schönen Leopoldine, sich gern mit 100 Gulden in's Mitleid ziehen lassen; den Schneider P. aber scheinen die 5 Gulden sehr verdrossen zu haben, die ihm das Rendezvous gekostet hatte. Das Ende vom Liede war: die Wittwe Pfl. wurde zu 1 Jahr, die schöne Leopoldine zu 14 Tagen Gefängniß verurtheilt. Die Letztere, welche auf alle Fragen wenig mehr antworten konnte, als: „I bitt', Eur' Gnaden", dankte unter Thränen für die gnädige Strafe. Sie hatte nach Aussage der Zeugen von den Bekanntschaften keinen weiteren Vortheil gezogen, als die beiden Gabelfrühstücke und ein paar Landpartien. U. K.

Aus der Lombardei. Der berüchtigte Räuberchef Stringhini, welcher seit neun Jahren der Schrecken der niederen Lombardei ist, soll eine Bande von ungefähr 40 Köpfen führen, die in den Waffen gut eingeübt zu sein scheinen. Bei der Vollziehung seiner Straßenanfälle soll er sehr höflich zu Werke gehen. So erzählt man, daß er unlängst einer Dame, welche vor Schrecken in Ohnmacht fiel, ein Flacon mit wohlriechendem Wasser darreichte, und andere Reisende sogar mit guten Cigarren beschenkte. Er zeigte sich bisweilen auch am Tage in einigen Dorfschaften, wo er nach Bedarf auch kleine Contributionen erpreßte. Dieser zweite Passatore, heißt es weiter, sei ein rüstiger Mann von ungefähr 35 Jahren, Sohn eines Pachters, und nicht ohne Bildung, denn er habe einige Jahre die Universität in Pavia besucht.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen		Roggen		Gerste		Hafer		Erbsen	
			Thl.	nGr.	Thl.	nGr.	Thl.	nGr.	Thl.	nGr.	Thl.	nGr.
Dresden	Juli 20.	von	—	—	3	20	3	18	2	5	—	—
		bis	—	—	3	25	3	20	2	24	—	—
Bautzen	Juli 18.	von	6	20	3	7	3	10	2	7	—	—
		bis	7	15	3	20	3	17	2	15	4	20
Meißen	Juli 18.	von	6	10	3	20	3	10	2	21	—	—
		bis	6	20	4	—	3	15	2	28	—	—
Pirna	Juli 18.	von	6	15	3	20	3	10	2	15	4	15
		bis	7	—	4	3	—	—	2	27	—	—
Radeburg	Juli 22.	von	6	15	3	25	3	15	2	20	—	—
		bis	6	22	4	—	3	18	3	—	—	—
Roßwein	Juli 21.	von	7	—	3	25	3	4	2	10	—	—
		bis	7	25	4	7	3	10	2	15	—	—
Chemnitz	Juli 15.	von	7	25	4	4	3	20	2	15	4	5
		bis	8	—	4	13	3	25	2	20	4	10

Dresden. Das Schock Stroh 5 Thlr. — Ngr. bis 5 Thlr. 12 Ngr.
Der Centner Heu 1 „ 8 „ „ 1 „ 15 „

Butterpreise in Dresden vom 18. bis mit 20. Juli 1857.
die Kanne 16 Ngr. — Pf. bis 17 Ngr. — Pf.
— in Pirna (18. Juli) 14 „ — „ „ 16 „ — „
— in Roßwein (21. Juli) 13 „ 2 „ „ 14 „ 4 „
— in Chemnitz (15. Juli) 15 „ — „ „ 15 „ 5 „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 85¾ gesucht; dergleichen kleine 86 gesucht Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 101¼ gesucht.; desgl. von 1847 à 4% 98¾ gesucht; dergl. von 1852 und 1855 à 4% 95¾ gesucht; dergl. von 1852 4% à 100 Thlr. 99¼ ges.; dergl. 1855 à 3% 80½ ges. Land-Renten-Briefe große 86½ ges.; dergl. kleine 88 ges.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99¾ ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 99 angeb.; kleine 99½ angeb.; dergl. à 3½% große — angeb., kleine — angeb.; dergl. 3½% große — angeb., kleine — angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 99¼ ges.; kleine 99¼ ges.; dergl. 3½% große und kleine 94 ges.

Preuß. 4½% Anleihe 99¾ ges.; dergl. 4% 94½ ges. Preuß. 3½% Staats-Schuld-Scheine 83½ ges.

Oesterr. 5% Nation.-Anleihe 83¼ gesucht.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 14 Ngr. — Pf., Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.

Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99¾.

Dresden, den 23. Juli 1857. Ed. Rocksch.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.

(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 30 nebst zwei Beilagen.)

Freitag, Nr. 31. 31. Juli 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Die Bundesversammlung, welche jetzt ihre bis Ende October andauernden Ferien angetreten, hat in ihrer letzten, am 23. Juli abgehaltenen Sitzung genehmigt, daß die in Nürnberg mit der Ausarbeitung eines allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuchs beschäftigte Commission für die Dauer der Berathung des Seerechts nach Hamburg übersiedele.

In **Baden** und **Würtemberg** treten die Folgen des kürzlich mit Rom abgeschlossenen Concordats immer schärfer hervor. So berichtet man aus Stuttgart, daß kürzlich ein Hirtenbrief der süddeutschen Bischöfe bekannt geworden, wonach die Katholiken ermahnt werden, besondere Schulen und Kirchhöfe herzustellen; ferner sich bei Festen der Protestanten nicht zu betheiligen und sich überhaupt eines nähern freundschaftlichen Umgangs mit Protestanten zu enthalten. Wenn diese Lehren der geistlichen Oberhirten befolgt werden, wird's um den confessionellen Frieden bald geschehen sein.

Aus **München** wird berichtet, daß der Kronprinz von Neapel sich mit einer Schwester der Kaiserin von Oesterreich verlobt habe. Die Braut ist die dritte Tochter des Herzogs Maximilian in Baiern.

Im Großherzogthum **Hessen** hatte man vor einigen Jahren, in der Hoffnung, daß andere deutsche Bundesstaaten diesem Beispiele folgen würden, die Klassenlotterie aufgehoben. Diese Maßregel wird aber jetzt als eine durchaus verfehlte bezeichnet, denn das Geld wandert trotz aller Verbote und Strafandrohungen in's Ausland, und man geht daher gegenwärtig mit dem Plane um, die Lotterie wieder einzuführen.

Der Herzog von Meiningen hat an der Lutherbuche hinter Altenstein, wo der große Reformator am 4. Mai 1521 auf Befehl Friedrichs des Weisen, Kurfürsten von Sachsen, aufgehoben und nach Schloß Wartburg entführt ward, ein schönes Denkmal errichten lassen, welches am 26. Juli unter entsprechenden Feierlichkeiten enthüllt wurde. Sowohl der Herzog von Meiningen, als auch der Großherzog von Weimar nahmen an dieser Weihe theil, welche durch eine gediegene Bergpredigt des Oberhofpredigers Ackermann aus Meiningen würdig eingeleitet wurde.

Die Theilnahme an dem Schicksale der aus ihrem Vaterlande vertriebenen Schleswig-Holsteiner beginnt sich gegenwärtig in fast allen Theilen Deutschlands von Neuem in erfreulicher Weise zu regen. Vor Allem ist hierin die academische Jugend mit gutem Beispiele vorangegangen; an den meisten deutschen Universitäten werden monatliche oder wöchentliche Sammlungen zu jenem patriotischen Zwecke veranstaltet, der auch unter dem größeren Publikum verdienten Anklang findet. Die Zahl der wegen ihrer deutschen Gesinnung entlassenen Beamten, Geistlichen, Lehrer rc. ist immer noch groß, obgleich mehre derselben in verschiedenen deutschen Staaten nach und nach ein Unterkommen gefunden haben. Der zur Unterstützung derselben in Altona zusammengetretene Hauptverein konnte mit den vorhandenen Mitteln nur 30 Familien eine regelmäßige monatliche und 34 Familien eine einmalige, aber allen keine genügende Unterstützung gewähren, und hierzu ist neuerdings noch eine größere Anzahl von neuen Gesuchen gekommen, so daß es einer allgemeinen Betheiligung an den veranstalteten Sammlungen bedarf, wenn jene deutschen Landsleute nicht bitterer Noth preisgegeben werden sollten. In Preußen werden diese Sammlungen von der Regierung unterstützt in Baiern und Kurhessen hat man dieselben polizeilich verboten.

Die Provinzialstände des **Herzogthums Holstein** sind auf den 15. Aug. einberufen; die Verhandlungen derselben, welche für die Entscheidung der dänisch-deutschen Streitfrage von großer Wichtigkeit sein werden, sollen nach dem Wunsche der Regierung nicht länger als vier Wochen dauern.

Preußen. Der Kaiser von Rußland ist am 26. Juli in Potsdam eingetroffen, wo ihm zu Ehren eine Parade abgehalten wurde; da den russischen Monarchen der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Fürst Gortschakoff, begleitet, so wird diesem Besuche von verschiedenen Seiten eine besondere politische Bedeutung beigelegt, obgleich es für eine solche Annahme an jedem weiteren Anhalt fehlt. Kaiser Alexander hat schon am 28. Juli die Rückreise nach Petersburg angetreten.

Die Bedenken, welche früher in d. Bl. (vor. Jahrg., Nr. 17) gegen die Ansiedelung deutscher Auswanderer nach Algerien ausgesprochen wurden, haben jetzt eine thatsächliche Bestätigung gefunden. Aus der preußischen Provinz Sachsen war nämlich vor einigen Jahren eine nicht unbedeutende Anzahl von Bauernfamilien nach Algerien ausgewandert. Nach den ersten Berichten dieser Ansiedler lebten sie dort wie im gelobten Lande, und es entschlossen sich daher Viele namentlich im preußischen Thüringen ihnen nachzufolgen. Vor Kurzem sind indeß mehre jener Auswanderer in ihre Heimath zurückgekehrt und das Bild, welches sie von den Verhältnissen in Algerien, namentlich von den dortigen volkswirthschaftlichen Zuständen entwerfen, ist der Art, daß es wohl nicht leicht Jemanden verleiten wird, sich dort ein neues Vaterland zu gründen. Die Ausgewanderten, welche viel durch das ungesunde Klima zu leiden hatten, gestehen übrigens zu, daß ihre ersten günstigen Berichte über die neue Heimath unter dem Einflusse französischer Agenten entstanden sind, welchen Letzteren allerdings daran liegen muß, die deutsche Einwanderung nach Algerien zu lenken.

Oesterreich. Aus **Wien** schreibt man uns: „Der Bau des neuen evangelischen Friedhofs hat bereits begonnen. Auch in vielen Provinzialstädten und auf dem Lande werden gesonderte Kirchhöfe errichtet; die zerstreuten Protestanten schaaren sich an einander und bilden vielseitig neue Gemeinden, wobei ihnen seiten der weltlichen Behörden, namentlich der höheren, kein Hinderniß in den Weg gelegt wird. Es dürfte sich schließlich als eine der Folgen des Concordats herausstellen, daß das protestantische Element ein regeres Leben beginnt, durch Uebertritte sich verstärkt und festeren Fuß in den österreichischen Staaten faßt, sowie seiner Zeit die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier eine Wirkung hervorbrachte, die wohl schwerlich erwartet wurde. In die Bevölkerung ist übrigens, und dies ist ein erfreuliches Zeichen, der Geist der Unduldsamkeit keineswegs gedrungen; es sind vielmehr von Katholiken und Israeliten namhafte Beiträge zu evangelischen Friedhöfen geleistet worden. So wurden in voriger Woche in Ostrau

in Mähren von den Arbeitern einer Maschinenwerkstätte, unter denen nur acht Protestanten sich befanden, zu einem evangelischen Kirchhofe 100 Gulden C.-M. zusammengeschossen, nachdem die Beerdigung eines protestantischen Arbeiters innerhalb der Umfassungsmauer des katholischen Friedhofs verweigert worden war." Eine Bestätigung der oben ausgesprochenen Ansicht, daß infolge des Concordats die Uebertritte von der katholischen zur protestantischen Kirche sich häufen, finden wir in dem Wortlaute eines Sendschreibens, welches das fürstbischöfliche Diöcesangericht an solche Personen richtet, die aus der katholischen Kirche austreten wollen. Dieselben werden in jenem Schreiben von ihrem „gottlosen Gedanken", die ketzerische Lehre anzunehmen, abgemahnt; zugleich wird ihnen auf das Eindringlichste vorgestellt, daß sie durch einen solchen Schritt auf die Erlangung des ewigen Lebens verzichten und ihre Seele in den Abgrund des ewigen Verderbens stürzen würden. Schließlich folgt dann eine Einladung, sich binnen dreißig Tagen vor dem geistlichen Gericht zu Olmütz zu stellen und sich bei Vermeidung der Kirchenstrafen, von dem Verdachte der Ketzerei zu reinigen. (Die in voriger Nummer enthaltene Mittheilung aus Wels, über die Excommunication einer katholischen Frau, wird jetzt in der Augsb. Allg. Ztg., welche den Bericht zuerst brachte, von dem bischöflichen Consistorium zu Linz für unwahr erklärt.)

Die Triester Bahn, welche die ergänzende Verbindung der Nord- und Ostsee mit dem Mittelmeer herstellt, ist nun endlich dem Personenverkehr übergeben worden, und in 16 Stunden kann man jetzt von Wien das 78¼ Meilen entfernte Triest erreichen. Im August wird die Eröffnung für den Güterverkehr stattfinden, für den österreichischen Handel ein sehr wichtiges Ereigniß. Von Amsterdam und Rotterdam den Rhein herauf, durch den Ludwigscanal und die Donau herunter, von Hamburg über Prag unter Einfluß der ermäßigten Elbzölle, hatte sich in den letzten Jahren die Fracht nach Wien für überseeische Producte wesentlich billiger gestellt, als von Triest dahin, und der österreichische Handel, welcher ohnedies passiv ist, zahlte trotz seiner Küstengebiete und Seehäfen, jährlich noch einen namhaften Tribut von Frachten an die Nordländer. Der Schienenstrang und vor allen die billigen Frachtsätze, welche die Staatsregierung bewilligt hat, werden nun wesentlich dazu beitragen, Triest die mercantil-maritime Bedeutung zu erhalten, welche es für den Kaiserstaat hat; namentlich wird der Handel mit der Levante, der durch die Dampfschifffahrt des Lloyd kräftig unterstützt wird, durch jene Bahn einen neuen Aufschwung gewinnen. Auch ist jetzt unter Mitwirkung der Regierung die Herstellung einer directen Dampfschifffahrtsverbindung zwischen Triest und New-York im Werke, für welche in nächster Zeit eine besondere Gesellschaft sich bilden wird.

Frankreich. Mit großer Spannung erwartet man die gerichtlichen Verhandlungen über das von der Polizei schon vor einem Monate entdeckte, aber erst jetzt (s. Nr. 30) vor das Forum der Oeffentlichkeit gebrachte Complott gegen das Leben des Kaisers, an welchem sich der Führer der italienischen Revolutionspartei, Mazzini, und einer der namhaftesten französischen Republikaner, Ledru-Rollin, welche beide in England leben, betheiligt haben sollen. Wenn die Regierung sagt, daß sie erst jetzt mit der gemachten Entdeckung vor die Oeffentlichkeit getreten sei, um jedweden Einfluß auf die Wahlen zu vermeiden, so ist dies wohl nicht ganz aufrichtig, denn gerade die Entdeckung eines solchen verbrecherischen Planes, dessen Kunde alle Welt erschreckt, würde der Regierung bei den Wahlen Stimmen zugeführt haben, für deren Gewinnung ja sonst alle nur mögliche Mittel in Bewegung gesetzt wurden. Weit wahrscheinlicher ist es, daß die französische Regierung, welche schon infolge der neuerlichen italienischen Aufstandsversuche sich gegen das englische Asylrecht ausgesprochen hat, die ihr zugekommenen Mittheilungen benutzen will, um ihren Vorstellungen bei dem englischen Kabinet in gegenwärtigem Augenblicke mehr Nachdruck zu geben; es gilt jetzt, die Theilnahme der genannten Flüchtlinge an dem Complott nachzuweisen und deren Fortweisung aus England herbeizuführen. Denn wenn die Angeklagten als Theilnehmer an Mordanschlägen gegen das Leben des Kaisers gerichtlich verurtheilt werden, dann muß ihnen die englische Regierung das Gastrecht kündigen, ja es wäre sogar möglich, daß, wenn vollgültige Beweise der Schuld vorliegen, Frankreich die Auslieferung Ledru-Rollins beanspruchen könnte. Der Letztere stellt vor der Hand in englischen und belgischen Blättern jedwede Theilnahme an dem Complotte gegen das Leben des Kaisers in Abrede und erklärt die in Paris verhafteten Italiener für Agenten der französischen Polizei; auch die in London wohnenden italienischen Flüchtlinge, welche der „Moniteur" als Mitverschworene bezeichnet, erklären mit Entschiedenheit, daß sie nichts von einer Verschwörung wissen, und ihre in Paris festgenommenen Landsleute, auf deren Aussagen sich die Anklage gründet, gar nicht kennen. Die französischen Regierungsblätter bleiben aber bei der Behauptung stehen, daß der Proceß die unwiderleglichsten Beweise für die Schuld der Angeklagten liefern werde. Bei diesen Widersprüchen wird demnach Alles auf die Ergebnisse der gerichtlichen Untersuchung ankommen, welche letztere schon in den nächsten Wochen so weit vorgeschritten sein wird, daß die öffentliche Verhandlung erfolgen kann.

Die Regierung erklärt im „Moniteur", daß Frankreich keine Truppen nach China senden werde, während doch bis jetzt alle Welt glaubte, beide Mächte würden gemeinsam gegen das himmlische Reich operiren. Man zieht hieraus den Schluß, daß es mit der englisch-französischen Allianz, an deren Lockerung Rußland unermüdlich arbeitet, nicht mehr so gut stehe als früher. Thatsache ist es, daß man die großen Verlegenheiten, welche dem englischen Nachbar in Ostindien erwachsen, in Paris mit einiger Schadenfreude betrachtet; die Kraft Englands ist durch den indischen Aufstand nach mehr als einer Seite hin gelähmt und die französische Politik gewinnt dadurch zur Verfolgung ihrer Pläne freieren Spielraum.

Die demokratische Partei spricht sich immer entschiedener dafür aus, daß ihre Vertreter unter allen Umständen sich wieder am Staatsleben betheiligen sollen, wenn auch die ihnen durch das Gesetz gezogenen Schranken für sie beengend sein mögen; vor Allem dringt man darauf, daß die gewählten Oppositionscandidaten den Eid leisten und in die gesetzgebende Versammlung eintreten. Selbst den General Cavaignac sucht man zu diesem Schritte zu bewegen. Bei dieser Gelegenheit möge nicht unerwähnt bleiben, daß es sogar versucht worden ist, den Namen Cavaignac's mit dem jetzt entdeckten Mordcomplott in Verbindung zu bringen; es sind Gerüchte der Art geflissentlich ausgestreut worden, um auf eine solche gemeine Weise das Ansehen des Generals zu schmälern.

Großbritannien. Zu keiner Zeit hat man den Nachrichten aus Ostindien mit größerer Unruhe entgegengesehen, als in diesem Augenblick. Alle Gemüther sind von schlimmen Ahnungen erfüllt und man fühlt die ganze Tragweite der Ereignisse, welche in dem vom Mutterlande entfernten Reiche die Herrschaft Englands erschüttern müssen oder sie wohl gar zu vernichten drohen. Die nächste indische Post wurde am 28. August erwartet; aber der Telegraph ist ihr vorausgeeilt, um die Nachricht nach London zu bringen, daß die Dinge sehr schlimm stehen und an eine Unterdrückung des Aufstandes bis jetzt nicht zu denken ist. Delhi, der Stützpunkt der empörten Eingeborenen, ist noch nicht gefallen und fast alle Provinzen der (eine Einwohnerschaft von mehr als 25 Millionen umfassenden) Präsidentschaft Bengalen befinden sich im Aufruhr; im Gebiete des Nizam (Hyderabad, auch zuweilen das Königreich Golconda genannt) ist ein neuer Aufstand ausgebrochen. Auch im Königreiche Audh, das die Engländer erst kürzlich einverleibt haben, ist die Bevölkerung aufgestanden; in der Hauptstadt Lackno kam es zu ähnlichen blutigen Auftritten wie in Mirut und Delhi; in der Stadt wurden alle Europäer ermordet und ihre Häuser

verbrannt. Man begeht überall die größten Grausamkeiten und die Blutgier und Raublust der Eingeborenen ist unersättlich. Hunderte von reichen Leuten, heißt es in einem Berichte, sind zu Bettlern geworden; hunderte von Vagabonden sind in Besitz von Schätzen gelangt. Dabei greift der Aufstand immer weiter. Die ganzen Nordwestprovinzen sind so gut wie verloren, und müssen erst wieder erobert werden. Der englische Oberbefehlshaber, General Anson, ist nicht, wie es Anfangs hieß, an der Cholera gestorben, sondern er hat sich vergiftet. Sein interimistischer Nachfolger entwickelt alle Energie, um die europäischen Truppen zu sammeln und mit ihnen den Empörern die Spitze zu bieten; allein die europäische Heeresmacht ist zu zerstreut und im Ganzen zu schwach. Vor dem Eintreffen neuer Verstärkungen aus England ist daher an eine erfolgreiche Bekämpfung des Aufstandes nicht zu denken. Daheim ist man aber, trotz der beim letzten orientalischen Kriege gemachten mißlichen Erfahrungen, auf größere Truppensendungen wenig eingerichtet. Es fehlt an Transportschiffen, und man hat sich dazu bequemen müssen die höchsten Preise zu zahlen, um nur die Truppen befördern zu können. Es gilt jetzt, Tausende nach Indien zu schaffen und für jeden einzelnen Mann müssen nun 300 bis 343 Thaler Transportkosten rc gezahlt werden. Der indische Aufstand wird daher ungeheure Summen verschlingen. Die Einkünfte des indobritischen Reichs betragen 17—18 Mill. Pfd. Sterling; die Ausgaben 16—17 Mill. Es verbleiben daher selbst in ruhigen Zeiten wenig Ueberschüsse, da die Verwaltung eine sehr kostspielige ist. Die großen Summen, welche durch die neuesten Ereignisse dem englischen Handel verloren gehen, sind schwer zu berechnen, und die britische Regierung muß daher Alles daran setzen, um den Aufstand in möglichst kurzer Zeit zu dämpfen.

Die meist aus Griechen bestehende Bevölkerung der jonischen Inseln scheint die gegenwärtigen Verlegenheiten der englischen Regierung benutzen zu wollen, um sich von der Oberherrschaft Großbritanniens los zu machen. Die genannten Inseln bilden bekanntlich einen Freistaat unter dem Schutze der britischen Krone, und an der Spitze der Regierung steht ein englischer Lord-Oberkommissär. In dem gegenwärtig versammelten jonischen Parlament haben nun sämmtliche Deputirte die Erklärung abgegeben, daß es der sehnlichste Wunsch der Nation sei, der englischen Schutzherrschaft ledig zu werden und eine Vereinigung der jonischen Inseln mit dem Königreiche Griechenland herbeigeführt zu sehen. Einige Blätter wollen behaupten, daß die Jonier durch russische Agenten bearbeitet werden.

Donaufürstenthümer. In der Moltau haben am 19. Juli die Wahlen zu dem Divan, welcher den Wünschen der Bevölkerung über die künftige Gestaltung des Landes Ausdruck geben soll, stattgefunden. Seltsamer Weise sind aber nur solche Männer zu Deputirten gewählt worden, welche der von Frankreich und Rußland und Frankreich befürworteten Vereinigung beider Fürstenthümer entschieden abgeneigt sind. Die französische Politik, welche die Union am eifrigsten betreibt und sich überhaupt mehr als gut ist in die inneren Angelegenheiten der Fürstenthümer mischt, hat somit eine eclatante Niederlage erlitten, die man in Paris, wo man an den Sieg der Napoleon'schen Ideen so sehr gewöhnt ist, schwer verschmerzen wird.

Amerika. Die unruhigen Auftritte in New York, über welche der heutige Leitartikel unseres Blattes nähern Aufschluß gewährt, dauern fort und man kann beinahe sagen, daß in jener Stadt ein förmlicher Bürgerkrieg stattfindet. Die beiden Parteien der Straßenkämpfer hatten am 14. Juli großartige Vorbereitungen getroffen, um die Schlacht zu erneuern. Die Tumultuanten, welche über ihre Angriffspläne offene Berathungen hielten, waren mit Waffen und Munition gut versehen; dagegen war eine bedeutende Militärmacht aufgeboten, um den Unruhestiftern mit Erfolg die Spitze bieten zu können.

Der Bauer von Helmstein.

Volkserzählung von Adolf Stern.

(Schluß.)

VI.

Entdeckung und Aufstand.

Am Abende des folgenden Tages warf sich Franz in die Kriegsrüstung, zog aus seinem Tornister ein mächtiges Stück schwarzes Seidenzeug, in welches ein Bundschuh gewebt war, ergriff, dies unter seinem Brustharnisch verbergend, eine lange Stange und brach nach der Ruine beim Christusschacht auf. Allenthalben begegneten ihm im Walde dunkle Gestalten; schaarenweise zogen Männerhaufen zu der Ruine heran, und als Franz in derselben ankam, fand er bereits über fünfhundert versammelt. Mit Jubel begrüßten die „Wissenden" ihr Oberhaupt, nannten ihn dem Haufen als erwählten Anführer, und Franz hielt die seidene Bundschuhfahne hoch empor und sprach mit erhobener Stimme:

„Vorwärts jetzt! In heutiger Nacht bricht der Aufstand an allen Orten und Enden aus; wir wollen nicht hinter den Brüdern zurückbleiben, und so schwört denn auf die zwölf Artikel der Bauernschaft und des evangelischen Heeres, die Euch von den Wissenden mitgetheilt worden sind!"

„Wir schwören's!" klang es feierlich von einem halben Tausend Stimmen durch die Waldnacht.

„Vorwärts denn! Zuerst gegen Helmstein! Ordnet die Reihen!" befahl Franz, das Schwert ziehend, sich auf einen bereit gehaltenen Gaul schwingend und dann im Kreise fragend:

„Wem vertrau' ich die Fahne an?"

„Mir, Franz," antwortete eine bekannte Stimme, in welcher der Bauernhauptmann, freudig erschreckt, die Stephans erkannte. „Mir die Fahne! ich will's rächen — Deinen Vater."

Franz reichte die Bundschuhfahne dem Stephan, und der Zug setzte sich unter Absingen von Kirchenliedern in Bewegung. Als er aus dem Walde hervorkam, leuchtete ihm ein greller Feuerschein entgegen. Franz spähete scharf und sagte dann zu dem an seiner Seite hinschreitenden Stephan:

„Laß die Fahne höher fliegen, Stephan! Es wird Zeit, Bartholomäus Asch hat Schloß Neiberg schon erobert."

Während der Haufen den Berg erstieg, herrschte im Schlosse Helmstein über den unerwarteten Aufstand der Bauern die größte Bestürzung. Die ohnehin wenig zureichende Mannschaft im Schlosse wurde völlig verwirrt, seit Junker Guido, wie ein Rasender verzweifelnd in allen Gemächern umherlief und sich endlich im obersten Zimmer des großen Thurmes verschloß. Kaum behielt der Wächter am Thore so viel Besinnung, dem Anstürmenden: sein „Wer da?" entgegenzurufen und seine alte rostige Muskete abzufeuern.

„Bundschuh! Der Bundschuh geht durch's Land!" scholl es gräßlich aus dem Haufen, in dessen Mitte, vom Nachtwinde umspielt, Stephans schwarzes Banner flatterte. Unter den Aexten der ersten Reihe krachte ein Thorpfosten nach dem anderen zusammen; umsonst versuchte die endlich am Thore unter dem Befehle des Rüstmeisters zusammengekommene Mannschaft Widerstand zu leisten; sie verlor den letzten Rest von Muth, als ein neuer Haufen dem ersten folgte und man durch das Gewühl hindurch Franzens Stimme hoch vom Roß herunter vernehmen konnte:

„Seid Ihr schon fertig in Neiberg, Herr Bartholomäus Asch?"

„Wohl! ich habe meinen Haufen bereits getheilt; zweihundert ziehen gegen Kloster Reinthal und die übrigen führe ich Euch zu," erwiederte der bis an die Zähne bewaffnete Küster von Neiberg.

Einer Kraftanstrengung der Stürmenden war es eben gelungen, die Thore zusammenstürzen zu machen, und, gleich einer Lawine, ergoß sich der Bauernhaufen in das Schloß. Stephan pflanzte über dem Thor die Bundschuhfahne auf, und Franz befahl zuerst, Junker Guido zu suchen, und dann das Schloß seines Erbfeindes in Brand zu stecken. Bald genug wurde der zitternde Junker herbeigebracht; er ahnte,

als er den Bauernhauptmann erblickte, sogleich sein Schicksal. Flehentlich bat er um Gnade. Ruhig sagte Franz:

„Gebt mir meine Schwester Rosel lebend, unentehrt zurück, und Ihr sollt frei auszieh'n."

Junker Guido brach zusammen, denn er sah nun, daß seine letzte Stunde gekommen. In Franzens Brust regte sich ein Funke von Mitleid mit dem Unglücklichen; aber er war nicht mehr im Stande, den Haufen zu zügeln, der in wilder Haß auf den Junker eindrang und unter dessen Schwertern der Letztere erlag. Der Bauernhauptmann blickte den Leichnam eine Weile düster an; dann befahl er (denn schon stand gemäß seinem Befehle das Schloß in Brand) den Aufbruch. Als Stephan die Fahne vom Thore herunternahm und einen Blick auf die Gegend that, rief er dem Anführer mit roher Freude zu:

„Zwölf Schlösser und vier Klöster brennen, so weit ich sehen kann. Der Bundschuh geht durch's Land!"

VII.

Die Entscheidung.

Jungfer Marie in Würzburg wußte, was Franzens Abschiedsworte zu bedeuten hatten. Mit Blitzesîle flogen die zwölf Artikel der Bauernschaft und die Kunde von ihren Siegen dem „evangelischen Heere", das sich gegen Würzburg heranwälzte, voraus. Und unter den Namen, die da genannt wurden, klang neben Götz von Berlichingen, Jörg Metzler, dem Schenkwirth von Ballenberg, Jacklin Rohrbach, Ritter Florian von Geyer, Wendelin Hipler, dem Kanzler der aufständischen Bauern, auch der Name Franz Brand, und neben Florian Geyers „schwarzem Haufen" war der „Brandhaufen" durch Mannszucht und Tapferkeit bekannt.

Der Bauernkrieg, welcher durch den Druck der weltlichen wie geistlichen Grundherren hervorgerufen worden war, dieser „gräßliche Nothschrei der zertretenen Menschheit", wie Zschokke jene Erhebung nennt, kostete unendlich viel Blut und verwüstete die gesegnetsten Gegenden Deutschlands, ohne nach seiner Beendigung die Lasten des Bauernstandes zu mildern. Erst die Neuzeit hat den zwölf Artikeln der Bauernschaft, die mit dem bezeichnenden Schlusse: „daß die Bauern alle Artikel, deren Unrechtmäßigkeit man ihnen aus der heiligen Schrift nachweisen könne, zurücknehmen wollten", versehen waren, Gerechtigkeit widerfahren lassen; die Bauernschaft hat ihre zwölf Artikel erfüllt bekommen, freilich beinahe dreihundert Jahre später, als der Bauernkrieg. Und wenn Thaten, wie die Verbrennung der Klöster, das Adelsblutgericht zu Weinsberg (wo Jäcklin Rohrbach siebenzig Ritter in die Spieße jagen ließ) — wenn solche Thaten unverlöschbare dunkle Flecken auf den Bauernkrieg werfen, so geben die blutigen Grausamkeiten welche Fürsten und Adel dem besiegten Landvolke gegenüber verübten, nicht minder Zeugniß von der rohen Barbarei jener traurigen Zeit.

Am Jubilatesonntag 1524 zogen die Bauern zu Würzburg ein; der Bischof war zwei Tage früher geflüchtet; seine Anhänger hatten sich auf den festen Frauenberg gerettet; ganz Würzburg war aber evangelisch gesinnt. Herr Fritz Laubmann, Mariens Vater und des Bischofs Schalksnarr, war in nicht geringer Angst; der Bischof hatte ihn als im gegenwärtigen Augenblicke völlig unnütz nicht mitgenommen; auf dem Frauenberge wollte man ihn als unnützen Esser gleichfalls nicht. So mußte er schon in der „Stadt Augsburg" bleiben, wo eben jetzt der Bauernhauptmann Franz Brand Quartier nehmen wollte. Franz sprang vom Rosse, grüßte flüchtig die Wirthin, welche sehr verlegen dastand, reichte dem alten Kellermeister die Hand und eilte nach Mariens Wohnung. Die Thür war verschlossen, und ängstlich fragte Herr Hans Laubmann heraus:

„Wer will denn zu mir?"

„Der Bauer von Helmstein!" antwortete Franz hastig und schlug dröhnend gegen die Thür, die sich alsbald öffnete und Marie in seine Arme führte.

„Nun, Herr Schalksnarr," sagte nach einigen Minuten Franz, „soll Eure Tochter noch in's Kloster? oder kann ich sie mein nennen?"

„Wie Ihr wollt, Herr Feldhauptmann; es wird mir große Ehre sein, einen solchen Herrn zum Schwiegersohn zu haben."

Franz verstand recht gut, wie diese Antwort gemeint war; er sagte indessen nichts, sondern beschäftigte sich mit der überglücklichen Marie. Als er aufstand, sagte er zum zukünftigen Schwiegervater:

„Ich gehe, das Aufgebot zu bestellen. Es kann schon eins genug sein."

„Aber," fragte erbleichend Herr Hans, „thäten wir nicht besser, bis nach dem Kriege zu warten?"

„Ihr seid ein schlauer Fuchs, Herr Vater, und wollt hübsch den Mantel nach dem Winde hängen. Nichts da! ich will mit Marie getraut sein, sobald als möglich."

Dabei blieb es denn, und vierzehn Tage darauf, während die Kanonen des evangelischen Heeres gegen den Frauenberg donnerten, wurde Franz, des „Heeres erwählter Hauptmann und Rath", mit Jungfrau Marie Laubmann getraut. Seine junge Gattin theilte redlich die Gefahren des Krieges mit ihm, und als durch die unglückliche Schlacht bei Königshofen an der Tauber am 25. Juni 1524 die Bauernarmee vernichtet und nach Zersprengung von Florian Geyers schwarzem Haufen der Krieg beendigt war, theilte sie auch sein Exil in der Schweiz. Dort gelang es Franz, mit der Beute des Krieges ein kleines Besitzthum an sich zu bringen, auf dem Mutter Margreth, deren Brandhof die Knechte des Truchseß von Waldburg zerstört hatten, und später Herr Hans Laubmann, der bei des Bischofs Gnaden in Ungnade fiel, ein Unterkommen und heiteres Alter bei dem Glücke ihrer Kinder fanden. Auch Stephan, der Fahnenträger des Bauernhaufens, sprach öfters dort ein; er zog als Handelsmann im Lande umher. Herr Warmser, der Kanzlist, und Bartholomäus Asch, der Küster, wurden vom Kriege verschlungen; der letztere fiel in der Königshofner Schlacht, der erstere als ein Opfer des dem Bauernkriege folgenden Blutgerichts. In der Umgebung Franzens aber wurde er (der den Namen Brandburg zum zweiten Mal angenommen) nicht anders als der „Bauer von Helmstein" genannt.

Ein Blick auf die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und die Rowdies.

Diese große Bundesrepublik macht so bedeutende Fortschritte und ist in einer so wunderbar raschen Entwickelung begriffen, daß sie in der That eine Art von Weltwunder bildet. Ihre Bevölkerung hat jetzt die Zahl von beinahe dreißig Millionen Seelen erreicht; ihr Gebiet nimmt die ganze Breite des amerikanischen Festlandes ein und wird von beiden großen Weltmeeren bespült; das Land ist von schiffbaren Strömen, Kanälen und Eisenbahnen durchzogen; einige seiner Handelsstädte gehören zu den bedeutendsten der Welt, z. B. New-York, und seine Schifffahrt ist nun schon bedeutender geworden, als jene von England. Ein- und Ausfuhr von Waaren repräsentiren eine jährliche Handelsbewegung von mehr als 500 Millionen Dollars; Baumwolle, Weizen, Tabak und Fleisch sind in solcher Menge vorhanden, daß die Ausfuhr dieser Artikel von höchster Bedeutung geworden ist; auch hat keine andere Gegend auf Erden mehr Steinkohlen und Gold. Das Volk ist arbeitsam und kräftig, gleichsehr zu Ackerbau und Gewerben, Handel und Schifffahrt aufgelegt, und hat in allen diesen Zweigen menschlicher Thätigkeit großen Erfolg. Durch die Einwanderung aus Europa erhält es alljährlich einen Zuwachs von einer Viertel-Million kräftiger Menschen, welche ihm Geld neben Lust und Fähigkeit zur Arbeit mitbringen. Niemand wird in der Entfaltung seiner Thätigkeit gehindert; vielmehr gestatten die öffentlichen Einrichtungen jedem Einzelnen eine vollkommen freie Bewegung, und kein anderes Land hat mehr politische Freiheit, als gerade die Vereinigten Staaten.

Aber man findet auch manche Schattenseiten, die in hohem Grad abstoßend sind. Sehr viele Menschen in Europa, und namentlich auch bei uns in Deutschland, haben sich so sehr daran gewöhnt, von Amerika nur Vortheilhaftes zu denken, daß sie überrascht sind, wenn ihnen das Gegentheil gesagt wird; ja, sie möchten gar bezweifeln, ob die nachtheiligen Berichte auch in der Wahrheit begründet seien. Indem wir unsererseits willig anerkennen, daß Nordamerika in seiner materiellen Entwickelung in der That beispiellos dasteht, müssen wir doch auch einräumen, daß in dem ganzen Leben und Treiben des Volkes sich sehr viel Widerwärtiges und Abstoßendes findet, wodurch namentlich die Deutschen in jenem Lande auf eine sehr unangenehme Weise berührt werden.

Vor allen Dingen finden sie das amerikanische Volksleben sehr unerquicklich und kalt, und das erklärt sich auch sehr leicht. Die Amerikaner bilden nicht eine gleichartige Bevölkerung, wie wir dergleichen in den meisten unserer europäischen Staaten sehen, sondern sie sind eine noch sehr junge Nation, die sich aus sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammensetzt und erst noch im Werden begriffen ist. Aus allen Ländern der Welt sind Menschen nach dem Land am St. Lorenz, am Hudson und Mississippi geströmt, um sich eine neue Heimath zu suchen; die bei weitem größte Mehrzahl kam aus Großbritannien und Irland, dann auch aus Deutschland, welches schon ein Einwanderungscontingent von mehr als vier Millionen geliefert hat; dazu kamen Schweizer, Niederländer, Dänen, Norweger und Schweden, nicht minder Franzosen, Spanier, Italiener und selbst Magyaren und Polen. Die Anzahl der Neger und Mulatten beträgt an fünfthalb Millionen Köpfe; jene der Chinesen beläuft sich auf ungefähr fünfzig tausend, und daneben mag noch etwa eine Viertel-Million eingeborener Indianer vorhanden sein. Man kann sich also kaum ein bunteres Gemisch denken und wird leicht begreifen, daß bei einer solchen Mannigfaltigkeit sehr viele und schroffe Gegensätze sich herausstellen müssen. Wie soll sich das Alles zu einer einzigen Gemeinsamkeit, zu einer gleichartigen Gesellschaft zusammenleben? Abstammung, Sprache, Religion und Hautfarbe sind verschieden; nicht minder sind es die Ansichten, Gebräuche und Sitten dieser Menschen, die doch alle in demselben Lande wohnen und mit einander verkehren müssen. Reibungen können also nicht ausbleiben.

Die überwiegende Mehrzahl redet bekanntlich die englische Sprache, und diese ist vom Anfang an die vorwiegende gewesen, wie sich denn auch die englisch Redenden als herrschendes Volk betrachten, obgleich auf dem Papier die Rechte für alle, welche das Bürgerrecht der Vereinigten Staaten erworben haben, ganz gleich sind. Die englisch Redenden, welche im Lande geboren wurden, nennen sich gern und vorzugsweise „Amerikaner", und verbinden mit diesem Ausdrucke einen Begriff von Ueberlegenheit und Uebergewicht, auf den sie stolz und oft übermüthig sind. Yankee (Jänki) ist ein Spitzname, welcher zunächst auf die Bewohner der sechs nordöstlichen Staaten (Maine, Neu-Hampshire, Vermont, Connecticut, Rhode Island und Massachusetts) angewandt wurde, und gewisse Charaktereigenthümlichkeiten bezeichnet, wie man sie an den Bewohnern wahrnimmt, z. B. listige und pfiffige Verschlagenheit, Neugier, Ausdauer eigenthümlicher Art, zähen Unternehmungsgeist rc. Dieser Ausdruck ist aber allmälig auf das ganze Volk ausgedehnt worden, und man spricht daher von Yankee-Politik, Yankee-Betriebsamkeit und dergleichen mehr; mit einem Worte, Yankee bezeichnet das specifisch Amerikanische auch im Gegensatze zum Großbritannischen, Deutschen rc.; und der Amerikaner ist stolz auf diesen Namen, obgleich mit demselben in gewissen Beziehungen eine nicht löbliche Nebenbedeutung verbunden ist.

Der Charakter der Yankees, wie wir die „Amerikaner" in obigem Sinne nennen wollen, hat etwas Sprödes, Herbes, Trockenes und Unliebenswürdiges, das namentlich im Verkehr mit Leuten hervortritt, welche eine andere Sprache reden, und die er als Fremde betrachtet. Sobald Letztere Bürger geworden sind, üben sie dieselben politischen Rechte aus, wie der Eingeborene, und stimmen bei allen Wahlen. Die Zahl dieser in Europa geborenen Bürger ist sehr beträchtlich; sie haben schon sehr oft den Ausschlag gegeben und dadurch die Berechnungen einer oder der anderen politischen Partei durchkreuzt. Um das „fremde Votum" lahm zu legen, bildeten sich die Nichtswisser, Know Nothings, als „Partei eingeborener Amerikaner", welche dem Einwanderer erst Stimmrecht gönnen wollen, wenn er einundzwanzig Jahre im Lande gelebt hat. Nun läßt sich nicht in Abrede stellen, daß sie dafür manchen guten Grund anführen können, namentlich wenn es sich um die Irländer handelt, welche den bei weitem ungebildetsten Theil der Einwanderung bilden und bei den Wahlen sehr häufig durch Branntwein oder die Befehle ihrer Priester sich leiten lassen. Dabei treten die großen Nachtheile des allgemeinen Stimmrechtes zu Tage; aber Amerika ist nun einmal eine uneingeschränkte Demokratie und muß die Uebel tragen, welche eine Consequenz dieses Systems bilden. Uebrigens sind alle Parteien ohne Ausnahme demokratisch, weil die Bundesverfassung und die Verfassung aller einzelnen Staaten eine durchaus demokratische Grundlage haben; eben so sind alle republikanisch, und man darf daher in den Benennungen, welche die großen Parteien sich gegeben haben, nicht einen Gegensatz suchen, wie er sich in Europa verstehen würde. Die amerikanischen „Demokraten", nämlich die Partei, welche sich so nennt, haben ihren Namen seit dreißig Jahren und länger; sie nahmen denselben an, um zu bezeichnen, daß sie Gegner einer Verstärkung und Vermehrung der Rechte und des Einflusses der Bundesgewalt seien; eine solche wurde dagegen von den „Föderalisten" befürwortet, die auch in Bezug auf andere Maßregeln von jenen abweichen. Die Föderalisten verschwanden, und aus ihren Reihen bildete sich die Partei der Whigs, welche erst im Jahr 1852 den Demokraten, als diese ihren Präsidentschaftscandidaten Pierce durchsetzten, völlig unterlag und dann sich auflöste. Aus ihren Trümmern entstand die Partei der „Republikaner", welche eine Menge anderer zerstreuter Parteielemente an sich zog und die Frage über Nichtausdehnung der Negersklaverei auf neue Staaten und Gebiete zum Stichwort nahm. In dieser Frage waren die Demokraten conservativ, d. h. sie hielten an der Bundesverfassung fest, und sprachen also dem Congresse das Recht ab, sich in diese Frage einzumischen. Sie siegten bei der Wahl und wählten als Präsidenten Buchanan; die Republikaner verloren Boden, die Know Nothings gleichfalls, und jetzt bildet sich aus diesen beiden letzteren eine neue Partei, die aber erst im Werden ist.

Die Stellung der Parteien wechselt in den Vereinigten Staaten sehr häufig, weil Alles in ewigem Flusse ist und sich deshalb viele neue Combinationen ergeben. Aber Eins bleibt immer: das spröde Verhalten des „ächten" Amerikaners gegen die Ausländer, das bald mildere Formen hat, z. B. auf dem platten Lande, bald sehr schroff sich zeigt, wie das in den großen Seestädten der Fall ist. Diese sind in Folge des Aufschwunges, welchen die materiellen Interessen genommen haben, riesenhaft angewachsen; Neuyork hat mit den anstoßenden Gemeinden, von welchen allein Brooklyn über 120 000 Einwohner zählt, jetzt an 900,000 Seelen, Philadelphia 450,000, Baltimore 200,000, Boston 250,000. Insbesondere in Baltimore und New-York hat sich aus Europa und Amerika eine Masse von bösem Gesindel angehäuft, das viel schlimmer ist, als selbst jenes von London und Paris, und sich namentlich während der letzten Jahre in sehr bedenklicher Weise vermehrt hat. Dazu tragen namentlich zwei Umstände bei, die als ein wahrer Krebsschaden zu betrachten sind. Die Vereinigten Staaten haben die schlechteste Rechtspflege und die schlechteste Polizei in der Welt. Wer nur einigermaßen mit den Verhältnissen bekannt ist, weiß, daß in acht Fällen unter zehn gar kein Recht zu haben ist. In New-York erscheint in deutscher Sprache eine Criminalzeitung, von welcher wir einen Jahrgang durchgelesen haben.

Da das Blatt in allen Fällen, über welche es berichtet, allemal Gerichtshof, Namen der Advocaten, Angeklagten und Richter meldet und die Thatsachen ausführlich mittheilt, so ist in die Richtigkeit kein Zweifel zu setzen. In jeder Nummer hat es wahrhaft haarsträubende Dinge zu erzählen, und neulich sagte es geradezu, eine niederträchtigere Justiz, als in Neu-York, lasse sich gar nicht denken; von zehn Mördern gingen allemal acht frei aus, wer Geld habe, könne jede Strafe abwehren, während der Arme, namentlich in Civilklagen, ganz heillos daran sei und von Glück sagen könne, wenn er in Verfolgung seines guten Rechtes nicht ganz und gar zu Grunde gerichtet werde. Das Blatt führt eine Menge von richterlichen Entscheidungen an, die uns in Deutschland vollkommen widersinnig erscheinen und dem gesunden Menschenverstande geradezu in's Gesicht schlagen. Darüber ist denn auch allgemeine Klage unter den Deutschen.

Doch die miserable Rechtspflege ist noch lange nicht so schlecht, wie die noch hundertmal miserablere Polizei. Wir sind wahrlich nicht geneigt, irgend einem Uebergriffe der Staatsgewalt das Wort zu reden; [illegible] unterliegt keinem Zweifel, daß die Dinge in Neu-York, allerdings in umgekehrter Weise, noch schlimmer sind, als selbst in Neapel. In dem Lande, wo König Ferdinand seine Gewalt ausübt, ist doch der Räuber und Mörder der Strafe sicher und empfängt seinen Lohn, in Neu-York nicht. Dort sind Tausende von Gaunern, Dieben, Räubern und Mördern den Behörden bekannt; sie gehen aber auf freien Füßen einher und bleiben unbelästigt. Es ist kaum zu begreifen, wie man im „Lande der Freiheit" solche [illegible]lichen Banden duldet. Man nennt sie Rowdies ([illegible]), Raufbolde, und in der That sind sie vollendete Taugenichtse. Sie bilden weit verzweigte Genossenschaften, die in allen großen Städten ihre Verbündeten haben. Sie erkennen sich an gewissen Zeichen und Ausdrücken, leisten einander Beistand gegen die Behörden, helfen sich gegenseitig durch und sind oft als Clubs organisirt. Am liebsten gebehrden sie sich als „ächte Amerikaner"; doch haben sie einen vorwiegenden Theil von Söhnen Alt-Irlands in ihren Reihen, welche trotz ihres Katholicismus aufgenommen werden. Es ist schlimm und zeugt von politischer Corruption, daß die verschiedenen Parteien sich dieser Taugenichtse bei den Wahlen bedienen. Solche Rowdies und ihre Beschützer waren es, welche im vorigen Jahre die Vigilanz-Ausschüsse zu San Francisco und in andern Städten Californiens nöthig machten. Der ächte Rowdy rennt den anständigen Mann auf der Straße an und prügelt ihn, falls jener Widerrede wagt; er zertrümmert in den Schänken Stühle, Gläser und Flaschen, und wenn der Wirth Bezahlung verlangt, wird er zu Boden geschlagen, wo nicht niedergeschossen. Der Rowdy lebt, aber wovon, weiß [illegible]. Denn ein ehrliches Gewerbe hat er nicht; er [illegible] Dieb, Gauner; er treibt sich auf Straßen und Dampfschiffen umher und ist ein geschworener Feind der Polizei, deren Beamte eine schwere Stellung haben, wenn sie ihre Pflicht erfüllen. Sie werden aber gewöhnlich lau, weil die Behörden ihre eigenen Beamten nicht nachdrücklich unterstützen und gegen die Rowdies nicht nachdrücklich und unablässig einschreiten.

In Neu-York hat während eines Vierteljahres eine wahre Anarchie geherrscht, und die Skandale sind geradezu abscheulich gewesen. Die Sache ist bezeichnend und verhält sich so. Staat Neu-York und Stadt Neu-York sind in einen Rechtsstreit gerathen, den wir bei uns einen Competenzconflict, einen Streit über das Recht der Zuständigkeit, nennen würden. Die Stadt ist überwiegend demokratisch und hat im vorigen Herbst ihren seitherigen Bürgermeister Wood das zweite Mal zum Mayor (Mähr) gewählt. In der gesetzgebenden Gewalt des Staates, in der Landesvertretung, welche zu Albany am Hudson ihre Sitzungen hält, haben aber die Republikaner in der ersten, wie in der zweiten Kammer, die Mehrheit. Diese benützten sie, um eine Menge von Gesetzen zu geben, welche den Ansichten der Demokraten schnurstracks zuwiderlaufen, und der Gouverneur des Staates, Namens King, gab denselben die Genehmigung. Unter diesen Gesetzen war auch eins, welches den städtischen Behörden, respective dem Bürgermeister von Neu-York, das seither unbestritten ausgeübte Recht zur Ernennung der Polizeibeamten nahm und die Controle der Polizei der Stadt an den Staat übertrug. Die Commune sollte ihr Recht verlieren, das der Staat an sich nahm; aus der Municipalpolizei sollte eine Metropolitanpolizei werden und am 1. Mai die neue Ordnung der Dinge beginnen. Darüber entstand in Neu-York ungeheure Gährung; selbst die dortigen Republikaner wollten das Recht nicht preisgeben, und man beschloß, sich dem Staate zu widersetzen und die Staatspolizei nicht in Wirksamkeit treten zu lassen. So geschah es; allein es mußte doch der Sache ein Ende gemacht werden, und man schlug dazu den richtigen Weg ein, indem die Stadt den Staat beim Obergerichte verklagte. Dieses entschied zu Gunsten des Staats; aber die Stadt legte Berufung beim Obergericht ein, das seinerseits auch für den Staat entschied, und zwar deshalb, weil in der Verfassung nichts stehe, was dem Staate verbiete, die Handhabung der Polizei in der Stadt Neu-York in seine Hände zu nehmen. Die Stadt habe sich zu fügen; wenn sie sich aber nicht beruhige, so müsse sie wenigstens die nächsten allgemeinen Wahlen abwarten und eine Abänderung in der Verfassung beantragen, durch welche ihr das Recht, welches sie wünsche, ausdrücklich übertragen werde. Damit ist dieser Punkt denn auch bis auf Weiteres erledigt und Anfangs Juli mußte die Stadt ihre Polizei dem Staate übergeben.

Inzwischen waren freilich wunderliche Dinge in Menge vorgegangen, von denen wir nur einige hervorheben wollen, weil sie charakteristisch sind. Man sagte von Seiten der Stadt: Wenn der Gouverneur das Recht besitzt, durch die von ihm ernannten Beamten die Polizei auszuüben, so hat er in der Hauptstadt gewissermaßen eine stehende Armee und kann den General spielen; das wollen wir nicht. Dann kamen blutige Vorgänge. Der Gouverneur wollte sein durch den Landtag ihm zugesprochenes Recht ausüben, die Stadt aber ihr vermeintliches Recht nicht fahren lassen. Jener ernannte Hunderte von Polizeibeamten; diese behielt die ihrigen bei. Beide Klassen von Polizeibeamten standen einander feindlich gegenüber. Ein Polizeicommissär des Gouverneurs wollte eine Verhaftung vornehmen, aber Mitglieder der Stadtpolizei mischten sich ein; das Volk leistete ihnen Beistand und der Verhaftete wurde jenen entrissen, dann aber wieder gefangen genommen und sammt zwei Stadtpolicisten in's Gefängniß gebracht. Ferner: der Gouverneur ernannte einen Straßenreinigungscommissar, Namens Conover; aber der städtische Beamte Taylor, welcher seither dieses Amt bekleidete, wollte nicht weichen. Jener bot Gouverneurs-Policisten auf und bemächtigte sich mit Gewalt des Straßenreinigungs-Commissär-Bureaus, aus welchem er an demselben Tage drei- oder viermal von Stadtpolicisten vertrieben wurde. Am andern Tage wiederholte Conover dasselbe mit demselben Erfolg und machte dann eine Klage gegen den Bürgermeister anhängig. Der Oberrichter fertigte gegen diesen einen Haftbefehl aus, welchen der Coroner an der Spitze von 50 Gouverneurspolicisten vollziehen wollte. Aber diese wurden vor dem Rathhause von einer überlegenen Macht von Stadtpolicisten empfangen und nach einem hartnäckigen und blutigen Gefecht zurückgeschlagen. Endlich mußte die Miliz einschreiten und Ruhe herstellen; aber der Bürgermeister wurde verhaftet. Inzwischen erließen beide Parteien Proclamationen an die Bevölkerung, in welchen jede ihr gutes Recht auseinandersetzte und zur Ruhe ermahnte. Diese wurde freilich am besten dadurch aufrecht erhalten, daß nicht weniger als neun Milizregimenter unter Waffen traten. Der Gouverneur forderte die Stadtpolizeibeamten auf, sich vom Bürgermeister abzuwenden und in Staatsdienste zu treten, wozu sich etwa dreihundert verstanden, darüber aber in blutige Schlägereien mit ihren bisherigen Kameraden geriethen. Neu-York hatte mehr,

als achtzehn hundert Polizeibeamten, die aber einander in den Haaren lagen und sich die Köpfe zerschlugen. Alle Welt nahm an solchen Skandalen ein Aergerniß, nur nicht die — Rowdies.

Ihr Weizen blühete; sie erkannten keine der beiden Polizeien an und wurden auch von keiner belästigt. Ohnehin mochten die Policisten gar keine Neigung spüren, mit diesen Herren anzubinden, da sie seit mehreren Monaten keinen Gehalt bekommen hatten. Die Criminalzeitung schreibt: „Wo die Rowdie-Banden, welche seit Jahren unsere Stadt so unsicher machen, einen Policisten, sei er Stadt- oder Staatsbeamter, erblicken, und wenn er sie in ihren Schlägereien stört, schlagen sie ihn und jagen ihn fort, weil er kein gesetzlicher Beamter sei. Es ist vorgekommen, daß sich Beamte der entgegengesetzten Factionen so entgegen gearbeitet haben, daß der Verbrecher, welcher verhaftet werden sollte, gemächlich entkam; eben so, daß sie sich um einen Gefangenen geschlagen haben, daß dieser Hilfe bekam, und daß die Policisten nicht den Gefangenen, sondern ihre blutigen Köpfe vor den Richter brachten.“ Im fünfzehnten Stadtviertel ereignete sich ein merkwürdiger Auftritt. Eine Bande junger Knownothings — Rowdies — Knaben von 12 bis 15 Jahren, hielten eine sehr lärmende Versammlung, und die Umwohnenden riefen Polizei herbei. Als einige „Metropolitaner“, d. h. Gouverneurspolicisten, kamen, erklärten die Knaben, man könne sie nicht anerkennen, und so wurden sie fortgejagt. Dann erschien ein Stadtpolizei-Capitän; auch diesem sagten die Buben, sie seien außer Stande, seine Autorität anzuerkennen, und sie würden ihn hinauswerfen, wenn er nicht gutwillig gehe. Dieser Capitän ließ aber die Buben mit dem Knüttel bearbeiten und schaffte Ruhe. Das genannte Blatt sagt: „Die Rowdies treten jetzt mit einer Frechheit auf, welche selbst in der Geschichte einer Stadt wie New-York unerhört ist. Von allen Seiten werden blutige Auftritte berichtet, die ein trauriges Zeugniß für den Mangel an öffentlicher Sicherheit geben. Oft muß Militär aufgeboten werden; am letzten Sonntage fielen in New-York zwei, in Williamsburg (einer Vorstadt) ein Gefecht gegen Rowdies vor, in welchem viele Menschen getödtet und manche tödtlich verwundet wurden.“ In jeder Woche kommen Hunderte von kleinen Schlägereien vor.

Am tollsten trieben es die Rowdies am 4. Juli, dem Tage der Unabhängigkeitserklärung. Zwei Raufboldbanden, die „Bowery-Jungen“ und die „Todten Kaninchen“, lieferten einander förmliche Schlachten, warfen Barrikaden auf, führten sogar eine Haubitze vor, deckten Dächer und Schornsteine ab, feuerten mit Musketen und Drehpistolen, warfen mit Backsteinen, stachen mit Säbeln und Messern und hielten drei Stadtviertel bis tief in die Nacht hinein in Unruhe. Einige Dutzend Menschen, zum Theil unschuldige, wurden getödtet und Hunderte verwundet. Die Polizei war ohnmächtig; erst Milizregimenter stellten die Ruhe her. Aber an den folgenden Tagen brachen die Kämpfe von Neuem aus. Die Behörden kennen alle Taugenichtse; es ist aber sehr die Frage, ob auch nur wenige vor Gericht gestellt werden, und ob auch nur ein einziger streng bestraft wird. Dutzende von notorischen Mördern, viele Hunderte von Dieben gehen seit Jahren auf freiem Fuß umher und sind Anführer und Hauptleute bei den Rowdies; sie treiben ihr Wesen ganz ungestört. Das allgemeine Stimmrecht hat bisher keine Autorität geschaffen, welche dieser Anarchie ein Ende machen könnte, und doch wäre eine solche Autorität sehr nöthig. Man hat berechnet, daß in der Stadt New-York nicht weniger, als 6000 Rowdies, bei den Wahlen stimmen!

Dresden, den 30. Juli.

— Der Thurmbau der Neustädter Pfarrkirche ist nunmehr soweit vorgeschritten, daß im Laufe des vorgestrigen Nachmittags die Aufsetzung des Knopfes erfolgen konnte. Nachdem das metallne Kreuz auf dem Knopfe befestigt sein wird, soll nächsten Donnerstag, den 6. August, in den Nachmittagsstunden unter entsprechenden Feierlichkeiten die Krönung des, bis auf den innern Ausbau und bis auf die Ausschmückung mit Sculpturen vollendeten Thurmes durch Enthüllung des Kreuzes stattfinden.

— Aus dem Gerichtssaal ist in diesen Tagen der Hitze und des großen Vogelschießens wenig mitzutheilen. Nur eine kleine Jagdgeschichte ist von Interesse. In Lockwitzer Flur hatte im Herbst vorigen Jahres die verehel. B. ein Häslein gefunden, das von den Pflugochsen ganz lahm getreten war. Sie verschenkte es dem Schuhmachermeister K. und dieser gab es nach einigen Wochen dem Handarbeiter H., in dessen Besitz es bald darauf verendete. Aber mit dem Leben des Häsleins ist seine Geschichte noch nicht zu Ende, vielmehr sollte es, wie ein richtiger Held, erst nach dem Tode Gegenstand eifriger Untersuchung werden. Der Gendarm hielt das Auffinden und Weiterschenken des Hasen für Wilddiebstahl und so kamen alle Drei vor dem kgl. Gerichtsamt Dresden wegen des 5 Ngr. werthen Häsleins zur Untersuchung. Die verehl. B. sollte 4, die beiden Andern sollten 2 Tage in's Gefängniß. Sie erhoben Einspruch dagegen und darauf gelangte am 24. d. M. die Sache im kgl. Bezirksgericht Dresden zur Verhandlung. Herr Staatsanwalt Held selbst nahm sich der drei Angeklagten, die offenbar sich nichts Böses dabei gedacht hatten, an und wies nach, daß das Strafgesetz sich auf diesen Fall nicht beziehen könne. Wer nämlich ohne jagdberechtigt zu sein, auf seinem Grundstück bei der Abwehr oder Vertreibung des Wildes ein jagdbares Thier zufällig erlegt oder fängt, der muß hiervon binnen 12 Stunden den Jagdinhaber in Kenntniß setzen, damit er das Wild holen lassen kann. Unterläßt er die Anzeige, so wird er mit Gefängniß bis zu 4 Monaten bestraft. Hier aber war weder eine Abwehr noch eine Vertreibung erfolgt, die verehel. B. hatte vielmehr ein dem Verenden ausgesetztes Thier an sich genommen ohne gewinnsüchtige Absicht. Die Angeklagten wurden daher auch sämmtlich freigesprochen. — Am 28. d. M. wurde eine erst 22jährige, aber bereits achtmal bestrafte Diebin, die unverehelichte Glanz, in 1 Jahr Zuchthaus verurtheilt. Am 21. Juni d. J. hatte sie das Arbeitshaus verlassen, in der Woche darauf hatte sie in Pirna zweimal gestohlen und am 29. Juni hat sie hier im Gasthof zum goldnen Hirsch einem Botenfuhrmann seine Last zu erleichtern gesucht und menschenfreundlich eine große Schachtel an sich genommen. Schon war sie dabei, ihre Wißbegierde durch Oeffnen derselben zu befriedigen, da zwang der wachsame Hausknecht ihre Wissenschaft zur Umkehr. Daß hier die strenge Rückfallstrafe eintrat, wird gewiß Niemand mißbilligen.

— Aus den tabellarischen Zusammenstellungen der k. Oberstaatsanwaltschaft über das erste Vierteljahr 1857 ergiebt sich, daß von den 343 öffentlichen Gerichtsverhandlungen, in denen insgesammt 504 Angeklagte, theils zu Zuchthaus- (72), Arbeitshaus- (188), Gefängniß- (211) und Geldstrafe (5) verurtheilt, theils klag- (25) oder straffrei (4) gesprochen wurden, allein auf das Dresdner Bezirksgericht 41 Hauptverhandlungen mit 53 Angeschuldigten kamen. Natürlich hat denn auch Dresden mit den einbezirkten Gegenden das größte Contingent in's Zucht- (11) und Arbeitshaus (31) geliefert, während der Gerichtsbezirk Löbau die meisten Gefängnißsträflinge (28) lieferte. Schon aus dieser statistischen Zusammenstellung ergiebt sich die überwiegende Bedeutung des — ungefähr den 8ten bis 9ten Theil aller Untersuchungsfälle des Landes und darunter die wichtigsten — verhandelnden kgl. Bezirksgerichts Dresden ganz von selbst.

† Lommatzscher Pflege, 28. Juli. Vom schönsten Wetter begünstigt, hat die Ernte in hiesiger Gegend begonnen und es ist der größte Theil des Kornes glücklich eingebracht. Das Korn ist so lang in Aehren und so ausgebildet an Körnern, daß die diesjährige Ernte unbedingt zu den vorzüglichen zählt; auch fand in hiesiger Gegend heuer kein Lagern des Kornes statt, das sonst den Körnerertrag bedeutend vermindert. Weizen steht so ausgezeichnet auf dem Felde, wie wir ihn selten gesehen haben. Gerste wird eine recht gute Mittelernte liefern, wogegen Hafer in Stroh und Körnern auffallend zurückgeblieben ist. Erbsen, welche durchgängig von Mehlthau befallen sind, werden kaum das Doppelte des Saamens geben. Kartoffeln stehen noch sehr kräftig und frisch im Kraute und geben bis jetzt Hoffnung zu einem guten Ertrage. Birnen und Aepfel sind in reichlicher Menge vorhanden.

Grünhain, 25. Juli. Die in hiesiger Umgegend unter dem Rindvieh aufgetretene Krankheit (s. Nr. 30), ist von dem k. Bezirksthierarzt für Milzbrand erklärt worden. (D. J.)

Mannichfaltiges.

Krieger und Prediger. Der Soldat hat muthig d'rein zu schlagen und der Prediger friedlich zu reden; das ist ihr Amt und ihr Beruf. Es giebt aber Zeiten, in denen es nicht genug gethan ist mit der erfüllten Pflicht und es giebt Menschen, die mehr thun, als sie müssen, die über dem Krieger nicht den Menschen vergessen und im Priesterrocke dieselbe Unerschrockenheit sich wahren, die unter der Uniform sich zeigt, Männer, die unter allen Verhältnissen und in jedem Stande Herz und Kopf auf der rechten Stelle haben, Menschenliebe mit Mannesmuth verbinden. Wenn solche Männer alt werden, dann hat ihnen die Gebrechlichkeit des Körpers wenig an. Das Podagra kann nicht so stechen, als die Erinnerung an ein thatenkräftiges und edles Mannesleben ihnen wohlthut. Das haben vor Kurzem noch zwei greise Männer gespürt, in Lyon der Eine, der Andere in Leipzig. Der in Leipzig, das war der Superintendent Dr. Großmann und der in Lyon der pensionirte französische Oberst Govéan. Lyon und Leipzig sind weit von einander, und doch sind die Beiden in einem der wichtigsten und erst entsetzlichsten, dann erfreulichsten Momente ihres Lebens zusammen gewesen, zusammen auf einem Platze, dem Angstplatze bei Prießnitz in der Nähe von Naumburg. Das ist länger als fünfzig Jahr her, Beide haben da männlich und menschlich-edel gehandelt, der Franzose wie der Deutsche, Beide haben da lebenslängliche Hochachtung vor einander bekommen, Beide haben nach einem halben Jahrhundert noch mit Freuden Einer an den Anderen gedacht, aber von Namen kannten sie sich nicht und wußten Keiner, was aus dem Andern geworden, bis zu Anfange dieses Jahres ein französisches Zeitungsblatt Beide wieder in Verbindung setzte. Leider nicht lange, denn wenige Wochen darauf ist Dr. Großmann gestorben. Aber er hat's doch noch erlebt, nach fünfzig Jahren von dem Manne begrüßt zu werden, dem er in schwerer Stunde erst als Feind muthig gegenüber, dann als Mensch hochachtend zur Seite gestanden. Nämlich das ist so zugegangen: Am 14. October 1806 ward die Schlacht bei Jena geschlagen. Unglücklich für Deutschland, denn die Franzosen siegten; und doch heilsam, denn von da ab nahm mit dem Uebermuth der Eroberer auch der Ingrimm der Besiegten, ihre Verzweiflung, ihre Ermannung, ihre Vaterlandsliebe zu, die endlich 1813 bei Leipzig sühnte, was bei Jena verschuldet war. Tags nach der Schlacht wurden im Naumburgischen französische Maradeurs (Plünderer) von Bauern erschlagen. Marschall Davoust, berüchtigten Andenkens, beschloß Rache zu nehmen und gab, da er die Bauern für Bewohner von Prießnitz hielt, Befehl, jene zu erschießen, dieses anzuzünden. Schweren Herzens rückte der hierzu beorderte Kommandant in Prießnitz ein und ließ die Einwohner durch Soldaten aus den Häusern holen und auf dem freien Platze vor dem Dorfe gefangen halten, um sie zu erschießen. Da trat der Pfarrerssohn Großmann, als Student auf der Ferienreise im Vaterhaus verweilend, vor und hielt französisch den Offizieren eine so eindringliche Rede über das Grausame und Ungerechte ihres Vorhabens, daß der Kommandant schier die Ordre ungelten werden, und ohne Weiteres abziehen wollte. Die anderen Offiziere riethen, einen Adjutanten an Davoust abgehen zu lassen, mit der Anfrage, ob der Befehl nicht rückgenommen werde, da die Bewohner von Prießnitz unschuldig zu sein schienen. Es geschah. Inzwischen warteten die gefangenen Landleute vier Stunden, von früh 7 bis 11 Uhr, in tiefsten Aengsten des Ausgangs. Der Adjutant kam zurück mit der Ordre: „der Befehl sei sofort zu vollziehen." Das brachte den menschlich-fühlenden Kommandanten außer sich, er übertrug auf dessen Wunsch dem Kapitän Govéan die Ausführung des Befehls und zog ab. Kapitän Govéan gehorchte und gehorchte auch nicht, er that, was er thun mußte und verhinderte, daß dies übel ablief. Er ließ ein paar Häuser und Scheunen anzünden, die leer und dem Winde nicht ausgesetzt waren, trieb unter dem Schein der Verfolgung die Bauern zur Flucht an und ließ zwar sieben von ihnen ergreifen und standrechtlich aufstellen; aber er stand zwischen ihnen und seinen Soldaten und gebot so Feuer, daß, richtig gezielt, ihn sammt jenen Sieben getödtet hätte. Die Soldaten verstanden's und schossen in die Luft. Darauf kehrte Govéan mit ihnen nach Naumburg zurück und meldete Davoust, der Befehl sei vollzogen. — Der Platz bei Prießnitz heißt seitdem der Angstplatz. Auf ihm ward am 16. October v. J. die fünfzigjährige Wiederkehr jenes Tages gefeiert. Da gedachte Dr. Großmann in seiner Festrede dankbar jenes edlen französischen Kapitäns. Und siehe da, es kam in die Zeitung und dem inzwischen bis zum Obersten aufgerückten, pensionirten Govéan vor Augen. Der erste Leipziger, der nach Lyon kam, mußte ihm Auskunft über die Prießnitzer und Dr. Großmann geben und einen Brief an diesen bestellen. Dieser Brief, eine Feindeskunde seltner Art, ward von Dr. Großmann sofort beantwortet und das war der letzte Brief, den der ehrwürdige Greis überhaupt schrieb. Die ausführliche Darstellung jener Ereignisse, welche ihm darauf Govéan schriftlich mittheilte, traf ihn auf dem Sterbebette. Es mag auch die Erinnerung hieran ihm den Todesschmerz erleichtert haben, wie sie dem französischen Obersten den Lebensabend erhellte und noch lange erhellen möge.

Die Weltstadt London. Nach der letzten Volkszählung hatte London 2,362,236 Einwohner, 60,000 mehr als im Jahre zuvor. London ist die bevölkertste Stadt der Welt; es hat um ein Viertel mehr Bewohner als Peking; zweimal mehr als Konstantinopel; viermal mehr als St. Petersburg; fünfmal mehr als Wien, New-York oder Madrid; über siebenmal mehr als Berlin; achtmal mehr als Amsterdam; neunmal mehr als Rom. London hat 5000 gepflasterte Straßen in einer Gesammtlänge von 2000 englischen Meilen; die Kosten dieser Pflasterung betrugen 14 Millionen, die jährlichen Reparaturen erfordern 600,000 Pf. St. Die Gasröhren dieser Riesenstadt haben eine Länge von 1900 Meilen, und die 360,000 Gasflammen verbrennen allnächtlich 13 Mill. Quadratfuß Gas. Um die Masse der Bewohner und Besucher dieses Babels zu transportiren, passiren in 12 Stunden 125,000 Fuhrwerke; 3000 Cabs, 1000 Omnibusse, 10,000 Equipagen und Wagen aller Art bewegen sich zugleich in den Straßen; 3000 Eisenbahnwagen langen täglich aus der Provinz an. In London sterben durchschnittlich 169 Personen täglich, und alle fünf Minuten wird ein Kind geboren. Jährlich ertränken sich 500 Menschen in der Themse. 42,000 Individuen werden jährlich eingesperrt. Man berechnet daß es in London 35,000 Bettler von Profession giebt; zwei Drittel derselben sind Irländer. Der ungeheure Magen Londons verzehrt jährlich 277,000 Ochsen, 30,000 Kälber, 1,480,000 Hammel, 34,000 Schweine, 1,600,000 Centner Getreide, 310,464,000 Pfund Kartoffeln, 69,672,000 Pfund Gemüse. Die Fischconsumtion übersteigt alle Begriffe, und auch der Gebrauch von Geflügel ist sehr bedeutend. Frankreich und andere Länder des Continents senden jährlich 70 bis 75 Millionen Eier. London verbraucht 65,000 Pipen Wein, 2,000,000 Gallonen Spirituosen, 43,200,000 Gallonen Porter und Ale-Bier, und verbrennt 3,000,000 Tonnen Steinkohlen.

Erledigte Schulstellen.

Die Schulstelle zu Dittersbach (Frankenberg), Collator: für diesmal das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts; die 6. Lehrerstelle an der Freischule des Vereins zu Rath und That zu Dresden, Collator: der Verein auf Vorschlag dreier Candidaten Seiten des Ministerii des Cultus und öffentlichen Unterrichts.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Thlr.	Weizen Ngr.	Roggen Thlr.	Roggen Ngr.	Gerste Thlr.	Gerste Ngr.	Hafer Thlr.	Hafer Ngr.	Erbsen Thlr.	Erbsen Ngr.
Dresden	Juli 27.	von	6	15	3	20	3	15	2	11	—	—
		bis	7	—	4	—	3	20	2	25	—	—
Bautzen	Juli 25.	von	6	—	3	15	3	10	2	5	—	—
		bis	7	—	4	—	3	20	2	15	5	—
Meißen	Juli 25.	von	6	18	3	20	3	10	2	10	—	—
		bis	7	—	4	—	—	—	2	24	—	—
Pirna	Juli 25.	von	6	15	3	25	3	12	2	15	—	—
		bis	7	8	4	3	—	—	2	27	—	—
Radeburg	Juli 29.	von	6	8	3	15	3	10	2	20	—	—
		bis	6	22	3	25	3	15	3	—	—	—
Roßwein	Juli 28.	von	7	—	3	25	3	7	2	20	—	—
		bis	7	22	4	10	3	10	—	—	—	—
Chemnitz	Juli 25.	von	7	15	4	—	3	20	2	15	4	10
		bis	7	25	4	13	3	25	2	20	4	20

Dresden. Das Schock Stroh 5 Thlr. 24 Ngr. bis 6 Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu 1 „ 8 „ „ 1 „ 20 „

Radeburg. Haidekorn 2 Thlr. 25 Ngr. bis 3 Thlr. 5 Ngr.
Eingegangene 7 3 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 25. bis mit 27. Juli 1857.
die Kanne 17 Ngr. — Pf. bis 17 Ngr. 5 Pf.
— in Pirna (25. Juli 15 „ — „ „ 16 „ — „
— in Roßwein (28 Juli) 14 „ 4 „ „ 16 „ — „
— in Chemnitz 25. Juli 15 „ 5 „ „ 16 „ — „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 84½ gesucht; dergleichen kleine 86 gesucht; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½% 101½ angeb.; dergl. von 1847 à 4% 99½ gesucht; dergl. von 1852 und 1855 à 4% 99½ gesucht; dergl. von 1852 4% à 100 Thlr. 99½ ges.; dergl. 1855 à 3% 80½ ges. Land-Renten-Briefe große 86½ ges.; dergl. kleine 88 ges.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99½ ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 99 angeb.; kleine 94½ angeb.; dergl. à 3½% große — angeb., kleine — angeb.; dergl. 3½% große — angeb., kleine — angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 99½ ges.; kleine 99½ ges.; dergl. 3½% große und kleine 94 ges.

Preuß. 4½% Anleihe 100 ges.; dergl. 4% 94½ ges. Preuß. 3½% Staats-Schuld-Scheine 83½ ges.
Oesterr. 5% National-Anleihe 83 gesucht.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 14 Ngr. — Pf., Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 5 Ngr. — Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99½.

Dresden, den 29 Juli 1857. **Ed. Rockisch.**

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 31 nebst einer Beilagen.)

Freitag, Nr. 32. 7. August 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 8, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Wie anderwärts, so hat man auch in Baiern die Wahrnehmung gemacht, daß die alten kleidsamen Volkstrachten immer mehr verschwinden und namentlich die Kleidung der ländlichen Bevölkerung sich mit jedem Jahre mehr nach städtischem Schnitte modernisirt. Der König von Baiern hat deshalb schon vor einiger Zeit eine Verfügung erlassen, welche die Erhaltung althergebrachter Volkstrachten für wünschenswerth erachtet; jetzt ist aber noch an die landwirthschaftlichen Vereine die Aufforderung ergangen, bei landwirthschaftlichen Festen auch auf diejenigen Angehörigen des betreffenden Districts mit Auszeichnungen besonders Bedacht zu nehmen, welche durch vollständige Erhaltung und Verbreitung solcher Volkstrachten sich vorzüglich verdient gemacht haben.

Zwischen der großherzoglich badischen und der französischen Regierung ist eine Convention abgeschlossen worden, wonach die Errichtung einer festen Brücke zwischen Straßburg und Kehl in nächster Zeit erfolgen soll; auch ist es vorbehalten worden, sich noch über die Errichtung anderweiter Ueberbrückungen zu vereinbaren. Bisher hielt man bekanntlich aus strategischen Rücksichten die feste Verbindung des deutschen und französischen Rheinufers für höchst bedenklich. Die steigende Macht des Verkehrs hat aber diese Bedenken glücklich überwunden.

Die projectirte vollständige Vereinigung der Herzogthümer Koburg und Gotha ist auf neue Hindernisse gestoßen. Der Koburger Sonderlandtag will nichts von der Union wissen; wahrscheinlich wird nun seine Auflösung erfolgen, doch bleibt es sehr zweifelhaft, ob die Neuwahlen eine Majorität für den Unionsplan ergeben werden.

Preußen. Die Opposition, welche die großen Grundbesitzer auf dem letzten Landtage gegen die Organisation der ländlichen Polizeianwaltschaften erhoben, ist doch nicht ohne Erfolg geblieben; die Regierung hat nämlich die Ausführung des im Sept. v. J. erlassenen Rescripts, wodurch jene Organisation angeordnet wurde, beanstandet. — Der Plan, eine anderweite Besteuerung des Tabaks im Gebiete des Zollvereins einzuführen, scheint jetzt von Preußen ernstlich in die Hand genommen zu werden; die betreffenden Ministerien sollen bereits mit den nöthigen Vorarbeiten beschäftigt sein.

Oesterreich. Bei den Eröffnungsfeierlichkeiten der Triester Eisenbahn hat sich der österreichische Finanzminister, Freiherr v. Bruck, in einem von ihm ausgebrachten Toaste mit vieler Wärme für die Durchführung einer großen Idee, der Durchstechung der Landenge von Suez, ausgesprochen. Dieses von Herrn v. Lesseps betriebene Unternehmen wird bekanntlich von der englischen Regierung, welche durch die Verbindung des mittelländischen und rothen Meeres das einträgliche Monopol des indischen Handels zu verlieren fürchtet, angefeindet, und der Ausspruch des eben genannten österreichischen Staatsmannes, daß der Widerstand einer einzelnen Regierung die große That nicht hemmen könne, ist daher von besonderer Bedeutung. — Es geht das Gerücht, daß die österreichische Regierung die Einführung einer Zeitungsstempelsteuer beabsichtige, und man fügt hinzu, daß diese Maaßregel besonders von dem Klerus befürwortet werde. Letzteres ist nicht unwahrscheinlich, denn eine solche Stempelsteuer wäre ein Rückschritt, welcher die Freiheit und Selbstständigkeit der Presse gefährden und so der kirchlichen Reaction vorzugsweise nützen würde. Hoffentlich wird aber die österreichische Regierung, welche auf anderen Gebieten so rüstig vorwärts schreitet, die Wünsche des Klerus, dessen Begehrlichkeit durch das Concordat noch gewachsen ist, nicht verwirklichen.

Italien. Der König von Sardinien ist, wie der N. Preuß. Ztg. geschrieben wird, auf einer Spazierfahrt in der Nähe seines Lustschlosses Pollenza von Banditen überfallen worden. Die Banditen schossen nach dem Wagen, verletzten aber glücklicherweise Niemanden. Aehnliche Abenteuer hat der König schon auf mehren seiner einsamen Ausflüge erlebt. — Aus Rom wird geschrieben, daß der Papst 25 politische Gefangene begnadigt habe. In Livorno ist eine größere Anzahl der infolge des letzten Aufstandes verhafteten Personen wieder freigelassen worden; die übrigen Angeklagten sehen ihrer Aburtheilung entgegen — Im Königreiche Neapel, zu Isernia, waren auf Anlaß des Octroi Unruhen ausgebrochen. Zweitausend Bauern hatten unter dem Rufe: „Es lebe der König!" feindselige Demonstrationen gegen den Gemeinderath gemacht. Doch gelang es den Behörden, nachdem einige Verhaftungen vorgenommen worden, den Tumult zu unterdrücken. — Aus Neapel wird über einen neuen Ausbruch des Vesuvs, welcher seit dem 19. Juli stattfindet, berichtet.

Frankreich. Der Kaiser ist mit seiner Gemahlin am 5. Aug. Nachmittags von Paris nach Havre abgereist und hat sich dort an demselben Tage Abends nach England eingeschifft, um der Königin Victoria in Osborne einen Besuch abzustatten. Man legt dieser Reise unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine besondere politische Bedeutung bei. Die englisch französische Allianz ist seit einiger Zeit gelockert; in Konstantinopel stehen sich die Vertreter beider Mächte ziemlich schroff gegenüber, und während sich das englische Kabinet in der Frage wegen Ausweisung der politischen Flüchtlinge den Forderungen des französischen Kaisers wenig geneigt zeigte, sind die Bemühungen der russischen Diplomatie, eine Allianz zwischen Frankreich und Rußland anzubahnen, in letzterer Zeit immer deutlicher hervorgetreten. Alles dies sind wichtige Dinge, welche in Osborne nicht unerörtert bleiben werden. England, welches gegenwärtig den Krieg gegen China auszufechten und in Indien eine gefährliche Meuterei zu bekämpfen hat, muß in diesem Augenblicke doppelten Werth auf die Fortdauer des guten Einvernehmens mit Frankreich legen, und der Kaiser Louis Napoleon kann in Hinblick auf die innere Lage des von ihm beherrschten Landes wohl gleichfalls nicht wünschen, das Bündniß mit England aufzuheben. Man erwartet daher von der Kaiserreise eine Kräftigung der bestehenden Allianz; aber ein solches Resultat kann nur durch gegenseitige Concessionen herbeigeführt werden und daher ist es leicht möglich, daß die Besprechungen in Osborne einen merkbaren Einfluß auf die Gestaltung der politischen Lage äußern. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Walewski, hat den Kaiser begleitet; Letzterer wird übrigens diesmal London nicht besuchen. Wie englische Blätter versichern, wird eine

...zar französischer Polizeiagenten in der Nähe von ...zu Portsmuth und an anderen Puncten anwesend ...ine strenge Ueberwachung auszuüben.

...von dem „Moniteur" mit so großer Bestimmtheit ...Anklagen, in Betreff der gegen das Leben des ...ichteten Verschwörung, scheinen erheblichen Modifica...egenzugehen. Selbst die erweisbare Schuld der in Paris festgenommenen Italiener soll übertrieben sein, und für die Angabe, daß der französische Flüchtling Ledru-Rollin an dem Complott betheiligt sei, soll es bis jetzt noch an haltbaren Beweisen fehlen. Die Regierung scheint selbst einzusehen, daß sie zu weit gegangen ist; doch fällt es jetzt schwer einzulenken, nachdem sie durch ihr amtliches Organ mit so auffälliger Hast dem gerichtlichen Urtheile vorgegriffen hat. Ledru-Rollin hat übrigens einen Brief veröffentlicht, in welchem er die Bezichtigung des Moniteur und jede Theilnahme an dem Attentate gegen das Leben des Kaisers auf eine entschiedene und scharfe Weise von sich weist. Der Flüchtling spricht von Polizeiagenten, welche von Paris aus an ihn geschickt worden, um ihn in solche gefährliche Händel zu verwickeln, denen es aber niemals gelingen konnte, ihn aus der Richtung seines Lebens und Wirkens herauszureißen. Zugleich trägt er darauf an, sich ohne Weiteres einem englischen Gericht zu stellen, von welchem er Unparteilichkeit und folglich seine gänzliche Freisprechung von einem Verbrechen, das ihm zur Last gelegt wird, erwarten dürfe, während von den französischen Gerichten, wenn der Kaiser als Partei auftrete, kein billiges Urtheil zu erwarten stehe. Der Brief Ledru-Rollins ist in einer sehr derben Sprache geschrieben; er erinnert zugleich den jetzigen Kaiser der Franzosen an die Aufstandsversuche in Straßburg und Boulogne, sowie an das entsetzliche Blutbad, welches im December 1851 dem Staatsstreiche folgte. Man darf sich daher nicht darüber wundern, daß sämmtliche englische Blätter, welche jenes Schreiben veröffentlichten, bei ihrer Ankunft in Paris confiscirt wurden.

Das Napoleonsfest, welches bekanntlich den 15. August gefeiert wird, soll in diesem Jahre mit außerordentlicher Pracht begangen werden. Die Regierung fühlt die Nothwendigkeit, den Glanz des Kaiserthums von Neuem aufzufrischen und die schaulustigen Pariser auf andere Gedanken zu bringen; es werden daher schon seit drei Wochen großartige Vorbereitungen zu jener Festfeier getroffen. — Zwei literarische Berühmtheiten Frankreichs sind mit Tode abgegangen. Am 29. Juli starb zu Paris der Prinz Carl Bonaparte, Fürst von Canino, der älteste Sohn Lucian Bonaparte's, welcher als Verfasser mehrerer naturwissenschaftlicher Werke in der gelehrten Welt einen hohen Rang einnahm. Am 3. August verschied Eugen Sue, einer der fruchtbarsten französischen Schriftsteller, dessen Romane allbekannt sind. Sue starb als politischer Flüchtling in Savoyen.

Das Ergebniß der Getreideernte war in Frankreich seit einem halben Jahrhundert nicht so beträchtlich als in diesem Jahre. Auch für die Verehrer des edlen Rebensaftes lauten die Nachrichten sehr tröstlich. An der Garonne und Gironde sind die Aussichten der Weinernte so glänzend, daß man mit Anfang September die Weinlese beginnen zu können hofft, was in Frankreich seit dem Jahre 1811 nicht mehr der Fall gewesen ist. Allenthalben sinken die Weinpreise. Die Hopfenernte wird in Frankreich ebenfalls überreich werden, so daß sich auch die Biertrinker nicht beklagen können.

Großbritannien. Die Ereignisse in Indien drängen die Regierung zu außerordentlichen militärischen Maßregeln, da die vorhandenen Streitkräfte nicht ausreichen, um den Forderungen der indischen Generale vollständig zu genügen. Es ist daher auf Ermächtigung zur Einkleidung der Milizen, wie es im letzten Kriege gegen Rußland geschehen, im Unterhause angetragen worden. Vorläufig sollen zur Verstärkung der indischen Regimenter 10,000 Mann angeworben werden; auch spricht man von der Anwerbung einer Fremdenlegion. Ferner geht das Gerücht, daß die Regierung gezwungen sein werde, eine Anleihe von 6—10 Mill. Pfd. St. für die ostindische Compagnie aufzunehmen. — Die in den letzten Tagen verbreitete Nachricht von dem Falle Delhi's hat sich bis jetzt noch nicht bestätigt und die Berichte aus Indien lauten nach wie vor ungünstig. Zwar behaupten die Regierungsorgane, daß der Aufstand ein rein militärischer sei, doch liegen bereits Auszüge aus den indischen Blättern vor, welche keinen Zweifel darüber lassen, daß auch die Bevölkerung theilweise sich den meuterischen Soldaten angeschlossen hat. Aus denselben Quellen ersieht man, daß die Unzufriedenheit im indischen Heere schon längere Zeit andauert und daß bereits zu Anfang dieses Jahres eine allgemeine Erhebung vorbereitet wurde. Das bengalische Heer bestand aus 80 Regimentern, von diesen haben sich 50 empört, und die übrigen hat man entwaffnet, damit sie sich der Meuterei nicht anschließen können. In den Heeren der Präsidentschaften Bombay und Madras haben sich zwar Emissäre der Aufständischen gezeigt, doch waren die Truppen, nach den letzten Berichten, bei ihrer Fahne geblieben.

Rußland. Nachrichten aus Petersburg melden, daß die Hauptmacht des Tscherkessen-Häuptlings Schemil in Isalatawia mit einem Verluste von 400 Todten geschlagen worden ist. Russischerseits betrug der Verlust 8 Todte und 47 Verwundete.

Türkei. Wenn der Sultan noch nicht erkannt hat, was er von seinen guten Freunden zu halten hat, so muß ihm jetzt der Glaube in die Hand kommen; denn sein getreuer Alliirter an der Seine nimmt eine Sprache an, die keinen Zweifel mehr darüber läßt, daß Frankreich in Konstantinopel das große Wort führen und die Souveränetät der Pforte, deren Beschützung man immer auf die Fahne geschrieben, noch ärger zu beeinträchtigen sucht, als es einst Fürst Mentschikoff im Paletot gethan. Wie beim Ausbruche des orientalischen Krieges sind es wiederum die Donaufürstenthümer, welche den Zankapfel abgeben. Die Angelegenheiten dieser Länder sind bekanntlich in der Eile, mit welcher man in Paris den Friedensschluß betrieb, ungeordnet geblieben und man hat deren Regulirung der Zukunft überlassen. Seitdem hat Frankreich mit vieler Entschiedenheit den russischen Plan, die Fürstenthümer unter einer Regierung zu vereinigen, befürwortet, während die Pforte, Oesterreich und England einer solchen Union entschieden entgegen sind. Schließlich sollte sich die Bevölkerung in den durch Deputirte beschickten Divans über diese wichtige Frage aussprechen. Die Wahlen wurden in der Moldau ausgeschrieben; aber merkwürdigerweise fielen die Candidaten, welche die Meinung Frankreichs vertraten, insgesammt durch, und die zur Wahl berechtigte Geistlichkeit, sowie die großen Grundbesitzer sprachen sich gegen die Vereinigung aus. Dies hat nun den Kaiser der Franzosen gewaltig verdrossen, und es sind infolge dieses Wahlergebnisses Instructionen an den französischen Gesandten in Konstantinopel ergangen, welche die Selbstständigkeit der Pforte arg verletzen. Die französische Regierung hält sich nämlich, wie übereinstimmend von verschiedenen Seiten berichtet wird, für berechtigt, die Vernichtung der in der Moldau stattgefundenen Wahlen, sowie die Absetzung des Kaimakams (Stellvertreters der Pforte) zu verlangen; falls der Sultan dieser Forderung nicht zu entsprechen geneigt sein sollte, wird mit dem Abbruche des diplomatischen Verkehrs gedroht. Man ersieht hieraus, daß die diplomatische Sprache Frankreichs nicht rücksichtsvoller genannt werden kann, als die, welche Rußland vor vier Jahren führte, als es schon, Gewehr im Arm, mit einem Fuße in den Donaufürstenthümern stand. Vor der Hand hat das drohende Ungewitter in Konstantinopel zu einem Ministerwechsel geführt. Reschid-Pascha, der geschickteste und aufgeklärteste türkische Diplomat, welcher seit 1837 stets an die Spitze der auswärtigen Geschäfte gerufen ward, wenn die Türkei in Nöthen war, hat diesen Posten räumen müssen; an seine Stelle ist Ali-Pascha, der frühere Großvezier, getreten und auch die übrigen Stellen des Kabinets sind mit anderen Männern besetzt worden. Die

Tragweite dieses Ministerwechsels läßt sich noch nicht vollständig übersehen; doch darf man schon jetzt hieraus abnehmen, daß die französische Politik für den Augenblick den Sieg über England und Oesterreich davongetragen hat. Erstere Macht ist jetzt in China und Indien allzusehr beschäftigt, um den Kampf in Konstantinopel mit voller Kraft aufnehmen zu können; aber für Oesterreich, dessen Interessen mit dem künftigen Schicksale der Donauländer engverbunden sind, hat dieser Vorgang eine besondere Bedeutung.

Amerika. In Neuyork ist die Ruhe noch nicht hergestellt und es sind nun auch die in jener Stadt lebenden Deutschen in die Straßenkravalle, welche dort fast täglich stattfinden, hineingezogen worden. Die neue vom Staate bestellte Polizei, welche meist aus Know-Nothings, und zwar, wie dasige deutsche Blätter behaupten, aus dem rohesten Gesindel besteht, ist der deutschen Bevölkerung abgeneigt und namentlich scheint die Strenge, mit welcher das bisher gar nicht angewandte Temperenzgesetz (welches den Verkauf von Lagerbier und geistigen Getränken beschränkt), von den neuen Polizisten gehandhabt wird, den Deutschen nicht zu behagen. Am 12. Juli, einem Sonntage, wollte nun in der 17. Ward die Polizei zwei junge Deutsche, welche ihren Unwillen über jenes Gesetz auf offener Straße in tumultuarischer Weise Luft machten, verhaften. Hierüber entspann sich ein Streit, es sammelten sich Leute, welche die beiden Deutschen in Schutz nahmen und die Polizei nöthigten, sich zurückzuziehen. Bald kehrten aber die verhöhnten Polizisten mit bedeutender Verstärkung zurück, drangen auf die auf der Straße versammelten Gruppen ein und schlugen ohne weitere Warnung mit ihren Knütteln darein. Viele wurden bei diesem Angriff verwundet, doch zogen sich die Ueberfallenen ruhig und eilig zurück. Der Lärm zog jedoch die Gäste aus den Bierlocalen und Spaziergänger aus allen benachbarten Straßen zusammen und vermehrte nun den Haufen derart, daß er sich nur langsam vorwärts bewegte. Es machte daher die Polizei von ihren Schußwaffen Gebrauch, und gleich bei den ersten Schüssen, welche meist über die Köpfe der Masse hinweggingen, fiel ein junger Deutscher, Namens Müller, der die Straße entlang kam, tödtlich getroffen nieder. Ein Polizist trat hierauf an den Getroffenen heran und versetzte ihn mit seinem Knüttel noch mehrere Hiebe über den Kopf. Diese bestialische Rohheit steigerte die Erbitterung noch mehr, und als die Polizei, welche mittlerweile um weitere 50 Mann verstärkt worden war, zum zweiten Male 18 bis 20 Schüsse blindlings in die Menge hineinfeuerte, setzte sich der Haufe zur Wehre, und es dauerte nicht lange, so war die auf der Straße, aus den Fenstern und sogar von den Dächern mit Steinwürfen verfolgte Polizei in die Flucht geschlagen. Damit hatte der Krawall sein Ende, doch wogten noch Tausende durch die Straßen, in denen sich während der ganzen Nacht kein Polizist sehen lassen durfte. Am folgenden Tage versammelten sich die Deutschen wieder massenweise und es wäre schon früh wieder zu blutigen Excessen gekommen, wenn nicht das besonnene Einschreiten eines Beamten dies verhindert hätte. Abends begann aber der Krawall von Neuem; wo sich ein Polizist sehen ließ, wurde er verfolgt und mißhandelt. Dabei blieb es aber nicht. Als sich das Gerücht verbreitete, es seien zwei Polizeibeamte in die Hay'sche Seifenfabrik geflüchtet, drangen die Tumultuanten in dieses Etablissement und demolirten das ganze ansehnliche Gebäude. Nach dieser Gewaltthätigkeit wurden erst mehrere Milizregimenter unter die Waffen gerufen, welche die Ruhe nothdürftig herstellten. Nur um Mitternacht hörte man wieder ein heftiges Musketenfeuer; die Polizei durchstreifte nämlich mehrere hundert Mann stark den unruhigen Stadttheil in verschiedenen Richtungen und da war es ihr begegnet, daß zwei zusammentreffende Abtheilungen aus purer Gespensterfurcht auf einander feuerten. Am 14. Juli wurde der erschossene Deutsche begraben; Tausende begleiteten den Leichenzug und hinter dem Sarge wehete ein großes Banner, mit der Inschrift: „Opfer der Metropolitanpolizei." Außer diesem Deutschen sind übrigens bei jenen Excessen mehrere Personen getödtet und gefährlich verwundet worden. Aber ein Menschenleben gilt in Neuyork so wenig, daß man sich kaum die Mühe nimmt, die Opfer zu zählen. Die deutschen Neuyorker Blätter tadeln übrigens mit vollem Rechte und in sehr scharfer Weise das Verhalten der deutschen Bevölkerung; sie weisen darauf hin, daß es nur nachtheilig auf die sociale und politische Stellung der Deutschen wirken müsse, wenn diese sich zu Excessen hinreißen ließen, wie sie bisher nur von amerikanischem Gesindel verübt wurden. Allerdings sei das brutale Verhalten der Metropolitanpolizei herausfordernd genug, und es könne bei ihr Niemand schwerer Recht finden, als eben der Deutsche; aber sie seien einmal die durch das Gesetz bestätigten Executivbeamten der Stadt und man müsse sich dem Gesetze fügen, wenn man den guten Ruf der Deutschen in Amerika nicht gefährden wolle. Die erwähnten Blätter rathen schließlich ihren Landsleuten, sich eifriger bei den Wahlen zu betheiligen, damit nicht Beamte ans Ruder kommen, die ihre Rechte mit Füßen treten. Die Polizeifrage, die in voriger Nummer unseres Bl. ausführlich erörtert wurde, wird voraussichtlich bei den Wahlen zur nächsten Legislatur eine Hauptrolle spielen.

Die Rowdies beuten übrigens die Neuyorker Polizeiwirren gehörig aus, und die unverschämte Frechheit, mit welcher diese Bummlerbanden auftreten, klingt fast unglaublich. So hielten sie an einem der letzten Sonntage alle die zahlreichen Wagen an, welche auf der Pferdeeisenbahn durch die Stadt fahren, und nahmen von jedem eine Steuer von einem Dollar in Anspruch, ehe sie die Weiterfahrt gestatteten. Ferner weigern sich die Rowdies auf allen Eisenbahnen, das Fahrgeld zu entrichten. Sie begnügten sich nicht blos mit der Herauswerfung der Conducteure, welche ihnen Geld abforderten, sondern nahmen denselben Geld, Uhren ꝛc. Dies thaten die Banditen öffentlich in Gegenwart der Polizei, welche ohnmächtig war, dem Treiben ein Ende zu machen, und als ein Milizregiment requirirt wurde und auf dem Platz erschien, waren die Räuber verschwunden. An den Kämpfen jener Banden, welche die Sicherheit der Stadt so sehr gefährden, nehmen nicht blos Männer, sondern auch Weiber theil, und die Letzteren handhaben Drehpistolen, Backsteine ꝛc. mit demselben Geschick, wie die Rowdies selbst.

Spittelfreuden.

(Aus den Erinnerungen eines Arztes.)

(Erzählung von Fr. Flügel.)

I.

Wie seltsam das Leben wogt! Der Eine wird ohne sein Verdienst emporgetragen auf den Schaumgipfel des Glückes, der Andere, ohne sein Verschulden hinabgerissen von der Sturmfluth des Unglücks in die Tiefe einer Verkommenheit, die Tausende gleich ihm verschlingt. Wer die Gesellschaft mit einem immer mit neuen Schößlingen prangenden Baume vergleicht, muß folgerecht die Verkommenen, die Unglücklichen, als dessen vergilbte, welke und zum Abfall reife Blätter bezeichnen. Und das ist eine unwiderlegbare Wahrheit. Gelbe, welke Blätter haben keinen Lenz, keinen Sommer mehr zu erwarten; sie überleben den Winter nicht.

Der Spittel ist der rechte Sammelort für die vergilbten welken Blätter aus der Gesellschaft. Wer sich im Spittel befindet, hat auch keinen Lenz, keinen Sommer mehr in Aussicht für sein Leben; er steht im Winter desselben. Nur von der Vergangenheit zehren sie; die ist ihre Begleiterin bis zum Heimgange, und in den meisten Fällen ist sie nicht die freundlichste Gefährtin, weil sie für Viele den Vorwurf der Selbstschuld an der Stirn trägt.

Daß nach dem bereits Gesagten der Spittel kein Ort der Freude ist, wird Jedem einleuchtend sein; und doch giebt es deren auch in diesem Asyle der Verkommenen. Freilich sind sie besonderer Natur; aber es sind doch Freuden, und die folgende Erzählung wird den Beweis liefern.

Ich erhielt die Stelle eines Arztes an dem großen, reich botirten Spittel zu B..., der im Aeußeren einem ungeheuern, umfangreichen Palaste gleicht, an dem wohl mancher vom geheimen Kummer schwer gedrückte Bürger mit dem stillen Wunsche vorübergeht: „O, hätte ich es doch so gut, wie Die da drinnen!" Der Wunsch ist ganz gerecht. Denn die Spittelleute sind durch die Mildthätigkeit ihrer Mitbürger vor Lebensnoth bewahrt; sie leiden weder Hunger noch Frost; morgen werden sie gespeist, wie sie heute und gestern und vorgestern und vor Wochen, vor Monaten, vor Jahren gespeist worden sind, während draußen die Noth tief in das Glück der Familien eingreift.

Um meinen neuen Wirkungskreis kennen zu lernen, machte ich mit dem Inspector der großen Anstalt die Runde durch die kleinen, aber freundlichen Zimmer, in welchen die Spittelleute zu Zweien wohnen. Große Einfachheit und Sauberkeit trat mir überall entgegen; es lag etwas Versöhnendes in diesem Eindrucke, da die Bewohner selbst die Gebrechlichkeiten des Alters in ihren Personen zur Anschauung brachten. „Jetzt kommen wir zu den beiden Musikdirectoren," äußerte der Inspector, indem er ein am Ausgange der Galerie befindliches Zimmer öffnete. Zu einer Frage, was seine Aeußerung bedeute, konnte ich, da wir bereits auf der Schwelle des Zimmers standen, begreiflicher Weise nicht gelangen. Zwei Männer, der eine von Mittelstatur, der andere lang und hager, waren die Bewohner des einfachen Raumes, an dessen einer Wand zwei Violinen hingen. „Unser neuer Herr Doctor," sprach der Inspector zu beiden, auf mich deutend; „wenn Sie sich krank fühlen, wird er Ihnen hülfreich sein." Ich bestätigte diese Empfehlung meiner Kunst und machte zugleich die Beobachtung des großen Unterschiedes zwischen beiden Männern.

Der Kleinere hatte silberweißes Haar, aber ein außerordentlich gutmüthiges Gesicht, welches trotz der tiefen Altersfurchen, Vertrauen erweckte. Seine blauen Augen blickten ungemein freundlich; dabei war seine Hautfarbe weiß, während die seines Stubengenossen jenes röthliche ungesunde Gelb zeigte, wie man dieses meist an Säufern bemerkt, denen starke Getränke entzogen worden sind. Ein gleicher Unterschied erwies sich in ihrem Aeußern. Der Kleinere hatte sich einen Anstrich von Selbstachtung bewahrt, sein einfacher grauer Rock zeigte kein Stäubchen; sein Halstuch war weiß. Der andere dagegen sah etwas sehr nachlässig; aus Staub lag auf seinem für seine hagere Figur etwas zu vollkommenen Rocke; er hatte einen abgetragenen bunten Wollen-Shawl, wie einen Strick, um den Hals geschlungen und bot überhaupt in seinem ganzen Aeußeren etwas Nachlässiges, was von dem wirren, unausgekämmten Haar und einem stieren Blick noch besonders unangenehm gemacht wurde. Als wir das Zimmer verlassen hatten, wurde meine Frage an den Inspector, was seine Bezeichnung: „Die beiden Musikdirectoren" bedeute, zum zweiten Male verhindert; denn der Hausmann suchte ihn, weil Jemand vom Magistrate ihn zu sprechen verlange. Er verließ mich also rasch. Im Verlauf der nächsten Tage vergaß ich zu fragen, und erst ungefähr eine Woche später wurde ich daran wieder erinnert.

Das Jahr befand sich auf seinem Höhepunkte: warme, liebliche Abende machten den Aufenthalt im Spittelgarten angenehm, und ich folgte der mir gewordenen Einladung, bei der Gesellschaft der daselbst sich mit ihren Familien zusammenfindenden Beamten des Hauses zu erscheinen, schon deshalb gern, um mit ihnen näher bekannt zu werden. Ich war ja auch ein Beamter des Hauses. Sie hatten sich ein prächtiges Plätzchen zur gesellschaftlichen Zusammenkunft ausgesucht, ein nach der Seite des Hauses hin geöffnetes Rondeel. Der Mond schwebte still und majestätisch im Osten herauf und übergoß Garten und Haus mit seinem weißen Lichte. Der Abend war reizend. Während wir vergnügt plauderten, klangen mit einem Male Geigenstriche vom Hause her.

„Was bedeutet das?" fragte ich erstaunt.

„Wir werden Concert haben; die beiden Musikdirectoren geben uns was zum Besten," antwortete der Inspector.

Das war auch in der That so, und ich lauschte mit Erstaunen dem Spiele der beiden Geiger. Auf den leisen, warmen Luftwellen drangen so liebliche sich gleichsam in einander schmiegende Töne durch die Stille des Gartens in mein Ohr, wie ich solche noch nie gehört zu haben glaubte. Zuweilen steigerten sie sich zu dem Ausdrucke eines in überseliger Freude himmelanstürmenden Jubels; dann sanken sie herab zu einem Geflüster, als gälte es unter ihnen, sich ein Geheimniß aus des Herzensgrunde mitzutheilen, und flossen hierauf in ein Adagio über, dessen sanfte, klagende Laute großes Wehe zu bekunden schienen, als wenn Thränen in Töne verwandelt worden wären. Doch plötzlich zeigten sich die beiden Geiger von einer Wildheit erfaßt, die den Charakter des Grauenhaften annahm. Im furchtbaren Durcheinander von erhabenen, wundervollen Passagen und profanen Gassenhauern zeigte ein jeder seine eigenen Themata, so daß mir wahrhaft angst und bange ward und ich glaubte, die Rasenden hätten den Verstand verloren. Mit einem disharmonischen durch die stille Abendluft zitternden Schrei beider Geigen, schloß das Concert.

„Nicht wahr, dergleichen hört man nicht alle Tage?" fragte mich der Inspector, lächelnd.

„Gewiß, ich habe ein solches Concert noch nicht gehört," antwortete ich, beistimmend. Natürlich kam nun von meiner Seite die Frage auf's Tapet, wer „die beiden Musikdirectoren" wären; indeß keiner der anwesenden Beamten konnte mir mehr sagen, als daß beide früher beim hiesigen Stadtmusikchore Directoren gewesen seien und es eben nicht weiter, als bis zum Spittel, gebracht hätten. Bei Männern, welche ihrer Kunst so mächtig waren, wie diese beiden, mußten selbstverständlich ganz besondere Umstände eingewirkt haben, daß sie zu so tiefer Verkommenheit herabsinken konnten; davon war ich überzeugt, und es that mir leid, darüber nichts Genaues erfahren zu können. Die Lebensgeschichten dieser Beiden mußten interessant sein. Der Verlauf des Herbstes brachte mir die Erfüllung dieses Wunsches. Der lange Hagere erkrankte so schwer, daß er in wenig Tagen eine Beute des Todes ward, da die ärztlichen Hülfsmittel bei einem durch Trunk und andere Ausschweifungen zerstörten Organismus, wie der seines Körpers, ohne Wirkung blieben. Der greise Heinsius war tief erschüttert durch den Verlust seines Stubengenossen Meinert. Deshalb that ihm meine Zusprache wohl, und bald hatte ich die Freude, zu sehen, daß sein Vertrauen zu mir im Zunehmen war. Diesem so glücklich bei ihm erweckten Vertrauen zu der Aufrichtigkeit meiner Theilnahme für ihn hatte ich es zu danken, daß er dann und wann von seiner Vergangenheit redete und diese vereinzelten Erinnerungen des alten Spittelmannes mir allmälig ein deutliches Bild seines Lebens gewährten, welches ich folgen lasse.

(Fortsetzung folgt.)

An der Eisenbahn.

An der Eisenbahn hat die Dorfzeitung viele Leser, und das wörtlich und bildlich. Der eiserne Schienengürtel umschlingt in Dresdens nächster und fernerer Umgebung die reichen, gesegneten Fluren; und in den Häusern daran ist diese Zeitung heimisch. Aber auch Denen es nicht so wohl ward, unmittelbar an der Eisenbahn zu wohnen, sei es, daß der Plan zum Bau noch nicht ausgeführt wurde, oder sei es, daß man überhaupt gar nicht daran denkt, ihnen eine Eisenbahn zuzuführen: Keiner hat es allzuweit, um an die Eisenbahn zu kommen, Jeder ist schon einmal da gewesen, ist darauf gefahren und hat's empfunden, was für ein Unterschied ist zwischen dem Stellwagen oder der gelben Kutsche und dem Dampfwagen, zwischen dem Feldrain oder der Chaussee und der Eisenbahn.

Es ist ein prächtiger Sommermorgen und üppigfroh lagern Felder und Wiesen abwärts zum bläulichen Strome, aufwärts zu den grünen Wäldern und den dahinter vorlugenden bläulichen Bergen. Längs der Eisenbahn, die Felder und Wiesen durchschneidet, führt ein Fußweg, oft durchkreuzt von auf- und abwärts sich ziehenden Pfaden. Hier geht sich's so schön und traulich, zur einen Seite die fast mannshoch aufgeschossenen wohlthätig duftenden Aehrenwände, zur andern jenseits des Grabens die Eisenbahn. Links Natur, rechts Cultur, beide in ihren fruchtbarsten, bedeutungsvollsten Erzeugnissen: dem Getreide dort, der Dampfmaschine hier.

Der Wanderer an der Eisenbahn sinnt diesen beiden Gegensätzen nach; und wie er aufschaut nach dem Telegraphendrath darüber, jener Gedankenbahn, welche die fernsten Länder verbindet, da sieht er einen Vogel darauf sitzen. Der zwitschert gar munter davon herab, gleich als ob er auf grünem Zweige säße. Dem ist's auch nichts Neues und Unbekanntes mehr das Telegraphensystem; und wer weiß, welche wichtige, ganzen Staaten oder einzelnen Menschen verhängnißvolle Nachricht es ist, die eben in diesem Augenblick den Drath unter seinen Füßen durchzuckte.

Einem alten König aus der Bibel wird's nacherzählt, daß er so weise war, auch die Sprache der Vögel zu verstehen. Wer das vermöchte, wer erfahren könnte, was der Vogel auf dem Telegraphendrathe da seinem Mitvogel auf dem Kirschbäumchen hier zugezwitschert! Ist's Neid über den Feuerkoloß unten, dessen Schnelligkeit seinen Flügeln Concurrenz bietet?.........

Den denkenden Menschen aber kann auch die noch so häufige Wiederkehr solchen Anblicks nicht zur Gleichgültigkeit abstumpfen. Immer und immer wieder wird die Naturschöne hier sein Herz erquicken und seinen Sinn aufrichten zu dem großen Erdenschöpfer. Und fortwährend wird das großartige Menschenwerk dort, die Eisenbahn mit ihrem Zubehör an Dampfwagen und Telegraphenfäden, ihm Bewunderung abnöthigen vor dem Menschenfleiße. Und diese Bewunderung ist die Triebfeder zu neuen Schöpfungen, zur weiteren Ausdehnung des Eisenbahnnetzes, zur immer fruchtreicheren Unterwerfung der Naturkraft des Dampfes und der Naturschätze des Eisens und der Kohle unter den menschlichen Erfindungsgeist.

Und diesen Gedanken weithin zu verbreiten, ihn eindringlich Allen klar zu machen zu Nutz und Frommen zunächst eines, bisher zuweilen etwas stiefmütterlich behandelten Theiles unseres schönen Vaterlandes, das ist der Zweck eines vor Kurzem erschienenen Büchleins, dessen Aufschrift bezeichnend lautet: „Eisen und Dampf, ein Zeitbild aus dem Obererzgebirge."*) Das Büchlein ist werth, gelesen und wohlerwogen zu werden, es stehen gar gewichtige Dinge darin und sind in schöner, angenehm lesbarer Weise vorgetragen. Betrifft's auch zunächst nur das Obererzgebirge, jene bis jetzt so oft unter dem Namen des sächsischen Sibirien verschrieene Heimath so vieler fleißiger und zur Zeit doch noch erwerbsloser Landsleute, so wird es doch der, in glücklicheren Gegenden und unter erfreulicheren Verhältnissen lebenden Mehrzahl unsrer Leser um deswillen nicht minder anziehend erscheinen, was dieses Büchlein bietet. Es zieht, um es mit einem Worte und einem Bilde zu sagen, dem sächsischen Erzgebirge das Bettlergewand und das Hungertuch ab und stellt es in der stattlichen Bergmannskleidung, in der rührigen, genußreichen Ausbeute seiner reichen Naturgaben uns dar.

„Eisen und Dampf" nennt der Verfasser die wichtigsten Factoren der fortschreitenden Industrie, „möge man immer unser Zeitalter ein eisernes nennen, die Frucht, welche es uns in reicher Fülle bietet, ist golden." „Wo sie fehlen, ist Armuth und Dürftigkeit, mit ihnen ist Fortschritt, Reichthum und Blüthe." Diese Gedanken erweckte dem Verfasser „die neue Eisenbahn von Zwickau nach Schwarzenberg", welche, mit den wünschenswerthen „Abzweigungen wenigstens aufwärts des Muldenthals bis an die böhmische Grenze", „dem Gebirge so viel Segen bereiten und es umgestalten wird und in ihren Verlängerungen und Abzweigungen mehr als alles Andre im Stande sein dürfte, jene glücklichen Zeiten zurückzuzaubern, wo die Industrie des Erzgebirges den Markt beherrschte, den Namen Sachsens in die fernsten Gegenden trug und wo der Reichthum unsrer Berge sprichwörtlich war." Diese Eisenbahn wird, wie der Verf. verspricht, jenen „so lange vergessenen und unterschätzten Gegenden eine Menge Besucher aus der Ferne, aus dem flachen Lande und überhaupt von daher zuführen, wo man eben nur gelesen hat, daß auch hier Menschen wohnen, die hohen Tannen mit den braunen Zapfen wachsen, die Hagebutte und die Brombeeren gedeihen und die Nußbuttenmänner kommen, aber nichts davon, daß hier die Natur für manche Entbehrung doppelt reich mit ihren besseren Gaben sich erweist, von denen zwar der Magen keine Empfindung hat, welche aber das Auge in entzückenden Bildern schwelgen lassen, die man nicht vergißt wie lange, lange Zeit hindurch."

Und mit Aufnahme des Erzgebirges unter die besuchenswerthen romantischen Gegenden Deutschlands, wird auch gleichzeitig der Verfall seiner Bewohner enden. Mangel an Eisenbahnen war bisher Schuld an ihrem Nothstande, durch ihn waren sie abgesperrt von andern Ländern in Versandt und Zufuhr, er vertheuerte ihnen alle Gewerbserzeugnisse, Rohstoff wie Waare. Im Besitz der reichsten Erz- und Steinkohlenlager, der Schlüssel zu allen Reichthümern, gleichen die Bewohner des Erzgebirges heute noch dem reichen Manne in der Fabel, der, eingesperrt in seinem Keller, auf und bei seinen Schätzen verhungern mußte.

Der Verf. bezeichnet als das Rettungsmittel aus diesen Zuständen die vereinigte Intelligenz, das Zusammenwirken der materiellen und geistigen Kräfte in großen industriellen Gesellschaftsunternehmungen, wie sie anderwärts blühen. Durch die Eisenbahn ist ihnen der Weg eröffnet, und wie sie die Gestalt der Gegenden verändert, also und noch weit mehr die Verhältnisse der Menschen. Sie erweitert und klärt den Gesichtskreis alltäglicher Anschauungen auf, begeistert zu Anliegen von höherer Bedeutung, vor denen das gewerbliche Spießbürgerthum in seine verstaubten Winkel verkriecht, erschafft Ideen von volksthümlicher Bedeutung und ruft ein neues Kapital in's Leben, das Kapital des Gedankens und der Einsicht. Vordem war die Einsicht dem Gelde dienstbar; umgekehrt wird dies nunmehr, ermüdet von dem unsicheren Börsenspiel, zu der mächtig werdenden Industrie flüchten. In den gedrückten Coursen der Creditbank-Actien spricht sich das allgemeine Mißtrauensvotum gegen die Geldspeculationen aus, und die Banken des Geldes werden durch die Banken der Intelligenz sich bekämpft sehen. Und das im Erzgebirge, durch Hebung und Unterstützung des Bergbaus, welcher schon einmal hier in höchster Blüthe stand. Und hierbei wiederum findet der Verf. das bedeutendste und zeitgemäßeste Unternehmen in einem mit großen Kapitalien und vollkommener Vereinigung der, zersplittert vorhandenen Elemente zu gründenden Eisenhüttenwerke. Der Verf. weist die Bedeutung des Eisens statistisch nach. In England wird an Eisen pro Kopf 85 Pfund verbraucht, dagegen 157 Pfund erzeugt; es hat 1854 über 61 Millionen, der Zollverein nur 7½ Mill. Centner erzeugt. Dieser hat von 1851 bis 1854 der Einfuhr von über 2 Mill. Centner bedurft. Sachsens Erzlager aber könnten jährlich 2 Mill. Centner Eisen gewähren, während jetzt nur der zehnte Theil davon in den Eisenhüttenwerken erzeugt wird. Nach den statistischen Mittheilungen bedarf Sachsen mindestens 50 Zollpfund Roheisen pr. Kopf oder 1,020,000 Centner überhaupt; und noch nicht der fünfte Theil des heimischen Verbrauchs, nämlich nur 184,139 Ctnr. wurden von den sächsischen Hohofenwerken 1855 geliefert!

Der Verfasser räth zur Begründung eines großartigen, umfassenden Unternehmens mittelst Anschlusses an die bereits bestehende „Königin-Marienhütte" und stellt ihm die Aufgabe:

*) Dresden, 1857. Verlag von Meinhold und Söhne. Preis 5 Ngr.

durch gründliche Reform der Eisensteinförderung, durch thätigen und umfänglichen Angriff der verschiedenen Eisenerzlagerstätten, durch vollständige wirthschaftliche Ausbeutung derselben mittelst der Wasser- und durch Torf zu erzeugenden Dampfkraft, durch gute, kurze Verbindungswege zwischen Eisengrube und Hüttenwerk, die Eisensteinförderung gleich dem Steinkohlenbau großartig und massenhaft zu betreiben, und mit Beihilfe des großen Kapitals dem Eisenhüttenwesen in Sachsen die ihm zukommende Bedeutung zu verschaffen.

Den Einwand, als reiche hierzu Sachsens Kohlenvorrath nicht aus, bezeichnet der Verf. als Ausfluß der Böswilligkeit oder der Unkenntniß, da, abgesehen vom Torf, ein Blick auf die geognostische Karte von Sachsen zeigt, „daß von den ausgedehnten Kohlenfeldern, welche dieses so reich gesegnete Land besitzt, noch nicht die Hälfte in Angriff genommen ist."

„Mögen denn" — so schließt der Verf. seine sehr lesens- und beherzigenswerthe Schrift — „Eisen und Dampf, Steinkohle und Erz die neue Zukunft des Gebirges mit ihren mächtigen Gewalten tragen und emporheben. — Frisches Leben mag über der Erde sein und reiche Anbrüche sollen unter ihr in den Teufen gefunden werden. Das Bergwerk gedeihe über und unter der Erde. Das walte Gott."

Nach einer ganz anderen Richtung hin, nach der für die Gegenwart leider noch gar sehr nothwendigen, der Wohlthätigkeit, hat ein anderer, hochverdienter Mann in einem kürzlich erschienenen Schriftchen*) des Erzgebirges und seiner Bewohner sich angenommen. Wenn auch der Verfasser es als eine Illusion der Zeit bezeichnet, alles örtliche Heil von Eisenbahnen zu erwarten, so begrüßt doch auch er den in Angriff genommenen Eisenbahnbau von Schwarzenberg nach Zwickau auf das Freudigste, und so erkennt auch er den, zuerst für das Erzgebirge von Dr. **Bodemer** in seiner trefflichen Schrift: „Die industielle Revolution" (Dresden, Kuntze 1856) ausgeführten Grundsatz: daß nur durch Vereinigung großer Kapitalmittel der gebirgischen Industrie aufzuhelfen sei, als richtig und begründet an; auch er findet ihn namentlich durch „die großartigste industrielle Unternehmung der letzten Zeit, die Marienhütte bei Zwickau" genügend bewährt, auch er aber bekämpft die Creditinstitute der Neuzeit, denen, nach seinem geistreichen Wortspiel, es weniger um den Credit der Industrie, als um die Industrie des Credits zu thun. Aber der Hauptzweck der Schrift ist: die allgemeine Theilnahme der im Jahre 1837 gegründeten Frauenvereinsanstalt, an deren Spitze Ihre Maj. die Königin Marie steht, zuzuwenden. Er ist gebildet aus Bezirksvereinen im Gebirge und im Voigtlande, wird geleitet von einem Centralausschusse, dessen Vorsitz Herr v. Wietersheim führt. Beiträge der Mitglieder, Concerte, Verloosungen und sonstige wohlthätige Veranstaltungen geben dem Verein die Mittel, welche, so reichlich sie fließen, Angesichts des großen, theils fortwährenden, theils vorübergehenden, von Herrn v. Wietersheim auf Grund eigner Anschauung ergreifend geschilderten Nothstandes, doch immer nicht ausreichen. Die jährliche Einnahme beträgt circa 1500 bis 1600 Thlr., der regelmäßige Bedarf, selbst in guten Jahren, 2000 Thlr. Und zur Deckung dieser Differenz, zur immer regeren Betheiligung an dem wohlthätigen und patriotischen Zwecke des Vereins regt der Verfasser durch sein geistreiches Schriftchen an, fordert er zu dessen Schlusse ausdrücklich auf. Möge seiner Darstellung es gelingen, für die Gegenwart den Nothstand zu mildern, möge aber die hoffnungsfrohe Schilderung des Verf. von „Eisen und Dampf" in Zukunft sich erfüllen. —

Wenn wir so „an der Eisenbahn", und wäre es auch an der böhmischen, der Tharandter, der Leipziger oder der schlesischen, unserer Landsleute gedachten, die jetzt „an der Eisenbahn" von Zwickau nach Schwarzenberg bauen und an sie ihre Hoffnungen knüpfen, so ist's gewiß auch für uns keine müssige Betrachtung. „An der Eisenbahn" ist's ja eben, wo man's lernt, daß hinter den Bergen auch noch Leute wohnen, daß mit dem Weichbild nicht die Erde aufhört, daß wir nicht bloß für uns allein da sind, sondern Glieder eines großen Ganzen, dessen Wohl das unsere; daß der Nothstand unserer fernen Landsleute auch uns nachtheilig, ihre Unterstützung auch uns nicht bloß pflichtgeboten, sondern auch vortheilhaft, ihre Hebung auch uns förderlich ist. Wenn Sachsen nicht mehr der Einfuhr englischen Eisens bedarf, kommt das nicht uns Allen zu Gute, dem Handwerker, wie dem Landmanne, der Werkstatt, wie dem Hause? —

*) Ueber Quellen und Wesen des Wohlstandes im Obererzgebirge und Voigtlande und dessen thunlichste Abhülfe durch die Frauenvereinsanstalt, von Herrn v. Wietersheim, Dr. ph. (Staatsminister a. D.) Dresden, Kuntze 1857.

Dresden, den 6. August.

— Se. Majestät der König haben sich am 3. Aug. Abends nach Leipzig begeben und an den beiden folgenden Tagen den dasigen botanischen Garten, das academische Herbarium und mehrere andere wissenschaftliche und wohlthätige Institute in Augenschein genommen, sowie auch verschiedenen Vorlesungen im Universitätsgebäude beigewohnt. Gestern Abend wurde Sr. Majestät von Seiten der Studirenden ein solenner Fackelzug gebracht.

— Heute Nachmittag um 4 Uhr fand die feierliche Enthüllung des Kreuzes auf dem neuerbauten Thurme der Neustädter evangelischen Pfarr- und Garnisonkirche statt. Dieselbe wurde unter zahlreicher Theilnahme und begünstigt vom schönsten Wetter auf dem am Ausgange der Königsstraße gelegenen Zimmerplatze des Thurmbaues begangen, in dessen Mitte die mit Blumen geschmückte und mit den Modellen der vier Evangelisten gezierte Rednerbühne aufgestellt war. Die oberste Galerie des Thurmgerüstes war mit Guirlanden und mit grün und weißen Fahnen geschmückt, und sowohl auf dem Thurmgerüste als auf dem Festplatze befand sich ein Musikchor. Nachdem von dem Sängerchor unter Musikbegleitung das Lied „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'", gesungen worden, bestieg Herr Consistorial-Rath Dr. Thenius die Rednerbühne, um in kräftigen, warmempfundenen und zu den Herzen sprechenden Worten die hohe Bedeutung der Festfeier zu schildern und dem Allerhöchsten für den gnädigen Schutz zu danken, welcher dem Unternehmen zu Theil geworden. In der Mitte der weithin vernehmbaren Rede, die mit einem erhebenden Gebete schloß, fiel auf ein gegebenes Zeichen die weiße Hülle, welche bis dahin das Kreuz umgab, und der dasselbe zierende goldene Strahlenkranz erglänzte nun im Lichte der Sonne. Nachdem hierauf der geistliche Redner den Segen gesprochen, verlas der Vorstand des Ausschusses, Herr Vicepräsident Dr. Häuel, nach einigen einleitenden Worten das Verzeichniß derjenigen Denkzeichen (eine Urkunde, Landes- und Denkmünzen, Lithographien und Druckschriften), welche einer alten Sitte gemäß in dem Knopfe des Thurmes aufbewahrt werden sollten, und übergab sodann diese in einer eichenen Lade verschlossenen Gegenstände den Herren Landbaumeistern Hänel und Marx, welche in Begleitung einer aus Ausschußmitgliedern und Kirchenvorstehern gebildeten Deputation das Thurmgerüste erstiegen, um der Einlegung jener Gegenstände in den Thurmknopf beizuwohnen. Mittlerweile verlas Herr Cons.-Rath Dr. Thenius die Denkschrift, welche, auf Pergament geschrieben, mit in den Knopf gelegt worden und deren an historischen Notizen reicher Inhalt eine höchst interessante Zusammenstellung der früheren Schicksale der Neustädter Kirche und specielle Nachrichten über den jetzigen Thurmbau enthielt. Bald nach der Vorlesung dieses ziemlich umfänglichen Documents wurde die Schließung des Knopfes beendigt und auf ein vom Thurme herab gegebenes Zeichen ertönte nunmehr unter Begleitung der zwei Musikchöre und gesungen von der auf dem Festplatze und außerhalb desselben befindlichen Versammlung das schöne Lied: „Nun danket Alle Gott." Hiermit war um ½6 Uhr die schöne Feier geschlossen, deren gedrängter Beschreibung hier noch einige Notizen über die Neustädter Kirche und den gegenwärtigen Thurmbau folgen mögen. Aus der oben erwähnten Denkschrift erfahren wir, daß die älteste evangelische Pfarrkirche zu Neustadt in der Nähe der zwei Wasserhäuser der jetzigen Hauptstraße gestanden hat. Diese Kirche ist von 1610—1612, nachdem die Thurmspitze derselben am 2.

August 1608 vom Blitze zerschlagen worden war, mit einem neuen hölzernen Thurme und zwei neuen Glocken, so wie mit einem Uhrwerke versehen worden, leider aber am 6. August 1685 bei einem großen Brande, der fast den ganzen Stadttheil (mit Einschluß der Kirche 338 Gebäude) einäscherte, zu Grunde gegangen. Es ist hierauf an derselben Stelle mit schweren Opfern eine neue Kirche erbaut worden, an welcher 1695 der Grund zu einem steinernen Thurme gelegt wurde. An diesem Thurme ist von 1712—1727 gebaut worden und es hat derselbe bis Michael 1728 durch den Erbauer unserer Frauenkirche, George Bähr, vollendet werden sollen. Dahin ist es aber nicht gekommen; denn es hat die ganze neuerbaute Kirche, um für die Neustadt eine völlig freie Hauptstraße zu gewinnen, auf Befehl des Königs Friedrich August I. wieder abgebrochen werden müssen. Anstatt derselben ist die zur Zeit vorhandene Kirche mit einem Kostenaufwande von 69,761 Thlrn., wozu aus Landeskassen 35,000 Thaler gezahlt worden sind, während der Rest auf andere Weise hat aufgebracht werden müssen, in sieben Jahren (Grundsteinlegung a. 5. Mai 1732, Einweihung am 29. Sept. 1739) erbaut, das Thurmhaus derselben jedoch nur bis an das Kirchdach aufgeführt worden. Der Wunsch, den Thurm aufzubauen, wurde zwar schon 1751 von den damaligen Kirchenvorstehern angeregt; der darauf folgende für Dresden so verhängnißvolle siebenjährige Krieg hinderte aber die Ausführung dieses Planes, zu welcher man auch in den späteren Jahren nicht zu verschreiten vermochte. Erst in den Jahren 1826 und 1827 hat man sich des fehlenden Thurmes wieder erinnert, und es wurde damals von dem Hofmundbäcker F. S. Bierling für den Bau desselben ein Vermächtniß von 1000 Thlrn. gestiftet, ohne daß zur Sache selbst etwas veranstaltet worden wäre. Dagegen ist hierzu 1839 bei der ersten Jubelfeier der Kirche ein ernsterer Anlauf genommen worden, der zur Eröffnung einer Subscription, bei welcher über 8000 Thaler gezeichnet, aber nicht eingezahlt worden sind, sowie zur Aussetzung eines Preises für den besten Plan des beabsichtigten Thurmes durch die Kircheninspection geführt hat, und es ist dieser Preis 1846 dem von den Landbaumeistern Hänel und Marx eingereichten Plane zuerkannt worden. Zu Anfang 1853 wurde diese Angelegenheit von dem Pfarrer der Kirche und einigen Gemeindemitgliedern auf's Neue in Anregung gebracht und mit Zugrundlegung des eben erwähnten Planes in der Art vorbereitet, daß am Reformationsfeste desselben Jahres unter Vorsitz der Kircheninspection ein Ausschuß für den Thurmbau gewählt wurde. Dieser Ausschuß hat unter geordneter Mitwirkung der Kircheninspectian die Stelle des Bauherrn vertreten und es ist der Bau selbst namentlich durch die angestrengte Thätigkeit seiner technischen Mitglieder (Major a. D. Simon, Wasserbaudirector Lohse und Baumeister Siemen) gefördert worden. Die Vorbereitungsarbeiten haben zu Anfang März 1854 begonnen, und nachdem der Unterbau des Thurmhauses verstärkt, auch die Grundmauern desselben verbreitert und die Seitengrüfte ausgefüllt worden, hat am 20. Sept. 1854 die Versetzung der ersten von außen sichtbaren Steinschicht stattgefunden. Am 20. Oct. 1856 ist der Schlußstein in die Kuppel eingefügt und am 29. Juni 1857 der letzte Stein in der Kreuzschicht des Obeliskenbaues versetzt worden, sa daß nach der heute stattgefundenen Enthüllung des Kreuzes nur noch der innere Ausbau des Thurmes und die Aufstellung der Standbilder übrig bleiben. Ueber die zur geeigneten Hervorhebung des Thurmes nothwendige Umgestaltung des hohen Daches, welche ursprünglich nicht in der Aufgabe des Ausschusses lag, wird in nächster Zeit von der Kircheninspection Entschließung gefaßt werden.*) — An dem Baue sind thätig gewesen: die königl. Landbaumeister Hänel und Marx und der Conducteur Friedrich, als Architecten; der Bildhauer Prof. Hähnel, als Verfertiger der Standbilder der vier Evangelisten und der drei Könige, die Bildhauer Ant. Seelig und A. Hauptmann, der Steinmetzmeister M. Hübner, der Zimmermeister Schumann, der Maurermeister Tauchert, die Maurerpolirer Alex und Grünberg, die Schmiedemeister A. Hübner und Graue (†), Schlossermeister J. Thümler, Goldarbeiter Schröder, die Kupferschmiedemeister Lönnborg und Kelch, Maschinenfabrikant Washington Beyer, Seilermeister Albrecht, Tischlermeister Mulfinger, Lackirer L. Starke, sowie Bauschreiber Buchwald und Bauaufseher Ponas. Das Geläute wird durch den Hauptzeughaus-Stückgießer Große, die Uhr durch den Großuhrenfabrikant Mannhardt in München und deren Schlagschellen durch den Glockengießer Gruhl in Kleinwelke angefertigt. — Die Baukosten betragen bis jetzt 68,248 Thlr. Aus dem Kirchenvermögen wurden hierzu 13,243 Thlr. entnommen, 12,000 Thlr. gewährte das Cultusministerium als einen unverzinslichen, aus den Ueberschüssen des Kirchenvermögens allmälig zurückzuzahlenden Vorschuß, 12,000 Thlr. wurden von Stadtrath und Stadtverordneten aus der Einnahme des Elbbrückenzolls bewilligt, 558 Thlr. trugen die Mitglieder der königlichen Familie bei, und 27,094 Thaler wurden durch eine zweimalige öffentliche Sammlung, an welcher sich Arm und Reich betheiligte, erzielt. Hierzu kommen zwei Legate, darunter das obenerwähnte Bierling'sche, und die Erträgnisse der zum Besten des Thurmbaues veranstalteten musikalischen Aufführungen, Ausstellungen rc., sowie einige andere Einnahmen, während zur Deckung der noch zu gewärtigenden Ausgaben vorläufig ein zu 4 % verzinslicher Vorschuß von 12,000 Thalern aus der Stadtkasse verwilligt worden ist. — Schließlich theilen wir über die Verhältnisse der obersten Krönungstheile des Thurmes folgende Notizen mit: Der Obelisk ist von Stein construirt und mit einem dergleichen Kranzgesims (3 Ellen mit Ausladung im Durchmesser haltend) abgeschlossen; die oberen Krönungstheile bestehen aus Knopf mit Fuß und Kreuz, sind von Kupferblech getrieben und an ein eisernes verkörpertes Spillengerüste befestigt. Zusammen halten diese Theile 10 Ellen 16 Zoll; und zwar hat die etwas überhobene Kugel bei 3 Ellen Durchmesser und 3 Ell. 4½ Z. Höhe, mit dem Fuße eine Gesammthöhe von 5 Ell. 4 Z.; das Kreuz ist mit Zubehör 5 Ell. 12 Z. hoch. Nach alter Sitte pflegt man die Größe eines Thurmknopfes nach Scheffelmaaß auszudrücken; dasselbe auf den Knopf der Neustädter Pfarrkirche angewendet, so könnten circa 24 Scheffel Getreide in demselben untergebracht werden. Die Höhen der fünf größten Thürme unserer Stadt stellen sich, vom Nullpunkt der Elbe gemessen, in folgender Weise heraus: 1) Schloßthurm 178 Ell. 8,25 Z. bis unterhalb Knopf; 2) Frauenthurm 176 Ell. 7,25 Z. bis obersten Theil des Kreuzes; 3) Kreuzthurm 169 Ell. 14,75 Z. bis Mitte Kreuz; 4) Neustädter Thurm 166 Ell. 10,25 Z. bis Mitte Kreuz; 5) Thurm der katholischen Hofkirche 160 Ell. 14,25 Z. bis Mitte Kreuz.

— Aus dem Gerichtssaal. Es ist nicht immer gut gethan, gegen einen unbequemen Bescheid zu appelliren, oder, wie es in geringfügigen Straffachen heißt, Einspruch zu erheben. Auch hier kann man sagen, eine kleine Strafe in der Hand ist besser, als eine große an der Wand. Denn in geringfügigen Straffachen, die vor den Gerichtsämtern abgeurtheilt werden, ists nicht so wie bei den größeren vor den Bezirksgerichten, wo das Appelliren — hier Berufung geheißen — kein schlimmeres Ergebniß als Bestätigung des ersten Erkenntnisses zuwege bringt. Auf Einsprüche aber kann die Strafe sogar erhöht werden. — Der Schuhmachermeister Stelzner in Radeburg war wegen Mißhandlung seiner, noch dazu epileptischen Auszüglerin vom Gerichtsamt seines Wohnungsortes in 14 Tage Gefängniß verurtheilt worden. Er erhob Einspruch dagegen, aber statt der Herabsetzung ward die Strafe in der Verhandlung am 31. v. M. vom k. Bezirksgericht Dresden um die Hälfte erhöht, auf dreiwöchiges Gefängniß. — Am 5. d. M. saß ein bekannter, in seinem Berufe früher recht tüchtiger Mann, der Turnlehrer Lohse, auf der Anklagebank, des schweren Verbrechens, an seiner Ehefrau einen Todtschlagversuch verübt zu haben, geziehen. Leider nämlich hat der Angeschuldigte dem Trunke sich ergeben. In dem hierdurch eingetretenen Zustande war er an einem Abende, im Mai d. J., gegen 11 Uhr aus einer Wirthschaft nach Hause zurückgekehrt und hatte der ihm, seiner Behauptung nach, spät

*) Der Stadtrath hat, wie wir hören, sich bereits in einer am 4. Aug. abgehaltenen Plenarsitzung für den Umbau des Daches ausgesprochen und die Herstellung einer Schieferbedachung beschlossen.
D. Red.

öffnenden Ehefrau ähnliche Worte zugerufen, wie der Trunkene in den Fliegenden Blättern: „Na, Emilie, die Keile!“ In seinem trunkenen Zustande soll er ihr „Haue“ versprochen haben, „wie sie solche noch nicht gekriegt“ habe. Beim Reden und beim Hauen aber soll's nicht geblieben sein; Lohse sollte auch, wie nicht nur die Ehefrau, sondern auch der von ihr zu Hülfe gerufene Hausnachbar D. in der Voruntersuchung erklärt hat, mit einem bloßen Messer in den Händen auf sie losgestürzt sein! Und hierin erkannte das Gericht den Versuch nicht bloßer Mißhandlung, sondern geradezu des Todtschlags. Allein in der öffentlichen Verhandlung nahm der Zeuge D. seine frühere Aussage zurück und erklärte eidlich, er wisse nicht, ob Lohse ein Messer in Händen gehabt habe. In Folge davon wurde Lohse beschränkt — wegen Mangels an hinreichendem Beweise — klagfrei gesprochen. — Im Chemnitzer Gerichtsbezirk hatte ein Schänkwirth vor'm Jahre in einem wider ihn erhobenen Processe zu schwören. Er sollte schwören, daß er seinem Gegner keinen Wald verpachtet habe. Der Eid ward ungeschickt abgefaßt und lautete so, als habe sein Gegner ihm den Wald verpachtet. Niemand merkte diese Verwechselung und der Schänkwirth leistete den Eid. Hinterdrein ward ihm nachgewiesen, daß er den Wald wirklich an den Kläger verpachtet gehabt. Nun hatte er zwar den Worten nach das gar nicht abgeschworen, wohl aber seinen Gedanken nach, denn er hatte die Absicht, den richtig zuerkannten Eid zu schwören und daß er verkehrt geformelt war, wußte er nicht. Und so ward er denn auch wegen Meineidsversuchs in Arbeitshausstrafe von 6 Monaten verurtheilt. Auch dieser Fall mahnt wieder zu großer Vorsicht bei Eidesleistungen. —

* Kötzschenbroda, 5. August. Heute früh ½8 Uhr brach hier in dem Hause des Tischlermeisters Stelzer Feuer aus, welches leicht für den hiesigen Ort sehr gefährlich werden konnte, wenn es den Anstrengungen der Löschmannschaften nicht gelungen wäre, das weitere Umsichgreifen der Flammen zu verhüten. Das Stelzer'sche Wohnhaus ist dabei total niedergebrannt.

Bischofswerda, 4. August. Gestern früh nach 4 Uhr sind in dem Dorfe Neschwitz 19 Besitzungen, worunter auch die Schule, mit fast sämmtlichem Mobiliar und der ganzen bereits eingebrachten Ernte durch Feuer zerstört worden. Leider ist dabei auch ein Menschenleben, der Seilermeister Müller, in dessen Hause das Feuer ausgekommen, zu beklagen. Bei der schnellen Ueberhandnahme des Brandes konnte derselbe nicht gerettet werden und ist mit verbrannt. Die Entstehungsursache ist bis jetzt noch nicht ermittelt. (S. Erz.)

Dahlen, 4. August. Gestern Nachmittag in der vierten Stunde wurde der Glasergeselle Friedrich Nehl aus Grünstadt in Baiern, zeither in Oschatz in Arbeit, welcher sich bei Ankunft des Nachmittags 2 Uhr in Leipzig abgegangenen Personenzuges auf der Strecke zwischen Oschatz und Riesa in der Nähe des Rittergutes Manschatz vor der Maschine auf die Schienen geworfen, von dem sogenannten Räumer der Maschine am Halse gefaßt, mehrere Ellen weit geschleift und getödtet. (Dr. J.)

Leipzig, 1. August. Laut einer im heutigen Tageblatte ersichtlichen Bekanntmachung des hiesigen Rathes hat der am 30. August 1855 verstorbene Kammerrath Frege in seinem Testamente der hiesigen Stadt die ansehnliche Summe von 69,000 Thalern legirt, welche theils zur Begründung neuer Stiftungen, theils zur Vermehrung schon bestehender Stiftungen bestimmt sind.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Rt.	Weizen nGr.	Roggen Rt.	Roggen nGr.	Gerste Rt.	Gerste nGr.	Hafer Rt.	Hafer nGr.	Erbsen Rt.	Erbsen nGr.
Dresden	August 3.	von	6	10	3	20	3	15	2	10	4	5
		bis	6	15	3	25	3	20	2	25	4	15
Bautzen	August 1.	von	5	15	3	10	3	5	2	5	—	—
		bis	6	15	3	22	3	15	2	15	5	—
Meißen	August 1.	von	6	5	3	26	3	15	2	15	—	—
		bis	6	10	4	—	—	—	2	22	—	—
Pirna	August 1.	von	5	25	3	15	3	17	2	15	—	—
		bis	7	—	4	2	—	—	2	25	—	—
Radeburg	August 3.	von	5	15	3	15	3	18	2	20	4	15
		bis	6	—	3	20	3	20	2	28	4	25
Roßwein	August 4.	von	6	—	3	15	—	—	2	15	—	—
		bis	7	10	4	3	—	—	2	20	—	—
Chemnitz	August 1.	von	7	15	4	—	3	20	2	16	4	10
		bis	7	25	4	10	3	25	2	20	4	20

Dresden. Das Schock Stroh 5 Thlr. 24 Ngr. bis 6 Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu 1 „ 8 „ „ 1 „ 20 „

Radeburg. Haidekorn 2 Thlr. 20 Ngr. bis 2 Thlr. 28 Ngr.
Eingegangen: 585 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 31. Juli bis mit 3. August 1857.

die Kanne 16 Ngr. — Pf. bis 17 Ngr. — Pf.
— in Pirna (1. August) 15 „ — „ „ 16 „ — „
— in Roßwein (4. August) 13 „ 6 „ „ 15 „ 2 „
— in Chemnitz (1. August) 16 „ — „ „ 17 „ — „

Quittung.

Für das Wormser Luther-Denkmal gingen ferner bei uns ein: Transport 10,890 Pf. F. M. 150 Pf.; B. F. 50 Pf.; 150 Pf. aus Pohrsdorf. Sa. 11,240 Pf.

Die Redaction d. S. Dorfz.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen“ Nr. 32 nebst einer Beilage.)

Freitag. Nr. 33. 14. August 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Bekanntlich wurde vor einem Monate von den preußischen officiellen Organen versichert, daß die zuletzt (am 24. Juni) eingegangene dänische Note die Forderungen der beiden deutschen Großmächte, in Betreff Holsteins und Lauenburgs, nicht unumwunden zurückweise und man hat hieraus den Schluß ziehen wollen, daß in Kopenhagen doch einige Geneigtheit vorhanden sein müsse, den Beschwerden der Herzogthümer gerecht zu werden. Diese Schlußfolgerung ist aber, wie sich aus dem erst jetzt veröffentlichten Texte jener Note ergiebt, nicht gerechtfertigt. Der Inhalt dieses Actenstücks zeigt vielmehr in klaren Worten, daß man dänischerseits in keiner Weise geneigt ist, sich der Auffassung Preußens und Oesterreichs anzuschließen. Die Angabe, daß keine unumwundene Zurückweisung erfolgt sei, mag preußischerseits wohl nur verbreitet worden sein, um das ruhige Abwarten der beiden Großmächte einigermaßen als gerechtfertigt erscheinen zu lassen.

Der Großherzog von **Baden** hat den Wunsch ausgesprochen, daß zu der Taufe des Erbgroßherzogs sich Zeugen von allen Truppenabtheilungen des Landes einfinden sollen. Es haben sich daher am 9. August, an welchem Tage jener Act stattfand, außer den sämmtlichen activen Generalen die Commandanten der Regimenter mit je einer aus allen Chargen ihrer unterstellten Abtheilungen gebildeten Deputation nach der Residenz begeben. — Im Großherzogthum **Hessen** und in **Würtemberg** haben die Regierungen mit Rücksicht auf die in diesem Jahre ganz besonders dringlichen Erntearbeiten und auf den überall sehr fühlbaren Mangel an Arbeitskräften eine sehr zweckmäßige und nachahmenswerthe Verfügung getroffen. Es wurde nämlich eine ausgedehnte Beurlaubung von Mannschaften aller Waffen und in allen Garnisonen angeordnet. Die Truppenübungen sind in Folge dieser Maßregel vorläufig ganz eingestellt worden.

Preußen. Der evangelische Bund, welcher i. J. 1846 in London sich bildete und die Einheit der Gläubigen, nicht in den Cultusformen, sondern in den Grundwahrheiten der Religion und des sittlichen Lebens erstrebt, gedenkt im September in Berlin seine Versammlung abzuhalten. Dieses Vorhaben ist aber auf eine entschiedene Opposition der orthodoxen Partei gestoßen und man hat von dieser Seite nicht nur von der Theilnahme an jener Versammlung abgemahnt, sondern sogar ihr Zustandekommen zu hindern gesucht. Diese Bestrebungen sind indessen von dem Könige von Preußen mit Mißfallen und Unwillen aufgenommen worden und es ist deshalb sämmtlichen Generalsuperintendenten des Landes durch den Kirchenrath bekannt gemacht worden, daß Se. Majestät nicht wolle, daß ein Schweigen seinerseits als eine Billigung jener Bestrebungen gedeutet werde, wie es vielmehr der Wunsch des Königs sei, das Zustandekommen der in Rede stehenden Versammlung auf jede Weise gefördert zu sehen. Dieser königliche Erlaß hat einen lebhaften Eindruck bei den Gegnern des Bundes hervorgebracht und ihre Opposition wird wohl nunmehr ein Ende haben.

Kürzlich waren von zwei Bataillonen Infanterie, welche sich auf dem Marsche von Barby nach Magdeburg befanden, infolge der großen Hitze 70 Mann vor Erschöpfung unterwegs umgefallen und spät Abends im Quartiere mehre Mann an den Folgen des in voller Mittagshitze mit schwerem Gepäck ausgeführten Marsches verstorben. Dem Vernehmen nach hat nun der König angeordnet, daß die Manöver rc. der Truppen während der jetzt herrschenden großen Hitze nur des Abends, des Nachts oder am frühen Morgen stattfinden, und zwar so, daß die Mannschaften erst nach der großen Tageshitze ausmarschiren und vor Beginn derselben wieder in ihren Quartieren sind.

Die Stadt **Danzig** ist am 8. Aug. von einem bedeutenden Brandunglück heimgesucht worden. Auf dem Bauplatze eines Schiffszimmermeisters wurde Theer gekocht, wobei ein Wirbelwind die brennenden Späne in naheliegende Holzhaufen warf, vonwo sich die Flamme mit großer Schnelligkeit den in der Nähe befindlichen Schuppen und Häusern mittheilte. Das Feuer griff so rasch um sich, daß in kurzer Zeit 30 Gebäude eingeäschert wurden und nur durch Einreißen mehrer Gebäude dem Glutmeere ein Ziel gesetzt werden konnte. — Noch härter wurde die im preußischen Regierungsbezirk Münster liegende Stadt **Breden** betroffen. Dort zerstörte in voriger Woche eine Feuersbrunst fast den ganzen Ort; 330 Häuser wurden in Asche gelegt und nur 70 blieben von den Flammen verschont. In **Anklam** ist am 5. Aug. ebenfalls Feuer ausgebrochen und fast die halbe Stolper Vorstadt eingeäschert worden.

Oesterreich. Der Kaiser hat am 7. Aug. seine Reise nach Ungarn angetreten und sich zunächst nach Oedenburg begeben. — Wie in den meisten größeren Städten macht sich auch in Wien ein immer größerer Wohnungsmangel fühlbar und es gilt dies insbesondere von kleineren und mittleren Wohnungen. Der Kaiser hat daher anbefohlen, daß der bisherige Festungsrayon um 100 Klafter hinausgeschoben werde, wodurch der Flächenraum der Stadt wohl um ein Viertel vergrößert wird. Infolge dieser Vergrößerung wurde nun auch beantragt, während der nächsten Jahre allen Bauenden Steuerfreiheit zu gewähren und zwar innerhalb der Linien auf dreißig, außerhalb der Linien auf zehn Jahre; wie es heißt, so ist die kaiserliche Regierung geneigt, auch diese Begünstigung eintreten zu lassen.

Frankreich. Der Kaiser, welcher mit seiner Gemahlin am 5. Aug. St. Cloud verlassen hatte, um der Königin Victoria in Osborne einen Besuch abzustatten, ist am 10. Aug. Abends wieder in Havre angelangt. Der Kaiser hatte, als er an der Küste Englands ankam, das Mißgeschick, von dem Radkasten auf das Verdeck zu fallen; die Morningpost, welche dies mittheilt, fügt hinzu, daß sich der Kaiser infolge jenes Falles den ganzen Tag über habe des Stockes bedienen müssen. Die Times dagegen erklärt die ganze Geschichte für unwahr. Jedenfalls kann dieser Unfall, wenn er wirklich passirt, nicht als ein übles Vorzeichen betrachtet werden; denn der Kaiser der Franzosen hat diesmal in Osborne einen seltenen Triumph gefeiert. Angesichts des ernsten Conflicts, welcher in der ersten Woche dieses Monats wegen der Angelegenheiten der Donaufürstenthümer in Konstantinopel ausgebrochen war

(s. Seite 260), mußte der Zusammenkunft des Kaisers mit der Königin Victoria im Voraus eine besondere politische Bedeutung beigelegt werden; aber schwerlich hat wohl Jemand erwartet, daß sie mit einem so eclatanten Siege der französischen Politik endigen würde. England hat die Flagge gestrichen, um sich die Freundschaft des französischen Nachbars zu erhalten, und man darf diese Niederlage, welche das Uebergewicht Frankreichs abermals vermehren hilft, als die nächste Rückwirkung der indischen Ereignisse betrachten.

Die Pariser Fleischer sind in Gefahr, ihr sehr einträgliches Monopol zu verlieren; die Regierung beabsichtigt nämlich, das Schlächtergewerbe ganz freizugeben und das hierauf bezügliche, vom Staatsrathe bereits genehmigte Decret soll dem Kaiser jetzt zur Sanctionirung vorliegen. Das Bäckermonopol soll in nächster Zeit dasselbe Schicksal theilen; indessen bietet diese Frage insofern noch Schwierigkeiten dar, als die Stadt Paris vorläufig ein pecuniäres Interesse daran hat, daß die Brodtaxe beibehalten wird. Während der Zeit der Theuerung wurde der Preis des Brodes bekanntlich auf einer verhältnißmäßig niedrigen Taxe erhalten, indem die Stadtkasse den Bäckern die Differenz zwischen dem Verkaufspreise und dem Marktpreise vergütete. Die Stadt sucht nun ihre Entschädigung darin, daß sie jetzt, wo die Getreidepreise so bedeutend gesunken sind, die Brodpreise über dem Marktpreise erhält. Somit wird die Brodtaxe mindestens noch so lange beibehalten bleiben, bis die von der Stadt Paris vorgestreckten Summen wieder vollständig eingebracht sind.

Großbritannien. Die Erledigung der parlamentarischen Geschäfte ist nunmehr soweit vorgeschritten, daß der Schluß der gegenwärtigen Parlamentssession Ende nächster Woche erfolgen kann. Der Premierminister, Lord Palmerston, wird daher wegen seiner Schwenkung, die er neuerdings in der Donaufürstenthümerfrage gemacht, vom Unterhause nicht allzusehr behelligt werden können. Die englischen Blätter, welche von den Erfolgen des kaiserlichen Besuchs in Osborne noch nicht unterrichtet sind, führen eine überaus feindliche Sprache gegen Frankreich und sein neuestes Auftreten in Konstantinopel. Auch wird die Art und Weise, in welcher der Proceß wegen des Attentats gegen das Leben des Kaisers in Paris zum Austrag gebracht worden ist, in der englischen Presse, welche sich Glück wünscht, daß eine derartige Handhabung der Justiz in England nicht vorkommen könne, mit vieler Strenge beurtheilt.

Die aus Indien eingegangenen Nachrichten haben die englische Regierung veranlaßt, die dorthin abzusendenden Truppen abermals zu vermehren; unter Anderen sollen auch zwei Cavalerieregimenter und zwei Artilleriecorps eingeschifft werden. In England sollen vorläufig 30,000 Mann Miliz ausgehoben werden, um den Abgang der Truppen zu ersetzen. — Die Berichte aus Persien lauten für die Engländer ebenfalls nicht günstig. Man scheint dort die ostindische Verwickelung benutzen zu wollen, um sich der Ausführung der jüngsten Friedensbedingungen zu entziehen. Die Angabe, daß der persische Befehlshaber in Herat sich weigere, diese Stadt zu räumen, wird auf das Bestimmteste wiederholt. Wenn man sich der Aeußerung Lord Palmerstons in der neulichen Parlamentsdebatte über den persischen Krieg erinnert, so darf man die Bedeutung dieser Vorgänge nicht unterschätzen. Der Premier äußerte damals: „die Einmischung Rußlands in Herat sei nicht eine bloße Vermuthung, sondern eine feststehende Thatsache, Herat aber sei der Schlüssel von Indien, und England werde nie zugeben, daß Rußland sich desselben bemächtige."

Türkei. Die Gesandten Frankreichs, Rußlands, Preußens und Sardiniens haben, weil der Sultan sich weigert, die in der Moldau vorgenommenen Wahlen zu annulliren, den diplomatischen Verkehr mit der Pforte abgebrochen und mit ihrer Abreise gedroht. So weit bis jetzt die Nachrichten reichen, hat aber keiner jener Diplomaten die türkische Hauptstadt verlassen. Die Pforte hat ihre Gesandten in Paris, Turin, Berlin und Petersburg angewiesen, trotz obiger Vorgänge so lange auf ihren Posten zu bleiben, bis man ihnen die Pässe zusendet. Die ganze Angelegenheit hat übrigens dadurch, daß England schließlich die Türkei im Stiche gelassen (s. S. 261), eine ganz andere Wendung genommen. Der englische Gesandte, Lord Redcliffe, wird wahrscheinlich abberufen werden und die Regierung des Sultans sich genöthigt sehen, nachzugeben.

Asien. Die letzten Nachrichten aus Ostindien lauten fortwährend beunruhigend. Die Stadt Delhi ist noch immer in den Händen der Meuterer; an die Einnahme des Platzes ist nicht zu denken, so lange nicht Verstärkungen eintreffen, und der General Barnard wird Mühe haben, sich bis dahin zu halten. — Die englischen Blätter sind voll von Schilderungen der abscheulichen Grausamkeiten, welche die Meuterer gegen die Europäer verüben. Wo die Eingeborenen die Oberhand gewinnen, sind Brandstiftung, Plünderung, Mord an der Tagesordnung; sie verschonen weder Greise, noch Frauen und Kinder, und ihr fanatischer Haß gegen die Engländer giebt sich in den grausamsten Martern kund. Die Vergeltung der Engländer ist aber in solchen Fällen, wo es ihnen gelingt, den Aufruhr niederzuwerfen, ebenfalls furchtbar. In Ferozepore begnügte man sich nicht damit, eine Anzahl der Aufständischen aufzuknüpfen, sondern es wurden zehn Mann vor die Mündungen von zehn mit Kartätschen geladenen Kanonen festgebunden und dann die Geschütze abgefeuert. Die eingeborene Bevölkerung mußte Zeuge dieser schaurigen Execution sein, bei welcher überdies sechs Zuschauer schwer verwundet wurden, von denen zwei omputirt werden mußten. Im Fort Mirdan weigerte sich das 55. einheimische Infanterieregiment, die Waffen niederzulegen; es kam zum Kampfe, und 150 Eingeborene wurden auf der Stelle niedergemacht. Von 200 Gefangenen wurden nachher Kraft kriegsrechtlichen Spruches 40 mit Kartätschen niedergeschossen. Es soll ein scheußlicher Anblick gewesen sein, wie die abgerissenen und blutigen Gebeine und Köpfe, nach allen Richtungen hin durch die Lüfte flogen. Den Bergbewohnern werden von den Engländern 16 Rupien per Kopf gezahlt, wenn sie einen der flüchtigen Meuterer erschlagen; doch scheinen die Aufständischen bei ihren Landsleuten eher Schutz als Verfolgung zu finden.

Die neueste Ueberlandpost bringt Nachrichten aus Bombay bis zum 12. Juli. Darnach war Delhi noch nicht gefallen, die außerhalb der Stadt befindlichen Rebellen waren aber von den Engländern zurückgetrieben worden. General Courtland hatte die Meuterer in zwei Treffen bei Janse und Hissar besiegt. Das Pendschab war ruhig; in mehren andern Staaten hatten indeß noch neue Auflehnungen unter den einheimischen Truppen stattgefunden.

Amerika. In Neuyork ist in letzter Zeit die Ruhe nicht weiter gestört worden; die Untersuchung über das Verfahren der Polizei im sogenannten deutschen Viertel hat zu keinem erheblichen Resultate geführt. Man hat sich begnügt, die polizeilichen Gewaltthätigkeiten, das Schießen unter das Publicum rc. zu mißbilligen, sonst ist aber weiter nichts geschehen, und die Deutschen erneuern daher ihre alte Klage, daß sie bei den Amerikanern niemals Recht finden können. — Der Streit Spaniens mit Mexico ist auf diplomatischem Wege geschlichtet worden und die spanische Regierung hat daher die beabsichtigte Flotten Expedition gegen jene Republik aufgegeben.

Der hannoversche „Courier" enthält eine Mittheilung über das Schicksal deutscher Einwanderer in **Brasilien**. Hiernach sind die Bedenken, welche schon früher in unserem Blatte gegen die Auswanderung nach jenem Lande ausgesprochen wurden, wohlbegründet. Die Deutschen werden gleich Gefangenen behandelt und meist nach dem Innern auf die Kaffeeplantagen geschickt, wo sie erst ihre Passage abarbeiten müssen. Nach ihrer Entlassung wartet ihrer ein trauriges Loos voll Entbehrung und harter Arbeit in den Urwäldern, und die ihnen gemachten schönen Versprechungen erweisen sich meist als eitle Täuschungen.

Spittelfreuden.

(Aus den Erinnerungen eines Arztes.)

(Erzählung von Fr. Flügel.)

(Fortsetzung.)

II.

Franz Heinsius hatte von der Natur als Aussteuer für seine Lebensbahn ein großes musikalisches Talent empfangen. Da seine Aeltern nicht zu den unbemittelten Bürgern der Stadt gehörten und er deren einziger Sohn war, so wurde ihm auch aller zur Ausbildung eines Musikers nöthige Unterricht zu Theil. Er trieb die Musik nicht, wie Einer, der sie zum Broderwerb treiben muß; ihm war sie eine Erhebung des Geistes und Herzens, eine hohe Kunst, die er verehrte, und der er sein ganzes Leben widmete. Schon mit dem siebzehnten Jahre ließ er sich auf seinem Lieblingsinstrumente, der Geige, in großen Concerten hören, und sein seelenvolles Spiel erwarb ihm Aller Beifall; dann zog er nach Italien, um dort im Heimathslande der Musik die rechte Weihe als Künstler zu erlangen. Nach zehn Jahren — er war ungefähr ein Dreißiger — kehrte er reich an Ruhm und Ehre hierher nach seiner Vaterstadt zurück. Freilich lächelte man über seine Eigenthümlichkeiten im Aeußeren; aber er war ein Künstler, auf den B... stolz sein durfte, und so kam es, daß man seine langen Locken übersah, desgleichen die öfters excentrische Weise, in die er bei Unterhaltungen gerieth.

Wie Alles im Leben dem Wechsel unterworfen ist, so erwies es sich auch hinsichtlich der finanziellen Umstände seines Vaters. Der sonst so vorsichtige Kaufmann hatte sich zu Speculationen verleiten lassen, welche, was er nicht ahnte, keineswegs auf dem Fundament der Reellität basirt waren, und die Folge dieses an ihm geschehenen Betruges war sein Bankerott. Das schien anfangs Niemand glaublich; indeß die Wahrheit des Unterganges seiner bisher ehrenvoll bestandenen Firma ließ sich bald nicht mehr bezweifeln, und ganz B.. bedauerte den allgemein als rechtschaffen bekannten Mann. Um, so viel in seinen Kräften stand, seines Vaters Ehre zu retten, verpflichtete sich Franz, dessen Gläubiger für deren Verlust bei dem Bankerott zu entschädigen. Dieser Vorschlag, der mittels eines Uebereinkommens die Procente, die sie sonst aus der Masse erhalten haben würden, verdoppelte, erwarb ihm die Bewunderung Aller. Es war das edelste Sohnesherz, das sich durch diese schöne Handlungsweise kund that. Neben dieser Verpflichtung, welche eine schwere Last auf seine Schultern legte, eine Last, die von ihm erst im Laufe einer langen Reihe von Jahren getilgt werden konnte, hatte er ja auch noch die Erhaltung seiner Aeltern auf sich. Gram und Kummer über das ihm widerfahrene Unglück warf seinen Vater auf ein langes Krankenlager, von dem ihn erst nach drei Jahren der Tod erlöste.

Rastlos strengte sich Franz an, durch Concerte so viel zu erschwingen, um den an ihn gestellten Anforderungen Genüge zu leisten. Er reiste, Concerte gebend, umher; indeß nur mit Mühe gelang ihm sein Streben. Man weiß, mit welchen Sorgen Künstler zu kämpfen haben, die darauf angewiesen sind, ihre Kunst zur melkenden Kuh zu machen. Da giebt es Hindernisse über Hindernisse zu beseitigen, mit Kabalen zu ringen, und oft ist der Künstler schon glücklich, wenn unter dem feindseligen Einwirken der letzteren seine Künstlerehre nicht geschmälert wird, abgesehen vom gänzlichen Fehlschlagen seiner Hoffnung auf klingenden Lohn. Dann wieder sind Umstände verschiedener Art, die seinen Plänen auf Erwerbung entgegentreten, einwirkend, und Alles zusammen bringt dem Künstler nicht selten ein von Verdruß, Kummer und Nahrungssorge frühzeitig gebrochenes Herz ein. Als Franz erschöpft von alledem an das Sterbebette seines Vaters zurückkehrte, wurde ihm von Seiten der Behörde das Anerbieten gemacht, die Direction des Stadt-Musikchores zu übernehmen. Er ging darauf ein; denn diese Stellung erschien ihm als ein Feld, wo er rüstig schaffen und wirken könne, um Schönes und Erhabenes zu leisten und das Publikum für große und erhabene Werke berühmter Tonmeister zu begeistern, was eben in B... bis dahin nicht der Fall gewesen war. Er hatte somit einen Anhalt gewonnen; das Stadt-Musik-Directoriat war ziemlich einträglich und versprach durch gute Leistungen des Chores es noch mehr zu werden. Franz zeigte sich unermüdlich in dem Streben, sein Musikchor zu veredeln, demselben einen Aufschwung zu geben, die Neigung zum Profanen, die ihm als tief begründet von Seite des Publicums entgegentrat, zu verbannen. Seiner Verpflichtung gegen die Gläubiger seines verstorbenen Vaters treu zu bleiben, mußte er sich freilich eine Menge Entbehrungen auflegen, die er sich vielleicht würde haben ersparen können, wenn er dem frivolen Geschmack des B...schen Publicums gehuldigt hätte.

Es boten sich ihm mehrere recht annehmbare Heiraths-Partien dar, die er jedoch ausschlug, weil er, der ohnehin mit der Noth des Lebens zu ringen hatte, die Anforderungen einer Gattin nach einem seiner Stellung entsprechenden Aufwande nicht befriedigen zu können glaubte und zu stolz war, um einer Frau eine bessere Existenz zu danken. Natürlich nannten die Leute das eine Schrulle; aber gewiß war seine Ansicht nur einem redlichen Herzen entsprungen. Die erwähnte Schrulle hatte ihm Feinde erworben; man wurde dem Sonderling, gegen den man jedoch nichts Anderes aufbringen konnte, als daß er — was sicher zu den Seltenheiten im Menschenleben zu rechnen ist — zu rechtschaffen dachte, abgeneigt und diese Abneigung trat noch viel deutlicher hervor, als es plötzlich hieß, Franz werde heirathen. Niemand wollte das anfänglich glauben, da, wie man sich erzählte, seine Wahl auf ein blutarmes Mädchen gefallen sein sollte. Aber es war wirklich so; Josephine, die einzige Tochter eines armen, vor mehreren Jahren erblindeten Musikers, der theils von ihrer Hände Arbeit, theils von den Gaben der Mildthätigkeit seiner Mitbürger gelebt, hatte an seinem Sterbebette ihr Jawort an Franz gegeben, die Seine zu werden. Nur sie und ihr Vater wußten, welch ein edles Herz Franz besaß; er war des armen hülflosen Mannes unermüdlichster Helfer gewesen und hatte ihn insgeheim mit Geld unterstützt.

Ueben Reiche, Bemittelte solche Wohlthaten, so sind sie zu rühmen; geschehen sie aber von Personen, die selbst unter dem Druck von Entbehrungen leiden, so sind es Großthaten, welche die Engel vor Gottes Thron erzählen.

Josephine zählte zweiundzwanzig Lebensjahre; Franz stand hart an der Ausgangsgrenze der Dreißig; sie hatten einander kennen gelernt, und in dem Herzen des armen hübschen Mädchens war eine große und innige Hochachtung vor dem edlen Manne aufgeblüht, während er, von ihrem treuen, sorglichen Walten für ihren blinden Vater gerührt, die Ueberzeugung in sich begründete, daß sie, welche die Leiden der Armuth kannte und nichts von den Anmaßungen des Stolzes wußte, eine Gattin für ihn sein werde, wie er keine wieder finden dürfte.

Ihre Ehe war in der That auch in den ersten Jahren eine sehr glückliche: Franz wurde Vater eines Knaben, den er leidenschaftlich liebte. Aber sein Glück blieb nicht lange ungetrübt; der Besuch seiner Concerte minderte sich allmählig so sehr, daß er unter den mißlicher werdenden Finanzumständen nur mit Mühe vermochte, sein Chor zusammenzuhalten. Er mußte schwere Opfer bringen, es nicht selten in seiner Häuslichkeit an dem Nöthigsten fehlen lassen; seine edelmüthige Verpflichtung gegen seines Vaters Gläubiger lag wie ein Alp auf ihm.

Die Entbehrungen, die natürlich auch seiner Frau fühlbar wurden, indem er sich gezwungen sah, ihr sehr bescheidene Wünsche zu versagen, hauchte einen häßlichen Frostreif in sein eheliches Glück; die junge, nun kaum fünfundzwanzig Sommer zählende Frau weinte geheime Thränen. Es giebt kein größeres Unglück zwischen Gatten, als vor einander verborgenes Leid; es ist der ihr Herzensband zerfressende Rost. Franz bemerkte davon nichts; seine Kunst, sein Kind, alles Uebrige, was sich ihm nicht geradezu aufdrängte, übersah er.

In dem Glauben, die Kräfte seines Chores genügten dem Publicum nicht mehr, warb er neue, unter andern einen ausgezeichneten ersten Geiger, Namens Meinert, der auch ein gebürtiger B...er war. Diese Acquisition wirkte sehr günstig; das Publicum besuchte die Concerte und sonstigen Musikaufführungen wieder vollzählig; Meinert war der Zugvogel, der diese Anziehungskraft äußerte, und Franz konnte stets im Voraus versichert sein, ein überfülltes Auditorium zu haben, besonders wenn Meinert sich auf seinem Instrumente hören ließ. Wie so Vieles in der Welt zur Manie wird, so war es auch hinsichtlich des Spieles Meinert's der Fall; nicht daß seine Virtuosität auf der Violine in Wahrheit größer, als die Franzens gewesen wäre, er hatte nur das Glück, bevorzugt zu werden, und es bildete sich für ihn eine stark vertretene Partei, zu welcher die Familien gehörten, deren Töchter Franz früher ausgeschlagen. Daß eine solche Intrigue stattfände, ahnte dieser nicht; er hatte das Unglück, das Leben und dessen seltsame Verschlingungen zu wenig zu kennen; die Liebe zu seiner Kunst überwog bei ihm Alles und hieß sogar seinen durch Meinerts so offenbare Bevorzugung empfindlich verletzten Ehrgeiz schweigen; er suchte ihn durch Freundschaft an sich zu fesseln, obgleich zwischen ihren beiderseitigen Charakteren eine große Verschiedenheit herrschte.

Meinert war ein leichtsinniger, den Vergnügungen und Lebensgenüssen leidenschaftlich ergebener Mensch, hatte starke Anlage zur Lüderlichkeit und mehr als laxe Grundsätze. Bald war er Franzens zärtlichster Freund, und man sah ihn täglich bei demselben. Das Glück schien Franz lächeln zu wollen: man bot ihm die Direction des Musikchors in einem benachbarten und sehr frequentirten Bade an; seine Behörde gestattete ihm die Annahme dieses vortheilhaften Anerbietens, da er die Leitung des Stadt-Musikchors für die Dauer seiner Abwesenheit in Meinert's Hand zu legen versprach. Franz war sehr glücklich, da das Resultat seiner Einnahmen in dem Bade überaus günstig sich gestaltete und zugleich auch die unter Meinerts Direction stattfindenden Concerte in B... gleich günstigen Erfolg herausstellten. Seine Gattin war mit seinem kleinen Emil in der Stadt geblieben, um für das Nöthige zu sorgen, da die Lehrlinge im Stadt-Musikchor ihren Unterhalt und was Alles dazu gehörte, von ihrem Principal erhielten und also nothwendig Jemand zur Führung seiner Haushaltung da sein mußte.

Es war nicht auffallend, daß Josephine mit ihrem Söhnchen auf ein Paar Tage zum Besuch bei ihrem Gatten erschien. Sie hatte ihn nie so heiter gesehen; Nahrungssorgen drückten ihn jetzt nicht, und deswegen entfaltete sich auch sein Gemüth mit der Aufrichtigkeit und Unbefangenheit eines fröhlichen Kindes. Wie glücklich machte es ihn, daß Josephine sich mit seiner Abwesenheit vom Hause gar nicht einverstanden zeigte, daß sie ihn bat, sie hier bei sich zu behalten, ihm sagte, der Meinert sei ihr zuwider, und der Zwang, ihn seiner Stellung wegen öfter sehen zu müssen, bewirke in ihr eine Mißstimmung, sie halte den Meinert nicht für seinen Freund. Franz tröstete sie, daß die Bade-Saison nur noch höchstens zwei Monate dauere; dann käme er für immer zurück, und was Meinert beträfe, so befinde sie sich im großen Irrthum; der sei ein braver Mann und sein wahrhafter Freund. Sie solle es nur versuchen, mit ihm in ein besseres Einvernehmen zu treten; dann würde sie zu der Ueberzeugung kommen, daß ihr Widerwille gegen ihn blos auf einem Wahn beruhe. Die junge hübsche Frau fühlte sich nichts weniger als getröstet davon; Thränen entfielen ihren Augen; sie rief, wie in großer Angst: „Mein Gott, auf Dich, Franz, hatte ich meine Hoffnung gesetzt, Du würdest mich diesem Verhältniß entreißen, und Du...“

Franz verstand nicht den Sinn dieser Worte; kein Gedanke kam in seine Seele, daß die thränenvolle Bitte seines Weibes das unausgesprochene Zeugniß eines martervollen Kampfes zwischen Pflicht und einer strafbaren, es gewaltig beherrschenden Neigung zu Meinert sein könnte und das schwache Weib keine andere Rettung aus demselben zu finden gewußt hatte, als ihn dazu zu bewegen, es zu sich zu nehmen. Durfte, konnte Josephine ihm geradezu sagen: „Meine Treue zu Dir hängt nur noch an einem einzigen dünnen Haare; reißt dies, so werde ich zur Sünderin an Dir?“ Nein, es liegt tief im menschlichen Herzen begründet, dessen Schuld vor Aller Augen zu verschleiern; auch in dieser Beziehung begegnen sich die Extreme in schuldvollem Schweigen und in sorgloser Gleichgültigkeit gegen die Selbstachtung. Josephine gehörte nicht zu den Verworfenen der letzteren Art; sie schwieg in Scham über ihre Schwäche, und dies Schweigen ist in so vielen Ehen der erste Schritt vom rechten Wege.

(Fortsetzung folgt.)

Die Angelegenheiten der Donaufürstenthümer.

Es wurde schon oft darauf hingewiesen, daß die orientalische Frage durch den letzten Krieg nicht gelöst, sondern nur vertagt worden ist; daß sie immer von Neuem wieder auftauchen wird, um der Diplomatie als Zankapfel zu dienen oder wohl gar den Fortbestand des europäischen Friedens ernstlich zu bedrohen. So ist es auch in der That; es sind seit dem Abschlusse des Pariser Friedens kaum sechszehn Monate vergangen und schon zieht sich am goldenen Horn ein neues Ungewitter zusammen, welches die nunmehr in den europäischen Staatenbund aufgenommene Türkei ernstlich in ihren Souveränitätsrechten bedroht und eine bedenkliche Umgestaltung der europäischen Allianzen vorzubereiten scheint.

Die neuesten Berichte aus Konstantinopel melden nämlich, daß die Repräsentanten Frankreichs, Rußlands, Preußens und Sardiniens mittelst gleichlautender Noten der Pforte wegen Nichtannullirung der moldauischen Wahlen den Abbruch der diplomatischen Verbindungen, sowie ihre unmittelbar bevorstehende Abreise angezeigt haben. Noch an demselben Tage zogen jene Gesandtschaften ihre Flaggen ein und verhüllten ihre Wappen, als Zeichen, daß aller und jeder officielle Verkehr mit der Regierung des Sultans abgebrochen sei. Die Pforte befindet sich daher gegenwärtig fast in einer noch schlimmeren Lage, als vor vier Jahren, wo ihr Rußland den Fehdehandschuh hinwarf. Damals war es nächst England besonders Frankreich, welches gegen die dictatorischen Forderungen des Czaren Protest einlegte und seine Flotte von Salamis nach den Dardanellen vorgehen ließ, um dem Sultan beizustehen und ihn in seinen Rechten zu schützen. Jetzt steht dasselbe Frankreich der Pforte als offener Gegner gegenüber und führt gegen dieselbe eine Sprache, die fast noch rücksichtsloser lautet, als die des Fürsten Mentschikoff. Um diese auffällige Erscheinung zu erklären, ist ein kurzer Rückblick auf die diplomatischen Verhandlungen, welche dem letzten Pariser Frieden vorausgingen, erforderlich.

Bekanntlich hatte sich Rußland durch die Verträge von Kainardschi, Jassy, Bukarest und Akjerman immer größeren Einfluß in der Moldau und Walachei zu sichern gewußt und zuletzt ein förmliches Protectorat über diese beiden Vasallenstaaten des osmanischen Reichs erworben. Der Czar galt dort fast mehr als der Sultan, und die russische Politik, der daran lag, feste und geregelte Zustände in den Fürstenthümern nicht aufkommen zu lassen, war dort überall maßgebend. Diesem Zustande wurde durch den letzten orientalischen Krieg ein Ende gemacht. Denn da nach den Grundsätzen internationalen Rechtes ein Krieg zwischen zwei Mächten alle ihre früheren Verträge annullirt, so war durch den Ausbruch des Kampfes zwischen der Türkei und Rußland auch das bisher von der letztgenannten Macht ausgeübte Protectorat aufgegeben. Als man daher auf den Wiener Conferenzen zur Entwerfung der bekannten vier Friedensgarantien verschritt, wurde in dem ersten Punkte dieser Garantien nicht nur das Aufhören jenes Schutzrechts ausdrücklich anerkannt, sondern auch der Vorschlag gemacht, die Privilegien jener Länder unter die Collectivgarantie der contrahirenden Mächte

zu stellen. Man vereinigte sich auch bereits über allgemeine Gesichtspunkte, nach welchen eine neue Organisation der Fürstenthümer unter Zustimmung der Pforte zur Ausführung gelangen sollte. Es kam aber zu keinen definitiven Beschlüssen, und da überhaupt die zu jener Zeit in Wien zur Herstellung des Friedens gemachten Bemühungen erfolglos blieben, so nahm man erst bei den Pariser Friedensconferenzen die in Wien in Betreff der Fürstenthümer verhandelten Grundprincipien wieder auf.

Bei diesen Conferenzen, und zwar in der Sitzung vom 8. März 1856, stellte der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Walewski, wie man allgemein behauptete, auf Antrieb Rußlands, zuerst die Frage an die Spitze: „ob die Moldau und Walachei von nun an zu einem einzigen Fürstenthume vereinigt werden, oder ob sie fernerhin eine getrennte Verwaltung haben sollten?" und entwickelte zugleich mit vieler Vorliebe die Gründe, welche für eine solche Vereinigung zu sprechen schienen, indem er schließlich darauf hinwies, daß eine Anzahl angesehener Bojaren eine Union jener Länder lebhaft wünsche. Diesen Vorschlag bekämpfte indessen der türkische Bevollmächtigte mit aller Entschiedenheit, wobei er von dem Vertreter Oesterreichs lebhaft unterstützt wurde, während natürlich die Bevollmächtigten Rußlands das Vereinigungsproject unterstützten. Indessen verließ man diese Angelegenheit, welche die Einigkeit der Bevollmächtigten zu stören drohte, abermals und behielt sich eine Wiederaufnahme der Frage vor.

Bei der Eile aber, mit welcher man damals, namentlich Seiten Frankreichs, das Zustandekommen des Friedensvertrags betrieb, gelangte man nicht dazu, über das künftige Schicksal der Donaufürstenthümer definitive Bestimmungen zu treffen und es wurde diese wichtige Angelegenheit, ebenso wie die Grenzregulirung in Bessarabien, der Zukunft überlassen.

In dem Vertrage vom 30. März wird nämlich in Bezug auf jene Länder nur festgesetzt, daß eine specielle von den contrahirenden Mächten zu ernennende Commission eine Revision der in den Fürstenthümern jetzt in Kraft befindlichen Gesetze und Statuten vornehmen und sich über den gegenwärtigen Zustand jener Provinzen unterrichten solle, um dann die Grundlagen ihrer künftigen Organisation vorzuschlagen. Dem Sultan aber ward die Verpflichtung auferlegt, in jeder der beiden Provinzen alsbald einen Divan ad hoc zusammenzuberufen, in welchem alle Klassen der Bevölkerung vertreten sind und dessen Wünsche dann bei der definitiven Organisation maßgebend sein sollen.

Der Sultan, welcher zu gleicher Zeit die Privilegien der Moldau und Walachei, zu denen auch die getrennte Verwaltung beider Länder gehört, auf's Neue feierlich bestätigte, hat sein Versprechen gehalten, und damit bei den im Pariser Vertrage vorgesehenen Wahlen und Berathungen volle Unparteilichkeit walte und sich Seiten der am Ruder befindlichen Hospodare nicht etwa ein ungehöriger Einfluß geltend mache, verfügte der Großherr, daß jene Würdenträger nach Ablauf ihrer Gewalten ihre Aemter niederlegten. An ihrer Stelle wurde eine Kaimakamie oder provisorische Regierung ernannt und ihr die Gewalt der früheren Hospodare bis zur neuen Organisation des Landes verliehen.

Mittlerweile wurde Alles gethan, um die öffentliche Meinung in den Donauländern selbst für die Union zu gewinnen und namentlich dahin gewirkt, den Eintritt in den zu erwählenden Divan solchen Männern zu sichern, welche dem Projecte günstig gestimmt waren. Rußland, welches am meisten bei der Frage interessirt ist, weil jene Vereinigung seinem Einflusse in den Fürstenthümern eine neue kräftige Stütze geben würde, blieb bei dieser Bewegung wohlweislich im Hintergrunde; es wußte recht wohl, daß seine offene Einmischung der Sache nur schaden konnte, während es der französischen Unterstützung vollkommen sicher war. Der Vertreter Frankreich bei der in Bukarest tagenden Commission, Herr v. Talleyrand, hat denn auch nichts versäumt, um die Agitation für die Union mit aller Rücksichtslosigkeit zu schüren, und der Pariser „Moniteur" betrachtete die Frage bereits als im französischen Sinne gelöst, noch ehe die Bevölkerung sich durch die Wahlen auszusprechen Gelegenheit gefunden hatte. Daß unter solchen Umständen von Seiten der Pforte, Oesterreichs und Englands alle Anstrengungen gemacht wurden, um die Erfolge der französischen Einmischung zu neutralisiren, erscheint erklärlich, und namentlich konnte es der Pforte nicht verdacht werden, wenn sie ihrerseits den Unionsplänen energisch entgegenarbeitete. Frankreich, welches daheim die öffentliche Meinung mit eiserner Hand darniederhält und namentlich bei den Wahlen nur einen mächtigen Willen maßgebend sein läßt, erhob daher schon vor Monaten laute Klage darüber, daß die Wahlen in den Fürstenthümern nicht frei seien und die öffentliche Meinung nicht ungehindert zum Ausdruck gelangen könne. Diese Klagen, welche die Pforte unter Zustimmung der Vertreter Oesterreichs und Englands als unbegründet erklärte, brachten den Conflict vollends zum Ausbruch, und die Diplomatie der Großmächte lebte seitdem in der türkischen Hauptstadt in beständiger Fehde.

Als nun endlich der Termin zu den Wahlen in der Moldau heranrückte, drang Frankreich darauf, daß derselbe noch weiter hinausgeschoben werde. Die Pforte entsprach diesem Wunsche und verschob die Wahlen um acht Tage. Hiermit war aber der Gesandte Frankreichs noch nicht zufriedengestellt; er verlangte vielmehr einen abermaligen Aufschub von acht Tagen und wurde hierin von den Vertretern Rußlands, Preußens und Sardiniens unterstützt. Die Minister des Sultans, von allen Seiten gedrängt, waren nicht abgeneigt, auch diesmal nachzugeben. Da erklärten aber die Gesandten Englands und Oesterreichs, daß die Pforte dem Verlangen Frankreichs nicht entsprechen könne, ohne die Bestimmungen des Pariser Vertrags zu verletzen, und daß die Vertreter Englands und Oesterreichs die volle Verantwortung zu übernehmen bereit seien, welche der Pforte aus dieser Weigerung der Vertagung etwa erwachsen würde. Dies gab den türkischen Ministern Muth und sie wiesen nun das Verlangen Frankreichs zurück.

Die Wahlen wurden hierauf am 19. Juli vorgenommen und hätten sie ein der französischen Politik günstiges Resultat ergeben, so wäre damit der Streit wohl abgethan gewesen. Merkwürdigerweise wurde aber nicht ein Deputirter von der Unionspartei gewählt und das mit so vieler Vorliebe gepflegte französisch-russische Project fiel somit wie ein Kartenhaus zusammen.

Dieses Ergebniß entflammte den vollen Zorn des Herrn v. Thouvenel. Er verlangte im Namen des Kaisers Napoleon sofortige Annullirung der Wahlen. Dieser Forderung konnte die Pforte, ohne ihre Souveränetätsrechte preiszugeben, nicht genügen. Aber sie opferte ihren Minister des Auswärtigen, Reschid Pascha, welcher für einen entschiedenen Anhänger Englands gilt; sie versprach ferner, die beiden Kaimakams der Moldau und Walachei persönlich nach der türkischen Hauptstadt zu berufen, um den Vorgang bei den Wahlen einer genauen Untersuchung zu unterziehen. Es war indessen Alles vergebens. Der Gesandte Frankreichs vollendete den diplomatischen Bruch und drohte mit seiner Abreise. Diesem Beispiele sind, wie schon im Eingange bemerkt, die Gesandten Rußlands, Preußens und Sardiniens gefolgt, wie denn überhaupt die beiden letztgenannten Diplomaten in der Unionsfrage, sei es nun aus Antipathie gegen Oesterreich, oder aus Sympathie für Rußland, sich dem von Frankreich befürworteten Plane von Anfang an geneigter gezeigt haben, als man hätte erwarten dürfen.

Dies sind in Kürze die Vorgänge, welche die Pforte in eine so kritische Lage gebracht und deren Kunde wohl gar hier und da die besorgliche Meinung wachzurufen vermochte, es stehe ein neuer orientalischer Krieg vor der Thür. So schlimm ist es aber nicht, trotz des Abbruchs der diplomatischen Verbindung, welcher zuweilen als der Vorläufer offener Feindseligkeiten betrachtet werden kann. Der Streit wird von der Diplomatie, die ihn begonnen, auch ausgefochten wer-

den, und zwar auf friedlichem Wege, wobei freilich wiederum der Sultan den Kürzern ziehen wird. Die französische Politik ist offenbar zu weit gegangen; sie hat kein specielles Interesse an der Vereinigung der Donaufürstenthümer, aber sie betrachtet den mit so vieler Energie verfolgten Plan einmal als den ihrigen, und der Kaiser der Franzosen ist auf dem Felde der Diplomatie zu sehr an den Sieg gewöhnt, um eine Niederlage so leicht verschmerzen zu können. Am wenigsten aber mag es ihm behagen, daß der „kranke Mann" es wagt, sich seinem Willen entgegenzustellen, der bis jetzt in allen wichtigen Fragen der europäischen Politik sich Geltung zu verschaffen wußte.

Es war unter diesen Umständen zu erwarten, daß Frankreich sich nicht entschließen würde, auf dem betretenen Wege umzukehren, selbst auf die Gefahr hin, daß dadurch das Bündniß mit England gelöst werden könnte. Diese Macht ist gegenwärtig in China und Indien in zu ernste Verlegenheiten verwickelt, als daß sie einen Bruch mit Frankreich, welcher zuversichtlich das Zustandekommen einer französisch-russischen Allianz zur Folge haben würde, mit Gleichgültigkeit zu betrachten vermöchte. Der Kaiser benutzte daher seinen Besuch in Osborne, um das britische Kabinet umzustimmen, und wie die neuesten telegraphischen Berichte melden, ist ihm dies vollständig gelungen. Lord Palmerston hat bereits im Parlament erklärt, daß England, weil bei den Wahlen in der Moldau allerdings Ordnungswidrigkeiten vorgekommen seien, nunmehr gleich den vier Mächten deren Annullirung fordern werde. Da Oesterreich vermuthlich dasselbe thun dürfte, so hoffe man, daß die Türkei einwilligen und somit der Streit ein Ende haben werde. Dieser plötzliche Wechsel der englischen Politik, welche bisher mit solcher Energie gegen die Ansichten Frankreichs aufgetreten, ist allerdings auffällig; aber man kann daraus abnehmen, was dabei auf dem Spiele gestanden und daß in London die Besorgniß vor einem Bündnisse Frankreichs mit Rußland den Ausschlag gegeben hat. Die Türkei ist auch diesmal das Opferlamm und nächst ihr wird Oesterreich durch das in Osborne vereinbarte Arrangement am schwersten getroffen. Die Union der Fürstenthümer ist zwar durch die Annullirung der Wahlen noch nicht entschieden; aber es wird dieser Act sicher auf die Haltung der dasigen Bevölkerung nicht ohne Einfluß bleiben, da sie hieraus ersieht, daß ihr künftiges Schicksal mehr in den Händen der fremden Diplomatie als in denen des Großherrn liegt.

Die Vorgänge in Konstantinopel, so alarmirend sie auch erschienen, konnten zwar den Fortbestand des Friedens nicht ernstlich bedrohen, aber es war ihnen um deswillen eine besondere Bedeutung beizumessen, weil sie leicht den Anlaß zur Bildung neuer Allianzen zu geben vermochten, ein Ziel, welches besonders das Petersburger Kabinet seit dem Pariser Frieden mit ebenso viel Geschick als Ausdauer verfolgt. Diese Gefahr ist vor der Hand beseitigt. Daß aber damit die Verwickelungen im Orient ihr Ende erreicht haben, wird wohl schwerlich Jemand glauben.

Aus dem Pariser Gerichtssaal.

Längere Zeit bereits hatte die Pariser Polizei ihr Augenmerk auf einen Italiener, Namens Paolo Tibaldi, seines Zeichens Optiker, gerichtet. Längere Zeit auch schon mußten Seiten derselben Briefe von Paris nach London und zurück „in Folge eines regelmäßigen Mandats" oder „auf regelmäßige Weise" „säsirt" worden sein. Wie es scheint, geschah dies nicht sowohl blos durch gerichtliche Wegnahme, sondern auch durch Eröffnen, Copiren, Wiederverschluß und Fortsendung der Briefe auf der Post. Mindestens theilt der Anklageact sowohl einen von „P. T.", an „meinen lieben Onkel" gerichteten Brief aus Paris vom 4. Juni d. J, in welchem „unser Kranker" besprochen wird, als auch die darauf von Massarenti angeblich aus London unter dem 8. Juni an Tibaldi geschriebene Antwort mit. Nach Auslegung der Anklageacte sollte der „Onkel" in jenem Briefe Mazzini, der „Kranke" dagegen der Kaiser, „P. T." aber Tibaldi sein.

Den Hauptfund machte aber die Polizei am 13. Juni d. J. auf der Post zu Paris. „Kraft eines regelmäßigen Mandats" wurde ein mit dem Stempel „Genua 10. Juni" versehener, an einen gewissen Stalford in London gerichteter Brief mit Beschlag belegt. Dieser Brief, erklärte der Präsident den Geschwornen, könne auf ganz sichere Weise Mazzini zugeschrieben werden. Ein Geschworner war nun so — neugierig oder ungläubig, zu verlangen: es solle das Original dieses Briefes vorgelegt und von einem Handschriftkenner geprüft werden. Indeß hielt der Präsident für zweckmäßig, darauf nicht einzugehen.

Diesem Briefe nun waren drei Schriftstücke beigelegt. Das erste an Massarenti, einen Schweinemetzger in London, enthält die Schlußstelle: „Ich würde gern Millionen geben, aber ich kann nicht; die Ausgaben in Italien sind unglaublich. Ihr Joseph." Das zweite an „Camp.", schließt mit den Worten: „Lebe wohl, mit einem Sturm im Herzen, aber immer der Deine! Gui." und enthält die Bemerkung, daß das dritte Schriftstück „für den, Massarenti bekannten Freund, der Rue Menilmontant Nr. 122 wohnt", bestimmt sei. „Dort" — heißt es weiter — „finden sie das Material." Dieses dritte Schriftstück aber enthält die Worte: „Die Ueberbringer sind in Allem die nämlichen, wie die Beiden, welche Sie kennen. Behandeln Sie dieselben auf die nämliche Weise und ohne Aufenthalt; aber lassen Sie sie getrennt arbeiten; dies ist besser für Alle. Ihr Giuseppe."

Dieser Giuseppe, wie jener Gui und Joseph soll nun der Anklage nach Giuseppe (Joseph) Mazzini sein.

In der angegebenen Rue Menilmontant 122 aber wohnte — Tibaldi. Er wurde sofort verhaftet und gleichzeitig mit ihm auch zwei andere Italiener, Bartolotti und Grilli, welche unter falschen Namen im Faubourg St. Denis wohnten. In der Rue Menilmontant Nr. 122 fand denn die Polizei auch einen verschlossenen Koffer auf, in welchem unter alten Kleidern und Lumpen englische Dolche, geladene Pistolen, Kugelformen und Zündhütchen sich vorfanden.

Die Drei kamen nun in Untersuchung. Tibaldi leugnete fortwährend; den Koffer wollte er mit dem Bemerken, er sei mit Büchern und Papieren gefüllt, von einem gewissen Merighi zur Aufbewahrung, jedoch ohne Schlüssel, erhalten haben. Allein der Schlüssel fand sich in seiner Wohnung vor, und die über den Waffen im Koffer liegenden Kleider sollen ihm gepaßt haben. Daß er mit Grilli und Bartolotti in Paris herumspazirt und daß er Letzteren schon von früher gekannt, gab er zu. Bartolotti gestand nach anfänglichem Leugnen: er sei Soldat der aufgelösten englisch-italienischen Legion und habe sich im April 1857 in dürftigen Verhältnissen befunden. Da habe Massarenti ihm Etwas vorgeschlagen, das ihm Geld einbringen könne. Er habe ihn nach London zu Mazzini gebracht, dort sei noch ein wohlbeleibter schnurrbärtiger Franzose, Namens „Rodrone-Rolline" gewesen. In dessen Gegenwart habe ihm Mazzini gesagt: „Ihr werdet zu Zweien sein; begebt Euch in die Nähe des kaiserlichen Palastes. Haltet Euch der Eine auf der einen, der Andere auf der andern Seite auf. Verlaßt Euren Posten nicht und laßt mich wissen, ob der Kaiser des Nachts ausgeht und des Tages wiederkommt." Ein andermal sei er mit Grilli bei Mazzini gewesen, der habe ihm Tibaldi's Adresse mit den Worten gegeben: „Sagt, daß Ihr von London kommt, das reicht hin. Fügt hinzu: Führen Sie uns zum Palais des Kaisers, und man wird Euch hinführen." Er habe von Massarenti Geld verlangt und dieser ihm bemerkt, er werde es erhalten, wenn jener Franzose „Rodrone-Rolline" ihm solches zugestellt. Darauf habe ihm Massarenti 250 Francs gegeben, er und Grilli seien nach Paris gereist und hier von Tibaldi nach dem Palais des Kaisers geführt worden. Sein Auftrag, schließt er, sei nur dahin gegangen, die Schritte des Kaisers zu überwachen und darüber nach London zu berichten.

Grilli hat nach anfänglichem Leugnen die Sache anders dargestellt. Er will ohne Weiteres von Massarenti mit den

Worten gedungen worden sein: „Mazzini giebt Dir 50 Napoleonsd'or, um den Kaiser zu ermorden." Mazzini habe nun ihm und Bartolotti gesagt: „Studirt die Gewohnheiten des Kaisers und führt Euern Schlag, wenn die Gelegenheit günstig erscheint. Massarenti habe ihm 1000 Francs ausgezahlt, er habe sie genommen, weil er im Elend gewesen. In Paris habe Tibaldi ihm und Grilli zwei Dolche gegeben. Und diese Dolche — ähnlich den im Koffer befindlichen — wurden auch in der gemeinschaftlichen Wohnung Grilli's und Bartolotti's an der von Ersterem angegebenen Stelle aufgefunden.

Auf solche Briefe und Aussagen hin waren außer den Dreien, auch Mazzini, Ledru-Rollin, Massarenti und der Schriftsteller Campanella, letzterer verdächtigt durch den angeblichen Brief Mazzini's an „Camp.", in Anklagestand versetzt.

Die letzteren vier Angeklagten waren nicht erschienen. Von den auf der Anklagebank sitzenden Dreien antwortete nur Tibaldi französisch, Bartolotti und Grilli italienisch und durch Dolmetscher.

Die Verhandlung fand vor einer ungemein zahlreichen, durch Karten zugelassenen Zuhörerschaft statt. Sie bot indeß nichts Neues, da alle Drei bei ihren früheren Aussagen stehen blieben. Nur Das ist erwähnenswerth, daß Tibaldi von fünf Zeugen das Lob eines fleißigen und ruhigen Mannes erhielt, und daß ein Zeuge, ein Schneider Géraud, darüber befragt wurde, wie er vor fünf Jahren von Ledru-Rollin 500 Francs zur Abgabe an einen Mann in Paris erhalten habe, den er unter geheimnißvollen Kennzeichen auffinden sollte. Jener Mann, fügt der Präsident hinzu, sei ein Offizier Kerlsch gewesen und der habe den Kaiser ermorden wollen!

Am zweiten Tage der Verhandlung hielt der Staatsanwalt eine donnernde Rede, weniger gegen die anwesenden, als gegen die abwesenden Angeklagten. Mit großer Zuversichtlichkeit behauptete er: „Wir werden in einer Weise, die keinen Zweifel übrig läßt, feststellen, wer die Urheber dieses Mordversuchs gewesen, wir werden beweisen, daß sie die Gastfreundschaft mißbraucht haben und daß Europa sie mit dem Bannfluche belegen muß." Und weiter fuhr er fort: „Ich kann Mazzini und Ledru-Rollin sagen, daß ihre politische Rolle beendet ist, und daß der heutige Tag, wo die Beweise ihres Verbrechens in diesem Saale festgestellt sind, ihnen mehr Unglück bringen wird, als zehn verlorene Schlachten." — Weit würdiger leitete Desmarest, Tibaldi's Vertheidiger, seine Rede damit ein: „Es giebt nur eine Moral und keine zwei, nur einen Mord und keine zwei. Ob Kaiserreich, ob Monarchie, ob Republik: — die Achtung vor dem Menschenleben sei überall das erste Grundgesetz." Zur Vertheidigung Tibaldi's wies er darauf hin, wie leichtsinnig Grilli und Bartolotti, der Eine in Speise und Trank, der Andere aus Verliebtheit, das von Verschworenen erhaltene Geld vergeudet; das Leben des Kaisers sei nie ernstlich bedroht gewesen; „denn," fügte er hinzu: „gebt Grilli den Dolch und Bartolotti die Pistole und ich werde ruhig spaziren gehen." Auch Grilli's und Bartolotti's Vertheidiger kamen darauf hinaus, ihre Clienten seien elende Kerle, die nur Geld genommen, aber nicht an Mord gedacht.

Als nun aber in seinem Schlußvortrage der Staatsanwalt immer und immer wieder auf Ledru-Rollin loszog, und denselben mit Mazzini und dessen Planen in Verbindung brachte: — da flößten verletztes Nationalitäts- und Gerechtigkeitsgefühl und die Menschenpflicht, einzustehn für einen schutzlos angegriffenen Verbannten, dem Vertheidiger Tibaldi's Worte ein, die, feurig und beredt, den Glanzpunkt der Verhandlung bildeten. Er verwahrte sich dagegen, daß man „seinen Landsmann Ledru-Rollin" in eine Linie mit den übrigen Angeklagten stelle und frug in Betreff der Angelegenheit mit dem angeblichen Kaisermörder Kerlsch: ob die Justiz in Frankreich wirklich so herunter gekommen sei, daß man hier als Beweismittel Dinge vorführen dürfe, die vor fünf Jahren, und auch damals vielleicht nur deshalb sich zugetragen haben, weil die Verwaltung ihrer bedurft habe!

In Zeit von Dreiviertelstunden hatten die Geschwornen den Wahlspruch gefunden: Schuldig für alle Drei. Tibaldi ward zu lebenslänglicher Deportation in eine Festung, die beiden Anderen wurden zu 15jähriger Gefängnißstrafe verurtheilt.

Daß sie — mindestens Grilli und Bartolotti — gedungene Werkzeuge waren, das steht fest. Die Frage nur bleibt offen: Wessen Werkzeuge?

Dresden, den 13. August.

— Das k. Finanzministerium beabsichtigt schon seit einiger Zeit für Zwecke der hiesigen Verkehrsanstalten das der Stadtgemeinde zugehörige vormalige Peter'sche Grundstück, welches sich bekanntlich in der Nähe des Packhofs befindet, käuflich zu erwerben, und es haben hierüber mehrfache Unterhandlungen mit dem Stadtrathe stattgefunden. Diese sind nunmehr, wie wir aus den letzten Verhandlungen der Stadtverordneten entnehmen, so weit gediehen, daß dem k. Finanzministerium von Seiten des Stadtraths der Gesammtcomplex jenes Grundstückes unter Reservation einer größeren Parzelle, auf welcher sich die Stadtwage und das Waarenmagazin befinden, für 32,000 Thlr. angeboten worden ist. Nachdem dieses Kaufgebot von dem Ministerium acceptirt worden ist, bleibt nunmehr noch die vorbehaltene Zustimmung der Stadtverordneten zu jener, vorzugsweise im Interesse des hiesigen Handels- und Gewerbsverkehrs vorbereiteten Veräußerung einzuholen.

— Aus dem Gerichtssal. Am 6. d. M. saßen auf der Anklagebank im königl. Bezirksgerichte Dresden der Bäckermeister Kunze aus Hainsberg, sein Werkführer Moses und sein Gehülfe Helbig, wegen betrügerischen Bankrotts. Kunze hatte seine Insolvenz angezeigt, es war daher Konkurs über ihn ausgebrochen, Alles was er hatte, gehörte nun nicht mehr ihm, sondern seinen Gläubigern und sollte für diese vom Gericht aufgeschrieben und in Beschlag genommen werden. Da ließ er durch seinen Werkführer, welcher seinen Konkurszustand kannte, und durch den Gesellen, Mehlvorräthe beiseiteschaffen und dieselben hinterdrein einige Tage darauf verbacken. Hierdurch machten sich nach Art. 304 des Strafgesetzbuchs Kunze des betrügerischen Bankrotts und Moses der nahen Beihülfe dazu, schuldig. Ersterer erhielt 6 Monate Arbeitshaus, Letzterer, der außerdem noch mehrere Brezeln und Zwieback unterschlagen und einige Gegenstände entwendet hatte, auch mehrfach rückfällig ist, ward zusammen mit 1 Jahr Zuchthaus belegt; Helbig dagegen freigesprochen. — Am 7. d. M. ward der Privatexpedient Pfotenhauer wegen Unterschlagung von 16 Thlr. 27 Ngr. in 4 Monate Arbeitshaus verurtheilt. Er hatte von der verw. G. einen Wechsel über 140 Thlr. zum Einkassiren erhalten, und die Frau, welche gar nicht verstand, was das zu bedeuten habe, unter dem Vorgeben, daß er nur auf diese Weise das Geld für sie erhalten könne, dazu vermocht, den Wechsel auf ihn durch bloße Namenszeichnung zu giriren, während es gut ist, in solchen Fällen allemal dem Giro die Worte „zur Einkassirung" beizufügen. Pf. hatte nun den Wechsel eingelöst und von dem erhaltenen Gelde obigen Betrag für sich behalten, dabei aber der verw. G. vorgespiegelt, er habe jene Summe für Zinsen zahlen müssen. Der Angeschuldigte lieferte trotz seiner Beschönigungsversuche durch den ungebührlichen, vom Staatsanwalt als „beispiellose Frechheit" bezeichneten Ton seiner Antworten auf die Fragen des Gerichts, demselben einen sehr wichtigen Verdachtsgrund in die Hand. Denn die Unschuld ist wohl offen, aber nicht unbescheiden. Nur das Schuldgefühl sucht sich hinter Kriecherei oder Frechheit zu verstecken. — Am 10. d. M. ward der Handarbeiter Hofmann aus Rottwernsdorf wegen ausgezeichneten Diebstahls in 8 Monate Arbeitshaus verurtheilt. Dreimal war er zur Nachtzeit in das Gut seines, wie es damals heißen konnte, künftigen Schwiegervaters, eingestiegen, nicht zu einem Stelldichein mit seiner Braut, sondern um deren Vater zu bestehlen. Ebenso war er in die Schenkstube eingestiegen, nicht, wie er gleichwohl vorgab, um Bier zu trinken, sondern um eine Uhr zu stehlen. Auch ein Kummet war bei ihm vorgefunden worden. Keiner der Bestohlenen erkannte es als sein Eigenthum an. Und so hätte sich der richtige Eigenthümer wahrscheinlich nie wieder gefunden, wenn es nach altem schriftlichen Verfahren gegangen wäre.

Aber da zeigte sich gerade der Nutzen der Oeffentlichkeit recht augenfällig. Ein Zuhörer auf der Galerie sah das Kummet unten auf dem Tische liegen, erkannte es als sein Eigenthum, das ihm Hosemann auch gestohlen hatte, und zeigte es dem Staatsanwalt an. Und so wird Hosemann deshalb noch besonders in Untersuchung kommen. Der Bestohlene hat's aber dem neuen Strafverfahren zu danken, daß er wieder zu seinem Kummet gelangt.

*Meißner Gegend, 10. Aug. Bei der ungewöhnlichen Trockenheit des gegenwärtigen Jahres, wo Feuersbrünste leicht entstehen und sich umfänglich weiter verbreiten können, erlauben wir uns, im Interesse des Publikums auf zwei, wie uns scheint, nicht unwichtige Punkte aufmerksam zu machen. Der erste ist die große Verkommenheit der Feuerlöschanstalten in sehr vielen Dörfern Sachsens. In vielen Ortschaften verfügt man über Spritzen, die zum großen Theile dem gegenwärtigen Stande des Gewerbes nicht entsprechen. Die meisten Spritzen auf dem Lande sind große unförmliche Kasten mit balkendicken Schwengeln, die nicht brechen würden, wenngleich hundert Riesen ihre gigantenhaften Kräfte daran probirten; der Spritzenwagen ist schaurig unförmig und so ungelenk, daß er bei schneller Fahrt umzuwerfen droht; dabei sind alle Theile so unnöthig stark gebaut, daß jedesmal 4 Pferde vorgespannt werden müssen. Die Leistungen der meisten Spritzen bleiben aber weit hinter dem zurück, was ihr colossaler Umfang verspricht. Die Spritzen werden auf dem Dorfe zu selten probirt. Von einer Einübung der Löschmannschaft auf ihren eben so schwierigen und gefahrvollen Dienst ist keine Rede, denn es existirt keine regelmäßige Löschmannschaft. Bei einem ausgebrochenen Feuer geht mit zu der Bedienung der Spritze, wer Lust hat, die Anderen bleiben ruhig daheim. Diese Schilderung der ländlichen Löschanstalten paßt mit wenigen rühmlichen Ausnahmen auf alle Dörfer. Der andere Punkt, den wir in Erinnerung bringen wollen, betrifft die Versicherung des Mobiliars gegen Brandschaden. Alljährlich sind in der jüngsten Zeit ganze Städte abgebrannt. Sofort ertönt nach einem solchen Brande das stehende Lied: „Helft den Unglücklichen, sie haben ihre Habseligkeiten alle verloren, nichts war versichert!" Jetzt ist der Lohn der Arbeiter nicht gering und das Brod ist billiger: nun wäre es endlich an der Zeit, daß alle Bewohner, namentlich schindelgedeckter Städte, ihr Mobiliar versicherten. Einflußreiche Männer sollten Alles aufbieten, ihre ärmeren Mitbürger zu einem so fürsorglichen Entschlusse zu vermögen. Die Gefahr einer Feuersbrunst schwebt täglich drohend über dem Dache. Die Unterstützungen, welche man an Calamitose zahlt, würden oft weit besser verwendet, wenn man damit der ärmeren Classe einen Beitrag zur Zahlung ihrer Prämien machte. Die Dresdener Feuerversicherungsanstalt sollte hier nach irgend einer Weise die Initiative ergreifen.

† Großenhain, 8. August. Gestern früh schlug der Blitz in das Wohngebäude des Gutsbesitzers Schobert in Kranschütz. Da der Blitz zündete, so wurden Wohnhaus nebst Stallung und Seitengebäude ein Raub der Flammen. Eine Magd wurde dergestalt betäubt, daß sie sich noch nicht außer Gefahr befindet.

*Freiberg, am 5. Aug. sind auf der zwischen Freiberg und Brand liegenden Grube „Beschert Glück" drei Bergleute durch eine hereinstürzende sogenannte Wand verunglückt. — Am vergangenen Donnerstage kam auf einer auf Friedebacher Flur gelegenen, dem Kürschnermeister Kolka gehörigen Waldparcelle in der daselbst befindlichen Waldhütte Feuer aus, wobei der 64 Jahr alte Schneidermeister und jetzige Waldarbeiter Wagner aus Höschen bei Lommatzsch sein Leben verlor. Wagner scheint durch unvorsichtiges Gebahren mit seiner Tabakspfeife, welche er kurz vorher mit Streichhölzchen angezündet hatte, den Brand selbst veranlaßt zu haben. Der Bruder des Verunglückten, welcher als Holzaufseher daselbst fungirt, hat hierbei seine gesammten Habseligkeiten verloren. — Am 9. Aug. Nachmittags, schlug der Blitz in das Frenzel'sche Haus zu Gränitz, zündete und legte Wohnhaus und Scheune in Asche.

Chemnitz, 9. Aug. In der Eisengießerei von Valentin Ketzer sollte gestern Nachmittags gegen 6 Uhr der Mantel des Cylinders einer Wulf'schen Dampfmaschine, ein Stück von gegen 80 Centnern Schwere, gegossen werden. Bereits waren gegen 65 Centner Eisen in die Form geflossen, als sich zuerst dieselbe hob, wieder senkte und darauf mit heftigem Knall explodirte. Durch eine Staubwolke sah man Stücke glühendes Eisen in die Höhe fliegen und hörte den Schrei der Verletzten. Gegen 30 Arbeiter, darunter mehrere Knaben von 15—16 Jahren, haben Brandwunden davon getragen, ungefähr 6 sind schwer verletzt, jedoch so, daß, wie wir hoffen, Leben und Augenlicht bei keinem gefährdet sind. Unter den Verletzten befindet sich auch ein Sohn des eben auf einer Reise befindlichen Besitzers der Fabrik, während ein anderer, der sich unmittelbar an der Form befand, ganz unverletzt blieb. (Chem. Tgbl.)

Plauen, 9. Aug. Bei dem gestern Nachmittag halb 2 Uhr hier eingetroffenen Güterzug befand sich auch eine zum Transport nach Oesterreich bestimmte neu angefertigte Maschine, die wegen ihrer breiten Bauart nicht an dem Bahnhofsbarren vorbeigebracht werden konnte. Der Führer des Zuges sah sich deshalb genöthigt, um auf das zweite Gleis zu gelangen, den Zug ungefähr 300 Ellen über den nach Hof führenden Ausgang zurückzustoßen; mittlerweile aber kam ein zweiter Extrazug von Hof hier an und konnte der Führer des zweiten Zugs die rückgängige Bewegung des Güterzugs weder ahnen, noch der bedeutenden Curve der Bahn wegen noch rechtzeitig wahrnehmen. Es folgte nun ein Zusammenstoß beider Züge, wobei dem Güterzug 4 Wagen aus den Schienen geworfen und zertrümmert, dem Extrazuge aber die Maschine, Tender und 6 mit Schiefer und Langholz beladene Wagen aus dem Gleise, und 5, 1 mit Schiefer, 4 mit Langholz beladene, Wagen umgeworfen wurden, jedoch ohne den Wagen wie der Maschine erheblichen Schaden zuzufügen. Mit Ausnahme des Umstandes, daß durch diesen Vorfall der um 4 Uhr von Leipzig hierher kommende Personenzug einen Aufenthalt von einer Stunde hier hatte, ist Niemandem dadurch ein Nachtheil erwachsen. (Dr. J.)

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Thlr.	Weizen Ngr.	Roggen Thlr.	Roggen Ngr.	Gerste Thlr.	Gerste Ngr.	Hafer Thlr.	Hafer Ngr.	Erbsen Thlr.	Erbsen Ngr.
Dresden	August	von	5	25	3	15	—	—	2	5	—	—
	10.	bis	6	—	3	25	—	—	2	24	—	—
Bautzen	August	von	5	15	3	10	3	5	2	5	—	—
	1.	bis	6	15	3	22	3	15	2	15	5	—
Meißen	August	von	5	25	3	6	3	10	2	10	—	—
	8.	bis	6	—	3	12	3	12	2	21	—	—
Pirna	August	von	5	25	3	10	3	3	2	8	—	—
	8.	bis	6	20	3	20	3	10	2	18	—	—
Radeburg	August	von	5	25	3	15	3	15	2	16	—	—
	12.	bis	6	10	3	20	3	18	2	28	—	—
Roßwein	August	von	6	—	3	15	3	—	2	4	—	—
	11.	bis	6	15	4	—	3	5	2	15	—	—
Chemnitz	August	von	7	—	4	—	3	20	2	14	4	8
	5.	bis	7	15	4	8	3	25	2	18	4	18

Butterpreise in Dresden vom 8. bis mit 10. August 1857.
die Kanne 17 Ngr. — Pf. bis 18 Ngr. — Pf.

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 85½ gesucht; dergleichen kleine 86 gesucht; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 101½ gesucht; desgl. von 1847 à 4% 98½ gesucht; dergl. von 1852 und 1855 à 4% 98½ gesucht; dergl. von 1852 4% à 100 Thlr. 99½ gef.; dergl. 1855 à 3% 80½ gef. Land-Renten-Briefe große 86½ gef.; dergl. kleine 88½ gef.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99½ gef. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 99 angeb.; kleine 99½ angeb.; dergl. à 3½% große — angeb., kleine — angeb.; dergl. 3½% große — angeb., kleine — angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 99½ gef.; kleine 99½ gef.; dergl. 3½% große und kleine 94 gef.

Preuß. 4½% Anleihe 100 gef.; dergl. 4% 94 gef. Preuß. 3½% Staats-Schuld-Scheine 83½ gef.
Oestr. 5% Nation.-Anleihe 82½ gesucht.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 14 Ngr. — Pf., Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 5 Ngr. — Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99¾.

Dresden, den 13. August 1857. Ed. Nocksch.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 33 nebst zwei Beilagen.)

Freitag, Nr. 34. 21. August 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Polititsche Weltschau.

Deutschland. Der Plan einer Zusammenkunft des Kaisers Alexander mit dem Kaiser Napoleon in einer deutschen Stadt scheint noch nicht aufgegeben zu sein; es finden darüber noch Verhandlungen zwischen Rußland und Frankreich statt, und man nennt jetzt Darmstadt als den Ort jenes Zusammentreffens. Kaiser Alexander wird im Laufe nächsten Monats in Berlin eintreffen, um den in der Nähe dieser Hauptstadt stattfindenden Truppenübungen beizuwohnen. — Aus Worms wird berichtet, daß die Königin von England und ihr Gemahl einen Beitrag von 800 Gulden zur Errichtung des Luther-Denkmals in Worms eingesandt haben.

Im Herzogthum Nassau ist in letzterer Zeit der religiöse Friede durch blinde Eiferer mehrfach gestört worden. Der Pfarrer zu Hadamar hat in einer beim Geburtsfest des Herzogs gehaltenen Rede geäußert, die Katholiken seien weniger treue Unterthanen wie die Protestanten und ist deshalb bei der Regierung verklagt worden. Dagegen wurde der katholische Geistliche zu Langenschwalbach, welcher vor einiger Zeit von der Kanzel herab durch Schmähung des evangelischen Glaubensbekenntnisses und dessen Stifters den Frieden der Confessionsverwandten gestört hatte, zu einer dreimonatlichen Haft im Correctionshause verurtheilt.

In Baiern haben seit längerer Zeit auf der königlichen Staatseisenbahn, namentlich auf der Route Augsburg-Lindau, beträchtliche Unterschleife mit den Fahrbillets stattgefunden; infolge der eingeleiteten Untersuchung sind nun in diesen Tagen nicht weniger als 27 Bahnbeamte wegen Amtsuntreue vor die öffentliche Sitzung des Augsburger Kreisgerichts gewiesen worden.

Am 15. Aug. hat in Itzehoe die Eröffnung der holsteinischen Ständeversammlung stattgefunden, wobei die Regierung den versprochenen Entwurf eines Verfassungsgesetzes für die besonderen Angelegenheiten des Herzogthums zur Vorlage brachte. Es enthält dieser Entwurf allerdings im Vergleiche zu der Specialverfassung von 1854 mehrfache vortheilhafte Abänderungen; denn es ist eine wirksame Verantwortlichkeit der Minister zugesagt, ferner wird den Ständen nicht nur die Berathung, sondern auch die Beschlußfassung in finanziellen Angelegenheiten zugestanden, sowie auch die Unabsetzbarkeit der Richter festgestellt. Allein wenn man die von der dänischen Regierung gemachten Concessionen mit den Beschwerden Holsteins vergleicht, sa ergiebt sich gar bald, daß den letzteren durch den vorgelegten Entwurf nur in sehr geringem Maße abgeholfen wird. Es steht daher auch die Annahme dieser revidirten Verfassung Seiten der Stände schwerlich zu erwarten. Vorläufig ist ein Ausschuß zur Begutachtung der Vorlage niedergesetzt worden.

Preußen. Die Angelegenheiten der Donaufürstenthümer und die hierbei befolgte Politik Preußens haben zu heftigen Ausfällen zwischen der Berliner und Wiener officiösen Presse Veranlassung gegeben. Man führte in den letzten Wochen auf beiden Seiten eine sehr erbitterte Sprache, und wenn auch die neueste Wendung der Dinge diesen Feindseligkeiten ein Ziel gesetzt hat, so liefern sie immerhin einen unerfreulichen Beweis, daß die Einigkeit zwischen beiden deutschen Großmächten auf ziemlich schwachen Füßen steht. — Die seit einiger Zeit in Berlin stattfindenden Zollvereinsconferenzen, welche eine Erhöhung der Rübenzuckersteuer vorbereiten sollten, sind ohne Resultat geblieben; wie schon früher bei ähnlichen Veranlassungen fehlte es auch diesmal an der Einstimmigkeit der Bevollmächtigten, welche bei Abänderungen des Zolltarifs nothwendig ist. Diesmal soll der Widerspruch Hannovers die Resultatlosigkeit der Berathungen herbeigeführt haben.

Die Stadt Bojanowo in der Provinz Posen, an der von Breslau nach Posen führenden Eisenbahn gelegen, ist am 12. August durch eine Feuersbrunst fast gänzlich vernichtet worden. Die Stadt zählte 420, meist mit Schindeln gedeckte Häuser; von diesen sind nur 30 stehen geblieben, so daß mithin der ganze Ort einem Aschehaufen gleicht. Ueber 2000 Personen sind durch dieses furchtbare Unglück obdachlos geworden, und da die von einem Südoststurme getriebenen Flammen sich mit außerordentlicher Schnelligkeit verbreiteten, so haben die Unglücklichen von ihrer Habe nicht das Geringste zu retten vermocht. Leider haben auch eine nicht geringe Anzahl Menschen ihren Tod in den Flammen gefunden; am 14. Aug. hatte man bereits 15 Leichen unter den Trümmern hervorgezogen und über 20 Personen, namentlich Frauen und Kinder, wurden an jenem Tage noch vermißt.

Oesterreich. Nachdem England die Pforte im Stiche gelassen, mußte nothwendig auch Oesterreich in der Donaufürstenthümerfrage nachgeben, und es sind bereits Weisungen in diesem Sinne nach Konstantinopel an den dasigen Gesandten abgegangen. Dem österreichischen Kabinet schien vor Allem daran zu liegen, den Plan Frankreichs, die Streitfrage in einer neuen Pariser Conferenz zur Lösung zu bringen, zu vereiteln. Dies ist ihm gelungen, denn das nunmehr erlangte Einverständniß aller Mächte macht jene Conferenz, welche die Entscheidung wieder vorzugsweise in die Hände Frankreichs gelegt haben würde, überflüssig. Im Uebrigen giebt man sich in Wien noch immer der Hoffnung hin, daß auch die neuen Wahlen in der Moldau gegen die Union ausfallen werden, und daß somit durch das stattgefundene Intermezzo das künftige Schicksal der Donaufürstenthümer nicht alterirt werden wird.

Auch in der Lombardei werden die Folgen des Concordats immer fühlbarer. In Pavia wurde in diesen Tagen an das Thor der Domkirche eine Excommunicationsbulle gegen vier bekannte, im Lande sehr geachtete Priester angeschlagen. Diese Priester hatten sich gegen das Dogma der unbefleckten Empfängniß öffentlich vernehmen lassen und wurden vom Amte suspendirt und vor das bischöfliche Gericht gestellt. Da die Angeklagten in ihrer Meinung verharrten, so wurden sie aus der Gemeinschaft der Gläubigen gestoßen und Jedermann verboten, sie zu beherbergen, ihnen Speise und Trank zu reichen ꝛc. Die Kundmachung der Excommunicationsbulle verursachte indessen einen bedeutenden Volksauflauf und die erbitterte Menge versuchte das Actenstück von der Kirchthüre abzureißen, so daß sich die geistliche Behörde veranlaßt sah, es zu entfernen. Die österreichische Regierung, obwohl durch das Concordat verpflichtet, solchem geistlichen

Gebahren Vorschub zu leisten, nahm sich diesmal der verfolgten Priester an und verfügte, daß ihnen aus ihren bisherigen geistlichen Einkünften Alimente zu verabreichen seien.

Schweiz. Aus Genf wird über die Entdeckung eines merkwürdigen Verbrechens Folgendes berichtet: Die Polizei erfuhr am 12. August, daß eine Vergiftung durch auf den Markt verkaufte Hühner beabsichtigt werde, und sie hielt deshalb sorgfältige Nachforschungen, welche zur Entdeckung der Schuldigen führte. Ein Dutzend geschlachteter junger Hühner wurde auf dem Markte weggenommen und der Untersuchung durch einen Apotheker unterworfen, wobei sich herausstellte, daß sich in jedem eine starke Dosis Arsenik vorfand. Der Verkäufer wurde sofort verhaftet. Man kann nicht ohne Entsetzen an das schreckliche Unglück, welches vielen unserer Mitbürger bevorstand, denken, denn das vorgefundene Gift soll ausreichen, um vierzig Personen zu tödten. Der Grund dieses teuflischen Unternehmens ist noch unbekannt, wird jedoch bald aufgehellt werden; an der savoyischen Grenze, wo das Verbrechen vorbereitet wurde, sind deshalb mehre Verhaftungen vorgenommen worden.

Frankreich. Der Napoleonstag, zu dessen Feier diesmal außerordentliche Vorkehrungen getroffen waren, ist durch die Ungunst des Wetters wesentlich gestört worden. Es regnete ununterbrochen länger als 24 Stunden, so daß sich die sonst so schaulustigen Pariser kaum auf die Straßen wagten, um die von der Regierung veranstalteten Herrlichkeiten anzusehen. Nur die Theater, in denen Gratisvorstellungen stattfanden, waren gefüllt. Die Illumination mißglückte gänzlich, und nur als spät Abends das Feuerwerk abgebraunt werden sollte, ließ der Regen nach. Am Tage vor jenem Feste, am 14. Aug., fand eine andere Feierlichkeit statt, bei welcher sich der Kaiser persönlich betheiligte. Louis Napoleon hat bekanntlich im J. 1852 angeordnet, daß der Louvre, dieser alte von König Franz I. begründete Königspalast, mit dem Schlosse der Tuilerien verbunden werden solle und es ist auch dieser Riesenbau in den letzten fünf Jahren mit einem Aufwande von 36 Mill. Frcs. bis auf den innern Ausbau ausgeführt worden. Der 14. Aug. war nun zur Einweihung des großartigen Baues bestimmt und es wurde an diesem Tage sämmtlichen dabei beschäftigten Arbeitern ein glänzendes Fest bereitet, welchem der gesammte Hof beiwohnte und dessen ganze Anordnung sichtlich darauf berechnet schien, die Sympathien für das Kaiserreich unter der arbeitenden Klasse von Neuem zu beleben. Der Staatsminister Fould hielt dabei eine Rede, in welcher er hervorhob, daß jener kolossale Bau, der Traum so vieler französischer Könige, der glorreichen Regierung des Kaisers, die das Wohl Aller im Auge habe, vorbehalten gewesen sei; nach Aufzählung der in den letzten Jahren ausgeführten öffentlichen Unternehmungen, wies dann der Minister darauf hin, wie glücklich sich Frankreich befinde, „seit es seine Geschicke einem Herrscher anvertraute, dessen Genie die wahren Bedürfnisse Frankreichs zu erkennen und ihnen zu genügen wisse." Nach dieser feurigen Lobrede nahm der Kaiser das Wort, um die Ausführung des Louvrebaues als ein Merkmal der Festigkeit der öffentlichen Zustände und des zunehmenden Gedeihens des Landes zu bezeichnen. Schließlich wurden die Baumeister und Arbeiter mit Orden und Denkmünzen decorirt. Es könnte auffallen, weshalb der Kaiser diesen Act mit so auffälliger Solennität begangen, wenn man sich dabei nicht daran erinnern wollte, daß unter den Parisern sich gewissermaßen die Meinung festgesetzt hat, der Louvre könne gar nicht vollendet werden. Seit 300 Jahren haben mehre Könige von Frankreich Hand an jenes Werk gelegt, aber keiner vermochte es zu vollenden, und selbst Napoleon I. wurde durch seine Thronentsetzung an der Ausführung des bereits begonnenen Baues behindert. Louis Napoleon machte es sich daher zu einer besonderen Aufgabe, den Bau auszuführen und seine Einweihung als ein Fest des Kaiserreichs zu behandeln. Trotz dieses Festes ist aber der Louvre noch lange nicht fertig; es stehen nur die nackten Mauern. Der innere Ausbau wird noch viele Millionen Francs und manches Jahr Zeit in Anspruch nehmen, so daß dem überlieferten Glauben der Pariser immerhin noch einige Berechtigung verbleibt.

Der Polizeipräfect von Paris hat ein Schreiben an die Polizeicommissare der Hauptstadt erlassen, dessen Inhalt einen abermaligen Beweis liefert, wie außerordentlich viel der Regierung daran liegt, jeder Mißstimmung unter den arbeitenden Classen vorzubeugen. Den Anlaß zu jenem Schreiben hat die Normirung der Brodtaxe gegeben, welche letztere in Paris noch immer zwei bis drei Centimes höher ist als im übrigen Frankreich, weil die Ueberschüsse jetzt gedeckt werden müssen, durch deren Verwendung man früher den Arbeitern das Brod unterm Kostenpreise verkaufte. Die Polizeicommissare werden nun angewiesen, den Leuten begreiflich zu machen, daß jener Aufschlag nothwendig fortdauern müsse, um die gebrachten ungeheuern Opfer zu decken. Zugleich wird Alles aufgezählt, was der Kaiser im Laufe der Zeit für die Arbeiter gethan und die Versicherung beigefügt, „daß Se. Majestät nur dann befriedigt sein werde, wenn er das Wohlergehen der arbeitenden Classen gesichert habe."

Bei Gelegenheit des Napoleonsfestes wurden vom Kaiser 1142 Personen begnadigt; die Amnestirten waren fast durchgehends von den Zuchtpolizeigerichten verurtheilt worden. Auch eine bedeutende Anzahl Militärsträflinge wurde begnadigt.

Wie aus dem amtlichen „Moniteur" zu ersehen, wird noch mancher alte Soldat, wenn auch ziemlich spät, zu einem französischen Ehrenzeichen kommen. Der Kaiser hat nämlich angeordnet, daß allen französischen und ausländischen Soldaten, welche in den großen Kriegen von 1792—1815 unter Frankreichs Fahnen gefochten, eine bronzene Denkmünze, welche an einem grünen und rothen Bande getragen werden soll, verliehen werde.

Großbritannien. Ueber die Einzelnheiten der in Osborne zwischen England und Frankreich getroffenen Vereinbarung gehen die verschiedensten Gerüchte, und selbst die englischen Blätter enthalten in dieser Beziehung widersprechende Angaben. Die ministeriellen Organe deuten an, daß der Kaiser Napoleon, nachdem England in die Annullirung der moldauischen Wahlen gewilligt, die Zusage gemacht habe, fernerhin auf der Union der Fürstenthümer nicht mehr zu bestehen, und Lord Palmerston hat jetzt im Unterhause sogar die Versicherung abgegeben, daß die Nichtigkeitserklärung jener Wahlen, welche man acht Tage vorher englischerseits als unverträglich mit den Souveränetätsrechten des Sultans bezeichnete, im Interesse der Türkei selbst wünschenswerth erscheine! Der weitere Verlauf der Dinge wird zeigen, inwieweit diese Versicherungen gerechtfertigt sind und ob England wirklich für sein Zugeständniß eine Gegenconcession von Frankreich erhalten hat.

Die Legung des atlantischen Telegraphenseiles hat leider nicht den guten Fortgang gehabt, den man diesem großartigen Unternehmen wünschen muß. Am 7. August wurde die Legung des Kabels an der irischen Küste begonnen und dieselbe war ungefähr 350 englische Meilen weit glücklich von statten gegangen, als plötzlich der Kabel riß. Bis jetzt ist es noch nicht gelungen, denselben wieder aufzufinden und man zweifelt nunmehr daran, daß die Legung des Drathes noch in diesem Jahre vollendet werden kann. Die größte Tiefe des Meeres betrug bis zur Stelle, wo der Unfall erfolgte, ungefähr 1700 Faden, mithin nicht ganz eine halbe deutsche Meile.

Der als politischer Flüchtling in London lebende französische Advocat Ledru-Rollin, welcher auf die Aussage des jüngst in Paris verurtheilten Italieners Bartolotti vor den französischen Gerichten der Theilnahme an einem Complotte gegen das Leben des Kaisers angeschuldigt wurde (s. Nr. 33), hat bekanntlich schon früher jedwede Theilnahme an einem solchen Verbrechen öffentlich abgelehnt. Jetzt erklärt er nun in englischen Blättern weiter, daß auch die Aussage Bartolotti's, wonach dieser mit Ledru-Rollin bei Mazzini zusammengetroffen sein soll, auf völliger Unwahrheit beruhe.

Zugleich erzählt er, daß der in dem Pariser Processe abgehörte Zeuge Gereau schon i. J. 1853 unter anderem Namen ein Complott angezettelt, um dann die Theilnehmer zu verrathen, daß derselbe Zeuge 1853 Ledru-Rollin um Geld und Bons angesprochen, um Louis Napoleon in die Luft zu sprengen. Später sei es diesem Agenten der Pariser Polizei abermals gelungen, eine Verschwörung zu Stande zu bringen und 200 Opfer, die er denuncirte, dem Gefängniß zu überliefern. Sich selbst habe er zu vier Jahren Gefängniß verurtheilen lassen, um seinen Ruf wieder herzustellen. Zugleich nennt Ledru-Rollin einen andern französischen Polizeiagenten, der noch in diesem Jahre ein Complott anzettelte und etwa 100 einfältige Leute verführte, um sie dann zu denunciren. Auch dieser Agent habe, um den Schein zu retten, sich zu vier Jahren Gefängniß verurtheilen lassen. Was wird man wohl in Paris zu diesen Enthüllungen sagen?

Rußland. Aus Petersburg wird gemeldet, daß neuerdings die Reduction der kaiserlichen Garden um mehr als 30,000 Mann beschlossen worden sei. Das Regiment soll vier Obersten verlieren und auf 800 M. reducirt werden. Auch wird eine weitere Armeereduction als wahrscheinlich bezeichnet. Dagegen soll die Regierung im Begriff stehen, eine Flottille für die chinesischen Gewässer auszurüsten. — Der Tscherkessenführer Schemil hat den Russen einen Theil des Daghestan wieder abgenommen und die Verbindung zwischen Kislar und Derbend ist somit unterbrochen. Es scheint daher mit den jüngst aus Petersburg gemeldeten Waffenerfolgen der Russen nicht weit her gewesen zu sein, da Schemil aus den Gebirgen wieder bis zum Kaspisee, an dessen Ufern Derbend liegt, vordringen konnte.

Ostindien. Die neuesten Berichte aus Delhi reichen bis zum 27. Juni. Die Meuterer hielten sich noch in der Stadt, obgleich sie in mehren vor den Mauern derselben stattgefundenen Treffen zurückgeschlagen worden waren. Es haben neuerdings abermals Abfälle einheimischer Truppen stattgefunden, und auf die Treue der wenigen noch vorhandenen Regimenter können sich die Engländer nicht verlassen. Zahlreiche Insurgentenbanden durchziehen das Land und fordern die Bevölkerung zum Aufstande auf, doch hat sich diese bis jetzt nur an einzelnen Orten den Meuterern angeschlossen. Die englischen Offiziere und Beamten, denen keine ausreichende Zahl britischer Truppen zu Gebote steht, schweben in fortwährender Lebensgefahr, denn die aufständischen Soldaten morden jeden Europäer und schonen selbst Frauen und Kinder nicht. Im Lande verbreitete Proclamationen fordern die „Abschlachtung aller Christenhunde", und die Zahl der unglücklichen Opfer, welche diesem Fanatismus anheimgefallen, ist leider eine sehr ansehnliche. Die Engländer sehen sich unter diesen traurigen Umständen genöthigt, die blutigste Strenge walten zu lassen. Die gefangenen Anführer werden sofort aufgeknüpft, und sobald sich in einem einheimischen Regimente Spuren des Widerstandes zeigen, werden die Rädelsführer vor die Kanonen geführt und im Beisein der übrigen Soldaten durch Kartätschenschüsse getödtet.

Spittelfreuden.

(Aus den Erinnerungen eines Arztes.)

(Erzählung von Fr. Flügel.)

(Fortsetzung.)

Franz lebte auf, vom Glücke getragen; nicht nur in finanzieller Hinsicht verbesserte sich seine Stellung bedeutend, auch seine Künstlerehre hatte während der Bade-Saison einen bedeutenden Aufschwung gefunden. Eine von ihm zu Ehren eines im Bade weilenden als Mäcen der Tonkunst bekannten Fürsten componirte Serenade für zwei Violinen mit Orchestereinsatz war so beifällig aufgenommen worden, daß sie bei jedem Concert mit zum Vortrag gelangen mußte. Konnte es für Franz eine höhere Befriedigung geben? Und denselben günstigen Eindruck fand dies Musikstück auch in der Stadt unter Meinert's Direction. Nach B... zurückgekehrt, schwelgte Franz im Nachhall des Glückes der während der Bade-Saison ihm zu Theil gewordenen Auszeichnung als talentvoller Künstler; Meinert war sein bester Freund, und wenn ihm noch ein Wunsch blieb, den er gern erfüllt gesehen hätte, so war es der, die seltsame Melancholie, die während seiner Abwesenheit von seiner Gattin Besitz genommen hatte und sich in einem theils traurigen, theils unnatürlichen aufgeregten Wesen kund gab, verbannt zu sehen. Es war etwas Scheues in dem Benehmen der Frau, wie wenn sie große Furcht hege, ohne daß doch ein triftiger Anlaß zu einer solchen vorhanden gewesen wäre; die Aerzte, mit denen er darüber sprach, nannten es eine Nervenverstimmung und verordneten für's nächste Jahr die Kur in demselben Bade, wo Franz die Musikaufführungen leitete. Das war der einzige Kummer, den er jetzt hatte, dessen Abhülfe er jedoch von der Heilwirkung des Bades erwarten durfte.

Der Winter mit seinen Ballvergnügungen war vorüber, der Lenz herangekommen; lindere Lüfte schmeichelten der nur noch von wenigen Erstlingen vertretenen, aufgewachten Natur. Eines Tages saß Franz am Schreibtisch und schrieb ein neu von ihm componirtes Concertstück in's Reine. Seine Gattin saß am Fenster und strickte; sein kleiner Emil spielte zu seinen Füßen unter dem Tische mit hölzernen Soldaten. Meinert kam; Franz ließ sich nicht stören. Jener nahm die Violine und ging, dann und wann über Franzens Schulter aus der von diesem eben geschriebenen Partitur den Part der ersten Violine lesend, das Gelesene spielend, im Zimmer umher. Zuweilen folgte eine Pause; Franz schrieb ruhig fort. Einmal blickte er jedoch auf. Er wollte Meinert, der sich hinter ihm befand, etwas fragen; aber das Wort erstarb ihm im Munde. Im gerade gegenüber hängenden Spiegel bemerkte er, wie Meinert der am Fenster sitzenden Josephine Kußhände zuwarf und einige Zeichen machte, worauf diese mit einem fast unmerkbaren Kopfnicken zu antworten schien. Vielleicht würde diese auffällige Bemerkung, bei deren Anblick er fast versteinerte, eine Erklärung zwischen den Dreien herbeigeführt haben; doch da meldete das Dienstmädchen einen Fremden, der Franz zu sprechen verlangte.

Dieser Zwischenfall verhinderte von Seiten Franzens die Frage nach der Bedeutung dessen, was er gesehen. Als der Fremde, der ihn ungebührlich lange abgehalten, fort war, hatte Meinert lange schon das Zimmer verlassen, und Josephine befand sich mit dem Knaben im Nebengemache. Franz schämte sich, sie zu fragen; es sah ja, wie Mißtrauen gegen sie aus, und in Wahrheit, er hatte keinen Gedanken, der einem Zweifel an ihrer Treue geglichen hätte. Meinert war ein lustiger Lebemann; wer konnte wissen, was seine Zeichen bedeutet hatten. Vielleicht einen Scherz. So warf Franz einen Schleier über diese Erinnerung, schalt sich selber einen Thoren und fühlte sich nach wie vor glücklich in seiner zweifellosen Unbefangenheit.

Kurz vor seiner Uebersiedelung in das Bad wurde er jedoch aus dieser Ruhe aufgestört. Ohne bemerkt zu werden, hatte er eine Unterhaltung zweier seiner Musiker, die beim Chore in B... zurückgeblieben, angehört, in welcher auch sein Name mit dem Ausdrucke des Bedauerns genannt wurde. „Nun wird Meinert wieder den Herrn spielen," sagte der eine; „ich kann den Mann nicht vertragen; er hat so was Brüskes, als wäre er Rossini, oder Karl Maria von Weber; unser Director dagegen ist ein ganz anderer Musiker; gegen den muß sich der Meinert verstecken." „Ein niederträchtiger Patron ist der Meinert, ein Judas am Director," stimmte der andere bei...; „gegen mich soll er um Gottes willen nicht einmal grob werden wollen, wie es seine Manier ist; ich spiele ihm ein Presto auf, daß er sich verwundern soll. Wenn's der Director wüßte, daß dieser erste Violinist mit seiner Frau einig ist, er würde ihn zum Teufel jagen, und das verdient der schlechte Mensch auch. O, die hochnäsige erste Geige denkt wohl, das Waldhorn sei nur auf halbe Noten dressirt? Oho! wir blasen unsere Variationen mit Selbstbewußtsein und sind längst hinter seine geheimen Zweiunddreißigstel gekommen."

Franz lehnte todenbleich, nicht gesehen von ihnen, hinter einer Säule des Orchesters; der Athem schien seiner Brust entflohen zu sein; Schreck über das, dessen er Ohrenzeuge geworden, hatte ihn unbeweglich gemacht, und er hörte noch mehr; die Beiden hatten keine Ursache, ihre Bemerkungen gegen einander zu verschleiern; deshalb erschloß sich vor ihm ein Geheimniß, das ihn gleichwie ein Starrkrampf, beherrschte. Ein Mann, dessen Herz so voll von Glauben an die Tugend der Treue ist, verliert im ersten Moment der Entdeckung einer derartigen Täuschung allen Halt; die Ungewöhnheit, sich einen Betrug an seinem Herzen zu denken, macht ihn unfähig zu irgend einem Gedanken der Selbsterhebung; er giebt sich ohne Widerstand dem ungeheuern Wehe hin, das seinen Geist, sein Gemüth überlastet. Als das Concert begann, vor welchem Franz die oben erwähnte schreckliche Enttäuschung über sein Glück vernommen, bemerkten seine Musiker mit Staunen, daß er sich in einer ungewöhnlichen Zerstreuung befand. In das tief in's Herz hineinklingende Adagio der Freischütz-Ouverture mischte er sinnenwirr die aufjubelnde Melodie seiner von ihm componirten und mit so viel Beifall aufgenommenen Serenade, und als man ihn auf diese Verirrung aufmerksam machte, da richtete er, wie aus einem Traume erwachend, den Blick stier auf Meinert und brach in die Kniee; eine Ohnmacht hatte seine Sinne umhüllt, und man brachte ihn in seine Wohnung. Meinert leitete an seiner Stelle das Concert.

Was dem Manne geschehen, ahnte Niemand; der schnell herbeigerufene Arzt meinte, es sei eine Anwandlung von Schlagfluß gewesen; er mußte mehrere Tage lang das Bette hüten, und seine Frau zeigte eine unermüdliche Sorge bei seiner Pflege. Sie gönnte sich den Schlaf nicht und wachte des Nachts bei ihm. Diese Sorgfalt war rührend, und der Eindruck, den dieselbe auf den in tiefem Schweigen verharrenden Franz machte, wurde noch mehr gesteigert, als Josephine eines Nachts, im Wahne, er schlafe, über seine auf der Bettdecke ruhende Hand sich beugte, dieselbe mit leisen Küssen und mit Thränen bedeckte. Das konnte nur der Ausdruck der innigsten Liebe und der Furcht, ihn durch den Tod zu verlieren, sein, und dieser im Herzen Franzens mit Uebermacht jeden Gedanken an Treulosigkeit von ihrer Seite niederkämpfende Glaube machte ihn bald wieder gesund.

Wie hätte denn Untreue solche Thränen, solche Liebesäußerung haben können? Franz schämte sich seiner Schwäche, sie im Verdacht gehabt zu haben; er beobachtete tiefes Schweigen über die Ursache des ihm begegneten Unfalls. Mußte es nicht für sie eine schwere Kränkung sein, wenn er ihr das mitgetheilt hätte, was ihm ohne seinen Willen zu Ohren gekommen? Es wäre ein trauriger Dank für ihre aufopfernde Liebe gewesen. Gewiß, nur die Herzensschlechtigkeit der beiden Musiker konnte die Schmach ersonnen haben, die sie hinterm Rücken der Gelästerten über diese ausgossen. Meinert's Strenge war ihnen ein Dorn im Auge, und ihre Bosheit fand keine andere Weise, sich an ihm zu rächen, als indem sie ihn eines so abscheulichen Bubenstückes beschuldigten.

Ehe Franz nach dem Bade übersiedelte, empfingen die beiden Musiker ihre monatliche Kündigung, da der Zufall es günstig fügte, daß ein Paar andere Mitglieder für sie engagirt werden konnten. Josephine sollte nach Verlauf von sechs Wochen ihrem Manne in's Bad folgen, weil bis dahin die Person, welche statt ihrer die Haushaltung zu übernehmen sich erboten hatte, erst von ihrer bisherigen Verpflichtung frei ward. Franz lebte auf; der Glaube an die Tugend seines Weibes stand jetzt als eine auf Fels gegründete Wahrheit in seinem Herzen. Und dies machte ihn glücklich; alle seine Briefe an sie zeugten von dieser Empfindung. Schon war die letzte Woche vor Josephinens Ankunft bei ihm herangekommen, und er freute sich ihrer baldigen Anwesenheit, als das Gebäude seines Glückes mit einem Male in Trümmer brach.

Der nach seiner monatlichen Kündigungszeit vom Musikchore zu B... ausgeschiedene Waldhornist erschien bei ihm und machte ihm Enthüllungen über das unerlaubte Verhältniß zwischen Meinert und Josephinen.

Mehr todt, als lebend, fuhr Franz mit der Nachmittagspost nach B.... Tiefe Nacht ruhte über der Stadt, als er dort anlangte. Von Niemand bemerkt, betrat er seine Wohnung. Was in derselben vorging, blieb ein Geheimniß; nur dessen Folgen wurden bekannt. Am andern Morgen wurde Musikdirector Franz Heinsius an der Thüre seines geöffneten Zimmers in einem Zustande gefunden, welcher keinen Zweifel darüber ließ, daß er seinem Leben freiwillig hatte ein Ende machen wollen. Indeß der Selbstmordversuch war so wenig gelungen, daß man beim Aufheben in ihm noch Lebensspuren entdeckte und er unter ärztlicher Behandlung wieder in's Bewußtsein zurückgerufen wurde. Aber was Niemand zurückrufen konnte, war die Klarheit seines Geistes; man hatte ihn für das Irrenhaus gerettet.

Ueber die Ursache, warum er aus dem Badeorte nach seiner Wohnung in B... geeilt sei, um daselbst gleichsam unter den Augen seiner Gattin den Selbstmord an sich zu begehen, cursirten verschiedene Gerüchte; nur eins davon deutete eine Ahnung der Wahrheit an. Die Magd, in einer Kammer abseits auf einem Gange schlafend, behauptete, gegen Mitternacht in der Schlafstube ihres Brodherrn einen fürchterlichen Streit gehört zu haben, wobei sie seine Stimme ganz deutlich unterschieden und die Frau Directorin laut habe weinen hören. Sie, die Magd, habe sich in aller Angst angezogen; aber wie sie auf den Gang herausgetreten, sei Alles ruhig geworden und sie furchtsam wieder in ihr Bett geschlüpft. Damit stimmte die vor der Behörde von Frau Josephinen abgegebene Aussage überein, nur mit der Vervollständigung, daß sie auf dem Sopha eingeschlafen und nicht wenig überrascht gewesen sei, von ihrem Manne heftig aufgerüttelt zu werden. Er habe sie mißhandelt, bis es ihr gelungen, in das Schlafgemach zu entspringen, in das er ihr jedoch nicht nachgefolgt sei. Da sie unter vielen Thränen dabei blieb, den Grund seines auffallenden Benehmens gegen sie, mit der er doch bisher in einem tiefen glücklichen Frieden gelebt hatte, nicht zu wissen, kam man zu der Ueberzeugung, der Mann sei schon im Wahnsinne aus dem Badeorte abgereist. Dieß wurde durch mehrere Personen seines dortigen Musikchores bestätigt, die da aussagten, eine unerklärliche Unruhe während des Tages an ihm bemerkt zu haben; seine Antworten auf ihre Fragen und das und jenes seien gegen seine sonstige Gewohnheit confus gewesen.

Im Verlaufe eines Vierteljahres war auch dieses in so viel Dunkel gehüllte Ereigniß vergessen. Meinert hatte die Stelle eines Stadt-Musikdirectors erhalten, mit der Bedingung, einen kleinen Theil seines Einkommens an Frau Josephinen abzugeben. Indeß dieser lästigen Klausel ward er bald enthoben; denn sie verließ B... und verscholl bald in der Erinnerung der Stadtbewohner. Nach einer langen Reihe von Jahren entließ man Franz aus der Anstalt, da, um eine Zahl neuer Unglücklicher dieser Art aufzunehmen, Platz gebraucht wurde und diejenigen entfernt werden mußten, welche man als geheilt betrachten konnte. Wo sollte der fast sechzigjährige hülflose Mann ein Unterkommen finden? Das Mitleid erbarmte sich sein, und der Spittel eröffnete sich für ihn. Allen Beamten war er der liebste Bewohner des Hauses; seine Milde und Freundlichkeit, die Anspruchlosigkeit in seinem Wesen, die Accuratesse in seinem Aeußeren machten ihn beliebt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kanal durch die Landenge von Suez.

Seit einigen Jahren ist in den öffentlichen Blättern fast täglich die Rede von einer Durchstechung und vom Kanalisiren der schmalen Landenge, welche die nördliche Einbuchtung des rothen Meeres vom mittelländischen Meere trennt und als hemmende Schranke gegen eine directe Schifffahrt zwi-

schen Europa und Indien da liegt. Dieses Hinderniß hinwegzuräumen, wird eine der großen Aufgaben unseres Jahrhunderts sein. Noch vor Kurzem, bei Eröffnung der Eisenbahn von Laibach nach Triest, hat Freiherr von Bruck in dem frisch emporblühenden Hafen am adriatischen Meere sich in diesem Sinne ausgesprochen und Gewicht darauf gelegt, daß wir in einer Zeit leben, in welcher die Völker sich verbrüdern. Dagegen erklärte Lord Palmerston im englischen Parlamente wiederholt, daß Großbritannien sich der Ausführung jenes Kanals widersetzen, auf keinen Fall dieselbe befördern werde; auch glaube er nicht, daß die Kapitalisten seines Landes dem Unternehmen Vorschub zu leisten gedächten. Hier sind schroffe Widersprüche, und es verlohnt sich wohl der Mühe, den in vieler Beziehung hochwichtigen Gegenstand etwas näher zu betrachten.

Der Welthandel, welcher ohnehin in unseren Tagen eine so großartige Steigerung und einen größeren Umfang gewonnen hat als je zuvor, kann gewiß nur gewinnen, wenn der Seeschifffahrt kürzere Wege erschlossen werden, und wenn er bei Beförderung von Gütern Zeit, also auch Geld, erspart. Indien, der hinterindische Archipelagus, China und Australien, welche so viele werthvolle Erzeugnisse in den Verkehr liefern, erreicht ein Schiff gegenwärtig nur auf dem weiten Umwege durch den atlantischen Ocean; denn es muß um die Südspitze von Afrika herumfahren und gelangt dann erst in den indischen Ocean, in die Sunda-See und das chinesische Meer. Ist dagegen die Landenge zwischen Aegypten und Arabien durchstochen, so hat es von den Häfen im östlichen Becken des mittelländischen Meeres aus nur die Hälfte jener Strecke zurückzulegen. Es fährt dann binnen drei Tagen aus einem Meere in das andere, und das rothe Meer, nicht ganz vierhundert deutsche Meilen lang, führt geraden Weges zum indischen Ocean. Daß diese Strecke auf der Landkarte ungleich kürzer ist, als jene um das Vorgebirge der guten Hoffnung, erleidet nicht den mindesten Zweifel; es ist aber, unserer Meinung zufolge, eben so gewiß, daß sie für die Schifffahrt der Handelsvölker die Fahrten entweder gar nicht, oder doch nur sehr unbedeutend abkürzt und an Kosten Nichts erspart. In dieser Hinsicht hat man wissentlich oder unwissentlich sehr viele unhaltbare und falsche Behauptungen aufgestellt, die aus einem Blatt in's andere übergehen; wir wollen versuchen, sie einigermaßen zu berichtigen.

Die großen Handels- und Seemächte liegen in Europa und Amerika vorzugsweise am atlantischen Ocean, der als Hauptwasser für die Vermittelung des Verkehrs angesehen werden muß, von welchem aus alle anderen Theile des unseren Erdball umgebenden Meeres Antrieb und Leben empfangen. England, Deutschland, Skandinavien, Dänemark, der größte Theil Frankreichs, die Niederlande und Nordamerika liegen atlantisch, und in den Händen dieser Länder ist die Seeschifffahrt und der Welthandel zu acht Zehntheilen. Sie suchten den wirklich kürzesten und wohlfeilsten Transportweg auf und haben ihn bis jetzt auf dem atlantischen Ocean gefunden. Beim Suez-Kanale bleibt Amerika von vorneweg außer dem Spiele, weil dasselbe bei einer Fahrt nach Indien durch denselben räumlich Nichts ersparen würde; aber auch alle am atlantischen Meere gelegenen europäischen Häfen, selbst jene von Frankreich und Spanien, können bei einer Fahrt durch den Kanal weder an Geld, noch an Zeit Etwas gewinnen. Diesen Punkt, welcher den Ausschlag giebt, und auf den Alles ankommt, lassen die Befürworter des Kanalbaues gern unerörtert, weil durch ihn die hochfahrenden Hoffnungen, welche sie im Publicum rege gemacht haben, auf ein kleines Resultat zurückgeführt werden. Sie möchten die zur Herstellung des riesenhaften Unternehmens erforderlichen Gelder zum größten Theil gerade aus den atlantischen Handelsstaaten ziehen, wo im Allgemeinen ihre Pläne bis jetzt nur eine kühle Aufnahme gefunden haben. Die einfache Berechnung läßt sich nicht in Harmonie mit den sanguinischen Erwartungen bringen, für welche mit so großem Eifer Proselyten geworben werden sollen.

Die große Masse der Producte, welche aus Indien, den Sunda-Inseln, China und Australien kommen, werden nach England, Holland und Deutschland, theilweise auch in französische Häfen am atlantischen Ocean verschifft, und aus diesen Ländern gehen auch vorzugsweise die Ausfrachten nach dem Orient. Das Mittelmeer ist mit jenem fernen Orient nur ganz unbedeutend in directem Verkehr, und das wird auch nach Eröffnung des Suez-Kanals im Wesentlichen so bleiben. Diese projectirte Straße liegt im östlichen Winkel des mittelländischen Meeres, und ein Schiff, das aus Hamburg, London, Havre, Rotterdam, kurz, aus einem atlantischen Hafen nach Indien, Java, China und Australien will, hätte erst eine Fahrt von mindestens zwei Monaten und mehr zu machen, ehe es nur nach Aegypten an den Eingang zum Kanal gelangen kann. In derselben Zeit ist es aber auf dem weniger gefährlichen und freien atlantischen Meere schon bis nach der Südspitze von Afrika gelangt und hat, ohne Kosten zu bezahlen, freie Bahn vor sich. Im Kanal müßte es Gebühren bezahlen und hätte dann das für große Segelschiffe so äußerst gefährliche rothe Meer in einer Länge von 400 Meilen zu passiren, ehe es nur in den indischen Ocean gelangte. Es gebrauchte dazu von Hamburg aus, Alles in Allem gerechnet, mindestens 90 Tage, also beinahe so viel Zeit, als ein guter Segler braucht, um nach Singapore, oder Batavia zu kommen. Das rothe Meer hat enges Fahrwasser und sehr gefährliche Klippen; das Wetter ist nie angenehm. Die Winde sind eigenthümlich und stets entweder der Fahrt nach Süden, oder nach Norden entgegen, während in dem schmalen Wasser große Schiffe nur mit großer Mühe und Gefahr laviren können, wodurch ohnehin Zeitverlust und auch Kosten verursacht werden. Die Assecuranzen für Fahrten im Mittelmeere und im rothen Meere sind doppelt so hoch, als für jene im atlantischen Ocean, der überhaupt größere Vortheile darbietet.

Nimmt man dagegen ein Schiff, welches aus Marseille, Genua, Triest, oder Griechenland nach Indien fährt, so ist ein Suez-Kanal für dasselbe ein großer Vortheil, und es ist klar, daß alle Häfen am mittelländischen und adriatischen Meere von jener künstlichen Wasserstraße großen Vortheil haben werden. Wir wünschen deshalb im Interesse des allgemeinen Verkehrs sehr lebhaft, daß das große und wichtige Werk zu Stande kommen möge. Durch die Eisenbahnen, welche aus Nordeuropa bis Triest, Marseille etc. führen, werden dann manche nicht schwer in's Gewicht fallende Waaren, die den Transport auf Dampfschiffen tragen können, aus Indien und China über Suez ins innere Europa gelangen, z. B. Seide und Indigo. Aber die großen Hauptartikel werden sicherlich auch in Zukunft um das Vorgebirge der guten Hoffnung zu uns kommen; wir meinen Zucker, Thee, Gewürze, Reis, Kaffee, Taback etc. Die Länder am Mittelmeere haben keine geeignete Menge von Ausfrachtartikeln, wie Süd- und Ostasien sie verlangen; diese kommen vielmehr zumeist aus den atlantischen Häfen. Nicht einmal die atlantischen Dampfer würden an Zeit und Kosten bei einer Fahrt durch den Suez-Kanal ersparen und theilweise denselben gar nicht passiren können. Denn wenn der Versuch mit Dampfern, wie dem Großen Oriental, gelingt, der 600 Fuß lang sein wird, dann legen dergleichen Riesenschiffe die atlantische Fahrt doppelt so rasch zurück, wie gegenwärtig die größten oceanischen Dampfer, und die Häfen am Suez-Kanal könnten solche große Schiffe gar nicht aufnehmen. Er eignet sich am besten für kleine Schiffe, wie sie jetzt in den levantinischen Häfen allgemein sind, während die atlantischen Seefahrer für lange Fahrten vorzugsweise die weit einträglicheren größeren Fahrzeuge von 1000 bis 2000 Tonnen Tragfähigkeit verwenden. Diese großen Schiffe würden im rothen Meere stets schwierige Fahrt haben, während die kleineren durch die Klippen-Passagen in das Küstenwasser sich retten und dort sicheres Wasser aufsuchen können. Kleine Schiffe lohnen aber auf weiter und langer Fahrt nicht so gut wie große, und oft gar nicht.

Der Kanalbau wird ein Unternehmen von riesenhaftem Umfang sein, dessen Kosten sich auch nicht einmal annähernd veranschlagen lassen. Die technische Ausführung selbst ist möglich, sobald die Geldmittel nicht ausgehen. Von Seiten der Regierungen der großen seefahrenden europäischen Staaten ist bekanntlich eine aus Sachverständigen zusammengesetzte Commission an Ort und Stelle gewesen, um die Boden- und Meeresverhältnisse genau zu untersuchen, die Linie, welche die künstliche Wasserstraße nehmen soll, zu ermitteln, die Hafenpunkte zu bestimmen und dann über das Ganze ein technisches Gutachten abzugeben. Es lautet dahin, daß ein Kanal sich herstellen lasse; derselbe müsse nicht aus dem rothen Meere zum Nil geführt werden und diesen Strom im Delta benutzen, was von mehreren Ingenieuren früher befürwortet worden war, sondern in möglichst gerader Richtung von Meer zu Meer gehen. Als Endpunkte wurden Suez am rothen Meere und Pelusium am mittelländischen Meere ausersehen. Wir wollen auf die technischen Ermittelungen hier nicht näher eingehen, weil sie für unsere Leser nicht von erheblichem Interesse sein würden, und nur auf zwei Punkte hinweisen. Durch sorgfältige Messungen hat sich nämlich herausgestellt, daß die Annahme falsch ist, nach welcher der Wasserspiegel des rothen Meeres um nicht weniger als 30 Fuß höher läge, als das mittelländische Meer; vielmehr ergab sich, daß zwischen beiden kein Unterschied der Höhe vorhanden ist. In dieser Beziehung kann demnach das Unternehmen keine Schwierigkeiten darbieten.

Dagegen werden die Arbeiten an beiden Endpunkten einen ganz ungeheuern Aufwand an Geschicklichkeit, Arbeitskraft und Geld erfordern. Weder Pelusium, noch Suez haben einen Hafen; man müßte an beiden Stellen einen solchen erst künstlich schaffen. Bei Pelusium soll ein doppelter Hafendamm von nicht weniger, als 20,000 Fuß Länge, beinahe so weit wie von der Dresdner Elb-Brücke bis nach Pillnitz, in ein schlammiges Meer eine Meile weit hinaus gebaut werden, und dann fragt sich immer noch, ob die Schiffe eine sichere Einfahrt gewinnen. In Suez, das gar keinen Hafen, sondern nur eine sehr unsichere Rhede hat, welche über zwei Stunden weit von der Stadt entfernt liegt, soll ein ähnlicher kolossaler Hafendamm gebaut werden. Beide Endpunkte haben kein gutes Klima und ebensowenig gutes Wasser.

Das Alles sind gewichtige Bedenken. Die Kostenanschläge, welche natürlich erst annähernd gemacht worden sind, belaufen sich für das Werk auf 50 bis 80 Millionen Thaler; es kann aber Niemand sagen, ob sie nicht in der Wirklichkeit sich auf 150 Millionen Thaler und höher belaufen werden. Die Regierungen wollen eine solche Summe nicht zahlen, und die Paar Millionen, welche der Pascha von Aegypten zeichnete, sind der Totalsumme gegenüber unbedeutend. Es fragt sich, ob Kapitalisten ihre Gelder in ein gewiß für den Handel nicht unersprießliches Unternehmen stecken wollen, das zur Ausführung sicherlich 15 bis 20 Jahre in Anspruch nehmen wird, und weiter fragt sich, ob der Kanal rentiren kann. Das Letztere muß verneint werden, so lange das atlantische Meer nicht für überflüssig erklärt wird. Die Berechnungen, welche Herr von Lesseps in Bezug auf einen möglichen Kanalverkehr aufgestellt hat, waren von Anfang so phantastisch übertrieben, daß dieser Franzose selber eingestehen mußte, er habe seine Ziffer viel zu hoch gegriffen. Auch jetzt noch, bei seinen neuesten Aufstellungen, geht er in's Blaue hinein, und auf seine Angaben ist kein Verlaß.

Wir glauben, daß trotz allen Eifers, mit welchem man in Frankreich, Italien und Oesterreich für das Kanalproject thätig ist, um die öffentliche Meinung und Subscribenten zu gewinnen, der Anfang des Unternehmens noch in der Ferne liegt und die Ausführung natürlich nicht minder, auch wenn politische Rivalitäten sich nicht eingemischt hätten. Daß diese hinein spuken, kann dem an sich gewiß nützlichen Werke nur schaden. Die Franzosen betreiben die Sache am dringendsten, namentlich Herr von Lesseps, welcher vom ägyptischen Vice-Könige die Concession erhalten hat und seine Speculation möglichst populär zu machen wünscht. Man möchte die Actien über Pari bringen. Manche Franzosen haben bei dem Kanal auch den Hintergedanken, vermittelst desselben Aegypten abhängiger zu machen; es gilt ihnen für eine Art Vorwerk, von welchem aus sie dem indischen Reiche der Engländer ein Ende machen zu können glauben; dann, meinen sie, würden Alexandria und Pelusium einerseits, Marseille andrerseits Depôts für den großen Welthandel werden. Das sind indessen windige Phantasien. Wenn Lord Palmerston von dem Kanale Nachtheil für den Sultan und eine Lockerung des Verhältnisses besorgt, in welchem der Vicekönig zur Pforte steht, so erscheint uns das als ein nichtiger Vorwand, um ein Unternehmen zu hindern, das für England nie Schaden bringen kann, während es der ganzen Welt, so weit diese es benutzen will, nur Vortheil bringt, namentlich auch für einen großen Theil Deutschlands nicht gerade unersprießlich sein würde. Jede neueröffnete Handelsstraße bringt dem Verkehr Nutzen. Die Unabhängigkeit des Sultans von Konstantinopel ist ohnehin nicht vorhanden; wir sehen es ja jetzt wieder bei dem Streit um die Wahlen in der Moldau; und Aegypten würde morgen aufhören in Abhängigkeit von der Türkei zu stehen, sobald die Eifersucht der Großmächte den Dingen freien Lauf ließe. Wir sehen nicht ab, wie die Feindseligkeit Lord Palmerston's gegen den Suez-Kanal sich könnte rechtfertigen lassen; vielmehr sollte auch England wünschen, daß er zu Stande käme, wenn man ihm auch nicht zumuthen kann, das Unternehmen mit Geld zu fördern. Wie die nöthigen Mittel beschafft werden sollen, wer sich herbeilassen wird, so kolossale Summen zusammenzubringen, und ob sich überhaupt Kapitalisten finden, welche Gelder an das Unternehmen wagen, das müssen wir dahingestellt sein lassen. Nur so viel wissen wir, daß es sich lediglich um das Geld handelt; dieses entscheidet, ob ein Suez-Kanal gebaut werden kann, oder nicht; alles Andere steht in zweiter Linie.

Dresden, den 20. August.

— Bekanntlich dürfen nach der Verordnung vom 18. Mai d. J. ausländische auf den Inhaber lautende unverzinsliche Schuldverschreibungen oder Werthzeichen in Werthsabschnitten von zehn Thaler und darüber, mit Ausnahme des von fremden Staaten selbst ausgegebenen Papiergeldes, vom 1. Sept. an nur dann zu Zahlungen im Inlande gebraucht werden, wenn deren Aussteller in Sachsen Auswechselungsanstalten errichtet haben. Im Interesse unserer Leser theilen wir nun die Einlösungsstellen, welche acht fremde Banken in Gemäßheit jener Verordnung in Sachsen errichtet haben und resp. bis 1. Sept. a. c. errichten werden, nachstehend mit: 1) Für Noten der Weimarischen Bank: a) die Agentur der Weimarischen Bank zu Leipzig, b) die Herren Günther und Rudolph in Dresden, c) Herr Louis Benndorf in Chemnitz; 2) für Noten der Privatbank zu Gotha: Herr Heinrich Pückert in Leipzig; 3) für Noten der Lübecker Privatbank: die Herren Sieland u. Co. in Leipzig; 4) für Noten der Thüringischen Bank: a) Herr Joh. Gottfr. Müller zu Leipzig; b) Herr Josef Wallerstein in Dresden; 5) der Geraer Bank: a) die Agentur der Geraer Bank in Leipzig, b) die Agentur der Geraer Bank in Glauchau, c) Herr Johann Carl Seebe in Dresden, d) Herr F. A. Schröder in Plauen; 6) der Anhalt-Dessauischen Landesbank: vom 1. Sept. a. c. an, die Agentur der Anhalt-Dessauischen Landesbank in Leipzig; 7) für Noten der Rostocker Bank: vom 1. Sept. a. c. an, die Agentur der Anhalt-Dessauischen Landesbank in Leipzig; 8) für Noten der internationalen Bank in Luxemburg: vom 1. Sept. a. c. an, die Agentur der Koburg-Gothaischen Credit-Gesellschaft in Leipzig.

— Allgemeine und aufrichtige Theilnahme erregt das am 18. August Abends plötzlich erfolgte Hinscheiden des auch in weiteren Kreisen bekannten k. Vermessungs- und Telegraphendirectors F. K. Preßler. Derselbe wurde in Großschirma, wo er sich

auf einer Dienstreise befand, ohne vorheriges Unwohlsein von einem Schlaganfalle betroffen, der seinen sofortigen Tod zur Folge hatte.

— Am 18. Aug. früh sprang ein neunjähriger Knabe von der Brühl'schen Terrasse über das Geländer nach der Appareille herab, um sich zu tödten. Derselbe kam aber ohne alle äußerlich wahrnehmbare Verletzungen davon. Die Ursache zu diesem Selbstmordversuch soll eine versäumte Schularbeit gewesen sein.

— Aus dem Gerichtssaal. Am 12. d. M. ward Johann Gottlieb Adolph Schiffner aus Reppnitz bei Meißen, vom k. Bezirksgericht Dresden zu 1 Jahr 4 Monate Arbeitshaus verurtheilt. Nach fünfjährigem Aufenthalt in dem wegen mehrfacher Entwendungen bereits früher ihm angewiesenen Arbeitshause, hatte er sich ein ganz eigenthümliches Verfahren ausgedacht, um erst ja recht viel zu entwenden und dann hinterdrein sicher wieder in's bekannte Haus zu kommen. Eiserne Ketten hatte er so gedreht und gepackt, daß sie sich wie Geldrollen anfühlten. Damit ging er im März auf den Jahrmarkt nach Meißen und schwindelte da einem Schneider Rock und Hosen, einem Leinwandhändler Leinwand ab, gegen pfandweise Hingabe der angeblichen Geldrollen und eines angeblich mit Cassenbillets, in Wahrheit aber mit Moos, d. h. wirklichem nicht figürlichem, gefüllten Paquets. Auf dem Jahrmarkt zu Eisenberg im Mai d. J. wollte er es wieder so machen; Hosenzeug bekam er auch wirklich wieder, aber beim Handel um Leinwand ward er von dem vorsichtigen Verkäufer, der auf Oeffnung der ihm zum Tausch angebotenen Geldrolle bestand, ertappt und gefaßt. — Am 14. d. M. kam ein Nachtwächterscandal zur Verhandlung. Diesmal aber nicht wie gewöhnlich so, daß sich Jemand gegen den Nachtwächter, sondern umgekehrt so, daß sich dieser selbst vergangen hatte. Es ist ein Nachtstück aus Dresden, wenn auch nicht gerade sehr wichtiger, so doch für den davon Betroffenen augenblicklich unangenehmer Natur. In einer Februarnacht lustwandelte ein Herr im großen Garten. Zwei Nachtwächter stießen auf ihn und fragten ihn nach seiner Legitimation. Er hatte nichts bei sich und die Nachtwächter geleiten ihn zurück in die Stadt. Da gesellt sich ein dritter Nachtwächter, Vitzthum, zu ihnen, und räth den Andern, sie sollen den Herrn nach der Wache führen. Dieser sieht sich Vitzthums Nummer an, der Letztere aber sagt: „Gucken Sie nur nach meiner Nummer, eben die so schwindeln, gucken allemal nach der Nummer." Der Herr belangte den Nachtwächter hinterdrein wegen dieser Rede; und da Letzterer auch noch in der Untersuchung sich einer beleidigenden Aeußerung bediente, ward er vom Gerichtsamt in 2 Thlr. Strafe verurtheilt. Auf seinen Einspruch setzte das Bezirksgericht dieselbe wegen Geringfügigkeit der Beleidigung auf 20 Ngr. herab. — Am 18. Aug. ward der Handarbeiter und Agent Schleinitz aus Gorbitz in 1 Jahr Zuchthausstrafe verurtheilt. Er hatte den Aufenthalt eines Bekannten im Arbeitshause dazu benutzt, um an dessen Mutter einen, angeblich vom Sohne selbst geschriebenen Brief zu senden, worin sie gebeten wird, falls sie des Sohnes Strafzeit kürzen wolle, einem gewissen Müller durch Schleinitz 3 Thlr. zu geben. Die Mutter that das, Schleinitz aber bemerkte ihr, jener Müller verlange noch 2 Thlr. Auch diese erhielt Schleinitz, der natürlich ebenso den Briefschreiber als jenen gewissen Müller in seiner Person vereinigte. — Im Bezirksgericht Pirna ward am 11. d. M. ein merkwürdiger Fall verhandelt. Kaum sollte man's glauben, daß solcher Aberglaube, oder besser gesagt, solche Dummheit noch menschenmöglich ist! Eine Böhmin, Agathe Herrmann, ein Weib „wie auserlesen zum Kuppler- und Zigeunerwesen," die von Jugend auf zu den fahrenden Künstlerinnen gehört, mit Komödianten, Seiltänzern u. s. w. herumgezogen war, kam auf ihrer Rundreise durch Sachsen auch nach Mügeln bei Pirna. Dort ging sie in ein Bauergut, frug nach Milch und Eiern und wahrsagte dabei der Wirthschafterin aus der Hand. Dem Gutsbesitzer sagte sie, er habe schon vie Unglück gehabt, es müsse irgend Etwas in seinen Stall gebannt sein, das daran Schuld wäre, sie wolle es ihm vertreiben, wenn er Geld daran wende, je größere Stücke desto besser. Anstatt der Betrügerin sofort die Thür zu weisen, holte der Gutsbesitzer Geld. Das war der Betrügerin nicht genug, sie hieß ihn anderes bringen. Er holte nun 14 Thlr. und zwar ein zehnthäleriges Kassenbillet und vier harte Thaler. Das Weib packte die Summe scheinbar in Wolle, legte das Packet in den Stall, ließ den Gutsbesitzer die Mütze darauf decken und frug ihn: ob das Geld oder das Vieh zu Grunde gehen solle? Natürlich erwiederte jener: lieber das Geld. Nun hieß sie ihn niederknien und ein Vaterunser beten, während sie selbst deren drei hersagte. Als nun die Mütze weggenommen wurde, war des Gutsbesitzers Wunsch erfüllt — das Geld war verschwunden, nämlich in die Tasche der Betrügerin. Aber der Leichtgläubige dachte nicht daran und schenkte dem Weibe noch 20 Ngr. für ihren Zauberspuk. Sie ließ sich zur Hinterthür herausführen und befahl dem Gutsbesitzer vierwöchentliches Stillschweigen an, sonst werde Etwas vorfallen. Nun, es ist auch Etwas vorgefallen, nämlich die Arretur der Betrügerin und die Verurtheilung in drei Monate Gefängniß mit Entziehung warmer Kost auf $^2/_3$ der Strafzeit. So kommt doch die Bestimmung des Strafgesetzbuches, welche dem durch Benutzung abergläubischer Vorstellungen verübten Betruge geschärfte Strafe zuerkennt, nicht gar so selten zur Anwendung, als nach dem Bildungsstande unserer Bevölkerung in Stadt und Land zu hoffen wäre. Möchten derartige Fälle immer seltener werden, nicht in Rücksicht auf die Betrüger: in Rücksicht auf die Betrogenen ist das zu wünschen.

** Hänichen, 16. Aug. Heute früh um 1 Uhr kam in der beim Bergluft-Schacht gelegenen Körner'schen Cokebrennerei Feuer aus und es brannten die dazu gehörige Brennerwohnung sammt Expedition sowie ein dabei befindlicher Schuppen darnieder. Der Betrieb der Brennerei ist indessen durch dieses Brandunglück nicht gestört worden.

*Meißner Gegend, 19. Aug. Wie überall, so fehlte es dieses Jahr der Landwirthschaft während der geschäftsvollen Erntezeit sehr an Arbeitskräften, und wenn die Witterung im Ganzen nicht so günstig gewesen wäre, würden viele Landwirthe in Verlegenheit gekommen sein, den Segen der Felder zur rechten Zeit einzubringen. Da von der guten Bestellung der Felder und dem günstigen Einernten die Preise der Lebensmittel abhängen, einer Frage, bei der das gesammte Publikum interessirt ist, so dürfte es sehr zeitgemäß sein, wenn die Beurlaubungen des Militairs während der Erntezeit in noch ausgedehnterem Maße von der Militairbehörde gestattet würden. Da die Arbeitskräfte auf dem Dorfe während der Ernte sehr knapp waren, so wurden mehrfach Erntearbeiten während der Nachmittagsstunden des Sonntags, namentlich von kleinern Leuten vorgenommen, die in den Wochentagen bei den Gutsbesitzern vollauf beschäftigt sind. Es fehlte aber auch nicht an Anzeigen wegen Verletzung des Sabbathgesetzes und es mußte jeder der Betreffenden im einzelnen Falle 6 Thlr. 3 Ngr. 5 Pf. Strafe und Kosten zahlen, wovon 5 Thlr. in die Schulkasse kommen. In einem Orte hat die Schulkasse auf diese Weise gegen 50 Thlr. Strafgelder erhalten. Ein Häusler, der Sonntags früh einen Schiebebock voll Gras von seiner Wiese holte, mußte die gleiche Strafe zahlen, welche nicht viel höher sich belaufen haben würde, wenn das Gras gestohlen worden wäre, dafern man die Gefängnißstrafe in Geld anschlüge. Da im Gesindegesetz steht: der Dienstbote könne sich nicht entbrechen, zur Erntezeit auch Sonntags Namittags auf Anordnung der Herrschaft zu arbeiten und da die Erntearbeiten oft sehr dringlich sind, so haben jene Straffälle bei den Landleuten, denen sonst im Allgemeinen, wie die gefüllten Gotteshäuser bei dem Vormittagsgottesdienste beweisen, kirchlicher Sinn nicht abzusprechen ist, um so weniger Beistimmung gefunden, als Brennereien, Brauereien, Eisenbahnen u. s. w. von jenen Strafbestimmungen nicht betroffen werden. —

*Arnsdorf, 19. Aug. Heute früh wurde der berüchtigte und höchst gefährliche Dieb Klippel aus Neukirch, welcher in der Nacht zum 1. Juli aus dem Gefängnisse zu Bautzen entsprungen, beim Anhaltepunct Harthau durch das dort auf den Bahnzug wartende Publikum festgenommen. Ein Bewohner von Goldbach hatte Klippeln mit noch einem Genossen früh auf dem Felde gesehen und hiervon im Dorfe sofort Anzeige

gemacht. Man verfolgte beide Individuen und an obengenanntem Anhaltepuncte, wo die Passage gesperrt war, gelang ihre Festnehmung. Der mittlerweile herbeigekommene Gendarm brachte beide Arrestaten nach Bischofswerda. Am Sonntage ist unter Anführung der Obergendarmen eine große, aber vergebliche „Streife" nach Klippeln gehalten worden, an welcher sich eine große Menschenmenge aus der Nachbarschaft betheiligte.

T. **Dittmannsdorf** bei Nossen, 17. Aug. Heute früh ¾ 4 Uhr ging das Gut des hiesigen Gutsbesitzers Gottlieb Weinhold, in Flammen auf. Das verheerende Element zeigte sich zuerst in der Scheune und verbreitete sich schnell über die übrigen Gebäude, welche bald ein Aschehaufen wurden. Zwei Pferde, eine Kalbe, zwei Schweine, zehn Gänse und mehrere Hühner fanden ihren Tod in den Flammen. Von Haus- und Wirthschaftsgeräthen, Betten und Kleidungsstücken konnte auch nicht das Geringste gerettet werden. Auch vermißt man bis jetzt noch den Eigenthümer, und die ohnehin schon unglückliche Familie desselben befindet sich daher in höchst trostloser Lage. — Die Entstehungsursache ist bis jetzt noch unermittelt.

Schwarzenberg, 10. Aug. Der Gemeinderath zu Raschau, eines Dorfes, welches circa 2360 Einwohner zählt, hat eine Steuer von öffentlichen und Privat-Tanzvergnügungen für Gemeindezwecke, zunächst zu „Herstellung einer neuen Feuerspritze", eingeführt, die, nachdem sie die Genehmigung der Kreisdirection in Zwickau erhalten hat, vom 1. Aug. d. J. an in Kraft getreten ist. Nach dem Regulativ hat bei jeder öffentlichen Tanzbelustigung, welche in den dazu berechtigten Gasthöfen und Schänken abgehalten wird, jeder Gast, sei er männlichen oder weiblichen Geschlechts, einen halben Neugroschen zu entrichten. Es macht dabei keinen Unterschied, ob er am Tanz theilnimmt oder nicht. Auch wer nur den Tanzsaal betritt, hat die Steuer zu entrichten.

Mannichfaltiges.

Wunderbare Rettung. Der Eisenbahnzug von Nantes nach St. Nazaire sauste am 12. August mit einer Schnelligkeit von 40 Kilometer per Stunde dahin, als ein Wagenschlag plötzlich aufging und ein Kind von fünf Jahren, welches neben seiner Mutter saß, herausstürzte. Die Mutter stößt einen Schrei aus — man hört sie — aber ehe man den Zug anhalten konnte, hatte er schon 500 Meter durchlaufen. Man eilte der Stelle zu, wo das Unglück sich ereignete und wo man die Leiche des armen Kindes zu finden erwartete — als man in der Ferne das Knäblein gewahrte, welches, so schnell seine Beinchen es vermochten, dem Zuge nachlief. Wunderbarerweise hatte er bei seinem Sturz gar keinen Schaden genommen.

* **Die Auswanderung nach Algier**, für welche die Pariser Blätter seit einiger Zeit so eifrig wirken, ist jedem Deutschen **dringend zu widerrathen**, und man kann nicht scharf genug tadeln, daß hin und wieder in Flugschriften eine solche angepriesen wird. Die Sache hat zwei Seiten: eine ökonomische und eine politische. Was die erstere betrifft, so findet der Einwanderer nichts, das ihn befriedigen könnte und das er anderwärts nicht besser haben könnte. Algerien zählt 2½ Millionen Eingeborene, denen früher das Land gehörte, und die in jedem dorthin kommenden Europäer einen höchst unwillkommenen Eindringling sehen. Das Land selbst ist viel zu heiß für mitteleuropäische Menschen, und es erscheint sehr bezeichnend, daß die Franzosen, welche auswandern, nicht nach Algier, sondern nach Amerika gehen. Vor 27 Jahren ist Algier erobert worden, mehr als 200,000 Soldaten sind den Kabylen oder dem Klima erlegen, und der Geldaufwand, welchen diese Provinz verschlungen hat, beträgt mehr als 1500 Mill. Francs. Nach einem Besitz von länger als einem Vierteljahrhundert leben aber in dem großen Lande nur erst (1857) 167,670 Europäer, und von diesen sind **kaum die Hälfte Franzosen**. Fast alle Europäer wohnen in den Städten; die meisten sind aus Malta, Spanien und Italien. Von den Tausenden von Deutschen, welche so unverständig waren, sich nach Algier auf das platte Land verlocken zu lassen, sind kaum noch einige Hundert übrig, und diese in sehr wenig beneidenswerthen Verhältnissen. Die meisten starben elend an Fieber, Durchfall und aufgetriebenem Leibe; manche, und so noch jüngst viele Pfälzer, kehrten zurück in die Heimath und kamen dort als Jammerbilder an. Man darf sich darüber nicht wundern, indem selbst ein französisches Regierungsblatt (der Pariser Constitutionnel), der zur Auswanderung auffordert, doch eingestehen muß, daß Algerien, welches **jährlich etwa 40,000 Menschen aus Europa erhalten, alljährlich davon 35,000 wieder verliere**; er sagt, daß sie **verloren gehen durch Fieber, Heimweh und Entmuthigung.** — Was hat also der Deutsche dort zu erwarten? Jeder beantworte sich die Frage selbst. In Bezug auf die politische Seite wollen wir nur bemerken, daß der Deutsche doch viel zu gut ist, um sich zum Lückenbüßer für Franzosen herzugeben. Wir haben gar kein Interesse daran, den Franzosen Geld und Arbeitskraft zuzuführen und den Napoleonismus zu verstärken. Dieser mag sich mit den Franzosen behelfen. Will er Vormauern gegen die Atlasbewohner haben, so mag er sie in seinem eigenen Lande suchen; der Deutsche wird ohnehin nach den vielen kläglichen Versuchen nicht mehr so thörig sein, nach der französischen Lockpfeife zu tanzen. Wie viele deutsche Landleute würde Algerien auffressen, wenn wie die jährliche Lücke von 35,000 durch Fieber hinweggerafften und Heimweh oder Entmuthigung zu Grunde gerichteten Franzosen ersetzen sollten? Also: **nicht nach Algier, trotz aller lockenden Anpreisungen!**

Erledigte Schulstellen.

1) Die 7. ständige Lehrerstelle an der Annenrealschule zu Dresden, Coll.: der Stadtrath daselbst.

2) Die 2. Schulstelle zu Untersachsenberg (Markneukirchen), Coll.: die Schulgemeinde zu Untersachsenberg.

3) Die 10. Lehrstelle an der Bürgerschule zu Reichenbach (Plauen), Coll.: Herr Kammerherr v. Metzsch auf Friesen mit Reichenbach und der Stadtrath zu Reichenbach.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Rf.	Weizen nGr.	Roggen Rf.	Roggen nGr.	Gerste Rf.	Gerste nGr.	Hafer Rf.	Hafer nGr.	Erbsen Rf.	Erbsen nGr.
Dresden	August 17.	von	—	—	3	15	3	15	2	8	—	—
		bis	5	25	3	25	3	25	2	24	—	—
Bautzen	August 8.	von	5	5	3	7	3	5	2	5	—	—
		bis	6	7	3	20	3	15	2	15	5	10
Meißen	August 15.	von	5	10	3	15	3	5	2	2	—	—
		bis	5	12	3	22	3	10	2	16	—	—
Pirna	August 15.	von	5	20	3	12	3	6	2	5	4	15
		bis	6	10	3	25	3	12	2	16	—	—
Radeburg	August 19.	von	6	—	3	18	3	15	2	15	4	25
		bis	6	15	3	23	3	18	3	—	—	—
Roßwein	August 18.	von	5	15	3	25	3	—	2	2	—	—
		bis	6	15	4	6	—	—	—	—	—	—
Chemnitz	August 8.	von	6	25	4	—	3	3	2	16	4	8
		bis	7	10	4	8	3	15	2	20	4	18

Butterpreise in Dresden vom 15. bis mit 17. August 1857.
die Kanne 17 Ngr. 5 Pf. bis 18 Ngr. 5 Pf.
— in Pirna (15. August) 16 „ — „ „ 17 „ — „
— in Roßwein (18. August) 15 „ 2 „ „ 17 „ 2 „
— in Chemnitz (8. August) 17 „ 5 „ „ 18 „ — „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 85½ gesucht; dergleichen kleine 86 gesucht; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½% 102 angebot; desgl. von 1847 à 4% 98½ gesucht; dergl. von 1852 und 1855 à 4% 96½ gesucht; dergl. von 1852 4% à 100 Thlr. 99½ ges.; dergl. 1855 à 3% 80½ ges. Land-Renten-Briefe große 86½ ges.; dergl. kleine 88½ ges.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99½ ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 99 angeb.; kleine 99½ angeb.; dergl. à 3½% große — angeb., kleine — angeb.; dergl. 3½% große — angeb., kleine — angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 99½ ges.; kleine 99½ ges.; dergl. 3½% große und kleine 94 ges.

Preuß. 4½% Anleihe 100 ges.; dergl. 4% 93½ ges. Preuß. 3½% Staats-Schuld-Scheine 83½ ges.
Oesterr. 5% Nation.-Anleihe 83½ angeb.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 14 Ngr. — Pf., Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 5 Ngr. — Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99½.
Dresden, den 19. August 1857. **Ed. Rocksch.**

Quittung.

Für das **Wormser Luther-Denkmal** gingen ferner bei uns ein: Transport 11,240 Pf. 25 Pf. F.; 846 Pf. ges. in den Schulen Radeburgs durch Hrn. Cantor Hellriegel. Sa. 12,111 Pf.

Die Redaction d. S. Dorfz.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der E. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 34 nebst einer Beilage.)

Freitag, Nr. 35. 28. August 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 8, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Die deutsche Bundesversammlung, welche ihre Berathungen nach Ablauf der Ferien am 17. Oct. wieder beginnen soll, wird sich wahrscheinlich schon in den ersten Sitzungen mit der Entscheidung einer wichtigen Angelegenheit zu beschäftigen haben, welche schon gegenwärtig in den öffentlichen Blättern vielfach erörtert wird. Es ist dies die Erbauung einer festen Rheinbrücke zwischen Straßburg und Kehl. Bekanntlich hat die Regierung des Großherzogthums Baden mit Frankreich einen Vertrag abgeschlossen, wonach zur alsbaldigen Ausführung jenes Brückenbaues verschritten werden soll. Nun dürfen aber nach dem Bundesbeschluß vom 27. Febr. 1832 keine stehenden Brücken über Grenzflüsse des Bundesgebiets angelegt werden, sobald hierzu nicht die Genehmigung des Bundes ertheilt worden ist. Diese Genehmigung ist aber vor dem Abschlusse des obenerwähnten Vertrags nicht eingeholt worden, man hat sich vielmehr damit begnügt, vorher die Zustimmung einzelner Bundesregierungen zu erlangen, um dann später vor einer Zurückweisung beim Bundestage sicher zu sein. Wenn nun durch ein derartiges Verfahren die ordnungsmäßige Zuständigkeit der Bundescentralgewalt gewissermaßen umgangen worden ist und nur eine nachträgliche Zustimmung des Bundestags begehrt werden wird, so dürfte schon hierin für einzelne Regierungen ein Grund liegen, dem Plane entgegenzutreten. Noch erheblicher sind aber die militärischen Bedenken, welche einer steinernen Rheinbrücke zwischen Straßburg und Kehl entgegenstehen. Die ehemalige deutsche Reichsfestung Kehl ist 1815 geschleift worden und darf nicht wieder aufgebaut werden; gegenüber aber erhebt sich die gewaltige Festung Straßburg, und es würde sonach den Franzosen durch den projectirten Brückenbau der bequemste Weg gebahnt, werden, um auf deutschen Boden zu gelangen; denn die Rastatter Befestigungen würden einen von jenseits gedeckten Rheinübergang nicht hindern können. Nach dem Urtheile militärischer Sachverständiger wäre bei der Erbauung einer Rheinbrücke an bezeichneter Stelle Frankreich offenbar im größten Vortheil, und der deutsche Bund müßte nach Herstellung eines solchen Werks nothwendig daran denken, die Pässe des Schwarzwaldes zu befestigen, um den Südwesten Deutschlands zu decken. Derartige Befestigungen würden aber den Bundessäckel sehr stark in Anspruch nehmen, und die darauf zu verwendenden Kosten dürften wohl leicht die Vortheile überwiegen, welche dem deutschen Verkehr aus einer festen Verbindung mit der französischen Rheinseite erwachsen.

Nachdem die Union der Herzogthümer Gotha und Koburg an dem Widerspruche der koburger Abgeordneten gescheitert war, hatte die Regierung dem gemeinschaftlichen Landtage eine neue Vorlage gemacht, worin von einer totalen Vereinigung beider Länder abgesehen und nur insofern eine Vereinfachung der Verwaltung erstrebt wird, als das Staatsministerium mit den Geschäften der Oberaufsicht und der obersten Verwaltung betraut werden soll, während sowohl in Gotha als auch in Koburg einer besonderen Abtheilung die Besorgung der übrigen Regierungsgeschäfte verbleiben würde. Aber auch hiermit sind die Koburger, welche nun einmal in dem Fortbestehen einer eigenen Regierung ein besonderes Zeichen ihrer Selbstständigkeit erblicken, nicht zufrieden. Sie enthielten sich, indem sie behaupteten, die Frage gehöre vor die Sonderlandtage und nicht vor die gemeinschaftlichen Stände, der Abstimmung, und die gothaischen Abgeordneten stimmten der Regierungsvorlage allein zu. Es wird diese Angelegenheit nunmehr, soweit es sich dabei um einen Competenzstreit handelt, verfassungsmäßig durch den Spruch des Oberappellationsgericht zu Jena entschieden werden.

Die holsteinische Ständeversammlung hat ihre Berathungen über den neuen Verfassungsentwurf noch nicht beginnen können, da der mit der Begutachtung der Vorlage beauftragte Ausschuß seinen Bericht noch nicht erstattet hat. — Aus Altona wird berichtet, daß ein bedeutender Theil der königlich dänischen Armee nach dem Herzogthum Holstein marschirt. Es fällt diese Maßregel um so mehr auf, weil sie zu einer Zeit zur Ausführung gelangt, wo die holsteinischen Stände in Itzehoe versammelt sind. — Ein ungebetener Gast, von dem man in Deutschland lange nichts gehört, beginnt sich wieder zu zeigen; es ist dies die Cholera, welche im Laufe dieses Monats in Glückstadt mit ziemlicher Heftigkeit aufgetreten ist.

Preußen. Die Stadt Magdeburg ist von einer bedeutenden Feuersbrunst betroffen worden. Die Flammen brachen am 24. Aug. Abends gegen sieben Uhr in einem hart an der Elbe gelegenen fiscalischen Heu- und Strohmagazine aus und theilten sich schnell der dicht daran vorbeiführenden Brücke der Magdeburg-Wittenberg'schen Eisenbahn mit. Diese Brücke, ein nach dem neuen Princip construirtes Hängewerk, war ganz aus Holz erbaut, mit Theerbedachung versehen und daher ganz besonders geeignet, die Flamme zu nähren und fortzupflanzen. Die Bemühungen der Löschmannschaften, dies zu hindern, blieben erfolglos und die Brücke stand bald in ihrer ganzen Länge in vollen Flammen. Hierauf ergriff das Feuer auch die anderen, der Brücke zunächst liegenden fiscalischen Magazine und verbreitete sich von dort nach den Privatgebäuden, so daß in wenigen Stunden 26 Gehöfte, ohne die Seiten- und Hintergebude, in Asche gelegt wurden. Unter den niedergebrannten Gebäuden befindet sich auch das erst vor wenigen Jahren neuerbaute städtische Schulhaus. Der angerichtete Schaden läßt sich, wie der Magdeburger Correspondent berichtet, noch gar nicht taxiren; er beläuft sich aber auf eine sehr beträchtliche Summe, da die königlichen Magazine einen erheblichen Umfang hatten und mit Korn, Heu und Stroh angefüllt waren. Die zerstörte Brücke war ein sehr kostbarer Bau, doch soll dieselbe mit 85,000 Thlrn. versichert sein; durch ihre Einäscherung ist die Verbindung zwischen dem äußeren und inneren Bahnhofe unterbrochen, was sehr störend auf den Verkehr einwirken wird. Unter den Abgebrannten befinden sich viele kleine Leute, welche alle ihre Habe verloren haben.

Das furchtbare Brandunglück zu Bajanowo, durch welches über 2000 Personen obdachlos geworden und mehr als dreißig Menschenleben verloren gegangen (s. Nr. 34), ist durch Frevlerhand herbeigeführt worden. Am 18. Aug. hat man einen Stellmacher in jener Stadt festgenommen, welcher der Brandstiftung angeschuldigt wird. Das Haus des Angeklag-

ten sollte wegen einer Schuld von 60 Thlrn. subhastirt werden; um dies zu verhindern soll er, nach der Aussage seiner eigenen Frau, das Nachbarhaus angezündet haben.

Schweiz. Die neulich aus Genf gemeldete Vergiftungsgeschichte (s. Nr. 34) erhält jetzt folgende Erklärung: Ein Bauer in einem benachbarten savoyischen Dorfe hatte aus niedriger Rachsucht den Hühnern seines Nachbars, mit welchem er in Feindschaft lebte, mit Arsenik gemischtes Futter gestreut. Als der Nachbar am frühen Morgen einen Theil seiner Hühner todt, einen anderen sterbend daliegen sah, beschloß er, allerdings ohne die Ursache des Unfalls zu kennen, den Thieren schnell den Hals abzuschneiden, um es geschlachtet auf den Wochenmarkt nach Genf zu bringen. Der Hühnermörder seinerseits, von den möglichen Folgen seiner That geängstigt, wußte der Genfer Behörde eine anonyme Denunciation seines Nachbars zugehen zu lassen, die dann, wie gemeldet, die Verhaftung desselben und die Abwendung des Unglücks zur Folge hatte. Hoffentlich wird eine strenge Ahndung nicht ausbleiben.

Die Schweizer, welche kaum die Neuenburger Angelegenheit abgethan, sehen jetzt einen sehr alten Rechtsstreit wieder aufleben, nämlich den Streit um den Besitz des Dappenthals. Diesen Besitz machen sich Frankreich und die Schweiz schon seit fünfzig Jahren streitig und beide Theile haben Rechtstitel für sich, so daß die Sache nur durch Vermittelung geschlichtet werden kann. Das Dappenthal ist klein und zählt nur 150 Einwohner; aber es hat eine besondere strategische Bedeutung und ist für den Schutz der Schweiz von großer Wichtigkeit. Obwohl der Streit noch ungeschlichtet ist, so wurde das Dappenthal doch bisher zum Kanton Waadt gerechnet und Frankreich begnügte sich damit, die durch jenes Thal führende Straße, welche auf französische Kosten gebaut wurde, als sein Eigenthum zu betrachten. Jetzt hat ein eigenthümlicher Umstand zur Erneuerung des Streites geführt. Die bösen Schuldner des Dappenthales stellten sich nämlich, wenn sie ihre waadtländischen Gläubiger bezahlen sollten, unter das französische Gesetz und fanden hierin bei den französischen Amtsstellen Schutz. Dies hat die schweizerische Bundesbehörde veranlaßt, die Unterhandlungen wieder aufzunehmen. Die Nachricht, daß die Franzosen das Thal bereits besetzt haben, scheint bis jetzt der Begründung zu entbehren.

In Schönengrund (Appenzell) ist es der Polizei gelungen ein Nest von Mormonen auszunehmen, ehe diese wunderlichen Heiligen ihre Reise nach dem weiten Salzsee anzutreten vermochten.

Frankreich. Die Neuigkeiten aus Paris sind von keiner Bedeutung, wozu die Abwesenheit des Kaisers wohl ihren Theil beiträgt. An der Börse herrscht seit einiger Zeit eine auffällige Stille; die Entwerthung der Staats- und industriellen Creditpapiere nimmt immer mehr zu und die Speculanten lassen die Flügel hängen. Die Börse gleicht einer ausgepreßten Citrone und der maßlose Schwindel scheint endlich seine Grenzen gefunden zu haben. — Die öffentliche Aufmerksamkeit wendet sich dem großen militärischen Schauspiel zu, welches im September in der Umgebung von Chalons stattfinden wird. Mehr als 7000 Menschen arbeiten dort seit einigen Wochen Tag und Nacht, um auf einem Flächenraume von 15,000 Hectaren das große Lager herzurichten, in welchem die hierzu bestimmten Truppen bis zum 30. Aug. versammelt sein werden. Der Kaiser, welcher dort den Besuch des Gemahls der Königin von England erwartet, wird mit aller Pracht auftreten und es sind zum Transport des kaiserlichen Mobiliars allein hundert Wagen erforderlich gewesen.

In Joigny ist gegenwärtig ein eigenthümlicher Proceß anhängig. Ein dort kürzlich gewählter Deputirter der Opposition, Namens Javal, hat nämlich den Maire einer Gemeinde seines Wahlbezirks angeklagt, die Abstimmung verfälscht zu haben. Um dies zu beweisen, hat Javal 60 Zeugen citirt, die alle beschwören wollen, für ihn gestimmt zu haben, während der Maire ihn nur 38 Stimmen zukommen ließ. Der Proceß scheint große Sensation zu erregen; jedenfalls kommt er der Regierung sehr ungelegen.

Spanien. Es ist wieder stark davon die Rede, daß die Königin Christine nach Madrid zurückzukehren gedenke. Es würde diese Rückkehr jetzt kaum Widerspruch finden; denn wenn früher das Erscheinen der Königin-Mutter am Hofe ihrer königlichen Tochter um deswillen Besorgniß unter dem Volke erregte, weil man wußte, daß sie allen ihren Einfluß auf die Abschwächung des constitutionellen Wesens verwendete, so sind diese Bedenken jetzt nicht mehr vorhanden. Die Reaction hat so vollständig gesiegt, daß ein weiteres Rückwärtsgehen nicht gut möglich ist. Ja man behauptet sogar, daß die Königin Christine, welche als eine sehr kluge Frau bekannt ist, trotz ihrer Vorliebe für das absolute Regiment, der Königin und ihren Ministern gerathen habe, den Bogen nicht allzustraff zu spannen und namentlich dem Klerus nicht zu viel Einfluß zu gestatten. — Der Streit zwischen Spanien und Mexiko, welcher bereits als ausgeglichen betrachtet wurde, scheint von Neuem aufzuleben, da die mexikanische Republik sich noch nicht geneigt gezeigt hat, die zugesagte Genugthuung wirklich zu geben. Wie versichert wird, so hat sich die genannte Republik durch einen mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika abgeschlossenen geheimen Vertrag den Rücken zu decken gesucht.

Großbritannien. Die Vertagung des Parlaments ist durch die umfänglichen Debatten über das neue Ehescheidungsgesetz um eine Woche länger hinausgeschoben worden; sie wird erst am 28. Aug. stattfinden. Nach einer von Lord Palmerston im Unterhause abgegebenen Erklärung ist es leicht möglich, daß im Laufe des nächsten Winters das Parlament wieder einberufen wird. Die indischen Angelegenheiten nehmen die volle Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch und es werden alle Anstrengungen gemacht, um den Aufstand in Bengalen in möglichst kurzer Zeit zu unterdrücken. Die Stärke des in England befindlichen Heeres ist durch die bedeutenden Truppensendungen nach Indien von 40 auf 14 Linien-Infanteriebataillone herabgesunken und es sollen daher sofort außer der einzuberufenden Miliz 20 neue Infanteriebataillone ausgerüstet werden.

In London ist die betrübende Nachricht von dem Tode unseres sächsischen Landsmannes, des muthigen Reisenden Dr. E. Vogel aus Leipzig, eingetroffen. Derselbe wurde bekanntlich 1853 zur Führung einer Expedition nach Centralamerika berufen und ist jetzt ein Opfer seiner beschwerlichen und gefährlichen Aufgabe geworden; er wurde, wie es in der von der „Times" als amtlich bezeichneten Mittheilung heißt, auf Befehl des Sultans von Wadai enthauptet. Der berühmte Reisende, ein Sohn des verdienten Bürgerschuldirectors Dr. Vogel in Leipzig, war am 7. März 1829 geboren.

Türkei. Der Sultan befindet sich gegenwärtig unter der fünffachen Vormundschaft fast in einer noch übleren Lage als früher, wo er sich nur des russischen Einflusses zu erwehren hatte und dabei meist auf die Unterstützung der anderen Großmächte rechnen konnte. Nachdem sich England mit Frankreich ausgeglichen und auch Oesterreich, um nicht allein zu stehen, nachgegeben hat, bleibt der Pforte nichts weiter übrig, als auch ihrerseits in die Annullirung der moldauischen Wahlen zu willigen. Doch wird dies nicht so schnell gehen, da die Bildung eines neuen Ministeriums erfolgen muß, indem die Mitglieder des jetzigen Kabinets füglich nicht eine Concession zugestehen können, die sie vor wenigen Wochen hartnäckig verweigerten. Die türkischen Staatsmänner sind aber ohnehin dünn gesäet und es werden von ihnen nur Wenige Lust haben, sich zum Spielball der europäischen Diplomatie herzugeben. — Die Vertreter der vier Mächte, welche die diplomatische Verbindung mit der Pforte abgebrochen, haben sich zwar reisefertig gemacht und so den Türken den Glauben beigebracht, als handele es sich wirklich um den Wiederausbruch eines orientalischen Krieges, allein es ist bei der Drohung geblieben und keiner von ihnen hat die türkische Haupt-

stadt verlassen, da der schnellfüßige Telegraph ihnen aus London und Paris die friedfertige Lösung des Streites ankündigte. Ob von den Diplomaten, welche sich bei der Wahlfrage am lebhaftesten betheiligten, einer oder der andere wird zurückberufen werden, ist noch nicht entschieden; fast scheint es aber, als sollte, trotz des unangenehmen Intermezzo's, Alles beim Alten bleiben. — In der Moldau sollen vor einer Neuwahl die Wahllisten revidirt werden; in der Walachei sind die Wahlen zum 1. September ausgeschrieben.

In einem Schreiben aus Jerusalem vom 1. Aug. wird berichtet, daß in der Nähe dieser Stadt unter der ländlichen Bevölkerung Unruhen ausgebrochen sind, welche eine größere Ausdehnung anzunehmen drohten. Den Anlaß zu diesen Auftritten hat die **Blutrache** gegeben, jene barbarische Sitte, welche bei den Arabern und andern Völkern Asiens noch eben so heimisch ist, wie in Afrika und Amerika. Wenn ein Mord geschieht, so suchen die Verwandten des Ermordeten diese That durch die Tödtung des Mörders oder seiner Verwandten zu rächen; oft wird die Blutrache Jahre lang gesucht und gegenseitig fortgesetzt, so daß nicht selten ganze Stämme in die langwierigsten Fehden verwickelt werden. In vorliegendem Falle waren in vierzehn Tagen bereits 22 Männer und zwei Frauen als Opfer der Blutrache gefallen.

Asien. Auch die neuesten Nachrichten aus **Indien** lauten wenig tröstlich für die Engländer. Das von den Meuterern besetzte Delhi war, wie unterm 21. Juli aus Kalkutta geschrieben wird, noch nicht gefallen. General Barnard, welcher die Belagerung dieses Platzes leitete, ist ebenso wie der letzte Oberbefehlshaber der englischen Truppen an der Ruhr gestorben. Im Königreiche Audh, welches die Engländer erst im vorigen Jahre dem Reiche einverleibten, ist der Aufstand der Truppen allgemein, und da dort die britische Herrschaft noch nicht festen Fuß gefaßt hat, so ist es sehr wahrscheinlich, daß auch die Bevölkerung mit den aufständischen Soldaten gemeinschaftliche Sache gemacht hat. Die Entschlossenheit des englischen Commandeurs, Sir Henry Lawrence's, hatte dort mit Mühe die Ruhe aufrecht zu erhalten gesucht; endlich aber mußte er sich mit seinen Truppen nach der Hauptstadt Lucknow zurückziehen, wo er nach den neuesten Nachrichten an den bei einem Ausfalle erhaltenen Wunden verstorben ist. In Cawnpore wurde die englische Besatzung niedergemetzelt und die Offiziere, welche sich durch die Flucht zu retten suchten, wurden unterwegs von den Meuterern getödtet. Einzelne Flüchtlinge haben sich wochenlang unter den größten Gefahren für ihr Leben in Gebüschen und Feldern verborgen, ehe es ihnen gelang, eine sichere Zufluchtsstätte zu finden. Ueberall, wo die Meuterer einen Europäer begegnen, stoßen sie ihn nieder, und in den meisten Fällen werden die Unglücklichen vorher noch in barbarischer Weise gemartert. In einem Briefe aus Kalkutta heißt es: „Die überall in Indien stattgefundenen Gräuel bin ich nicht im Stande zu beschreiben. Die Wilden auf den australischen Inseln hätten nicht verüben können, was diese Meuterer begangen haben. Frauen und Kinder wurden niedergemetzelt und zerhackt; junge Mädchen, 14, 15 oder 16 Jahr alt, wurden geschändet, ihnen einzelne Glieder abgeschnitten und das Fleisch der Opfer den Hunden vorgeworfen. Solche und viele ähnliche Handlungen wurden an englischen Frauen und Mädchen, oft vor den Augen ihrer Aeltern verübt." Die Bewegung ist von den Mohammedanern ausgegangen, denen sich die Hindus angeschlossen haben, deren Priester den Haß der Eingeborenen gegen die Engländer bis zum Fanatismus zu steigern wissen. Der ganze Aufstand ist längst vorbereitet, denn überall handeln die Meuterer nach einem festen, vorher verabredeten Plane. Seit lange haben Aufwiegler im Geheimen das Land durchzogen und schon als die Engländer den letzten Krieg in der Krim führten, soll der Plan unter den Eingeborenen entstanden sein, die englische Herrschaft zu vernichten. Einzelne Correspondenten fügen noch hinzu, daß die jetzige Krisis ebenso wie die Verwickelung in Persien von russischen Agenten herbeigeführt worden sei, eine Behauptung, die sich freilich bis jetzt nur auf Vermuthungen zu stützen scheint. Ein Glück für die Engländer ist es übrigens, daß bis jetzt die Präsidentschaften Madras und Bombay ruhig geblieben sind und es ihnen somit möglich wird, ihre gesammten militärischen Kräfte auf die Unterdrückung des Aufstandes in Bengalen zu verwenden. Wenn Madras und Bombay revoltirt, so wäre es um die Herrschaft Englands in Indien geschehen und man müßte von Neuem an die Eroberung des Landes gehen. Im Allgemeinen muß man den englischen Waffen den besten Erfolg wünschen, denn wenn auch die britische Regierung in Indien unbestritten viele Fehler gemacht hat, so gebührt ihr doch unzweifelhaft das Verdienst, jene ausgedehnten Ländereien der Barbarei entrissen zu haben, in welche sie unfehlbar wieder zurückfallen würden, wenn die einheimischen Fürsten jemals wieder zur unbeschränkten Herrschaft gelangen sollten.

Aus Konstantinopel kommen jetzt ausführliche Berichte über den Sieg, welchen der Tscherkessenhäuptling Schemyl über die Russen erfochten hat (s. Nr. 34). Hiernach muß das Treffen außerordentlich blutig gewesen sein, denn der Verlust der Russen wird auf 3000—4000 Mann angegeben und es soll den Bergvölkern hierbei eine Menge Munition, Kanonen und Bagage in die Hände gefallen sein. Merkwürdig ist auch die Angabe, daß 5000 russische Deserteurs unter Schemyl fechten. Letzterer ist durch jenen Sieg wieder Herr des Theiles von Daghestan geworden, den er bereits i. J. 1843 eroberte, als er 13 Forts einnahm, deren sich die Russen erst nach 12jährigem Kampfe und ungeheuern Opfern von Menschen und Geld wieder bemächtigen konnten. (Die neuesten Berichte melden, daß es den Russen gelungen sei, den Tscherkessen eine der eroberten Festungen wieder abzunehmen.)

Der englische Gesandte Murray ist in Teheran wieder eingezogen; er verlangt nachdrücklich die im letzten Friedensvertrage ausbedungene Räumung Herat's, zu welcher sich die Perser noch immer nicht bequemen wollen, da sie sehen, daß die Engländer in diesem Augenblicke außer Stande sind, Gewalt gegen Persien zu brauchen.

Amerika. Auf St. Domingo ist eine Revolution ausgebrochen. Bekanntlich hat sich i. J. 1844 der bei weitem größte (circa 850 Q.-M. umfassende) Theil der Insel gleichen Namens zu einer selbstständigen Republik constituirt, während die andere Hälfte das Kaiserthum Haiti bildet und vom Kaiser Solouque regiert wird. An der Spitze der Republik, über deren innere Zustände bisher nur wenig bekannt wurde, steht der Präsident Baez, dessen Regierung durch die gegenwärtige Erhebung gestürzt werden soll. Die nördlichen Provinzen haben sich von dem Süden losgerissen und in St. Jago eine provisorische Regierung begründet; es sollen bereits Truppen nach der Hauptstadt St. Domingo ausmarschirt sein, um den Präsidenten zu stürzen. Die Insurgenten haben ein langes Sündenregister der Regierung veröffentlicht, worin diese angeklagt wird, daß sie die persönliche Freiheit verletzt, Bürger willkürlich zur Haft und Verurtheilung gebracht, die Presse unterdrückt und Verschwörungen erdichtet habe, um ihrer Gewaltherrschaft einen passenden Vorwand zu geben; ferner wird die Regierung angeschuldigt, daß sie das Land mit Papiergeld überschwemmt und durch Vernachlässigung der Schulen die Nation in Unwissenheit habe versinken lassen etc. — Der Aufstand wird wahrscheinlich sehr nachtheilig auf die Einbringung der beträchtlichen Tabakernte einwirken, da es hierzu an den nöthigen Arbeitern fehlt.

Afrika. Der Bey von Tunis wird in nächster Zeit wieder einen unwillkommenen Besuch erhalten, denn der Fanatismus seiner Unterthanen hat abermals Anlaß zu blutigen Auftritten gegeben, welche Frankreich und England nicht ruhig hingehen lassen werden. Ein Jude war nämlich in einem Kaufgewölbe der Hauptstadt mit einem Tunesen in Streit gerathen, welcher bald in einen argen Exceß ausartete, da der Tunese seine Glaubensgenossen herbeirief und sie gegen den Juden aufhetzte. Letzterer wurde sofort niedergemetzelt; allein

damit begnügte sich die aufgeregte Menge nicht, sondern es wurden noch mehre Juden und Christen gemißhandelt und einige davon getödtet. Dann drang der Pöbel in die Magazine, plünderte dieselben und griff schließlich sogar das englische Consulatsgebäude an. Die Thore der Stadt mußten geschlossen werden, um die Ruhe wiederherzustellen, und die Vertreter Frankreichs und Englands verlangen nun Genugthuung für diesen Frevel. Die französische Regierung hat bereits zwei Kriegsschiffe vom Mittelmeergeschwader nach den tunesischen Gewässern geschickt und England wird vermuthlich diesem Beispiele folgen.

Spittelfreuden.

(Aus den Erinnerungen eines Arztes.)

(Erzählung von Fr. Flügel.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Zwei Jahre waren dem guten Heinsius so vergangen, als er eines Tages unter seinen Gefährten im großen Spittelgarten mit gellendem Schrei auf einen neuen Ankömmling unter ihnen zueilte. Meinert, der Störer seines ehelichen Glückes, war es. Obwohl das Glück ihm gelächelt, er, wie schon erwähnt, die Director-Stelle beim Stadt-Musikchore erhalten und auch eine höchst vortheilhafte Heirath in eine sehr angesehene Bürger-Familie gethan hatte, vergaß er sich doch so sehr, daß er im Verlauf der Jahre, seiner Neigung zu einem lüderlichen, wüsten Leben nachgebend, von der Behörde als unfähig seiner Stelle erklärt, derselben entlassen und auf Antrag seiner Frau von dieser geschieden worden war. Herumschweifend und öfters auf Schub nach B... zurückgebracht, gehörte er unter die tief Verkommenen, und das einzige Mittel, sich seiner zu entledigen, bestand in Versorgung. In Rücksicht seiner ehemaligen Stellung fand man den Spittel für ihn als das beste Asyl.

Kein Haß, keine Rache gegen ihn war mehr in Franzens Herz. Wie eine Reliquie aus der Zeit seines Glückes, betrachtete er den Zerstörer desselben; er liebte ihn, weil sie, die treulose Josephine, ihn geliebt hatte. Gewiß, es ist seltsam; aber wer kann die wunderbaren Seelenwandlungen erforschen, in denen oft die Hebel zu dem unerklärlichsten Thun der Menschen beruhen? Das größte Räthsel irdischer Schöpfung ist des Menschen Geist und Denken; es füllt den unermeßlichen Raum zwischen Himmel und Hölle. Auf inständiges Bitten Franzens wurde genehmigt, daß beide Musik-Directoren ein Zimmer zusammen bewohnen durften. Franz war glücklich durch die Erfüllung seines Wunsches. Auch Meinert schien es geworden zu sein; wenigstens deutete seine letzte Stunde die Erkenntniß an, wie schwer er an Dem gefrevelt hatte, der als Freund mit thränendem Auge an seinem Lager stand und ihm zurief: „Grüße sie!... ich komme bald nach zu ihr."

In den wenigen Worten lag das Geheimniß seines Herzens; er hatte sie wahrhaft und innig geliebt. Aber auch einen Einblick in das Geheimniß jener mitternächtlichen Stunde vergönnten mir diese Abschiedsworte. Eine entsetzliche Erklärung mochte unter den Dreien stattgefunden haben, so überwältigend entsetzlich, daß ihm der Gedanke an Selbstmord der einzige Ausweg schien. Franz deutete in seiner Erzählung nur leise das furchtbare Ereigniß dieser Mitternachtsstunde an; ich vervollständige dessen Schilderung nach den von mir deshalb in B... eingezogenen Erkundigungen.

III.

Die Einsamkeit, in die sich nach Meinert's Tode der arme Franz Heinsius versetzt sah, konnte nicht ohne großen und nachtheiligen Einfluß auf ihn bleiben, und als der Frühling wieder mit milden Lüften die Erde wach küßte, nahm seine Schwäche immer mehr zu. Er konnte nur mit Mühe allein gehen. Da ihm Schlaf mangelte, so verordnete ich ihm, in den warmen, sonnigen Mittagsstunden sich eine kleine Promenade im Garten zu machen; es werde ihn stärken, sagte ich. Seine guten, blauen Augen richteten sich, wie immer, freundlich auf mich; er deutete unter seine Füße und entgegnete: „Das wird die beste Stärkung für mich sein." Freilich hatte er Recht; aber der Arzt hat den Beruf des Hoffnungspendens für's Leben und darf nicht einstimmen in die entgegengesetzte Ueberzeugung des Hinwelkenden.

Eines Morgens ließ der Inspector der Anstalt mich zu sich einladen. Ich fand einen jungen, sehr hübschen Mann bei ihm, der kaiserlich russischer Kammer-Musicus erster Klasse und Sohn des armen Spittelmannes Franz Heinsius war. Welche Ueberraschung! Da er zu der Ueberzeugung gelangte, daß ich so ziemlich von der Ursache des Unglücks seines Vaters unterrichtet war, ergänzte er mein Wissen durch Folgendes: Auf welche Art seine Mutter nach Königsberg in Preußen gekommen war, wußte er nicht. Mühselig durch ihrer Hände Arbeit hatte sie ihn erzogen, und indem der junge Mann davon sprach, glänzten Thränen innigster Rührung bei der Erinnerung an die herzliche Liebe, die ihm die arme Mutter erwiesen hatte, in seinen Augen. Ganz für Musik lebend, war es ihm gelungen, einen Beschützer zu finden, der ihm Unterricht geben ließ, und nach Jahren wurde er als vorzüglicher Geiger für die kaiserlich russische Hofkapelle engagirt. Seine Mutter begleitete ihn dahin; doch trotz dem günstigen Wechsel des Geschicks blieb sie immer eine Trauernde. Vor einem halben Jahre hatte der Tod sie von der verschwiegen in ihrem Herzen getragenen Pein der nagendsten Gewissensbisse befreit; wenige Stunden vor ihrem Hinscheiden unterrichtete sie ihren Sohn von ihrer großen Schuld und beschwor ihn, den ihm in einigen Monaten vertragsmäßig zustehenden Urlaub zu einer Reise nach seiner Vaterstadt in Deutschland zu verwenden, um, wenn sein von ihr so schwer betrogener Vater noch am Leben sei, demselben von ihrer langen inbrünstigen Buße zu erzählen und ihrem Andenken seine Verzeihung zu erbitten. Indem sie ihm die von demselben eigenhändig geschriebene Partitur der vor vielen Jahren mit so großem Beifall aufgenommenen selbst componirten Serenade für zwei Geigen mit Orchestereinsatz, welche sie bei ihrer Flucht von B... in der Verwirrung ihrer Sinne mitgenommen, übergab, sagte sie ihm, er solle dies Andenken an seinen Vater als dessen einzige ihm verbliebene Hinterlassenschaft betrachten.

Emil Heinsius brachte das schöne Musikstück zur Aufführung durch die kaiserlich russische Kapelle; es ward zum segensvollen Erbe für ihn. Da er die erste Geige bei Aufführung dieser väterlichen Composition spielte, erwarb er sich die allgemeinste Anerkennung seines musikalischen Talents von Seiten des Kaiserhofes und die Zusage der Concertmeisterstelle für's nächste Jahr. Von Seite der Behörde zu B..., bei der er Nachfrage nach seines Vaters Aufenthalt gehalten, hatte man ihn in den Spittel gewiesen.

Ich war Zeuge der überseligen Freude, als der greise Franz, den ich auf den Anblick seines Sohnes vorbereitet hatte, in dessen Armen ruhte. Gewiß war im Spittel zu B... noch nie eine solche Scene vorgekommen. Der Inspector, ein ehemaliger verdienter Krieger, dessen Auge viel gesehen, was die härtesten Menschenherzen zu erschüttern im Stande ist, mußte das Zimmer verlassen. Denn ihm schossen die hellen Thränen über die gebräunten Wangen; er wollte nicht sehen lassen, daß er weinen könne.

Am andern Morgen fand ich den greisen Franz ungewöhnlich schwach, aber heiter, glücklich. Ich erkannte, daß die große Freude die Fäden seines Lebens um ein Bedeutendes gelockert hatte. Es war unmöglich, daß er sein Zimmer verlassen konnte, um, wie sein Sohn wünschte, mit demselben und mir eine Spazierfahrt in die schöne Umgegend zu machen; die Schwäche trat von Mittag an immer sichtbarer hervor. Zuweilen fiel sein weißes Haupt zurück in den bequemen Lehnsessel, in dem er am offenen Fenster saß; er war lebensmüde, und Momente eines kurzen Schlummers überraschten ihn. Wie es gegen Abend kam und die stark im Westen vorgerückte Sonne das kleine Zimmer, wie mit einer Glorie, übergoß, redete er Manches von der vergangenen Zeit, aber ohne

jegliche Bitterkeit. Er hatte für Nichts mehr einen Haß; mit Allem, was ihn im Leben verletzt hatte, war er ja schon viele Jahre im Frieden. Dann schaute er lange auf seinen Sohn, und diesem Anschauen folgte ein Zeichen mit der Hand nach einer der beiden unweit von ihm hängenden Geigen.

Emil Heinsius erkannte darin seinen Wunsch, ihm Etwas vorzuspielen. Die Töne des von dem jungen Manne meisterhaft gespielten Instruments schienen sich kosend auf den milden, vom Abendsonnenstrahl durchglänzten Luftwellen, die durch's Fenster hereindrangen, zu wiegen: ich lauschte diesen wunderbar reinen und zarten Klängen mit Begeisterung. Plötzlich ließ Emil die Geige sinken und deutete mir, der ich, erstaunt über dieses so unerwartete Schweigen, ihn anblickte, mit den Augen auf seinen ihm gegenüber sitzenden Vater. Unter den Tönen der Serenade, die er einst in voller Manneskraft, im unerschütterlichen Glauben an sein häusliches Glück componirte, hatte sich sein Geist von der letzten Fessel des Körperlichen gelöst; sanft und schmerzlos war er heimgegangen, im Tode noch glücklich durch die Erinnerung an seine schöne Schöpfung; Sohnesliebe hatte ihn mit ihr das Geleite zu den Sphären ewiger Harmonie gegeben.

Auch der Spittel hat seine Freuden.

Ueberschau der Weltbegebenheiten.

Die Hoffnung, daß nach der Beendigung des Krieges gegen Rußland und durch den Pariser Frieden die politischen Verhältnisse der europäischen Staaten sich in einer alle Theile befriedigenden Weise gestalten würden, ist nicht in Erfüllung gegangen. Vielmehr lehrt der Augenschein, daß eine Menge ungelöster Streitpunkte unter den verschiedenen Staaten ersten und zweiten Ranges obwalten, die zum Theil noch weit von einer Lösung entfernt sind, welche allen Theilen genehm wäre; es kommen noch immer mehrere hinzu, weil so Vieles in der Schwebe gehalten wird und im Grunde nur wenig geordnet und auf feste Grundlage gebracht worden ist. Der Frieden wurde allerdings bis jetzt nicht gebrochen; denn sämmtliche Regierungen haben ein Interesse daran, ihn aufrecht zu erhalten. Aber die Stimmung der verschiedenen Cabinette ist nicht so freundlich, wie zu wünschen wäre, und man irrt wohl kaum, wenn man annimmt, daß jedes Cabinet seine besonderen Hintergedanken habe. Es fehlt wenigstens nicht in den verschiedenen officiellen Zeitungen an Andeutungen, Winken oder Beschuldigungen, wodurch dann die gegenseitige Spannung nur noch genährt und verstärkt wird.

Unter diesen keineswegs erfreulichen Verhältnissen, bei denen Niemand wissen kann, was das nächste Jahr bringt, wäre eine zuverlässige und aufrichtige Freundschaft zwischen den beiden deutschen Großmächten nicht nur wünschenswerth, sondern sie ist auch für sie selbst, wie für ganz Deutschland, unbedingt nothwendig. Niemand sollte vergessen, daß jedes Zerwürfniß in Deutschland gerade denjenigen Nachbarmächten willkommen ist, die uns am allergefährlichsten sind, nämlich Rußland und Frankreich. Beide sind noch vor zwei Jahren in einen blutigen Krieg mit einander verwickelt gewesen, und jetzt suchen ihre Beherrscher eine enge Annäherung, und einen Bund mit einander, dessen Wirksamkeit im Grunde nur gegen England und Deutschland gerichtet sein kann. Im Volke hört man mit Recht oft fragen: Wie ist es möglich, daß Oesterreich und Preußen nicht, wie Pech und Schwefel, zusammenhalten, da doch der ganz gewöhnliche Menschenverstand lehrt, daß dabei alle beide nur gewinnen können? Auch den deutschen Mittelstaaten und den kleineren Ländern wäre ein solches Einvernehmen zwischen beiden nicht nur wünschenswerth, sondern es ist unumgänglich, weil sie sonst den festen deutschen Boden verlieren könnten, in welchem überhaupt alle Wohlfahrt der Nation wurzelt, und der nicht aufgegeben werden darf, wenn das Vaterland nicht in großen Schaden und schwere Gefahr gerathen soll. Denn so viel weiß auch der schlichte Mann, daß stets, zu unserm allgemeinen Nachtheil, nur die Ausländer Nutzen gehabt haben, wenn unsere Fürsten sich unter einander nicht vertrugen und nicht einträchtig und gemeinsam zu handeln wußten.

Unsere beiden Großmächte haben gegenwärtig vor Allem zwei Aufgaben zu erfüllen, welche beide für sie, wie für ganz Deutschland, wahre Lebensfragen bilden, und bei denen sie treu zusammen stehen müssen, wenn sie nicht ihre Pflichten und Interessen verletzen wollen. Wir meinen die Frage der Herzogthümer im Norden jenseit der Elbe und die der Fürstenthümer im Südosten an der Donau. Die Angelegenheit von Schleswig-Holstein bleibt für jeden Deutschen ohne Unterschied der politischen Meinung oder Confession eine heilige Sache und ist Jedem eng an's Herz gewachsen. Unsere Brüder dürfen nicht dem Uebermuthe der dänischen Gewaltherrschaft preisgegeben bleiben, gegen welche sie bei den Cabinetten und in der Presse so schwere, mit Actenstücken und himmelschreienden Thatsachen belegte Klagen erheben. Dänemark hat sie ihrer althergebrachten Rechte beraubt und will deutsche Provinzen als Theile nicht bloß eines Gesammtstaates, sondern auch eines Einheitstaates behandeln. Es benachtheiligt sie in jeder Art und hat die Vorstellungen Oesterreichs und Preußens, welche zunächst in Deutschlands Namen auftraten, in einer beinahe beleidigenden Weise zögernd und ausweichend beantwortet. Jetzt sind die holsteinischen Stände beisammen, und Dänemark legte ihnen einen Verfassungsentwurf vor, der als ganz ungenügend erscheint, weil ihm gerade diejenigen Garantien fehlen, auf welche es hauptsächlich ankommt, und ohne welche die deutschen Herzogthümer sich niemals zufrieden geben können. Sie wollen deutsch sein und bleiben, ihre vielhundertjährige segensreiche Verbindung unter sich und mit dem Stammlande dem alten Recht gemäß bewahren, und Deutschland darf und will sich den Schimpf nicht aufladen, Bundesländer, für welche es ohnehin vor neun Jahren mit den Waffen im Felde stand, nun schutzlos dem dänischen Regimente zu überantworten. Die deutschen Soldaten aus Holstein und Lauenburg, welche Bestandtheile des deutschen Bundesheeres bilden, haben sogar dänisches Commando und sind zumeist nach Kopenhagen verlegt worden.

Die Pflicht, in Holstein eine feste und gesicherte Ordnung rasch herzustellen, erscheint um so dringender, weil in den drei nordischen Reichen Vieles precair ist. Der dänische Einheitsstaat, welchen das unglückliche, vielbesprochene Londoner Protokoll geschaffen hat, läßt sich nicht halten, weil er die Keime von Verwirrung ohne Ende in sich trägt. Die Diplomaten sehen ein, daß jenes Protokoll sammt der willkürlichen, Schleswig-Holsteins conservative Rechte vernichtenden Erbfolge nur den russischen Plänen zu Statten kommt. Oesterreich, Preußen und selbst England sind darüber längst zur Einsicht gelangt und bereuen ihre Uebereilung; der deutsche Bund aber hat zum Glück die für Rußland günstige Erbfolge nicht anerkannt. In Dänemark übte zeitweilig eine wilde Straßen-Demokratie die Herrschaft, konnte ihre Lust, deutsche Rechte mit Füßen zu treten, vielfach befriedigen; und so weit sind die Leute dort gegangen, daß Pastor Grundtvig sogar ein „dänisches Christenthum" verlangte, und daß man in Schleswig deutschen Kirchengemeinden dänische Prediger aufgezwungen hat!

Ob in Dänemark der gegenwärtige König sich von der Regierung zurückziehen werde, ist mehr als zweifelhaft; auf keinen Fall steht eine Aenderung im System zu erwarten, wenn nicht die deutschen Mächte ihren berechtigten Einfluß für die Herzogthümer pflichtgemäß geltend machen. In Schweden ist König Oskar von leidender Gesundheit, und man meldet aus Stockholm, daß schwerlich an seine völlige Wiederherstellung zu denken sei. Dann folgt sein Sohn auf dem Throne, der für einen Anhänger der skandinavischen Union gilt, also eines engen Bundes zwischen den drei nordischen Reichen Schweden, Norwegen und Dänemark, aber natürlich nicht in der Weise, wie die Dänen sich eine solche Vereinigung denken, in welcher sie die leitende Macht bilden

möchten. Der Scandinavismus ist noch entfernt von praktischer Bedeutung, obwohl ein nordisches Bundesreich ersprießlich sein könnte, wenn es seine Aufgabe darin sähe, ein Bollwerk gegen Umgriffe Rußlands zu bilden und sich in freundliches Einvernehmen mit Deutschland zu setzen, welchem natürlich vorerst sein gutes Recht in den Herzogthümern gewährt werden müßte.

Was aus den Donaufürstenthümern werden soll, und wie man zu einer festen Ordnung in denselben gelangen will, wissen gegenwärtig nicht einmal die Cabinette, welche über diesen Zankapfel jüngst in ein so unerbauliches Zerwürfniß gerathen sind. Man hat dasselbe äußerlich wieder beseitigt; aber während der letzten acht Wochen sind so viel schlimme Dinge zum Vorschein gekommen und die Beschuldigungen hin und her so heftig geworden, daß man wohl sieht, wie oberflächlich die Ausgleichung ist. Frankreich, Rußland, Sardinien und Preußen standen auf der einen, England und Oesterreich auf der andern Seite. Es mag überhaupt in der Moldau eben so wenig, wie in der Walachei, sauber hergegangen sein; gewiß ist, daß russische Agenten auf die Geistlichkeit wirkten und diese ihren Einfluß aufbot, um Stimmen für eine völlige Vereinigung beider Fürstenthümer zu werben. Begreiflicher Weise wirkte der Bevollmächtigte des Sultans, Vogorides, in entgegengesetztem Sinne. Die Sache ist, kurz gefaßt, folgende: Beide Fürstenthümer gelten durch ihre Lage für eine Vormauer der Türkei gegen Rußland, das seit einem halben Jahrhundert danach trachtet, sie zu erwerben. Es benutzte 1812 die günstige Gelegenheit, die Hälfte der Moldau, das sogenannte Bessarabien, an sich zu reißen, wodurch dieses Fürstenthum an Gebietsumfang weit kleiner wurde, als die Walachei. Beide hatten seither besondere Hospodare; bei einer Vereinigung würde die Moldau nur ein Anhängsel werden, und aus diesem Grunde ist die Union bei den Moldauern unbeliebt, während die Walachen dafür sind. Rußland hat jede Gelegenheit benutzt, um in diese Fürstenthümer einzurücken, hielt sie oft Jahre lang besetzt und befestigte als „Schutzmacht" seinen Einfluß immer mehr. Gelang sein Plan, so gewann es die ganze untere Donau und war einen Schritt weiter nach seinem Endziele Konstantinopel vorgerückt. Der letzte Krieg wurde begonnen, um die Fürstenthümer nicht in russische Hände fallen zu lassen; was könnte es daher jetzt für Sinn haben, die Union derselben zu betreiben, welche nur für Rußland günstig wirken und ihm die Donaumündungen in die Hände spielen würde? Darum sind England und Oesterreich ihr so stark entgegen, und mit Recht; weßhalb Preußen nicht nachdrücklich in demselben Sinne wirkte, begreift Niemand. Ein unirtes Fürstenthum würde eine Art von zweitem Griechenland werden, stark genug um der Türkei Verlegenheit zu bereiten, und so schwach, daß es gegen Rußland nicht nur nichts ausrichten könnte, sondern eine Art von Anhängsel Rußlands wäre, das darum auch diese Union so eifrig erstrebt. Der französische Kaiser, derselbe, welcher den Krieg für die Integrität der Pforte begonnen, ging in dieser Frage mit Rußland! Er hat in den letzten Tagen, seitdem er zum Besuch bei der englischen Königin in Osborne gewesen, diesen Unionsplan angeblich fallen lassen, mit welchem er es vielleicht nicht ernstlich meinte; aber es bot sich dabei eine Gelegenheit zur Annäherung an Rußland, und er wollte wohl auch dem jetzt vielfach bedrängten England die Wichtigkeit einer Allianz mit einem Napoleon fühlbar machen.

Am meisten hat wieder der arme Sultan an Ansehen verloren, der mit sich muß anfangen lassen, was den fünf Großmächten gefällt, die ihn erst dahin, dann dorthin zerren und ihm bald dieses, bald jenes Ministerium octroyiren. Natürlich kann durch Vorgänge, wie sie jüngst in Konstantinopel Statt fanden, die Pforte nur immer schwächer werden, und zuletzt wird doch ein allgemeiner Krieg um Theilung und Beute entbrennen. Dann muß Alles aufgeboten werden, damit Oesterreich in Besitz der ganzen untern Donau gelange; diese Macht thut aber gegenwärtig nicht wohl, wenn sie sich der unbedingt freien Donauschifffahrt widersetzt und sich deshalb, wie dermalen der Fall, in Streitigkeiten verwickelt. Denn der Pariser Vertrag stellt für die Donauschifffahrt alle Flaggen auf gleichen Fuß, und es ist auch ganz natürlich, daß eine so wichtige Wasserstraße einem Jeden zugänglich werde und bleibe.

Rußland verfolgt seinen alten politischen Gedanken mit unverrückter Consequenz, obwohl in einer andern Methode, wie zur Zeit des Kaisers Nicolaus. Dieser war starr, schroff und griff oft gewaltsam ein. Seine Anhänger in und außer Rußland haben ihn damals hoch gepriesen; aber nach seinem Tode schien ein anderes System nöthig, durch welches das frühere eine scharfe Verurtheilung erfährt. Manches war in Rußland unhaltbar und unerträglich geworden, und die mildere Regierungsweise des gegenwärtigen Kaisers Alexander hat nun bewirkt, daß die Russen leichter athmen. Der neue Monarch entfernt vielen unnöthigen Zwang, und Rußland wird nicht mehr regiert, wie eine große Kaserne; es sind sehr viele ersprießliche Verbesserungen eingeführt worden: Der Zolltarif wurde ermäßigt; die Leibeigenschaft wird gemildert und soll abgeschafft werden. Man kann im Interesse der Bauern selbst nur wünschen, daß es in zweckmäßigen Uebergängen geschehe, damit die Krone ihren Plan durchführen könne und den Seelenbesitzern kein Vorwand gegeben werde, die Maßregel zu vereiteln. Auch wird die Armee vermindert, und die Kostenersparnisse sollen für den Bau von Straßen und Eisenbahnen verwandt werden. Dadurch muß Rußland an Wohlfahrt zunehmen, und ohnehin hat die fast chinesische Absperrung gegen das übrige Europa, welche unter Kaiser Nicolaus zum russischen System gehörte, ihr Ende genommen. Kaiser Alexander läßt viele Reisepässe ins Ausland ertheilen und hat auch Ausländern den Zugang nach Rußland erleichtert. Aber die auswärtige Politik ist dieselbe geblieben. Sie hängt nicht von der Person dieses oder jenes Monarchen ab, sondern von der einmal gegebenen und festgestellten Ueberlieferung; sie bleibt deshalb gefahrdrohend, und in den Bestrebungen hat sich Nichts verändert. Die russische Politik ist gewohnt, große Erfolge zu erringen; sie ist jetzt eifrig bemüht, die Scharte des Pariser Friedens wieder auszuwetzen. Rußland hat durch den Fall von Sebastopol in seinem öffentlichen Ansehen Nichts eingebüßt, weil es sich tapfer vertheidigte. In aller Stille wußte es auch in Asien sich neue Vortheile zu sichern und mit dem von Rebellen und von Engländern bedrängten Kaiser von China auf guten Fuß zu stellen. Dieser hat ihm nicht nur einen Theil der Mandschurei und die Mündung des Amurstromes abgetreten und dadurch die freie Schifffahrt aus Sibirien nach der Küste von Japan und ins große Weltmeer eröffnet, sondern der russische Commissarius, welcher in Peking Zulaß und freundlichen Empfang hatte, wußte so geschickt zu unterhandeln, daß China den Russen mehrere neue Punkte für den Grenzhandel eröffnete. Auch in Persien gewann Rußland Erfolg; sein Ansehen ist seit dem Kriege Englands gegen den Schah nur noch gestiegen, und der Sadrazam oder Premierminister in Teheran befragt bei allen wichtigen Angelegenheiten den russischen Gesandten um Rath. Deßhalb wird denn auch die jetzt im Werke befindliche Regelung der Grenzen ohne Zweifel zu Rußlands völliger Zufriedenheit ausfallen. Der Krieg gegen die Bergvölker im Kaukasus nimmt mit wechselndem Glücke seinen gewöhnlichen Fortgang. Sie hatten versäumt, während des Kampfes in der Krim die günstige Zeit zu benutzen; jetzt stehen sie allein, und am Ende wird Rußland ihrer eben sowohl Herr werden, wie Frankreich Herr der Kabylen geworden ist; Kriegskunst und Uebermacht an Zahl äußern doch zuletzt ihr Uebergewicht, und nach Verlauf eines Vierteljahrhunderts wird es schwerlich noch unabhängige Völker im Kaukasus geben.

Das Napoleonische Frankreich spielt unter den europäischen Mächten entschieden die erste Rolle; der gegenwärtige Beherrscher jenes Landes hat demselben wenigstens nach außen hin Glanz und Ruhm verliehen und sucht dasselbe für den Verlust aller bürgerlichen Freiheit und für die strenge Zwangs-

herrschaft in gewissem Sinne zu entschädigen. Der Kaiser, welcher die Republik über den Haufen geworfen und in seinen neuesten amtlichen Erlassen auch nicht mehr von der demokratischen Unterlage seines Throns spricht, auf welche er bisher sein Recht auf den Besitz der Krone zu gründen pflegte, weiß, wie flatterhaft, genußsüchtig und wankelmüthig die Franzosen sind, und sucht deshalb ihre Eitelkeit und Ruhmsucht zu beschäftigen. Sie wurden immerfort in Athem gehalten, bald durch Börsenspiel, bald durch große Bauwerke, durch Kriege gegen Rußland, oder in Algier, durch Prunkaufzüge, diplomatische Unterhandlungen und Streitigkeiten, Congresse, Festspiele und hundert andere Dinge, namentlich auch durch fürstliche Besuche. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Kaiser Napoleon, der sehr schlüpferigen Boden unter sich hat, ein Mann von viel Umsicht und Klugheit ist und kalt zu berechnen versteht; alle politischen Verwickelungen haben bei dem oft sehr eigenthümlichen Verfahren der anderen Mächte eine solche Gestalt angenommen, daß nun der Neffe des einst von ganz Europa geächteten Corsen den Ausschlag giebt und auch auf das Amt eines Vermittlers, dessen Wort die Entscheidung bringt, in einer Weise Anspruch macht, als verstehe sich von selbst, daß er diesen Ausschlag zu geben habe. Die andern Mächte lassen sich das gefallen, und Paris ist bis auf Weiteres wieder Mittelpunkt für die europäische Politik. Das Napoleonische System hat aber eine schwache Seite, die darin besteht, daß es von zwei Augen abhängt. Die Dynastie ist neu, nicht seit vielen Jahren oder Jahrhunderten mit der Nation verwachsen, wie dies in anderen Staaten der Fall, und deshalb vielleicht Wechselfällen unterworfen. Da die Presse durchaus gefesselt bleibt und von der Polizei in Frankreich unter strenger Ueberwachung gehalten wird, läßt sich über die Stimmung im Volke kein sicheres Urtheil fällen. An officiellen Lobrednern fehlt es dem Napoleonischen System nicht; aber viele Anzeichen deuten darauf hin, daß es in Frankreich viele Gegner finde und Manches künstlich sei. An geheimen Gesellschaften ist auch kein Mangel; die Vorkehrungen bei der Leichenbestattung des Dichters Béranger lassen auf eigenthümliche Zustände in Paris schließen; die letzten Wahlen zeugen von einer sehr zahlreichen Opposition; die Attentate auf des Kaisers Leben sind von merkwürdigen Umständen begleitet. Von politischer oder nur von Communal-Freiheit ist keine Spur geblieben. Aber diplomatischen und kriegerischen Ruhm hat Frankreich in Hülle und Fülle, dabei aber auch eine Jahresausgabe von 1800 Millionen, und eine stets anwachsende schwebende Schuld von vielen Hundert Millionen; es hat also den Glanz seiner dermaligen Regierung theuer zu erkaufen.

Die südeuropäischen Staaten befinden sich in durchaus nicht zufriedenstellenden Verhältnissen, wenn man etwa von Portugal absieht, wo nach langen Bürgerkriegen unter einem jungen talentvollen Könige sich endlich Ruhe eingefunden zu haben scheint. Spanien dagegen ist nach wie vor eine Beute der Zwietracht und Zerrüttung, und die schroffe Stellung der Parteien ist um Nichts gemildert worden, weil es an einer Persönlichkeit auf dem Throne fehlt, welche ein solches Resultat herbeizuführen im Stande wäre. Nun ist auch die beim größten Theile der Nation und bei ihrer eigenen Partei nicht beliebte Königin-Mutter Christine wieder im Begriff, nach Madrid zu kommen, und man schwebt in der Besorgniß, daß dadurch Unruhen hervorgerufen werden könnten, nachdem kaum die rothrepublikanischen Aufstände im Süden niedergeschlagen worden sind. Es scheint, als ob Spanien noch eine lange Zeit von Jammer und Zerrüttung vor sich habe. Auch Italiens Verhältnisse sind, wie Jedermann weiß, in keiner Weise zufriedenstellend, und das Land bleibt ein Vulcan, der jeden Augenblick Feuer speien kann. In Neapel sträubt sich der König nach wie vor gegen Verbesserungen, welche sich im übrigen Europa längst von selbst verstehen, und giebt der Geistlichkeit größere Rechte, als sie jemals im Mittelalter gehabt hat, weil er in ihr eine Stütze seines Regiments sieht, und alle Rathschläge anderer Mächte, ein milderes System zu belieben, sind von ihm stets abgelehnt worden. Sardinien ist ein wohlgeordneter Staat und genießt verfassungsmäßige Freiheit; seine Regierung steht aber leider in einer falschen Stellung zu Oesterreich, das sich nun einmal nicht aus seinem italienischen Lande wird verdrängen lassen. Die Lombardei und Venedig sind neben Sardinien der am besten regierte Theil Italiens; in Toscana findet man noch einige gute Erinnerungen aus früherer Zeit, obwohl die allgemeinen Bewegungen auch hier ein Einlenken in die reactionäre Bahn eben so wohl zur Folge gehabt haben, wie in Modena, Parma und dem sehr schlecht verwalteten Kirchenstaate.

In einem zweiten Artikel werden wir in einer der nächsten Nummern diese Ueberschau der Weltbegebenheiten fortsetzen.

Dresden, den 27. August.

— Am 25. Aug. ist das hier garnisonirende dritte Jägerbataillon nach dem Cantonnement der Jägerbrigade bei Colditz abmarschirt; am Tage darauf sind auch die in Leipzig garnisonirenden drei Bataillone dahin abgegangen. Später wird die Brigade an den in der Umgegend von Dresden stattfindenden Manövern theilnehmen. Die Reiterei wird ihr Separatcantonnement (vom 2. Sept. ab) bei Großenhain, die Leibbrigade (vom 28. Aug. ab) bei Elstra, die zweite Infanteriebrigade (vom 28. Aug.. ab) bei Oederan und die dritte Infanteriebrigade (vom 29. Aug. ab) bei Dohna beziehen. Die Separatübungen der Truppen dauern bei der Infanterie vier und bei der Reiterei drei Wochen, auch nimmt hieran in den letzten acht Tagen die Artillerie Theil. Vom 26. Sept. bis mit 2. Oct. wird dann die sächsische Armee zu größeren gegenseitigen Uebungen in und bei Dresden concentrirt werden und dabei ein Armeecorps von 20 Bataillonen, 20 Schwadronen, 8 Batterien, 1 Pionnier- und Pontonierabtheilung mit dem erforderlichen Material zu Ueberbrückung der Elbe und 2 Sectionen Sanitätssoldaten bilden. Die Uebungen werden unter der oberen Führung Sr. königl Hoheit des Kronprinzen in der Gegend zwischen Dresden, Wilsdruf und Meißen stattfinden und sich auf eine große Revue und drei Manövertage erstrecken. Die concentrirten Truppen werden hierzu in zwei gleich starke Armeedivisionen getrennt werden.

— Gestern Abend 1/4 10 Uhr wurden die hiesigen Einwohner durch Feuerlärm erschreckt. Es brannte ein Nebengebäude des auf der Schwarzegasse unter Nr. 21 gelegenen Grundstücks nieder, doch wurde eine weitere Verbreitung der Flammen glücklich verhindert.

— Unsere Landeslotterie geht nach dem für die 53. Lotterie erschienenen Plane einer abermaligen Vergrößerung um 6000 Loose entgegen. Die Gesammtzahl der Loose erhebt sich dadurch auf 62,000 mit 31,000 Gewinnen und ebenso viel Nieten, die Bilanz der ganzen Lotterie bei 50 Thlr. Einlage pro Loos auf 2,850,000 Thlr. Einnahme und Ausgabe. Rücksichtlich der Gewinne treten folgende Aenderungen ein: in jeder der ersten vier Classen werden 2500 Gewinne, mithin 500 mehr als bisher gezogen; die Hauptgewinne 1. und 2. Classe sind um 1000 Thlr. erhöht worden und betragen 5000 resp. 6000 Thlr., der der 3. Classe um 2000 Thlr. (auf 8000 Thlr.), während der der 4. Classe unverändert geblieben ist und in allen vier Classen die kleinern Gewinne vermehrt worden sind. In der Hauptclasse, der fünften, werden im Ganzen 21,000 Gewinne mit einem Totalbetrage von 2,290,515 Thlrn. gezogen. Die großen Gewinne sind hier um einen Hauptgewinn von 80,000 Thlr., die zu 100 Thlr. um 200 und die zu 65 Thlr. um 799 vermehrt worden; alles Andere ist unverändert geblieben. Es betragen die Gewinne erster Classe 87,665 Thlr., 2. Classe 124,430 Thlr., 3. Classe 154,900 Thlr. und 4. Classe 192,490 Thlr. (Dr. J.)

— Aus dem Gerichtssaal. Am 21. d. M. ward vor dem königl. Bezirksgericht zu Dresden ein Einspruch verhandelt, den der Gutsbesitzer Johann Gottlieb Jäckel in Weißig bei Tharand wider eine ihm vom Gerichtsamt Döhlen zuerkannte

sechswöchige Gefängnißstrafe erhoben. Er war nämlich aus einem unbedeutenden Grunde vom Wachtmeister in Döhlen verhaftet worden und sollte, wie dieser behauptet, dem Wachtmeister, als derselbe ihn visitiren wollte, sich widersetzt und ihn von sich gestoßen haben. Da der einzige Anschuldigungszeuge eben der betr. Wachtmeister war, und es zweifelhaft blieb, ob dieser nicht selbst gegen Jäckel bei der Verhaftung zuweit gegangen sei, so trat der Gerichtshof dem Antrage des Vertheidigers, Herrn Adv. Kretschmar, bei und sprach den Angeklagten beschränkt klagfrei. — In derselben Sitzung kam die Bestimmung des Strafgesetzbuchs, daß die sofortige und verhältnißmäßige Erwiderung einer Beleidigung straflos sei, zur Anwendung, indem ein Mann, welcher einer Frau „Dummheiten" vorgeworfen und deshalb vom Gerichtsamt in Geldstrafe verurtheilt worden war, auf seine Behauptung, daß jene zuerst gegen ihn sich des Wortes „Dummheiten" bedient und für den Fall, daß er dies beide, freigesprochen ward. — Eine ganz besondere Frechheit legte in einer kürzlich vor dem königl. Bezirksgericht Oschatz verhandelten Untersuchungssache ein Cigarrenarbeiter Bernhardt an den Tag. Er und die Schneider'schen Eheleute, die Stiefältern seiner Geliebten, hatten zusammen Getreidediebstähle verübt. Die Schneider'schen Eheleute hatten das in der Voruntersuchung gestanden, Bernhardt, ein hoffnungsvoller junger Mann von nur 28 Jahren, der im 14. Jahre schon wegen Raubanfalls vierwöchiges Gefängniß verbüßt, hatte Alles geleugnet. In der Hauptverhandlung stellte Schneider plötzlich auch Bernhardt's Betheiligung in Abrede und ließ erst dann davon ab, als ihn seine Ehefrau unter Thränen zum Bekenntniß der Wahrheit aufforderte. Als Grund für sein Leugnen gab er nunmehr an, er habe Bernhardt heraushelfen wollen, in der Hoffnung, in ihm, dem Geliebten seiner — im Arbeitshause befindlichen! — Tochter seiner Familie eine Stütze während seiner Strafzeit zu erhalten. Und wie dankte Bernhard dafür? Er will die Schneider'sche Familie nicht kennen; über die Stieftochter, an die er unzählige, zu den Acten gelangte Liebesbriefe geschrieben, äußert er sich: „ja, das Mensch kenne ich"; und wie diese ihre Aussagen beschwören soll und Bernhardt deshalb gesetzlicher Bestimmung nach zuvor befragt wird, ob er Etwas dawider einzuwenden habe, da sagt er kaltblütig: „wenn es mir erlaubt wird, werde ich es nachher abschwören." Ein Jahr Zuchthaus ward sein Lohn.

** Aus dem Plauen'schen Grunde, 27. Aug. Am vergangenen Sonnabende verunglückten zwei bei dem Baue der Brauerei zum Felsenkeller beschäftigte Arbeiter. Vormittags wurde dem Handarbeiter Franz aus Zehren beim Transport eines schweren Steins das Bein zerschlagen und derselbe liegt infolge dessen im Dresdner Stadtkrankenhause schwer darnieder. Nachmittags stürzte der Zimmermann Kolte aus Birkwitz beim Befestigen eines Geländers bei der neuen Brücke in die Weißeritz hinab und erhielt dabei so erhebliche Verletzungen, daß er drei Tage nach jenem Unfall verstorben ist.

‡ Lommatzscher Pflege, 26. Aug. Die diesjährige Ernte ist nun vollständig eingebracht. Das Regenwetter von sechs Tagen abgerechnet, welches dem Herbstfutter und den Kartoffeln sehr zu statten kam, hat das Erntegeschäft keine Unterbrechung erfahren und ist schneller als in frühern Jahren beendigt worden. Da die Körner weder ausgewachsen noch feucht eingebracht sind, so ist das diesjährige Ernteproduct durchgängig gesund. Was den Ertrag an Schocken betrifft, so steht die heurige Ernte allerdings der vorjährigen nach. Wenn auch in den einzelnen Strichen verschieden, dürfte sich doch das diesjährige Ernteergebniß mit dem vorjährigen verglichen, und die vorjährige Ernte zu 100 angenommen, in Zahlen so fassen lassen: Weizen lieferte heuer 93%, Korn 90%, Gerste 75%, Hafer 70%, Erbsen 40%. Weizen enthält zum kleinern Theile auch weniger ausgebildete Körner, was von dem spätern Nachwachsen der Nebenstengel herrührt. Korn ist im Durchschnitt ziemlich vollkörnig, und wird sich im Preise zwischen 3 Thlr. 15 Ngr. bis 4 Thlr. halten. Die Gerste wird im Preise dem Korne wenig nachstehen und Hafer wird namentlich zum Frühjahre hohe Preise haben. Die Krankheit des Kartoffelkrautes tritt nun entschieden auf den meisten Feldern auf und binnen kurzer Zeit wird hier grünes Kräutig sehr selten sein. Die Hauptentwickelungsperiode der Knollen ist indeß vorüber und da die Krankheit heuer vier Wochen später als früher auftritt, können wir auf eine große Ergiebigkeit der Kartoffeln rechnen, was auf die Minderung der Kornpreise günstig einwirken wird. Das Herbstfutter ist ziemlich gut und auf feuchten Wiesen gewinnt man fast eben so viel Grummet, als Heu; Runkeln sind außerordentlich gut gerathen, Kraut ist dagegen sehr vom Mehlthau befallen. — Das Arbeitslohn während der Ernte stand sehr hoch. Ein Ernteknecht bekam 10 bis 14 Thlr. nebst Kost in vier Wochen.

Erledigte Schulstellen.

1) Die Kirchschulstelle zu Dorfchemnitz (Stollberg), Coll.: das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts;

2) die fünfte ständige Lehrerstelle an der St. Petrischule zu Freiberg, Coll.: der Stadtrath daselbst;

3) die Schulstelle zu Schlößchen-Porschendorf, Parochie Zschopau (Marienberg), Coll.: das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts;

4) die zweite Schulstelle zu St. Michaelis (Freiberg), Coll.: das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Rß.	Weizen nGr.	Roggen Rß.	Roggen nGr.	Gerste Rß.	Gerste nGr.	Hafer Rß.	Hafer nGr.	Erbsen Rß.	Erbsen nGr.
Dresden	August 24.	von	6	—	3	20	—	—	2	12	—	—
		bis	—	—	—	—	—	—	2	16	—	—
Bautzen	August 22.	von	5	15	3	15	3	7	2	5	5	—
		bis	6	10	3	25	3	15	2	15	5	5
Meißen	August 22.	von	5	15	3	15	3	8	2	2	—	—
		bis	5	22	3	25	3	15	2	2	—	—
Pirna	August 22.	von	5	20	3	15	3	3	2	15	4	9
		bis	6	10	3	25	3	10	2	25	4	15
Radeburg	August 26.	von	5	15	3	20	3	—	2	15	—	—
		bis	6	7	3	25	3	24	2	28	—	—
Roßwein	August 25.	von	5	20	3	25	3	—	2	—	—	—
		bis	6	12	4	5	3	5	2	5	—	—
Chemnitz	August 22.	von	6	5	3	25	3	5	2	12	4	10
		bis	6	15	4	5	3	15	2	16	4	20

Dresden. Das Schock Stroh — Thlr. — Ngr. bis 6 Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu 1 „ 5 „ „ 1 „ 16 „

Radeburg. Haidekorn 2 Thlr. 11 Ngr. bis 2 Thlr. 21 Ngr.
Eingegangen: 806 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 22. bis mit 24. August 1857.
die Kanne 17 Ngr. — Pf. bis 18 Ngr. — Pf.
— in Pirna (22. August) 16 „ — „ „ 17 „ — „
— in Roßwein (25. August) 14 „ 4 „ „ 16 „ 4 „
— in Chemnitz (22. Aug.) 17 „ — „ „ 17 „ 5 „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 85½ gesucht; dergleichen kleine 86 gesucht; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½% 101¾ gesucht; desgl. von 1847 à 4% 98¾ gesucht; dergl. von 1852 und 1855 à 4% 98¼ gesucht; dergl. von 1852 4% à 100 Thlr. 99¾ gef.; dergl. 1855 à 3% 80¼ gef. Land-Renten-Briefe große 86¾ gef.; dergl. kleine 88 gef.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99¾ gef. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 99 angeb.; kleine 99¼ angeb.; dergl. à 3½% große — angeb., kleine — angeb.; dergl. 3½% große — angeb., kleine — angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 99¼ gef.; kleine 99¼ gef.; dergl. 3½% große und kleine 94 gef.

Preuß. 4½% Anleihe 99¼ gef.; dergl. 4% 91½ gef. Preuß. 3½% Staats-Schuld-Scheine 83¼ gef.
Oesterr. 5% Nation.-Anleihe 83 angeb.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 14 Ngr. 5 Pf., Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.
Ausländ. große Caff.-Anweis. und Bank-Noten 99¼.

Dresden, den 27. August 1857. Ed. Rocksch.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 35 nebst einer Beilage.)

Freitag, Nr. 36. 4. September 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 8, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Die in Nürnberg zur Entwerfung eines deutschen Handelsgesetzbuchs tagende Commission wird am 15. Sept. wieder zusammentreten. Der Entwurf ist inzwischen mehren Regierungen zur Prüfung vorgelegt worden und in Preußen wird hierüber das Gutachten der Handelskammern eingeholt. — Die Verhandlungen der deutschen Bundesversammlung werden bekanntlich seit einem Jahre der Oeffentlichkeit übergeben; es mußte aber auffallen, daß nur selten Gegenstände von allgemeinem Interesse in jenen Berichten enthalten waren und durch die letztern überhaupt nur ein sehr kärgliches Bild von der Thätigkeit der ersten deutschen Centralbehörde gegeben wurde. Jetzt theilt nun die in diesen Angelegenheiten gut unterrichtete Frankfurter Postzeitung mit, daß eine Beschränkung der öffentlichen Mittheilungen meist auf den Wunsch der einzelnen Bundestagsgesandten geschehe, denen die Veröffentlichung dieses oder jenes Berathungsgegenstandes bedenklich erscheine. Das früher gemachte Zugeständniß wird somit durch eine derartige Praxis zum großen Theil wieder aufgehoben.

In **Würtemberg** soll dem nächsten Landtage eine Verfassungsänderung in Bezug auf die Zusammensetzung der Kammer der Standesherren vorgelegt werden. Die Zusammensetzung dieser Kammer ist eine solche, daß von den die Mehrzahl der Mitglieder derselben bildenden standesherrlichen Vertretern jedes Gesetz, jeder Fortschritt, jede Verbesserung in den Zuständen des Landes abhängt, indem die Zustimmung der ersten Kammer verfassungsmäßig auch in den Fällen nicht zu umgehen ist, wo zwischen der Regierung und der Abgeordnetenkammer vollständige Uebereinstimmung herrscht. Die Standesherren halten aber in der Regel streng zusammen und sind meist jedem Fortschritt abhold, so daß die Regierung schon längst den Wunsch hegte, einige Modificationen in die Zusammensetzung der ersten Kammer zu bringen. Zeither hatten sich aber die Standesherren einer solchen Aenderung beharrlich widersetzt, bis sich neuerdings eine passende Gelegenheit bot, mit ihnen darüber zu unterhandeln. Die Standesherren machen nämlich auf bedeutende Summen Anspruch, welche aus der Staatskasse als Entschädigung für die ihnen 1848 entzogenen Rechte gezahlt werden sollen. Die Bewilligung dieser Summen hat aber bisher die Abgeordnetenkammer entschieden verweigert und es ist auch wenig Aussicht zu Erlangung derselben vorhanden. Unter solchen Umständen hat nun die Regierung sich anheischig gemacht, Alles aufzubieten, um die Zustimmung der zweiten Kammer in der Entschädigungsfrage zu erlangen, falls die Standesherren in eine Modification der Zusammensetzung der ersten Kammer willigen, und es ist (nach der Mittheilung des Fr. J.) nunmehr ein Uebereinkommen in diesem Sinne zwischen beiden Theilen abgeschlossen worden. Hiernach haben die Standesherren eingewilligt, daß künftighin, ohne Rücksicht auf standesherrliche Geburt und Besitzung, eine gewisse jährliche Rente aus geschlossenem Grundbesitz zum Eintritt in die erste Kammer berechtigt, so daß mithin Jeder, er möge Bürger, Bauer oder Industrieller sein, falls er diese Rente besitzt, Mitglied jener Kammer werden kann.

Aus dem **Rheingau** lauten die Nachrichten überaus günstig über den Ausfall der bevorstehenden Weinernte. Die größeren Weinbergsbesitzer in Nassau haben sich in einer Eingabe an den Herzog gewendet, worin sie bitten, sämmtliche Küpergesellen von den diesjährigen militärischen Herbstübungen befreien zu wollen. Die dasige Regierung hat bereits Vorkehrungen getroffen, damit den ärmeren Winzern bei der voraussichtlichen reichen Ernte die nöthigen Fässer beschafft werden. Dagegen klagt man auch in Süddeutschland infolge des dürren Sommers über Futtermangel und die meisten Landwirthe müssen deshalb zu einer bedeutenden Reduction ihres Viehstandes verschreiten.

Die Stadt **Weimar** feiert in diesen Tagen ein schönes Fest, zu welchem zahlreiche Theilnehmer sich von nah und fern eingefunden haben. Am 3. Sept. findet nämlich daselbst die Grundsteinlegung zu dem Denkmale, welches dem edlen Fürsten Karl August gewidmet ist, statt, und Tags darauf erfolgt die feierliche Enthüllung der Göthe-Schiller-Gruppe, sowie des Wieland'schen Denkmals. Die Statuen sind insgesammt in München gegossen und vollkommen gelungen; sie waren in letztgenannter Stadt kurze Zeit ausgestellt und es erregte dort namentlich das geniale Werk unseres Professors Rietschel, welches die verschiedene Individualität Göthe's und Schiller's so vortrefflich wiedergiebt, die allgemeinste Bewunderung.

In **Hannover** hat es die Regierung durch die Steigerung der Preise auf der Staatsbahn dahin gebracht, daß die Omnibusfahrten wieder aufleben; namentlich gilt dies auf der Tour von Hannover nach Hildesheim, wo das Fuhrwerk der Eisenbahn mit Erfolg Concurrenz macht. — In **Mecklenburg** nimmt die Auswanderung immermehr überhand; es fehlt daher dort so an Arbeitern, daß mit großen Kosten Tagearbeiter aus Schlesien herbeigerufen werden müssen. Das noch herrschende Feudalwesen, die Geschlossenheit der Güter und die Schwierigkeit, das Niederlassungsrecht, sowie die Heirathserlaubniß zu erhalten, machen es vielen jungen Leuten unmöglich, sich einen eigenen Herd zu gründen, und sie suchen daher lieber in Amerika eine neue Heimath.

Preußen. Der Kaiser von Rußland wird am 14. Sept. in Berlin eintreffen, und man behauptet jetzt mit ziemlicher Gewißheit, daß die schon längst in Aussicht gestellte Zusammenkunft dieses Monarchen mit dem Kaiser der Franzosen in Darmstadt oder Stuttgart stattfinden werde. — Ende dieses Monats soll in Berlin eine Commission zusammentreten, welche sich mit der Erörterung finanzieller Fragen beschäftigen und namentlich die Steuerangelegenheiten, nachdem letztere bei dem Landtage eine der Regierung so ungünstige Aufnahme gefunden, in das Bereich ihrer Berathung ziehen soll; wie verlautet wird in jener Commission auch die Nothwendigkeit einer neuen Organisation der preußischen Verwaltung, als der ersprießlichste Weg zur Verbesserung der Finanzverhältnisse, zur Sprache gebracht werden.

Der durch die Feuersbrunst in Magdeburg verursachte Schaden wird auf eine halbe Million Thaler geschätzt; 46 Familien haben sich dem dasigen Magistrat als obdachlos gemeldet.

Frankreich. Der Kaiser ist am 28. Aug. im Lager von Chalons eingetroffen. Dieses Lager, welches namentlich dazu beitragen soll, die Garde zu einem Corps zu verschmelzen, wird diesmal 100,000 Mann aufnehmen, doch werden die Einrichtungen so getroffen, daß sich im nächsten Jahre 150,000 Mann dort versammeln können. — Die zu Erinnerung der Feldzüge von 1792—1815 gestiftete Medaille, welche bekanntlich auch an alte ausländische Soldaten verliehen wird, soll dem Wunsche des Kaisers gemäß den Namen „Medaille von St. Helena" führen. Prinz Jerome, der Bruder des großen Napoleon, war der Erste, welcher mit dieser Medaille beliehen wurde. — Das Sinken der Werthpapiere dauert fort und auf den maßlosen Schwindel der letzten Zeit ist eine Geschäftslosigkeit getreten, wie sie seit 30 Jahren nicht erlebt worden ist. Vor Kurzem hat der Banquier Karl Thurneyssen mit ungefähr 16 Mill. Fr. fallirt, nachdem er sich kurz vorher von seinem Associé, Aug. Thurneyssen, welcher Administrator des Pariser Credit-Mobilier ist, getrennt hatte. Die Gläubiger des Bankrotteurs verlangten nun, daß Hr. Aug. Thurneyssen mit in das Fallissement hineingezogen und für dasselbe verantwortlich gemacht werde. Das Handelsgericht hat auch diesem Verlangen entsprochen und Aug. Thurneyssen zur Zahlung von 16 Mill. Fr. verurtheilt. Die Credit-Mobilier-Actien sind infolge dessen bedeutend gefallen. Es ist schon das zweite Mal, daß ein Administrator des Credit-Mobilier in eine solche Geschichte verwickelt ist. — Der frühere Hospodar der Moldau, Fürst Gregor Ghika, hat sich am 26. Aug. auf seinem bei Melun gelegenen Schlosse erschossen. Wie versichert wird, sollen politische Intriguen den Fürsten zum Selbstmorde getrieben haben.

Vor dem Gerichtshofe zu Oran in Algerien ist in diesen Tagen ein Proceß verhandelt worden, welcher großes Aufsehn erregt, weil er grelle Streiflichter auf die militärische Verwaltung jener Colonie wirft. Ein französischer Hauptmann, Namens Doineau, hatte nämlich durch sein barsches und grausames Auftreten in dem von ihm verwalteten Bezirk die allgemeine Unzufriedenheit der dasigen Einwohner rege gemacht. Ein vornehmer arabischer Häuptling trat deshalb gegen ihn auf und wollte die Versetzung des Hauptmanns beantragen. Als er sich aber anschickte, dem französischen General seine Bitte vorzutragen, wurde er nebst seinem Sekretär von einem Detachement französischer Soldaten, wie es scheint auf Veranlassung jenes Hauptmanns, niedergemetzelt. Die hierauf eingeleitete Untersuchung, deren Einzelnheiten noch nicht veröffentlicht sind, führte zu der Verurtheilung der Schuldigen. Der Hauptmann Doineau wurde zum Tode und einige andere Offiziere zu lebenslänglicher und zwanzigjähriger Galeerenstrafe verurtheilt; sechs Soldaten erhielten eine fünfjährige Galeerenstrafe zuerkannt, und sechs andere wurden freigesprochen. Zwei Generale, Montauban und Beaufort, sind wegen dieses Processes aus Algier abberufen worden, und man glaubt, daß dieser Vorgang, welcher zu verschiedenen gravirenden Enthüllungen geführt, eine Beschränkung der militärischen Verwaltung in Algerien zur Folge haben werde.

Spanien. Der Königin-Mutter wird die Rückkehr in das Land, aus welchem sie zweimal durch die allgemeine Erbitterung des Volks vertrieben worden ist, schwerer gemacht, als sie gehofft haben mag. Sie hat sich noch nicht dazu entschlossen, die Grenze zu überschreiten und erwartet zuvor günstigere Berichte aus Madrid. Marschall Narvaez soll mit der Rückkehr der intriganten Dame nicht einverstanden sein und sich daher weigern, dem Wunsche der Königin Isabella gemäß eine officielle Einladung an die Königin-Mutter ergehen zu lassen. Letztere wird sich daher, wenn der Marschall nicht nachgiebt, entschließen müssen, als ungebetener Gast nach Madrid zu kommen, oder in Frankreich zu bleiben. Madrider Briefe deuten übrigens an, daß dieser Conflict leicht zu einem Ministerwechsel führen könne, da der Hof dem Marschall Narvaez keineswegs freundlich gesinnt sei und sich seiner gern entledigen möchte.

Niederlande. Die niederländische Regierung verschreitet zu umfänglichen Rüstungen, um ihre ostindischen Colonien zu schützen, falls die in Indien ausgebrochene Empörung etwa weitergreifen sollte. Es werden zu obigem Zwecke Werbungen veranstaltet und namentlich sucht man Schweizer für die ostindische Armee zu gewinnen.

Großbritannien. Das Parlament wurde am 28. August durch den Lordkanzler, welcher im Namen der Königin die Thronrede verlas, vertagt. Das letztere Actenstück enthält nichts von besonderer Bedeutung und der trockene Ton desselben, welcher zu dem Ernste der gegenwärtigen Lage nicht recht paßt, wird mehrseitig getadelt. — Das wichtigste und eingreifendste Gesetz, welches in dieser Session des Parlaments zu Stande gekommen, ist unstreitig das noch in den letzten Tagen erledigte Ehescheidungsgesetz. Die Ehescheidung bestand zwar rechtlich schon seit lange in England; aber sie gehörte unter die Jurisdiction des Parlaments und konnte nur vom Oberhause ausgesprochen werden. Hierdurch war das Recht auf Ehescheidung wegen der bedeutenden Kosten zu einem nur den höchstbemittelten Klassen zugänglichen Privilegium geworden. Das gegenwärtig berathene Gesetz hat nun diese Frage des bürgerlichen Rechts sowohl materiell durch genaue Festsetzung der Fälle gesetzlich erlaubter Ehescheidung, als auch formell durch Ueberweisung des Ehescheidungsrechts an die ordentlichen Gerichte geordnet. Dessenungeachtet bleibt auch nach dem neuen Gesetze das Recht der Ehescheidung ein sehr beschränktes; wichtig ist dagegen, daß die bisherige völlige Rechtlosigkeit der Frauen aufgehoben und letzteren der Schutz des Gesetzes zugesichert wird.

Es wird vielfach davon gesprochen, daß in Osborne zwischen England und Frankreich ein geheimer Vertrag abgeschlossen worden sei, der auf die indischen Besitzungen Bezug habe. Dieses Gerücht verdient aber wenig Glauben, da die englische Regierung durch die Erfahrungen im letzten orientalischen Kriege belehrt, dem französischen Nachbar gegenüber ihre Unabhängigkeit nicht so leicht aufgeben wird. Auch zeigt die Sprache, welche Lord Palmerston noch in einer der letzten Sitzungen des Unterhauses führte, deutlich genug, daß man in London auf die Fortdauer der französischen Freundschaft nicht allzufest baut. Der Premier wies nämlich darauf hin, daß England sich nicht allzusehr von Kriegsschiffen entblößen dürfe, um einer möglichen Gefahr von Seiten des Festlandes jederzeit die Spitze bieten zu können. Und jetzt bespricht die „Times" dasselbe Thema, indem sie darauf aufmerksam macht, daß England infolge eines Wechsels in der Politik oder selbst in der Verfassung continentaler Staaten mit sehr ernsten Gefahren bedroht werden könne. Daß bei diesen Hinweisungen hierbei ganz besonders Frankreich ins Auge gefaßt ist, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Schweden. Der König Oscar ist durch den Gebrauch des Seebades zu Särö nicht soweit wiederhergestellt worden, daß er die Regierungsgeschäfte wieder zu übernehmen vermöchte; es erregt vielmehr der Gesundheitszustand des Monarchen fortdauernd ernstliche Besorgnisse. — In Stockholm ist in der Vorstadt Södermalm am 26. August eine Feuersbrunst ausgebrochen, welche mehr als 30 Häuser einäscherte.

Das anerkennenswerthe Bestreben der Regierung, die Härten der Gesetzgebung in Betreff religiöser Angelegenheiten zu mildern, scheint bei den Ständen wenig Anklang zu finden. Mindestens hat der Gesetzgebungsausschuß des Reichstags den Gesetzentwurf abgelehnt, wonach künftighin die auf jeden Uebertritt von der lutherischen zu einer andern Confession gesetzlich stehende Strafe der Landesverweisung in Wegfall kommen soll. — In mehren Provinzen Schwedens zeigt sich eine so drückende Armuth, daß in einzelnen Orten Hungersnoth auszubrechen droht und die öffentliche Mildthätigkeit helfend einschreiten muß. Das Schlimmste ist dabei, daß in gegenwärtigem Jahre die Ernteaussichten als sehr traurige bezeichnet werden; während sonst aus den südlichen Provinzen Getreide ausgeführt zu werden pflegt, wird man sich dies Jahr auf fremde Einfuhr verlassen müssen.

Türkei. Der schließliche Verlauf, welchen die Donaufürstenthümerfrage genommen, zeigt recht deutlich, welchen großen Werth Frankreich darauf legte, seinen Willen durchzusetzen und die Lösung der ganzen Frage als einen Sieg der französischen Politik erscheinen zu lassen. Nach der zwischen Frankreich und England in Osborne erzielten Verständigung sollte von sämmtlichen betheiligten Mächten die Annullirung der Wahlen verlangt und so der Pforte ein ehrenvoller Ausweg gebahnt werden, die Streitfrage zur Erledigung zu bringen; denn der Sultan hatte ja schon vorher erklärt, daß er zur Annullirung der Wahlen bereit sei, sobald alle Contrahenten des Pariser Vertrags ein solches Verlangen stellten. Auf diesem einfachen und natürlichen Wege ist aber die Sache nicht zum Austrag gekommen; der Sultan hat sich vielmehr dem entschiedenen Willen des französischen Kaisers fügen müssen. Als nämlich die Weisungen an die Gesandten in Konstantinopel gelangten, sich mit der Pforte wegen der Annullirung der Wahlen in Conferenz zu setzen, zeigte der englische Gesandte, Lord Stratford de Redcliffe, wenig Lust, sich dabei zu betheiligen. Derselbe ist bekanntlich mit dem Verfahren des Londoner Kabinets nicht einverstanden und beeilte sich deshalb nicht, ein Arrangement zu treffen, das seiner bisher befolgten Politik schnurstracks entgegenlief. Das Zustandekommen der Conferenzen drohte sich daher zu verzögern, und der französische Gesandte beeilte sich sofort, die Ursache hiervon durch den Telegraphen nach Paris zu melden. Der Kaiser Napoleon soll nun über das Verfahren des englischen Gesandten sehr erzürnt gewesen sein, allein den Starrsinn des alten Diplomaten, welcher seiner eigenen Regierung Trotz bot, vermochte auch er nicht zu brechen; es mußte daher ein anderer Weg eingeschlagen werden, um der französischen Politik einen raschen Sieg zu sichern. Es erging demnach auf telegraphischem Wege eine energische Aufforderung an die Pforte, sofort in die Annullirung der Wahlen zu willigen und die durch die Halsstarrigkeit des britischen Gesandten verzögerten Conferenzen nicht erst abzuwarten. Zugleich wurde der türkischen Regierung erklärt, daß ihr Gesandter in Paris alsbald seine Pässe zugeschickt erhalten würde, wenn die Pforte nicht sofort den betheiligten Mächten die gewünschte Genugthuung gewähre. Dies wirkte. Die geängstigten türkischen Minister willigten nun, um nur das französische Kabinet zu befriedigen, in Alles, was man verlangte, ohne vorher mit den übrigen Mächten zu conferiren. Hiermit ist nun vorläufig die Verwickelung abgeschlossen, und die vier Mächte, welche der Pforte den Fehdehandschuh so voreilig hingeworfen, haben die diplomatischen Verbindungen mit derselben wieder angeknüpft. Von der Absetzung des Kaimakams der Moldau, welche Frankreich begehrte, ist aber jetzt keine Rede mehr, und wenn die neuen Wahlen in der Moldau, wie von vielen Seiten erwartet wird, abermals gegen die Union der beiden Fürstenthümer ausfallen, so würde die französische Politik mit ihrem augenblicklichen formellen Siege nicht viel gewonnen haben. Der Gesandte Englands wird wahrscheinlich in Konstantinopel verbleiben, so sehr man auch in Paris dessen Abberufung wünschen mag. So droht der Kampf um größeren Machteinfluß zwischen den beiden Westmächten in der türkischen Hauptstadt auch fernerhin fortzudauern, und der Sultan wird es, trotz aller Bürgschaften für seine Unabhängigkeit, immer mehr fühlen, wie wenig er Herr in seinem eigenen Hause ist.

Asien. Aus Indien kommt eine Hiobspost nach der andern. Die Empörung hat in den nordwestlichen Provinzen immer weiter um sich gegriffen und das ganze Gebiet des obern Ganges ist der Rebellion verfallen. Die eingeborenen Truppen, welche bisher in diesem Gebiete der englischen Fahne treu geblieben, fallen alle nach und nach ab, und die mitten unter einer aufständischen Bevölkerung ausharrenden englischen Truppenabtheilungen sind außer Stande, den immer weiter anschwellenden Strom des Aufruhrs in seinem Laufe zu hemmen. Es handelt sich nicht mehr um die Niederwerfung einzelner Städte und Plätze, wo die Aufständischen augenblicklich die Oberhand besitzen; es handelt sich vielmehr um die förmliche Wiedereroberung jenes weiten, der Empörung anheimgefallenen Gebiets, und hierzu wird es eines wirklichen großen Feldzugs bedürfen, zu dem man erst im Spätherbst wird verschreiten können, wo die aus England erwarteten Truppen beisammen sein werden. Die Stadt Delhi ist noch immer in den Händen der Insurgenten und allem Anscheine nach sind die Engländer außer Stande, etwas Ernstliches gegen diesen Platz zu unternehmen, ehe nicht bedeutende Verstärkungen anlangen. Sie können nur 2000 Mann zu einem wirklichen Angriff verwenden, da starke Detachements zurückbleiben müssen, um die umliegenden Plätze zu beschützen. Hiernach sind dort die Europäer von den Aufständischen ernstlich im Rücken bedroht und es wird schwierig für sie sein, sich in ihrer jetzigen Position lange zu halten, zumal ihnen der Feind an Artillerie bedeutend überlegen ist. Bei den von den Meuterern unternommenen Ausfällen haben viele Offiziere und Soldaten ihr Leben verloren, und außerdem fordern die Cholera und das Fieber zahlreiche Opfer.

Die Rebellen fangen übrigens an, sich mit den Engländern im offenen Felde zu messen, was ihnen aber in einigen Fällen übel bekommen ist. Bei Futtepore wurden die Aufständischen von dem englischen General Havelack in drei verschiedenen Treffen geschlagen und ihnen 26 Kanonen abgenommen. Auch bei Agra hat ein Zusammenstoß stattgefunden, welcher aber minder günstig für die englischen Waffen ausfiel. Die nur 500 Mann starke Garnison jenes Platzes war nämlich nach Neemuch aufgebrochen, um den dort befindlichen Insurgenten eine Schlacht zu liefern. Letztere waren aber den englischen Truppen an Zahl bedeutend überlegen und diese mußten daher, nachdem sie 141 Mann auf der Wahlstatt gelassen, sich nach Agra zurückziehen. — Ueber die traurigen Vorfälle in Cawnpore sind jetzt genauere Berichte eingegangen, welche die dort stattgefundene blutige Metzelei bestätigen. Die englische Besatzung hatte sich daselbst unter dem Commando von Sir Hugh Wheeler lange Zeit gegen eine furchtbare Uebermacht gewehrt, bis sie endlich zur Capitulation verschreiten mußte. Ehe dies geschah, hatte der Führer der Insurgenten, Nena-Sahib, der Adoptivsohn eines früheren indischen Fürsten, die Zusage gemacht, daß der Garnison und allen englischen Familien freier Abzug gewährt werden solle. Diese Zusage wurde aber nicht gehalten und die Garnison, sowie 240 Frauen und Kinder fanden unter den Händen der Aufständischen nach grausamen Martern ihren Tod. — Lucknow, die Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Audh, war noch in den Händen der Engländer und man hofft, daß sich dieselben dort halten werden, bis General Havelack zum Entsatz eingetroffen sein wird. Französische Blätter behaupten, daß sich die 30,000 Mann starke Armee von Audh in Verbindung mit den Aufständischen in Delhi gesetzt habe; wenn diese Nachricht begründet ist, so erscheint die Lage der Dinge dadurch bedeutend verschlimmert, denn durch jene Verbindung würde dem Aufstand ein neuer Vorschub geleistet und seine weitere Ausbreitung nach dem eigentlichen Hindostan wesentlich gefördert werden. Englische Blätter erwähnen aber bis jetzt noch nichts hiervon und die Bestätigung jener Angabe wird demnach erst abzuwarten sein. Dagegen ist es gewiß, daß in Hyderabad, somit außer den bengalischen Provinzen in den Nizamstaaten, ein Aufstand stattgefunden hat und daß auch auf die Ruhe des Pendschab nicht mehr mit voller Sicherheit gerechnet werden kann. Die Präsidentschaften Bombay und Madras blieben aber fortwährend ruhig, und die eingeborenen Soldaten haben dort nicht den geringsten Versuch der Auflehnung unternommen. Indessen machen sich die Folgen des Aufstandes auch in den ruhig gebliebenen Provinzen immer mehr bemerkbar. Kalkutta litt an großem Proviantmangel; die Lebensmittel begannen zwar wieder den Ganges herabzugelangen, allein die Preise waren ungeheuer. Die reichen Ernten und Vorräthe, Massen von Waaren, die in den verschiedenen Städten im Depot liegen, sind mit Unter-

gang bedroht. Die Feldarbeiten liegen verlassen und der Handel wird lange leiden durch die gegenwärtige Katastrophe, wenn auch die Engländer den vollständigen Sieg erlangen.

Der Kanonenjunge.

Erzählung, von Franz Lubojatzky.

Der Morgen des 30. November 1793 entstieg seiner grauen spätherbstlichen Nebelhülle, welche allmählig als schwerer Niederschlag zu Thale fiel und dem jungen im Osten anbrechenden Lichte einen siegenden Durchblick gestattete. Es war ein, wie helle Blutstreifen, bis zum Zenith ausstrahlendes Morgenroth, welches als Vorläufer des Tages die Umgegend von Kaiserslautern übergoß und die auf den Höhen noch schwebenden zerrissenen Nebelschleier durchleuchtete. Die in's Grellrothe überspielende Morgenröthe galt als Omen des anbrechenden Tages, der viel Blut- und Menschenopfer sehen sollte, und welchen bereits ferner Kanonendonner einläutete.

Das erste Ereigniß unserer Erzählung ist jenem traurig endenden Kampfe entnommen, der in den 1790er Jahren jenseit und diesseit des Rheinstromes tobte, und welcher keine andere Frucht trug, als den Herren der französischen Republik die Lust einzuflößen, das deutsche Land zu erobern, was auch später geschah. Der Rath des freilich alt gewordenen österreichischen Staatsministers Fürsten Kaunitz, den Krater (das sich zur Republik gestaltende Frankreich) in sich selbst austoben zu lassen, in seinen wilden, Alles verschlingenden Brand nicht hineinzustören, ein Rath, den auch der damalige sächsische Kurfürst Friedrich August mit voller Ueberzeugung unterstützte, hatte kein Ohr bei den Nachbarn von Oesterreich und Preußen gefunden; und jene Reihe von Kämpfen gegen Frankreich begann, deren Endresultat so unheilvoll für Deutschland ausschlug.

Das Jahr 1793 hatte manche glänzende Waffenthat, manchen schönen Sieg deutscher Tapferkeit gesehen; aber all' diese blutigen Sträuße nützten zu Nichts, als den Besitz eines Terrains zu erkämpfen, welches man aufgeben mußte, weil das Behaupten desselben weder einen Vortheil, noch irgend eine günstige Aussicht bot und die Verhältnisse überhaupt, die sich mit jedem Tage feindseliger gegen das deutsche Heer gestalteten, es gebieterisch forderten. Der Kampf zwischen den Deutschen und den Franzosen war zu ungleich in seinen Grundelementen.

Die Franzosen, von einem Feuergeiste beseelt, von einem Grade des republikanischen Patriotismus durchglüht, der sie jede Anstrengung überwinden ließ, wußten hinter ihren Armeen ein gleich denkendes, gleich begeistertes Volk, welches keine Opfer scheute. Ihre Generäle brauchten nicht Menschen zu sparen; sie waren nie der Besorgniß ausgesetzt, daß ihnen Kanonenfutter fehlen würde. Beim deutschen Heere herrschte das schroffste Gegentheil von diesen erwähnten Vortheilen der Franzosen. Die deutschen Feldherren waren genöthigt, sorgsam die Verluste unter ihren Kriegern zu vermeiden; Ersatz war schwer heranzuziehen. Der damalige Schlendrian in allen Verhältnissen Deutschlands war jeder freien Gebahrung, jedes Aufschwungs unfähig; er war ein Bleigewicht, das sich an Alles hing, was deutsch hieß. Die deutschen Soldaten schlugen sich tapfer; aber ihnen mangelte jene höhere Anregung, die man gemeinhin Kriegseifer nennt. Wie hätte auch eine solche Freudigkeit sie beseelen können, da jeder Sieg, den sie mit ihrem Blute errangen, ihnen keine Frucht trug, da der Herbst des genannten Jahres ihnen außer den nothwendigen Anstrengungen noch empfindlichen Mangel an den nöthigen Lebensbedürfnissen brachte und der Himmel selbst sich ihnen in kalten, eisigen Stürmen und Regengüssen feindselig zeigte!

Die Weißenburger Linien waren siegreich von den deutschen Truppen erobert worden; die Saar trennte die beiden feindlichen Armeen; es gab täglich im October (1793) kleine aufreibende Gefechte. Der schlimmste aller Feinde aber war für die deutsche Armee die Noth an Lebensmitteln, während die Franzosen sich im Ueberfluß aus ihren mit Proviant wohl versehenen Festungen versorgten. Die unter den deutschen Truppen immer lauter werdende Frage: Wann beziehen wir die Winterquartiere? das Ungestüm des Wetters und die täglich höher steigende Noth an Lebensmitteln, bewogen den Feldherrn, Herzog von Braunschweig, endlich, die Armee von dem Ufer der Saar zurückzuziehen. Der um dieselbe Zeit bei der französischen Moselarmee geschehene Wechsel im Oberbefehle (an die Stelle des diese Armee bisher commandirenden Generals von Schomberg trat nun General Hoche) gab den Franzosen einen neuen Aufschwung. Angriff folgte auf Angriff; und war ihnen die launische Kriegsgöttin auch ganz und gar abhold, so erkannten die Befehlshaber der deutschen Armee doch, daß es Zeit sei, sich diesen Angriffen zu entziehen, weshalb des Braunschweigers Hauptarmee sich in's Zweibrücken'sche zurückzog und das Kalkreuth'sche Corps eine gleiche Bewegung zurück machte.

General Hoche drängte sogleich mit seinen Franzosen nach. In der Gegend von Lautern machte die deutsche Armee Halt und bezog eine treffliche Stellung. Hoche mit seinen 50,000 Franzosen und 400 Kanonen rückte der deutschen, nur von 32,000 Mann, von 200 Kanonen unterstützten Armee so nahe, daß eine Schlacht unausweichlich blieb, und so sah denn der 28. November das Vorspiel eines Kampfes, der die folgenden Tage mit blutiger Schrift in die deutschen Kriegsbücher zeichnete. Der 29. November brachte eine wüthende Schlacht. Die Franzosen stürmten mit einer unbeschreiblichen Wuth heran; jedoch sie mußten sich, wenn auch nicht geschlagen, doch resultatlos am Abend dieses Tages in ihre Stellungen zurückziehen. Der Kampf um den Besitz der großen deutschen Redoute bei Moorlautern hatte Tausenden von ihnen das Leben gekostet.

Während der Nacht, die diesem Blutbade folgte, hatte der Herzog von Braunschweig in der richtigen Erkenntniß, daß der nächste Morgen von Seiten der Franzosen die Erneuerung der Schlacht bringen werde, den beiden Flügeln seines Heeres Verstärkung zugeschickt. Der rechte Flügel ward durch die Sachsen-Bataillone Kurfürst und Prinz Anton, welche sich bei Moorlautern postirten, unterstützt, dem linken das bei Trippstädt stehende Corps zugesendet. Diese Verstärkungen waren nothwendig, um die auf diesen beiden Punkten erfolgenden Stöße des Feindes auszuhalten.

An der Spitze des linken Flügels war das sächsische Grenadierbataillon Christiani aufgestellt; und als mit dem ersten Tagesgrauen Geschützdonner die Lüfte durchdröhnte, trat genanntes Bataillon unter Gewehr, der Dinge harrend, die da kommen würden. Vor der Fronte der Grenadiere, die, schweigend, das Gewehr beim Fuß, in Schlachtordnung standen, hielt der Oberstleutnant v. Christiani zu Pferde, von den Offizieren umgeben und den auf Kundschaft ausgeschickten Patrouillen entgegensehend.

Wunderbar lagerte das Morgenroth über der Landschaft, die, im Sommer so reizend, jetzt, da des Herbstes rauhe Stürme darüber hingefahren waren, todt und öde vor den Blicken der Grenadiere sich ausbreitete, Vielen als Friedhof sich ankündigend, zu dem sie aus der fernen, theuren Heimath herangezogen waren. Der Osthimmel glühte im brennendsten Roth, das, gleich einem unaufhaltsamen Feuerstrome, dem entweichenden Nachtgewölke nacheilte, und dessen Widerschein, wie Rosenhauch, über den Höhen schwebte, welche in der Ferne den Weg zwischen Kaiserslautern und Pirmasens begrenzen.

Sei der Krieger auch noch so rauhen Gemüthes und abgehärtet gegen jede weiche Regung, die Augenblicke vor der Schlacht greifen mahnend an sein Herz. Gewiß wird es wenige Soldaten geben, die mit frivoler Lust in den Kampf auf Leben und Tod eilen. Die Stunde ist zu ernst; mit unwiderstehlicher Macht fühlt sich das stärkste Männerherz erschüttert; im Stillen überschaut der Krieger, sind seine Sinne nicht künstlich durch starke Getränke betäubt, sein Leben ..., vor ihm ein mögliches Grab! ... und schauernd, wenn auch nicht muthlos, sagt er dem Dasein ein Lebewohl. Erst die

Schlacht und deren Donner, deren Blut-Scenen regen das erschütterte Gemüth an zum Vergessen seiner selbst, und auf gut Glück, von Rachedurst für so vieler braven Kameraden niedergeschmettertes Leben übermannt, stürmt er auf den Feind los.

Die lautlose Stille, welche das Grenadierbataillon Christiani beobachtete, schienen solche Empfindungen in seinen Reihen hervorgerufen zu haben. Auf den wetterbraunen, bärtigen Gesichtern lag der Ausdruck tiefen Ernstes. Da erhob sich plötzlich unter ihnen eine klangvolle Männerstimme im tiefen Baß und sang:

„Ein' feste Burg ist unser Gott."

Nur des rechten Tones und der rechten Zeit bedarf es, um die Herzen klingen und singen zu machen von Dem, was sie fühlen. Ehe noch der zweite Vers des dreihundertjährigen Heldenliedes des muthigen Luther zu Ende war, hatte auch der größte Theil des Bataillons schon mit eingestimmt in den feierlichen Sang. Der Obristleutnant Christiani und seine Offiziere standen mit entblößten Häuptern, der Fronte zugewendet, und nun brauste das gewichtige, muthvolle:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär"

über Aller Lippen. Das Bataillon sang, wie ein Mann, aus einem Herzen, daß es weithin schallte in der von Morgenroth überflossenen Landschaft. Das waren feierliche Augenblicke, wie sie nicht immer im Schlachtenleben vorkommen, aber eben darum von ungeheurer Wirkung sind. Als das Heldenlied zu Ende gesungen war, ritt der Obristleutnant heran, schwenkte grüßend den Hut vor dem Bataillon und rief laut: „Grenadiere, wir siegen!"

Ein donnerndes „Hurrah!" vom ganzen Bataillon erwiedert, antwortete ihm.

„Wer von Euch hat das Lied angestimmt?" fragte er dann.

„Unser Schulmeister, Corporal Jeßner," lautete die Antwort Vieler.

„Trete Er vor, Corporal Jeßner!" befahl von Christiani.

Eine große breitschulterige Männergestalt, wie alle übrigen der Kameraden, über der Uniform den weißen Leinwandkittel, der damals die Stelle des Mantels bei dem Militär versah, trat aus der Reihe heraus und präsentirte das Gewehr vor dem Chef, der laut, daß es Alle hören konnten, zu ihm sagte:

„Corporal Jeßner, habe Er Dank in meinem und des ganzen Bataillons Namen für das Lied. Er ist ein braver Mann, ein wackerer Soldat, ein Muster für alle Seine Kameraden. Mit solchen Männern muß man den Sieg erringen, und ich halte es für eine Ehre, ein Bataillon zu commandiren, das Soldaten solcher Art, wie Er, unter sich hat. Das Lied am heutigen Morgen vergesse ich Ihm nicht, Jeßner."

„Halten zu Gnaden, Herr Obristleutnant; darf ich reden?" entgegnete der Corporal respectvoll.

„Thue Er's in Gottes Namen!"

„Halten zu Gnaden ..., meine Kameraden sind alle so wie ich, wenn nämlich der gnädige Herr Obristleutnant an mir etwas besonders Gutes herauszufinden die Gnade haben wollen. Ich bin kein Haar besser als sie, alle brave Sachsen. Einer mußte das Lied anfangen; hätte ich's nicht grad' gethan, wär's gewiß 'n Anderer gewesen ...; d'rauf kenne ich sie."

„Brav, Corporal, brav! ... Er ist ein echter Soldat und ein rechter Kamerad," sagte der Obristleutnant, und, den Handschuh von der Rechten ziehend, streifte er einen goldenen Ring vom Finger, und, ihn dem Corporal reichend, fuhr er fort: „Trage Er den Ring hier zum Andenken an diesen Morgen, Corporal Jeßner. Kommen wir glücklich zurück nach Sachsen, so werde ich Ihn recommandiren. Trete Er nun wieder ein."

Diese Scene hatte auf die Grenadiere einen ungeheueren Eindruck gemacht. Ein dreimaliges Hoch ihrem Chef bringend, der ihnen dafür mit mehreren Schwenkungen des Hutes dankte und dann zu den Offizieren zurückritt, hatten sie die vorige feierliche Stille mit einer frohen Aufregung vertauscht. Des gnädigen Herrn Obristleutnants Ring wanderte durch die Glieder; Jeder wollte ihn sehen, und als er wieder an Corporal Jeßner zurückkam, sagte dieser:

„Gott verdopple mich und's Tractement! wenn's heute nicht gut geht, Leute, da weiß ich, mein Seel', nicht, wenn's gut gehen soll. Solch einen Treffer am frühen Morgen zu haben, ehe wir noch dem Feinde ein paar Pillen aus unserer Apotheke zu besserer Verdauung haben zukommen lassen, das ist 'n Glücksfall ohne Gleichen. Wo ist meine Alte? he! wo ist meine alte Marusche? sie soll Jedem ein Glas Schnaps gratis einschenken. Das Bataillon hat heute zum guten Morgen eine Ehre vom gnädigen Herrn Obristleutnant gehabt; von mir soll's einen accisfreien Schnaps haben. He, Tambour, schaff' mir meine Alte mit dem Fasse her! ... das Grenadierbataillon Christiani will einen nehmen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Tanzsteuer.

An manchen Orten im Vaterlande, namentlich im Gebirge, hat man in jüngster Zeit eine neue Steuer erfunden. Nicht der Staat, dem man sonst immer alle Steuerauflagen zur Last legt, nein, die Gemeinden selbst, nämlich ihre Gemeinderäthe, haben diese Steuern erfunden, die von der betreffenden königlichen Kreisdirection genehmigt wurden. Sie sind in der Regel zu wohlthätigen Zwecken bestimmt, hier zu einem Rettungshaus, dort zu einem Kirchenbau, da zu einer Feuerspritze u. s. w.

In den hiesigen Gegenden hat von einer solchen Steuer noch nichts verlautet. Und das ist von den betreffenden Gemeinderäthen auch ganz Recht und in der Ordnung, wenn sie diese Neuerung nicht nachahmen.

Jede Steuer muß, wenn sie eine gerechte sein soll, alle unter gleichen Verhältnissen Lebende gleichmäßig treffen. Das ist nun aber bei der Tanzsteuer nicht der Fall. Denn was ist die Tanzsteuer, warum wird gerade der Tanz besteuert? Offenbar weil er ein Vergnügen ist. Nun wohl; wenn der Tanz ein Vergnügen ist und wenn das Vergnügen besteuert wird, warum legt man nicht auch Steuern auf das Kartenspiel, auf das Biertrinken, auf das Kegelschieben, auf das Vogelschießen, und auf wer weiß was Alles, das ebenfalls zum Vergnügen geschieht? Man wird vielleicht einwenden: da sei doch ein Unterschied, der Tanz sei ein Vergnügen ganz anderer Art. Fragt man weiter nach dem Grunde dieser Antwort, nach der abweichenden Art des Tanzvergnügens, dann kann's wohl kommen, daß irgend ein Kopfhänger den Tanz für unsittlich erklärt. Allein darin wird er wenig Beistimmung finden, am allerwenigsten von der Regierung. Denn in unserer Armenordnung (v. 22. Oct. 1840), in die auch ein paar Paragraphen über's Tanzen sich verlaufen haben — nicht gerade um an das Lied zu erinnern: „Wenn die Bettelleute tanzen," wenn auch die Zusammenstellung dazu dienen mag, Manchen, der gar in's Gelag hinein wirthschaftet, oder vielmehr nicht wirthschaftet, daran zu erinnern, daß der Reichen Unordnung sie endlich zur Armenordnung führt — in dieser Armenordnung also ist ausdrücklich (§ 138) davon die Rede, daß die „öffentlichen Tanzbelustigungen in den Schranken eines der Erholung gewidmeten, mäßigen und anständigen Vergnügens verbleiben, und nicht in einen, zum Verfall der Sittlichkeit, Verschwendung, Trunksucht und Verarmung führenden Mißbrauch ausarten" sollen. Also erst der Mißbrauch, d. h. der falsche Gebrauch ist es, wie das Gesetz selbst sagt, der die öffentlichen Tanzbelustigungen schädlich und unsittlich machen kann; an und für sich sind sie es nicht, da dienen sie vielmehr zur Erholung und sind, mäßig gebraucht, ein anständiges Vergnügen. So heißt's im Gesetze selbst; und wer wollte nun noch wagen, den Tanz überhaupt unsittlich zu nennen?

Und wer's doch thut, wie darf der von etwas, seiner Meinung nach Unsittlichem, Steuern verlangen? Das wäre ja Sündengeld! Der Zweck heiligt niemals das Mittel; das Geld, das ein Dieb stiehlt, ist und bleibt unrecht Gut und wenn er's auch zum Kirchenbau verwenden wollte. Also die den Tanz für unsittlich halten, die müssen ihm zu steuern,

nicht ihn zu besteuern suchen. Freilich Jenes gelingt ihnen nicht; wollen sie etwa durch Dieses den Leuten das Tanzen verleiden?

Andere sagen vielleicht, das Tanzen sei ein überflüssiges Vergnügen, sei Luxus, mehr als andere gesellige Vergnügungen. Nun, im Grund genommen, ist jedes Vergnügen überflüssig zu nennen; nämlich wenn man die Sache so ansieht, ob der Mensch ohne das auch leben, nicht aber so: ob er ohne das auch angenehm leben kann. Es giebt Millionen Menschen, die leben und glücklich leben, ohne zu tanzen, und der Einsender gehört auch zu ihnen. Aber es giebt ebenso Millionen, die nicht rauchen, Millionen, die kein Bier trinken, nicht spielen u. s. w. Folgt daraus, daß Tabak, Bier und Karten noch extra besteuert werden sollen? Gewiß nicht. Es mögen genug Paare tanzen, denen besser wäre, sie blieben daheim und versorgten, die Eine die Wirthschaft oder die Kinder, der Andere sein Vieh und Geschirr. Aber weil Einzelne zur Unzeit tanzen, deshalb braucht man den Andern nicht ihre Erholung zu mißgönnen, die sie nach treugethaner Wochenarbeit in einem fröhlichen Tanze suchen. Der Geschmack ist nun einmal verschieden, dem Einen behagt ein Pfeifchen besser, dem Andern ein Tänzchen. Auf den Bierbänken ist so kein Platz gleichzeitig für Alle.

Also entweder alle ähnlichen Vergnügungen besteuert, oder keine!

Es fragt sich aber auch, woher die betreffenden Gemeinderäthe das Recht herleiten, solche Steuern zu dictiren und durch die Regierungsbehörde bestätigen zu lassen?

In der Landgemeindeordnung heißt es: jede Landgemeinde soll ihre Angelegenheiten selbst durch die aus ihrer Mitte dazu erwählten Personen verwalten (§ 5). „Als Gemeindeangelegenheiten sind jedoch nur diejenigen zu betrachten, welche die Verhältnisse, Rechte und Verbindlichkeiten einer Ortsgemeinde als solcher betreffen" (§ 6).

Bilden die Tänzerpaare auf dem Tanzsaale die Ortsgemeinde, ist der Tanz Gemeindesache?

Gewiß nicht. Und darum kann auch der Gemeinderath, sollte man meinen, ihnen sowenig eine Steuer vorschreiben, als er in die einzelnen Häuser eintreten und jeder Familie gebieten darf, was sie kochen soll.

Freilich, ein Recht steht den Ortspolizeibehörden in Bezug auf das Tanzen zu, nämlich die Polizei-Aufsicht. Sie müssen darauf sehn, daß anständig und nicht übermäßig getanzt wird; sie haben je nach den örtlichen Verhältnissen in Berücksichtigung der Volkszahl, des Wohlstandes in der Gemeinde und Umgegend, zu bestimmen: wie oft und an welchen Tagen, von welcher Zeit an und wie lange getanzt werden darf; sie sollen die Schulkinder und Lehrlinge von den Tanzsälen entfernen, sollen darauf achten, daß überall thunlichst um dieselbe Zeit getanzt wird, damit nicht der übertreibenden Genuß- und Verschwendungssucht gar zuviel Gelegenheit geboten werde, und sie haben endlich die Befugniß, über Bestimmungen dieser, rein polizeilichen Art Regulative abzufassen. (Armenordnung §§ 138. 139).

Von Steuerausschreiben aber steht da allerorten nichts. Das geht die Polizei nichts an, ob noch 5 Pf. extra für den Tanz, außer dem Tanzgeld gezahlt werden, das hat mit der größeren Sittlichkeit und Ordnung nichts zu schaffen. Im Gegentheil; es kann erst recht unordentlich machen, wenn man den Leuten einredet: fünf Pfennige mehr oder weniger, die machen Niemanden reicher oder ärmer, das sei eine so geringe Mehrausgabe, die Keiner fühle.

Wer so spricht, der kommt — wenn er's auch besser meinen mag — im Grunde auf dasselbe hinaus, wie der allerärgste Verschwender. Der denkt auch immer, es komme auf einen Groschen ab und zu nichts an, und läßt einen nach dem andern durch die Gurgel oder sonst wohin fahren, bis endlich gar nichts mehr da ist. Sechszig Fünfpfenniger machen einen Thaler; und wer sich einmal gewöhnt, eine kleine Münze für gering anzusehen, der wird's auch in andern Stücken thun, und das heißt übel wirthschaften. Es giebt nichts Rachgierigeres als das Geld. Wo das einmal merkt, daß man sein nicht achtet, da macht es sich sofort auf und davon, und spielt dem ungetreuen Haushalter aus der Ferne so arg mit, läßt ihn seinen Werth durch Entbehrung aller Art so schmerzlich fühlen, daß es oft ein Jammer ist.

Oder sollen die Leute, um die Fünfpfenniger aufzubringen, um so viel weniger verzehren und aufgehen lassen? Das wäre den Wirthen freilich nicht Recht; indeß auf die allein kann's nicht ankommen, denn der Tanzsaal ist nicht des Wirthes, sondern der Tanzlustigen wegen da. Aber diesen kann man das doch nicht zumuthen. Es mag Viele darunter geben, denen es gar nichts schaden könnte, wenn sie ihre Ausgaben um fünf Pfennige und noch mehr ermäßigten. Aber einmal bilden diese nicht die Regel; es sind vielmehr die Meisten verständig genug, mit ihrem Gelde hübsch hauszuhalten und daran zu denken, daß auf den Sonntag noch sechs Wochentage, auf den Sommer der Winter, auf die Tage der Gesundheit und lohnenden Arbeit, Zeiten der Krankheit und geringeren Verdienstes folgen, Zeiten, in denen ein Sparpfennig besser thut als ein Bettelpfennig. Und zweitens denken gerade jene Verschwender am Allerwenigsten daran, um der Tanzsteuer willen sich Etwas abgehen zu lassen.

In jedem Falle wäre die Tanzsteuer das schlechteste Mittel, um zum Sparen zu gewöhnen; und jene Gemeinderäthe, die darauf verfielen, hätten weit besser gethan, wenn sie um Errichtung von Sparvereinen in ihren Gemeinden sich bemüht hätten. Die thun freilich Noth, und diesen Sommer, wo es so schönen Verdienst gab und giebt, vor Allem.

Aber, wird man sagen, es gilt ja einem guten Zweck; wird da nicht Jeder gern das Seine dazu beitragen? Alle Achtung vor dem guten Zwecke; und gewiß, so arm sind Wenige, daß sie nicht gern zu etwas Wohlthätigem und Gemeinnützigem beitragen. Namentlich ist der fröhliche Mensch in der Regel auch gefühlvoll und mitleidig, und gedenkt in seiner Freude gern des Armen, der Wittwe und der Waise. Aber von freien Stücken muß er's thun dürfen, nicht gezwungen. Wenn zu einem wahrhaft gemeinnützigen Zwecke eine verschlossene Büchse im Tanzsaal irgend eines Dorfes aufgestellt würde: zehn gegen eins, sie würde sich bald füllen. Man hat's vor Kurzem erst hier und da in einigen Restaurationen eingeführt, daß man kleine freiwillige Beiträge für die entlassenen deutschen Beamten Schleswig-Holsteins einsammelte, und Mancher trank ein Glas Bier weniger, um einen Groschen beizusteuern. Das verdient Nachahmung überall. Aber Zwang hat hier kein Recht.

In der Regel sind die Tanzsäle ferner nicht blos von Ortsbewohnern, sondern auch von Fremden besucht. Heutzutage sperren sich die Städte und die Dörfer nicht mehr so gegen einander ab, wie sonst. Wie kommt nun der fremde Tänzer dazu, für die einheimische Feuerspritze beisteuern zu müssen?

Und endlich: wie steht es denn mit der Gleichmäßigkeit? Auf dem Tanzsaal mag's schon angehen, daß man Jemanden findet, der sich an die Thüre stellt und die Fünfpfenniger einsammelt, wenn man's auch keinem Gemeinderathsmitglied verargen kann, daß er sich zu diesem Geschäfte nicht brauchen läßt.

Weiter aber, wie sieht's da aus? Wenn Casino ist, wenn Jemand in seinen vier Pfählen ein Tänzchen veranstaltet, soll da auch der lästige Klingelbeutel störend hereingreifen und seine Fünfpfenniger fordern?

Die Zuschauer sollen auch beitragen. Wie kommen die dazu? Lehrlinge und Schulkinder, das ist schon erwähnt, sollen gar nicht dabei sein. Erwachsene aber, die sich das bescheidene, billige Vergnügen machen, und das, was ihnen mitzumachen versagt ist, nur an Andern mit ansehen: wie sollen die dazu kommen, dafür zu steuern? Mit demselben Fug könnte man Einen ja die frische Luft und das Glas Wasser versteuern lassen!

Und wo soll denn das Alles hinaus? Am Ende dahin, daß auch andere Vergnügungen versteuert und vertheuert werden. Der Mensch arbeitet und zahlt Steuern. Dafür sei ihm auch vergönnt, sich zu erholen und zu genießen, wenn er etwas hat. Wer ihm das nicht gönnt, wer ihm jeden Bissen Freude vergällen und verdünnen möchte: der kann ihn zwar zum finstern, tückischen, freudeleeren und herzlosen Kopfhänger machen, der kann ihm zwar die Lebenslust und den frohen Sinn für Freundschaft, Liebe und Geselligkeit verleiden und ausrotten; besser aber und sittlicher macht er ihn damit wahrlich nicht.

Und darum haben alle die Gemeinden Recht, die keine Tanzsteuer einführen. — n.

Dresden, den 3. September.

— Aus einem Artikel des Dr. Journals ersehen wir, daß die speciellen Untersuchungen der zum Bau einer Eisenbahn von Tharand über Freiberg nach Chemnitz in Vorschlag gebrachten Linien erst in neuerer Zeit zum Abschluß gebracht worden sind, und daß eine definitive Entscheidung darüber, welche Linie im technischen und nationalökonomischen Interesse vorzuziehen und zu genehmigen sei, demnächst erfolgen werde. Falls dann, heißt es in dem Artikel weiter, eine Actiengesellschaft zusammentreten und das nöthige Kapital aufbringen würde, stehe der Concessionsertheilung von Seiten der Regierung nichts entgegen. Sollte es hierzu nicht kommen und somit die Frage auftreten, ob der Staat bauen und Opfer bringen solle, so könne selbstverständlich vor Zusammentritt des Landtags und ohne diesen in der fraglichen Angelegenheit nichts geschehen. Selbst die Erbauung einer Privatbahn würde, da noch kein Expropriationsgesetz für jene Route vorliegt, von den Beschlüssen der Stände abhängig sein.

— Ein vor vierzehn Tagen heimlich von hier entwichenes Ehepaar, der Privatexpedient Zeumer und seine Frau, ist infolge der von der hiesigen Polizeibehörde angestellten Nachforschungen in Hamburg festgenommen und hierher abgeliefert worden. Beide trieben umfängliche Wechselgeschäfte, bei denen, wie man sich erzählt, der gesetzliche Zinsfuß nicht immer maßgebend gewesen sein soll. Durch jene Flucht sind Vielen namhafte Verluste erwachsen, und man vermuthete daher, daß beide Eheleute bedeutende Summen mit sich fortgenommen hätten; doch soll man bei ihrer Festnehmung nicht viel Geld vorgefunden haben. Jedenfalls kommt es zu einer Untersuchung, die möglicherweise auch den „Geschäftsfreunden" des Zeumer'schen Ehepaares nicht ganz willkommen sein wird.

— Aus dem Gerichtssaal. Im königl. Bezirksgericht Dresden ward am 27. v. M. der rückfällige Cigarrenmacher Reimann wegen Betrugs zu 8 Monaten Arbeitshaus verurtheilt. Er hatte einem Uhrmacher 4 Uhren im Werthe von 16 Thlr. abgeschwindelt, angeblich um solche seinem Herrn zur Auswahl vorzulegen; in der That aber, um sie zu verkaufen und zu versetzen. — Der am 29. v. M. in 1 Jahr Zuchthaus verurtheilte Handarbeiter Baumgart, ein Stammgast in Waldheim, hatte sogar die Frechheit gehabt, am lichten Tage in der Wohnung eines Criminalgensd'armen einzubrechen, ein Drathgitter zu durchschneiden und vier Münzen (im Werthe von nur 20 Ngr.) zu stehlen. — Am 28. v. M. saßen Armenhausbewohner aus Klingenberg bei Tharand, Wahle und Frau, Göpfert und Frau, Hofmann, Dietrich und Petri, auf den Anklagebänken. Sie hatten eine Menge Holzdiebstähle verübt, um billige Dachspähne machen zu können. Der Wald erschien ihnen als ihr Magazin, wo sie ihr Holz liegen hatten, das sie nur so beliebig erholen können. Das Gerichtsamt Tharand hatte ihnen deshalb Strafen dictirt, wider welche sie Einspruch erhoben, der Einigen von ihnen eine geringe Strafermäßigung brachte. — Schmerzlich war der Eindruck zweier Verhandlungen vom 31. v. M. und 1. d. M. Beidemale waren es Lehrlinge, 18 und 20jährige junge Menschen, welche Leichtsinn und, wie der Eine selbst gestand, ein Liebesverhältniß, zu Eigenthumsverbrechen verführt hatte. Der Eine hatte in dreijähriger Lehrzeit bei drei Meistern sich vergangen: dem ersten 3 Thr. unterschlagen, dem zweiten 1 Thlr. an Geld und Waare gestohlen, dem dritten aus einer verschlossenen Kommode mindestens 50 Thlr. nach und nach entwendet, dazu auch einen Dietrich selbst verfertigt. Er war also von kleinen Anfängen im Bösen immer höher und höher aufgestiegen. Hoffentlich ist's sein Glück, daß er einmal von der Gerechtigkeit ergriffen ward, um so endlich für seinen jugendlichen Leichtsinn die strenge, sühnende Zurechtweisung zu finden. Er ward zu 1 Jahr 7 Monaten Arbeitshaus verurtheilt. Der Andere, ein Gärtnerlehrling, wollte dem Diebstahlsverdacht seines Lehrherrn entgehen — und kam vom Verdacht zur That. Er wollte entfliehen, verkaufte seinen Rock, verwandte den Kaufpreis zum Leihgeld für ein Pferd des Bereiter G., ritt aber auf demselben weder in die Flucht wie er gewollt, noch in den großen Garten, wie er dem Bereiter vorgespiegelt, sondern in einen Gasthof und suchte da unter falschem Namen dem Wirth gegen ein Darlehn von 15 Thlrn. das Pferd zu verpfänden, dem Hausknecht für 3 Thlr. das dazu gehörige Sattelzeug zu verkaufen. Bei diesem kopflosen Unternehmen ward er natürlich sofort ergriffen und verhaftet. Sechs Monate Arbeitshaus wurden sein Strafmaß. — Am 2. d. M. ward der Handlungscommis Reinhardt aus Quedlinburg wegen Unterschlagung im Betrage von weit über 500 Thlr., welche er sich in Zeit von 7 Monaten als Buchhalter in der hiesigen Schnittwaarenhandlung des Herrn J. H. M. zu Schulden kommen lassen, zu 3 Jahr Arbeitshaus verurtheilt. Seine Brüder hatten in einem erst in der Nacht zuvor an seinen Vertheidiger gelangten Briefe Ersatzleistung durch sofortige Zahlung von 600 Thlrn. angeboten, wenn Reinhardt frei komme und nach Amerika entlassen werde. Der Vertheidiger trug deshalb auf Vertagung an, damit das Anerbieten zum Ersatze festgestellt und zur Ausführung gebracht werden könne. Der Gerichtshof ging indeß darauf nicht ein, weil die Ersatzfrage hier ohne Einfluß sei. Bei Eigenthumsvergehen macht nämlich der Ersatz den Thäter nur dann straflos, wenn er ihn zu einer Zeit, da er sich noch nicht entdeckt hielt, entweder durch Rückgabe des Entwendeten, oder durch vollständige Werthserstattung selbst leistet. Spätere Ersatzleistung aber und ferner solche, die nur von einem Dritten für den Thäter bewirkt wird, hat Straflosigkeit niemals zur Folge; der Richter ist indeß befugt, auf Grund derselben die Strafe innerhalb des gesetzlich für das betreffende Verbrechen festgestellten höchsten bis niedrigsten Strafmaßes herabzusetzen. Bei Unterschlagungen der hier vorliegenden Art aber ist schon vom Betrage von 50 Thlr. an das höchste Strafmaß 4 Jahr Arbeitshaus.

— Der freundlichen Beachtung unserer geehrten Leser empfehlen wir die zur Nachfeier der am 6. August erfolgten Enthüllung des Kreuzes auf dem Thurme der evangel. Pfarr- und Garnisonkirche in Neustadt-Dresden vom Archidiaconus M. Behr am 9. August gehaltene Predigt, welche jetzt (Neustadt, bei C. Höckner) in Druck erschienen ist und deren Ertrag zur Begründung eines Fonds für die künftige innere Restauration genannter Kirche verwendet werden soll. In gleicher Weise empfehlen wir die durch den Thurmbauausschuß zum Besten des Baues in den Druck gegebene kleine Schrift, welche die Feier der Enthüllung des Kreuzes auf dem neuerbauten Thurme ausführlich beschreibt und u. A. die bei diesem festlichen Anlaß gehaltene vortreffliche Rede des Consistor.-Raths Dr. Thenius, sowie die in den Thurmknopf gelegte, an interessanten historischen Nachrichten reiche Denkschrift enthält. Die lesenswerthe Broschüre wird in der Bau-Expedition und bei dem Kirchner Werner für 2 Ngr. verkauft.

— Gelegenheit zu einem recht lohnenden Ausfluge bietet gegenwärtig der Besuch der in Pirna von dem dasigen Gewerbevereine veranstalteten Gewerbeausstellung. Die ausgestellten Gegenstände geben ein sehr rühmliches Zeugniß von der Tüchtigkeit und Geschicklichkeit der Industriellen des dritten amtshauptmannschaftlichen Bezirks und der Stadt Dippoldiswalde, welche sich dabei ebenfalls betheiligt hat. Das Arrangement ist ebenso praktisch, als geschmackvoll, und der Gewerbeverein hat sich durch die Veranstaltung dieser Localausstellung, welche bis zum nächsten Sonntag geöffnet bleibt, ein anerkennenswerthes Verdienst erworben.

* **Meißner Gegend**, 2. Septbr. Wir haben jüngst mehrfach Gelegenheit gehabt, die vom hiesigen Zuchtverein eingeführten starken **Percherons-Pferde** zu sehen und ihre Leistungen zu beobachten. Wir können aber nicht umhin, gegen die Einführung dieses Pferdeschlags unsre Bedenken zu äußern. Wenn wir uns jetzt bei unseren Ausstellungen von Pferden, schöner und erfolgreicher Resultate in der Pferdezucht zu erfreuen hatten, so ist es um so bedauerlicher, bemerken zu müssen, daß man von einer Seite den Culminationspunkt aller Bestrebungen in der Pferdezucht darin zu finden meint, **Karrenpferde** zu züchten. Man muß das geringste Wissen und den guten Geschmack an edlen und schönen Pferden ganz verleugnen, wenn man diesem Zuchtprincip huldigen soll. Dem edlen und constant gezüchteten Meckelnburger Pferde fehlt es ja auch nicht an der nöthigen Masse; dagegen sind hier edle Form und kräftige Leistung vorwaltend, alles Gemeine ist seinem Baue fremd, seine Leistungen sind in allen Arten des Dienstes vollkommen befriedigend. Wenn man von den Percherons sagt: sie ziehen und gehen gut, so fragen wir, ob man dies und nicht noch mehr von einem Pferde jeden andern Schlags fordert, welches nur die Hälfte des Preises eines Percherons kostet? Die Aufgabe des sächsischen Landwirths ist, ein kräftiges, starkes aber auch **edles** und **schöngeformtes** Pferd, nicht aber ordinäre Karrengaule zu züchten. Möge man das in der Pferdezucht mühselig Gewonnene nicht durch falsche Zuchtprinzipien untergehen lassen, und nicht nach den vorhandenen schönen Anfängen einen Rückschritt machen. Herr Rittergutspachter Lommatzsch hat vollkommen Recht, wenn er in seinen Aphorismen über Pferdezucht sagt: „Mit was für Schlägen soll man züchten? Mit Schlägen, welche für alle Dienste, namentlich für Cavaleriedienst und Ackerbau tauglich sind; denn ein tüchtiges Cavaleriepferd genügt gewiß auch zur Landwirthschaft." Wer seine Pferdezucht **lohnend** treiben will, möge diesen Wink nicht unbeachtet lassen.

** **Freiberger Gegend**, 2. Sept. Da die Fütterung des Viehsalzes für die Mastung der größern Hausthiere wie für die Milchergiebigkeit von entschiedenem Vortheil ist, so erlauben wir uns, das ländliche Publikum auf eine Ministerialverordnung aufmerksam zu machen, nach welcher der Centner Viehsalz auf 1 Thlr. 10 Ngr. vom 1. Oct. v. J. an herabgesetzt ist. Das Viehsalz kann von gedachtem Zeitpunkte an unmittelbar entnommen werden, ohne daß der Käufer dazu eines Salzpasses bedarf. Möchten die Landwirthe von dieser für sie vortheilhaften Einrichtung vielseitigen Gebrauch machen. Im Auslande scheint man den Nutzen der Salzfütterung zeither mehr als in Sachsen eingesehen zu haben.

* **Chemnitz**, 29. Aug. In vorgestriger Nacht brach in dem Hause des Bäckermeisters Trübenbach Feuer aus, welches in kurzer Zeit nicht nur jenes Gebäude, sondern auch vier Nachbarhäuser nebst Hintergebäuden in Asche legte. 27 Familien sind durch dieses Brandunglück ihrer Wohnungen beraubt worden; auch ist dabei leider ein Menschenleben verloren gegangen. Ein sehr geachteter Bürger der Stadt, Bäckermeister Tesch, wurde von einer einstürzenden Decke im Schurig'schen Hause, wo er mit Ausräumen beschäftigt war, verschüttet und konnte erst nach drei Viertelstunden todt herausgezogen werden.

Jöhstadt, 31. August. Gestern früh 3 Uhr brannte in dem 2 Stunden von hier entfernten, auf dem höchsten Gebirgskamme gelegenen Dorfe **Satzung** das Erbgericht und ein daneben stehendes Gut ab. Leider sind dabei auch zwei Menschenleben verloren gegangen. Der Kuhjunge, der sich auf dem Heuboden eine Schlafstätte gesucht hatte, ist mit verbrannt; ein Theil des Viehes hat dasselbe Schicksal gehabt. Von zwei Harfenmädchen, die am Abend zuvor dort gespielt hatten, hat sich die Eine durch einen Sprung aus dem Fenster des ersten Stockwerks gerettet, die Andere ist an den erhaltenen Brandwunden verstorben. Ueber die Entstehung des Feuers ist noch nichts bekannt geworden. (Dr. J.)

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Thlr.	Weizen Ngr.	Roggen Thlr.	Roggen Ngr.	Gerste Thlr.	Gerste Ngr.	Hafer Thlr.	Hafer Ngr.	Erbsen Thlr.	Erbsen Ngr.
Dresden	August 31.	von	—	—	3	25	3	18	1	8	—	—
		bis	—	—	4	—	—	—	1	28	—	—
Bautzen	August 29.	von	5	10	3	15	3	5	2	—	—	—
		bis	6	15	3	27	3	15	2	15	5	—
Meißen	August 29	von	5	15	3	20	3	8	2	8	—	—
		bis	5	20	3	27	3	16	2	15	—	—
Pirna	August 29.	von	5	20	3	15	3	10	2	15	4	10
		bis	6	8	4	—	3	20	2	25	—	—
Radeburg	Septbr 2.	von	5	25	3	20	3	12	2	15	—	—
		bis	6	—	3	25	3	23	2	26	—	—
Roßwein	August 25.	von	5	20	3	25	3	—	2	—	—	—
		bis	6	12	4	5	3	5	2	5	—	—
Chemnitz	August 29.	von	6	10	4	5	3	8	2	16	4	25
		bis	6	20	4	15	3	18	2	22	5	10

Dresden. Das Schock Stroh — Thlr. — Ngr. bis 6 Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu 1 „ 5 „ „ 1 „ 16 „

Radeburg. Haidekorn 2 Thlr. 15 Ngr. bis 3 Thlr. — Ngr.
Eingegangen: 365 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 22. bis mit 31. August 1857.
die Kanne 17 Ngr. — Pf. bis 17 Ngr. 5 Pf.
— in Pirna (29. August) 15 „ — „ „ 17 „ — „
— in Roßwein (25. August) 14 „ 4 „ „ 16 „ 4 „
— in Chemnitz (29. Aug.) 16 „ 5 „ „ 17 „ — „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3 % große 85½ gesucht; dergleichen kleine 86 gesucht; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 101¾ gesucht; desgl. von 1847 à 4 % 96½ gesucht; dergl. von 1852 und 1855 à 4 % 98½ gesucht; dergl. von 1852 4 % à 100 Thlr. 99½ gef.; dergl. 1855 à 3 % 80½ gef. Land-Renten-Briefe große 86½ gef.; dergl. kleine 88 gef. Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99½ gef. Erbl. Pfand-Briefe à 4 % große 99 angeb.; kleine 100 angeb.; dergl. à 3½ % große — angeb., kleine — angeb.; dergl. 3½ % große — angeb., kleine — angeb. Lausitzer 4 % Pfand-Briefe große 99½ gef.; kleine 99½ gef.; dergl. 3½ % große und kleine 94 gef.

Preuß. 4½ % Anleihe 99½ gef.; dergl. 4 % 93½ gef. Preuß. 3½ % Staats-Schuld-Scheine 83½ gef.
Oesterr. 5 % Nation.-Anleihe 83 angeb.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 14 Ngr. 5 Pf., Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99½.
Dresden, den 3. Septbr. 1857. **Ed. Nockisch.**

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 36 nebst einer Beilage.)

Freitag. Nr. 37. 11. September 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Die französische Regierung scheint sich nicht damit begnügen zu wollen, der Presse ihres eigenen Landes die engsten Fesseln anzulegen; sie hat neuerlich einen Versuch gemacht, auch die freie Meinungsäußerung deutscher Blätter zu beschränken. In Frankfurt a. M. hat der französische Gesandte förmlich Beschwerde über zwei dasige Zeitungen geführt, welche durch ihre der französischen Politik gegenüber beobachtete Haltung in Paris Mißfallen erregten. Die Frankfurter Polizeibehörde hat jedoch dem Hrn. Gesandten die Antwort ertheilt, daß nach dem bestehenden Preßgesetze keine Veranlassung zum Einschreiten gegen jene Blätter vorliege. — Daß von Paris aus fast täglich Artikel an deutsche Blätter eingesandt werden, welche das französische Regierungssystem im günstigsten Lichte darstellen, ist eine bekannte Sache.

Die bairische Regierung hat eine sehr zweckmäßige Verfügung erlassen. Zeither war nämlich in Baiern der Getreidehandel allerhand lästigen Beschränkungen unterworfen, welche den Grundsätzen der Nationalökonomie widerstreiten. Vom 1. Sept. an ist aber dieser Handel völlig freigegeben und nur dahin Fürsorge getroffen, daß nicht Leute von üblem Rufe sich damit beschäftigen dürfen. Alle Scheinkäufe und sogenannte Differenzialgeschäfte, welche so oft zu einer, wenn auch nur vorübergehenden, Preissteigerung beitragen, sind streng verboten.

In Kassel hat in voriger Woche die Hauptversammlung des Gustav-Adolph-Vereins getagt, wozu sich Deputirte aus allen Theilen Deutschlands, aus Ungarn, Frankreich, Schweden &c. eingefunden hatten. Aus den Verhandlungen ergiebt sich, daß die Wirksamkeit des Vereins, wie der Betrag der eingegangenen Summen bezeugt, sich bedeutend erweitert hat. Die Beiträge beliefen sich im vorigen Jahre auf 101,791 Thlr. Betrag und Verwendung derselben mehren sich von Jahr zu Jahr; im letztverflossenen Jahre sind 56 Gemeinden mehr unterstützt worden, als im vorletzten.

Die holsteinische Ständeversammlung ist gegenwärtig mit der Berathung des Berichts beschäftigt, welchen der damit beauftragte Ausschuß über den von der dänischen Regierung vorgelegten Entwurf eines Verfassungsgesetzes für die besonderen Angelegenheiten des Herzogthums vorgelegt hat. Wie sich erwarten ließ, lehnt der Bericht den Entwurf vorläufig ab mit Rücksicht auf die vor Verbesserung der Ständeverfassung durchaus nothwendige Neuordnung der Gesammtstaatsverhältnisse. Es wird in jenem Actenstück ausführlich nachgewiesen, daß die durch die Bekanntmachung vom 28. Jan. 1852 in dem Herzogthum Holstein herbeigeführten Verfassungszustände der formellen Rechtsbeständigkeit vollständig entbehren, und daß dem Lande durch diese Verfügungen unberechenbare Nachtheile erwachsen sind. Ferner wird in dem Berichte der nachtheilige Einfluß entwickelt, den die bestehende Gesammtstaatsverfassung auf die Verwaltung des Herzogthums Holstein nach den verschiedensten Richtungen, insbesondere auch in finanzieller Beziehung ausgeübt hat; in letzterer Hinsicht wird eine ausführliche Berechnung mitgetheilt, wonach Holstein in den Jahren 1854—1856 nicht weniger als 807,763 Thlr. mehr hat in die Kasse des dänischen Gesammtstaats zahlen müssen, als wozu es rechtlich verpflichtet gewesen. Zuletzt faßt der Bericht seine Resultate in folgenden Punkten zusammen: „daß eine Selbstständigkeit, wie solche dem Herzogthume Holstein zukommt, ihm nicht zu Theil geworden, daß vielmehr seine selbstständige Entwickelung durch fremdartigen Einfluß gestört und gehemmt wird; daß ferner eine Gleichberechtigung des Herzogthums mit dem Königreiche Dänemark nicht stattfindet, dasselbe vielmehr in seinen wichtigsten Interessen von den Beschlüssen der dänischen Majorität des Reichsraths abhängig gemacht und dem Königreiche gegenüber überhaupt höchst ungünstig gestellt ist; daß endlich diese Zustände auf verfassungswidrigem Wege entstanden und daß die zum Besten des Herzogthums gemachten königlichen Zusagen unerfüllt geblieben sind." Nach dieser hier nur angedeuteten, sehr ausführlichen Darlegung der bedenklichen Lage des Landes geht der Ausschuß zur Begutachtung der einzelnen Paragraphen des neuen Verfassungsentwurfs über, um schließlich die Ueberzeugung auszusprechen, daß diese Vorlage in keiner Weise geeignet erscheine, den erhobenen gerechten Beschwerden des Landes abzuhelfen und daß daher der Ständeversammlung anzurathen sei, die Einführung einer neuen Verfassung abzulehnen, so lange nicht die politische Stellung des Herzogthums in der Monarchie in einer, dem gerechten Anspruche des Landes auf Selbstständigkeit und Gleichberechtigung entsprechenden Weise geregelt sein werde.— Allem Vermuthen nach wird dieser Bericht von den Ständen fast mit Einstimmigkeit angenommen werden, da bei der allgemeinen Debatte nur ein einziger Deputirter, der durch seine dänische Gesinnung bekannte Abg. Bargum, sich dagegen erhoben hat.

Preußen. Der Kaiser von Oesterreich wird, wie es jetzt heißt, in der zweiten Hälfte dieses Monats auf einige Tage in Berlin eintreffen, um den Besuch des Königs von Preußen zu erwiedern. — In Berlin sind von der dasigen französischen Gesandtschaft bereits Schritte eingeleitet, um die in Preußen wohnhaften, zur Empfangnahme der neuen „St. Helena-Medaille" berechtigten Personen zu ermitteln. Wie versichert wird, hat bis jetzt noch kein einziger Preuße seine Ansprüche auf die in Rede stehende Medaille bei der Gesandtschaft geltend gemacht. Zugleich spricht sich die preußische Presse entschieden gegen die Annahme jenes französischen Denkzeichens aus, welches an jene unglücklichen Zeiten erinnert, wo die Deutschen gezwungen waren, unter der Fahne eines fremden Eroberers gegen ihre deutschen Brüder zu fechten.—

Oesterreich. Die Einführung eines Zeitungsstempels ist principiell entschieden worden; sie soll am 1. Januar eintreten und die Steuer einen ganzen Kreuzer für das Exemplar eines jeden Blattes betragen, also ungefähr vier Thaler jährlich von einem Tagesblatte. In Folge davon wird eine große Anzahl Journale eingehen müssen und namentlich den niederen Volksklassen, in welchen ohnehin sehr wenig politische Bildung vorhanden ist, wird diese nun noch unzugänglicher gemacht werden. Erwägt man, welche gesetzlichen und polizeilichen Beschränkungen die Presse schon jetzt zu ertragen hat, so erscheint der Zeitungsstempel als eine Besteuerung der Ideen,

des geistigen Privateigenthums; sei es nun, um sie zu einer Einnahmequelle zu machen, oder um die Verbreitung derselben zu erschweren. Jeder, der es mit Oesterreich wohlmeint, muß diese Maßregel, bei der jedenfalls klerikale Einflüsse thätig gewesen sein mögen, aufrichtig beklagen; denn die Stellung, welche die Presse eines Landes einnimmt, giebt immer einen guten Maßstab für die Beurtheilung des Zustandes seiner Institutionen. Ueberblicken wir das Ganze, so finden wir gegenüber den großen Fortschritten für materielle Volkswohlfahrt, welche in den letzten acht Jahren in Oesterreich gemacht wurden, in neuerer Zeit das Concordat und den Zeitungsstempel als Rückschritte, welche der Volksbildung und der Aufklärung nothwendig sichtbaren Eintrag thun müssen.

Seit Einführung des Concordats leben die Wallfahrten, welche schon früher wegen der vielen damit verbundenen Ausschreitungen vielfach beschränkt wurden und seit den Zeiten Kaiser Josephs gesetzlich verboten waren, von Neuem in ausgedehntester Weise wieder auf. Namentlich ziehen Tausende von Wallfahrern aus den entferntesten Theilen der Monarchie nach dem an der steiermärkischen Grenze gelegenen Gnadenort Mariazell, und es gehen dem Lande dadurch viele Arbeitskräfte verloren, wenn auch der Klerus dabei seine Rechnung findet. Am 3. Sept. ging eine solche Procession, welche 15,000 Wallfahrer zählte, von Preßburg nach Mariazell ab.

Schweiz. Im Canton Waadt hat sich der Staatsrath gegen einen Bundesbeschluß aufgelehnt, indem er den Bau der Oroneisenbahn, welcher nicht nach seinem Sinne ist, gewaltsam zu verhindern suchte. Es war von der genannten Cantonsbehörde sogar Militär aufgeboten worden, um die Arbeiten an jener Linie zu verhindern. Es sind aber sofort energische Weisungen aus der Bundesstadt Bern nach Lausanne abgegangen, um den Anordnungen des Bundes Geltung zu verschaffen, und der widerspenstige Staatsrath wird wohl den Versuch aufgeben müssen, mit seinem Bataillon Truppen den Bau aufzuhalten, den die Centralbehörde der Eidgenossen im Interesse des Landes beschlossen hat.

Vorige Woche nahmen die Mormonen, welche in Zürich und dessen Umgebung noch immer Proselyten machen, in nächtlicher Stunde im Züricher See eine großartige Taufe vor. In langen Hemden wurden die Täuflinge, männliche und weibliche, in den See geführt und dann getauft. Das Volk aber, das sich ziemlich zahlreich dabei eingefunden hatte, machte sich über Täufer und Getaufte her und prügelte beide nach Herzenslust durch. Ganz besonders stark wurde dabei der Priester bedacht.

Italien. Der Papst ist von seiner Rundreise am 3. Sept. wieder nach Rom zurückgekehrt; man verspricht sich wenig praktische Erfolge von dem Ausfluge des Kirchenfürsten, da die einflußreiche Umgebung des Letzteren jedwede Reform zu verhindern bemüht ist. Ein Hauptziel der päpstlichen Reise, der Abschluß eines Concordats mit Toscana, ist bis jetzt unerreicht geblieben. Das toscanische Ministerium hat gerechtes Bedenken getragen, ein solches Uebereinkommen, welches die letzten Spuren der Leopoldinischen Gesetzgebung vertilgen und deshalb unter dem Volke viel Unzufriedenheit erregen würde, zu unterzeichnen.

Am 31. Aug. hat der König von Sardinien mit dem Prinzen Napoleon zu Modane der Eröffnungsfeierlichkeit der Arbeiten zum Durchbruch des Mont-Cenis beigewohnt. Durch diesen, 8916 Fuß hohen Berg wird die Eisenbahn führen, welche künftig Savoyen mit Frankreich verbinden soll. Zu diesem Riesenunternehmen ist ein 18,000 Ellen langer Tunnel nöthig, welcher binnen sieben Jahren vollendet sein soll, und es werden zur Durchbrechung des Gesteins besondere neuerfundene Maschinen angewendet, da die Höhe des Berges die Anlegung von Schächten und somit die Sprengung des Felsens durch Minen unmöglich macht. Die beträchtlichen Kosten trägt die sardinische Regierung und die Victor-Emanuel-Bahn giebt dazu nur einen Beitrag von 20 Mill. Fr.

Frankreich. Die Reise des Kaisers nach Deutschland und sein Zusammentreffen mit dem Kaiser von Rußland ist nun als eine ausgemachte Sache zu betrachten, da selbst französische Regierungsblätter jetzt davon sprechen. Dagegen scheint es noch nicht festzustehen, ob die Kaiserin ihren Gemahl begleiten wird; als Ort der Zusammenkunft beider Monarchen nennt man Stuttgart.

Die Finanzwelt spricht von nichts als von dem Credit-Mobilier, der in völliger Auflösung begriffen scheint. Die angesehensten Directoren dieses Instituts haben ihre Demission eingereicht; einer derselben, Hr. Thurneyssen, ist in Fallit erklärt und seine übrigen Collegen scheinen vollständig den Muth verloren zu haben. Die Actien des genannten Instituts, welche bis auf 1800 und 2000 Fr. hinaufgetrieben waren, sind jetzt für 855 Fr. zu haben.

Der Assisenhof des Seinedepartements hat am 3. Sept. sein Urtheil über Ledru-Rollin, Mazzini, Campanella und Massarenti gesprochen, die bekanntlich als Mitschuldige der kürzlich wegen eines beabsichtigten Attentats gegen das Leben des Kaisers verurtheilten Italiener angeklagt waren. Die Debatten waren nur sehr kurz und ohne Interesse. Alle Vier wurden in contumaciam zur Deportation verurtheilt. Gegen Ledru-Rollin waren weiter keine Beweise beigebracht, als die im ersten Processe gemachten sehr unbestimmten Aussagen der beiden Italiener. Das Urtheil hat daher einen sehr übeln Eindruck gemacht, und man verargt es der Regierung, daß sie jenen französischen Flüchtling, von dessen Nichtbetheiligung an dem Complotte man sich überzeugt hält, nicht aus dem Spiele gelassen hat.

Schweden. Bekanntlich erregt der Gesundheitszustand des Königs Oscar schon seit längerer Zeit ernste Besorgnisse und in den ersten Tagen dieses Monats ist endlich eine Krisis eingetreten, welche den Rücktritt des Monarchen von den Regierungsgeschäften für längere Zeit erforderlich macht und es zweifelhaft erscheinen läßt, ob derselbe je wieder im Stande sein wird, die Zügel der Regierung zu übernehmen. Am 1. Sept. traten die Minister und die Präsidenten der vier Stände des Reichstags zusammen, um darüber zu berathen, welche Maßregeln zu ergreifen seien, wenn der König durch seine Krankheit noch längere Zeit von der Führung der Regierungsgeschäfte abgehalten werden sollte, und es wurde dabei beschlossen, das Gutachten mehrer ausgezeichneter Aerzte über den Gesundheitszustand des Monarchen einzuholen. Das Gutachten dieser Herren lautete nun dahin, daß der König außer Stande sei, in den nächsten 12 Monaten die Regierung zu übernehmen. Infolge dieses Gutachtens wird nun eine für einen derartigen Fall in der Verfassung vorgesehene Interimsregierung zusammentreten und haben zunächst hierüber die Stände des Reichs Entschließung zu fassen. — König Oscar ist erst 58 Jahr alt; er übernahm die Regierung am 8. März 1844 und in diesen dreizehn Jahren ist durch seine außerordentliche Thätigkeit und Umsicht gar Vieles geschehen, um die Wohlfahrt des ihm anvertrauten Landes zu fördern und zu heben.

Großbritannien. Diejenigen englischen Blätter, welche nicht in engerer Verbindung mit der Regierung stehen, machen kein Hehl daraus, daß die mißlichen Verhältnisse in Indien nicht ohne merkbare Rückwirkung auf die europäischen Allianzen Englands sein werden. Sie legen dabei besonderen Werth auf die Fortdauer des Bündnisses mit Frankreich und trösten sich damit, daß Oesterreich mit Rußland, dem größten Feinde Englands in Asien, seit längerer Zeit gespannt ist. Einen Anschluß Frankreichs an Rußland scheint man in England nicht zu befürchten, ja man gab sich bisher sogar der Hoffnung hin, daß aus der vielbesprochenen Zusammenkunft beider Monarchen nunmehr, da der französische Kaiser in Osborne gewesen, nichts werden würde. Diese Erwartung scheint aber nicht in Erfüllung zu gehen.

Die Rüstungen werden mit großem Eifer betrieben, da die Regierung längst zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß

der Aufstand in Indien eine weit größere militärische Machtentfaltung fordert, als der letzte orientalische Krieg. Seit Ende Juni sind aus England gegen 30,000 Mann nach Indien geschickt worden. Mit den Truppen, die dort stationirt sind, wird sich die britische Armee in Indien nach einigen Wochen auf ungefähr 70,000 Mann belaufen, das heißt beinahe doppelt so viel, als die Regierung während des letzten Kriegs in der Krim zu verwenden hatte. Imposant, wie diese Macht ist, zweifeln doch tüchtige Militärs, ob sie genügt. Unter allen Verhältnissen ist auch im günstigsten Falle auf mehre Jahre hinaus an keine Reduction zu denken. Indien wieder zu erobern, erfordert kaum eine größere Armee, als das weite Land nach dem Siege zu behaupten. Ist der Aufruhr niedergeschlagen, ein Resultat, das wohl nicht vor dem nächsten Frühjahr erwartet werden kann, so wird es noch lange dauern, bis der Gegensatz zwischen den Eroberern und Eroberten so ausgeglichen ist, daß die Ersteren das Schwert in die Scheide stecken können. Die Wirkungen des indischen Klima's auf Europäer sind bekannt. Aerger als die Säbel und Miniébüchsen der Meuterer wird die Cholera, begleitet von Fiebern jeder Art, dem britischen Heere zusetzen. Man schätzt den jährlichen Verlust auf mindestens 15,000 Mann, und wenn daher die indische Armee nicht fortwährend beträchtliche Verstärkungen aus dem Mutterlande erhält, so wird sie für ihre Aufgabe bald zu schwach sein. Die Regierung, welche keine Reserve besitzt, wird diese Lücken durch Anwerbungen ausfüllen müssen, und man hofft, daß es ihr dabei nicht an Rekruten fehlen wird. Der Kampf in Indien ist eine Nationalsache und jeder Engländer fühlt, daß die Stellung seiner Nation als Weltmacht auf dem Spiele steht; es wird daher auf keiner Seite an Opferwilligkeit mangeln und England wird hoffentlich die hereingebrochene Krisis eher überwinden, als irgend ein anderes Land es vermöchte.

Asien. Aus Indien sind zwar keine neueren Posten eingegangen, doch bringen die von dort kommenden Briefe älteren Datums die vollständige Bestätigung der früheren ungünstigen Berichte. Die Vereinigung der aufständischen Armee von Audh mit den Insurgenten von Delhi, von welcher französische Blätter sprachen, hat sich zwar nicht bestätigt, allein dessenungeachtet war die Lage der Engländer vor jener Stadt immer noch eine sehr kritische. Die Zahl der Meuterer, welche den Platz vertheidigt, wird jetzt weit höher angegeben, als früher; man schätzt sie auf 25,000 Mann. Die Belagerten bedienen ihre Kanonen gut und es fehlt ihnen auch nicht an Pulver, da mehr als 12,000 Faß in der Stadt vorhanden waren, als die Meuterer sich derselben bemächtigten; sie haben viel schweres Geschütz, während die Engländer nur über leichtes verfügen können. Fast an jedem Tage fallen Gefechte vor, welche auf beiden Seiten viel Menschenleben kosten. So wurden die Insurgenten bei einem am 9. Juli unternommenen Angriff mit einem Verlust von beinahe 1000 Todten zurückgeschlagen; allein auch die Engländer zählten bei diesem Treffen 1200 Todte und Verwundete. Im Uebrigen zeigt es sich jetzt, daß die Meuterer die mit Thierfett bestrichenen Patronen jetzt ohne alle Bedenken anwenden, um die Engländer über den Haufen zu schießen, und es bestätigt sich sonach, daß jene religiösen Bedenken eigentlich mehr als Vorwand gedient haben, um die eingeborenen Truppen zum Abfall von der Fahne Englands zu bewegen. — Die Stadt Delhi, welche einst als die Residenz des Großmoguls angeblich nahe an zwei Millionen Einwohner umfaßte, ist zwar jetzt weit weniger bevölkert, aber dessenungeachtet zählt dieselbe immer noch 138,000 Einwohner; unter diesen befinden sich wiederum mehr Mohammedaner, als in anderen indischen Städten, und da die gegenwärtige Bewegung von den Mohammedanern ausgegangen ist, so wird die Einnahme dieses Platzes, falls sie den Engländern gelingen sollte, immerhin nicht ohne günstigen Einfluß auf die Niederwerfung des Aufstandes sein. Bis jetzt sind die Eingeborenen, namentlich die Hindus, mit wenigen Ausnahmen dem Aufstande fern geblieben, und dieselbe trägt daher vorzugsweise den Charakter einer Militärrevolution. Sobald aber die Bevölkerung mit den Meuterern gemeinschaftliche Sache macht, so sind die Engländer verloren. Denn man muß bedenken, daß die Bevölkerung Indiens dichter ist als die manches cultivirten europäischen Staates. Die Präsidentschaft Calcutta umfaßt auf 7670 Q.-M. mehr als 38 Mill., die Präsidentschaft Agra (in welcher Delhi liegt) zählt auf 7650 Q.-M. 18 Mill., die Präsidentschaft Madras auf 7600 Q.-M. 16 Mill., die Präsidentschaft Bombay auf 3430 Q.-M. 13 Mill. Einwohner.

In Agra sind die Engländer, von den Meuterern umzingelt, in dem dasigen Fort eingeschlossen; sie erwarten von Tag zu Tag Verstärkung und wenn diese nicht bald eintrifft, steht ihnen ein gleiches trauriges Schicksal bevor, wie den Europäern zu Cawnpur, welche insgesammt auf die martervollste Weise niedergemetzelt wurden. — Fast überall in den von der Insurrection umgebenen Districten zeigen sich die drohenden Vorboten der Hungersnoth. Die Märkte werden von den Eingeborenen nicht besucht, die Ernte wird von den Feuersbrünsten verzehrt, die Wege nach allen Richtungen sind von Banden beherrscht, welche die Zufuhren abschneiden; die Mahlmühlen werden verlassen und effectiv fehlt bereits das Getreide, welches zur Cultivirung des Landes benöthigt wird. Hierzu kommt, um den allgemeinen Nothstand zu vollenden, die Cholera, welche, immer weiter vorwärts schreitend, unsäglich viel Opfer dahinrafft.

Der Kanonenjunge.

Erzählung, von Franz Lubojatzky.

(Fortsetzung.)

Aus der Tiefe des nahen Gehölzes rollte bald ein Marketenderwägelchen, von zwei kleinen polnischen Pferden gezogen, heran.

„Mutter, heute ist Spendir-Tag!" rief Corporal Jeßner seiner darauf sitzenden und das kleine Fuhrwerk selbst kutschirenden Frau entgegen ...; „wenn Du heute knickerst, Gott verdopple mich und's Tractement! ich lasse mich von Dir scheiden. Sieh' mal her, Alte! den Ring hat mir der gnädige Herr Oberstleutnant geschenkt, das heißt, ich soll'n für's ganze Bataillon tragen, weil wir alle zusammen brave Kerls sind. Verstanden, Mutter? also weil der Ring nicht so groß ist, daß alle ihre Finger 'neinstecken könnten, der Schnaps aber so dehnbar, daß er in Tausende von Gläsern ausgeschenkt werden kann, habe ich beschlossen, weil ich allein den Ring zu tragen die Ehre habe, daß jeder von meinen guten Kameraden ein Gläsel Schnaps gratis kriegen soll. — Verstanden?"

„Oho!" rief die Marketenderin.

„Gar nichts zu ohon!" entgegnete Corporal Jeßner ... „Eingeschenkt, Alte, ohne Federlesen! Gesagt habe ich's einmal, und 'n Wort, ein Mann ...; für die Ehre muß man was thun, das begreift jeder Mensch, wenn er nur drei Sinne hat, also ..."

Die für die Grenadiere so ergötzliche Aussicht, eine Branntwein-Prämie zu erhalten, wurde jedoch in der Ausführung gestört; zwei der Patrouillen kamen in Eilschritt zurück und verkündeten die Nähe des Feindes. Die Offiziere eilten an ihre Plätze; Trommelwirbel gebot dem Bataillon Achtung ...; in der Ferne gewahrte man die schwarze Feindesmasse heranziehen, und Oberstleutnant v. Christiani ließ nun seine Grenadiere langsam vorrücken. Bald schlugen die französischen Kugeln in ihre Reihen, und mancher Brave hauchte seinen Geist aus, ehe er noch das Weiße in des Feindes Auge gesehen hatte. Kaum der französischen Colonne nahe gekommen, erscholl das Commando: „Fällt's Gewehr!" die Tambours schlugen Sturmmarsch, und die Grenadiere stürzten todesmuthig mit lautem Geschrei auf den Feind los.

Es war ein harter, entsetzlicher Kampf, der hier mit dem Bayonnet begonnen wurde. Menschenleben war spottwohlfeil geworden; es schwebte auf den Spitzen der Bayonnette. Die

verwegene Demonstration, welche das sächsische Bataillon einem an Zahl überlegenen Feinde zum Besten gab, war von demjenigen Glücke begleitet, das dem Kühnen in den meisten Fällen hold zu sein pflegt. Der Bayonnett-Angriff der sächsischen Grenadiere brachte die französische Colonne in Verwirrung, aber er vermochte sie nicht zum Rückzug zu bringen. Nur ein starkes Schwanken in den Feindesreihen zeugte von der Heftigkeit des unerwarteten Stoßes der Sachsen; dann stand der Kampf gleich.

Den Franzosen gelang es, ihre Geschütze allmälig eine veränderte Position einnehmen zu lassen, und bald wirkten diese so verderblich auf das Bataillon, daß dessen Chef es langsam zurückgehen ließ, bis er eine günstige Stellung fand, welche dasselbe vor den immer gewaltiger und fühlbarer werdenden Stößen des sich in Uebermacht nun entwickelnden Feindes sicherten, der bald mit seiner bekannten Heftigkeit Angriff auf Angriff folgen ließ. Der Tod hielt eine fürchterliche Ernte auf beiden Seiten; das tapfere Grenadierbataillon Christiani wäre in seinem muthig fortgesetzten Kampfe jedenfalls vernichtet worden, wenn demselben nicht im Augenblicke der höchsten Gefahr ein preußisches Regiment zu Hilfe gekommen wäre.

Die Schlacht hatte sich unterdeß auf allen Punkten entwickelt. Der rechte Flügel der deutschen Armee, dem beim ersten Morgengrauen die Feinde die Ehre des ersten Angriffs erwiesen, kämpfte mit Glück und warf die andringenden Franzosen-Colonnen mit einer Ausdauer des Muthes zurück, der nur der wüthende Charakter der feindlichen Angriffe gleichkam. An diesem Schlachttage waren es namentlich die auf beiden Flügeln der deutschen Armee vertheilten Sachsen-Bataillone, welche ein schönes Zeugniß der Tapferkeit ablegten. Auf dem rechten Flügel setzten die Bataillone **Kurfürst** und **Prinz Anton** im Verein mit der preußischen Grenadiergarde dem, wie es in den damaligen Kriegsnachrichten heißt, mit „beispielloser Wuth anstürmenden“ Feind einen so festen Damm entgegen, daß derselbe im Holz (Waldung) am **Bugberge** zurückgeworfen wurde und, den **Osterberg** gezwungen verlassend, sich durch das gleichnamige Thal zurückziehen mußte. Der Rückzug entschied auf diesem Flügel das Mißgeschick der Franzosen, da der preußische General von Borstell und der immer thätige preußische Obrist Spekuli die unter ihnen eingerissene Verwirrung auf's glücklichste benutzten und mit ihren kecken Reiterschaaren, die schon manchen harten Strauß gegen die wüthenden Republikaner durchgefochten, kräftig auf sie einhieben, wodurch deren Rückzug in ordnungslose Flucht sich umwandelte und für einen Theil von ihnen die Lauter ein nasses Grab wurde.

Dasselbe Glück stand dem linken Flügel der deutschen Armee an diesem Tage zur Seite, nur daß der Kampf hier anfänglich eine etwas veränderte Physiognomie trug, indem der erwähnte Sturmangriff des sächsischen Grenadierbataillons Christiani dem Feinde die Rolle des Angreifers entriß. Bald waren sämmtliche Truppen dieses linken Flügels im Feuer. Die Preußen arbeiteten gleich Rachegeistern unter den Franzosen, die immer neue Massen Streiter auf den Kampfplatz führten, welche jedoch trotz aller Erbitterung, mit der sie sich schlugen, den Sieg nicht an ihre Fahnen zu fesseln vermochten. Die Grenadiere Christiani's, deren Reihen von feindlichen Kugeln stark gelichtet worden waren, eilten siegesmuthig nach einer kurzen Rast von zwei Stunden auf's Neue voran in den Kampf, und der Feind wich dem Anprall ihres Bayonnett-Sturmes. Die Sonne hatte lange schon den Mittagspunkt überschritten, als auch hier der Sieg offenbar auf die Seite der Deutschen sich neigte.

Die Franzosen suchten nun wenigstens ihren Rückzug vor der Gefahr einer Flucht zu sichern und benutzten jede Erhöhung, um sich festzusetzen und dem sie verfolgenden Feinde einen Halt entgegenzustellen; aber diese Versuche einer Gegenwehr, wo so sichtbar die Niederlage schon entschieden war, hielten die nachstürmenden Preußen und Sachsen nur kurze Viertelstunden auf. Dann sahen sich die Franzosen genöthigt, in Eile diese mühsam gehaltenen und mit Aufwand von einer Menge Menschenleben vertheidigten Positionen zu verlassen. Besonders war es ein an der Straße nach Pirmasens unfern eines Dorfes, das in lichten Flammen stand, lang hinziehender Hügel, von dessen Rücken aus mehrere französische Geschütze ununterbrochen Kartätschenlagen schleuderten. Das wirkungsvoll geleitete Feuer rief die Nothwendigkeit hervor, diese französische Position um jeden Preis zu nehmen.

Vereint mit einem Bataillon Preußen, stürmten Christiani's Grenadiere die von der Natur zur Schanze gebildete Höhe. Der Kampf war furchtbar, und nur erst nach mehrmaligem Anlauf gelang es den Stürmenden, bis zu den Geschützen vorzudringen. Wie aus Eisen gegossen, hielten die französischen Kanoniere bei ihren Geschützen Stand; keiner wich; an der Seite ihrer brüllenden Liebchen fielen sie, niedergestochen, zu Boden.

„Drauf und dran!“ rief Corporal Jeßner, durch eigenes Beispiel seine Kameraden aneifernd; ... „diese Seejungfer muß unser sein. Heute ist unser aller rother Hochzeitstag! Drauf und dran, Grenadiere! ... spielen wir den Franzmännern den Kehraus auf!“

Die Bedienung des Geschützes, das er meinte, wich und wankte nicht, und Mann um Mann sank, vom kalten Eisen durchbohrt, nieder. Mit einer Ausdauer ohne Gleichen vertheidigte sich ein junger Artillerieoffizier, dessen Gesicht über und über vom Pulverdampf geschwärzt war; aber als mehrere Bayonnette zugleich den Weg in seine Brust und seinen Leib fanden, sank er mit einem Schrei zu Boden. Seine sich noch im Todeskampfe ausstreckende Hand schien einen unter der Kanone zwischen den Rädern der Lafette liegenden Gegenstand berühren zu wollen; es war sichtbar, daß der Sterbende sich anstrengte, diesen seinem sich rasch verdunkelnden Geiste noch vorschwebenden Wunsch zu erfüllen. Aber der Tod gestattete ihm nicht, die Hand dem erwähnten Gegenstand, welcher einem nicht allzugroßen, in ein buntseidenes Tuch geschlagenen Packet glich, nahe zu bringen.

„Oho! wohl eine Erbschaft vom Herrn Offizier? ... nun, er wird besser wissen, wie er geheißen hat, als wir. — Aber wir sind seine Erben, und damit gut. Niemand, als wir, hat Anspruch darauf.“ Mit diesen Worten bückte sich Corporal Jeßner nieder, um das Packet in die Höhe zu nehmen; doch nicht an besonders zarte Griffe gewöhnt, hatte er seine Finger kaum in die buntseidene Hülle eingedrückt, als der gellende Schrei eines Kindes den Grenadieren zu Ohren drang und sie, die das Brüllen der todtsprühenden Geschütze nicht geachtet hatten, von dem unter solchen Umständen ganz unerwarteten Wehelaute überrascht, zurückprallten.

„Alle Tausend Donnerwetter!“ rief Jeßner ... „ein Kind! ... habt Ihr's nicht auch gehört, Kameraden?“

„Ja, Corporal.“

„Haubitzenelement! das ist ja eine nagelneue Manier, zu Gevatter gebeten zu werden.“ Nach diesen Worten bückte sich der Corporal und nahm mit Vorsicht des Packetes lebendigen Inhalt in die Höhe. Nach Abstreifen des bunten Seidentuches kam ein in ein Bettchen lose eingebundenes Knäblein zum Vorschein, das jämmerlich schrie. Dieser kleine Weltbürger mochte ungefähr ein halbes Jahr alt sein.

„Schlagt die kleine französische Schlangenbrut todt!“ rief eine Stimme aus dem Haufen der Grenadiere.

„Schlechter Kerl!“ entgegnete Corporal Jeßner, empört ... „sind wir rechtschaffene Grenadiere, oder Mördergesindel? Der Teufel hole den Schurken, der ein wehrloses Kind beleidigen kann! ... Na, na, sei ruhig, du kleiner französischer Schreihals! es geschieht dir nichts; ich leid's nicht ... mein Seel'! ich leid's nicht, so wahr ich ein ehrlicher Soldat bin.“

Es war eine seltsame Scene, die sich hier mitten unter Leichen, umbrüllt vom Donner der Geschütze und vom rasenden Geschrei der Flüchtigen und Verfolgenden durchgellt, begab. Corporal Jeßner hielt das Knäblein im Bettchen auf dem Arme.

„Was soll mit der kleinen Krabbe werden, Corporal?" fragte einer der neben ihm stehenden Grenadiere; zum Kinderwarten taugen wir nichts; wir haben genug mit dem Schießprügel zu thun."

Ein langes „Hm" Jeßners zeigte an, daß er nicht wisse, was mit solchem Funde anzufangen sei; aber endlich kam ihm ein Gedanke. „Halt, ich hab's!" rief er.

„Na?!"

„Ich adoptire den Schreihals, soll mein Junge sein. Meine alte Marusche wird zwar Männchen machen; ... o, das kann sie prächtig! aber wenn ich in's Gewehr rufe und den Parademarsch schlage, muckst sie nicht mehr ... Haubitzenelement! da habe ich mir einen Jungen im Sturme erobert und zugleich eine fressende Erbschaft gemacht. Hört nur, was dieser kleine französische Schreihals für 'ne köstliche Lunge hat! schreit prächtig ... muß Regimentscommandeur werden, hat alle Anlage dazu ... o, ich will'n schon 'rausbilden, wenn meine Alte ihn erst aus dem Gröbsten aufgefüttert hat. Gelt, du brüllende Kleinigkeit, wir werden die besten Freunde zusammen werden?

Bei diesen Worten hielt Corporal Jeßner den Säugling in die Höhe seines Gesichtes. Diese veränderte Lage beruhigte den kleinen Schreier augenblicklich; er schaute, wie verwundert, auf den Corporal, und über das weiche kleine Gesichtchen, das noch vor wenig Secunden von der Anstrengung des Schreies verzogen war, glitt ein leichtes Lächeln. Jedenfalls hatte der kleine wehrlose Weltbürger schon öfters ein schnauzbärtiges Soldatengesicht gesehen und fand keinen sonderlichen Unterschied zwischen dem ihm bekannten und dem des sächsischen Corporals. Aber dies Lächeln war der rechte Schlüssel für des letzteren trotz aller soldatischen Härte weiches Herz.

„Soll mich der und jener holen, wenn ich nicht der beste Vater für diesen Mosje von der Kanone werde!" rief Jeßner lustig. „Aufgepaßt, Grenadiere, von heute an kann jeder nach dem Befinden meines Herrn Sohnes fragen; ich erlaub's, und mein Kanonenjunge wird's auch erlauben. Ach, wie schnell der Mensch zu einer Vaterschaft kommen kann! Ruhig, mein Junge! fange nicht wieder zu brüllen an ... der Teufel auch! die kleine Range hat's Schreien aus dem FF gelernt. Ich hätte seinen Vater kennen mögen. Was muß der für 'ne gesunde Lunge gehabt haben!"

Die Grenadiere lachten. Corporal Jeßner band den Jungen fester in sein Bettchen, was diesem, wie es schien, gar nicht sonderlich behagte; denn so viel nur seine Kehlkraft vermochte, gab er sein Mißfallen darüber zu erkennen. Es sah höchst sonderbar aus, wie der bärtige Grenadier, dem Wind und Wetter, Strapazen und Entbehrungen tiefe Furchen in's Gesicht gezeichnet hatten, in voller Armatur das Wickelkind sorglich im linken Arme hielt und dann und wann mit beruhigenden Worten ihm gut zuredete. Mitten im Graus der Vernichtung hatte ein im zartesten Keim sich noch befindendes Leben einen Schutz gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueberschau der Weltbegebenheiten.

II.

Einen ganz entschiedenen Gegensatz zu Frankreich und dessen durchaus centralisirtem Verwaltungs- und Regierungssystem, welches den einzelnen Provinzen jede eigene Bewegung versagt und Alles von der Entscheidung der Behörden in der Hauptstadt abhängig macht, bilden die drei Länder, Holland, Belgien und Großbritannien, in welchen die alte deutsche Einrichtung einer wirklichen Volksvertretung in voller Geltung steht und sehr ersprießlich wirkt. In beiden Niederlanden erfreuen sich von Alters her auch die Provinzen und Gemeinden großer Selbstständigkeit; die Staatsregierung hilft eigentlich nur nach, ergänzt, wo es fehlt, und gleicht aus, hütet sich aber wohl, Alles anordnen und befehlen zu wollen, wie in Frankreich, wo jedes frische Gemeindeleben fehlt, während es in den Niederlanden in schöner, gesunder Blüthe steht und ungemein viel zur Wohlfahrt des gesammten Volkes und Staates beiträgt. Für Holland sind zwar die Tage großer politischer Macht längst verschwunden; aber es hat sich einen ausgedehnten Seehandel zu bewahren gewußt, der durch die fruchtbaren Colonien in Ostindien fortwährend Nahrung erhält. Auch sind die politischen Verhältnisse befriedigend, und wenn die überkirchlichen Eiferer nicht manchen Streit erregten, so würde die ganze Lage des Landes trotz der hohen Staatsschuld nur wenig zu wünschen übrig lassen. Dasselbe gilt von Belgien, welches König Leopold aus dem Hause Koburg seit einem Vierteljahrhundert als geschickter Steuermann durch alle Schwierigkeiten hindurchgeführt hat. Die Nation ist ihm als ihrem Wohlthäter innig ergeben und hat sich treu und standhaft bewährt, als vor neun Jahren der revolutionäre Sturm durch beinahe ganz Europa zog, welcher nur England, die Niederlande, Norwegen und Schweden verschonte. In Belgien sah das Volk in seinem Könige den aufrichtigen Beschützer seiner Freiheit und Verfassung und den warmen Freund seines Wohlstandes, und so konnte die französische Demagogie nicht aufkommen; das Land besaß Alles, was es wünschen konnte. Leider ist in dem ganz katholischen Belgien großer Zwiespalt zwischen der klerikalen und der liberalen Partei. Diese letztere sieht mit Mißvergnügen, daß die mit großen Privilegien und fast unbeschränktem Einfluß ausgestattete Geistlichkeit fortwährend immer mehr Rechte und Güter zu erwerben trachtet, und kirchliche Einrichtungen, zum Beispiel den Beichtstuhl, benutzt, um ihre irdische Macht und ihre politische Gewalt zu befestigen. Diesem Streben, welches dem bürgerlichen Gemeinwesen schwerlich zum Vortheil gereichen kann, tritt sie entgegen, und der Streit um das Wohlthätigkeitsgesetz hat hierin seinen Ursprung. Mit diesem war es darauf abgesehen, der Geistlichkeit sämmtliche milden Anstalten und das Armenwesen in die Hände zu geben. Dadurch wäre sie vollends übermächtig geworden, und das sollte verhindert werden. Ackerbau, Gewerbe und Handel gedeihen in Belgien, und auch Wissenschaften und Künste finden eine erfreuliche Pflege.

Großbritannien steht noch immer als die größte Macht der Welt da, und Nichts deutet darauf hin, daß es so bald von dem hohen Gipfel, welchen es erreicht hat, herabsinken werde. England ist so groß geworden, weil es sich seine alte sächsische Freiheit zu bewahren gewußt hat, das Volk ungemein kräftig, regsam und loyal bleibt, und die große Gunst seiner Lage und des Meeres mit Geschick und Ausdauer zu benutzen versteht. Von den kleinen britischen Inseln aus hat es in den letzten zwei Jahrhunderten ein Weltreich gegründet, dessen Bestandtheile über alle Welt zerstreut sind. Kein anderes Land ist jemals politisch so fruchtbar gewesen; denn die englischen Colonien erreichen beinahe die Zahl hundert, und alle erfreuen sich bürgerlicher Einrichtungen, welche eine durchaus ungehinderte Entwickelung aller Kräfte möglich machen. Denn jeder Brite nimmt seine englischen Staatseinrichtungen, welche seinem ganzen Wesen angepaßt sind und seinen Bedürfnissen entsprechen, mit in die Colonien, von denen jede ein England im Kleinen bildet und ihr eigenes Parlament erhält. Die größeren werden gewiß einmal unabhängig und selbstständig, wie Nordamerika; aber erst, wenn sie so stark geworden sind, daß sie auf eigenen Füßen stehen können, und dann wird das Mutterland keinen Schaden verspüren. Der Handel zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten, der beiden Theilen zu großem Vortheil gereicht, ist gegenwärtig zwanzigmal bedeutender, als zur Colonial-Zeit. Australien wird noch lange des Mutterlandes bedürfen, und Canada nebst Neuschottland und Neufundland fühlen sich als Colonien so wohl und haben so viel freien Spielraum gewonnen, daß sie eine Trennung für jetzt und wohl auch auf lange Zeit hinaus gar nicht wünschen, weil sie keinen Vortheil davon hätten und eines mächtigen Schutzes entbehren müßten.

Mit Ostindien steht freilich die Sache anders. In jenem asiatischen Lande, das man als eine eroberte Besitzung und nicht als eine Colonie bezeichnen muß, leben unter 150 Millionen Eingebornen nicht viel über 100,000 Engländer zerstreut, welche Herrscher des Landes sind und sich durch Sitten, Meinungen und Religion von den Indiern unterscheiden. Diese standen bis zur vollendeten Eroberung des Landes durch die Europäer unter einigen Hunderten einheimischer Fürsten, unter denen der Große Mogul, welcher seinen Thron zu Delhi aufgeschlagen hatte, lange der mächtigste war. Die meisten dieser großen und kleinen Potentaten wurden nach und nach bezwungen; viele sind indessen noch übrig, stehen aber, wie wir sagen können, als Mediatisirte unter der Aufsicht der englischen Regierung und sind von derselben mehr oder weniger abhängig. Diese gebundene Stellung ist ihnen begreiflicher Weise sehr lästig und unangenehm, und sie wünschen ihre Schutzherren weit weg. Allein es läßt sich nicht leugnen, daß Englands Herrschaft in Indien für die dortigen Bewohner im Allgemeinen als ein Segen betrachtet werden muß. Seit vielen Jahrhunderten nahmen die verheerenden Kriege im Lande selbst, das niemals ein einziges Reich gebildet hat, sondern aus sehr verschiedenen Bestandtheilen und Völkern mit verschiedenen Sprachen zusammengesetzt ist, kein Ende. Die Mohammedaner waren von Norden her eingebrochen, hatten durch Eroberung viele Reiche gegründet und lebten in fast ununterbrochenen Kriegen mit den brahminischen Indiern, welche in vielen Gegenden unterlagen; die Zerrüttung war allgemein. Indien hatte sich daran gewöhnt, von Eroberern beherrscht zu werden, und der großen Volksmasse konnte es daher im Grunde einerlei sein, wem sie unterthan war. Daraus erklärt sich auch, weshalb eine so ungemein geringe Zahl von Engländern ein so umfangreiches und ganz fremdartiges Land mit verhältnißmäßig ganz unbedeutenden Streitkräften behaupten konnte. Das Volk ließ sich die neuen Herrscher gefallen, weil sie ihm endlich Ruhe und bessere Tage brachten und ihm wirklich Schutz gewährten. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß unter der englischen Regierung viele Mißbräuche vorhanden sind, und macht der englisch-ostindischen Compagnie viele begründete Vorwürfe; es ist aber auch gewiß, daß sie, trotz aller Mängel, selbst der besten einheimischen Regierung hundertmal vorzuziehen bleibt. Wenn man bedenkt, wie viele indischen Fürsten durch die Engländer ihren Thron verloren und daß diese ehemaligen Monarchen ihren großen Anhang haben, so darf man sich nicht darüber wundern, wenn jetzt ein Aufstand ausgebrochen ist; wohl aber kann es für die Eroberer zeugen, daß derselbe sich bis jetzt nur etwa auf den dritten Theil des Landes beschränkt.

Die Engländer haben übrigens in Indien einen großen Fehler begangen, und diesen müssen sie nun schwer büßen. Der brahminische Hindu hängt mit großem Eifer an seiner Religion und an seiner Kaste, und wer mit ihm gut durchkommen will, darf weder die eine, noch die andere beeinträchtigen. Nun hat sich durch sorgfältige Ermittelungen ergeben, daß die Regierung seit längerer Zeit den Missionären, welche die Hindus zum Christenthume bekehren wollen, zu viel durch die Finger gesehen hat. Sie erlaubte z. B., daß in religiösen Zeitschriften die Lehren der Hindu-Religion auf das Heftigste angegriffen und die Brahminen, die Priester, geschmähet wurden. Dadurch kam große Erbitterung in die Indier, denn man bedrohete und verspottete, was ihnen heilig war. Und als nun gar Soldaten, denen die Religion verbietet Schweinefleisch auch nur anzurühren und denen die Kuh ein heiliges Thier ist, gezwungen wurden, Patronen abzubeißen, deren Papier mit Kuh- und Schweinefett getränkt war, brach die Geduld. Es scheint auch keinem Zweifel zu unterliegen, daß außerdem die Mohammedaner als Verschworene eine Rolle spielten und die üble Stimmung der brahminischen Hindu benutzten, welche dann mit ihnen gemeinschaftliche Sache machten. England wird Alles aufbieten, diesen gefährlichen Aufstand niederzuschlagen, und das wird ihm auch gelingen, weil der Orientale der überlegenen Kraft des Europäers nicht widersteht. Es ist sogar anzunehmen, daß diese Krisis in Ostindien die Herrschaft der Engländer dort nur noch mehr befestigt; denn sie werden künftig vorsichtiger sein und ihr Regierungssystem verbessern. Aber im höchsten Grade unbequem und unangenehm kommt ihnen der ostindische Krieg. Eben erst wurde der Kampf gegen Rußland beendigt, welcher 600 Millionen Thaler und 80,000 Menschen gekostet hat; sie sind mit Persien, das Herat fortwährend besetzt hält, noch nicht im Reinen und müssen die Operationen gegen China unterbrechen. Auch ist ihre Stellung und Macht in Europa Vielen unlieb, und diejenige Partei, welche der russischen Politik guten Erfolg wünscht, möchte England gern verkleinert sehen. Dagegen erblicken Andere in diesem letzteren eine Art von Schutzwache politischer Freiheit, ohne welche allmälig Europa dem Napoleonischen oder russischen System zur Beute fallen würde. Großbritannien aber behauptet seine Macht und steigert seinen Handel in solchem Maße, daß allein die Ausfuhr im vorigen Jahre beinahe 1000 Millionen Thaler Geldwerth betragen hat. Die Allianz mit Frankreich ist ihm unter den gegenwärtigen Verhältnissen doppelt wünschenswerth; aber auch Napoleon der Dritte hat alle Ursache, am englischen Bündnisse festzuhalten. Man sagt wohl, England habe jetzt nicht mehr so große Staatsmänner und Parlamentsredner, wie ehemals; aber das erklärt sich. Viele große Streitfragen im Innern sind längst gelöst und beseitigt, und damit haben auch die alten Parteien einen großen Theil ihrer frühern Bedeutung verloren; es giebt keine solchen Principienstreitigkeiten mehr, wie z. B. um Parlamentsreform und Freihandel, die sich durch länger als ein Vierteljahrhundert hindurchziehen, und keine Kriege wie gegen Napoleon den Ersten. Es kam vielmehr im Parlament eine Mittelpartei auf, welche nicht selten den Ausschlag giebt, und der Redekampf hat viel seltener große Aufgaben zum Gegenstande. Auch das europäische Festland hat ja keinen großen Ueberfluß an Staatsmännern allerersten Ranges; der Mangel scheint also in der Zeit zu liegen.

Wenden wir uns nach Asien, so finden wir, daß in China der Krieg des Kaisers gegen die Taïping-Rebellen ohne Unterbrechung fortdauert. Die letzteren haben seit einem Jahre abermals mehrere Vortheile gewonnen, und es ist immer noch zweifelhaft, ob sie nicht am Ende doch der Mandschu-Dynastie in Peking ein Ende machen. Der Krieg währt nun schon sechs oder sieben Jahre und hat immer größern Umfang gewonnen, indem er eine Provinz nach der andern ergreift. Die Operationen der Engländer vor Canton sind durch die Ereignisse in Ostindien gelähmt; denn jene haben ihre verfügbaren Soldaten in Bengalen und in den nordwestlichen Provinzen jetzt nöthiger, als in China, mit welchem die Rechnung später ausgeglichen werden kann. Inzwischen nimmt in Schanghai und einigen andern Häfen der Handel mit Thee und Seide ununterbrochen seinen Fortgang. Das Hauptstreben der europäischen Seemächte geht bekanntlich dahin, freien Verkehr mit China, Gleichberechtigung der Christen im himmlischen Reiche und Einlaß aller Fremden in's Innere zu erzwingen. Ob ihnen das gelingt, ist freilich noch die Frage.

Japan verhält sich still. Auf Andrang der Fremden hat sich der Kaiser zu Yeddo entschlossen, mit England, Rußland, Frankreich und Nordamerika Verträge abzuschließen, in welchen aber den Fremden nur geringe Rechte eingeräumt werden; nur jene der altbefreundeten Holländer sind freiwillig um ein Beträchtliches erweitert worden. Die Nordamerikaner, welche sich so große Vortheile von dem 1854 abgeschlossenen Tractate versprachen, sahen sich völlig in ihren Erwartungen getäuscht und sind darüber so entrüstet, daß sie vor einigen Monaten wieder einen Kriegsdampfer aus den chinesischen Gewässern nach Japan geschickt haben, wir wissen aber nicht, zu welchem besondern Zwecke. Eine größere Expedition soll gelegentlich unternommen werden.

Zwischen Indien und China liegen drei Reiche, welche man wohl als indochinesische Staaten bezeichnet, weil

dadurch ihre Lage und die Eigenthümlichkeit der Bevölkerung angedeutet wird, welche letztere von beiden größeren Ländern manche öffentliche Einrichtungen und auch die buddhistische Religion entlehnt hat. In dem China zunächst liegenden Cochinchina oder Anam dauern die Christenverfolgungen fort, und der König des Landes, welcher den chinesischen Kaiser als eine Art von Oberlehnsherrn anerkennt, ist deshalb mit Frankreich verfeindet, das sich überall in Asien zum Beschützer der Katholiken aufwirft. Gegen diesen Monarchen soll eine Flotten-Expedition ausgerüstet werden, um ihn zur Nachgiebigkeit zu zwingen. In dem benachbarten Siam, wo immer zwei Könige zugleich die Regierung führen, ist als eine Merkwürdigkeit hervorzuheben, daß beide Monarchen, welche zu Bangkok residiren, europäischen Künsten und Wissenschaften aufrichtig zugethan sind und mit den fremden Handelsmächten Verträge abgeschlossen haben, welche bei asiatischen Potentaten durch ihre Freisinnigkeit überraschen. Von den beiden philosophischen, Europa freundlichen Königen ist der jüngere im vorigen Februar gestorben; der ältere bleibt aber bei seinem vernünftigen Systeme und unterhält Freundschaft mit England. Der dritte hinterindische Monarch, der Kaiser von Birma, hat das nicht gethan, sondern sich als Grenznachbar Ostindiens mit den Briten in mehrere Kriege verwickelt, die stets unglücklich für ihn endeten. In dem vor zwei Jahren beendigten Kampfe büßte er die ganze wichtige Provinz Pegu ein, und es sind ihm nur noch etwa drei Millionen Unterthanen übrig geblieben; auch ist er nun völlig vom Verkehr mit der See abgeschnitten und auf das innere Land beschränkt. Persiens Stellung wurde schon früher angedeutet, und wir haben darauf hingewiesen, daß in Teheran, der Hauptstadt des Schah's, der russische Einfluß überwiegend geblieben ist. In Afghanistan führen mehrere mächtige Häuptlinge gegenwärtig, wie auch sonst oft, mit einander Krieg, welcher sich bis in die Nähe der Südgrenzen Persiens verbreitet hat. Diese Fehden nimmt der Schah zum Vorwand, um die wichtige Festung Herat noch nicht zu räumen, während die Engländer gemäß den Bestimmungen des Friedensschlusses ihre Schiffe und Truppen aus dem persischen Meerbusen zurückgezogen haben.

Der geneigte Leser sieht, wie viel politischer Zündstoff überall aufgehäuft liegt, und daß die alte Welt weit entfernt ist, sich einer allgemeinen Ruhe zu erfreuen. In der neuen Welt fehlt es gleichfalls nicht an Gährung; wir müssen aber die Betrachtung der amerikanischen Verhältnisse auf einen besondern Artikel versparen.

Dresden, den 10. September.

— In voriger Woche hat hier die Wahl von 288 Wahlmännern stattgefunden, welchen letzteren in der nächsten Zeit die Wahl eines Landtagsabgeordneten und eines Stellvertreters für hiesige Stadt obliegen wird. Die Theilnahme der Stimmberechtigten ist dabei leider eine sehr geringe gewesen. Von circa 2500 Wählern haben nur 634 ihre Stimmzettel abgegeben.

— Der hiesige Stadtrath hat eine recht dankenswerthe Bekanntmachung, den Butterverkauf betreffend, erlassen. Wir verweisen zu Nutz und Frommen der Producenten, Händler und Consumenten auf den Abdruck derselben (S. 455 unseres heutigen Beiblattes) und hoffen, daß durch strenge und unnachsichtliche Vollziehung der angedrohten Strafen der maßlosen Betrügerei, welche bei dem Butterverkauf stattfindet, in hiesiger Stadt recht bald ein Ziel gesetzt werden wird.

— Nächsten Sonntag, den 13. d. M., Abends 7 Uhr, findet in der festlich erleuchteten Frauenkirche eine große geistliche Musikaufführung statt, welche auch im weiteren Kreise Interesse erwecken möchte. Unter andern wird ein von 500 Kindern aus den ersten Klassen der Bürger- und Privatschulen gebildeter Chor dreistimmige Lieder vortragen, und erinnern wir uns, daß eine ähnliche Production vor sechs Jahren auf die Zuhörer einen außerordentlichen Eindruck machte. Außerdem werden bei dieser Musikaufführung noch andere, auch den Musikkenner im engern Sinne des Wortes befriedigende Gaben geboten werden, wie denn z. B. das in neuerer Zeit auf einer besondern Stufe der Vollkommenheit stehende Kreuzchor einige ächtklassische Sachen unter Leitung des Herrn Musikdirector Otto vortragen wird. Der Ertrag dieser Musikaufführung ist für den Wittwen- und Waisen-Fond des hiesigen pädagogischen Vereins bestimmt und ist auch in dieser Beziehung dem Unternehmen eine zahlreiche Theilnahme zu wünschen.

— Den Gemeinden der Ephorie Dresden II., welche in diesem Jahre die Kirchenvisitation gehabt haben, wird es Freude machen zu hören, daß dem Manne, dessen glaubenswarme Beredtsamkeit sie auch bei dieser Gelegenheit erbaut, dessen leutselige Biederkeit alle Herzen gewonnen hat, ein Zeichen dankbarer Anerkennung für seine treffliche Leitung der Kirchenvisitation dargebracht worden ist. — In der am 7. Sept. abgehaltenen Pastorenconferenz wurde dem Herrn Superintendent Steinert im Namen der sämmtlichen Geistlichen der Ephorie von ihrem Senior P. Löffler in Hosterwitz eine Cotta'sche Prachtausgabe der heiligen Schrift mit einer von P. Wolf in Coswig entworfenen lateinischen Dedication überreicht. Ehre, dem Ehre gebührt!

— Eine Gewerbeausstellung ganz eigner, trefflicher Art, hat gestern und heute Besucher nach dem Palais im großen Garten gelockt: von Bienenutensilien und Bienenerzeugnissen. Der deutsch-österreichische Wanderverein der Bienenwirthe hielt seine siebente Versammlung, bei welcher die in der vorigen Nummer des Dampfwagens S. 444 abgedruckten Fragen zur Berathung gelangten. Unterdeß und inzwischen aber kamen Nichtmitglieder in Menge herzu, um sich an der eigenthümlichen Industrieausstellung doppelter Art, erstens der Bienen und ihres Treibens in den Stöcken, und zweitens der Bienenzüchter und ihrer fleißigen, sauberen und mühsamen Vorrichtungen zur Erhaltung und Veredlung der Bienen und zur Gewinnung ihres edlen Saftes, zu erfreuen. In der That das stillgeschäftige, summende Leben draußen am Teiche, wo in Stöcken, theils in Korbform, theils in verbesserten nach dem Erfinder, Hrn. Pastor Dzierzon benannten Dzierzonstöcken, das arbeitsame Volk unter der Leitung seiner Königin, der Mutter ihrer Unterthanen im wirklichen Wortsinne, arbeitete und schwärmte, droben aber im prächtigen, ringsum mit Blumen geschmackvoll dekorirten Sitzungssaale der Anblick der auf drei langen Tafeln ausgestellten Bienenerzeugnisse und Bienenzuchtwerkzeuge, die in den verschiedensten Formen ausgeschnittenen Waben, mit den hier noch offenen, dort schon geschlossenen Zellen, endlich die leckeren Honigstücken: — das Alles machte auf den Beschauer einen höchst angenehmen Eindruck. Dazu kam die anerkennenswerthe Bereitwilligkeit der mit gelbseidenen Schleifen und darauf gedrucktem Bienenkorbe dekorirten Vereinsmitglieder, welche mit derselben Geduld, die sie bei Züchtung der Bienen erprobt und erproben, auch die oft sehr unkundigen Fragen der Beschauer beantworteten und ausführlich Alles erklärten. Es ist wohl kein Gegenstand der Landwirthschaft, welcher außer Fleiß und Umsicht auch eine solche aufopferungsfähige Liebe zur Sache erfordert, als grade die Bienenzucht. Dem Bienenzüchter ist es bei seiner Pflege nicht so sehr um den Gewinn, als um die Forterhaltung und Vermehrung der Bienen zu thun. Er liebt diese fleißigen Thiere, die Lehrmeisterinnen der Menschen. Und diese Liebe, wie sie reichlich vergolten wird in der Bienenzucht selbst, so kommt sie auch allen anderen Verhältnissen zu Gute. Böse Menschen züchten keine Bienen.

— Aus dem Gerichtssaal. Im hiesigen königl. Bezirksgericht wurde am 3. Sept. über schlechtes Gesinde und einen gewissenlosen Müller geurtheilt. Dem Gutsbesitzer W. in Bannewitz hatten zwei Dienstknechte, Thar und Rietzscher, Weizen gestohlen und solchen dem Müller Künzelmann in Cutschütz um sehr billigen Preis verkauft. Schon zuvor hatten sie ihn gefragt, ob er ihnen einen Scheffel abnehmen werde; er aber hatte ihnen geantwortet: „Wenn Ihr könnt Einen wegbringen." Außerdem hatte Thar auch noch aus der Wirthschaftsgeldbüchse Geld gestohlen. Dieser erhielt 1 Jahr, Rietzscher 7 Monate 3 Tage Arbeitshaus, Künzelmann 4 Wochen

Gefängnißstrafe. — Am 4. d. M. kam der Einspruch eines hiesigen Buchhalters zur Verhandlung. Er hatte der Wirthschafterin seines Prinzipals aus Gefälligkeit eine Rügenklage aufgesetzt und war, weil das Winkelschriftstellerei sei, deshalb vom Gerichtsamt im Bezirksgericht in 1 Thlr. 10 Ngr. Strafe verurtheilt worden. Wer nämlich ohne gesetzlich hierzu (als Advocat) befugt zu sein, für Andere Schriften fertigt, welche bei einer Behörde eingereicht werden sollen und zu deren zweckmäßiger Abfassung Rechtskenntnisse gehören, der wird mit Geld bis zu 150 Thlr. und mit Gefängniß bis zu 6 Wochen, wenn er sich aber gar für seine gesetzwidrige Schrift bezahlen ließ, mit Gefängniß bis zu 4 Monaten bestraft. Das ist nun zur Abhilfe gegen die Winkeladvocaten, die den Leuten für schweres Geld Sudeleien machen und sie richtig in die Tinte bringen. Davon aber war hier nicht die Rede, und die Staatsanwaltschaft selbst führte aus, daß die aus Gefälligkeit und unentgeldlich bewirkte Abfassung der Denunciationschrift keine Rechtskenntniß voraussetze. Das Gericht setzte indeß die Strafe nur herab, wenn auch auf das allergelindeste Maß, das es überhaupt giebt: auf bloßen Verweis. — Am 5. d. M. ward der Dienstknecht Fleischer aus Klingenberg, welcher gerade einen Monat zuvor beim Gemeindevorstand S. in Liebau eingestiegen war und gestohlen hatte, in 8 Monate Arbeitshaus verurtheilt. Auch hier wieder brach ihm ein Stäbchen den Stab: ein zurückgelassener Stock ward sein Verräther. — Greis und Jüngling saßen am 8. d. M. auf der Anklagebank: ein junger Mensch von 14 Jahren (Namen nennen wir bei jugendlichen Angeschuldigten in der Hoffnung, daß diese Rücksicht auf ihr Fortkommen und ihre Besserung gute Früchte tragen und auch von andern Berichterstattern beobachtet werde, absichtlich nicht) und der 70jährige Uhrmacher Kaplan. Ersterer hatte aus einem Hause in dem er aus- und einging, Geld, ein Fernrohr und eine goldne Repetiruhr gestohlen und diese, im Werthe von 18 Thlr., bei dem letzteren für eine silberne umgetauscht. Kaplan will die goldne Uhr für eine — tombakne gehalten haben. Diesen unseligen Irrthum soll er nun 3 Monate im Gefängniß büßen. Sein jugendlicher Verkäufer erhielt 6 Wochen Gefängniß. — Belgrad ist weit von hier, aber der Arm der Gerechtigkeit reicht von hier dorthin und umgekehrt. Am 8. d. M. ward der frühere Weinhändler Wirth aus Gruna bei Niederwartha wegen betrügerischen Bankrotts in 6 Monate Arbeitshaus verurtheilt, einer von den Wenigen, die einmal richtig überführt werden können bei dem heutzutage von so Vielen getriebenen, förmlich modegewordenen Bankrottgeschäfte. Erst recht viel Waare auf Credit angekauft, dann rasch und billig verschleudert, Alles der Ehefrau zugeschrieben und zuletzt erfolglose Auspfändung und Insolvenzanzeige — das ist so recht der Betrüger Art. Es waren hier nur 32 Thlr. um die es sich handelte, die Wirth in Belgrad außenstehn und bei der Insolvenzanzeige verschwiegen hatte. Durch eine gefälschte, auf frühere Zeit ausgestellte Quittung hatte er seinen Gläubigern vorspiegeln wollen, sie seien längst bezahlt, um sie sich für bessere Zeiten zu retten. Indeß er bezahlte sich selbst dabei am Uebelsten, denn die Sache kam in Belgrad heraus und von dort hierher. — Am 9. d. M. ward der Handarbeiter Winkler wegen heftiger Widersetzlichkeit, die er gegen zwei Gendarmen im angetrunkenen Zustand verübt, zu 4 Monaten Gefängniß verurtheilt. —

† Stolpen, 7. Sept. Gestern früh schlug der Blitz in das Wohngebäude des Gutsbesitzers Eiselt in Lauterbach; derselbe zündete und das Gebäude wurde dadurch in kurzer Zeit in Asche gelegt.

* Zittau, 6. Sept. Am 2. d. M. verschied in hiesiger Stadt in seinem 81. Lebensjahre der als bäuerlicher Abgeordneter auf vielen frühern Landtagen bekannte Bauergutsbesitzer Scholze aus Olbersdorf infolge eines Falles, von dem sich seine sonst kräftige Natur doch nicht wieder erholen konnte. Scholze war ein vielseitig unterrichteter Landwirth, welcher bei den ersten Landtagen als Führer der bäuerlichen Abgeordneten betrachtet werden durfte; später wurde jedoch durch das Heranwachsen neuer Kräfte sein Einfluß auf die Leitung der Lausitzer Abgeordneten beschränkt.

* Aus dem Gebirge, 7. Sept. Gestern früh schlug der Blitz in das Schulhaus zu Halsbach bei Freiberg und zündete auf dem Oberboden; doch gelang es der Thätigkeit einiger Nachbarn, welche den Rauch gewahrten und sofort herbeieilten, das Feuer zu löschen. — Am 1. d. M. schlug der Blitz in das Kirchhof'sche Gut in Kändler bei Limbach; derselbe zündete zwar nicht, tödtete aber im Stalle acht Kühe, welche mittels Ketten angehängt waren. Die mittels Stricken angehängt gewesenen Kühe blieben verschont.

Mannichfaltiges.

(Wassernoth.) In Brüssel sind infolge der großen Trockenheit viele Brunnen dergestalt ausgetrocknet, daß auf Veranstaltung des dortigen Magistrats das Wasser zu 2 Cent. für zwei Eimer in allen Stadttheilen verkauft wird. Auch in den Marschen Oldenburgs wird das Wasser gegenwärtig nach Kannen verkauft.

(Persische Justiz.) Zwei Offiziere des Regiments von Herkon, welche die für ihre Beförderung bestimmten Beträge nicht entrichten wollten, wurden neuerlich von Schiras nach der Hauptstadt Teheran geschickt, wo man ihnen die Nase mit glühenden Eisen durchlöcherte und durch das Loch ein Seil steckte, an welchem sie durch den Pöbel in den Straßen herumgeführt wurden, indem man ihnen hin und wieder auch Ruthenstreiche gab.

(Nur nobel!) Ein Pariser Hausmann verheirathete am 8. Sept. seine Tochter mit dem Sohne eines anderen Hausmannes. Das Hochzeitsessen war bei einem der größeren Restaurateurs, im Stadttheile der Börse, für 80 Gedecke, jedes zu 20 Fr. (5 Thlr. 10 Ngr.), also zu 1600 Fr. bestellt; Abends wurde Ball und Nachtessen zu 1400 Fr. gegeben. Der Hochzeitsschmauß kostet also im Ganzen 3000 Francs. So nehmen in Paris selbst in diesen Kreisen der Schwindel und die Schlemmerei zu. (Köln. Ztg.)

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Thlr.	Weizen Ngr.	Roggen Thlr.	Roggen Ngr.	Gerste Thlr.	Gerste Ngr.	Hafer Thlr.	Hafer Ngr.	Erbsen Thlr.	Erbsen Ngr.
Dresden	Septbr.	von	—	—	3	25	3	20	2	10	—	—
	7.	bis	—	—	4	—	3	25	2	26	—	—
Bautzen	Septbr.	von	5	20	3	12	3	7	2	5	—	—
	5.	bis	6	15	3	25	3	12	2	12	5	—
Meißen	Septbr.	von	—	—	3	25	3	10	2	10	—	—
	5.	bis	—	—	4	—	3	16	2	16	—	—
Pirna	Septbr.	von	5	20	3	15	3	5	1	26	—	—
	5.	bis	6	6	4	—	3	12	2	25	—	—
Radeburg	Septbr	von	5	25	3	20	3	18	2	15	—	—
	9.	bis	6	5	3	25	3	21	2	28	—	—
Roßwein	Septbr.	von	6	—	3	26	—	—	2	—	—	—
	8.	bis	6	12	4	5	—	—	2	8	—	—
Chemnitz	Septbr.	von	6	—	4	—	3	12	2	16	4	25
	5.	bis	6	20	4	10	3	25	2	24	5	10

Butterpreise in Dresden vom 5. bis mit 7. Septbr. 1857.

die Kanne 16 Ngr. — Pf. bis 18 Ngr. — Pf.
— in Pirna (5. Septbr.) 15 „ — „ „ 16 „ — „
— in Roßwein (8. Septbr.) 14 „ — „ „ 16 „ — „
— in Chemnitz (5. Sept.) 16 „ — „ „ 16 „ 5 „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3½ % große 85¾ gesucht; dergleichen kleine 86 gesucht; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 101¾ gesucht; dergl. von 1847 à 4 % 98½ gesucht; dergl. von 1852 und 1855 à 4 % 98¾ gesucht; dergl. von 1852 4 % à 100 Thlr. 99¾ ges.; dergl. 1855 à 3 % 80¼ ges. Land-Renten-Briefe große 86¾ ges.; dergl. kleine 88 ges.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99¾ ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4 % große 99 ges.; kleine 100 angeb.; dergl. à 3½ % große — angeb., kleine — angeb.; dergl. 3½ % große — angeb., kleine — angeb. Lausitzer 4 % Pfand-Briefe große 99¾ ges.; kleine 99¾ ges.; dergl. 3½ % große und kleine 94 ges.

Preuß. 4½ % Anleihe 99¾ ges.; dergl. 4 % 94 ges. Preuß. 3½ % Staats-Schuld-Scheine 83¼ ges.
Oesterr. 5 % Nation.-Anleihe 82 angeb.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 14 Ngr. 5 Pf., Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99¾.

Dresden, den 10. Septbr. 1857. Ed. Rocksch.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 37 nebst einer Beilage.)

Freitag, Nr. 38. 18. September 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. In Frankfurt a. M. hat in dieser Woche der Wohlthätigkeitscongreß seine Sitzungen eröffnet, welcher sich das Ziel gesetzt hat, auf dem Wege freier Berathungen das große Thema, Hebung der armen und arbeitenden Klassen, zu erörtern und durch praktische Vorschläge zur Verbesserung der socialen Verhältnisse beizutragen. Es haben sich dieser wichtigen Aufgabe viele sachverständige und erfahrene Männer unterzogen und es ist auch für die Berathungen über Armenpflege, Erziehung und Unterricht, Gefängnißwesen &c. sehr brauchbares Material im Voraus angesammelt worden.

Den Hamburger Nachrichten wird aus München geschrieben, daß es im Werke gewesen sei, den Dr. Harleß wieder nach Sachsen zu berufen und zwar an die Stelle des verstorbenen Superintendenten Dr. Großmann in Leipzig; Dr. Harleß soll jedoch hierauf erklärt haben, daß er seinen Posten an der Spitze der bairischen Kirchenbehörde im jetzigen Augenblicke nicht aufgeben könne, ohne sich den Vorwurf einer unwürdigen Retirade zuzuziehen. In einer Mittheilung des Dr. J. aus Leipzig wird dagegen erklärt, daß die Nachricht von einer Berufung des Dr. Harleß durch den dasigen Stadtrath, wovon einige Blätter gesprochen, soweit sie diese städtische Behörde betreffe, unbegründet sei.

Die Cholera ist nunmehr auch in Hamburg ausgebrochen. Im Laufe einer Woche wurden 239 Fälle angemeldet, von denen 136 einen tödtlichen Ausgang hatten.

Die holsteinische Ständeversammlung zu Itzehoe hat, wie erwartet wurde, die in voriger Nummer mitgetheilten Anträge ihres Ausschusses in der Sitzung vom 9. Sept. fast mit Stimmeneinhelligkeit angenommen; von 46 Abgeordneten stimmten nur zwei dagegen. Am 12. Sept. ist alsdann die Versammlung geschlossen worden. Von Seiten der dänischen Regierung wird ein Eingehen auf die gerechten Forderungen der Stände nicht erwartet, und mit Spannung sieht man daher den weiteren Maßnahmen der beiden deutschen Großmächte entgegen, welche letzteren nunmehr eine Vorlage an den deutschen Bund kaum länger zurückhalten können. — Die lauenburgische Ritter- und Landschaft hat beschlossen, die schon länger vorbereitete Beschwerdeschrift wegen der durch die Gesammtstaatsverfassung beeinträchtigten verfassungsmäßigen Rechte dieses Herzogthums an den Bundestag abgehen zu lassen, nachdem die dänische Regierung auf die Eröffnungen der Ritter- und Landschaft in völlig unbefriedigender Weise geantwortet hat.

Preußen. Der Kaiser von Rußland ist am 14. Sept. in Charlottenburg eingetroffen und hat sich am 16. nach Süddeutschland begeben, um den Höfen von Weimar, Darmstadt und Stuttgart Besuche abzustatten. Das Zusammentreffen des Czaaren mit dem Kaiser der Franzosen wird, wie es jetzt heißt, im Laufe nächster Woche in Stuttgart stattfinden. Man sagt auch, daß der König von Preußen in Darmstadt mit dem Kaiser Napoleon zusammentreffen werde, doch scheint diese Angabe bis jetzt auf einem leeren Gerüchte zu beruhen. Der russische Kaiser wird am 2. Oct. mit seiner Gemahlin nach Berlin zurückkehren und am 4. Oct. die Rückreise nach Petersburg antreten. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Fürst Gortschakoff, wird den Kaiser auf der ganzen Reise durch Deutschland begleiten. Es erhält hierdurch die bevorstehende Zusammenkunft der Kaiser Alexander und Napoleon, welcher Letztere ebenfalls von seinem Minister des Auswärtigen begleitet sein wird, eine erhöhte politische Bedeutung. Diese Bedeutung wird wohl auch von keiner Seite unterschätzt werden. Wenn aber französische und russische Organe sich Mühe geben, jene Zusammenkunft im Voraus als ein ganz besonderes Glück für Deutschland zu preisen, so heißt dies doch allzustark auf die deutsche Leichtgläubigkeit speculiren. Eine engere Verbindung Frankreichs mit Rußland kann Deutschland niemals zum Segen gereichen, und dann müßte auch das deutsche Volk alle bitteren Erfahrungen und alle Lehren der Geschichte vergessen, wenn es sein Heil von fremden Fürsten erwarten wollte.

Die Versammlungen des Evangelischen Bundes, welche in den letzten acht Tagen in der Garnisonkirche zu Berlin stattgefunden haben, waren überaus zahlreich besucht. Ueber Tausend Männer, aus den verschiedensten Ländern der Erde, waren dort zusammen, um ohne Rücksicht auf die zahlreichen Sonderbekenntnisse und abweichenden dogmatischen Grundsätze in Gemeinschaft und Liebe die Einheit im Wesen und im Geiste innerhalb der evangelischen Kirche zu fördern. Es wurde manches gewichtige Wort gesprochen, das hoffentlich auch nach außen hin praktische Früchte tragen wird; es ist dies namentlich zu wünschen in Betreff der in katholischen Ländern lebenden evangelischen Glaubensgenossen, deren Lage von einzelnen Rednern im trübsten Lichte geschildert ward — Die in Berlin so stark vertretene orthodoxe Partei hat sich von den Versammlungen ferngehalten; dagegen fanden die Mitglieder des Bundes bei dem Könige, der sie am 11. Sept. in Potsdam empfing, sehr freundliche Aufnahme.

Oesterreich. Der Kaiser hat nach Beendigung seiner Reise in Ungarn ein Handschreiben an den Generalgouverneur dieses Königreichs erlassen, worin zwar der Erhaltung der nationalen Eigenthümlichkeit der verschiedenen Volksstämme, sowie der Pflege ihrer Sprache jedwede Rücksichtnahme zugesagt, dabei aber ausdrücklich erklärt wird, wie es der entschiedene Wille des Kaisers sei, das bisherige Verwaltungssystem in seiner ungeschmälerten Ausdehnung und Strenge aufrecht zu erhalten. Hiernach werden die Hoffnungen der nationalen Partei auf eine Abänderung des herrschenden straffen Centralisationssystems und sonstige Reformen wohl unerfüllt bleiben.

Der unter Leitung des Primas von Ungarn am 3. Sept. von Preßburg nach Mariazell abgegangene Wallfahrtszug hat sich unterwegs verdoppelt. Aus allen Ortschaften strömten Theilnehmer aus den niederen Ständen herbei, und als die Procession am 7. Sept. in Mariazell einzog, zählte sie nach der Versicherung der Oesterr. Ztg. über 30 000 Theilnehmer, darunter 200 Priester und 24 infulirte Aebte und Bischöfe. Die dem Gnadenorte dargebrachten Weihgeschenke sollen sehr reichlich ausgefallen sein.

Frankreich. Die öffentliche Aufmerksamkeit wendet sich fast ausschließlich dem Lager bei Chalons zu, wo gegen-

wärtig das Gardecorps versammelt ist. Der Kaiser scheint diesen militärischen Uebungen eine große Wichtigkeit beizulegen; er ordnet nicht nur die Manöver an und entwirft die Dispositionen, sondern er leitet sie auch in Person. Dabei hält er viel darauf, daß das Corps wisse, daß die vortreffliche Verpflegung, welche es genießt, unmittelbar von ihm bestimmt und überwacht wird; das Gardecorps bildet den Kern der Pariser Besatzung und man darf sich daher nicht wundern, wenn ihm eine besondere Bevorzugung zu Theil wird. Aber bei aller Fürsorge, welche der Kaiser getroffen, hat doch die Witterung das großartige militärische Schauspiel mehrfach gestört; der anhaltende Regen machte die Vertagung einzelner Manöver nöthig, und die Soldaten haben von der Nässe so viel zu leiden gehabt, daß sogar die Aufhebung des Lagers ernstlich in Frage gekommen ist. Der Kaiser hat sich aber, auf besseres Wetter hoffend, für die Fortdauer desselben entschieden.

In Paris sind seit einigen Tagen die Thüren der Ordenskanzlei von den Candidaten der Helena-Medaille belagert. Man hat ermittelt, daß noch 200,000 Franzosen und Ausländer am Leben sind, welche von 1792—1815 unter Napoleon gefochten haben, immerhin eine große Zahl, wenn man berechnet, daß seit dem Abschlusse jener Periode 42 Jahre verflossen sind. Die Herstellung der Medaillen kostet dem französischen Staatsschatze 250,000 Frs. Hoffentlich werden aber von jenem Denkzeichen viele auf dem Lager bleiben; denn wenn es auch den Franzosen nicht verargt werden mag, daß sie sich um jenes Andenken an ihren großen Feldherrn bewerben, so ziemt sich dies doch nicht für die alten deutschen Soldaten. Man hört denn auch schon jetzt von mehren Seiten, daß die Aufforderungen der französischen Gesandtschaften zur Empfangnahme jener Medaille keinen Anklang finden. — Am 14. Sept. ist in Paris die Druckerei des „Moniteur", des amtlichen Organs der Regierung, fast gänzlich niedergebrannt.

Spanien. Die Königin Christine hat nun doch eingesehen, daß ihre Rückkehr nach Madrid auf vielfache Schwierigkeiten stößt und leicht Anlaß zu neuen Ruhestörungen geben könnte; sie ist deshalb von ihrem früheren Plane abgegangen und wird sich nach Italien begeben, womit man in Madrid, eine kleine Partei ausgenommen, allseitig einverstanden ist. — Das von der jetzigen Regierung publicirte Preßgesetz ist bekanntlich sehr streng und es erfolgen daher fast täglich Beschlagnahmen; allein dies Alles scheint der Partei, welche gegenwärtig am Ruder steht, noch nicht zu genügen, und man hat daher neuerdings seine Zuflucht zur rohen Gewalt genommen. Zwei Anhänger des Marschalls Narvaez haben in diesen Tagen einen der constitutionellen Opposition angehörigen Abgeordneten, welcher gegen den jetzigen Ministerpräsidenten in einem Journale einige Artikel veröffentlicht hatte, während der Nacht in den Straßen Madrids aufgelauert und ihn mit Stöcken überfallen. Der eine dieser Helden ist der Adjutant des Marschalls Narvaez, der andere ein Neffe des Ministers Pidal. Man ersieht aus dieser gemeinen Rohheit, wie faul die Verhältnisse in Spanien sein mögen.

Großbritannien. Für den Fall daß die Ereignisse in Indien noch größere Kraftanstrengungen nöthig machen und sich die vorhandenen Mittel als unzureichend erweisen sollten, erwartet man die Zusammenberufung des Parlaments und die Vorlegung eines neuen Rekrutirungsgesetzes, welches für die Dauer des indischen Kriegs Geltung haben und die Aushebung bis zum 35 Lebensjahre ausdehnen würde; auch ist die Rede davon, daß in einem solchen Falle die Verwendung der Miliz zu auswärtigen Kriegsdiensten nicht beanstandet werden soll. Bis jetzt sind aber solche außerordentliche Maßregeln noch nicht erforderlich, denn die Rekruten strömen in Masse herzu, namentlich nachdem die Erntearbeiten beendigt sind. Auch hat man den Patriotismus der reichen Aristokratie in Anspruch genommen; eine Bekanntmachung der Generalität verspricht nämlich jedem „Gentleman", welcher der Armee 100 Rekruten zuführt, den Offiziersrang. Ueber den Erfolg dieser Anordnung ist noch nichts bekannt. Dagegen hat sich der reiche Adel, ebenso wie die Bevölkerung der Städte, bei der Sammlung für die in Indien durch den Aufstand in bittere Noth gerathenen englischen Familien mit reichlichen Spenden betheiligt, so daß bereits eine sehr bedeutende Summe zu jenem milden Zweck eingegangen ist. Auch der Kaiser der Franzosen hat hierzu 1000, und die kaiserliche Familie 400 Pfund St. beigesteuert.

In Belfast (Irland) ist es am 6. Sept. zwischen Protestanten und Katholiken zu blutigen Schlägereien gekommen. Die protestantischen Prediger (Presbyterianer) hielten dort seit einiger Zeit Predigten auf offener Straße, wobei es an Ausfällen gegen die Katholiken nicht gefehlt haben mag. Letztere fühlten sich durch dieses Gebahren gekränkt und beschlossen, den Straßenpredigten mit Gewalt ein Ende zu machen. Es wurde hierzu durch besondere Plakate aufgefordert, und als beide Parteien sich auf dem Platze, wo einer der Prediger seine Rednerbühne aufgeschlagen, versammelt hatten, ging der Scandal los. Man bekämpfte sich mit Fäusten, Knütteln und Steinwürfen und bald war die Schlägerei in mehren Straßen der Stadt eine so allgemeine, daß die Polizei sich genöthigt sah, unter die Tumultuanten zu feuern. Doch scheint die Mannschaft ziemlich hoch geschossen zu haben, denn es erhielten nur sehr Wenige Schußwunden; dagegen ist die Zahl Derer, welche im Handgemenge oder durch Steinwürfe verletzt wurden, nicht unbedeutend und es befinden sich viele bei dem Exceß ganz unbetheiligte Spaziergänger darunter. Die Ruhestörungen dauerten mit kurzen Unterbrechungen bis zum 9. Sept. fort und die Regierung sah sich endlich genöthigt, das Straßenpredigen gänzlich zu verbieten und eine ansehnliche Militärmacht in die Stadt zu legen. Die Pastoren wollen sich aber dem Verbote nicht fügen und sowohl der katholische, wie der protestantische Pöbel haben sich förmlich militärisch organisirt, um über kurz oder lang den Kampf von Neuem aufzunehmen.

Schweden. Der König hat auf Anrathen der Aerzte sein Testament gemacht und man fürchtet allgemein, daß dem Monarchen nur noch eine kurze Lebensdauer beschieden sei. Unter diesen Umständen hat man, wie schon in voriger Nummer erwähnt wurde, an die Herstellung einer interimistischen Regierung denken müssen und es sind nur Zweifel darüber entstanden, welcher Paragraph der Verfassung hierbei maßgebend sein solle. Nach dem Wortlaute der Verfassung würde eine aus den Ministern und Staatsräthen Schwedens und Norwegens gebildete Interimsregierung ernannt werden müssen; da aber der Kronprinz in einem regierungsfähigen Alter steht, so findet man diesen Ausweg, welcher, wenn auch nur vorübergehend, gewissermaßen ein republikanisches Regiment ins Leben rufen würde, in den Regierungskreisen nicht recht geeignet, sondern wünscht vielmehr, daß der Kronprinz unter Beirath der Räthe beider Länder mit der Führung der Regierungsgeschäfte betraut werde. Auch der kranke König theilt diesen Wunsch, aber er hat sich dessenungeachtet an die Verfassung gehalten und in einer am 12. Sept. erlassenen Verfügung die Einsetzung einer schwedisch-norwegischen Interimsregierung angeordnet. Zu diesem durch die Verfassung gebotenen Auskunftsmittel scheint man aber nur durch die Nothwendigkeit gedrängt worden zu sein; denn sofort nach der Berufung der Interimsregierung, und zwar noch an demselben Tage, gelangte ein Antrag des Königs an die Stände, welcher die Entscheidung über die definitive Wahl der Regierungsform dem Reichstage anheim giebt, dabei aber zugleich die Ernennung des Kronprinzen zum Regenten als das nützlichste Auskunftsmittel empfiehlt. Dieser Antrag wird, als dem Wortlaute des Grundgesetzes zuwiderlaufend, von einigen schwedischen Blättern lebhaft bekämpft; ob die Stände dieselbe Ansicht hegen oder ob sie sich dem Wunsche des Königs gemäß für die Feststellung einer mehr monarchischen Regierungsform entscheiden werden, läßt sich noch nicht mit Gewißheit sagen.

Donaufürstenthümer. Die Annullirung der Wahlen in der Moldau wird allem Anscheine nach den Unionsfreunden doch noch zum Vortheil gereichen. Am 10. Sept. haben nämlich die neuen Wahlen begonnen und die bis jetzt bekannten Resultate derselben lauten durchgängig zu Gunsten der Unionisten. Bis jetzt hat freilich nur erst die Geistlichkeit gewählt und von dieser ist es bekannt, daß sie der Vereinigung der Fürstenthümer und überhaupt den Interessen Rußlands zugethan ist; allein auch unter den übrigen Klassen der Bevölkerung ist in den letzten Wahlen eifrig für die Union geworben worden, während der Kaimakam unter den obwaltenden Umständen darauf hat verzichten müssen, im entgegengesetzten Sinne zu wirken. Es ist daher leicht möglich, daß die Unionisten die Majorität erlangen und somit Frankreich und Rußland schließlich den Sieg davontragen.

Türkei. Die diplomatischen Verbindungen mit der Pforte sind von Seiten der vier Mächte, welche aus der Fürstenthümerfrage einen so bedrohlichen Conflict schufen, kaum wieder angeknüpft, und schon beginnt der alte Kampf zwischen den Gesandten Englands und Frankreichs von Neuem. Jeder von ihnen will in Konstantinopel oben auf schwimmen und die Pforte befindet sich diesen Diplomaten gegenüber in der übelsten Lage; denn was sie dem Einen gewährt, ist dem Anderen nicht recht. Für's erste hat Reschid-Pascha, ein Freund Englands, dem französischen Einflusse weichen müssen; es ist seines Amtes als Vorsitzender des Tansimatsraths enthoben und in die Verbannung geschickt worden.

Die Idee, von Cernawoda nach Kustendsche einen Kanal zu bauen und somit die Donau mit dem schwarzen Meere auf einem kürzeren Wege in Verbindung zu setzen, ist bekanntlich wegen der Terrainschwierigkeiten, welche der Ausführung eines solchen äußerst kostspieligen Planes entgegenstehen, aufgegeben; allein man ist noch immer bemüht, den Zweck auf anderem Wege zu erreichen. Es sind jetzt englische Kapitalisten zusammengetreten, um zwischen beiden obengenannten Orten, längs des Trajanswalles, eine Eisenbahn zu erbauen, so daß für den Güter- und Personenverkehr die lange Stromstrecke zwischen Cernawoda und dem Ausflusse der Donau in das schwarze Meer erspart werden würde. Die türkische Regierung hat bereits die Concession zu diesem Unternehmen ertheilt und es soll der Schienenweg binnen drei Jahren zur Ausführung gelangen.

Ostindien. In London sind in diesen Tagen neue Depeschen aus Indien eingegangen, deren Inhalt von der „Times“ im Allgemeinen als günstig bezeichnet wird, obgleich sich neben den Siegesnachrichten wieder einige Hiobsposten befinden. Zuerst werden zwei Siege gemeldet, welche die Engländer unter dem General Havelock an zwei auf einander folgenden Tagen, am 29. und 30. Juli, in der Nähe von Cawnpure über die Aufständischen erfochten haben. Der genannte General schlug die Meuterer in die Flucht und nahm ihnen beinahe alle ihre Kanonen ab. Er hoffte am 31. Juli bis nach Lucknow (der Hauptstadt von Audh) vorzudringen. Dagegen hatten sich in Dinapur (Stadt und Festung am Ganges, in der Nähe von Patna) am 23. Juli vier Regimenter empört; das europäische 10. Infanterieregiment schoß daselbst 800 Meuterer nieder. In Benares, gegen welche Stadt die Meuterer vorrückten, herrschte große Aufregung; dieser in der Präsidentschaft Agra gelegene Ort gilt bekanntlich bei den Hindus für die älteste und heiligste ihrer Städte. — Vor Delhi stand am 27. Juli noch Alles beim Alten und man war mit der Belagerung nicht viel weiter gekommen. Der General Reid hatte den Oberbefehl niederlegen müssen und an seine Stelle war General Wilson getreten; das Commando vor jenem Platze ist demnach seit dem Beginn der Belagerung bereits in die vierte Hand übergegangen. Eine Abtheilung der Aufständischen, welche von Sealcote nach Delhi marschiren wollte, wurde unterwegs von den Engländern vollständig vernichtet. In Agra hielten sich die Engländer mit Mühe in dem dasigen Fort, doch wartete man sehnlich auf Verstärkung. Der neue Oberbefehlshaber aller in Indien befindlichen Truppen, Sir Colin Campbell, war in Kalkutta angekommen und es trafen am 4. August auch bereits die ersten Truppen aus England in Bombay ein.

Die übrigen Nachrichten lauten indeß weniger günstig. In Kolapur, im südlichen Theile des Mahrattenlandes, war eine Meuterei unter dem 27. eingeborenen Regimente des Heeres von Bombay ausgebrochen; europäische Truppen waren gegen die Meuterer entsandt worden, und es hieß, sie hätten den Aufruhr erstickt. Es herrschte in den Ortschaften jener Gegend große Bestürzung unter den Europäern und man rüstete sich dort zur Vertheidigung; auch sind in dem Mahrattenlande einige indische Ex-Potentaten verhaftet und nach Bombay abgeführt worden. Gleichzeitig war in der Präsidentschaft Bombay eine mohammedanische Verschwörung entdeckt worden, welche ihren Sitz in Puna (einer Stadt mit 115,000 Einwohnern, 16 Meilen von Bombay, ehemals Hauptstadt der Mahratten-Conföderation) gehabt zu haben scheint. Hiernach ist es demnach gewiß, daß selbst die eingeborenen Truppen der Präsidentschaft Bombay, auf deren Treue man bisher mit aller Zuversicht bauete, nicht mehr ganz zuverlässig sind, während zugleich das entdeckte Complott einen Beweis liefert, daß die Fäden der Empörung über die Grenzen Bengalens hinaus reichen.

Der Kanonenjunge.

Erzählung, von Franz Luboјatzky.

(Fortsetzung.)

Die dreitägige Schlacht war von den Deutschen gewonnen worden; 8000 Franzosen deckten theils als Todte, theils als Schwerverwundete das große weit ausgedehnte Schlachtfeld. Das geschlagene Franzosenheer retirirte hinter die Bließ (Fluß); ein panischer Schreck war unter dasselbe gekommen. Die Regimenter und Bataillone der Preußen und Sachsen sammelten sich nach und nach, ehe der zeitig einbrechende Abend noch niedersank. Christiani's Grenadiere hatten den Tod vieler wackern Kameraden zu beklagen; das Bataillon war im Feuer des Feindes außerordentlich geschmolzen, und es gab nur wenige, die nicht mindestens eine leichte Wunde als Denkzeichen dieses hartnäckigen Kampfes davon trugen. Oberst Leutnant Christiani durchschritt die dünn gewordenen Reihen seines Bataillons und blieb überrascht bei Corporal Jeßner stehen; denn er bemerkte in dessen linkem Arme das mit dem buntseidenen Tuche vor der Einwirkung der rauhen Luft geschützte Wickelkind.

„Hat Er Beute gemacht, Corporal?“ fragte er.

„Halten zu Gnaden, Herr Oberstleutnant! 's ist eigentlich eine Beute, die unter Hunderten kein Einziger haben mag, weil's, unter uns gesagt, immer ein fressendes Capital bleibt; aber liegen konnte ich sie nicht lassen .... Wäre ja elendiglich umgekommen, der arme Wurm.“

„Ein Kind?!“ rief der Oberstlieutnant, als Jeßner das Tuch vom Gesicht des Kindes ein wenig entfernt hatte.

„Halten zu Gnaden! 's ist 'n Junge und noch obendrein einer von der Artillerie,“ antwortete der Gefragte und erzählte nun seinem Chef die Art und Weise seines Fundes, dann hinzufügend: „Meine Alte soll Mutterstelle bei ihm vertreten, wie ich die seines Vaters. Sie hat in unserer fünfzehnjährigen Ehe mir ohnehin keinen Erben meines Namens und meiner Güter zur Welt gebracht; so drehe ich die Weltgeschichte einmal auf die verkehrte Seite um und bringe ihr eins; 's wird sich gleich bleiben, denke ich. Dabei ist sie noch immer im Vortheil; denn der schwersten Mühe ist sie überhoben und wird Mutter eines Jungen, zu dem ich merkwürdiger Weise nicht Vater bin.“

„Da gratulir' ich Ihm, Corporal,“ sagte der Oberstleutnant lächelnd. „Und mache Er ein Meisterstück; erziehe Er den Jungen zu einem so braven Soldaten, wie Er einer ist.“

Als das Bataillon sein Lager aufschlug und Mutter Jeßner, wie die Grenadiere sie nannten, ihren Mann auf-

suchte, gab es zwar harten Widerspruch von ihrer Seite wegen der ihr von demselben zugewendeten Mutterschaft;' aber Corporal Jeßner war nicht der Mann, der sich so leicht zurückschlagen ließ. Er rief, seiner Ausdrucksweise nach, seine Frau in's Gewehr, das heißt, er befahl ihr mit einer jede Einwendung zurückschlagenden Energie, seinem Willen zu gehorchen, so daß die an Subordination Gewöhnte klein beigab; nicht, daß Mutter Jeßner so hartherzig gewesen wäre, den armen Findling ganz von sich zu weisen (dergleichen Mitleidlosigkeit lag nicht in dem Charakter dieser Frau, obwohl ihr Benehmen und das gelbbraune Gesicht mit harten Zügen, an das man gewöhnt sein mußte, um es verträglich zu finden, den vollkommensten Stempel martialischer Rauhheit zeigte) sondern weil sich ihr die Schwierigkeit entgegenstellte, das Würmel, wie sie das Kind nannte, durchzubringen, zu ernähren, da ein so kleines Wesen nur von Brei und Milch lebe und diese beiden Dinge gar nicht im Lager aufzutreiben wären.

Der Corporal hatte ihr sehr aufmerksam zugehört und antwortete dann mit größter Seelenruhe:

„Hm! ich halte Milch, wenn keine zu haben ist, für Luxus, den man entbehren muß, eben weil man ihn nicht hat; aber wir haben Branntwein, und ich denke, der ist eben so gut, wie Milch ... gewiß, mein Junge wird sich davon überrascht fühlen. Mir wenigstens hat der Schnaps jederzeit wohlgethan."

Diese neue Ernährungs-Methode wollte Frau Salome Jeßner freilich nicht gelten lassen, da doch ein zu gewaltiger Unterschied zwischen einem Grenadier und einem halbjährigen Kinde bestehe.

„Nicht raisonnirt, Weib!" polterte jener ... „Haubitzenelement! ich sehe keinen Unterschied ... „unser einer ist Corporal und als solcher eben so gut, wie ein Wickelkind, ein Kind Gottes ... Sela, das steht fest! Der Junge ist einmal da und muß ernährt werden. Ich habe nicht Lust, vor meinen Kameraden als Hannsnarr zu gelten, der, wenn ihm's Weib in die Flanke fällt, sein Wort nicht hält. Gott verdopple mich und's Tractement! das wär' was Sauberes! — Nichts da! nichts da! der Junge kriegt seine Ration; ich habe ihn adoptirt, das ist genug. Ich begreife nicht, wie Du es wagen kannst, gegen mich zu rebelliren. Hast Du kein Einsehen mehr, Mutter? Denke doch, was das heute für'n merkwürdiger Tag für mich ist! Am Morgen vom Herrn Oberstlieutenant vor'm ganzen Bataillon eine Ehre erlebt, Nachmittag Vater eines Jungen unter der Kanone geworden, und am Abend soll ich als rechtschaffener Grenadier-Corporal vor Dir zu Kreuze kriechen? Da müßten ja gleich neunhundertneunundneunzigtausend Millionen Schock ... na, will mich nicht ereifern. Du kennst die Ordre ... Du bist Mutter, ich Vater geworden. ... Unser Kind hat Hunger und Durst; also muß es essen und trinken. Abgemacht! kein Wort mehr darüber!"

Somit hatte der würdige Corporal Alles ausgesprochen, was von seiner Seite in dieser schwierigen Angelegenheit zu sagen war, und Mutter Jeßner besaß zu viel Stolz auf die Manneschre ihres Eheherrn, den besten Grenadier des Bataillons, als daß sie sich nicht in eine Nothwendigkeit hätte fügen sollen, die ihr schließlich mit dem Bewußtsein einer Mutterschaft lohnte, zu der sie in der That auf eine merkwürdige Weise gekommen war.

Der empfindliche Schlag, den die deutschen Truppen der Armee des Generals Hoche in der dreitägigen Schlacht beigebracht hatten, wurde schnell wieder durch die von ihnen, den Franzosen, errungenen Vortheile über das vom General Wurmser befehligte Heer Oesterreicher aufgewogen. Im Laufe des Decembers zwangen sie die Oesterreicher nicht nur zur Aufhebung der Belagerung Landau's, sondern auch zum Rückzug über den Rhein, in dessen Folge auch die vom Herzog von Braunschweig commandirte Armee sich zurückzuziehen genöthigt wurde. Der Feldzug des Jahres 1793 hatte den verbündeten Herren trotz aller Siege sehr schlechte Früchte getragen. Die bedeutend gelichteten Sachsen-Bataillone wurden durch neu ankommende ergänzt, und demzufolge sah der Frühling 1794 die wackeren Grenadiere Christiani's auf dem Marsche nach der theuren Heimath.

II.

„Was ist das für ein abscheuliches Getrommle?" fragte die Frau Baronin von Schier, welche erst seit zwei Tagen auf Schloß Hohenstein, dem ihr von dem verstorbenen Baron, ihrem Gemahl, hinterlassenen Besitzthum, angekommen war, um dasselbe zu übernehmen. „Rufen Sie doch Jemand von den Leuten, Philippine, daß man die Ursache dieses widerlichen Lärmens erfährt, der wenigstens, so lange ich hier weile, untersagt werden muß. Schon gestern Abend hat mich diese Trommelübung ennuyirt; heute beginnt sie wieder um dieselbe Zeit, und ich habe wahrlich keine Lust, Exercitien dieser Art mit der Geduld eines Lammes zu ertragen. Dem Bauernvolk mag diese häßliche Musik ganz wohl gefallen, aber nicht mir; und zum Glück bin ich die Herrin, um Dergleichen verbieten zu können."

Philippine, die Gesellschafterin der Frau Baronin, trat in die Thüre und gab dem Diener im Vorzimmer Befehl, den Verwalter Heinrich sogleich zur gnädigen Frau zu bescheiden. Die Baronin, in das tiefste Schwarz gekleidet, war eine junge Dame, die, in der großen Welt erzogen, die Reize des Landlebens nur dann achtete, sobald sie sich von vieler Gesellschaft umgeben sah, die, wie sich von selbst versteht, ihrem Range angemessen war.

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutscher Herzog.

Vor wenigen Wochen ist im Thüringerlande, in unserer nächsten Grenznachbarschaft, im Schooße des Volksstammes, welcher mit uns verbrüdert und eng verwandt ist, unter einem Fürstenhause, das dem edlen Geschlecht der Wettiner entsprossen, ein Fest gefeiert worden von hoher, inniger Bedeutung. Den unmittelbaren Theilnehmern, die aus allen deutschen Gauen dazu nach Weimar gekommen waren, haben die dort verlebten festlichen Tage freudige Erinnerungen gegeben für alle Lebenszeit. Ganz Deutschland aber hat sie mitgefeiert diese herrlichen Tage, mitgefeiert in der Erinnerung an all das Große und Schöne, das der 3. September 1757 uns Deutschen erringen half, in gehobener Stimmung, zu der insbesondere die treffliche „Festbetrachtung" Adolf Stahr's in der ersten und gelesensten deutschen Zeitung angeregt, im eifrigen Lesen der Berichte, welche über jene Festtage die Zeitungen erfüllten. Zu einer Zeit, da ein neuer, verhängnißvoller Krieg die Aufmerksamkeit auf sich lenkt — ein Kampf, diesmal wirklich europäischer Gesittung gegen asiatische Barbarei — zu einer solchen Zeit kann es nur ein hochbedeutendes Ereigniß sein, das in den Zeitungen den Kriegsberichten den Raum vorwegnimmt, und in den Leserkreisen die Aufmerksamkeit von diesen ab und auf sich lenkt. Und ein solches großes Ereigniß sind die Weimarischen Septemberfeste.

Sie gemahnen an jene schönen alten Tage, da aus blauem, wolkenfreien Himmel die Sonne Griechenlands herniederstrahlte auf fröhliche Feste, die „zum Kampf der Wagen und Gesänge — der Griechen Stämme froh vereint"; da man sie nicht zählen konnte, die Völker, nicht nennen „die Namen, die gastlich hier zusammen kamen."

Jene griechischen Volksfeste, da Sang und Klang und Spiel und Tanz die Besten und Edelsten aus ganz Griechenland — dem gleich Deutschland in einzelne Staaten zersprengten — zusammenführte, da Herodot dem begeistert lauschenden Volke die Geschichte seiner Ahnen, die großen Männer der Vorzeit schilderte, da Sophokles seine Trauerspiele las, da Geist und Körperkraft sich aufschwang und beflügelt war zum edlen, schönen Wirken für das Vaterland: jene längst entschwundenen schönen Zeiten, wie wurden sie, wenn auch in anderer Weise, wieder wach und lebendig an jenen Tagen zu Weimar!

Kein Euripides, kein Sophokles trat auf — und doch waren Geister in der Versammlung, Geister, mächtiger und zündender noch, als jene beiden Muster und Meister Griechenlands; denn: Schiller und Göthe lebten und webten im Feste, lebten nicht in Fleisch und Blut, aber mit der ewigen, unvergänglichen Macht ihres Geistes, mit jener hinreißenden, kräftigenden und veredelnden Gewalt, die bei ihren Worten Jeden erfaßt. Wie ein alter griechischer Sänger selbst die wilden Thiere durch seinen herrlichen Sang gebändigt und zu stilllauschenden Hörern umschuf, so haben zu allen Zeiten große Dichter auch die Rohsten edler und besser gemacht; und unendlich ist, was an sittlicher Bildung das deutsche Volk nächst Lessing, seinem Schiller und Göthe verdankt. Ihnen ward nun zu Weimar ein ehernes Denkmal gesetzt, ein Denkmal, selbst geschaffen von einer Meisterhand, der unsers Professor Rietschel; ein Denkmal, nicht wie andere, die nur Pferd und Schwert und sonstige Aeußerlichkeit richtig darstellen: nein, ein Denkmal eigener Art, in Erz gebanntes Leben, verwirklichend und verewigend, was jene beiden großen Dichter dem deutschen Volke, was sie einander selbst gewesen. Und wie jedes Denkmal, auch bei höchster künstlerischer Vollendung, immer nur dann ein bedeutendes und großes ist, wenn es ein Abbild giebt von Dem, was in Aller oder doch Vieler Herzen lebt und Leben treibt; wie das große Standbild draußen nur die schöngeformte Ausführung des Modells drin in der Seele, des Urbildes in der Pupille unseres geistigen Auges ist: also ist in Deutschland kein Standbild zu finden, das an Bedeutung sich messen könnte mit jenem Schiller-Göthe. „Der theure Name rührt jede Brust!"

Und ein zweites Standbild ist's, dessen Grundstein an jenem Feste gelegt ward, dessen Formung demselben Meister anvertraut ist, dessen Gestalt wieder ein Abbild geben wird, von Dem, was in allen gebildeten Deutschen leibt und lebt: das Standbild des Mannes, dessen hundertjähriger Geburtstag auf den 3. September 1857 fiel, des Mannes, ohne den Schiller und Göthe zwar unzweifelhaft auch Dichter, und große Dichter geworden wären, nicht aber so bedeutungsvoll wie sie es sind; des Mannes, ohne den unsere beiden größten Dichter dem Geschick der vielen kleineren in Deutschland verfallen wären: ewig ruhelos zu wandern. Das Denkmal Carl August's, des großen Herzogs von Weimar, das ist's, das bald in Erz, wie jetzt und fürder im Herz des deutschen Volkes strahlend dasteht. Es ist heutzutage, nach so vielen bittern Erfahrungen und Trübsalen, gar so selten, ein unbedingtes Fürstenlob ausgesprochen, und von allen Parteien zugegeben zu hören. Die Einen sind von Schmeichlern und Liebedienern so Ueberschwängliches gewöhnt, daß sie, um nicht zu ihnen gezählt zu werden, Bedenken tragen, selbst die Fürsten laut zu loben, die sie im Herzen lieben und verehren. Die Andern sind so knechtisch erzogen, daß ihnen jeder Fürst über alles Lob erhaben ist, all' sein Thun erscheint ihnen so allerhöchst heilig, daß zum Preise des Einzelnen ihnen Muth, Worte und Denkkraft fehlen.

Und doch! Was ist es für ein freudiges, erfrischendes Gefühl, einem Fürsten zu begegnen, der ein Mensch ist in dem höchsten, seltensten Wortsinne, dem alles menschlich Edle nah und zugänglich ist, dem das neue Italien jenen, von den Vorfahren einst dem Titus ertheilten Beinamen: „Die Freude der Menschheit", mit Fug und Recht, wenn auch wohl nicht mit dem vollen Verständniß, mit dem wir Deutschen beistimmend es aussprechen, dahin zueignete: er sei il principe huomo, Fürst und Mensch.

Ja, das war Carl August! Und wie als Mensch edel und feinfühlend, so war er als Fürst deutsch und freisinnig. Wie er sein Weimar umgeschaffen zu einer reizenden Oase im öden, perrückenbedeckten Deutschland; wie alle Götter Griechenland's, und vor Allem die Grazien, an der Ilm ihren Sitz aufschlugen, während anderwärts nur französische Gespreiztheit auf alexandrinischem Stelzfuß einhertrabte, oder hanswurstartige Rohheit mit der Pritsche um sich schlug; wie der Geist, der in Leipzig und Berlin, in Breslau und Hamburg und Wolfenbüttel vereinzelt und befehdet im Donner der Rede sich verkündete, der Geist der Wahrheit und der Schönheit und des Deutschthums, der Geist Lessings — wie er sein friedliches, harmonisches Frühlingsleben unter Carl August's Scepter feierte: — also war auch Er unter den Fürsten seiner Zeit der kleinste an Macht und äußerem Glanz, aber der größte an deutschem Sinn und innerem Beruf.

Achtzehnjährig, trat er am 3. September 1775 die Regierung seines Landes an; zwei große Musterbilder schwebten ihm vor: Friedrich der Große und Joseph II. Der Eine, sein Großoheim, hatte schon von ihm als vierzehnjährigem Prinzen gerühmt: „wie er noch nie einen jungen Menschen von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtigte." Und, obwohl Karl August, wie alle jugendlich strebenden Feuergeister in Deutschland, mehr Gefallen fand an dem Aufschwung des preußischen Adlers, als an dem Brüten des österreichischen, so war er doch ein viel zu guter Patriot, so war er doch viel zu sehr, und zwar den meisten seiner Zeitgenossen voran, deutschgesinnt, um an dem „deutsch-französischen" Friedrich sich vollauf zu behagen. Dieser that mehr, als er wollte, denn wohl ist sein Staatenbau in späteren Jahren die Grundlage für Deutschlands Neugestaltung geworden; Joseph II. wollte mehr und Edleres, als er that und ausführen durfte: — Wille und That im schönen harmonischen, schaffenden und vollendenden Bunde, das kündet Karl August's Leben.

Schon sein Regierungsantritt enthielt das Programm seiner vollen segensreichen Thätigkeit, ein Programm, nicht in Worten, sondern in Thaten: der achtzehnjährige Fürst berief den siebenundzwanzigjährigen Doctor Göthe nach Weimar. Nicht zur Unterhaltung bei Tafel, nicht zur Decoration des Hoflebens: zum Freund und Berather berief er ihn zu sich; nicht zum Müßiggänger am Hofe: zum ersten Staatsbeamten erkor er ihn. Das trefflichste Buch unter den nichtpoetischen Werken des vorigen Jahrhunderts: die „patriotischen Phantasien Möser's, des wackern deutschen Schirmvoigts des Vaterlandes (advocatus patriae), fand Göthe in der Hand des Fürsten, als er zum ersten Mal mit ihm zusammentraf; und die „patriotischen Phantasien" zu patriotischen Thaten zu gestalten, das war sein fürstliches Streben lebenslang. Manche verargten es dem jugendlichen Fürsten, als er Göthe, den Bürgerlichen, den schlichten Gelehrten, den Nicht-Weimaraner zum geheimen Legationsrath ernannte, und ihm Sitz und Stimme im geheimen Rath ertheilte. Karl August, unbeirrt durch solche Kleinlichkeit, suchte aber auch zugleich die Mißvergnügten von ihrem Unrecht zu überzeugen; und der Erlaß an seine Beamten vom 11. Juni 1776 bekundet in gleicher Weise dem Inhalt nach seinen edlen, echt fürstlichen Großsinn, wie der Ausfertigung nach seine Freisinnigkeit. Denn wozu bedurfte es für einen Fürsten nach dem Schnitt des vorigen Jahrhunderts einer Rechtfertigungserklärung? Der Erlaß aber lautet:

„Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an anderem Orte gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute sich zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens Niemand in meiner Dienerschaft, der meines Wissens auf dasselbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, der in so genauer Verbindung mit mir und mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennität, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Göthe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen; ich aber sorge und arbeite wie jeder Andere, der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können."

Und diese Worte, die mit goldenen Lettern eingeprägt zu werden verdienten: — ein mehr als fünfzigjähriges Zusammenleben des fürstlichen Freundes und des gottbegnadeten Dichters gab ihnen Erfüllung, zum Segen für Weimar, für Deutschland,

für die gebildete Welt. Wie ein freundliches, trauliches Echo erklingen jene Worte, mit denen Carl August den „sehr werthgeschätzten Herrn Geheimrath und Staatsminister" Göthe am 7. November 1825 zum Dienstjubiläum begrüßte:

„Die fünfzigste Wiederkehr dieses Tages erkenne ich mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienstjubelfest meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rath, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälliger Dienstleistung ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke, und den für immer gewonnen zu haben, ich als eine der höchsten Zierden meiner Regierung achte."

Was zur Seite solchen Freundes Carl August geworden und ausgeführt, das in den engen Rahmen weniger Spalten einzufassen, ist unmöglich. Nur nach einzelnen, nicht nach allen Richtungen hin läßt es sich hier andeuten, nicht ausführen, was Carl August für Deutschland gewesen ist, und — gleich allem Bedeutenden der Vorzeit — bleiben wird.

Friedrich der Große rüttelte an dem zerfallenden deutschen Reiche, dessen Kaiser auf Hebung der österreichischen Hausmacht bedacht waren. Joseph II., ein hochherziger, idealer Menschenfreund auf dem Throne, vermochte doch seiner Hauspolitik nicht zu entsagen und suchte immer mehr Stücken des deutschen Reichs dem Erbstaat Oesterreich einzuverleiben. Namentlich war sein Streben auf Baiern gerichtet und er hatte sich hierzu schon der Zustimmung Kursachsens versichert. Diesen und anderen Uebergriffen des Kaisers entgegenzutreten, war der Zweck des, von Friedrich dem Großen im Verein mit den kleineren deutschen Fürsten gestifteten Fürstenbundes. Carl August ward das eifrigste Mitglied desselben, gleichbestrebt: „die bedrohte Integrität und Wohlfahrt des Reiches zu erhalten", als Preußen's Vergrößerungslust zu hindern.

„Sollte auch — schrieb er seinem, in preußische Dienste übergegangenen Erzieher, dem Grafen Görz — der Hof, dem Sie jetzt dienen, dadurch (daß auch die kleineren Fürsten berathende Stimme im Bunde erhalten) ein Wenig das Ansehn der Oberleitung verlieren, so werden Sie doch Alles anwenden, um Deutschland diesen Dienst zu leisten. So innig ich persönlich dem preußischen Hof und den Gliedern desselben ergeben bin, so muß ich doch vermöge meines Standes noch mehr dem allgemeinen Vaterlande und dem Staate, dessen Mitglied ich bin, anhänglich sein, und Sie werden hoffentlich diese Gesinnungen nicht mißbilligen, da Sie so viel beigetragen haben, mir Patriotismus einzuflößen."

Und nicht um Hauspolitik: um Volkswohlfahrt war es ihm in diesem Bunde zu thun. Er hegte bereits damals, in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die Idee eines deutschen Zollvereins, mindestens für die Fürstenbundstaaten; eine Idee, die erst nach fünfzig Jahren erfüllt werden sollte, und auch da nicht vollständig nach dem großartigen Plane, der Carl August vorschwebte: „die Vereinigung des ganzen deutschen Vaterlandes zu einem europäischen Handelsstaat." Lebhaft beschäftigte ihn schon damals der Wunsch: „die nachbarlichen Irrungen so beizulegen, daß die Nachkommen einmal ungestört im Genusse des Ihrigen bleiben mögen. Zu diesem Ihrigen gehört auch Alles, was sie zu ihrem Lebensunterhalte verfertigen und zu verkaufen suchen, dies wird aber täglich mehr erschwert, seitdem die großen Staaten ihre Länder von jenen ihrer Nachbarn wie Inseln im offenen Meere absondern und die sicherste Art, ihre Macht zu vermehren, darin zu finden glauben, daß sie alle Diejenigen, welche nicht die Ehre haben, ihre Unterthanen zu sein, aushungern, damit sich diese aus Noth ihnen unterwerfen." Ebenso hoffte er im Verein mit dem edlen Markgrafen von Baden, durch den Fürstenbund eine „Akademie für den Allgemeingeist Deutschlands" in's Leben zu rufen, in welcher Männer von geistigem Berufe, nicht zu gelehrten Zwecken, sondern zur Bildungsgemeinschaft und Erweckung eines einigen deutschen Nationalgeistes zusammenwirken sollten. Es gehörte auch dies zu seinen frommen Wünschen.

„Ich hoffte — schrieb Carl August an die Kurhöfe von Sachsen und Hannover, welche seine Vorschläge abgelehnt — daß alter deutscher Sinn und deutsche Denkungsart noch zu erwecken seien, unerachtet der Hindernisse, die diesem Versuch die Trägheit der Sitten und des Jahrhunderts in den Weg legen. Vorzüglich hoffte ich, es würde ein engeres Band der Freundschaft unter den ersten Fürsten Deutschlands die mancherlei getheilten Absichten, Interessen und Kräfte in unserm Reichssystem mehr vereinigen und solche auf einen Punkt reger und zugleich zuverlässiger Wirksamkeit bringen." — „So schmeichelte man sich, daß der Nationalgeist in unserm Vaterlande erweckt werden könnte, von dem leider auch die letzten Spuren täglich mehr zu erlöschen scheinen. Man hoffte, daß der träge Schlummergeist, der Deutschland seit dem westphälischen Frieden drückt, endlich einmal zerstreut werden könnte und daß mit diesem Kranze die deutsche Union sich als ein wahres, wirksames Corps zur Aufrechthaltung deutscher Freiheiten, Sitten und Gesetze zuletzt schmücken sollte."

Die französische Revolution traf Karl August in preußischen Kriegsdiensten. Er marschirte mit gegen die Franzosen.

„Wer diese Nation — so schrieb er nach Hause — in der Nähe sieht, muß einen wahren Ekel für sie fassen. Sie sind Alle sehr unterrichtet, aber jede Spur eines moralischen Gefühls ist bei ihnen ausgelöscht. — Ich hoffe, daß die jetzigen Zeiten einen solchen Ekel vor dem Geist derselben hinterlassen sollen, daß ein Jeder sich bestreben werde, seinen Nachkommen die größte Einfachheit einzuflößen, die allein stetig glücklich macht. Was hilft der sogenannte und so hochgelobte Atticismus den Franken, dieser Nation, bei der sonst alles Honnete, Dauerhafte, Erhaltung und würdige Fortpflanzung Sichernde gänzlich erloschen ist?"

Es kam das Napoleonische Unglück, jene Zeit, die man heutzutage über'm Rheine durch Medaillen dem Gedächtniß derjenigen Deutschen, die gegen Deutsche kämpfen mußten, einzuprägen sucht; als ob sie sich nicht selbst schon tief genug und schmerzlich eingeprägt hätte in's deutsche Volksgemüth, und als ob nicht jeder rechtschaffene Krieger aus dem französisch-deutschen Heere ein Zeichen verschmähen müßte, das ihn erinnert an Den, unter dem er zwar rühmlich gekämpft, der aber selbst unrühmlich gehandelt, da er ihn und seinen Fürsten zu solchem Kampfe zwang!

Karl August errang sich das Großkreuz eines schöneren Ordens, als die St. Helena-Medaille! Aus dem Munde Napoleons ertönte ihm zum Ruhme der scharfe Tadel: „er sei der widerspänstigste Fürst von Europa." Und seiner würdig war seine Gemahlin, Herzogin Louise. Napoleon kam von der, für ihn glücklichen, Schlacht bei Jena nach Weimar zu ihr auf's Schloß. „Wo ist der Herzog, Ihr Gemahl?" frug der Kaiser. „An der Stelle seiner Pflicht!" antwortete sie; denn er hatte nach Errichtung des Rheinbundes namentlich Kurhessen und Kursachsen zu einer Vereinigung mit Preußen zu bringen gesucht und sich selbst dem preußischen Heere angeschlossen. Sie bewog Napoleon, dem Plündern ein Ziel zu setzen, und der Kaiser rühmte: daß sie eine Frau sei, die auch seine 200 Kanonen nicht haben in Furcht setzen können. Carl August aber schrieb ihr:

„Ueber Das, was Du für Weimar gethan hast, die Standhaftigkeit und den Muth, mit dem Du die Drangsale trugst, giebt es nur eine Stimme. Einzig Dein eigenes Bewußtsein kann Dir völlig lohnen. Du hast Dir einen Ruhm erworben, würdig der vergangenen Zeiten."

Es mußte nun Waffenstillstand geschlossen werden. Aber wie Carl August den Kaiser mied, beweist der Umstand: daß, als er am 17. Juli 1807 auf seiner Durchreise nach Karlsbad in Dresden von Napoleon zur Audienz „12 Uhr präcis" geladen wurde, er zum Verdruß des, an kriechende Pünktlichkeit gewöhnten Kaisers rechtzeitig nicht erschien und ängstlich gesucht werden mußte, bis man ihn, in die auch ihm theure Pflanzenwelt vertieft, im botanischen Garten fand. — Dennoch zeichnete ihn der Kaiser aus, hielt nachmals 1812, wiederum in Dresden, eine zweistündige Unterredung mit ihm über seine Beschwerden gegen Rußland und beauftragte ihn am 27. April 1813 zu dem so verhängnißvollen Briefe an König Friedrich August nach Prag. Er mußte ihm schreiben: daß Napoleon neue Streitkräfte zusammengezogen habe und ihn mahne, sich von Oesterreich loszumachen und rasch nach Dresden zu begeben, widrigenfalls er Sachsen als Feindesland behandeln werde. Diese — ohne weiteren Zusatz — von Carl August an Friedrich August gerichtete Mahnung Napoleon's veranlaßte den, für das Wohl seiner Unterthanen besorgten König zur Rückkehr nach Dresden, zum Rücktritt vom Bunde mit Oesterreich und bald darauf zur Wiedervereinigung mit Napoleon.

Der Sturz Bonaparte's und der Wiener Congreß machten den großen Herzog zum Großherzog. Schon vorher war

in allen Zeiten sein Streben auf die Hebung und Kräftigung seines Thüringerlandes gerichtet, schon früher hatte er durch treffliche Gesetze, durch Verbesserungen in Landwirthschaft und Forstwesen, durch Begünstigung von Fabrikunternehmungen, durch gastliche Aufnahme industrieller Religionsflüchtlinge (z. B. Mennoniten, Quäker, Genfer, Juden u. s. w) durch Hebung der Universität Jena — vor Allem mittelst der Berufung Schillers! — durch freisinnige kirchliche Institutionen — namentlich mittelst Erwählung des humanen, von den heutigen Moderorthodoxen freilich verketzerten, Herder zum Oberhofprediger — durch Abschaffung der Kirchenbuße u. s. w. sein kleines Land zu einem Musterstaate erhoben. Nunmehr, nachdem das deutsche Reich aufgelöst und die politische Volkshebung in die Hand der Einzelfürsten gelegt, ja ihnen von der Bundesakte zur Pflicht gemacht worden war: nun war es sein Erstes und ward er der Erste, dieser Pflicht nachzukommen. Anfangs 1816 schon berief er eine Versammlung zur Berathung der landständischen Verfassung. Er selbst bezeichnete als deren Grundlagen: freie Wahl, Vertretung nicht einzelner Stände, sondern der Gesammtheit, ein Drittel der Abgeordneten aus den Angesehensten und Wohlhabendsten ohne Geburtsunterschied, zwei Drittel frei von den übrigen Staatsbürgern gewählt. Vor Allem sollten die Abgeordneten „ein Ganzes mit ihrem Geiste und mit der Kraft eines redlichen deutschen Gemüthes umfassen". Am 5. Mai 1816 ward das Grundgesetz veröffentlicht. Ihm folgten andere treffliche Gesetze, berathen mit dem neuen Landtage — der, weniger liberal als der Großherzog, die von diesem vorgeschlagene Oeffentlichkeit der Sitzungen ablehnte. Ein frisches, auch politisch reges Leben herrschte in Weimar; die grundgesetzlich ausgesprochene Preßfreiheit ward gewissenhaft gehandhabt, die von Jenenser Feuerköpfen herausgegebenen politischen Zeitschriften demokratischer Richtung, denen das Grundgesetz zu gemäßigt war, erfuhren trotz ihrer Angriffe auf das Lieblingswerk des Großherzogs, ja sogar trotz Göthe's Anrathen, kein Verbot — bis der Bundestag sich in's Mittel legte. Wie Carl August Allen im Volke, so war er vor Allen den Jünglingen mild und väterlich gesinnt. Ihn erfreute das rege burschenschaftliche, deutschgesinnte Leben der Jenenser Studenten, er genehmigte das Wartburgfest 1819. Da mußte ein fanatischer Student, der Kotzebue ermordete, der Demagogenriecherei Anlaß zu beschränkenden Maßregeln werden und von Bundes wegen Carl August den Druck erfahren, den ihm einst Napoleon bereitet. Ihn, der ein einiges Deutschland erstrebt, hinderte die Einigung des Bundes an freier Vereinbarung mit seinen eigenen Unterthanen! Diese Erfahrung mochte seinen Lebensabend wohl trüben, verdunkeln aber konnte sie ihn nicht. Er hatte die Freude, sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum am 3. September 1825 als ein Volksfest mit Freude und Begeisterung in und außer Weimar gefeiert zu sehen. Mit rührender Bescheidenheit bat er wenige Wochen zuvor, man solle von den beabsichtigten Denkmälern und den deswegen im In- und Auslande unternommenen Subscriptionen absehen und lieber Wohlthätigkeitsanstalten bedenken:

„Was einstmalen nach meinem Ableben geschehen soll, um mein Andenken zu ehren, darüber will ich mich schon im Leben freun; aber daß nichts derart während meines Lebens geschehe, darum muß ich dringend bitten und das zwar sehr kräftiger Ursachen halber, die hier aufzuzählen zu weitläufig werden möchte, die aber ein Jeder, der mich kennt, errathen kann. Ueberhaupt kann ich es mir noch nicht recht klar machen, ob die sogenannte Jubelfeier eines Menschen ein Fest der Freude sein sollte, da es doch erst fällt, wenn der Abschied des Gefeierten auf ewig vor der Thür ist. Für wohlthätige Anstalten ist eine solche gewiß passender und erfreulicher, da man sich alsdann der Hoffnung hingeben kann, daß die Anstalt fortdauern werde, so wie sie schon lange sich erhalten hat."

Nichtsdestoweniger ward der Jubeltag eine Festwoche hindurch von nah und fern gefeiert; am Meisten durch Errichtung wohlthätiger Anstalten. Der erste Glückwunsch kam aus Göthe's Munde:

„Nur Freundeslieb'
Und Luft und Licht!
Verzage nicht,
Wem das nur blieb!"

Sein Wort im Tasso: „Ferrara ward durch seine Fürsten groß" fand im Theater jubelnde Anwendung auf Carl August und Weimar.

Keine drei Jahre war es ihm vergönnt, dies Fest zu überleben. Am 20. März 1828 ward ihm ein Urenkel geboren; er reiste nach Berlin, um ihn zu sehen. Dort war der noch lebende Zeuge, Freund und Genosse all jener großen Männer und Zeiten, dort war Alexander von Humbold sein steter Umgang. Ihm sprach er es aus, was ihn, den schon Kränkelnden bedrückte: die Frömmler und die Freiheitsfeinde. „Unwahre Bursche sind es, die sich dadurch den Fürsten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhalten! Mit der poetischen Vorliebe zum Mittelalter haben sie sich eingeschlichen!"

Es waren fast seine letzten Worte. Auf der Heimreise, im preußischen Schloß Gradit bei Torgau beendete am 14. Juni 1828 Carl August sein edles, thatenreiches, segenvolles Leben.

Ein würdiger Enkel, Großherzog Carl Alexander, hat dem großen Vorfahren in diesen Tagen ein schönes Fest bereiten helfen, hat durch seine Theilnahme am Feste und mit den Festgenossen es bekundet: daß er wandelt auf der Bahn seines großen Vorfahren.

Wir Sachsen aber erfreuen uns doppelt daran, daß Zweige unseres eigenen Fürstenstammes es sind, denen solche Huldigung bereitet wird, die solche Huldigung bereiten.

Jeder rechtschaffene Deutsche fühlt sich erhoben beim Anblick eines solchen Fürsten, wie Carl August war; und Hoffnungen freudiger Art, anknüpfend an vergangene Tage, gewinnen neue lebendige Gestaltung in der Erinnerung an diesen großen Herzog der Deutschen. —

Dresden, den 17. September.

— Der Stadtrath hat in einer seiner letzten Sitzungen beschlossen, an dem von Herrn Kammermusikus Tröstler errichteten musikalischen Lehrinstitute zwei Freistellen zu errichten, welche an solche von hier gebürtige junge Leute vergeben werden sollen, die sich ausschließlich der Musik widmen wollen. Das Honorar beträgt für einen dreijährigen Cursus 300 Thlr. und wird demnach ein Gesammtaufwand von 600 Thalern zu obigem Zwecke erforderlich. Das Stadtverordneten-Collegium ist indessen auf die volle Verwilligung dieses Postulats nicht eingegangen, sondern hat sich in seiner gestrigen Sitzung dahin ausgesprochen, daß man sich mit Begründung einer Freistelle begnügen möge. Die Besetzung der letzteren ist dem Stadtrathe vorbehalten.

— Aus dem Gerichtssaale. Je näher das erste Jahr öffentlicher Strafrechtspflege seinem Abschlusse zueilt, desto geringer wird die Zahl der Verhandlungen im hiesigen Bezirksgerichte, ein Beweis — bedauerlicherweise zwar nicht der Abnahme von Verbrechen — wohl aber des fleißigen Aufräumens seiten des Gerichtshofes, der alle anderen Bezirksgerichte im Lande durch die bisherige Anzahl der Verhandlungen weit überragt. Nur zweimal in den letzten acht Tagen ward öffentlich verhandelt. Am 16. d. M. ward der rückfällige Handarbeiter Hännsgen mit 1 Jahr Zuchthaus belegt, weil er von dem ehemaligen Liebhaber eines Mädchens in deren angeblichem Auftrage, in der That jedoch für sich, 15 Thaler zu erschwindeln gesucht, wovon er 6 Thaler wirklich erhalten hatte. Ebenfalls wegen Betrugs — verübt durch Erschwindelung von Eisenwaaren, Naschwerk, Blumen rc. — wurde heute der Handarbeiter Eingewitz zu 6 Monaten Arbeitshaus verurtheilt.

† Meißen, 16. Sept. Heute hat unter entsprechenden Feierlichkeiten die Einweihung unserer neuen Stadtschule stattgefunden. Die Entwerfung eines Bauplanes und die Leitung des Baues wurde vor zwei Jahren dem Baudirector Schramm aus Zittau übertragen und durch Niederreißung des alten Schulgebäudes und Ankauf einiger anstoßenden Grundstücke ein umfänglicher Bauplatz gewonnen; jetzt steht nun das neue Schulhaus, dessen Herstellung einen Kostenaufwand von mehr als 60,000 Thalern verursachte, als Prachtgebäude da und bildet eine Zierde der

Stadt, denn der Styl ist ein würdiger und harmonirt mit den übrigen alten Bauwerken Meißen's. Beim heutigen Einweihungsfeste waren mehrere Straßen der Stadt, sowie das Schulhaus selbst geschmackvoll decorirt. Stadtrath und Stadtverordnete, die Vertreter der hiesigen Behörden, die Geistlichkeit, die Professoren der Landesschule, sowie die geladenen Ehrengäste versammelten sich früh um 9 Uhr auf dem Rathhause, von wo sich der Festzug, welchem sich die Lehrer mit ihren Schülern, die Innungen mit ihren Fahnen und Insignien, das städtische Schützencorps rc. anschlossen, unter dem Geläute der Glocken nach dem Schulhofe bewegte; dort wurden nach einem einleitenden Gesange und einer gediegenen Rede des Herrn Bürgermeister Dittrich, dem Localschulinspector, Herrn Diac. Fleck, die Schlüssel des neuen Schulhauses überreicht. Nach einer Ansprache des Herrn Schulinspectors öffneten sich die Pforten des neuen Gebäudes, und die Schüler wurden von ihren Lehrern in den Klassen begrüßt, während sich die Mitglieder der Behörden und die geladenen Ehrengäste nach der Aula begaben, woselbst nach einem allgemeinem Gesange Herr Superintendent Graf die ebenso einfach klare, als wahrhaft erhebende und tiefergreifende Weiherede hielt. Nach Vollendung des Weiheactes folgten Gesänge der Lehrer und Schüler, während eine treffliche Rede des Herrn Rector Dittrich und ein allgemeiner Gesang die schöne Feier beschlossen. Mittags fand dann ein heiteres Festmahl im „Hirsche" statt, das durch zahlreiche Toaste gewürzt wurde; für morgen aber wird ein Kinderfest auf hiesigem Schießplatze vorbereitet.

*Dohna, 15. Sept. Gestern Abend 6 Uhr brach in dem Wohnhause des Gartennahrungsbesitzers Müller Feuer aus und wurde dasselbe nebst der angebauten Scheune in kurzer Zeit in Asche gelegt. Die Erntevorräthe sind insgesammt, Schiff und Geschirr zum großen Theil durch die Flammen vernichtet worden.

Lauenstein, 11. September. Vorgestern wurde der 51 Jahr alte Straßenarbeiter Freier aus Oelsengrund, in Bärenstein wohnhaft und Vater von 4 Kindern, durch eigene Veranlassung ein Opfer unbedachter Neckerei. Während des Frühstücks im Müglitzthale, allwo derselbe mit Andern am Chausseebau arbeitete, kommt der Gastwirth W. aus Bärenstein mit der Peitsche in die dazu erbaute Bretbude. F. schneidet diesem den obern Theil des Peitschenstocks ab, worauf ihm W. im Scherz einige Schläge mit dem Peitschenstock giebt, F. will hierauf W. ausheben, wird aber von diesem, einem jungen kräftigen Manne, ausgehoben und auf den Boden gelegt. Einige Minuten darauf klagt F. über Schmerz im Unterleibe, wird, da sich derselbe immer verschlimmert, zu Wagen nach Hause gebracht und starb Abends in der 10. Stunde allda unter den fürchterlichsten Schmerzen. Er hatte sich einen Darm zersprengt. (Dr. J.)

*Radeburg, 13. Sept. Gestern früh 1/21 Uhr entstand in dem Hause des Zeugarbeiters Grafe in Berbisdorf Feuer und es brannte dieses Gebäude bis auf das Mauerwerk nieder. Die Entstehungsursache ist noch nicht ermittelt.

*Leipzig, 13. Sept. Auch in hiesiger Stadt ist die Logisnoth so fühlbar geworden, daß man sich ernstlich mit der Frage zu beschäftigen beginnt, in welcher Weise diesem Uebel am wirksamsten zu steuern sei. Es hat deshalb gestern eine Versammlung hiesiger Einwohner stattgefunden, in welcher zunächst die Erbauung von Häusern mit kleineren Wohnungen, sowie die Begründung einer Actiengesellschaft zu diesem Zwecke (wie dies vor einigen Jahren in Dresden geschehen) in Vorschlag gebracht wurden. Doch vermochte man sich über einen festen Plan nicht sofort zu einigen und es ist daher ein Comité erwählt worden, welches sich mit der weiteren Erörterung dieser Angelegenheit beschäftigen und einer zweiten nach der Michaelismesse zu berufenden Versammlung ihre Vorschläge vorlegen soll.

Aus dem Voigtlande, 13. Sept. Die Stadtverordneten in Plauen haben in ihrer letzten Sitzung die Wiedereinführung der seit einigen Jahren aufgehoben gewesenen Fleisch- und Brottaxe einstimmig beantragt. Man hat bei dieser Verhandlung unter Berufung auf die diesfallsigen Einrichtungen in Leipzig die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Taxe gar wohl geeignet sei, das consumirende Publicum gegen Uebertheuerung und Bevortheilung zu schützen, vorausgesetzt, daß die Polizei den Fleisch- und Brotverkauf mit gemessener Strenge und selbstthätig überwacht und nicht erst abwartet, bis einzelne Consumenten die Function von Polizeiofficianten übernehmen und Contraventionen zur Anzeige bringen.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Rt.	Weizen nGr.	Roggen Rt.	Roggen nGr.	Gerste Rt.	Gerste nGr.	Hafer Rt.	Hafer nGr.	Erbsen Rt.	Erbsen nGr.
Dresden	Septbr.	von	—	—	3	25	3	16	2	15	—	—
	15.	bis	—	—	4	—	3	20	3	—	—	—
Bautzen	Septbr.	von	5	15	3	10	3	—	2	5	—	—
	12.	bis	6	20	3	22	3	15	2	15	5	—
Meißen	Septbr.	von	—	—	3	24	3	10	2	16	—	—
	12	bis	—	—	4		3	18	2	25	—	—
Pirna	Septbr.	von	5	20	3	15	3	12	2	12	—	—
	12.	bis	6	8	4	—	—	—	2	28	—	—
Radeburg	Septbr	von	5	25	3	15	3	22	2	15	5	5
	16.	bis	6	10	3	20	3	25	3	—	—	—
Roßwein	Septbr.	von	6	—	3	22	3	12	2	8	—	—
	15.	bis	6	22	4	8	3	15	2	10	—	—
Chemnitz	Septbr.	von	6	15	4	10	3	20	2	18	—	—
	12.	bis	6	25	4	15	4	—	2	24	—	—

Butterpreise in Dresden vom 12. bis mit 15. Septbr. 1857.
die Kanne 16 Ngr. 5 Pf. bis 17 Ngr. — Pf.
— in Pirna (12. Septbr.) 14 " — " " 16 " — "
— in Roßwein (15. Sept.) 14 " 8 " " 16 " — "

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 86½ gesucht; dergleichen kleine 86 gesucht; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½% 101½ gesucht; desgl. von 1847 à 4% 96½ gesucht; dergl. von 1852 und 1855 à 4% 96½ gesucht; dergl. von 1852 4% à 100 Thlr. 99½ gef.; dergl. 1855 à 3% 80½ gef. Land-Renten-Briefe große 86½ gef.; dergl. kleine 88 gef.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99½ gef. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 99 angeb.; kleine 99½ angeb.; dergl. à 3½% große — angeb., kleine — angeb.; dergl. 3½% große — angeb., kleine — angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 99½ gef.; kleine 99½ gef.; dergl. 3½% große und kleine 94 gef.

Preuß. 4½% Anleihe 99½ gef.; dergl. 4% 93½ gef. Preuß. 3½% Staats Schuld-Scheine 82½ gef.

Oesterr. 5% Nation.-Anleihe 81 angeb.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 14 Ngr. 5 Pf., Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.

Ausländ. große Caff.-Anweis. und Bank-Noten 99½.

Dresden, den 17. Septbr. 1857. Ed. Rocksch.

Erklärung.

[103]

Da ich die von den angeklagten Dienstleuten Thar und Rietzscher gemachte Aussage, als hätte ich sie gewissermaßen zum Diebstahl verleitet (s. die Gerichtsverhandlungen im vor. Hauptblatte), nicht als in Wahrheit beruhend anerkennen kann, so muß ich auch den Vorwurf, als hätte ich gewissenlos gehandelt, wie hiermit geschieht, als unbegründet zurückweisen. **Johann Gottlob Künzelmann.**

Zur gefälligen Beachtung.

Die geehrten Leser der Sächs. Dorfzeitung, welche das Blatt durch die **Post** beziehen, bitten wir, ihre Bestellungen auf das **vierte Quartal möglichst frühzeitig zu machen,** damit keine Unterbrechung in der Zusendung der Exemplare erfolgt.

Dresden, den 17. September 1857. ***Die Verlags-Expedition.***

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 38 nebst einer Beilage.)

Freitag, Nr. 39. 25. September 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Zur Nachricht.

Auf das mit nächster Nummer beginnende neue Abonnement der **Sächs. Dorfzeitung** nehmen alle K. Postämter und Postexpeditionen, gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 12½ Ngr., Bestellungen an und kann das Blatt bei denselben ohne anderweite Preiserhöhung allwöchentlich in Empfang genommen werden.

☞ Die Dresdener Pränumeranten, welche ihre Bestellungen direct bei uns (Neustadt, kl. Meißner Gasse Nr. 3) machen, erhalten das Blatt allwöchentlich ohne Preiserhöhung in das Haus gesandt.

Inserate finden bei der bedeutenden Auflage unseres Blattes durch dasselbe sowohl in Dresden und dessen Umgegend als auch in der Provinz die ausgedehnteste Verbreitung.

Dresden, am 24. Sept. 1857. *Die Verlags-Expedition.*

Politische Weltschau.

Deutschland. Die Erwartung, daß nunmehr, nachdem die holsteinischen Stände die revidirte Verfassung zurückgewiesen, die ganze Angelegenheit von Oesterreich und Preußen an den deutschen Bund gebracht werden würde, scheint nicht in Erfüllung zu gehen Es wird vielmehr aus Wien und Berlin ziemlich übereinstimmend berichtet, daß die beiden deutschen Großmächte auch fernerhin den Weg des Abwartens nicht verlassen und zunächst den Schritten entgegensehen wollen, welche das dänische Kabinet den Anträgen der holsteinischen Stände gegenüber etwa einzuschlagen gedenkt. Hiernach hätte man in Kopenhagen wiederum viel Zeit gewonnen, da die Frage bis zu einer neuen Berufung der Stände ruhen könnte. Für die Bewohner der Herzogthümer aber ist dies ein sehr mißlicher Trost, denn daß die von der Ständeversammlung ausgesprochenen gerechten Wünsche in Kopenhagen wirkungslos verhallen, darüber waltet längst kein Zweifel mehr. Neben dem passiven Verhalten der deutschen Großmächte ist es aber insbesondere die Sprache der ausländischen Presse, welche Dänemark in seinem Verfahren bestärken muß; denn die französischen officiösen Journale haben sich in ihrer Anmaßung nicht entblödet, die dänische Regierung aufzufordern, den Forderungen der deutschen Herzogthümer einen entschiedenen Widerstand entgegenzusetzen, und wenn auch Berliner und Wiener Blätter die Versicherung wiederholen, daß man eine Einmischung des Auslandes in jene rein deutsche Angelegenheit nimmer dulden werde, so liegt doch die Befürchtung nahe, daß sich bei deren Lösung Einflüsse geltend zu machen suchen werden, von denen etwas Ersprießliches für die Herzogthümer niemals erwartet werden darf.

Preußen. In Preußen kommen auf kirchlichem Gebiet gar wunderliche Dinge vor. So hat dort nach und nach die Secte der Irvingianer immer mehr Boden gewonnen und es ist neuerdings auf Anlaß des bekannten „Apostels", Herrn von Pochhammer, auch in Magdeburg eine Gemeinde zusammengetreten, die sich, wie ihre Mutter- und Schwestergemeinden, „apostolische Gemeinde" nennt. Zu ihrem Seelenhirten hat sie den in Berlin wohnhaften Prediger Rothe gewählt, welcher einen Sonntag um den andern den Gottesdienst abhalten wird. Als sein Stellvertreter wird der dasige — Hühneraugenoperateur Olbrecht fungiren. Die religiöse Verfassung des Irvingianismus ist bekanntlich eine Theokratie, die sich durch die unbedingte Unterwerfung der Laien unter die geistliche Autorität dem Katholicismus wesentlich nähert. — Aus Hinterpommern wird ein dringender Aufruf an alle katholischen Glaubensgenossen mitgetheilt, in welchem gebeten wird, ein auf dem Gute des Präsidenten v. Beckendorff gegründetes „kleines Klösterchen, das erste in ganz Pommern", nach Kräften durch Beisteuern zu unterstützen, „damit das Unternehmen bei Lebzeiten des Begründers feste Wurzel fasse."

Oesterreich. Die Reise des Kaisers nach Berlin ist aufgeschoben worden, da man den Schein hat vermeiden wollen, als liege in diesem Besuche Angesichts der Zusammenkunft des russischen und französischen Kaisers in Stuttgart die Absicht einer Demonstration. — Vor Kurzem wurde aus Wien berichtet, daß für die ersten Bataillone aller Infanterieregimenter neue Fahnen angeschafft werden sollen; auf diesen größeren Bannern solle nach dem Befehle des Kaisers prangen „auf seidenem weißen Grunde das ziemlich große Standbild der unbefleckten Empfängniß, stehend auf der Weltkugel, die Schlange unter dem Fuße und zwölf Sterne über dem Haupte." Wie aber jetzt verlautet, so sind gegen diese Anordnung von den betreffenden Regiments-Commando's Bedenken eingelaufen, in Anbetracht der gemischten Glaubensbekenntnisse in gewissen Regimentern. — In Wien haben sich die Dominicaner geweigert, sich der strengen Ordensregel, die jetzt, nachdem seit langer Zeit eine mildere Observanz stattgefunden, auf Andringen Roms wieder eingeführt werden soll, zu unterwerfen. Die vorgesetzte geistliche Behörde hat sich deshalb veranlaßt gesehen, die widerspenstigen Mitglieder dieses Ordens in ein niederösterreichisches Kloster, wo die strengere Regel bereits Geltung hat, zu versetzen.

Frankreich. In letzterer Zeit ist mehrfach die Rede davon gewesen, daß der Kaiser Napoleon bei seinem Besuche in Osborne der englischen Regierung die militärische Unterstützung Frankreichs in dem indischen Kampfe zugesagt habe. Dieses Gerücht ist aber unbegründet, denn die französischen Regierungsblätter erklären jetzt ganz offen, daß Frankreich unmöglich seine Soldaten zu jenem Zwecke hergeben könne; jedes Land habe seine historischen Erinnerungen, und man dürfe nicht vergessen, daß in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Franzosen und Engländer sich im blutigen Kampfe in Indien feindlich gegenüber gestanden. Dagegen hat die Regierung eine Verfügung getroffen, welche in England als ein Zeichen der Sympathie betrachtet werden wird; es sollen nämlich in allen Mairien Frankreichs Subscriptionen für die Opfer des indischen Aufstandes eröffnet werden. — Die Regierungspresse setzt ihre

Bemühungen fort, die bevorstehende Zusammenkunft des französischen Herrschers mit dem Kaiser von Rußland als eine neue Bürgschaft des Friedens hinzustellen und jedwede Besorgniß, welche sich an jenes Ereigniß knüpfen läßt, zu zerstreuen. Dabei fällt es indessen nicht wenig auf, daß die Organe des Pariser Kabinets eine ziemlich scharfe und rücksichtslose Sprache gegen Oesterreich und seine in den letzten Jahren befolgte Politik führen. —

Der Kaiser wird den 24. Sept. nach Deutschland abreisen und bis zum 28. in Stuttgart verbleiben; die Kaiserin Eugenie wird aber ihren Gemahl nicht begleiten, da die Kaiserin von Rußland nicht am würtembergischen Hofe anwesend sein wird.

Großbritannien. Der Beherrscher des himmlischen Reichs, welcher seit Jahren mit seinen eigenen rebellischen Unterthanen zu kämpfen hat, ist jetzt ziemlich sicher, daß ihn England, welches so gewaltig rüstete, in nächster Zeit in Ruhe läßt. Die „Morning Post" sagt nämlich in einer ihrer letzten Nummern: „Es ist nicht wahrscheinlich, daß wir in China vor dem nächsten Frühjahr etwas unternehmen werden. Delhi wird kaum vor Ende dieses Jahres fallen. Nach seinem Falle wird unsere Arbeit erst begonnen haben. Möglich, daß die britischen Truppen eine Reihe von Züchtigungen vorzunehmen haben werden, gleich der, welche die Rebellen in jener Stadt erwartet, und daß unsere Armee monatelang damit beschäftigt sein wird, das Ansehen der Regierung wieder vollkommen herzustellen. Die endgiltige Beilegung der chinesischen Frage muß für den Augenblick als aufgeschoben, nicht aufgehoben, betrachtet werden."

Nach einer Mittheilung der „Times" haben die Einwohner von Calcutta eine Petition an das Parlament gerichtet, worin sie beantragen, die Regierung Indiens von der ostindischen Compagnie zu trennen und eine directe Regierung der Königin mit öffentlicher legislativer Versammlung einzuführen.

Schweden. Sowohl der norwegische Storthing in Christiana als auch der Reichsrath zu Stockholm haben den Wünschen des Königs genügt und sich dafür ausgesprochen, daß während der Krankheit des Monarchen der Kronprinz die Regierung führen soll. Die Zweckmäßigkeit eines einheitlichen Regiments und die Uebelstände, welche von einer aus zwanzig Köpfen bestehenden kollegialischen Verwaltung fast unzertrennlich sind, scheinen hierbei den Ausschlag gegeben zu haben, und man erwartet, daß schon in den nächsten Tagen der Kronprinz die nach dem Wortlaute der Verfassung zusammengesetzte Interimsregierung wieder ablösen werde.

Rußland. Der Kaiser Alexander ist im Begriff, eine für das russische Reich äußerst wichtige Maßregel zur Ausführung zu bringen: die Freilassung der Leibeigenen. Eine eigends hierzu niedergesetzte Commission hat sich seit längerer Zeit mit dieser wichtigen Angelegenheit beschäftigt und nunmehr folgende Beschlüsse gefaßt: „Die Freilassung soll in drei Perioden nacheinander erfolgen, von denen die erste den vorbereitenden Maßregeln, die zweite den zu Vollzug erforderlichen Schritten und die dritte den durch das Gesetz zu bestätigenden definitiven Anordnungen gewidmet sein soll. Durch ein kaiserliches Manifest werden die Gutsbesitzer aufgefordert, sich nach und nach mit ihren Leibeigenen über die Freilassung derselben auseinanderzusetzen. Die auf solche Weise zwischen den Gutsbesitzern und den Leibeigenen abgeschlossenen Verträge sollen jedenfalls folgende drei Clauseln enthalten: 1) Der jedem Leibeigenen als Meierei und gegen Zins zu ertheilende Grund und Boden soll groß genug sein, um sein und seiner Familie Auskommen zu sichern; 2) die Leibeigenen sollen sich verpflichten, den Grund und Boden, den sie gegenwärtig inne haben, wenigstens jetzt, nicht zu verlassen; 3) der Vertrag soll die Zahlung der Abgaben an den Staat verbürgen. Die übrigen Bedingungen der Vereinbarung sollen dem freien Ermessen der contrahirenden Theile anheimgestellt bleiben."

Donaufürstenthümer. Die neuen Wahlen in der Moldau sind vollständig zu Gunsten der Vereinigung beider Fürstenthümer ausgefallen; in der Walachei wird vom 19. bis 29. Sept. gewählt und man erwartet dort mit Sicherheit ein gleiches Resultat. Der „Nord", bekanntlich ein russisches Organ, ist mit diesem Ergebnisse nicht wenig zufrieden und macht kein Hehl daraus, daß die Vertreter derjenigen Mächte, welche auf Annullirung der ersten Wahlen drangen, nach Kräften dabei mitgewirkt haben. Im Uebrigen scheint es auch, als ob der Kaimakam der Moldau, Fürst Bogorides, vollständig für die russisch-französischen Pläne gewonnen worden wäre; wenigstens wird versichert, daß er bei der Wiederholung der Wahlen seinen Eifer in ganz entgegengesetzter Richtung gezeigt habe, als das erste Mal. Die französischen Blätter, welche natürlich über diesen neuen Sieg der kaiserlichen Politik jubeln, beschäftigen sich bereits mit dem künftigen Souverän der vereinigten Moldau und Walachei, indem sie behaupten, daß die höchste Gewalt erblich sein und der zukünftige Regent jener Länder entweder aus den fürstlichen Familien Europa's oder unter den Chefs der großen eingeborenen Familien gewählt würde. In Paris, wo man bereits daran gewöhnt scheint, Alles nach französischer Pfeife tanzen zu sehen, betrachtet man sonach das künftige Schicksal der Fürstenthümer als entschieden, noch ehe die übrigen bei dem letzten Friedensschlusse betheiligten Mächte und vor allen die Pforte ihre Meinung darüber abgegeben haben. Gutwillig wird sich aber, dies läßt sich mit Gewißheit voraussehen, der Sultan niemals darein fügen, daß aus den Donauländern ein zweites Griechenland geschaffen und so der Einmischung Rußlands von Neuem das Thor geöffnet werde.

Montenegro. Nach einer aus französischen in deutsche Blätter übergegangenen telegraphischen Depesche aus Konstantinopel, soll der Fürst Danilo von seinen eigenen Verwandten in Cettinje ermordet worden sein; diese Nachricht wird jedoch in österreichischen Blättern als völlig unbegründet widerrufen.

Asien. Es stellt sich immer mehr heraus, daß die Lage der Dinge in Indien eine weit schlimmere ist, als die Regierungsorgane bisher zugegeben haben, indem die in Calcutta und Bombay erscheinenden Blätter, deren Berichte meist in europäische Zeitungen übergehen, nicht die volle Wahrheit sagen dürfen, damit die Rebellen durch die Schilderung der Unfälle, welche die Engländer erleiden, nicht noch mehr in ihrem Beginnen ermuthigt werden. Die Wahrheit läßt sich aber nicht länger zurückhalten, und die mit den letzten Posten angelangten Briefe schildern die indischen Zustände in einem so trüben Lichte, daß man auf das Aeußerste gefaßt sein muß und eine allgemeine nationale Erhebung vom Cap Comorin bis an den Himalaya, das heißt in der ganzen ungeheuern Ausdehnung der indischen Besitzungen, nicht mehr für unmöglich hält. Der Kampf nimmt riesenhafte Verhältnisse an, und man macht in England kein Hehl mehr daraus, daß alle Kräfte und Hilfsmittel des Reiches zu seiner glücklichen Durchführung in Anspruch genommen werden müssen.

Die obenerwähnten Briefe ergänzen die früheren telegraphischen Nachrichten und bringen auch ausführliche Mittheilungen über die Siege, welche General Havelock über die Aufständischen erfochten hat. Doch ist die Erwartung, daß dieser General bis nach Lucknow vordringen und die dort befindliche englische Militärabtheilung entsetzen werde, noch nicht in Erfüllung gegangen. Als die Engländer nach der Besiegung des indischen Häuptlings Nena Sahib die Stadt Cawnpur wieder besetzten, dachte man zuerst daran, die dort gefangen gehaltenen Landsleute zu retten, welche der blutdürstige Häuptling bei dem ersten Abzuge der Engländer (am 27. Juni) am Leben gelassen hatte. Damals war bekanntlich der Besatzung und allen englischen Familien freier Abzug versprochen worden; als aber die Uebergabe erfolgt war und die Engländer sich in Booten einschifften, ließ Nena Sahib unter dieselben Feuer geben, so daß die meisten derselben getödtet wurden. Ungefähr 175 englische Frauen und Kinder waren dagegen in Cawnpur als Gefangene zurückbehalten worden und diese glaubte General Havelock bei seinem Einzuge noch

am Leben zu finden. Die Grausamkeit Nena Sahib's aber machte diese Hoffnung zu nichte. Noch ehe der Kampf vor der Stadt begonnen, hatte der Häuptling alle die in seinem Hauptquartier befindlichen Frauen und Kinder niedermetzeln lassen, und als die Engländer einrückten, fanden sie in dem Hofraume des Residenzgebäudes nur noch die blutigen, furchtbar verstümmelten Leichen ihrer unglücklichen Landsleute. Nach der Aussage der Einwohnerschaft hatte Nena Sahib die Gefangenen erst Tags vorher schlachten lassen. Die Frauen ließ er nackt ausziehen, köpfen und in den Brunnen werfen, die armen Kleinen aber lebendig unter die verstümmelten Leichen der Mütter schleudern. Der Schauplatz dieser Grausamkeiten bot einen furchtbaren Anblick, und die abgehärtesten Krieger brachen in Thränen aus, als sie in den mit Blut angefüllten Hof traten. Im Ganzen sollen (mit Einschluß der ersten Metzelei) über 400 Personen auf Befehl Nena Sahib's ermordet worden sein und von der früheren Besatzung und den dasigen Civilbeamten und sonstigen englischen Einwohnern ist es nur einem Engländer und vier Frauen gelungen, mit Hilfe ihrer eingeborenen Dienerschaft aus der Stadt zu entkommen. — Nach der Besitznahme von Cawnpur durch die Engländer verbreitete sich in Calcutta das Gerücht, Nena Sahib habe sich, um der Rache der Engländer zu entgehen, selbst das Leben genommen; doch hat sich diese Angabe nicht bestätigt. General Havelock's Truppen rasteten zwei Tage in der eroberten Stadt und rückten dann weiter gegen Lucknow; auf dem Wege dahin suchten sie Bithur, den eigentlichen Sitz Nena Sahib's auf, brannten diesen Ort nieder und schleiften die vorhandenen Befestigungen, ohne jedoch des indischen Häuptlings habhaft zu werden. Dieser hatte Bithur schon früher verlassen, und da die Engländer auf dem Weitermarsche mehre Kanonen auffanden, so vermutheten sie, daß Sahib von seinen Leuten verlassen worden sei; andere Berichte behaupten dagegen, daß es ihm gelungen, sich mit den Meuterern von Audh zu vereinigen. General Havelock marschirte bis ungefähr 20 engl. Meilen vor Lucknow und schlug die Aufständischen, wie schon auf telegraphischem Wege berichtet worden, in zwei Treffen, am 29. und 30. Juli. Am zweiten darauf folgenden Tage wollte er Lucknow erreichen; allein die Cholera richtete so bedeutende Verheerungen unter seinen Truppen an, daß sich der General genöthigt sah, nach Cawnpur zurückzukehren, um dort Verstärkungen zu erwarten. (Die Londoner ministeriellen Blätter versichern, daß der General wieder von Cawnpur aufgebrochen sei und am 8. Aug. in Lucknow einzutreffen gedachte.

Die Andeutungen, welche der Telegraph über die wankende Treue der Bombay-Armee brachte, haben durch die eingegangenen Briefe ihre volle Bestätigung gefunden. Die in Calcutta wohnenden Europäer lebten in großer Besorgniß und fürchteten, daß die blutigen Scenen, welche aus Bengalen berichtet werden, sich auch in der Präsidentschaft Bombay wiederholen möchten; sie richteten daher dringende Gesuche an den Generalgouverneur Lord Canning, daß er die Entwaffnung der eingeborenen Truppen vornehmen möge, eine Maßregel, wozu sich dieser aber nicht entschließen wollte, da er täglich das Eintreffen europäischer Truppen erwartete. Später hat sich Lord Canning genöthigt gesehen, seine eigene Leibgarde zu entwaffnen, und da diese Truppe unter allen eingeborenen als die zuverlässigste gelten konnte, so hat diese Verfügung nicht geringes Aufsehn erregt. In Calcutta sind übrigens mehre angesehene Indier verhaftet worden, und man hat Beweise in den Händen, daß die mohammedanische Verschwörung ihre Fäden über die gesammten englischen Besitzungen in Indien erstreckt.

Daß sich in der am Ganges gelegenen Stadt und Festung Dinapur am 23. Juli vier eingeborne Regimenter empört haben, hat der Telegraph bereits berichtet; wenn aber hinzugefügt wurde, daß die dort befindlichen acht Compagnien europäischen Truppen 800 der Meuterer niedergeschossen hätten, so zeigen neuere Berichte, daß damit der Aufstand keineswegs unterdrückt wurde. Die Aufständischen gingen vielmehr über den Soneflnß und besetzten Arrah. Die dort befindlichen Engländer suchten die Meuterer abzuwehren, was ihnen aber bei der überlegenen Zahl derselben nicht gelang, vielmehr zur Folge hatte, daß alle Europäer, denen sonst noch Zeit zum Rückzuge geblieben wäre, niedergemetzelt wurden. Hierauf sind zwei Dampfer abgesandt worden, um Arrah zu entsetzen; allein auch dies ist mißlungen. Eins der Schiffe gerieth nämlich auf den Grund und über sein Schicksal hat noch nichts Näheres verlautet; vom anderen Dampfschiffe stiegen 200 englische Truppen ans Land und fielen in einen Hinterhalt, wo 9 Offiziere und 100 Mann abgeschnitten worden sein sollen. Diese Ereignisse sind um deswillen von großer Wichtigkeit, weil durch die Besetzung von Arrah die Verbindungslinie zwischen Calcutta und Benares in die Gewalt der Meuterer gegeben ist. Bemerkenswerth bleibt übrigens, daß dieselben Regimenter, welche sich in Dinapur empörten, für musterhaft treu gegolten und kurz vorher wirklich eine Schilderhebung der Stadt Patna gemeinsam mit den Engländern verhindert hatten.

Von Agra (südöstlich und 24 Meilen von Delhi) hört man gar nichts, und die Engländer scheinen sich in der Stadt noch zu halten, da die Nachricht von der Uebergabe derselben auf einer Verwechslung mit Arrah zu beruhen scheint. Es wird aber schwer werden, Verstärkungen nach jenem entfernten Punkte zu senden. Dasselbe gilt von Delhi, wo fast täglich Kämpfe zwischen den Belagerern und Belagerten vorkommen, ohne daß etwas Entscheidendes geschehen kann, ehe die englischen Truppen verstärkt werden. Seit dem Beginn der Belagerung bis zum 18. Juli fanden 22 Gefechte statt, in denen die Engländer Sieger geblieben waren; leider sind ihnen aber diese Erfolge theuer zu stehen gekommen: sie haben sie mit dem Blute von Tausenden von Soldaten und Offizieren erkauft. — (Eine von der Insel Ceylon abgesandte Depesche meldet, daß die Engländer die Belagerung von Delhi aufgegeben und sich nach Agra zurückgezogen haben; doch läßt sich diese Nachricht nicht verbürgen, da sie bisher von keiner anderen Seite bestätigt wurde.)

Der Kanonenjunge.

Erzählung, von Franz Lubojatzky.

(Fortsetzung.)

Es gehört Gemüth dazu, um das Landleben würdigen zu können. Man muß ein offenes Herz für den heiligenden Frieden haben, der in der Abgezogenheit vom Gewühl der Stadt so wohlthuend einzieht in die Menschenbrust und den von eitlen Wünschen oft nur zu sehr angeregten Geist im glücklichen Stillleben gleichsam gefangen nimmt, ihn beschwichtigt, umstimmt und für sanftere Freuden empfänglich macht. Die Frau Baronin war, wie bereits angedeutet, nicht in der Absicht auf Schloß Hohenstein angekommen, um eine solche Umstimmung an sich geschehen zu lassen. Nur Geschäftliches hatte sie hierher geführt, keineswegs ein Bedürfniß ihres Herzens. Erzogen als Tochter einer Adelsfamilie, in der die Sucht, zu glänzen, als Erbfehler wucherte, hatte sie, da nach dem Tode ihres Vaters sich die Gewißheit herausstellte, wie dieser Herr bei Lebzeiten ein so schlechter Verwalter seines Vermögens gewesen, daß der wenige Rest desselben nicht einmal die vorhandenen Schulden deckte, dem Baron von Schier ihre Hand gegeben, um nicht der unangenehmen Lage, Entbehrungen kennen zu lernen, sich ausgesetzt zu sehen.

Baron von Schier war ein schlichter Landedelmann, bereits Wittwer und Vater einer kaum vierjährigen Tochter. Vielleicht hatte ihn das Unglück der plötzlichen Verarmung, welches die Familie seiner Gemahlin getroffen, in den Wahn versetzt, daß eine Dame, die eine so traurige Erfahrung hinsichtlich des Unwerthes eines Glanzes gemacht, der den Wohlstand systematisch untergräbt, denselben verabscheuen und die gediegeneren Freuden eines mit Umsicht geführten Haushaltes als den sichersten Weg zum Glücke betrachten werde, ein

Glaube, der ihn außer der Anziehungskraft, welche die Schönheit seiner Gemahlin auf ihn übte, und außer dem Wunsche, seinem mutterlosen Kinde eine gute sorgsame Pflegerin zu geben, zu dieser Ehe bestimmt hatte. Leider fand er nicht in ihr das Glück, das er suchte und seinen Eigenschaften nach auch zu finden verdiente. Seine Gemahlin drängte ihn, im Geräusch der Residenz zu leben, wo Gesellschaft die Stunden verkürzte, und wollte er Frieden haben, so sah er sich genöthigt, ihrem Wunsche zu entsprechen, wie sehr auch seine Neigungen dawider waren.

Leider erkannte er zu spät, daß seine Gemahlin, wenn auch nicht böse von Herzen, doch verdorben war durch Erziehung und übles Beispiel. Zudem hatte sie für sein Kind nicht jene Liebe, die er für dasselbe bei ihr zu finden erwartet hatte. Diese traurige Erkenntniß verkürzte im stillen Grame sein Leben. Er glich einem gealterten Baume, welcher dem Boden, dem er entwachsen, entrissen und in neues Land gesetzt, hinwelkt. Die Stadtluft sagte ihm nicht zu, und er starb, nachdem er drei Jahr lang den Kummer, den ihm diese Ehe verursachte, ertragen hatte. Sein Testament setzte die Baronin zur Universal-Erbin ein und legte ihr nur die Pflicht auf, ein Viertheil der Werthsumme seiner Hinterlassenschaft, welche in dem Rittergute Hohenstein bestand, der Tochter zur Zeit ihrer einstigen Verehelichung nebst den bis dahin sich sammelnden Zinsen, soweit diese letzteren nicht zu deren Erziehung verwendet werden müßten, auszuzahlen. Eine besondere Bedingung, diese Tochter betreffend, lautete, sie nicht in der Residenz zu erziehen, sondern auf Schloß Hohenstein, ohne jedoch ausdrücklich der Baronin Stiefmutter die Pflicht dieser Erziehung persönlich aufzulegen. Ob der Verstorbene die Hoffnung hegte, seine Gemahlin, die gegen alles Herkommen so besonders in seinem Testamente bedacht, während sein eigenes Kind dagegen in den unverhältnißmäßigsten Nachtheil versetzt worden war, werde aus Dankbarkeit sich der Erziehung seiner Tochter mit Sorgfalt annehmen, blieb natürlich dahin gestellt. Das Testament erlitt keine Anfechtung, da Schier keine Verwandten hatte und der im Testamente bezeichnete Vormund, ein Advocat, der ein Freund des Verstorbenen gewesen, es mit seinem Gewissen unvereinbar fand, den letzten Willen des theuren dahingeschiedenen Freundes zu Gunsten seines Mündels umzustoßen. Es gab freilich Leute, die gar nicht begreifen konnten, wie der verstorbene Herr ein solches Testament habe machen können, da man ihn als einen besonnenen Mann gekannt hatte; aber gegen das Vorhandene ließ sich nun einmal nichts sagen.

Das Einzige, was als eine vernünftige Bedingung betrachtet werden mußte, war, daß Aurelie (so hieß der Baronin Stieftochter) ihre Erziehung auf Schloß Hohenstein, also im Genusse der Landluft, empfangen sollte. Für das bleiche, kränkliche Kind war dies gewiß eine Wohlthat. Und diese Bedingung schien die Frau Baronin auch vollkommen erfüllen zu wollen; denn außer einem Lehrer für die Kleine hatte sie auch eine Gouvernante, eine Französin, Mademoiselle Goutard mit Namen, und ein Kammermädchen mitgebracht, und Herr von Stein, Aureliens Vormund, war auch mitgekommen. Ob die Baronin auf Hohenstein zu bleiben gedächte, wußte Niemand.

Der Wirthschaftsverwalter Himrich, ein auf dem Hohensteiner Dominium ergrauter Beamter, trat in das Zimmer der Baronin, um über das abscheuliche Getrommle Auskunft zu geben. „O, meine gnädige Frau Baronin", hob der Alte an, ... davon ist nicht viel zu sagen; unser Einnehmer, der alte Grenadier-Corporal Jeßner, macht sich alle Abende mit seinem Söhnchen, dem Heinrich, das Plaisir in seinem Gärtchen, wenn's Wetter nämlich gut ist. Der Junge trommelt prächtig. Der Alte war früher Tambour und will seinen Sohn ausbilden, wie er sagt. Na, der kann's schon gehörig; nicht wahr, meine gnädige Frau Baronin, es klingt recht hübsch? Na, wir hier müssen auch eine Spur von einem Concerte haben, und der alte Jeßner und sein Heinrich sorgen redlich dafür."

„Pfui!" entgegnete die Baronin verächtlich.

„Pfui? wie so denn? der alte Jeßner ist ein durch und durch rechtschaffener Mann und gottesfürchtig, daß unsres Herrn Pfarrer Ehrwürden behauptet, der sei ein wahrhaft christlicher Kriegsknecht und ein lebendiges Muster für die ganze Gemeinde. Grob ist er zwar, oder vielmehr geradezu; denn überzuckern thut er das nicht, was er sagt. Es kann auch nicht anders sein; denn beim Militär lernen sie wohl rapportiren, aber keine Schönrednerei. Da gilt der Mann und sein Wort und das trifft beim Jeßner auf's Haar. Zwei Jahre ist er jetzt hier in der Stelle; aber's ganze Dorf hat ihn, seinen Jungen und seine Frau recht lieb. Die sind noch vom alten Schlage; man muß die Leute erst kennen lernen. Die Frau war Marketenderin und ..."

„Schweigen Sie; ich verlange nicht nach dieser vertraulichen Mittheilung," fiel die Baronin ihm verächtlich in's Wort. „Ich werde diese Abendmusik, so lange ich hier bin, nicht dulden."

„Der Mann ist ja im kurfürstlichen Brode und nicht bei der gnädigen Frau Baronin," wandte Himrich ein; ... „da möchte er denn doch nicht so gutwillig pariren."

„Er wird! er muß!" rief die Baronin, von diesem Zweifel gereizt. „Philippine, Marx soll kommen." Der im Vorzimmer stehende Diener in erbsenfarbener Livree mit Silberschnur empfing den Befehl, nach dem Einnehmerhause hinunter zu eilen und dort das widerwärtige Trommeln im Namen der Frau Baronin zu untersagen.

„Sie, lieber Freund, ich rathe Ihnen, bringen Sie den Auftrag bei der Frau Einnehmerin an; sagen Sie, die gnädige Frau litten an Kopfweh, oder so was Aehnliches; fallen Sie nicht etwa mit der Thüre in's Haus, und bringen Sie vor allen Dingen nicht den Befehl an den Einnehmer selber; denn der versteht wenig Spaß. Sie könnten eine Beförderung erleben, die Ihnen nicht sehr angenehm wäre," warnte der Wirthschaftsverwalter, mit Marx die Treppe hinuntergehend.

Marx sah ihn groß an und sagte: „Mich soll der Kerl nur anrühren; da soll er einmal sehen, was geschieht." Damit rannte der stämmige Livreemensch fort.

„Na, 's wird in dem Fall nicht gar zu viel geschehen, denke ich mir," brummte der alte Heinrich ihm nach und ging in die Schreibstube.

Der Abend war schön; die Sonne, schon ziemlich tief im Westen, überfloß die Landschaft mit ihrem Strahlengolde, daß die Fenster des Schlosses, wie lauter glühende Sonnen, funkelten, und dabei war die Luft so lau, wie im Beginn des Sommers, obwohl die Ernte vorüber war und die Septembertage bereits begonnen hatten. Marx eilte am Bache hin, der von dem vor ein paar Tagen gefallenen Regen ziemlich hoch angeschwollen war. Längs des Baches führte der Fußpfad vom Schlosse herab mitten in's Dorf, wo das Einnehmerhaus mit seinem grün-weißen Schlagbaum alles Fuhrwerk zur Entrichtung an den Straßenzoll mahnte. Den Fußweg am Bache engte eine nicht allzu hohe Plankenwand ein; sie umgab den zum Einnehmerhaus gehörenden kleinen Garten, der, sehr gut in Stand gehalten, in der Mitte einen Gang für zwei Personen frei ließ, in welchem, als Marx bis hierher gekommen war, der zum Wegegeld-Einnehmer beförderte invalide Grenadiercorporal Jeßner dicht neben seinem Sohne marschirte, welcher mit aller Herzenslust und zugleich kunstgerecht die Trommel schlug.

Bei diesen abendlichen Uebungen kamen sämmtliche Märsche zu Gehör, nach denen der ehrenwerthe Invalide, dem in der letzten Affaire bei Kreuznach am Rheine 1793, wo die Sachsen vor ihrem Abzuge die Aufgabe hatten, die Franzosen von da zu vertreiben, eine feindliche Kugel das linke Bein so sehr verletzt hatte, daß er darauf lahm ging, je im Leben marschirt war; und da jeder dieser Märsche einen Haltpunkt in den Erinnerungen aus seiner militärischen Vergangenheit, auf die er nicht wenig stolz war, bildete, war es nur natürlich, daß er diese ihm so lieben Reminiscenzen mit, wie er

sich auszudrücken pflegte, allen Finessen, worunter er die von ihm zur Trommel gesungenen Texte erwähnter Märsche, so wie sie im Munde der Soldaten cursirten, meinte, zur Ausführung brachte.

Als Marx an die Plankenwand trat und hinüber sah, wobei sein Kinn auf der obersten Planke einen Stützpunkt fand, war es gerade der Marsch, den die Tambours und Pfeifer der kurfürstlichen Schweizerleibgarde gewöhnlich zu executiren pflegten, und dem die Soldaten der übrigen Regimenter, welche den Schweizern als Müssiggängern, die vor jedem kalten Lüftchen durch ihren Wachtdienst im Schlosse bewahrt wurden, nicht eben grün oder kameradschaftlich zugeneigt waren, einen Spotttext unterlegt hatten, welchen Heinrich meisterhaft trommelte und der Alte sang, wie folgt:

„Hunger und Durst,
Mehr Led'r, als Wurst,
Silberne Tressen,
Und nichts zu fressen!
Gallepip! Gallepip!
Turumtetetum."

Dabei machte Jeßner mit den Händen dieselben Bewegungen, als schlüge er eine an sein lahmes linkes Bein angeschnallte Trommel, und bei dem Gallepip, dem Sologang für die Querpfeifen, ahmte er mit den Fingern auch jenes Spiel auf dem kleinen Instrumente nach. Den zuschauenden Marx schien dieses Exercitium so sonderbar zu drücken, daß er verwundert den Mund aufsperrte. Der Alte hatte den Lauscher bemerkt, und ohne sich in der Ausübung seines Vergnügens stören zu lassen, langte er im Marschiren auf den Fußboden herab und unmittelbar darauf flog auch eine kleine zu früh abgefallene Birne in Marx's offenen Mund.

„Was ist denn das für Flegelei?" rief der Ueberraschte, erbost, und der Alte pfiff sein Gallepip, Gallepip als Antwort. Marx verschwand nach dieser ihm unerwartet zu Theil gewordenen unangenehmen Demonstration.

Als der Marsch beendet war, fragte der Alte:

„Hast Du den Maulaffen gesehen, mein Junge, der seinen Hirnkasten auf die Plankenwand stützte?"

„Ja, Vater, er sah schrecklich dumm aus."

(Fortsetzung folgt.)

Vom Wucher.

I. Die Wucherer.

Daß die Geldrolle eine gar sehr einflußreiche Rolle spielt im Leben, daß viel Glück und Zufriedenheit von ihr abhängt — und durch sie vernichtet wird: wer hat das nicht schon an sich selbst oder an Andern beobachtet? Am Schärfsten aber tritt der Segen — und auch der Fluch des Geldes zutage beim Wucher. Wer kein Geld hat, ja wer noch schlimmer daran ist, als der Bettler, der mindestens in dem beruhigenden Gefühl einschläft, von keiner Hilfsvollstreckung und keiner Wechselhaft bedroht zu sein; wer mehr Schulden hat als er zahlen und verantworten kann: der spürt es am Besten und kommt durch eigene bittere Erfahrung, die ihm Lebensglück und Familienfrieden zerstört, zu der Einsicht, wie wichtig und werthvoll das Geld sei, das er so leichtsinnig und unverantwortlich vergeudet hat und wie wenig Segen auf dem Gelde ruhe, das ihm Wucherhand dargeliehen. Und wer das Leben und Treiben eines Wucherers betrachtet — glücklich ein Jeder, der es ohne eignen Verlust vermag und der das Feuer fürchtet, ohne sich einmal gebrannt zu haben! — der wird an ihm, an seinem Thun und Denken und Fühlen es wahrnehmen, welch' ein Fluch im Geld liege, wie es das Herz verhärte und den Sinn versteine! Denn nicht im Gelde liegt der Segen, sondern in seiner zweckmäßigen, edlen, menschenwürdigen Benutzung. Dasselbe Metall, das in gewerbfleißiger Hand Glück und Wohlstand bereitet und verbreitet, das bringt zwischen den Fingern des Wucherers Nothstand und Verderben.

Am Peinlichsten aber macht das Wuchertreiben sich heutzutage fühlbar. Ja, wer so gerecht ist anzuerkennen, daß unsere Zeit eine große und bedeutende ist, daß sie in allem Guten vorgeschritten ist gegen die früheren Jahrhunderte, daß Handel und Gewerbe jetzt blühender sind als sonst, und der Menschengeist schaffender und sinnreicher als je zuvor: — wer alles Das zugiebt, der muß auch einräumen, daß dies schöne Lichtbild unserer Tage nicht ohne Schattenseiten ist. Und eine seiner grellsten Schattenpartien ist der **Wucher**.

Nicht als ob man in alten Tagen nichts gewußt hätte vom Wucher. Nicht als ob, der asiatischen Cholera gleich, das ein ganz neues, den Vorfahren unbekanntes Uebel wäre. Zu allen Zeiten wurden Schulden gemacht und mit hohen Zinsen gebüßt. Aber die Art und Weise, in welcher heutzutage gewuchert wird, die ist das Neue und Unerhörte, die zwingt zu einer genauen Betrachtung ihrer Ursachen und Folgen.

Ihre Ursachen sind vornehmlich zwei: allesammt in Eigenthümlichkeiten, ja an und für sich Vorzügen unserer Tage begründet; wie ja das meiste Schlechte auf Erden daher rührt, daß man das Gute mißbraucht und übertreibt. **Zuerst** ist heutzutage die allgemeine Bildung ganz ohne alles Verhältniß weiter vorgeschritten gegen sonst; mit der Bildung aber nimmt bei den Einzelnen nicht immer im gleichen Maße der Wohlstand zu, vielmehr zeigt sich leider oft das gerade Gegentheil. Und wenn es auch nicht unbedingt gebilligt werden mag, so ist es doch so: daß eben mit der Bildung auch erhöhte Ansprüche an das Leben, der Wunsch theilnehmen zu können an dessen mannichfachen, kostspieligen Genüssen, sich mit oft unwiderstehlichem Drange regen. Wie dem vorzubeugen oder entgegenzuarbeiten sei: — offenbar durch Hinleitung der Thätigkeit auf solche Schaffensgebiete, welche wirklich productiv sind und durch ihren Ertrag auch die Ansprüche gesteigerten Bedürfnisses befriedigen können — das bleibe hier unausgeführt. In jedem Falle ist dieses Geistesproletariat, wie man es wohl nennen kann, diese Menge gebildeter Menschen ohne entsprechende Existenzmittel, so schmerzlich und kummervoll auch ihr Dasein ihnen selbst und ihren Familien oft werden mag, für die Gesammtheit, den Staat, von weit größerem Werth, als umgekehrt eine rohe Masse reichen Pöbels. Hier nun hat der Wucher unserer Tage seine nagenden, blutsaugenden und giftaushauchenden Zähne am Tiefsten eingesetzt. Die alten Wuchergeschäfte mit unmündigen Söhnen reicher Eltern, mit Fürsten und Grafen, was wollen sie in ihren verhältnißmäßig einzeln dastehenden Fällen sagen, gegen das fort und fort hier angewandte Schröpfen, gegen die Noth und Drangsale, welche einen Beamten von seiner ersten Anstellung an, wo es nur galt, den Mangel allen, oder den Ausfall des allzugeringen Gehalts zu decken, bis tief in sein spätestes Leben hinein verfolgen?

Aber auch in noch weitere Kreise hat der Polyp des Wuchers seine zerstörenden Glieder ausgestreckt: in den Handwerker- und Arbeiterstand, ja bei den Landleuten. Seit im Jahre 1849 die allgemeine deutsche Wechselordnung eingeführt und mit ihr die industrielle Bildungsfähigkeit Aller ausgesprochen und ermöglicht ward, trat dieser Mißstand immer mehr an's Licht. Durch die allgemeine Wechselfähigkeit, den Wegfall der früheren Ausschließung gewisser Klassen vom Wechselrecht, z. B. der noch nicht 25jährigen Mündigen, der Landleute u. s. w., ist ein anerkennungswerther Fortschritt erzielt worden. Aber was gut ist für Alle, das ist es nicht immer gleichzeitig auch für den Einzelnen, namentlich für Den nicht, der in der Uebergangszeit lebt. Wie die Gastwirthe solcher Landstädte, durch welche sonst Chausseen führten und die jetzt durch den abweichenden Lauf der Eisenbahn verödet sind, sich wohl persönlich durch die Eisenbahn beeinträchtigt fühlen können, ohne daß darum der große Nutzen derselben auch nur einen Augenblick angezweifelt werden kann: gerade so verhält es sich mit der allgemeinen Wechselfähigkeit und mit dem Einzelnen, der von ihr Gebrauch macht. Sie ist ein ungemein nützliches Werkzeug, aber nur in der Hand des Klugen und Vorsichtigen; in der des Unbesonnenen gereicht sie zum

Schaden. Die allgemeine Wechselfähigkeit setzt einen hohen Stand der allgemeinen Bildung voraus, einen höheren noch, als namentlich in volkswirthschaftlichen Dingen, bei den Fragen über Geld und Geldeswerth, man heutzutage verbreitet findet. Es giebt eine Menge Menschen, tüchtige Arbeiter, ja auch in vieler Beziehung ihrem Stande nach ganz gebildete, die doch keine Ahnung haben vom Wechselrecht und seiner Bedeutung, und trotzdem schon genug Wechsel von sich gestellt und mit ihren Unterschriften versehen haben.

Und hier nun ist's, wo ein zweiter Zug unserer Tage dem Wucher gar trefflich zu Statten kommt: das ist die Feinheit und listige Gesetzesumgehung. Sonst in den früheren, rohen Jahrhunderten, da kam es wohl vor, daß blutige und gewaltthätige Verbrechen in Masse verübt wurden. Und wie von oben herein das Beispiel des Mordes und des Raubes durch Scheiterhaufen und Glaubensverfolgungen in gar vielen Ländern gegeben wurde: so fehlte es auch nicht an Nachahmungen von unten aus. Plündern, Morden, Sengen und Brennen war an der Tagesordnung. Sind wir auch leider noch nicht so weit gekommen, um sagen zu können: es falle heutzutage gar kein Mord mehr vor, so bedarf es doch nicht vielen Redens darum, daß derartige Abscheulichkeiten bei uns gar selten und fast nie ungestraft sich ereignen. Dagegen haben aber solche Verbrechen heutzutage gegen früher sich gemehrt, welche nicht mit Gewalt und Kraftanstrengung, sondern mit List und feiger Ueberlegung verübt werden. Eine ganze Reihe neuer Verbrechen hat sich da aufgethan. Fälschung z. B. war früher, als nur Wenige, vollends im Anfange, als nur die Gelehrten schreiben konnten, etwas ganz Seltenes. Später wurde sie ein Verbrechen, dessen sich besonders Schreiber von Profession schuldig machten. Heutzutage — nun wer den einjährigen öffentlichen Gerichtsverhandlungen mit nur einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, der weiß: was für Menschen heutzutage sich mit dem Namensfälschen abgeben, wie jetzt Das handwerksmäßig und miserabel betrieben wird, was sonst, zur Qual für die Schriftverständigen, mit einem Aufwand von Kunst und Mühe hergestellt ward. Und mit diesen Fälschungen eng im Bunde stehen die Wuchergeschäfte heutigen Tages. Das ist nicht mehr die einfache, rohe und unvorsichtige, aber in ihrer Art doch immer offene und ehrliche Art der Geldverleiher alter Zeiten, die dem Schuldner einfach einen größeren Zinsfuß, als gesetzlich vorgeschrieben war, zur Bedingung stellten, aber im Uebrigen redlich verfuhren. Diese Klasse von Geldleuten existirt zwar heutzutage noch in wenigen — man darf im Verhältniß zu denen anderen Gelichters und in Rücksicht auf das, was ein zweiter Artikel ausführen soll, wohl sagen — rechtschaffenen Geschäftsleuten, die von Geldbedürftigen auch geachtet werden. Denn man weiß, daß sie zwar mit dem Zinsgesetz es nicht streng nehmen, um so strenger dafür mit dem, was sie versprochen und zugesagt: daß sie ihre Schuldner ehrlich behandeln. Ein gezahlter Wechsel, der in ihrer Hand blieb, wird zum zweiten Mal nicht eingefordert; Abschlagszahlungen, über die sie nicht schriftlich quittirt, werden von ihnen doch in Abrechnung gebracht; was sie darleihen, besteht in richtiger, vollgültiger Münze.

Aber wie wenige sind solcher rechtlicher Geschäftsleute gegenüber der Unzahl überflüssigen, nichtsnutzigen Gesindels, im Verhältniß zu jenen verdorbenen Menschen aller Art und Berufsklassen, die hier von der Werkstatt, dort von der Pachtung, aus der Schreibstube und aus dem Pferdestalle, kurz aus allen Arbeitsgebieten her faullenzend sich dem Wuchergewerbe ergeben. Moralisch verdorben von Haus aus und ohne rechtschaffenen Sinn und Ehrgefühl, in ihrem Berufe verdorben theils aus Unkenntniß, theils aus Trägheit: legen sie sich nun jetzt darauf, auch Andere zu verderben. Wucher, Betrug und Fälschung: das ist ihr Tagewerk, ihr nächtliches Sinnen; weiter thun sie nichts. Und weil Das faule Arbeiten sind, darum können sie jedem Tage das bekannte: „Guten Morgen Feierabend" zurufen. Wollte und könnte man statistisch nachweisen, wie viele Menschen unter bald mehr, bald minder verdecktem Aushängeschilde — denn offen zu sagen: ich bin ein Wucherer und Betrüger, das fällt Keinem ein — diesem elenden Gewerbe sich preisgeben, man würde aus jeder Stadt und namentlich auch aus Dresden eine ganz bedeutende Anzahl herausfinden, vom Agenten und Commissionär bis zum Rentier und Partikulier hinan. In den verschiedensten Formen und Gestaltungen, in roher Hausknechtmanier und in geschniegelter Stutzerweise, mit und ohne Glacéhandschuhe tritt diese Wuchergesellschaft auf, so in alle Kreise verbreitet, daß, wenn Shakespeare heut auferstände und einen „Kaufmann von Venedig" schreiben wollte, er ganz andere Farben und Tinten dazu nehmen müßte, als zum Shylock: noch viel unedlere, noch weit mehr verächtliche. Dieser hatte den Wahlspruch: „Gewinn ist Segen, wenn man ihn nicht stiehlt"; einen Wahlspruch freilich, der schlecht genug ist, da schon „auf Wucher leihen nicht viel besser ist, als Stehlen", wie der Derwisch sagt in Lessing's trefflichem Nathan. Die modernen Wucherer aber denken geradezu: „Verbrecherischer Gewinn ist Segen, wenn es nicht herauskommt." Mit allen Spitzbuben theilen sie die Scheu vor dem eilften Gebote: sich nicht erwischen zu lassen; und sind sie davor sicher, so kennt ihr habgieriges Gebahren keine Grenze. Ihre Sicherstellung suchen sie aber auf mannichfache Weise zu erzielen.

Zunächst haben sie immer Mittelspersonen bei der Hand, die ihnen unglückliche Kunden zuführen und das Wuchergeschäft zu Stande bringen. Auf 100 Thlr. Darlehnsschuld zahlbar in drei Monaten so ohne Weiteres dem Schuldner blos 50 Thlr. hingeben: das wäre zu roh und auffällig, könnte auch leicht gefährlich werden. Sie fangen's also anders an: der Wucherer sagt dem Schuldner, er habe kein Geld, wohl aber könne er ihm solches von einem guten Freunde verschaffen. Der Schuldner stellt nun einen Wechsel, zahlbar an den Wucherer aus, dieser girirt, d. h. verkauft ihn mittelst seiner auf die Rückseite des Wechsels gebrachten Namensunterschrift an den guten Freund und der giebt dafür 50 Thlr. Oder umgekehrt: der Wucherer schickt den Geldsuchenden zuerst zum guten Freunde und läßt dann den Wechsel auf sich giriren. Dadurch wird das Wucherstrafgesetz zu umgehen gesucht, denn Forderungen kaufen kann man zu jedem beliebigen Preise. — Ein anderes Geschäftsmanöver ist die Hingabe von Waaren statt Geld. Der Wucherer beklagt, daß er kein Geld habe; um aber dem Geldwünschenden gefällig zu sein, wolle er ihm statt der erbetenen 100 Thlr. für den gleichen Preis Waaren aller Art, gleichzeitig mit der Adresse eines Mannes geben, der diese Waaren brauchen könne und ihm abnehmen werde. Der Schuldner stellt einen Schuldschein über 100 Thlr. aus, und muß sich mit den Waaren zu dem guten Freunde, der natürlich mit dem Wucherer unter einer Decke spielt, begeben, um dort die Waaren für ein Spottgeld loszuschlagen. — Andere Wucherer machen es noch schlauer und verleiten ihre Schuldner dazu: Wechsel zu fälschen, etwa die Namensunterschriften reicher Anverwandten nachzuahmen. Dann lassen sie sich von ihnen ein Bekenntniß geben, daß sie die Wechsel gefälscht haben. Und nun stellen sie den Anverwandten die Wahl: entweder für den leichtsinnigen Schuldner zu zahlen, oder diesen der Fälschung angeklagt zu sehen. — Noch häufiger ist die absichtliche, durch eine Menge von Unterschriften unter ein Bekenntniß oder einen Wechsel herbeigeführte Verwirrung. Es wünscht Jemand Geld vom Wucherer: der verlangt einen sicheren Bürgen. Jener findet einen solchen, der aus Gutmüthigkeit oder Leichtgläubigkeit darauf eingeht, jedoch seine besonderen Bedingungen stellt. Nun werden schwerverständliche Documente aufgesetzt und vom Bürgen unterschrieben. Leichtsinnig genug, thut er das, und wird zu spät erst gewahr, daß er sich in diesen Documenten zu weit mehr verpflichtet hat, als er wollte. Oder der Wucherer läßt durch den Darlehnssucher, natürlich für eignen Vortheil, den Bürgen zur Ausstellung eines Wechsels bewegen. Der Bürge geht darauf ein, erklärt sich nach Wechselrecht verbindlich die Summe, über welche er sich für den Darlehnssucher nur verbürgen wollte, an diesen selbst zu zahlen und macht so den Schuldner zum

Gläubiger, sich selbst aber vom Bürgen zum Schuldner desselben. Und so sind unzählige Fälle denkbar und vorhanden, in denen Wucherer und Betrüger in Verbindung mit armen Schluckern, wohlhabende und gutmüthige, aber unvorsichtige Bürger ausbeuten.

Unter diesen Wucherern giebt es nun theils Solche, die aus eigenen Mitteln Geschäfte machen; theils Solche, und das sind die allergefährlichsten, die mit fremdem Gelde wirthschaften, die in ihrer Person Leihhaus und Sparkasse zugleich darstellen. Aber welch' ein Leihhaus, was für eine Sparkasse! Diese Art Menschen nimmt armen Leuten ihre sauer erworbenen Ersparnisse ab, verlockt sie durch das Versprechen und mehrmalige Gewähren hoher Zinsen — und das Ende vom Liede ist: daß die armen Leute um ihr Bischen Hab' und Gut gebracht werden, daß sich diese Hyänen in Menschengestalt vom Schweiße der armen Sparer, gleich wie vom Herzblut der leichtsinnigen Geldborger schmarotzend nähren. Ein bemerkenswerther Fall dieser Art ist kürzlich hier vorgekommen. Eine hiesige Einwohnerin, die sich ihr Brod sehr sauer verdienen muß, besaß zwei Landrentenbriefe, jeden zum Nennwerthe von 100 Thalern. Eines Tages begegnet sie einer Bekannten, welche sich in dreißigjähriger Dienstzeit 500 Thlr. erspart hatte. Diese erzählt ihr, daß sie ihr Geld bei einer hiesigen Dame untergebracht und von dieser ansehnliche Zinsen zugesagt erhalten habe, die dem Kapitale zugeschrieben würden. Die Frau läßt sich verleiten, ein Gleiches zu thun. Sie geht zu der berüchtigten Geschäftsfrau, giebt ihre zwei Landrentenbriefe hin, erhält dafür einen auf zwei Monate lautenden Wechsel über 174 Thlr. als den Zeitwerth der Staatspapiere und im Voraus circa 7 Thlr. (mehr als 24 Proc.) Zinsen auf jene zwei Monate. Das war aber auch Alles, was jene Frau von ihrem Gelde wiedergesehen; sie und ihre Bekannte haben all ihr schwer erworbenes Gut eingebüßt. So erzählt man sich von zahllosen armen Leuten, die einer solchen Harpye ihre Ersparnisse geopfert und jetzt das leere Nachsehen haben. So groß der Leichtsinn dieser armen Leute ist, so unrecht es auch von ihnen war, daß sie einen, zur Zeit gesetzlich noch unerlaubten Zinsfuß der sicheren Anlegung vorzogen und nicht bedachten, wie ein Vogel in der Hand besser ist, als zehn an der Wand: so sehr sind sie doch zu beklagen, diese armen Opfer der Ueberredung und Verführungskunst.

Wo aber ist das Heilmittel gegen jene Wucherer zu finden? In Strafen? — sie trotzen ihnen und legen ihre Netze so schlau im Verborgenen, daß sie nur selten überführt werden können, zumal da ja auch ihre Opfer selbst in der Regel sich nicht so ganz rein fühlen, um ohne Furcht vor Mißdeutung gegen sie Strafantrag zu stellen. Klagen im Civilwege fruchten in der Regel auch nicht viel, denn wer wuchert, fälscht und betrügt, der wird sich wohl auch kein Gewissen aus dem Meineide machen. Das einzig sichere Heilmittel gegen diese Leute ist — ihnen ihr Privilegium der hohen Zinsen zu nehmen, dadurch: daß man die mäßige Erhöhung des Zinsfußes überhaupt gestattet. Einzig und allein in der Verbesserung der Zinsgesetze liegt das Gegengift gegen die Wucherer. Darüber im folgenden Artikel.

Dresden, den 24. September.

— Se. Majestät der König haben bei dem am 22. Sept. in der Umgegend von Großenhain stattgefundenen Manöver im Reiten eine kleine Muskel-Ausdehnung am linken Schenkel erlitten, welche Se. Majestät nöthigte, die weitere Verfolgung der Truppenbewegungen aufzugeben und nach Pillnitz zurückzukehren. Nach dem ausgegebenen Bülletin hat aber dieser Unfall keine besorgliche Verletzung herbeigeführt und es werden wenige Tage Ruhe hinreichen, um das leichte Unwohlsein zu beseitigen.

— Uebermorgen, den 26. Sept., werden die bisher in den Separat-Cantonnements versammelten Truppen hier und in hiesiger Umgegend eintreffen, um den am 29. Sept. und den folgenden beiden Tagen stattfindenden größeren gegenseitigen Uebungen beizuwohnen. Ueber die Einzelnheiten dieser Manöver, welche sich von der Haubegaster Gegend bis nach Wilsdruf und Kötzschenbroda ausdehnen werden, ist etwas Näheres und Zuverlässiges nicht bekannt, da die Dispositionen, wie verlautet, erst am Vorabende jeden Manövertages ausgegeben werden. Die concentrirten Truppen, welche aus 20 Bataillonen, 20 Schwadronen, 8 Batterien, einer Pionnier- und Pontonierabtheilung mit dem erforderlichen Ueberbrückungsmaterial und zwei Sectionen Sanitätssoldaten bestehen, werden hierzu in zwei gleiche starke Armeedivisionen getrennt werden. — Montags, den 28. Sept., Vormittags, wird im Gehege eine große Revue der gesammten Truppen vor Sr. Majestät dem Könige stattfinden. Hierbei werden sich, dem Vernehmen nach, die Bataillone und Regimenter außerhalb des Geheges formiren und die auf dem rechten Elbufer cantonnirenden Truppen zum Theil die bei Uebigau befindliche Schiffbrücke zum Elbübergange benutzen. Die gegen 11 Uhr erfolgende Parade-Aufstellung des versammelten Armeecorps wird waffenweise und in vier Treffen stattfinden, das erste und zweite Treffen (Infanterie) unter dem Befehle Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen, das dritte (Reiterei) unter Generalmajor v. Radke, und das vierte (Artillerie, Pionniere rc.) unter Generalmajor v. Rouvroy.

— Zu der am 26. d. Mts. auf der Schäferei des Ostravorwerks hier stattfindenden Auction edlen Zuchtviehes (s. das Inserat in Nr. 36) sind, wie wir vernehmen, so ansehnliche weitere Anmeldungen eingegangen, daß, sowohl in Beziehung auf die Zahl der zu versteigernden Thiere (gegen 200), als auf die Verschiedenheit anerkannt ausgezeichneter Racen diese Versteigerung wohl zu den größten gehören dürfte, welche seit langer Zeit stattgefunden hat. Dem Vernehmen nach wird dieselbe einen großen Kreis von Landwirthen aus der Nähe und Ferne heranziehen.

— Aus dem Gerichtssaale. Am 18. d. M. wurde der hiesige Buchdruckereibesitzer A. Mendel wegen Betrugs vom hiesigen Bezirksgerichte in 10 Monate Arbeitshaus verurtheilt. Es gab dieser Untersuchungsfall Vielerlei zu bedenken: erstens die auffällige Leichtigkeit, mit welcher es hier einmal einem offenbar mittellosen Menschen gelungen war, vom Stadtrath die Erlaubniß zur Etablirung zu erlangen, bei einem Berufe, der ohne solide Geldmittel unmöglich blühend oder auch nur nährend betrieben werden kann. Die Bedenken, welche im Jahre 1849 im Stadtverordneten-Collegium namentlich in Bezug auf diesen Fall rege wurden, sie haben nunmehr leider Bestätigung gefunden. Zweitens hat dieser Fall das tollkühne, großmannssüchtige Unternehmen Derer, die ohne die gehörigen Geldmittel dennoch mit aller Gewalt die Herren spielen wollen, anstatt sich mit einer untergeordneten Stellung im Berufe fleißig zu bescheiden, an den Tag gelegt. Drittens endlich ist dieser Fall eine Warnung für alle Die, welche, in Besitz einiger hundert Thaler, leichtsinnig auf Zeitungsannoncen gehen, in denen verlockende Stellen ausgeboten werden mit recht hohem Gehalt gegen Cautionsleistung. Diese Caution ist bei solchen betrügerischen Inseraten allemal die Hauptsache, nach ihr wird gefischt, die ausgebotene Stelle ist nur die Lockspeise. So hat es der Angeschuldigte gemacht. Seine Presse und Drucksachen waren von Haus aus nicht sein, sondern dem Schriftgießer und anderen Gläubigern, ja oft zwei bis drei Personen nach einander verpfändet. Und obwohl seine Brüder in anerkennenswerther Weise bedeutende Opfer brachten, so gelang es ihnen doch nicht, bei dem offenbaren Leichtsinn des Angeschuldigten, dessen Verhältnisse zu ordnen. Da gerieth er denn auf den unseligen Gedanken, der von Betrügern oft schon und manchesmal wohl — leider — ungestraft ausgeführt worden: sich eine Caution von irgend Jemandem zu erschwindeln. Und so ließ er, der thatsächlich kein Geschäft mehr hatte, da Alles stillstand und abgepfändet war, durch den Agent Dankwerth in Berlin einen Buchhalter, Correspondenten und Kassenführer mit 400 Thlr., später 500 Thlr. Jahresgehalt und freier Wohnung und gegen 500 Thlr. Caution halb vor, halb mit dem Antritte zahlbar, in Zeitungen suchen. Es fand sich auch ein gewisser Sch., der unvorsichtig genug war, dem Angeschuldigten sofort 250 Thlr. als die erste Cautionshälfte zu übersenden. Kaum

kam er aber hierher, um seinen Posten anzutreten, so fand er, daß weder Buchdruckerei, noch Bücher, weder Kasse — noch Caution da sei und machte deshalb der Staatsanwaltschaft Anzeige. Aus dieser Untersuchung, bei welcher zwei Vertheidiger für einen Angeschuldigten fungirten, da dessen Familie noch Herrn Dr. Schaffrath hinzugezogen hatte, ist noch rühmlich hervorzuheben die herzgewinnende, ächt humane Weise, mit welcher der Vorsitzende (Herr Appellationsrath v. Criegern) den als Zeugen vorgerufenen Brüdern des Angeschuldigten die Schwierigkeit ihrer Lage milderte. — Noch am selben Tage ward der Dienstknecht Unger, weil er seinem Kameraden aus einer erbrochenen Lade 3 Thaler entwendet, zu 5 Monaten Arbeitshaus verurtheilt. — Am 21. d. M. erhielt der Vergolder Creutz wegen mehrfacher Diebstähle, die er, am 12. Juli d. J. aus dem Arbeitshause entlassen, in Zeit vom 18. bis 21. Juli sich hatte zu Schulden kommen lassen, 1 Jahr und 3 Monate Zuchthaus. Der Herr Staatsanwalt hob dabei insbesondere hervor, wie straffällig derartige faullenzende Verbrecher gerade in jetziger Zeit seien, wo es an Arbeitern so sehr fehle, also Niemand sich damit, er habe keine Arbeit gefunden, ausreden könne. — Am 22. d. M. ward der bisher unbestrafte Dienstknecht Müller trotz seines Leugnens überführt, gleichfalls seinem Kameraden Effecten im Werthe von 4 Thlr. 5 Ngr. aus einer verschlossenen Lade gestohlen zu haben und erhielt 4 Monate Arbeitshaus. — In der heutigen Sitzung ist der Hofpostamts-Expedient Zedler wegen Unterschlagung von nahe an 300 Thlrn. Zeitungsgeldern mit zwei Jahr Zuchthaus belegt worden.

Mannichfaltiges.

(Aus München.) Am 15. Sept. Abends wurde das am Karlsthore befindliche Haus, in welchem sich die Eisenhandlung und der Pulververkauf von Rosenlehner befindet, durch eine Explosion des dort befindlichen Pulvers in Trümmer verwandelt. Fünf Menschen haben bei diesem Unglück ihr Leben verloren, eine größere Anzahl wurde verwundet. Der Kaufmann Rosenlehner, welcher verbotswidrig größere Quantitäten Pulver in seinem Hause verwahrte, hat durch den Schreck Sprache und Gehör verloren. Ein kleines Kind wurde wie durch ein Wunder gerettet und unversehrt unter den Trümmern gefunden. Das nebengelegene bekannte Gasthaus „Zum Oberpollinger", welches sofort zu einem Lazareth eingerichtet werden mußte, ist durch die Explosion bedeutend beschädigt worden, ebenso das Karlsthor und der daran befindliche Thurm.

(Aus Köthen.) Am 16. Sept. verschied hier unter den ausgesprochensten Zeichen der Wasserscheu und Hundswuth die verwittwete Assessor Kreuz. Am 28. Juni d. J. war diese Dame von ihrem eigenen wuthverdächtigen Hunde leicht gebissen worden, und trotz der umfassendsten ärztlichen Vorsichtsmaßnahmen ist die grausige Krankheit zehn Wochen darauf, am verwichenen Montage, vollständig zum Ausbruch gekommen und hat ihr Opfer verlangt.

(Aus Frankreich.) Die Weinlese hat begonnen und liefert einen Ertrag, wie man ihn seit vielen Jahren nicht gekannt. Frankreich enthält 1,977,000 Hectaren Weinberge; wenn nun, wie man erwartet, jede Hectare durchschnittlich 40 Faß Wein giebt, so wird man 79,080,000 Stück, d. h. ungefähr zwei Stückfaß Wein per Einwohner erzielen. Zu 40 Frs. per Faß gerechnet, werden diese 79,080,000 Stück mehr als drei Milliarden repräsentiren.

(Das Schulwesen in Newyork.) In Newyorker Blättern wird jetzt ganz ernstlich die Frage erörtert, ob es nothwendig sei, daß ein Volksschullehrer in seiner Muttersprache richtig buchstabiren könne. Die Frage scheint lächerlich, aber sie wird durch die Thatsache veranlaßt, daß es in Newyork viele Lehrer giebt, welche sich nicht im Besitz dieser schätzenswerthen Fähigkeit befinden. Auch lautet die Antwort nicht unbedingt bejahend; vielmehr lassen sich in den dasigen Blättern Stimmen hören, welche behaupten, daß eine grammatikalische Beherrschung des Sprachgebäudes keineswegs zu den unbedingten Erfordernissen des pädagogischen Berufs gehöre. Bei diesen Erörterungen wird hervorgehoben, daß man in Newyork Lehrer anstellt, welchen nicht nur alle Fähigkeiten, sondern auch aller sittliche Charakter abgeht. Die Commun thut viel für den öffentlichen Unterricht, aber auch dieser Verwaltungszweig ist in den Händen der Corruption; die Erwählung von Schulvorstehern und also auch die Anstellung der Lehrer ist politische Parteisache, und es werden daher nur zu häufig Leute in solche Posten hineingeschoben, denen die am Ruder befindliche Partei irgend eine Verpflichtung schuldet und mit denen sie etwas Anderes nicht anzufangen weiß. Sind sie zu nichts Anderem zu gebrauchen, für die Stelle eines Volksschullehrers sind sie noch immer gut genug; ihr sittlicher Charakter, ihre Kenntnisse und Fähigkeiten kommen weniger in Anschlag, als ihre politische Gesinnung. Auch die Aufsicht wird durch politische und persönliche Sympathien und Antipathien bedingt, und während ein Lehrer, der in jeder Beziehung seinem Berufe Ehre macht, vielleicht ohne Weiteres entlassen wird, bleiben unwissende Stümper, Trunkenbolde, geistig und sittlich verwahrloste Subjecte unbelästigt. — Dasselbe Newyorker Blatt, welches diese scharfe Kritik veröffentlicht, führt als einen Beleg für seine Behauptungen den Fall an, daß die Lehrerin einer dasigen Armenschule im vorigen Winter die Kinder, die sie bestrafen wollte, gezwungen habe, ihre Zunge am heißen Ofen zu verbrennen. Trotz dieser Unmenschlichkeit habe sich der Schulrath nicht entschlossen, diese Lehrerin zu entlassen. Das weibliche Scheusal beziehe vielmehr, obgleich ihre Grausamkeit bereits vor länger als einem halben Jahre zur Kenntniß der Behörden gelangt und durch die Presse veröffentlicht worden, noch immer ihren Gehalt und bringe täglich die gewöhnlichen Stunden im leeren Schulzimmer zu, weil die Armenvorsteher, so lange die grausame Lehrerin nicht abgesetzt ist, die Kinder von der Schule entfernt halten und es vorziehen, die Letzteren lieber ohne Unterricht zu lassen, als sie jener Furie anzuvertrauen. — Dabei geben, wie schon bemerkt, sowohl der Staat als auch die Stadt Newyork sehr bedeutende Summen aus, um den Unterricht in den öffentlichen Schulen auch den ärmsten Kindern zugänglich zu machen; aber die communliche Verwaltung ist auch in dieser Beziehung eine so miserable, daß die Aeltern, welche nicht ganz verarmt sind, ihre Kinder lieber in Privatschulen schicken, an denen in Newyork kein Mangel ist.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Thl.	Weizen Ngr.	Roggen Thl.	Roggen Ngr.	Gerste Thl.	Gerste Ngr.	Hafer Thl.	Hafer Ngr.	Erbsen Thl.	Erbsen Ngr.
Dresden	Septbr. 21.	von	6	—	3	25	3	20	2	15	—	—
		bis	6	5	4	—	3	25	3	—	—	—
Bautzen	Septbr. 19.	von	6	—	3	10	3	10	2	7	—	—
		bis	6	20	3	20	3	15	2	17	5	—
Meißen	Septbr. 19	von	6	5	3	20	3	14	2	12	—	—
		bis	—	—	4	2	3	20	2	18	—	—
Pirna	Septbr. 19.	von	5	25	3	15	3	12	2	10	—	—
		bis	6	10	3	25	3	15	2	22	—	—
Radeburg	Septbr 22.	von	5	20	3	15	3	20	2	15	—	—
		bis	6	—	3	20	3	25	2	25	—	—
Roßwein	Septbr. 22	von	5	20	3	20	3	20	2	10	—	—
		bis	6	21	4	6	—	—	2	15	—	—
Chemnitz	Septbr. 19.	von	6	5	4	8	3	20	2	14	—	—
		bis	6	15	4	12	4	-	2	20	—	—

Dresden. Das Schock Stroh 6 Thlr. — Ngr. bis 7 Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu 1 „ 10 „ „ 1 „ 18 „

Butterpreise in Dresden vom 19. bis mit 21. Septbr. 1857.
die Kanne 16 Ngr. — Pf. bis 17 Ngr. — Pf.
— in Pirna (19. Septbr.) 15 „ — „ „ 18 „ — „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3 % große 86 gesucht; dergleichen kleine 86¼ gesucht; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 102¼ angebot.; dergl. von 1847 à 4 % 98¼ gesucht; dergl. von 1852 und 1855 à 4 % 98¼ gesucht; dergl. von 1852 4½ à 100 Thlr. 99¾ ges.; dergl. 1855 à 3 % 80¼ ges. Land-Renten-Briefe große 87¼ angeb.; dergl. kleine 88 ges.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 99¼ ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4 % große 99 angeb.; kleine 99½ angeb.; dergl. à 3½ % große — angeb., kleine — angeb.; dergl. 3½ % große — angeb., kleine — angeb. Lausitzer 4 % Pfand-Briefe große 99¼ ges.; kleine 99¼ ges.; dergl. 3½ % große und kleine 94 ges.

Preuß. 4½ % Anleihe 99¼ ges.; dergl. 4 % 93¼ ges. Preuß. 3½ % Staats-Schuld-Scheine 81 ges.
Oesterr. 5 % Nation.-Anleihe 82 angeb.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 14 Ngr. 5 Pf., Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99¾.

Dresden, den 24. Septbr. 1857. Ed. Rocksch.

Berichtigung. In voriger Nummer, S. 300, ist am Schlusse der Erzählung fälschlich „Verwalter Heinrich" statt „Himrich" gedruckt worden. D. R.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 39 nebst einer Beilage.)

Freitag. **Nr. 40.** 2. October 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 8, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Seit langer Zeit hat wohl kein Ereigniß ein solches Aufsehn erregt und gleichzeitig so viele Befürchtungen und Hoffnungen wachgerufen, als die in diesen Tagen in Stuttgart stattgefundene Zusammenkunft der Beherrscher von Frankreich und Rußland. Während man einerseits an die Tage von Tilsit und Erfurt erinnerte und das Zustandekommen einer französisch-russischen Allianz als gewiß verkündete, war man andererseits bemüht, jene Begegnung der beiden Monarchen als eine neue Bürgschaft des europäischen Friedens zu bezeichnen und eine Reduction der stehenden Heere als deren nächste Folge zu verkünden. Vielleicht ist man, was jene Befürchtungen anlangt, zu weit gegangen, denn wir leben mitten im Frieden, und Frankreich und Rußland, welche erst unlängst ihre Kräfte in einem blutigen Kriege gemessen, haben beide in diesem Augenblicke keine drängende Veranlassung, diesen Frieden zu stören. Aber dessenungeachtet hat es sein Gutes, daß bei diesem Anlasse in der deutschen Presse die Bedenken offen ausgesprochen worden sind, welche eine engere Verbindung jener beiden Mächte, falls sie je zu Stande kommen sollte, in Deutschland nothwendig hervorrufen muß. Die Franzosen können daraus lernen, daß man auf die glatten Worte der französischen Regierungspresse nichts giebt, und daß die Politik, welche heutzutage auf die Uneinigkeit Deutschlands speculiren wollte, unter der diesseitigen Bevölkerung keinen Anklang finden würde. Sie können daraus entnehmen, daß man von der Protectorrolle Frankreichs in Deutschland nichts wissen will und daß man, der eigenen Kraft vertrauend, nach jeder Richtung hin sein gutes Recht zu wahren bereit ist. Die Pariser Blätter haben in letzterer Zeit unter der Form, die Welt über die möglichen Folgen der Stuttgarter Zusammenkunft zu beruhigen, die Bedeutung der letzteren so hoch wie möglich hinaufzuschrauben gesucht; sie haben dies mitunter in einem Tone gethan, welcher offenbar für Deutschland verletzend war und zugleich den Hintergedanken der französischen Politik, einen vorwiegenden Einfluß auf die Gestaltung der deutschen Verhältnisse zu gewinnen, bloßlegte. Man begnügte sich nicht damit, die Zusammenkunft der beiden Kaiser als einen Aussöhnungsact der verfeindeten östlichen und westlichen Continentalmächte hinzustellen, sondern strebte dahin, dem Rendezvous den Charakter einer feindseligen Demonstration gegen Deutschland zu geben, indem man triumphirend darauf hinwies, daß Oesterreich dadurch immer mehr isolirt und aus der Reihe der europäischen Großmächte verdrängt werde. Man rühmte sich damit, daß in Stuttgart Beschlüsse gefaßt werden würden, welche Europa in Zukunft den Frieden bewahren und es vor Revolutionen sicherstellen sollten; Frankreich, Rußland und England seien in dieser Beziehung einig, und Deutschland müsse sich darüber freuen, statt beunruhigt zu sein. Von Preußen, Oesterreich und den übrigen deutschen Mächten ist dabei keine Rede, und man spricht sonach den auswärtigen Herrschern gewissermaßen das Recht zu, allein die Vormundschaft über Europa zu führen und den Interessen Deutschlands eine Sorgfalt zu widmen, die bisher den deutschen Regierungen allein obgelegen hat. Diese anmaßende Sprache der französischen Presse hat indessen ein sehr empfindliches Dementi erlitten durch ein Ereigniß, welches man in Paris nicht erwartete und das wohl geeignet ist, die Bedeutung der Kaiserreise nach Stuttgart auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Der Begegnung der beiden Kaiser in der würtembergischen Hauptstadt ist nämlich ein Zusammentreffen des Kaisers Alexander mit dem Kaiser von Oesterreich auf dem Fuße gefolgt. Beide Monarchen sind am 1. October in Weimar zusammengekommen, und der Umstand, daß es Preußen gewesen, welches, wie allseitig versichert wird, diese Zusammenkunft vermittelte, kann die Bedeutung derselben nur erhöhen, denn es spricht dies für das feste Zusammenhalten der beiden deutschen Großmächte. Erwägt man ferner, daß zwischen Oesterreich und Rußland seit dem letzten orientalischen Kriege eine fühlbare Spannung obwaltete, während Frankreich seit der Beendigung jenes Kampfes Alles gethan hat, um dem Czaaren entgegenzukommen, so darf man der unerwarteten Kaiserconferenz in Weimar fast eine größere Tragweite beimessen, als der Zusammenkunft in Stuttgart. Jedenfalls ist die Wiederannäherung Rußlands an Oesterreich ein wichtiges politisches Ereigniß, und wenn man wirklich auf die zeitherige Spannung der beiden Mächte in Frankreich weitergehende Pläne gebaut hat, so ist dieser Politik durch jene Aussöhnung der Boden unter den Füßen weggezogen.

In Stuttgart hat die Anwesenheit der hohen Gäste zu glänzenden Hoffesten Veranlassung gegeben. Der Kaiser von Rußland kam am 24. Sept., der Kaiser der Franzosen am folgenden Tage dort an; Ersterer wohnte in der kronprinzlichen Villa und Letzterer im königlichen Residenzschlosse, woselbst auch die erste Begegnung der beiden Monarchen stattfand. Der Kaiser Alexander war von der Villa nach Stuttgart gekommen, um Louis Napoleon zu begrüßen. Beide Kaiser traten, wie der „Nord" berichtet, gleichzeitig in den großen Saal des Palais, gingen aufeinander zu und drückten sich mit Wärme die Hand, worauf sie sich in ein Kabinet zurückzogen und dort ein Gespräch von einer halben Stunde hatten, während die beiden Minister des Auswärtigen, Fürst Gortschakoff und Graf Walewski, sich gleichzeitig in einer Fensternische unterhielten. Später machte der französische Kaiser dem Kaiser von Rußland in der kronprinzlichen Villa seinen Gegenbesuch und beide Monarchen brachten dort wiederum eine halbe Stunde beisammen zu. Am 28. Sept. besuchten die hohen Gäste in Begleitung des Königs von Würtemberg das Volksfest zu Cannstadt, und an demselben Tage hat der Kaiser von Rußland, dessen Gemahlin am 26. Sept. ebenfalls in Stuttgart eingetroffen war, diese Stadt wieder verlassen, während der Kaiser Napoleon erst am 29. Sept. von dort abgereist ist.

Obgleich die deutsche Presse mit anerkennenswerther Uebereinstimmung sich gegen die Annahme der St.-Helena-Medaille Seiten der alten deutschen Krieger ausgesprochen hat, so giebt es doch noch hin und wieder einzelne dieser Veteranen, welche sich nicht an das verletzte Nationalgefühl kehren, vielmehr Verlangen darnach hegen, ein Bändchen im Knopfloch zu tragen, das die Jetztzeit an die einstige Schmach Deutschlands erinnert. Diese eitlen Leute mögen sich ein Beispiel an den im

Großherzogthum **Weimar** lebenden alten Kriegern nehmen, welche es verschmähen, sich dafür, daß sie einst gezwungen gegen Deutsche fechten mußten, jetzt aus französischen Händen belohnen zu lassen. Die dortigen Veteranen stehen seit Jahren in enger Verbindung mit einander und als sich die Kunde verbreitete, daß angeblich Gesuche um Verleihung der St.-Helena-Medaille beim französischen Gesandten in Weimar eingegangen seien, appellirten sie sofort an die Oeffentlichkeit. Der „Stab der alten Krieger" erklärte nämlich in der Weimarischen Zeitung, daß ihm noch nichts bekannt geworden sei davon, daß ein Kamerad die deutsche Nationalehre so weit vergesse und nach jener Medaille zu greifen suche und sich selbst in grellen Widerspruch bringe, neben dem Orden vom Freiheitskampfe den Orden der Unterjochung zu tragen. In einer der darauffolgenden Nummern genannten Blattes giebt der „Stab der alten Krieger" noch folgende Erklärung ab: „Keiner, der die St.-Helena-Medaille angenommen oder gar darum nachgesucht hat, kann ferner an unsern Kriegerfesten theilnehmen, und wir würden gezwungen, denselben jetzt schon aus unserem Vereine auszuschließen und alle kameradschaftlichen Verhältnisse mit demselben abzubrechen. Sollte sogar wider alles Verhoffen und Vermuthen sich einer oder welche aus unserer Stadt verleiten lassen, darnach zu greifen, so erklären wir demselben hiermit, daß wir uns weder bei seiner Beerdigung um ihn bekümmern, den Schein zum militärischen Begräbniß verweigern (was das General-Commando gewiß auch thun würde) und seine **deutsche** Verdienstmedaille nicht an den gesetzlichen Platz bringen werden. Wir achten und ehren die französische Nation, können aber nie billigen, daß uns ein solcher Schimpf zugemuthet wird." Man ersieht hieraus zur Genüge, daß es den alten Graubärten Ernst ist mit ihrer patriotischen Opposition gegen das französische Denkzeichen. —

Preußen. Der König Friedrich Wilhelm hat sich damit begnügt, den Kaiser Napoleon bei seiner Anwesenheit in Deutschland durch den Prinzen von Preußen in Baden begrüßen zu lassen; eine Reise des Königs nach Stuttgart mag in den Wünschen des französischen Hofes gelegen haben, doch ist davon in Berlin niemals ernstlich die Rede gewesen. — Der Kaiser von Oesterreich wird nicht von Weimar nach Berlin gehen, sondern hat seinen Besuch in der preußischen Hauptstadt auf den Spätherbst verschoben.

In Preußen hat sich bekanntlich in letzterer Zeit ein großer Theil der Geistlichkeit geweigert, Geschiedene wieder zu trauen, obgleich diese Weigerung nach den Landesgesetzen nicht gerechtfertigt erscheint. Dieses Verfahren hat dazu geführt, daß man neuerdings seine Zuflucht immer mehr zu der bisher noch ziemlich unbekannten Einrichtung der bürgerlichen Trauungen nimmt, welche vor dem Gesetze dieselbe Gültigkeit haben wie die priesterliche Einsegnung; man läßt sich ganz einfach vor Gericht copuliren, aber vor diesem Acte hat der **Austritt** aus der **Kirche** zu erfolgen. So wird durch jene Strenge mehr geschadet als genützt.

Oesterreich. Die Vorgänge in den Donaufürstenthümern nehmen die lebhafteste Aufmerksamkeit des Wiener Kabinets in Anspruch. Der Ausfall der Wahlen ist der Union günstig, und während Frankreich seinen Plan, jene Länder zu vereinigen, mit aller Energie festhält, macht das in diesem Augenblicke schwer bedrängte England Miene, seinen früher dagegen erhobenen Widerspruch aufzugeben, damit die englisch-französische Allianz keinen Schaden erleide. Oesterreich würde dann mit der Pforte in dieser wichtigen Frage fast allein stehen und so kaum im Stande sein, den Absichten der übrigen vereinigten Mächte mit Erfolg entgegenzutreten. Diese Lage der Dinge hat dem kaiserlichen Kabinet Veranlassung gegeben, die in London und Paris accreditirten österreichischen Gesandten nach Wien zu berufen, wo zwischen ihnen und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten wiederholte Besprechungen stattgefunden haben. Man vermuthet, daß Oesterreich sich in Betreff der Fürstenthümer zu allen möglichen Concessionen bereit zeigen wird, nur um die Union abzuwenden.

Ende voriger Woche ist ein kaiserliches Patent veröffentlicht worden, womit für den ganzen Umfang des Kaiserreichs Bestimmungen zur Regelung des **Münzwesens** aus Anlaß des am 24. Januar d. J. abgeschlossenen Münzvertrags erlassen werden. Die gesetzlichen Landesmünzen und die in Gemeinschaft mit den Staaten des deutschen Zollvereins festgestellten Vereinsmünzen werden in Silber, Scheidemünzen aber in Silber und Kupfer ausgeprägt. Gold wird als Handelsmünze ausgeprägt. Der gesetzliche Landesmünzfuß ist der 45-Guldenfuß. Aus einem Pfund feinen Silbers werden 45 Gulden geprägt. Der Gulden ist die österreichische Münzeinheit und wird in Hunderttheile, jeder Hunderttheil in Zehntheile getheilt, und die nach diesem Münzfuß ausgeprägten Münzen werden Münzen „österreichischer Währung" benannt. In dieser Währung werden folgende Landesmünzen ausgeprägt: a) Zweiguldenstücke, b) Einguldenstücke, c) Viertelguldenstücke. An Vereinsmünzen werden ausgeprägt: a) Zwei-Vereinsthaler-Stücke (3 Gulden), b) Ein-Vereinsthaler-Stücke (1½ Gulden). An Goldmünzen werden außer den Dukaten künftighin als Vereinsgoldmünzen ganze und halbe Kronen ausgeprägt; die Krone ist zu 1/50, die halbe Krone zu 1/100 des Pfundes feinen Goldes gerechnet.

In der Augsb. Allg. Ztg. wird die Nachricht, als seien gegen die Einführung der neuen Regimentsfahnen, auf denen das Standbild der Jungfrau Maria prangen soll, von den Regimentscommando's Bedenken erhoben worden, als unbegründet bezeichnet. In der österreichischen Armee sei es nicht Sitte, Bedenken zu erheben; der Kaiser befehle und die Regimentscommandanten hätten zu gehorchen. — In **Wien** droht die von mehren angesehenen Kaufleuten angeregte Begründung einer Handelsschule daran zu scheitern, daß infolge klerikaler Einflüsse eine Ministerialverordnung erschienen ist, welche protestantische und israelitische Schüler von dem Unterrichte ausschließt. Dieses intolerante Verfahren, welches um so mehr auffällt, weil es sich um die von Kaufleuten verschiedenen Glaubens beabsichtigte Begründung einer Fachschule handelt, wird wahrscheinlich die nichtkatholischen Subscribenten veranlassen, die von ihnen verwilligten Summen wieder zurückzuziehen.

Frankreich. Die französischen Blätter vermögen ihre Verstimmung über das bevorstehende Zusammentreffen des Kaisers von Rußland mit dem Kaiser von Oesterreich nicht zu verbergen; man hatte ein solches Ereigniß in keiner Weise erwartet, sonst würde man sich gehütet haben, über die Isolierung Oesterreichs so rücksichtslos zu spotten. Auch hat es keinen guten Eindruck gemacht, daß die Kaiserin von Rußland wider alles Erwarten noch nach Stuttgart gekommen ist; bekanntlich hatte die Kaiserin Eugenie ihren Gemahl um deswillen nicht begleitet, weil versichert worden war, daß die Kaiserin von Rußland wegen ihrer geschwächten Gesundheit nicht nach jener Hauptstadt kommen werde. — Die Regierungspresse findet kaum Worte, um die ungeheure Begeisterung zu beschreiben, mit welcher der Kaiser Napoleon angeblich von der deutschen Bevölkerung aufgenommen worden ist; die deutsche Nation sehe in dem französischen Kaiser das Ideal eines Fürsten, und überall habe man sich beeilt, ihm seine Verehrung darzubringen ꝛc. Solche großartige Lügen tischt man den Franzosen auf. Man hat dem Kaiser in Deutschland gewiß überall mit Höflichkeit begegnet, aber die Begeisterung ist eine Erfindung der französischen Correspondenten.

In diesen Tagen sind in Paris von dem Assisenhofe die jungen Leute, welche sich bei dem im vorigen Jahre bei der Nordbahn entdeckten großartigen Diebstahle betheiligt haben, verurtheilt worden. Die Strafe fiel ziemlich gelinde aus, wenn man bedenkt, daß die entwendeten Summen über 6 Mill. Fr. betrugen. Grellet wurde zu achtjähriger Einsperrung, Carpentier und Guerin ein jeder zu fünfjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt; Parod wurde freigesprochen. Man betrachtete die

Angeklagten mehr als ein Opfer der jetzigen Zeitkrankheit, des Börsenschwindels, und ließ es als mildernden Umstand gelten, daß die Verwalter der Nordbahn eine sehr nachlässige Controle geführt, wodurch es möglich wurde, daß die Unterschleife sechs Jahre hindurch ungestört fortgesetzt werden konnten.

Asien. Es sind wiederum telegraphische Depeschen aus Indien eingegangen, welche die Lage der Dinge noch immer als eine trostlose bezeichnen und die wachsende Ausdehnung des Aufstandes nicht mehr bezweifeln lassen. Das Königreich Audh befand sich in völligem Aufstande. In verschiedenen Militärstationen haben, wie aus Bombay vom 31. Aug. gemeldet wird, neuerdings Auflehnungen stattgefunden, infolge deren die betreffenden eingeborenen Regimenter aufgelöst worden sind; dies gilt von der Präsidentschaft Bombay und Madras, wo mehre Regimenter sich weigerten, nach Bengalen zu marschiren, so daß mithin auch auf die Treue dieser Truppen, auf welche man so fest rechnete, nicht mehr zu bauen ist. Selbst in dem nordwestlichsten Theile Vorderindiens ist der Aufstand ausgebrochen; in Lahore empörte sich nämlich ein Infanterieregiment und ermordete seinen Commandeur Spencer. Doch ist es später gelungen, diese Meuterei zu unterdrücken. — Die Besatzung von Lucknow hatte am 2. Aug. nur noch wenige Lebensmittel und wartete vergeblich auf die Ankunft des Generals Havelock; vor der Stadt stand der blutdürstige Nena Sahib, und erzwingt dieser die Uebergabe, so haben die Engländer dort ein ähnliches Blutbad zu erwarten, wie es in Cawnpur stattgefunden. General Havelock war von den Insurgenten genöthigt worden, nach Cawnpur zurückzukehren und konnte mit seiner durch mehre Treffen und durch die Cholera gelichteten Streitmacht nicht an ein weiteres Vordringen denken. — In Delhi stand noch Alles beim Alten; man beabsichtigte indeß nach Ankunft des unter Brigadier Nicholson stehenden Corps einen Angriff auf die Stadt. Diese Verstärkung war am 12. Aug. nur noch einen Tagemarsch von Delhi entfernt.

Fast sämmtliche Privatbriefe aus Kalkutta bestätigen, daß man dort einer allgemeinen Erhebung mit ängstlicher Besorgniß entgegensieht. Zugleich wirft man dem Gouverneur Lord Canning vor, daß er nicht die nöthige Umsicht und Energie entwickele, um die Fäden der Verschwörung, welche sich bis nach jener Hauptstadt erstrecken, zu zerreißen und die Umtriebe der Mohamedaner zu bestrafen. Man hat ihn vergebens aufgefordert, Kalkutta und dessen Umgebung in Belagerungszustand zu erklären, da die Eingeborenen gar kein Hehl aus ihren feindseligen Gesinnungen gegen die Engländer machen und offen Waffen und Munition aufkaufen, um im geeigneten Augenblicke losschlagen zu können. Die dasige englische Einwohnerschaft hat aus ihrer Mitte ein bewaffnetes Corps von Freiwilligen organisirt, um sich gegen einen Ueberfall zu sichern, aber bei einem allgemeinen Aufstande, wie man ihn befürchtet, würde auch diese Maßregel wenig Schutz gewähren. — Bis jetzt sind nur wenige Truppen aus China und von den nächsten britischen Besitzungen eingetroffen. Ehe die aus Europa erwarteten Verstärkungen versammelt sein werden, wird noch geraume Zeit vergehen; man hat berechnet, daß Ende Januar nächsten Jahres herankommen wird, ehe eine bedeutende Streitmacht in den nordwestlichen Provinzen und vor Delhi versammelt sein kann. Bis dahin aber kann viel geschehen, was die zerstreuten königlichen Truppen nicht aufzuhalten vermögen. — Trotz dieser sehr mißlichen Lage ist der Länderdurst der ostindischen Compagnie noch nicht gestillt. Am 2. Aug. verstarb der Herrscher von Kaschmir, Gulab-Singh, und wie versichert wird, hat die Compagnie sofort Ansprüche auf jenes Land erhoben. Bei der jetzigen Sachlage wird es aber schwer fallen, diesen Ansprüchen Geltung zu verschaffen, denn Kaschmir (wegen seines herrlichen Klima's das indische Paradies genannt) liegt am äußersten Ende Vorderindiens, und da in Lahore bereits Unruhen stattgefunden, wird man nicht daran denken können, von dort aus neue Eroberungen zu machen.

Eine neuere, am 29. Sept. in London eingegangene telegraphische Depesche bringt folgende Nachrichten, welche etwas günstiger als die früheren lauten: Lucknow hat neue Provisionen bekommen. Am 30. Juli, 1. und 2. August fanden ernste Kämpfe vor Delhi Statt. Die Aufständischen verloren dabei 3000 Mann, während der Verlust englischer Seits nur 10 Todte und 36 Verwundete betrug. Das Pulver-Magazin in Delhi ist in die Luft gesprengt worden, wobei 500 Indier ihren Tod fanden. Am 12. August wurde eine neue Schlacht geliefert, in welcher die Engländer 112 Todte hatten. General Nicholson war am 8. August vor Delhi angelangt; seine Armee wurde am 13. erwartet und bringt dann das Belagerungs-Corps auf 11,000 Mann, welches Anfangs September 15,000 zählen wird. Man glaubte, daß am 20. August ein Sturm auf Delhi stattfinden würde. Major Eyre schlug die Rebellen unter Kover Singh in Bengalen; das 14. und 46. Infanterie-Regiment wurden dabei gänzlich vernichtet.

Der Kanonenjunge.

Erzählung, von Franz Lubojatzky.

(Fortsetzung.)

„Diese Bemerkung ist mir sehr lieb, mein Junge," sprach der Alte; „ich sehe immer mehr ein, daß wir eines Herzens, eines Sinnes sind. Nun, ich meine, Du wirst eines Tages auch eine gute Carriere machen; denn Du führst Deine Trommelstöcke, wie Einer, der schon zehn Jahre mit dem Kalbsfell vorm Knie marschirt ist, und Schritt hältst Du auch prächtig; wie gesagt, ich bin mit Deiner Bildung sehr zufrieden. Komm; wir wollen unser Abendbrod fassen, mein Sohn. Von morgen an wirst Du mit dem Gewehre exerciren. Das wird ein Aufschwung für Dich sein; gelt?"

„Ja, Vater," antwortete der Knabe; „wenn ich nur erst etwas größer wäre! Offizier zu sein, hätte ich schon Lust."

„Gott verdopple mich und's Tractement!" rief der Einnehmer sehr zufrieden; ... „ich glaube, Du wirst's auch noch, freilich mit der Zeit, aber dann möge der liebe Gott ein Einsehen haben und mich alten Kerl, wenn das geschieht, noch leben lassen, damit ich, wie Simeon, ausrufen kann: „Herr, nun lasse den alten Grenadier-Corporal in Frieden dahin fahren; denn meine Augen haben meinen Herzensjungen mit den Epauletten gesehen." Der Gedanke an die mögliche Erfüllung dieses Glückes trieb dem alten Soldaten Thränen der Rührung in die Augen, und er umarmte den Knaben, der mit kindlicher Freude fragte:

„So lieb hast Du mich, Väterchen?"

„Ja ... ja, mein Junge ... komm; wir wollen unsern Rettig essen; Mutter wartet."

Der Knabe hatte nach Tambour-Art die Trommel über die Schulter gehängt und folgte dem Vater, der sich während des Gehens verstohlen mit dem Aermel seines militärischen Leinwandkittels über die Augen fuhr, um das tiefe Gefühl, welches die Erinnerung an jenen Tag, da er den Knaben unter den Rädern der Kanone gefunden, stets in ihm hervorrief, zu bewältigen. Zehn Jahre waren seitdem vergangen; aber noch auf keinen Tag konnte sich Vater Jeßner besinnen, an dem der Knabe ihm Ursache gegeben hätte, bekümmert seinetwegen sein zu müssen, obwohl er ein wildes, muthwilliges Blut war. Und nicht allein Jeßner, sondern auch dessen Weib, Mutter Salome, war ganz damit einverstanden, daß an jenem blutigen Novembertag das Glück ihnen diesen Fund zugeführt hatte.

Diese Familie von drei Personen lebte im vollen Sinne des Wortes in Liebe vereint zusammen. Der Knabe wußte nicht, daß sie nicht seine Aeltern wären; warum hätten sie das Glück dieses Nichtwissens in ihm stören sollen? Sie hegten beide vor dem Augenblicke Furcht, in dem sie ihm das einmal sagen würden. Jetzt in der Unwissenheit liebte er sie mit dem Herzen eines Sohnes; sie waren ihm Alles, seine Welt. Dann hätte er wohl Dankbarkeit für sie empfunden; aber sein lebhafter Geist würde ihn in Gedanken über den kleinen engen

Kreis ihres Familienlebens hinausgeführt haben, und das wollten sie verhüten. Bei ihnen lag das Gefühl nicht so zu Tage; die Rauheit des langen Soldatenlebens hatte ihnen einen Anstrich harten Wesens gegeben, das anfänglich von ihnen abschreckte. Aber sie waren ehrliche, unverdorbene Naturen, ungeheuchelt, derb, aber wohlmeinend, und es konnte daher gar nicht anders sein, als daß der Findling sich nach ihnen bildete.

Freilich ging er nicht fein gekleidet; wo hätte das herkommen sollen bei der spärlichen Besoldung Jeßners? aber er befand sich wohl in der Ungenirtheit, mit nackten Füßen zu laufen, wie die andere Dorfjugend, ein paar drillene Hosen und, wenn er in die Schule ging, eine gleichfalls drillene Jacke zu tragen.

Das Leben in aller jugendlichen Fülle glänzte aus seinem gesunden, frischen Gesicht mit den fein geprägten Zügen heraus; die Augen blitzten Muth und Lust, und doch lag auch der Ausdruck der Treuherzigkeit in seinen Blicken, der für ihn einnahm; das Haar, das bei den andern Dorfkindern unordentlich über die Stirne hereinhing, zeigte sich bei ihm stets geglättet und hinter die Ohren gestrichen. Es war sein einziger Reichthum, den sein Schicklichkeitsgefühl in strenger Ordnung hielt. Wegen dieser Sauberkeit machte sein Aeußeres, so armselig seine Kleidung auch war, doch einen sehr günstigen Eindruck auf Alle; Vater und Mutter Jeßner liebten ihn mit rührender Zärtlichkeit.

„Wir haben Besuch," sagte der Einnehmer, als sie an die Thüre der Wohnstube kamen.

„Ja, Mutter redet drinnen mit Jemand," stimmte Heinrich bei. Gleich darauf traten beide ein. Jeßner war nicht wenig überrascht, dasselbe Vollmondgesicht, dessen Mund er zum Ziele der Birne gemacht hatte, bei seiner Frau zu erblicken, die ihm sogleich mittheilte, daß die gnädige Frau Baronin das Getrommle nicht dulden wolle.

„Oho!" rief der Alte ... „da soll ich wohl Ordre pariren? Der Mosje ist gewiß der Bediente von der gnädigen Frau Baronin?"

„Bin ich, ja; ... wir sind nicht hierher gekommen, um solche niederträchtige Musik zu hören."

„Niederträchtige Musik? ... Vater!"

„Ruhig, mein Junge, ruhig!" rief Jeßner dem auflodernden Knaben zu; ... „ich werde diese Angelegenheit für Dich und mich abmachen. Gieb Acht. — Mosje!" wendete er sich dann dem Bedienten zu; „weiß Er, daß dieser niederträchtigen Musik Männer folgen, die das Herz auf dem rechten Flecke haben? Für solche Männer muß es Musik geben, die durch Mark und Bein greift, die man stundenweit hört. Leute, wie Er, können freilich nicht begreifen, daß die Trommel dem Soldaten als Liebste an's Herz wachsen kann, der er treu bleibt bis in den Tod. Wer daheim auf der Bärenhaut liegt, den schreckt der Trommelschlag auf, wie dereinst des lieben Herrgotts Posaunenschall die Todten aus ihren Gräbern aufschrecken wird. Für solche Bärenhäuter ist die Fiedel da; die klingt ihnen, wie das Geträtsch einer angenehmen Frau Base in's Ohr; aber Männern, die mit gefälltem Bayonnet dem Feinde zu Leibe gehen, denen muß eine ernste Stimme zu Herzen reden, eine Stimme, die durch Kanonengebrüll noch zu hören ist. Das ist auch ein Tanz, Mosje, wozu die Trommel aufspielt, aber ein Tanz um Leben und Tod. Warum fährt's denn dem jungen Volk in die Beine, daß es unwillkürlich im Tritt mitmarschirt, wenn der Tambour von der aufziehenden Wachtmannschaft die Straße daher wirbelt? He? das macht die Trommel; die greift an die Nerven, macht's Blut schneller fließen und giebt den Beinen Federkraft. Merk Er sich das, Mosje; raisonnire Er nicht dumm von der Trommel. Im Katechismus eines Karretenhüpfers steht freilich nichts ..."

„Karretenhüpfer?!" rief Marr, auffahrend; ... „mit mir binde Er ja nicht an; da soll Er 'mal sehen ..."

„Vater, ich mache die Thüre auf!" rief Heinrich in aller Eile.

„Gut, mein Junge, sehr gut. Bisher ist dies Haus ein Einnehmerhaus gewesen; machen wir's einmal zum Ausnehmerhaus. Troll Er sich, Mosje; schlag Er Retraite, oder ich schlag sie Ihm," befahl der Alte streng.

„Unverschämter ..." was Marr sagen wollte, verhallte bei der schnellen Beförderung, die ihm Jeßner im Nu angedeihen ließ. „Sage Er Seiner gnädigen Frau Baronin, wenn sie wieder ein Anliegen an mich hätte, möchte sie keinen solchen Dummkopf, wie Ihn, schicken!" rief Jeßner ihm nach, als er ihn mit einem kräftigen Schwunge auf die Straße gedreht hatte.

„O, das war prächtig, Vater; ... wie schnell der hinauskam! haha!"

„Aber Jeßner! Corporal! Einnehmer! bist Du denn ganz von Sinnen, den Menschen aus dem Hause zu werfen!" rief Frau Salome.

„Achtung!" commandirte der Alte; ... „nicht gemuckst! Ich bin meines gnädigsten Herrn Kurfürsten Durchlaucht Einnehmer; steht aber nichts im Reglement, daß ich auch der Einnehmer von der Grobheit des Bedienten der Frau Baronin sein soll. Die Trommel eine niederträchtige Musik! da schlag das Wetter drein. Der ganze Soldatenstand ist dadurch schimpfirt. Sind wir einer niederträchtigen Musik nachmarschirt in Freud und Leid, in Feuer und Tod?"

„Aber was soll denn nun werden?" fragte die Frau.

„Unser Abendbrot wollen wir essen, Mutter. Der Mosje ist befördert; damit ist die Sache abgemacht, und unser Rettig soll uns beispiellos schmecken. Nicht wahr, mein Junge?"

„Ja, Vater, beispiellos;" stimmte Heinrich bei. „Du hast den Dickbackigen schnell in's Freie gebracht; ich werde das nächstens auch an Richter's Gottlieb probiren, der immer sagt, Soldaten wären Hungerleider."

„Sagt das der Bengel? nun, Du hast mein Beispiel; ich hoffe, Du machst mir keine Schande."

Beim Abendbrot wurde der Sache nicht mehr gedacht. Jeßner und sein Heinrich führten die Unterhaltung, und zwar in sehr fröhlicher Weise. Der Alte erzählte bei guter Laune stets Schnurren aus seiner militärischen Vergangenheit; denn die ging ihm nicht aus dem Sinn. Nur Frau Salome war schweigsam. Obwohl es sie schwer ärgerte, daß Marr einen so abscheulichen Ausdruck für die Musik der Trommel gebraucht hatte (denn die Soldatenehre lag auch ihr, der ehemaligen Marketenderin, noch eifrig am Herzen), so fand sie ihres Mannes rasche That doch ungebührend und fürchtete Unannehmlichkeiten. Jeßner brannte die Pfeife an und setzte sich auf die Bank vorm Hause. Da fanden sich zuweilen die Nachbarn ein, und es gab Unterhaltung, vorzüglich wenn der Schulmeister kam, der mit des Herrn Pastors Ehrwürden und dem reichen Bauer Mehnert die Leipziger Zeitung zu Dreien hielt und von den Neuigkeiten aus der großen Welt erzählte.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Wucher.

II. Die Zinsgesetze.

Es giebt kein Gebiet im Bereiche des Privatrechts, der Gesetzgebung über das Mein und Dein, das zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern so abweichend, ja bei einem und demselben Volke selbst im Lauf der Jahre so schwankend behandelt worden wäre, als die Bestimmungen über den Zinsfuß. Schon in den ältesten Zeiten, nachdem der wichtige Culturschritt gethan war: geprägtes Gold und Silber als allgemeines Tausch- und Verkehrsmittel anzuerkennen, schon damals stellte sich das heraus, was noch heutzutage der Weltlauf ist — daß Leute Geld hatten, Andere keines. Das Bedürfniß schuf die Darlehne, mittelst welcher der Vermögende dem Unvermögenden Geld zum zeitweiligen Gebrauche und zur dereinstigen Rückzahlung eines gleich großen Betrages überließ. Der Vortheil lag hierbei offenbar auf Seiten des Darlehnempfängers, welcher Geldmittel zu Handelsunternehmungen,

Befriedigung von Bedürfnissen u. s. w. in die Hand bekam, während gleichzeitig dem Darleiher das zeitweilige freie Verfügungsrecht über sein Geld entging. Zu diesem seinem Nachtheile gesellte sich noch ein zweiter, thatsächlicher: die Ungewißheit, ob sein Schuldner auch Wort halten und das Geld ihm zurückzahlen werde; die Nothwendigkeit, den Schuldner zu überwachen. In den allerältesten Zeiten, z. B. in Griechenland und Rom, als das Geld noch sehr rar, und der Verdienst noch sehr gering war, half man dem nun auf zweierlei Weise ab. Erstens durch eine unerbittliche Strenge gegen die Schuldner. Es existiren noch Bestimmungen aus jenen Zeiten, welche klar und deutlich besagen: der Schuldner, welcher nicht zur rechten Zeit zahlt, wird Sclave seines Gläubigers, und mehrere Gläubiger dürfen den säumigen Schuldner unter sich in Stücke zertheilen — die grausamste Art des Konkurses! Zweitens aber ward ein Miethpreis festgesetzt, den der Schuldner dem Gläubiger zahlen mußte: der Kapitalzins. Und seltsam, wie viel auch sonst anders geworden ist und sich neugestaltet hat seit jenen alten Tagen: die Erbschaft der Zinsgesetze hat unser modernes Staatenleben mit herübergenommen aus dem alten Rom und sich Jahrhunderte lang mit ihr geschleppt, wie der rücksichtsvolle Erbe mit dem alten Hausrath seines Altvorderen. Ja gewissenhafter noch als jener. Man weiß, welche bürgerlichen Kämpfe das römische Reich durchwühlten. Immer handelte es sich dabei wesentlich mit um die Besitzfrage. „Unser Schuldbuch sei vernichtet" — novae tabulae — das war die Parole der aufsätzigen Plebejer, wie des aristokratischen Roué Catilina. Und je nachdem Leute die Geld hatten — die Patrizier — oder die Unvermögenden — Plebejer — am Staatsruder waren, je nachdem stieg auch der gesetzliche Zinsfuß bis zu und über 12% oder wurden die Zinsen zeitweilig ganz und gar verboten. Lange konnten sich indeß solche widernatürliche Verbote nicht erhalten, und so lösten denn Zinsbestimmungen verschiedenster Art einander ab, bis endlich Kaiser Justinian 6% als den gewöhnlichen Zinsfuß, 8% als solchen für Kaufleute, und 4% als Norm für Darlehne von vornehmen Leuten — nicht an sie — feststellte.

Weniger einsichtsvoll als die praktischen Heiden erwiesen sich Anfangs die christlichen Rechtsgelehrten und Staatsmänner. Sie verwechselten Zweierlei miteinander, das durchaus von einander geschieden werden muß: die Wohlthätigkeit und die Geschäftsthätigkeit. Sie sagten geradezu: es sei unerlaubt und gottlos, überhaupt Zinsen zu nehmen, man müsse seinem Nächsten umsonst und aus Barmherzigkeit aufhelfen, dürfe dafür kein Entgelt von ihm verlangen. So sprach das kanonische Recht, so dekretirten die Päbste. Und während sie für unbedenklich hielten, Ablaßzettel zu verkaufen und daraus mehr Interessen zogen, als irgend ein Kapitalist je von seinem Gelde, galt Jeder, der mehr einnahm als er dargeliehen, für einen sündigen Ketzer.

Das Irrthümliche dieser Anschauung mochte von Haus aus auf etwas Richtigem beruhen, nämlich darauf, daß unter den Darlehnsfällen viele sind, in denen die bloße äußerste Noth, nicht das einfache Bedürfniß obwaltet. Ein ganz dürftiger Mensch freilich, der Geld leiht, nicht um damit etwas Einträgliches anzufangen, sondern blos zu dem Zweck, um seinen und der Seinigen alleräußersten Hunger zu stillen — dem wird es schwer werden, das erborgte Kapital zurückzuzahlen; noch schwerer, ja unmöglich, es obendrein zu verzinsen. Aber ist das nicht gerade so bei jedem Kauf von Lebensmitteln? Dem ganz Armen wird es eben so sauer, das Geld für's Brod zu erschwingen. Soll deßhalb etwa der Bäcker nicht nur ihm, jenem Armen, sondern überhaupt Allen das Brod umsonst, oder um den bloßen Kostenpreis verabreichen? Die übertriebene Rücksicht auf die Armen ist nie gut, wenn sie das ihr allein zuständige Gebiet der Armenpflege überschreitet und in die Gesetzgebung und die Volkswirthschaft hineinpfuscht. Da kann sie wohl Reiche arm, aber keinen Armen reich machen.

Traurig genug hätte es um die volkswirthschaftlichen Verhältnisse in Deutschland gestanden, wenn diese päbstlichen Gesetze auch streng befolgt worden wären. Sie wurden es aber nur buchstäblich. Erstens deutete man sie so, daß sie nur für Christen Geltung haben können, und da ersanden denn deutsche Reichsfürsten und Reichsstädte ein sinnreiches Mittel, Geldgeschäfte zu machen, ohne wider die päbstlichen Dekrete zu sündigen. Sie gaben den Juden die Erlaubniß zu Zinsgeschäften, ließen sich dafür von diesen Schutzgeld zahlen und erlangten so durch sie Zinsen, wie die Katze die Kastanien aus dem Feuer. Daher kommt es, daß die deutsche Reichspolizeiordnung von 1577 den Juden wörtlich „5% zum Wucher zu nehmen", erlaubte. Es mochte wohl auch mehr mitunterlaufen. Die zweite, angemessenere Art jenes Zinsverbot zu umgehen, war der sogenannte Rentenkauf. Der Gläubiger erkaufte sich vom Schuldner eine Jahresrente dadurch, daß er ihm ein Kapital zahlte. Dies blieb nun, solange der Schuldner seine Rente richtig abführte, in dessen Händen, so daß es ihm allein und nicht dem Gläubiger freistand, das Kapital zu kündigen und damit dessen Rückzahlung herbeizuführen. Für diese Rentenkäufe bildete sich der Zinsfuß von 5% Anfangs durch Gewohnheit, nachmals durch Reichsgesetz aus. Und von daher ward dieser Zinsfuß später, als man sich auch von jenen päbstlichen Verboten freimachte und gesündere volkswirthschaftliche Anschauungen gäng und gäbe wurden, auf Darlehne überhaupt verbreitet, bis endlich für Wechsel noch ein sechster Zinsthaler hinzutrat, freilich nicht ohne vielfaches Hin- und Herschreiben der Rechtsgelehrten, welche „über die Rechtmäßigkeit des sechsten Zinsthalers in Deutschland" allerlei Gedanken und Bedenklichkeiten vorbrachten.

Unser Sachsen, das im Gebiete der Rechtsgesetzgebung schon in früheren Jahrhunderten den anderen deutschen Staaten vorangeleuchtet, hat jenem päbstlichen Zinsverbot nie völlig sich unterworfen. Schon im Jahre 1550 wurden 5% als Zinsfuß für Darlehne, 1704 6% für Wechsel und Darlehne an den Landesherrn oder die Kriegskasse gesetzlich nachgelassen. Von da aus verbreiteten sich erst die ähnlichen Bestimmungen im übrigen Deutschland. Ja, im Jahre 1702 ward in Sachsen sogar ein Gesetz erlassen, das den Zinsfuß von 5% nur auf Hypotheken beschränkte, für sonstige Vorschüsse aber ihn auf 8%, bei Kaufleuten auf 10%, bei Darlehnen an den Landesherrn und die Kriegkasse auf 12% erhöhte. Diese Erweiterung ward indeß zwei Jahre darauf wieder beseitigt, nur daß bei Geldvorschüssen auf wenige Tage oder Wochen an Zinsen etwas mehr verstattet blieb; eine Bestimmung, die noch heute existirt, jedoch gerichtsbräuchlich wohl kaum auf Darlehne über Monatsfrist und auf Zinsen über 12% ausgedehnt wird.

Im Uebrigen gilt noch heute bei uns 5%, beziehendlich bei Wechseln 6%, als der landesübliche Zinsfuß, also der Sache selbst nach noch immer der römische Hausrath: die Darlehnstaxe.

Die Strafen für Uebertretung dieses höchsten Zinsfußes waren zu verschiedenen Zeiten verschieden. Von jeher waren in Sachsen die Wucherer als „öffentliche Leutschinder und Landverderber" geächtet. Die Hauptstrafe von ehemals war ebensowohl für den Staat oder, was damals das Nämliche war, für den Landesherrn, als für den Schuldner verlockend genug. Die ganze Forderung fiel dem Fiscus zu, und der bewucherte Schuldner, welcher sich zum Denuncianten hergegeben hatte, erhielt den vierten Theil davon, brauchte also von dem, was er erborgt, nur ¾ dem Fiscus zu zahlen und war mit dem Gläubiger quitt. Ein glänzendes Geschäft für ihn! Umgekehrt dagegen mußte er ¼ an den Fiscus zahlen, wenn er die Denunciation unterlassen, seinen Gläubiger ehrlich bezahlt hatte und es doch hinterdrein herauskam, daß er bewuchert war! Also der Staatsschatz zog ganz hübsche Procentchen vom Wucher hier oder dort. Diese offenbare Unsittlichkeit existirt längst nicht mehr; heutzutage wird nur der Wucherer, nicht mehr der Bewucherte bestraft, und Niemand ge-

zwungen, als Denunciant aufzutreten und sich selbst das nicht eben ehrenvolle Zeugniß auszustellen: wie sein Credit so schlecht stehe, daß er sich habe das Fell über die Ohren ziehen lassen.

Nach dem neuen sächsischen Strafrecht darf Niemand bei einem Darlehnsgeschäfte mehr als die gesetzlichen Zinsen sich bedingen oder annehmen. Und wer es doch thut, muß — wenn es herauskommt — zwei- bis zehnmal so viel als er erwuchert, an Strafe zahlen, die natürlich nicht dem Schuldner, sondern nur dem Staatsschatz zufällt. Und läßt sich der Betrag des Erwucherten nicht genau bestimmen, so kann bis zu 5000 Thlr. gestraft werden. Ebenso verfällt in Strafe, wer größere Summen oder bessere Münze, als er dargeliehen, sich zahlen oder versprechen läßt, wer eine Vergütung für Darlehnsgestundung annimmt oder sich bedingt; noch mehr, wer statt baaren Geldes Sachen, Creditpapiere nach einem höheren als dem Courswerthe verborgt. Wer gewerbmäßig wuchert, erhält außerdem Gefängniß- oder Arbeitshausstrafe; wer das Wuchergeschäft durch falsche Vorspiegelungen umkleidet und dadurch den Schuldner täuscht, wird als Betrüger gestraft, und endlich die Unterhändler bei wucherlichen Darlehnsgeschäften — diese schlimmste und gefährlichste Klasse — verlieren ihr Mäklerlohn, müssen es, falls sie es schon haben, wieder herausgeben und werden bis zu 100 Thlrn. gestraft.

Höhere Zinsen als die gesetzlichen sind nur dann nachgelassen: wenn die Obrigkeit es im besonderen Falle ausdrücklich erlaubt, bei Staatsanleihen und ähnlichen Unternehmungen, bei Leihhäusern und bei kaufmännischen Geschäfts- und Betriebsdarlehnen.

Schon als diese Bestimmungen berathen wurden, kam bei Regierung und Ständen in Frage: „ob nicht dem schädlichen Wucher am Besten durch gänzliche Freigebung des Zinsfußes vorgebeugt werde, indem eben die Concurrenz ehrlicher Geschäftsleute dem eigentlichen Wucher von selbst ein Ende machen werde." Doch gingen beide Factoren der Gesetzgebung damals, also vor einigen Jahren, davon aus: eine solche Abänderung des bestehenden Rechtes greife zu tief ein und trete mit der Volksansicht in zu schroffen Widerspruch. Dennoch haben die Stände damals eine Revision der bürgerlich-rechtlichen Zinsgesetze beantragt; und wie Zeitungsnachrichten besagen, soll dem nächsten sächsischen Landtage ein dahin gehendes Gesetz vorgelegt werden.

Und in der That scheint es hierzu hoch an der Zeit zu sein. In den beiden großen Nachbarstaaten, Preußen und Oesterreich, haben bereits seit Jahresfrist die Regierungen der Frage sich bemächtigt und von den verschiedenen Behörden und Handelskammern Gutachten hierüber eingefordert. Sie sind meist dahin ausgefallen, daß die Zinsgesetze Handhaben und Lockspeisen für die Wucherer sind, daß die Wucherstrafgesetze hinterdrein nicht so viel strafen können, als zuvor durch die Zinsbeschränkungsgesetze Gelegenheit zum Wucher gegeben worden ist. Nicht blos die Handelswelt, welche den Werth und die wachsende Bedeutung des Geldes, je freier dasselbe sich bewegen darf, praktisch am Besten zu beurtheilen im Stande ist; nicht blos die Gelehrten, welche aus dem reichen Schacht der Geschichte und aus dem Erfahrungsschatz der menschlichen Erfindungen und Bestrebungen in alter und neuer Zeit die Gesetze und Normen für Volkswirthschaft herleiten: — auch der schlichte Bürger und Handwerker ist allmälig, leider zum großen Theil durch eignen Creditmangel und selbstgemachte bittere Erfahrung zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Zinsschranken auch Gewerbschranken sind, daß die Zinsgesetze auf derselben Linie stehen, mit manchem veralteten Zunftzopf. Das hat sich bei den Berliner Stadtverordneten gezeigt, welche in diesem Jahr sich für gänzliche Aufhebung jener Gesetze — die in Preußen den unseren ziemlich ähnlich sind — aussprachen.

Es fragt sich daher: ob bei uns wirklich die Volksansicht dahingeht, daß die Zinsgesetze nothwendig und heilsam seien, ob das sächsische Volk eine andere Ansicht hat als das preußische, das österreichische?

Diese Frage sind wir unseres Ort ebensowenig befugt zu verneinen, als zu bejahen.

Begründen aber dürfen wie unsere Ansicht, ja Ueberzeugung: daß das Volk wohl daran thut, in den Zinsschranken Hemmnisse des Verkehrs, somit der Volkswohlfahrt, zu erblicken.

Das Geld hat Zweierlei zu bedeuten: erstens ist es Tauschmittel, zweitens Waare. Im augenblicklichen Verkehr des gewöhnlichen Lebens gewinnt es nur die erstere Bedeutung. Geht man aber genauer auf die Sache ein und sieht man das Geld nicht blos darauf an, daß es jetzt da ist und was es augenblicklich soll, sondern faßt man seine Vergangenheit und Zukunft in's Auge: so erhält das Geld jenen höheren Werth einer Waare. Dem rückwärts gewandten Blick erscheint das Geld als das Ersparniß aufgewendeter Arbeit, dem vorwärts gekehrten als Düngemittel für neue Ernte, als Einsatz zu kommendem Gewinn. Das Geld ist todt in todter Hand, lebendig in lebender. Besteht sein Werth darin, daß weniger von ihm vorhanden ist als gebraucht wird, so kommt es eben zur Erhöhung seines Werths darauf an, daß man es dorthin führe, wo es am Meisten gebraucht wird. Erschließt das Geld die Pforten für alle gewerblichen und kaufmännischen fruchtreichen Unternehmungen, so wird einerseits Jeder, der nach solchen Verlangen trägt, Geldes begehren, andererseits der Kapitalist sein Geld eben demjenigen unter den vielen Borglustigen zuwenden, welcher größeren Gewinn zu erlangen hofft oder mit geringerem Reinertrag sich begnügen will und deshalb ihm am Meisten dafür bieten kann. So erscheint das Geld als vielgesuchte Waare auf dem Geschäftsmarkt; und Angebot und Nachfrage setzen in einfachster Weise ebenso die Preise des Geldes fest, wie sie z. B. im Kleinen die Brod- und Fruchtpreise, — bei geordneten Marktverhältnissen — ganz ohne alle lästige Taxen regeln.

Der Kapitalist hat wiederum Zweierlei zu erwägen: einmal, daß er den thunlichst großen Gewinn aus seinem Geld zieht und zweitens, daß er damit möglichst sicher fährt. — Beide Rücksichten halten sich die Wage. Je mehr Gewinn, desto geringere Sicherheit. Nämlich so: Wer Geld sucht, der hat das umgekehrte Interesse, möglichst wenig Zins zu zahlen. Bietet er nun Sicherheit dar, sei es, daß er Grundbesitz oder bewegliches Eigenthum verpfändet, einen guten Bürgen stellt, oder viel persönlichen Credit genießt, so wird es ihm weit leichter, Geld zu bekommen. Es werden dann ihm die Kapitale angeboten, und er hat die Auswahl, mit ihr die Füglichkeit, möglichst niedrige Zinsbedingungen zu stellen. Wer dagegen keine Sicherheit bieten kann, dem wird es schwer, einen Gläubiger zu finden und er muß dann zahlen, was dieser verlangt. Läßt der sich einen hohen Zins versprechen, so thut er es eben, um sich einigermaßen vor dem möglichen Schaden zu decken, daß der unsichere Schuldner überhaupt nicht zahlt. Die hohen Zinsen bilden dann die Assekuranzprämie und es tritt dann das nämliche Verhältniß ein, wie bei Lebensversicherungsgesellschaften. Je älter man sich einkauft, desto höher die Prämie, weil desto mehr Gefahr vorhanden ist, die Police bald auszahlen zu müssen; je unsicherer ein Gläubiger, desto höher der Zins, weil desto mehr Gefahr, das Kapital zu verlieren. Mit den hohen Zinsen deckt sich da der Kapitalist.

Also ist es der Fall bei gesunden, naturwüchsigen Zinsverhältnissen ohne Taxe und ohne Zwang.

Aber der Realcredit, der Grundbesitz, wie kann der einen ungeregelten Zinsfuß aushalten? Also werden Viele einwenden. Und in der That sind sogar unter den Gegnern der Zinsbeschränkung Stimmen dahin laut geworden, es solle nur der Personalcredit unbeschränktem Zinsfuß unterworfen werden; so hat sich z. B. der Stadtrath von Berlin ausgesprochen. Als wenn sich persönlicher Credit von dem auf Grund und Boden haftenden so leicht trennen ließe, als wenn es nicht Hypotheken die schwere Menge gäbe, die auch nicht die geringste dingliche Sicherheit gewähren.

Wer aber meint, bei freiem Zins würde eine gute, sichere Hypothekenforderung höher verzinst werden müssen als jetzt, der irrt. Der Grundsatz: je sicherer das Kapital, desto geringer

der Zinsfuß, wird sich allemal bewähren. Durch die Freigebung der Zinsen wächst die Concurrenz der Darleiher, nicht die der Darlehnsfuchenden. Namentlich wird hierdurch die Zahl der Hypothekenaufnehmer nicht vermehrt. Also von dieser Seite tritt keine Aenderung ein. Und wenn auch dann Mancher, der heute gegen mäßigen Zinsfuß Hypothekenforderungen außenstehen hat, nach mehr Zinsen Verlangen tragen sollte: so wird doch der Grundbesitzer immer noch andere, solide Leute finden, die ihr Geld zu mäßigem Zinsfuß sicher anlegen wollen. Der Zinsfuß wird stets im Allgemeinen bei sicherem Grundbesitz niedriger stehn als beim Personalcredit. Was aber dann dem Grundbesitz zu Gute kommen wird, das ist die größere Leichtigkeit der Geldaufnahme. Jeder Grundbesitzer weiß, wie schwer es heutzutage wird, auf ganz gute Hypotheken Geld zu bekommen, welche Mühe und welche Prozenetika selbst bei den solidesten Geschäften aufgewendet werden müssen. Woher kommt das? Weil rechtschaffene Kapitalisten mehr und mehr sich des Geldverborgens enthalten, weiter und weiter sich zurückziehen von einem Gebiet, auf dem die Wucherer hausen. Ja, auch in die Grund- und Hypothekenbücher sind sie schon eingedrungen, diese wohlbekannten Namen. Und warum nicht? Kann man doch Forderungen kaufen so niedrig man will; und so ist denn die Cession von Hypotheken eines der einträglichsten Wuchergeschäfte geworden. Schlimmer kann es nicht werden als jetzt unter Herrschaft der Zinsgesetze; aber besser werden ohne diese, das muß es. Es wird immer Leute geben, die ihr Geld sicher wissen wollen bei geringem Ertrag; und wiederum Waghälse, die dem Spieler an der Bank gleich gegen hohen Zins ihr Kapital riskiren.

Aber diese Kreditlosen? Wird nicht der bedeutende Zins sie vollends ruiniren? Das muß freilich Jeder, der mündig ist, mit sich selbst abmachen. Es schützt Einen ja sonst Niemand vor bloßen Uebertheuerungen und es gilt ja sonst und mit Recht der Satz: daß der Staat keinen selbstständigen Bürger bevormunden soll und „nicht den Champion für jeden Einfältigen zu machen" braucht. Indeß auch hier kann's nicht schlimmer werden als jetzt, nur besser.

Vorab die ganz Creditlosen, d. h. die Bettler — nun denen Etwas zu borgen, anstatt für sie zu sorgen, ist eine Sünde; das Nämliche gilt von den arbeitslosen Herumtreibern. Ein arbeitsfähiger, arbeitswilliger Mensch dagegen ist wohl nie ganz creditlos bei freien Zinsverhältnissen. Wohl aber jetzt, denn heutzutage bestimmt ja — von verhältnißmäßig wenigen Großherzigen, die aus Gemeinsinn und Wohlthätigkeit Vorschüsse geben, abgesehen — Niemand anders als das Corps der, bald mehr, bald weniger vom Gesetzespfade abweichenden Wucherer das Angebot und den Credit. Auf bloßen Schuldschein oder Wechsel hin kann heutzutage in der Regel selten Jemand Geld bekommen, ohne von vornherein oder allmälig in die schmählichsten Wucherklauen zu gerathen. Nur ein Mittel hilft: Entfesselung des Geldes, Erlaubniß an alle Redlichen, ihr Geld um beliebigen Zinsfuß zu verleihen, ohne deshalb Strafe oder den mit dem Wuchertreiben verbundenen gesellschaftlichen Makel zu befürchten. Dieser Makel liegt nicht sowohl im Geldverleihen, als in dem ungesetzlichen Zinsfuß, als in den habgierigen Manieren der gesetzwidrigen Verleiher. Jetzt gilt der Umgang mit einem Wucherer als Todesstoß für den Credit. Dieser gesellschaftliche Makel im Verein mit der immerwährenden Furcht vor Anzeige und Strafe, ist für den Wucherer ein ganz richtiger Grund, den Zinsfuß zu steigern. Denn wer wird umsonst solcher Höllenangst und so mancher Mißdeutung sich aussetzen? Er ähnelt darin noch manchen anderen menschlichen Geschöpfen, die auch ihre Entwürdigung sich theuer bezahlen lassen. Von alle Dem ist bei freiem Zinsfuß nicht mehr die Rede. Dann haftet kein Makel, keine Strafbarkeit mehr auf dem Darlehn und dessen Geber, die Mitbewerbung billigdenkender Kapitalisten tritt ein und der Zinsfuß sinkt nicht nur um diese Verbrechensprämie, sondern noch tiefer herab. Je mehr Geld zu verleihen ist, desto geringer ist die Nachfrage der Schuldner bei dem Einzelnen, mit desto geringerem Zins muß sich also der Kapitalist begnügen.

So verlangt es der gesunde Menschenverstand und die Erfahrung, deren Grundsätze die Volkswirthschaftslehre aufsucht und feststellt. Aber auch die **Gerechtigkeit** erheischt es. Ihr widerstrebt es, daß der Hausbesitzer soll können 10 bis 15% aus der Miethe herausschlagen und der Kapitalist nur 5, wenn's hoch kommt 6%. Ihr ist nicht damit gedient, daß wir, minder consequent als die alten Römer, das eine Stück vom alten Hausrath — die Zinsschranke — beibehalten, das andere dagegen — das Verbot: Forderungen weit unter ihrem Nennwerthe aufzukaufen und dann doch zu dessen vollem Betrage einzuziehen — aufgegeben haben. Hierdurch kann sich jeder Wucherer hinter einen gültigen Forderungskauf verstecken und so unentdeckt noch viel übler wirthschaften. Und am Allerwenigsten wird der Gerechtigkeit entsprochen, wenn sie, wegen Mangels an überführendem Beweise an dem einen, dem strafenden Arme gelähmt, mit der andern Hand, in der sie die Waage hält und über Mein und Dein richtet, dem straflosen Verbrecher die erwucherte Beute zuerkennen, sein unglückliches Opfer verurtheilen muß.

Darum: Strafe für Diebe, Strafe für Betrüger, Strafe für alle Die, welche das Darlehn zu verbrecherischen Zwecken habgierig mißbrauchen, namentlich aber Strafe Denen, die Unmündige zu Gelddarlehnen und daran sich knüpfenden Verschwendungen verführen. Entfesselung aber dem Zinsfuße; das Gesetz nicht des Staates, sondern der Volkswirthschaft allein mög' ihn regeln. Und wird dann auch nicht aller Wucher und nicht alles Elend beseitigt — thöricht wäre es, das zu hoffen! — so wird doch die Volkswohlfahrt bedeutend gewinnen, das traurige Geschick der in Wucherhände Gefallenen immer seltener werden und der Bettelstab, an den der Wucher so Viele gebracht, endlich einmal zum Stab werden, der über dem schändlichen Wuchertreiben selbst gebrochen wird.

Dresden, den 1. October.

— Vorgestern Nachmittag ist Se. Majestät der **Kaiser von Oesterreich** von Wien hier eingetroffen und im königl. Schlosse abgestiegen. Der Kaiser hat sich gestern mit Sr. Majestät dem Könige und den übrigen am hiesigen Hofe anwesenden fürstlichen Gästen zu den in hiesiger Umgegend stattfindenden Manövern begeben und ist heute früh nach Weimar abgereist. — Morgen Vormittag wird der **Kaiser von Rußland** in Dresden erwartet, und, wie es heißt, wird auch gleichzeitig der Kaiser von Oesterreich auf der Rückreise von Weimar nach Ischl wieder hier eintreffen.

— Die am 28. Septbr. vor Sr. Majestät dem Könige stattgefundene große **Revue** und **Parade** des im hiesigen Ostragehege concentrirten Armeecorps wurde vom schönsten Wetter begünstigt und hatte von nah und fern eine außerordentlich große Zahl von Zuschauern herbeigeführt. Se. Majestät der König erschien ½12 Uhr auf dem Paradeplatze in Begleitung des Kurfürsten von Hessen, des Prinzen Albrecht von Preußen, des Großherzogs von Sachsen-Weimar und des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, sowie des Herzogs von Sachsen-Altenburg, des Herzogs von Nassau und des Erbprinzen von Sachsen-Meiningen und einer glänzenden Suite, unter welcher sich viele fremde Offiziere befanden. Das sehenswerthe militärische Schauspiel wurde erst gegen 3 Uhr beendigt. — Am 29. Sept. haben dann die Manöver in hiesiger Umgegend begonnen, welche mit dem heutigen Tage enden. Für diese Uebungen war von Sr. königl. Hoheit, unter dessen Befehl das Armeecorps gestellt ist, folgende Generalidee gegeben: „Dresden ist von einem Nordcorps besetzt und provisorisch befestigt; auf der Straße über Pirna nach Nollendorf, sowie über Dippoldiswalda nach Altenberg ist je eine Division zur Beobachtung der resp. Gebirgsübergänge entsendet worden. Die erste Armeedivision gehört der Besatzung von Dresden an. Ein Südcorps hat sich bei Bilin zum Einfall in Sachsen formirt und tritt den Vor-

marsch in zwei Hauptcolonnen, die eine über Rollendorf, die andere über Altenberg an. Die zweite Armeedivision gehört der auf der Altenberger Straße vorrückenden Colonne an.“ Die Truppen sind hiernach in zwei Armeedivisionen getheilt, wovon die erste unter dem Commando des Generalmajor v. Treitschke stehende Division das bei Dresden befindliche Nord-Corps, die zweite unter dem Commando des Generalmajor v. Friederici bei Kesselsdorf aufgestellte Armeedivision dagegen das Süd-Corps bildet. Für die Operationen beider Corps war im Allgemeinen folgende Disposition gegeben: Das Süd-Corps kommt von Bilin (1 Corps über Altenberg, 1 Corps über Rollendorf) und lagert sich bei Kesselsdorf, um Dresden anzugreifen. Den 29. früh rückt das Nord-Corps eine halbe Stunde vor Kesselsdorf bis Pennrich und greift das Süd-Corps an; nach wiederholten Angriffen wird aber das erstere zurückgedrängt und bis vor Dresden verfolgt. Hier erhält es jedoch Verstärkung, wodurch das Süd-Corps von einem weiteren Vordringen aufgehalten wird. (Halt. Bivouac.) Den 30. wird das Süd-Corps durch Umgehung seiner rechten Flanke vom Plauen'schen Grunde her bedroht. So wie der Angriff auf beiden Seiten erfolgt, wird das Süd-Corps von der bei Löbtau stehenden Reserve des Nord-Corps heftig angegriffen und sieht sich gezwungen, in seine frühere Stellung bei Kesselsdorf zurückzukehren. (Halt. Bivouac.) Am andern Tage, den 1. Oct., hat das Süd-Corps sein Reserve-Corps, welches von Altenberg bis Freiberg herangerückt ist, zur Verstärkung an sich gezogen und erwartet den Angriff des Nord-Corps, der auch in aller Frühe erfolgt. Das Resultat hiervon ist, daß, indem der Plauen'sche Grund von dem Süd-Corps, resp. deren Reserve, genommen und das Nord-Corps somit von Dresden abgeschnitten wird, sich das letztere zurückziehen muß und bei Gohlis und Stetzsch, ungefähr in der Gegend von Radebeil, über die Schiffbrücke geht. Die Schiffbrücke wird dann unter dem Feuer der Truppen abgebrochen. Dieser Rückzug, womit das militärische Schauspiel endigt, wird als einer der interessantesten Momente der dreitägigen Uebungen bezeichnet, und es hat sich deshalb schon heute am frühen Morgen eine große Menschenmenge nach jener Gegend begeben.

— Aus dem Gerichtssaal. Aus den Verhandlungen des hiesigen Bezirksgerichts in den letzten acht Tagen ist als bemerkenswerth zunächst ein Einspruchsfall vom 25. v. Mts. zu erwähnen. Er betraf eine gewöhnliche Injuriensache, die weiter nicht von Belang war. Dabei beschwerte sich aber der Einspruch-erhebende darüber, daß ihn der Actuar nicht als „Herr“ betitelt habe. Mit großer Geistesgegenwart hielt ihm der Herr Vorsitzende ein, wie wenig auf diesen Titel ankommen könne, da er ja eben selbst „der Actuar“, anstatt „der Herr Actuar“ gesagt. Man findet die Empfindlichkeit, sich durch ein fehlendes „Herr“ verletzt zu sehen, gar oft. Und allerdings versteht sich's von selbst, was dem Einen Recht, ist dem Andern billig. Aber gar solches Gewicht auf dies Wörtlein, das doch immer nur den Schein, nicht das Wesen eines Herren giebt, zu legen, das wird geradezu lächerlich. — Am 30. v. Mts. ward der Bergarbeiter Ihle aus Rothenfurth bei Freiberg in 2 Jahre 3 Monat Zuchthaus verurtheilt. Erst 31 Jahr alt, hatte er bereits ein ziemlich bewegtes Verbrecherleben hinter sich und in Sachsen wie in Oesterreich Gefängnißstudien gemacht. Im Juli d. J. ward er nach dreijährigem Aufenthalt aus dem Arbeitshaus entlassen, und 3 Wochen darauf wurde er wieder eingezogen, um nun zur höhern Stufe, dem Zuchthaus, reif erklärt zu werden. Nach mehreren andern, in Zwickau bei Goldarbeitern, Uhrmacher und Schneider verübten Diebereien, hat er einem hiesigen Banquier, der Director einer Bergwerksgesellschaft ist, 25 Thlr. abzuschwindeln versucht, unter dem Vorgeben: er sei Obersteiger, komme im Auftrage jener Gesellschaft und bedürfe des Geldes zum Ankauf eines Compasses für sie. Der im Banquiergeschäfte anwesende Cassirer traute nicht recht, schickte Jemanden mit ihm zu dem betreffenden Mechanikus und dort erhielt er auch wirklich einen Compaß im Werthe von 8 Thlrn. — Aber dieser Strich durch die Rechnung störte den Schwindelgeist nicht. Er ging später allein zum Mechanikus und ließ sich von diesem die 8 Thlr., welche für den Compaß gezahlt waren, unter Bestellung eines angeblich erforderlichen größeren, herausgeben. Auf diese Weise hatte er 25 Thaler erschwindeln wollen, 8 Thaler wirklich erschwindelt. Wieder ein Mahnruf an Geschäftsleute zur Vorsicht! — Heute feiert das neue öffentlich-mündliche Strafverfahren in Sachsen seinen ersten Jahrestag. Wer aufmerksam den Verhandlungen im, und den Berichten aus dem Gerichtssaal gefolgt ist, der wird mit uns die Freude theilen und die Genugthuung darüber, daß dieses Jahr uns einen großen Schritt auf der Bahn des Guten vorwärts gebracht hat. Es hat die anfängliche Abneigung der gegen alles Neue von vornherein Mißgestimmten zum guten Theil überwunden, hat die Ansicht, als handle es sich um bloßes Schaugepränge, gründlich widerlegt, hat den Sinn für Wahrheit und Recht, die Theilnahme an öffentlichem Wesen, namentlich — was nicht hoch genug zu stellen — die Achtung vor der Zeugenpflicht gehoben, Rechts- und Gesetzeskenntniß verbreitet und immer mehr verhindert, daß Jemand ungewarnt fehlen kann. Und vor Allem gebührt dem Bezirksgericht, dessen Verhandlungen diese Blätter regelmäßig gefolgt sind, die Anerkennung, daß es dem Lande als Muster vorangeleuchtet hat. Wie seine Thätigkeit die umfassendste im Lande — auch im zweiten Vierteljahr d. J. hatte es die größte Zahl der Verhandlungen (41 von überhaupt 356), die meisten Angeschuldigten (49 von 549) — also haben auch seine Verhandlungen und Entscheidungen fortdauernd das regste Interesse hervorgerufen. Mag besonderer Ausführung es vorbehalten bleiben, darzuthun was an der neuen sächsischen Strafgesetzgebung im ersten Jahre ihrer Geltung zu wünschen übrig geblieben, so kann doch der heutige Jahrestag mit dem freudigen Gefühl der Befriedigung gefeiert werden, mit dem Bewußtsein, daß dieses Jahr die öffentlich-rechtlichen Verhältnisse unseres Vaterlandes — und dazu gehört das Strafrecht unbestritten — um ein gut Stück gefördert hat. —

Lommatzscher Pflege, 30. Septbr. Die Kartoffelernte ist hier ziemlich beendigt. Wenn das diesjährige Produkt an Quantität dem vorjährigen ein wenig nachsteht, so ist doch die Qualität der Frucht ausgezeichnet mehlreich. Die Kartoffelfäule war dieses Jahr etwas schlimmer, als im vorigen und es dürften zwei bis drei Procent auf kranke Knollen zu rechnen sein. Mäuse und Engerlinge, die heuer massenhaft auftraten, haben einige Verwüstungen unter den Kartoffeln angerichtet. — Die Bestellung der Herbstsaaten ist bei dem andauernd schönen Wetter dieses Jahres trefflich von statten gegangen. Das Gespann des Landmanns hat in der Saatzeit fast nie ruhen dürfen. Die Aecker haben sich ausgezeichnet conservirt und sind vom Unkraute gereinigt. Wenn eine gute Herbstsaat begründete Hoffnung zum Gedeihen der Winterfrüchte giebt, so dürfen wir einer abermaligen guten Ernte entgegen sehen. Raps und Rübsen stehen üppig und kräftig.

Leipzig, 30. Septbr. Die wegen Befreiung politischer Gefangenen aus dem Voigtlande und dem Leipziger Kreisdirektionsbezirk seit einigen Jahren geführte sogenannte Oschatzer Untersuchung ist nunmehr zum endlichen Austrage gelangt. Dem Vernehmen nach ist von den 49 Betheiligten aus Leipzig, Wurzen, dem Voigtlande &c. nur Einem, einem Leipziger Kaufmann, ein Straferlaß in der Art geworden, daß er statt zehn Monaten Landesgefängniß nur sechs Monate Bezirksgefängniß zu verbüßen hat; bei allen Uebrigen ist es bei den betreffenden Urteln, welche Gefängniß von sechs Wochen bis zu einem Jahre aussprachen, verblieben, auch bei den mitverurtheilten Frauen.

(D. A. Ztg.)

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 14 Ngr. 5 Pf., Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.

Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99¼.

Dresden, den 1. Octbr. 1857.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.

(Hierzu: „Der Dampfwagen“ Nr. 40 nebst einer Beilage.)

Freitag, Nr. 41. 9. October 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Die Würtemberger sollen ihre Errungenschaften aus den Jahren 1848 und 1849 ziemlich theuer bezahlen. Die Standesherren, ehemals reichsunmittelbaren Rittergüter und sonstigen früheren Berechtigten verlangen nämlich nachträglich für die ihnen in jenen Jahren durch die Gesetzgebung entzogenen Rechte die bedeutende Summe von 16,382,000 Fl. Die Regierung hat diese Forderung unter gewissen Bedingungen anerkannt und es liegt nunmehr diese Angelegenheit den Ständen zur Beschlußnahme vor. Auch die Jagdfrage ist wieder aufgetaucht und es sollen die früheren Berechtigten dergestalt entschädigt werden, daß für die Waldjagd 10 Kr. und für die Feldjagd 8 Kr. für jeden würtembergischen Morgen gewährt wird. Die Entschädigung wird in vierprocentigen Obligationen ausgezahlt, deren Tilgung auf dem Wege der Verloosung erfolgen soll. — Im Großherzogthum Hessen ist den Ständen ebenfalls ein Gesetzentwurf vorgelegt worden, welcher das i. J. 1848 gesetzlich aufgehobene Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden im Princip wieder herstellt, zugleich aber die Modalitäten enthält, unter welchen dieses Recht abgelöst werden kann.

Der am 24. Sept. in Hanau begonnene Proceß gegen die dasigen Turner hat am 2. Oct. mit der Freisprechung der vor dem Gericht erschienenen Angeklagten geendigt. Im Ganzen waren ursprünglich 200 Turner angeklagt worden, sich im Mai 1848 an dem bewaffneten Zuge nach Baden betheiligt und sich somit des versuchten Hochverraths schuldig gemacht zu haben. Im Laufe der langwierigen Untersuchung fand man jedoch nur bei 43 Personen ausreichenden Grund zur Fortstellung der Klage, und von diesen waren wiederum die meisten im Auslande. Die Zahl der vor Gericht erschienenen Angeklagten beschränkte sich demnach auf 20 und unter diesen befanden sich vier, welche zeither als politische Flüchtlinge im Auslande gelebt, sich aber infolge der gerichtlichen Aufforderung gestellt hatten. Die Proceßverhandlungen nahmen, trotz ihrer langen Dauer, die vollste Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch und der Gerichtssaal war stets von Zuhörern überfüllt, bis am 2. Oct. das Verdict der Geschwornen erfolgte. Die den Letzteren vorgelegte Hauptfrage bezog sich auf den Charakter der badischen Bewegung. Es wurde von den Geschwornen verneint, daß dieser ein revolutionärer gewesen sei, vielmehr angenommen, daß die Angeklagten nur zum Zwecke der Aufrechterhaltung und Durchführung der Reichsverfassung an den Vorgängen in Baden sich betheiligt hätten. Mit der Verneinung dieser Frage fiel der subjective Thatbestand des Verbrechens hinweg; somit mußte die Beantwortung aller übrigen Fragen unterbleiben und die vollständige Freisprechung erfolgen. Dagegen sind die nicht vor dem Gericht erschienenen Angeklagten, je nach dem Grade ihrer Betheiligung, zu drei- bis achtjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden, weil nach den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen alle im Anklageact ihnen zur Last gelegten Thatsachen, mithin auch die hochverrätherische Tendenz, als wahr angenommen werden müssen, sobald sie der Aufforderung zum Erscheinen vor Gericht nicht Folge geleistet haben.

Preußen. Der Prinz Murat hat am 2. Oct. dem Könige von Preußen in Potsdam ein Schreiben des Kaisers Napoleon überreicht; seitdem spricht man davon, daß der französische Kaiser wahrscheinlich noch in diesem Herbste dem preußischen Hofe einen Besuch abstatten werde.

Die in Berlin erscheinende officielle „Zeit" stellt die Behauptung auf, daß die St.-Helena-Medaille nur an diejenigen Krieger verliehen werden solle, welche in der französischen Armee selbst gedient haben. Es könnten hiernach alle diejenigen Angehörigen deutscher Staaten, welche in der Rheinbundarmee an den Feldzügen des Kaisers theilgenommen, keine Ansprüche auf dieselbe machen, und der Kreis der Anspruchsberechtigten beschränke sich vielmehr auf die alten Krieger des linken Rheinufers, während dasselbe mit dem französischen Reiche unmittelbar verbunden war. Diese Auffassung des officiellen Blattes scheint indessen doch nicht ganz richtig zu sein, denn sonst würden die französischen Gesandtschafte[illegible] meisten der bisherigen deutschen Bewerber woh[illegible] gewiesen haben. Nach der Angabe des F[illegible] die Zahl der an den Ordenskanzler in [illegible] Deutschland eingegangenen Anmeldungen scho[illegible] 24. Sept. auf 5800.

Oesterreich. Seit acht [illegible]n wiederholt sich das Gerücht von einer bevorstehenden [illegible]deutenden Armeereduction, und es fehlt nicht an Stimmen[illegible] welche diese Maßregel als eine Folge der neuesten Monarch[illegible] Conferenzen hinstellen, obgleich es bekannt ist, daß diese Reduction schon seit längerer Zeit von dem Minister Freiherrn v. Bruck im Interesse der österreichischen Finanzen dringend befürwortet wurde. In engerem Zusammenhange mit dem Zusammentreffen des russischen und österreichischen Kaisers in Weimar scheinen die Gerüchte von dem nahen Rücktritte des Staatsministers v. Buol zu stehen. Dieser Staatsmann ist als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten während der orientalischen Wirren der Politik Rußlands zu entschieden entgegen getreten, als daß man ihm dies nicht in Petersburg nachtragen sollte; auch hat er durch seine mannhafte Haltung in der Donaufürstenthümerfrage es mit Frankreich verdorben. Es ist daher nicht unmöglich, daß die Annäherung Rußlands an Oesterreich den Rücktritt dieses gewandten Staatsmannes zur Folge hat. Für jetzt ist Graf v. Buol seiner leidenden Gesundheit wegen zu einer Brunnencur nach Karlsbad gegangen.

Der Notenumlauf der österreichischen Bank, welcher nach den gemachten Zusagen sich von Monat zu Monat vermindern soll, schwillt statt dessen immer höher an. Der in diesen Tagen erschienene Ausweis zeigt eine abermalige Vermehrung der Noten um vier Millionen gegen den Vormonat. Im Jahre 1820 betrug der Notenumlauf 52 Mill. Gulden, 1830 war er auf 112 Mill. gestiegen, und jetzt erreicht er die bedeutende Summe von 400 Mill. Gulden.

In Lemberg ist eine aus dem Mittelalter stammende Einrichtung wieder in's Leben gerufen worden. Die Regierung hat nämlich verfügt, daß die Juden nur in einem gewissen Bezirke der Stadt wohnen oder Handlungen eröffnen dürfen. Dem Beispiele der Hauptstadt folgen nun auch andere kleine Landstädte, so daß die alten Ghettos (Judengassen) bald überall wieder erstehen werden.

Italien. Der König Ferdinand von Neapel soll gegenwärtig, wie die Triester Ztg. mittheilt, damit beschäftigt sein, Documente zu ordnen, durch welche er den Höfen von Preußen und Oesterreich zu beweisen gedenkt, daß die Partei des Prinzen Murat bei der französischen Regierung einer directen und indirecten Unterstützung genießt und daß der Bruch mit Neapel nur zu dem Zwecke hervorgerufen worden ist, um die gegenwärtige bourbonische Dynastie zu stürzen. Daß die muratische Partei im Königreiche Sicilien zahlreiche Anhänger hat, deren Verbindungen bis nach Frankreich reichen, ist eine bekannte Sache; auch ist es mehrfach aufgefallen, daß der Kaiser Napoleon seinen Neffen, den Prinzen Joachim Murat, mit nach Stuttgart genommen hat. — In Syrakus hat man vor Kurzem eine Anzahl Männer verhaftet, welche der geheimen Gesellschaft „Zum blutenden Herzen Italiens" angehören. Diese Vereinigung soll sich über ganz Sicilien erstrecken und unter der oberen Leitung des bekannten Mazzini stehen.

Frankreich. Während die Pariser Blätter vor der Reise des Kaisers nach Stuttgart diesem Ereignisse eine außerordentliche politische Bedeutung beizulegen bemüht waren, sind sie nach der Rückkehr des Monarchen ziemlich stille geworden und es fehlt sogar nicht an Andeutungen, welche daran zweifeln lassen, daß die französischerseits an das Zusammentreffen in Stuttgart geknüpften Erwartungen vollständig in Erfüllung gegangen sind. Die englischen Blätter, welche ziemlich rückhaltslos über die Stuttgarter Reise berichten, sind bei ihrer Ankunft in der französischen Hauptstadt insgesammt mit Beschlag belegt worden, damit den Schilderungen der Regierungsjournale, welche den Franzosen den endlosen Jubel nicht genug beschreiben können, dem der Erwählte Frankreichs in Deutschland angeblich begegnete, kein Abbruch geschieht. — Auch bemüht man sich in Paris sichtlich, die politische Bedeutung der Zusammenkunft des Kaisers von Oesterreich mit dem Kaiser von Rußland abzuschwächen; man war auf dieses Ereigniß nicht vorbereitet und es scheint ebenso unerwünscht, als unerwartet gekommen zu sein, sonst hätte man vorher sicher nicht mit so viel Ueberhebung von der Isolirung Oesterreichs gesprochen. — Der Kaiser Napoleon hat sich nach seiner Rückkehr nur wenige Stunden in Paris aufgehalten. Wie immer bei seiner Abwesenheit sind die dasigen Blätter leer über die auswärtige Politik; über die inneren Zustände beobachtet man ohnehin tiefes Schweigen, und die Pariser Berichte sind daher gegenwärtig von keinem besonderen Interesse. Am meisten beschäftigt man sich noch mit dem Lager von Chalons und den dort stattfindenden militärischen Schauspielen. Der Kaiser hat seine Gemahlin mit dorthin genommen, welche, obgleich in dem Präfecturgebäude zu Chalons Alles zu ihrem Empfange vorbereitet war, es dennoch vorzog, das kaiserliche Lagerzelt zu beziehen; bei dem Feldmanöver sah man sie zu Pferde an der Seite des Kaisers, was natürlich den Soldaten nicht wenig gefällt. Wenn das Wetter schön bleibt, soll auch der kaiserliche Prinz ins Lager gebracht und der Garde vorgestellt werden. Man hat dem „Kinde Frankreichs", das, beiläufig gesagt, 17 Monate alt ist, eine vollständige Grenadieruniform mit der Bärenmütze und sonstigem Zubehör anfertigen lassen und er weiß auch bereits beim Appell mit „Present" zu antworten. Diese Scene wird also wahrscheinlich im Lager zur Aufführung kommen.

Spanien. In Madrid ist wieder einmal eine Ministerkrisis ausgebrochen, bei welcher die Palastintriguen die Hauptrolle gespielt zu haben scheinen. Die Königin hat in neuerer Zeit ihre Gunst einem Genieoffizier geschenkt, welcher sich dadurch einen vorwiegenden Einfluß auf den Gang der Regierungsgeschäfte zu erwerben wußte und die Pläne des Ministeriums vielfach durchkreuzte. Dieses Verhältniß, welches natürlich auch dem Gemahl der Königin mißfällt, hat schon seit mehren Monaten Schwankungen des Ministeriums hervorgerufen, bis endlich die Entfernung des königlichen Günstlings zugesagt wurde. Doch scheint diese Zusage nicht in Erfüllung gegangen zu sein. Ferner hatte das Ministerium die Zurückberufung des Generals Concha begehrt, welcher als Gouverneur von Havanna ein sehr schlechtes Regiment führt und namentlich den Sclavenhandel begünstigt; allein auch dieses Verlangen stieß auf Widerstand, da die im Palaste dominirende Partei die Entschließungen der Königin in ihrem Sinne zu lenken weiß. Unter diesen Umständen haben sich die Minister veranlaßt gesehen, ihre Entlassung einzureichen und es ist dieselbe angenommen worden; doch bleiben Narvaez und seine Collegen im Amte, bis ein neues Kabinet gebildet sein wird, was allerdings unter den gegebenen Verhältnissen nicht so leicht sein wird. (Nach den neuesten Nachrichten soll der zeitherige Ministerpräsident, Marschall Narvaez, bereits nach Paris abgereist sein, ohne die Constituirung eines neuen Kabinets abzuwarten.)

Großbritannien. Die Königin hat eine Proclamation erlassen, wonach am 7. Oct. in den vereinigten Königreichen ein Buß- und Fasttag wegen der unglücklichen Ereignisse in Indien abgehalten werden soll. — Die Regierung hat sich, um mehr Rekruten zu bekommen, genöthigt gesehen, das Militärmaß um einen Zoll herabzusetzen und das Handgeld zu erhöhen. Gleichzeitig ist auch das Lebensalter als Bedingung der Annehmbarkeit, welches jetzt von 18 bis zu 25 Jahren geht, bis zum 30. Lebensjahre ausgedehnt worden. Bisher wurden wöchentlich 1000 Mann angeworben; durch vorstehende Maßregel hofft man diese Zahl zu verdoppeln. — Nach längerem Zaudern hat man sich endlich entschlossen, den Ueberlandweg nach Indien zu Truppensendungen zu benutzen; es ist bereits eine Militairabtheilung in Malta nach Alexandrien eingeschifft worden.

Türkei. Die Wahlen in der Walachei sind ebenfalls im Sinne der Union ausgefallen; der moldauische Divan sollte am 14. Oct., der walachische am 8. Oct. zusammentreten. — Die Pforte hat vor Kurzem ein Rundschreiben an ihre Vertreter im Auslande erlassen, worin sie, aus den bekannten Gründen, ihre Verwahrung gegen die Vereinigung der Donaufürstenthümer erneuert, dagegen sich bereit erklärt, zur möglichsten Ausgleichung der Verwaltung beider Provinzen ihre Zustimmung zu geben. So wenig man auch in Paris gesonnen sein mag, auf die Willensmeinung der Pforte allzuviel zu geben, so wird doch die Erklärung des Sultans, daß er die Vereinigung der Fürstenthümer als eine Gefahr für die Existenz seines Reichs betrachten müsse, im Rathe der betheiligten Mächte nicht ganz unberücksichtigt bleiben können, zumal Oesterreich nicht ablassen wird, die Protestationen der Türkei energisch zu unterstützen. Die Union steht daher trotz der Divanswahlen noch nicht so fest, als französische Blätter glauben machen wollen.

Rußland. Dem Kaiser Alexander ist es Ernst, durch geeignete Reformen die Lage seines großen Reiches zu verbessern, und wenn auch die angestrebten Verbesserungen sich nur langsam Bahn brechen, so erblickt man doch schon jetzt in vielen Verwaltungszweigen unverkennbare Fortschritte. Namentlich wird die Corruption und Bestechlichkeit der Beamten mit unnachsichtlicher Strenge geahndet, und der Kaiser hat durch mehrfache Exempel gezeigt, daß bei der Aufdeckung derartiger Mißbräuche auch hochgestellte Männer auf keine Nachsicht zu rechnen haben. — Im Königreiche Polen macht sich ein großer Mangel an ländlichen Arbeitern fühlbar, und die Regierung hat daher die Einwanderung deutscher Arbeiter angeregt, ein Plan, welcher von den Warschauer Zeitungen lebhaft befürwortet wird. Es wird darauf hingewiesen, daß die Gutsherren solchen Arbeitern, welche sich zum Ziegelstreichen, Drainiren, Pflügen und anderen ländlichen Verrichtungen verwenden lassen, gern ein Tagelohn von 1 Thlr. 8—10 Ngr. zahlen würden. Trotz dieser günstigen Aussichten ist den Deutschen, sobald sie außer Stande sind, eigenen Grundbesitz zu erwerben, die Auswanderung nach Polen nicht unbedingt zu empfehlen. Die dasigen Lebensverhältnisse sind der Art, daß sie dem Deutschen, welcher dort in eine untergeordnete Stellung eintreten soll, wohl niemals behagen werden.

Dänemark. Der dänische Reichstag ist am 30. Sept. eröffnet worden, dagegen hat das Ministerium den Zusammentritt des Reichsraths der Gesammtmonarchie, der verfassungsmäßig vor Ende October erfolgen sollte, bis zum Januar nächsten Jahres verschoben. Bekanntlich haben schon mehre holsteinische Reichsrathsmitglieder ihr Mandat niedergelegt und hoffentlich werden die übrigen nachfolgen, so daß der dänische Charakter des Reichsraths immer mehr hervortreten wird. Während nun die dänische Regierung, allem Anscheine nach, von den beiden deutschen Großmächten in Sachen der Herzogthümer in nächster Zeit kein entschiedenes Vorgehn zu fürchten hat, droht ihr im Schooße des dänischen Reichstags eine Opposition gegen die verfehlte Schöpfung des Gesammtstaats zu erwachsen. Der Reichstag besteht nämlich aus dem Volksthing und dem Landsthing, wovon das erste, aus unmittelbaren Wahlen hervorgehend, gleichsam die zweite Kammer bildet, während das Landsthing, bei dem nur 40jährige Männer wählen und nur solche Abgeordnete eintreten dürfen, welche jenes Lebensjahr ebenfalls erreicht haben und einen höhern Census aufweisen können, gewissermaßen die erste Kammer genannt werden kann. In dem Volksthing haben nun die Vorsteher der sogenannten Bauernfreunde, einer ziemlich einflußreichen Fraction, durch vier Abgeordnete einen Antrag eingebracht, in welchem sie die Einreichung einer Adresse an den König befürworten, die auf die Aufhebung der Gesammtstaatsverfassung vom 2. Oct. 1855 und die vollkommene Wiederherstellung des Grundgesetzes des Reiches Dänemark vom 5. Juni 1849 hinausgeht. Sie weisen dabei darauf hin, daß sowohl die Kabinete von Berlin und Wien, als auch die holsteinischen Stände die Gesammtstaats-Verfassung nicht als rechtlich bestehend betrachten und erinnern daran, daß der Reichstag seiner Zeit nur unter dem Vorbehalte seine Zustimmung zu jener Gesammtverfassung gegeben habe, daß sie überall in Kraft und Wirksamkeit trete, widrigenfalls das frühere dänische Grundgesetz wieder in's Leben zu rufen sei. Es ist dieser Antrag von großer Wichtigkeit; durch ihn wird der Feldzug gegen die auf schwachen Füßen stehende Gesammtverfassung eröffnet, und es läßt sich erwarten, daß die Bauernfreunde in diesem Kampfe nicht allein stehen, sondern die Führer der scandinavischen Partei dabei zur Seite haben werden.

Der Kanonenjunge.

Erzählung, von Franz Lubojatzky.

(Fortsetzung.)

Heinrich war in der Stube geblieben, was sonst nicht seine Sache war; aber Mutter Salome wußte schon, warum. Wie sie die Lampe angezündet und sich an das Schiebfenster, durch das die Einnahmegelder und Passantenzettel eingenommen und ausgegeben wurden, gesetzt hatte, hockte Heinrich auf den Tritt zu ihren Füßen nieder. Draußen wurde es bald lebhaft um den Einnehmer; der Abend war zu schön, als daß die Nachbarn nicht zur Gesellschaft hätten kommen sollen. Der Junge hatte Mutter Salome's herabhängende Hand ergriffen und trommelte leise mit den Fingern darauf. „Nun, gehst Du nicht hinaus?" fragte sie.

„Werde schon, aber erst..."

„Was denn erst?"

„Mutterle, bist noch ärgerlich auf Vatern?" fragte der Knabe.

„Geht Dich nichts an."

„Oho, Mutterl! ich denke doch, ich bin ja Euer Herzensjunge und habe Euch beide so lieb, daß ich's nicht sagen kann, wie sehr. Was soll ich denn für 'n Gesicht machen, wenn Krieg zwischen Euch ist? Halt ich zu Vater'n, denkst Du, ich meint's mit ihm besser, als mit Dir, und halte ich zu Dir, nimmt's Vater krumm. Ich bin recht schlimm d'ran. Wenn ich nur erst größer wäre und Offizier, o, da brächte ich Euch bald zum Frieden."

„Wie denn?"

„Ich commandirte Euch beiden: Achtung! Front! Corporal Jeßner, Augen links! Mutter Salome, Augen rechts! Corporal Jeßner, dem Nebenmann die linke Hand geben! Mutter Salome, dem Nebenmann die rechte Hand geben! Greift zu! Front gegen einander!... Küßt Euch!... Parademarsch, trum, trum, turumtum."

Der Einfall des Jungen war so närrisch, daß die alte Frau laut lachte; weiter wollte der Heinrich auch Nichts. Wie ein Pfeil, sprang er auf und nahm sie beim Kopfe. „He? ist Friede, Mutterle?" rief er lustig ... „Der Aerger ist ja meinetwegen eigentlich hergekommen. Weil mich Vater ausbildet... da muß ich ja auch sehen, daß wieder Friede wird. Na, Mutterle, sei gut ... ja?"

„Ja, ja," sagte Mutter Salome zu; ... „Du bist eine Schmeichelkatze."

Heinrich herzte und küßte sie und sprang dann mit ein paar gewaltigen Sätzen zum Vater hinaus auf den Schooß und flüsterte ihm zu: „Mutter ist nicht mehr suchtig auf Dich; ... 's ist Friede bei uns."

Der Alte lachte hell auf, und ihm einen Kuß gebend, rief er vergnügt: „Gott verdopple mich und's Tractement! ich wünsche jedem Vater einen Herzensjungen, wie den meinigen. Morgen exerciren wir mit dem Gewehr; sollst avanciren, Du kleiner Teufelsbraten."

III.

Der lustige Trommelschlag erscholl nicht mehr im Gärtchen des Einnehmerhauses; dafür ertönte die Stimme des alten Jeßner in Commando-Worten und dazu mischte sich das Klirren des kleinen Gewehrs, mit welchem Heinrich die ihm vorgemachten Handgriffe nachahmte. Daß der Alte die Trommelübungen eingestellt hatte, trug ungemein viel zu dem guten Vernehmen zwischen ihm und Mutter Salome bei, und wie ärmlich auch die kleine Familie lebte, so besaß sie doch jenes Glück, welches leider oft in den brillantesten Wohnungen der Reichen nicht zu finden ist, den Frieden unter und in sich. Indeß Niemand in der Welt ist ohne Kummer; auch Vater und Mutter Jeßner hatten den ihren, und zwar um Heinrichs willen. Jetzt war der Knabe zehn Jahre, und mit jedem Tage rückte die Zeit, obwohl noch Jahre dazwischen lagen, näher, wo über seine Zukunft ein Entschluß gefaßt werden mußte. Was sollte aus ihm werden? Dies bekümmerte beide, und dieser Kummer erst ließ sie ihre Armuth fühlen.

Sie besaßen nicht die Mittel, ihn Etwas lernen zu lassen, was seinen Fähigkeiten entspräche. So sehr auch der Alte seinen Militärstand hochachtete, so war er doch vernünftig genug, um nicht zu wünschen, daß Heinrich dieselbe Laufbahn, wie er, vom Tambour an durchmache; das Glück eines alten invaliden Soldaten, dem man zu guter Letzt einen kleinen Posten mit spärlichem Gehalte auswirft, war zu problematischer Natur, als daß der Veteran, der, wohl selbstgenügsam, damit zufrieden war, nicht zuweilen im Stillen den Wunsch hätte hegen sollen, einer besseren Versorgung würdig befunden worden zu sein. Er freilich hatte Nichts gelernt; der Dreschflegel war kein Fundament, auf welchem sich die Aussicht einer besseren Zukunft hätte gründen können, und nur seinem eigenen Streben in seiner militärischen Laufbahn, sich im Schreiben und Rechnen zu vervollkommenen, verdankte er sein Avancement zum Corporal und für seine alten Tage den Posten, den er jetzt bekleidete.

Seinen Herzensjungen in ähnlicher Lage sich zu denken, machte dem rechtschaffenen Krieger das Herz schwer, und dann war noch Etwas, das ihn und seine Frau besonders beunruhigte. Nach dem Bettchen, dem buntseidenen Tuche und der feinen mit Spitzen besetzten Wäsche, die ihr Findling als seine Aussteuer ihnen zugebracht hatte, mußte er das Kind sehr wohlhabender Eltern sein. Der Gedanke, ihn für nichts Anderes, als für dieselbe Armuth, in der sie sich befanden, erziehen zu können, lastete daher gar sehr auf ihnen. „Aber da ist nichts zu thun, Mutter," sagte Jeßner zu seiner Frau. „Mit kurzen Beinen springt man nicht so, wie mit langen, und

da wir gewissermaßen, um figürlich zu sprechen, gar keine Beine haben, so dürfen wir natürlich auch an keinen Sprung hinsichtlich unseres Jungen denken. Man muß dem Himmel überlassen, was der in dieser Angelegenheit an unserer Stelle thun will. Wir haben bis daher unsere Pflicht gethan, und wer mehr thut, als er kann, ist ein Hundsfott."

In diesem letzteren Satze lag für den wackeren Invaliden und seine Frau eine ungemeine Beruhigung. Der erwähnte Gegenstand war eines Nachmittags ihr beiderseitiges Gespräch, als die von einem prächtigen Zweigespann Rappen gezogene Carosse der Frau Baronin unter dem Schlagbaume vorüberrollte. „Hast Du gesehen, Mutter, wie das Vollmondgesicht von Bedienten hereinflunschte?" fragte Jeßner seine am andern Fenster sitzende Frau, und da er keine Antwort von ihr erhielt und bemerkte, daß sie in Gedanken sich vertieft hatte, setzte er zu seiner ersten Frage die zweite hinzu: „Was hast Du denn für Raupen im Kopfe, Mutter?"

„Raupen? nun ja, 's sind nichts als Raupen," war deren Antwort. „'S fiel mir unwillkürlich ein, daß unseres Heinrich Mutter vielleicht gerade so eine vornehme Dame, wie die gnädige Frau Baronin, sein könnte und, wenn sie wüßte, daß bei uns armen Leuten ihr Söhnchen aufgehoben wäre, hier vor unserm Hause angerollt käme und ihn abholte. Das wäre ein Schlag für uns."

Der alte Jeßner antwortete lange Zeit Nichts; dann sagte er scheinbar gleichgiltig: „Hm, man müßte sich's gefallen lassen!" ... und gleich hinterher pfiff er halblaut vor sich hin einen Marsch. Mutter Salome kannte ihn zu genau, um nicht zu wissen, daß diese Gleichgiltigkeit eine verstellte sei; der hinterdrein gepfiffene Marsch klang gar nicht so lebhaft, wie sonst; es war gerade, als schnüre ihm etwas die Kehle zu und es fehle ihm an der nöthigen Luft. Eine kleine Weile verging; dann stand Jeßner auf und sagte: „Paß auf den Dienst, Mutter; ... will einmal in den Garten hinaussehen."

Das that er nur, um des wehmüthigen, in ihm übermächtig gewordenen Gefühles Herr zu werden. Ehe er jedoch noch die Stube verließ, erschallte von draußen ein gewaltiger Schrei. „Was ist denn los?" rief Jeßner, hinauseilend. Mutter Salome sprang ihm nach. Das Geschrei dauerte fort; und doch war auf der Straße selbst kein Mensch zu sehen. Doch jetzt unterschied Jeßner, daß die Hilfe rufende Stimme dicht neben seinem Hause, wo der Dorfbach unter einem Stege hinfloß, erscholl, und er hatte sich nicht getäuscht. Auf dem Stege, dessen Lehnstange herunter gebrochen war, stand eine fein gekleidete Dame, mit gerungenen Händen, um Hilfe schreiend, und ein Stück abwärts im Bach, der jetzt eine Menge Wasser hatte, schwamm etwas Weißes, das Jeßner auf den ersten Blick für ein Packet Wäsche hielt als er durch den Schrei seiner Frau: „Ein Kind! ... um Gotteswillen, ein Kind!" aus dem Irrthume gerissen wurde.

Im fast gleichzeitigen Moment kam Heinrich den Weg am Plankenzaun daher gelaufen, und die Gefahr erkennend, in welcher das bewußtlose, von dem Bache fortgetriebene und dem Sinken nahe kleine Mädchen schwebte, sprang er ohne Zögern in das Wasser, das ihm bis an den Mund ging, und ergriff die Kleine; aber der starke Wasserzug machte ihm fast unmöglich, an das Ufer zurückzugelangen, so daß er selbst vom Strome fortgerissen wurde. Jedoch dies war seine Rettung; ein weit herüberreichender starker Zweig eines Weidenbaumes, den er glücklicher Weise ergreifen konnte, gab ihm eine Stütze gegen den starken Wasserzug und ward das Mittel, daß er dem Ufer nahe kam.

„Halt fest, mein Junge!" rief der alte Jeßner in der Angst ihm zu, ... „ich helfe Dir; ... halt fest!" Sich auf den Leib am Ufer legend, das hier zu einem Emporklimmen für den mit der Last des bewußtlosen Mädchens, das er nur mit Mühe über das Wasser zu halten vermochte, beladenen Heinrich, zu steil war, streckte er ihm die Hand entgegen, die der Knabe, den Zweig fahren lassend, erfaßte, so daß es an's Ufer gezogen wurde. Die Dame auf dem Stege war herbeigekommen und warf sich neben dem kleinen Mädchen nieder, welches Heinrich auf's Gras niedergelegt hatte, während er nun selbst sich auf's Ufer schwang.

„Junge! mein Herzensjunge!" rief der Invalid; ... „braver Kerl! Gott verdopple mich und 's Tractement! ... wie siehst Du aus!"

„Naß, Vater; aber das giebt sich. Meiner Uniform schadet's nichts."

„Das ist wahr; ... Alles hat sein Gutes, auch wenn man nur ein Hemd und ein paar Hosen auf dem Leibe hat. Nun, mach', daß Du in's Haus kommst."

„O, ich muß doch erst wissen, wie dem kleinen Dinge da das Bad bekommen ist. War ich gut genug dazu, es aus dem Wasser zu holen, so bin ich jetzt außerhalb des Wassers gewiß um kein Haar schlechter geworden."

Das kleine, fein gekleidete Mädchen lag, wie eine Leiche, da, und die Dame kniete dabei und rief in französischer Sprache Worte des Jammers. Mutter Salome blieb besonnen genug, um entscheidend hier zu sprechen. „Das Kind muß zu Bette gebracht, frottirt werden. Hier kann's nicht bleiben; da stirbt es erst recht, wenn's noch nicht todt ist," sagte sie. Die Dame stimmte in schlechtem Deutsch bei: „Ja, ja, in's Bett! mon dieu! wohin?"

„Zu uns. Faß an, Heinrich; Du bist einmal naß. Kommen Sie mit, Madamchen."

Heinrich hob das eben so, wie er, triefende Mädchen vom Boden auf und trug es in's Haus. „In mein Bett!" ordnete Mutter Salome an, ihm mit der Dame folgend.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kampf der Engländer in Indien.

Der Kampf, welchen die Engländer seit fünf Monaten in Indien führen, ist ohne allen Zweifel der fürchterlichste, den unser Jahrhundert gesehen hat, und kein anderer Krieg hat ein so eigenthümliches Gepräge. Man vergegenwärtige sich einmal die Lage der Dinge und erwäge das Sachverhältniß.

Der kleine westeuropäische Inselstaat mit kaum dreißig Millionen Einwohnern besitzt die größte Kriegsflotte der Welt, ist die stärkste Seemacht und hat Besitzungen in allen Erdtheilen. Bei weitem die wichtigste bildet das große und reiche Ostindien, wo anderthalb hundert Millionen Menschen mittelbar oder unmittelbar dem britischen Scepter unterworfen sind. Dieses Reich am Indus und Ganges hat man nicht mit Unrecht als das wahre Juwel in der britischen Krone bezeichnet. Indien liefert eine ungeheure Menge werthvoller Erzeugnisse und ist alljährlich Abnehmer für viele Millionen Pfund Sterling europäischer Fabrikate; der Handel mit ihm beschäftigt ununterbrochen Tausende von großen und kleinen Schiffen, und an den Küsten, wie im Inlande, erheben sich Hunderte von Städten, in welchen ein reger Verkehr herrscht. So weit die Geschichte reicht, hat kein anderes Volk eine Besitzung in fremden Erdtheilen erworben, die an Wichtigkeit auch nur entfernt mit Indien verglichen werden könnte. Es sind jetzt gerade einhundert Jahre, seitdem ein Schreiber im Dienste der englisch-ostindischen Handels-Compagnie, der nachherige Lord Clive, durch kühne Waffenthaten den Grund zu diesem gewaltigen Reiche legte, welches seitdem sich in jedem Jahrzehend vergrößert hat, bis dann im Jahre 1856 auch Pegu von den Birmanen abgetreten wurde. Nun umfaßt es den ungeheuern Ländercomplex zwischen dem Irawaddi, dem Himalaya und dem Indus, also eine Region, welche an Schönheit, Reichthum und Fruchtbarkeit kaum von einer andern in der Welt übertroffen wird.

Aber heute wankt die Herrschaft der Engländer in ihren Grundfesten. Wenige Wochen haben genügt, sie an den Rand des Abgrundes zu bringen. Die Meutereien in Bengalen kamen, wie ein Blitz aus heiterem Himmel; Niemand hatte auch nur entfernt eine Ahnung von der Möglichkeit eines solchen Aufstandes gehabt. Und plötzlich bricht der Sturm los

und zieht verheerend über das ganze Land hin. Anfangs erheben sich einzelne Regimenter und schlachten ihre europäischen Offiziere ab; das Beispiel steckt an und findet Nachfolger. Die Rebellion verbreitet sich wie ein Lauffeuer oder wie eine Seuche und ergreift nach und nach fast alle Landestheile. Die Hoffnung, daß sie auf Bengalen, insbesondere auf das Land am mittleren Ganges und an der Dschamna beschränkt bleiben werde, hat sich als eitel erwiesen; denn sie breitete sich, außer den nordwestlichen Provinzen, auch auf die Präsidentschaften Madras und Bombay aus, wo man doch auf die Treue des Heeres sich verlassen zu können glaubte. Allein auch dort weigerten sich schon Regimenter, gegen die Meuterer zu marschiren, oder, was noch schlimmer war, sie erhoben sich gleichfalls. Binnen siebenzehn Wochen hat man mehr als vierzig Regimenter theils ganz verloren, theils entwaffnen müssen, und sicherer Verlaß ist auch nicht auf ein einziges. Ueberall beginnt die Erhebung mit Mord und Gräueln von entsetzlicher Art; die Sipahis erschießen ihre Offiziere und überhaupt alle Europäer, deren sie habhaft werden können; sie schlachten auch Frauen und Kinder ab, und rauben, was irgend zu nehmen ist. Manche von den entthronten, oder in Abhängigkeit von den Engländern lebenden Fürsten und deren Angehörige halten die Zeit für günstig, um das verhaßte Joch abzuwerfen; manche haben sich bereits an der Meuterei betheiligt, andere bleiben noch zurück und warten zu; ob aber von allen auch nur ein Einziger treu bleibt und zuverlässig ist, kann Niemand wissen oder sagen. Mohamedaner und braminische Hindus haben gemeinschaftliche Sache gemacht; sie, die sonst durch eine weite religiöse Kluft von einander getrennt sind, stehen nun zusammen und sind einig in dem Streben, die Engländer aus Indien völlig zu verdrängen. Anfangs handelte es sich nur um Soldatenmeuterei; aber schon im August hat sich in vielen Gegenden auch das Volk erhoben, obwohl dasselbe bei einem Wechsel der Herrschaft ganz gewiß Nichts gewinnen würde. Aber die mohamedanischen und braminischen Geistlichen stacheln es zu Haß und Rache auf, indem sie erklären, daß durch die Engländer die Religion in Gefahr gebracht worden sei, und die blinde Menge glaubt und folgt.

Man denke sich die Lage der Europäer unter solchen Verhältnissen. Sie zählen, die Soldaten mit eingerechnet, alle zusammen kaum eine Viertel-Million Köpfe und leben vereinzelt und zerstreut im Lande umher, verschwinden in der Menge der Eingebornen auch in der Hauptstadt Calcutta und sind ohne alle Verbindung mit einander. Selbst die 25,000 Mann englischer Soldaten waren theilweise unter die indischen Regimenter vertheilt, in denen sie ganze oder halbe Compagnien bildeten; bei vielen Sipahi-Abtheilungen standen nur einzelne Offiziere; nirgends bildeten die europäischen Soldaten größere Körper. Sobald die Meuterer aufstanden, waren die einzelnen und vereinzelten Engländer, gleichviel ob Soldaten oder bürgerliche Beamte, ihnen völlig preisgegeben, und nicht Hunderte, sondern Tausende derselben sind auf gräßliche Weise niedergemetzelt worden. Was man darüber bis jetzt erfahren hat, überbietet alle Beschreibung; aber sicherlich ist kaum erst die Hälfte zur öffentlichen Kunde gelangt. Namentlich sind die Frauen entsetzlich mißhandelt worden. Wer noch nicht wüßte, daß es sich gegenwärtig in Indien um e i n e n K a m p f d e r B a r b a r e i g e g e n d i e G e s i t t u n g handelt, der braucht nur an Nena Sahib's Verfahren in Canpur und an anderen Orten zu denken. Dieser Häuptling würgt ganz systematisch, nicht in einem Anfalle wilder Leidenschaft, sondern raffinirt und mit kalt berechnender Grausamkeit.

Ist es unter solchen Umständen ein Wunder, wenn die Engländer fürchterliche Wiedervergeltung üben? Sie wissen, daß sie auf Gnade und Erbarmen gar nicht zu rechnen haben und jeden Fuß breit Landes wieder mit Blut erkämpfen müssen. Nur ihre Waffen gewähren ihnen Sicherheit; mit diesen müssen sie das Verlorene zurückerobern, und während sie diejenigen bestrafen, welche fahnenflüchtig geworden sind und ihren Eid gebrochen haben, befriedigen sie zugleich ein sehr erklärliches Rachegefühl. Daß der Eingeborene Indiens ein ganz anderer Mensch ist, als der Europäer, sehen wir schon aus der entsetzlichen Art, wie er mit Mord und Todtschlag an Weibern und Kindern beginnt; man verfährt deshalb auch in eigenthümlicher Weise gegen ihn. Gefangene Meuterer werden von den Engländern vor die Kanonenmündung gebunden und auf solche Weise erschossen; diejenigen, welchen derselbe Tod zuerkannt war, mußten zusehen. Ein Ingenieuroffizier schreibt aus Delhi, wo bekanntlich der neue Großmogul von den Engländern belagert wird: „Wir kennen gar kein Mitleid mehr und haben wirklich Krieg bis auf's Messer. Ich hasse die Sipahis und habe gewiß ein Recht dazu; aber ich kann es doch nicht über mich gewinnen, einem Verwundeten meinen Degen durch den Leib zu rennen. Ich gräme mich freilich auch nicht sehr darum, wenn ich sehe, daß Andere es thun; aber grämen hin, grämen her, Der müßte früh aufstehen, welcher einen Europäer abhalten könnte, einem Sipahi, und wenn dieser auch im Todeskampfe läge, sein Bayonnet durch den Leib zu rennen." — So gebiert eine Barbarei die andere; aber die Engländer üben nur Nothwehr. Der Galgen ist an vielen Orten ununterbrochen in Thätigkeit, und das Auspeitschen nimmt kein Ende.

Das größte Wunder in diesem mörderischen Kriege bleibt der Umstand, daß die 25,000 Mann über das weite Land zerstreuten englischen Truppen sich unter solchen, zum Theil wahrhaft verzweifelten Umständen überhaupt noch halten. An manchen Orten haben Viertel- oder halbe Compagnien Tausenden von Feinden Widerstand geleistet oder Regimenter von Verdächtigen entwaffnet. Das war sicherlich allemal ein großes Wagstück. Die Armee der Sipahis galt für eine der tüchtigsten in der Welt; die Engländer haben sie trefflich einexercirt, und die „Rothröcke mit dunkelm Angesicht" haben sich auf vielen Schlachtfeldern tapfer bewährt. Mit diesen indischen Soldaten eroberten die Engländer Indien. Aber jetzt tragen sie, trotz des religiösen Fanatismus, doch das böse Gewissen mit sich herum, und ohnehin ist der Europäer ihnen an Muth und Kraft überlegen. Wenn hundert Engländer mit dem Bayonnet angreifen, so fliehen tausend Hindus, und auch in dem gegenwärtigen Kriege sind diese letzteren trotz ihrer ungeheuern Mehrzahl noch allemal geschlagen worden. In der indischen Armee kann ein Landeseingeborener keine höhere Rangstufe erreichen, als die eines Hauptmanns; alle oberen Offizierstellen sind den Engländern vorbehalten. Man hat darin eine Zurücksetzung für die Sipahis sehen wollen; die Ereignisse zeigen jedoch, wie klug und angemessen jene Beschränkung war. Denn hätten die Meuterer höhere Offiziere, so würde ihre Führung eine ganz andere sein. Nun aber fehlt es ihnen an einer einheitlichen Leitung sowohl in strategischer, wie taktischer Hinsicht; an ihrem ganzen Verfahren sieht man, daß sie ohne Plan zu Werke gehen und eigentlich gar nicht wissen, was sie wollen, und es wird sich ohne Zweifel bald zeigen, daß sie im freien Felde, in offener Schlacht allemal unterliegen müssen. Es ist ein Glück für die Engländer, daß die Meuterer keinen bedeutenden Mann, oder einen Soldaten mit Feldherrnblick unter sich haben; in der Vereinzelung und Planlosigkeit liegt die Rettung der Europäer.

Anfangs Juli sind die ersten Truppen aus England nach Indien abgegangen, und man will, wenn irgend möglich, nach und nach achtzigtausend Mann Europäer dorthin schicken. Diese werden mit den schon im Lande vorhandenen Streitkräften vorerst ausreichen, um den Aufstand niederzuschlagen, aber vielleicht steht doch ein sehr starkes Stück Arbeit bevor. Es will nicht zu viel sagen, wenn man zwanzig oder fünfzig tausend Mann Sipahis niedermacht oder doppelt so viel über die Klinge springen läßt; die Hauptsache bleibt, den bösen Geist niederzuhalten. Ganz Indien ist von Grund aus aufgewühlt, und es wird lange dauern, bis dasselbe wieder

völlig beruhigt werden kann. Daß auf die Sipahis kein Verlaß ist, hat man gesehen; man darf sich daher in Zukunft keiner falschen Sicherheit überlassen, sondern wird sicherlich einmal hunderttausend Mann europäischer Soldaten im Lande halten müssen. Die Kosten wird natürlich Indien zu tragen haben. Aber diese Truppen müssen über ein Land vertheilt werden, das einen sechsmal größeren Flächenraum einnimmt, als unser Deutschland; es kommt darauf an, in den verschiedenen Theilen die hundert Festungen und befestigten Lager besetzt zu halten und scharfe Aufsicht zu üben. So viel ist klar, und die Engländer verhehlen es sich auch gar nicht, daß Indien von Neuem erobert werden muß. Noch mehr, das ganze bürgerliche und militärische Wesen muß auf neuer Grundlage eingerichtet werden.

England hat den Schlendrian und die Mißbräuche, welche in seiner Armeeverwaltung eingerissen waren, in der Krim sehr theuer bezahlt; jetzt zeigt sich, daß es auch in Indien für dasselbe schwer büßen muß. Die Soldaten und Unteroffiziere sind brav und schlagen sich wie Helden; aber über die Unfähigkeit mancher Oberoffiziere und deren Nachlässigkeit und Schlaffheit selbst unter so großen Gefahren erschallt eine Klage nach der anderen. Und doch sieht Jedermann, daß die Lage der Dinge so bedrohlich ist, wie die Einbildungskraft sie nur ersinnen mag. Calcutta ist die Hauptstadt von Ostindien und Sitz des Generalstatthalters; das dortige Fort William, in welchem 15,000 Mann Besatzung liegen können, gilt für die wichtigste Festung im unteren Gangeslande. Nun hat der Generalgouverneur sogar seine eingeborene Leibwache entwaffnen müssen, und die neueste Post meldet, daß in Calcutta, wo etwa fünfzehn bis zwanzig tausend Europäer neben mehr als siebenmalhunderttausend Eingebornen wohnen, jene sich nicht mehr sicher fühlen. Man hatte alle Frauen und Kinder an Bord der Schiffe im Hafen bringen lassen. Zwei Mohamedaner wurden verhaftet, als sie das kecke Wagniß unternehmen wollten, die englische Flagge im Fort herabzureißen und dafür die grüne Fahne ihres arabischen Propheten aufzupflanzen! Solche Vorgänge lassen auf eine höchst bedenkliche Stimmung schließen, und aller Wahrscheinlichkeit zufolge werden noch manche Nachrichten eintreffen, die für England ungünstig lauten.

Viel wird gewonnen sein, wenn die Sikhs im Pendschab, dem Lande am oberen Indus, treu bleiben. Freilich sind sie noch kein Jahrzehend unter englischer Herrschaft und haben nicht vergessen, daß sie unter Randschit Singh ein unabhängiges und mächtiges Reich bildeten. Aber sie sind weder Hindu's, noch Mohamedaner, sondern stehen ihrer Religion wegen diesen beiden schroff gegenüber. Sie bekennen sich zum Nanekismus, der das Kastenwesen ausschließt, und gelten deshalb den Braminen für unrein, während sie zu den Engländern in eine Art von kameradschaftlichem Verhältnisse traten. Ob dasselbe die Probe besteht und die Sikhs nicht etwa auch den Versuch zur Wiederherstellung ihrer Unabhängigkeit machen, wird sich in den nächsten Monaten zeigen.

Inzwischen ist die Zeit gekommen, in welcher die ersten aus England abgeschickten Truppen in Indien anlangen und die ersehnten Verstärkungen bringen. Die Wiedereroberung halten wir für keinem Zweifel unterworfen; es handelt sich lediglich um Zeit und um Geld. Schwerlich nehmen die Dinge einen sehr raschen Verlauf; aber an Geld hat bekanntlich England keinen Mangel. Auch wird es damit unter den jetzigen Umständen um so weniger sparsam sein, da es nicht mehr als billig ist, daß Indien alle Auslagen wiedererstattet. Es handelt sich um einen Kampf, der für Großbritannien von nicht geringerer Wichtigkeit ist, als jener gegen Napoleon, und heute ist das Land vielleicht dreimal so reich wie damals. Wir wollen daran erinnern, daß England in den vier Kriegsjahren von 1812 bis 1815 eine Gesammtausgabe von circa 440,000,000 Pfund Sterl. oder 3080,000,000 Thaler hatte, ohne sich eben davon gedrückt zu sehen; es wird im Nothfalle tausend Millionen Thaler nicht scheuen, um Indien wieder zu bezwingen und zu sichern. Diese Ausgaben müssen, wie gesagt, wieder erstattet werden.

Wir haben schon hervorgehoben, daß es sich um einen Kampf zwischen Civilisation und Barbarei handelt, und schon deshalb muß jeder Europäer den Waffen der Engländer den Sieg wünschen. Dieser wird ihnen auch bleiben; daran zweifeln wenigstens wir unsererseits keinen Augenblick. Es schaudert Einem, wenn man bedenkt, was aus Indien werden sollte, wenn es wieder einmal über sich selbst zu verfügen hätte. Alle Rivalitäten zwischen den ostindischen Völkern, Stämmen, Fürsten und Religionen würden wieder hervorbrechen und ein nur allzu fruchtbares Feld vor sich haben, während hingegen England seither Allen einen Zaum angelegt hat, damit sie einander nicht zerfleischen konnten. Ein großer Theil des Hasses, welchen sie gegen die fremden Herrscher hegen, rührt eben daher, daß diese gleiche Gerechtigkeit gegen Alle ausüben und Kriege der Einheimischen unter einander nicht dulden. Niemals hat Indien so ruhige und glückliche Zeiten gehabt, als während der britischen Regierung, und wer die Zustände von 1756 mit denen von 1856 vergleicht, wird sich leicht davon überzeugen. Damals zerfiel das Reich eines Monarchen, des großen Mogul, in Trümmern, dessen Vorfahren von Norden her nach Indien gekommen waren; zehn Jahre früher hatte ein persischer Schah, Nadir, ganz Oberindien ausgeplündert. Die Statthalter fingen an, den Tribut zu verweigern und sich unabhängig zu machen; in ganz Indien tobte ununterbrochen ein wilder Kampf viele Jahre lang. Dann erhoben sich die Maharatten, die anfangs ein Räubervolk bildeten, und große Strecken von einem Meere bis zum anderen ausplünderten und ausmordeten. Bald kamen noch andere Räuberbanden, die Pindarris, und verheerten weit und breit das Land. Wo mohamedanische Könige über eine Hindubevölkerung herrschten, war diese arg gedrückt, und wo sie Fürsten ihrer eigenen Religion hatte, war sie es nicht minder. Diese ostindischen Potentaten bekriegten einander unaufhörlich; es gab weder für Leben noch für Eigenthum irgend welche Sicherheit. Die Wittwenverbrennungen gingen im besten Schwange, und der arme Mann war überall rechtlos.

Das Alles ist unter den Engländern anders geworden; sie haben den Fürsten, welche ohne Ausnahme von ihnen abhängig sind, wohlthätigen Zwang auferlegt, so weit es sich irgend thun läßt; sie üben eine Gerechtigkeitspflege, wie sie vor ihnen niemals in Indien gekannt war; sie stellen Jedermann, er sei, wer er sei, unter den Schutz der Gesetze, und greifen durch, ohne Ansehen der Person. Sie bauen Eisenbahnen, haben Dampfschifffahrt und Telegraphen eingeführt, und das ganze Land hat unter ihnen ein anderes Ansehen gewonnen. Indien ist unfähig, sich selbst zu beherrschen; denn es hat keine einheitliche, sondern eine höchst buntscheckige Bevölkerung, die sehr verschieden ist in Sitten, Glauben, Sprachen und Abstammung, und stets Eroberern aus der Fremde gehorcht hat. Seit hundert Jahren sind dort die Engländer mächtig, und man muß wünschen, daß sie es noch recht lange bleiben.

Dresden, den 8. October.

— Unser hohes Königshaus ist durch einen ebenso unerwarteten als schmerzlichen Todesfall in tiefe Trauer versetzt worden, an welcher gewiß das ganze Land den innigsten Antheil nimmt: Ihre Königl. Hoheit die **Prinzessin Marie**, älteste Tochter Ihrer Majestäten, ist am heutigen Morgen, infolge eines heftigen Krampfanfalles, im hiesigen königlichen Residenzschlosse sanft verschieden.

— Durch eine am gestrigen Tage erschienene Bekanntmachung des Gesammtministeriums waren die Stände zum nächsten ordentlichen **Landtage** auf den 26. Oct. d. J. einberufen worden. Infolge des Hinscheidens Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin **Marie** ist jedoch obige Bekanntmachung wieder aufgeho-

ben und die Einberufung der Stände auf den 11. November d. J. vertagt worden.

— In Dresden wird die Wahl eines Landtagsabgeordneten und Stellvertreters, wie verlautet, am 26. Oct. stattfinden.

— Der Entwurf einer Gewerbeordnung für das Königreich Sachsen wird, soviel man darüber vernimmt, auf dem nächsten Landtage schwerlich zur Vorlage und Berathung gelangen, da die Prüfung der eingegangenen Gutachten und die nochmalige Berathung im Einzelnen, welche der definitiven Feststellung des Entwurfs vorausgehen müssen, in der gegebenen kurzen Zeit kaum möglich erscheint.

— In der gestrigen Sitzung der hiesigen Stadtverordneten wurde Herr Kaufmann H. E. Leuteritz, an die Stelle des ausgeschiedenen Herrn Kaufmann Wachler, zum Stadtrath auf Zeit gewählt.

— Am 6. Oct., in der achten Abendstunde, brach in dem nahen Dorfe Mockritz Feuer aus; es wurden zwei Scheunen mit den darin befindlichen Erntevorräthen in Asche gelegt, ehe es den Anstrengungen der Löschmannschaften gelang, dem Weitergreifen der Flammen ein Ziel zu setzen.

† Grünberg, 3. Octbr. Gestern Abend ½7 Uhr verunglückte der 19jährige Dienstknecht Karl Krause, im Dienste bei dem Gutsbesitzer Schröter, durch Ueberfahren eines mit Futter beladenen Wagens. Infolge mehrerer Rippenbrüche und einer Lungenverletzung starb er ½ Stunden darauf. An diesem Todesfalle war der Verunglückte ganz allein Schuld, da er den beladenen Wagen mit den Ochsen vom Felde bis an den Bergabhang gefahren, dann dieselben ausgespannt hatte und uneingehemmt den Berg herabfahren wollte. Die anderen Dienstleute, denen er seinen Vorsatz mitgetheilt, hatten ihn ernstlich gewarnt, er aber, seiner Kraft vertrauend, ihre Mahnung schnöde zurückgewiesen. Leider mußte er diese jugendliche Unbesonnenheit mit dem Tode büßen! Uebrigens wird der Verunglückte als ein guter Dienstbote allgemein bedauert. Möchten sich Alle daran ein warnendes Beispiel nehmen!

: Meißen, 7. Octbr. In unseren Rebenbergen ist diese Woche viel Leben. Böllerschüsse dröhnen lustig an den Bergen hin, die Weinlese hat begonnen. Was die Ergiebigkeit derselben nach Quantität betrifft, so ist sie in den verschiedenen Strichen nach Maßgabe des Umstandes verschieden, ob die Gegend im vorigen Jahre vom Schloßenschlag betroffen wurde oder nicht, und ob sich im vorigen Herbste gesundes kräftiges Holz gebildet hatte. Hier und in Spaar machen wir eine gute Mittellese. Nach Qualität ist der heurige Wein so ausgezeichnet und der Most so zuckerreich, daß der Jahrgang 1857 zu den besten zählt. Der Most wird sehr gesucht und theuer bezahlt.

Königstein, 3. Octbr. Gestern Nachmittag halb 2 Uhr ist in einem Sandsteinbruche bei Niederrathen der gegen 32 Jahre alte Steinbrecher Fr. Schneider aus Zeschnig beim Umlegen einer bereits gefällten Steinwand unter diese gerathen und förmlich zerquetscht worden, so daß er augenblicklich seinen Tod fand. Er hinterläßt in sehr dürftigen Verhältnissen eine Frau und zwei Kinder. (D. J.)

Leipzig, 6. Oct. Am 14. Aug. wurde das fünfjährige Kind des hiesigen Buchbindermeisters N. von einem Hunde in den rechten Arm gebissen. Wenige Tage darauf kamen an dem Hunde die Zeichen von Tollwuth zutage und er wurde deshalb in der Scharfrichterei getödtet. Am Abend des vorgestrigen Tages zeigten sich an dem gebissenen Kinde, dessen Wunde bereits vollständig zugeheilt war, die ersten Spuren der beginnenden Wasserscheu. Die Krankheit nahm in schneller Progression zu und es ist das Kind in der letztvergangenen Nacht unter den ausgeprägtesten Symptomen der Tollwuth gestorben. (Lpz. Ztg.)

Zwickau, 4. Oct. Heute Nachmittag kurz vor 2 Uhr brannten an der Werdauer Straße neun in einer Reihe stehende Scheunen. Fast zu gleicher Zeit standen sie sämmtlich in Flammen, und die Glut war so stark, daß an Rettung nicht gedacht werden konnte; man suchte nur die anderen dort befindlichen Scheunen zu sichern. Der ziemlich starke Wind trieb die Flammen glücklicherweise von diesen hinweg; doch entzündete sich ein gegen 150 Fuß von der Brandstelle entfernt stehender Zimmerschuppen mit bedeutenden Holzvorräthen, der in der Richtung des Windes gelegen war. Die Scheunen, hiesigen Bürgern gehörig, brannten mit allen Getreidevorräthen und den darin aufbewahrten Wagen, Schlitten, Pflügen und Eggen gänzlich darnieder. (D. A. Z.)

⊙ Aus der Lausitz, den 5. Oct. Der Widerspruch, welcher sich gegen die Annahme und das Tragen der französischen St.-Helena-Medaille überall in Deutschland erhebt, ist gewiß als ein erfreuliches Zeichen des erstarkten deutschen Nationalgefühls zu betrachten, und der Verfasser dieser Zeilen theilt ganz die Ansichten, die hierüber in der Presse laut geworden sind, obgleich er als alter Soldat, sobald es sich um die Theilnahme an den Napoleon'schen Feldzügen handelt, berechtigt sein würde, auf jenes Denkzeichen Anspruch zu machen. Wenn aber einerseits gerechte Bedenken dagegen erhoben werden, nach mehr als 40 Jahren aus fremden Händen eine Medaille anzunehmen, welche an Deutschlands traurigste Zeit erinnert, so ist es andererseits zu bedauern, daß man nicht auch bei uns in Sachsen, gleich wie in anderen Ländern, den alten Soldaten, welche in jenen denkwürdigen Feldzügen der Fahne ihres Landesherrn gefolgt und dem Feinde muthig in's Auge gesehen, irgend ein Denkzeichen an jene verhängnißvolle Zeit verliehen hat. Der jetzige Soldat, wenn er eine längere Reihe von Jahren ruhig in Garnisonen verlebt und vielleicht die Einstehersumme mehrmals eingestrichen hat, bekommt für treugeleistete Dienste eine Medaille und es ist ihm diese Auszeichnung immerhin zu gönnen. Die alten Soldaten aber, welche unsägliche Strapazen ertragen und auf dem Schlachtfelde geblutet, sie sind meist leer ausgegangen, und ihnen ist außer der Erinnerung an jene Zeit weiter kein Denkzeichen zu Theil geworden, als etwa die Folgen jener Kriegsleiden, welche sich hin und wieder in dem Greisenalter fühlbar machen. Vor langen Jahren ist, so viel wir uns erinnern, von den Veteranen, welche jene Feldzüge mitgemacht, um ein solches Erinnerungszeichen nachgesucht worden; es ist indessen hierauf vom damaligen k. Kriegsministerium eine abfällige Bescheidung erfolgt. Gewiß wäre aber eine solche vom sächsischen Landesherrn verliehene Medaille ein besserer Schmuck gewesen, als das von fremden Händen so spät und wohl nicht ohne politische Nebenabsichten gespendete Erinnerungszeichen an Napoleon I., welcher, so glänzend auch sein Feldherrnruhm sein mag, Deutschland unendliche Schmach angethan hat. Es wäre jene sächsische Medaille gewiß nicht weniger werth gewesen, als mancher hochbenamte Ordensstern, der heutzutage mitunter so außerordentlich leicht verdient wird; denn ein solches Denkzeichen hätte an eine Zeit erinnert, in welcher die sächsischen Krieger, unbekümmert um die Politik, wie es braven Soldaten ziemt, für ihren König und Kriegsherrn tapfer gekämpft und geblutet haben.

Vermischtes.

Schiffbrüche. Am 18. Sept. traf in Newyork die Nachricht ein, daß der Dampfer „Central-Amerika", welcher aus Californien kam, in der Nacht vom 12. zum 13. Sept. infolge eines Orkans unweit der Carolinischen Küste zu Grunde gegangen sei. Es befanden sich auf dem Schiffe 525 Passagiere, von denen, wie wir der Newyorker Staatszeitung entnehmen, nur 60 gerettet worden sind. 465 Menschenleben sind bei diesem grausenhaften Unglück ein Raub des Meeres geworden. Das Schiff wurde zuletzt in Havanna gesehen; die genaue Liste seiner Passagiere ist außer der, die sich auf dem Schiffe befand, nur noch in San Francisco vorhanden, und es wird daher geraume Zeit vergehen, ehe die Namen der Unglücklichen bekannt werden. Die geretteten 60 Passagiere sind von der norwegischen Barke „Eloise" aufgenommen worden. Auf dem gescheiterten Schiffe befanden sich, nach der Angabe obengenannten Blattes, 1,600,000 Dollars, und die Nachricht, daß jene beträchtliche, in Newyork schon längst erwartete Summe vollständig verloren gegangen ist, hat die dort seit einiger Zeit herrschende Störung in den Geschäften noch bedeutend vermehren helfen — Die Stürme, welche vom 21. bis 23 Sept. im finnischen Meerbusen wütheten, haben dort ein furchtbares Unglück herbeigeführt. Ein von Reval ausgelaufenes kaiserlich russisches Linienschiff ist unweit der Insel Hogland gescheitert, ohne daß die in der Nähe befindlichen Schiffe von den 860 Menschen, welche am Bord waren, einen einzigen retten konnten. Die Besatzung bestand aus 657 Mann, wovon einige 50 mit Fami-

lien. Alle hatten bisher in Reval gewohnt und waren im Begriff, mit dem Schiffe nach Kronstadt überzusiedeln.

Vergiftungen. Die Stadt Amiens befand sich am 27. Sept. in großer Aufregung. Ueber 230 Familien waren in der größten Verzweiflung, denn eine plötzliche Krankheit hatte alle Mitglieder derselben ergriffen. Heftige Schmerzen, fortwährendes Erbrechen, Stuhlgang mit Blut stellten sich bei einer großen Anzahl von Personen ein, die am Abende vorher noch ganz wohl gewesen waren. Alle Aerzte, alle Apotheker waren die ganze Nacht auf den Beinen, und man glaubte zuerst an einen Anfall der Cholera. Später stellte es sich aber heraus, daß alle diese Personen vergiftet worden waren, und zwar durch den Genuß von kleinen Seekrebsen, die von Boulogne nach Amiens auf den Markt gebracht worden waren. Trotz aller Anstrengungen der Aerzte waren zwei Personen gestorben und man fürchtete auch noch für das Leben mehrer Kinder. Es ist eine Untersuchung eingeleitet, um die Ursachen jener Erscheinung zu entdecken, auch wurden alle Seekrebse, welche sich noch bei den Fischhändlern vorfanden, mit Beschlag belegt. — In Neumünster (Holstein) sind infolge des Genusses von Mehlspeisen 30 Personen aus acht Familien erkrankt und hiervon bis zum 29. Sept. zwei gestorben. Das zu jenen Speisen verwendete Mehl, in welchem sich Arsenik vorfand, war von einem Manne gekauft, der sofort in Untersuchung genommen wurde. — In Alabama (Amerika) hat eine schwarze Köchin, angeblich auf Anstiften eines Ungarn, Namens Goskina, eine Familie von 37 Personen mit Arsenik vergiftet. Sechs Personen starben an der Vergiftung. Die Freunde des Hauses, wo dies vorgefallen war, verbrannten die Negerin lebendig und beschlossen, den Ungar auf dieselbe Weise hinzurichten.

Literatur.

„Heilige Zeiten", wer kennte sie nicht, wem flösse das Jahr dahin, ohne jene Tage, welche durch religiöse Erhebung, durch festliche Erinnerung an eine große Vorzeit durch persönliche Erlebnisse geweiht sind und uns weihn zu reiner, lautrer Stimmung. Und was in solchen „heiligen Zeiten" ein edler Sinn empfunden und ausgesprochen, das auch in andern Herzen nachklingen zu lassen, ist ein verdienstliches Werk. Darum werden viele unserer Leser mit uns sich freuen über die soeben erschienenen „Dichtungen von Ernst Pfeilschmidt", welche den wohlgewählten Titel „Heilige Zeiten" führen (Brockhaus 1858). Der Verfasser, Diaconus Pfeilschmidt an der Annenkirche hierselbst, hat in einem geschmackvoll ausgestatteten Buche eine Reihe wohlgelungener Gedichte veröffentlicht, welche die heiligen Zeiten im Jahre: Advent, Weihnacht, Jahresschluß, Neujahr, Erscheinungsfest, Palmsontag, gr. Donnerstag, Charfreitag, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, Johannisfest, Reformationsfest und Bußtag, ferner große geschichtliche Tage: Luther's Todestag, die „Churfürst Moritztage", „Augsburgische Gedächtnißtage", Zwingli's und Gustav Adolfs Todestage, endlich Erntefest und Kirchweih, zum Schluß die Gedächtnißfeste der Verstorbenen in gedankenreicher und herzerhebender Weise feiern. Findet der aufmerksame Leser dieser Zeitung in dem Büchlein hier und da Verse, denen er bereits an der Spitze dieser Blätter zu festlichen Zeiten begegnet, so werden ihm diese lieben Bekannten den Wunsch, auch die übrigen Gedichte zu lesen und in sich aufzunehmen, die Freude, sie insgesammt zu besitzen, gewiß nur steigern. Wir empfehlen das Büchlein als ein gewiß willkommenes und jedenfalls nützliches Geschenk für die „heiligen Zeiten" im Leben eines Jeden: Geburtstag, Weihnachten und Confirmation.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen		Roggen		Gerste		Hafer		Erbsen	
			Rt.	nGr.	Rt.	nGr.	Rt.	nGr.	Rt.	nGr.	Rt.	nGr.
Dresden	Octbr.	von	5	25	3	25	3	20	2	18	—	—
	5.	bis	6	—	4	—	3	25	3	28	—	—
Bautzen	Octbr.	von	5	15	3	10	3	5	2	5	—	—
	3.	bis	6	15	3	20	3	15	2	17	5	5
Meißen	Octbr.	von	6	5	3	20	3	15	2	14	—	—
	3.	bis	6	5	3	25	3	22	2	25	—	—
Pirna	Octbr.	von	6	—	3	12	3	11	2	10	—	—
	3.	bis	6	15	3	27	3	15	2	20	—	—
Radeburg	Octbr	von	6	—	3	15	3	22	2	15	—	—
	7.	bis	6	8	3	20	3	25	2	25	—	—
Roßwein	Octbr.	von	6	—	3	25	3	16	2	12	—	—
	6.	bis	6	20	4	7	3	20	2	16	—	—
Chemnitz	Octbr.	von	6	10	4	8	3	15	2	16	5	—
	3.	bis	6	25	4	12	3	25	2	22	5	15

Dresden. Das Schock Stroh 7 Thlr. — Ngr. bis 8 Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu 1 » 10 » » 1 » 16 »

Radeburg. Haidekorn 2 Thlr. 25 Ngr. bis 3 Thlr. 5 Ngr.
Eingegangen: 522 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 3. bis mit 5. Octbr. 1857.
die Kanne 16 Ngr. 5 Pf. bis 18 Ngr. — Pf.
— in Pirna (3. Octbr.) 14 » 5 » » 16 » — »
— in Roßwein (6. Octbr.) 14 » 8 » » 16 » 4 »
— in Chemnitz (3. Octbr.) 17 » — » » 17 » — »

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3 % große 86½ gesucht; dergleichen kleine 87 gesucht. Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 101½ gesucht.; dergl. von 1847 à 4 % 99½ gesucht; dergl. von 1852 und 1855 à 4 % 99½ gesucht; dergl. von 1852 4 % à 100 Thlr. 100 gef.; dergl. 1855 à 3 % 80½ gef. Land-Renten-Briefe große 86½ gef.; dergl. kleine 86½ gef.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 100 gef. Erbl. Pfand-Briefe à 4 % große 99 angeb.; kleine 99½ angeb.; dergl. à 3½ % große — angeb., kleine — angeb.; dergl. 3½ % große — angeb., kleine — angeb. Lausitzer 4 % Pfand-Briefe große 99½ gef.; kleine 99½ gef.; dergl. 3½ % große und kleine 94 gef.

Preuß. 4½ % Anleihe 99½ gef.; dergl. 4 % 93 gef., Preuß. 3½ % Staats-Schuld-Scheine 80 gef.

Oesterr. 5 % Nation.-Anleihe 80 gesucht.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 14 Ngr. 5 Pf., Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.

Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99½.

Dresden, den 8. Octbr. 1857. Ed. Kocksch.

Quittung.

Für das Wormser Luther-Denkmal gingen ferner bei uns ein: Transport 12,111 Pf. 25 Pf. B. Osmann in Röthnitz; 150 Pf. K. K.; 310 Pf. F. D. Sa. 12,596 Pf.

Die Redaction d. S. Dorfz.

Spargelpflanzen, große Darmstädter, 1 Schock 15 Ngr., Erdbeerpflanzen in schönen guten Sorten, 1 Schock 5 Ngr. sind zu haben in Dresden, in der Gärtnerei am Rosenweg Nr. 5. [119]

Unterzeichneter empfiehlt zu dieser Herbst-Saison sein Lager von **Tuch, Buckskin-Paletots, engl. Double-Pelzstoffen** und **Angora's,** sowie **Lama** in doppel und einfach zu Mäntelstoffen zur geneigtesten Beachtung und versichert bei reeller Waare die billigsten aber festen Fabrik-Preise.

Sämmtliche Waaren sind decatirt und eingelaugt.

Robert Schnädelbach,
Dresden, Marienstraße Nr. 3.
[124]

Für einen Herrn Landstand ist in Dresden, äußere Pirnaische Gasse Nr. 46, vornheraus, schrägüber Thieme's Hôtel, ein freundlich möblirtes Zimmer zu vermiethen. [141]

10 Ngr. Belohnung

für eine Wachsleinewandplane, welche am 5. Octbr. von Dresden nach Tharandt verloren gegangen ist, abzugeben Dresden, Schloßgasse Nr. 11, in der Hausflur. [125]

Am 1. d. M. ist Unterzeichnetem ein großer, brauner, an Brust und Füßen weiß gefleckter Hund zugelaufen. Der Eigenthümer kann denselben gegen Erstattung der Insertionsgebühren und der Futterkosten bei Unterzeichnetem in Empfang nehmen.

[86] Boxdorf, bei Moritzburg. E. Förster, Lehrer.

Verspätete Entgegnung.

Dem mir wohlbekannten Einsender des Aufsatzes in Nr. 38 der Beilage d. B., betreffs einer Einladung zum hiesigen Erntefeste, diene hiermit zur Nachricht, daß er es nur seinen übrigens freundschaftlichen Gesinnungen gegen mich zu danken hat, wenn ich das Falsum meiner Namensunterschrift nicht ernstlicher zu rügen gemeint bin.

Ebersbach, den 29. Septbr. 1857.

[147] W. Ziegenhals.

Unsere am 22. v. M. stattgehabte Verlobung zeigen wir allen Verwandten und Freunden ergebenst an und empfehlen uns ihrem freundlichen Wohlwollen.

Piskowitz, den 7. Oct. 1857.

Marie Auguste Hönsch.
[83] Carl Richard Sebastian.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.

(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 41 nebst einer Beilage.)

Freitag, Nr. 42. 16. October 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 8, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. In Würtemberg hat der Abschluß des Concordats und die dadurch herbeigeführte größere Selbstständigkeit der katholischen Kirche auch unter den Protestanten die lange gehegten Wünsche nach einer ausgedehnteren corporativen Selbstständigkeit der protestantischen Kirche wieder angeregt. In den Bezirkssynoden wurde diese letztere als nothwendige Consequenz des Concordats für die protestantische Landeskirche bezeichnet, deren Regiment vorzugsweise ein weltliches ist. Unter Anderem ist auch beantragt worden, es möge an den König die Bitte gestellt werden, eine Landes-Synode zu berufen, und deren Anträge und Ansichten darüber entgegenzunehmen, wie die rechtliche Gleichstellung der evangelischen Kirche mit der autonomisch (selbstherrschend) gestellten katholischen Kirche auszuführen wäre, unbeschadet der historisch begründeten Rechte des evangelischen Landesherrn in der evangelischen Kirche.

Im Großherzogthume Hessen haben die Stände eine Angelegenheit erledigt, welche in nächster Zeit wohl in den meisten deutschen Kammern zur Beschlußfassung gelangen wird, nämlich die Gehaltserhöhung der Staatsdiener. Die Nothwendigkeit einer solchen Maßregel wurde allseitig anerkannt, nur konnte man sich mit der Höhe der von der Regierung beantragten Zulagen, welche in den meisten Fällen 75 Proc. des bisherigen Gehalts erreicht, nicht durchgängig einverstehen. Schließlich wurden aber die Regierungsanträge, welche eine beträchtliche Vermehrung der Steuerlast zur Folge haben werden, dennoch von beiden Kammern angenommen. Dagegen hat ein in der zweiten Kammer gestellter Antrag, welcher auf die Verringerung der Bundescontingente und der drückenden Militärlasten abzielte, die Zustimmung der ersten Kammer nicht erlangt. Ferner haben die Stände auch einen Antrag an die Regierung gebracht, welcher seiner Zeit auf den Zollvereins-Conferenzen zur Sprache kommen wird; derselbe geht nämlich dahin, die Staatsregierung zu ersuchen, Mittel und Wege zu finden, um den Tabak in irgend einer Form als eine luxuriöse Consumtion zu besteuern.

Der König von Dänemark bereist gegenwärtig das Herzogthum Schleswig, und seine Anwesenheit hat der deutschen Bevölkerung mehrfach Anlaß gegeben, ihre Beschwerden über die Bedrückung der Dänen dem Monarchen vorzulegen. Dies war besonders in Tondern der Fall, wo die Einwohnerschaft durch die Einführung der dänischen Sprache in Kirche und Schule sich schwer bedrückt fühlt. Der König versprach Untersuchung der Beschwerden, äußerte auch mit Hinweis auf den schweigsamen Empfang bei seinem Einzuge, er hoffe, wenn er wiederkomme, besser empfangen zu werden. Man erwartet, daß die eigene Anschauung des Monarchen dazu dienen werde, die Uebergriffe der dänischen Beamten mindestens einigermaßen zu zügeln.

Preußen. König Friedrich Wilhelm ist am 6. Octbr. von einer schweren Krankheit betroffen worden, welche zwei Tage darauf einen so schlimmen Verlauf nahm, daß man die ernstlichsten Besorgnisse für das Leben des Monarchen zu hegen begann. Seit vergangenem Sonnabende ist jedoch eine merkliche Besserung eingetreten und man betrachtet die Gefahr als glücklich beseitigt, obgleich die Genesung des hohen Kranken nur langsam vorschreitet. Der König war an obengedachtem Tage im Begriff, nach Schlesien zu reisen; aber schon auf der Fahrt von Sanssouci nach der Hauptstadt fühlte sich derselbe unwohl. Die Weiterreise wurde daher bei der Ankunft in Berlin aufgegeben und es erfolgte mittelst eines Extrazugs die sofortige Rückkehr nach Potsdam, woselbst sich alsbald die königlichen Leibärzte versammelten. Um 2 Uhr legte sich der König zu Bett, und es zeigte sich Anfangs eine starke Neigung zum Schlaf, welche längere Zeit anhielt, bis sich später Fiebersymptome einstellten und der Krankheitszustand einen immer mehr besorglichen Charakter annahm. Am 8. October Abends traten plötzlich heftige Congestionen nach dem Gehirn ein, so daß sich die Leibärzte veranlaßt sahen, gegen Mitternacht einen Aderlaß vorzunehmen, worauf sich jener Blutandrang nach dem Kopfe etwas ermäßigte. Doch dauerte der bedenkliche Zustand des Königs bis zum Morgen des 10. Octbr. fort, und erst im Laufe dieses Tages stellte sich eine Wendung zum Bessern ein, welche der Hoffnung auf die glückliche Rettung des Monarchen einigen Raum gab. Am Sonntag trat diese Besserung noch entschiedener hervor und seitdem lauten die ausgegebenen Bülletins mit jedem Tage günstiger, so daß, wenn nicht unvorhergesehene Zwischenfälle eintreten, die völlige Genesung des Monarchen, obgleich dessen Kräfte sehr geschwächt sind, in nächster Zeit zu hoffen steht. — Seit dem Anbeginn der Krankheit sind sämmtliche Mitglieder des königlichen Hauses in Potsdam versammelt, und das Staatsministerium hat in den Tagen der Gefahr seine Sitzungen nach jener Residenz verlegt. In der ganzen Monarchie sind kirchliche Fürbitten für die baldige Wiederherstellung des Königs angeordnet und in Berlin wurden die Concerte und Tanzvergnügungen eingestellt, während in den Schauspielhäusern nur Stücke ernsten Inhalts zur Aufführung gelangen. Die Feier des 15. Oct., an welchem Tage der König das 62. Lebensjahr vollendet, wird diesmal vorzugsweise einen ernsten Charakter tragen und soll dabei von allen rauschenden Festlichkeiten abgesehen werden. — In einigen preußischen Blättern ist bereits davon die Rede, daß vielleicht der König bis zu seiner völligen Wiederherstellung die interimistische Leitung der Regierungsgeschäfte dem Prinzen von Preußen übertragen werde.

Im Regierungsbezirk Königsberg ist die Cholera ziemlich heftig aufgetreten; in der letzten Hälfte des vorigen Monats erkrankten dort 988 Personen, von denen 526 gestorben sind. Am meisten Opfer forderte die Krankheit in Danzig, wo vom 20. Sept. bis zum 10. Oct. 208 Personen erkrankten und 109 verstarben. Es wird dabei hervorgehoben, daß keine Provinz des preußischen Staats so viel von jener schrecklichen Krankheit zu leiden gehabt hat, als die Provinz Preußen; in sieben Epidemiejahren fielen dort 73,300 Menschen jener Seuche zum Opfer.

Oesterreich. Die gegenwärtige precaire Lage des Geldmarktes, welche meist durch die allgemeine Speculationswuth herbeigeführt worden ist, fängt auch in Oesterreich an, ihre bedenklichen Folgen zu äußern und die Handelswelt mit ängstlicher Besorgniß zu erfüllen. Namentlich hat der plötzliche

Fall des Hauses Boskowitz in Pesth, einer sehr angesehenen Firma, welche die ausgebreitetsten Verbindungen besitzt, große Bestürzung erregt, da dieser Concurs auch andere Handelshäuser zur Einstellung der Zahlungen zwingen wird. In Wien waren in diesen Tagen allein vier Fallissements angemeldet. Die Rückwirkung obigen Ereignisses trifft besonders die Fabrikanten schwer, da die Firma Boskowitz einen außerordentlich großen Umsatz in Manufacturwaaren machte. Wie es heißt, werden sich die Wiener Bank und die dasige Creditanstalt in's Mittel legen, um durch geeignete Maßregeln die schweren Folgen der hereingebrochenen Calamität zu mindern.

Frankreich. Die Regierung hat an ihre im Auslande befindlichen diplomatischen Agenten ein Rundschreiben gerichtet, welches sie über die Bedeutung und Tragweite der Stuttgarter Zusammenkunft belehrt. Wie die Pariser officiösen Blätter angeben, soll dieses Actenstück die Besorgnisse zerstreuen, welche die ausländische Presse aus Anlaß dieses Ereignisses verbreitet hat, und seinen durchaus friedlichen Character feststellen. Wenn dies der Zweck des Actenstücks ist, so kommt es etwas zu spät, denn die Besorgnisse, welche die Kaiserreise etwa hervorgerufen, sind durch die Begegnung in Weimar gehoben. Uebrigens waren es nicht die deutschen, sondern die französischen Blätter, welche durch ihre hochfahrende Sprache erst jene Besorgnisse wachgerufen, die man nun zu beschwichtigen bemüht ist, da in Stuttgart, wie sich immer mehr herausstellt, nicht Alles nach Wunsche ergangen ist. — Seit Kurzem taucht ein Gerücht auf, welches den mit so vielem Eifer fortgesetzten Bestrebungen Frankreichs, die beiden Donaufürstenthümer unter einen Herrscher zu vereinigen, eine nicht ganz uneigennützige Absicht unterlegt. Es soll nämlich im Plane Louis Napoleon's liegen, den Prinzen Joachim Murat durch den Thron der vereinigten Donaufürstenthümer zu versorgen, und, wie es heißt, sind hierüber bereits Verhandlungen mit Rußland eingeleitet worden, von denen man sich einen günstigen Erfolg verspricht. Ob hierdurch der neue Staat der Rumänen an Festigkeit gewinnen würde, steht allerdings stark zu bezweifeln; aber eben diese Erwartung scheint geeignet, den Plan Rußland annehmbar zu machen. Jene Länder würden ihm doch über kurz oder lang sicher zufallen. — Das in Paris bestehende Collège de France besaß seit seiner Begründung eine besondere Selbstständigkeit. Das Lehrercollegium wählte bisher die Professoren und die Regierung bestätigte sie; auch wurde die innere Verwaltung der Anstalt von den Professoren geleitet. Aber eben diese Unabhängigkeit hatte in den Lehrern und Schülern dieses berühmten Instituts ein gewisses Selbstgefühl genährt, welches sich zuweilen in einer der jetzigen Regierung mißliebigen Weise kundgab, wie denn überhaupt die Männer der Wissenschaft sich dem erneuten Kaiserthume wenig freundlich bezeigen. Die Regierung hat nun diesem Zustande ein Ende gemacht, indem sie durch ein in diesen Tagen erschienenes Decret an die Stelle der Professoren-Verwaltung die Autorität des Unterrichtsministeriums setzt und somit Lehrer und Studenten in ein abhängigeres Verhältniß bringt. Man fürchtet, daß eine ähnliche Maßregel auch die bisherige Unabhängigkeit der Academie gefährden könne, da die gelehrten Academiker ihre öffentlichen Acte mehrfach dazu benutzt haben, ihre Ansichten über das jetzige Regierungssystem rückhaltslos kundzugeben. —

Der Kaiser hat bei der Aufhebung des Lagers von Chalons einen Tagesbefehl an die Truppen erlassen, welcher die alten Erinnerungen des Kaiserreichs wieder auffrischt und deshalb vielfache Deutungen erfährt. Derselbe lautet, wie folgt:

Lager von Chalons, 8. Oct. Soldaten! Die Zeit, die wir soeben mit einande zugebracht haben, wird nicht verloren sein. Eure militärische Bildung ist gewachsen, und die Bande, die uns vereinigten, sind enger geschlossen. Als General Bonaparte den glorreichen Frieden von Campo-Formio geschlossen hatte, so beeilte er sich, die Sieger Italiens wieder nach der Schule des Pelotons und des Bataillons zu führen, indem er so zeigte, wie für nützlich er es hielt, selbst für alte Soldaten, ohne Aufhören zu den Grundregeln der Theorie zurückzukehren. Diese Lehre ist noch nicht vergessen; kaum zurückgekehrt von einem glorreichen Feldzuge, habt ihr euch mit Eifer zu dem praktischen Studium der Evolutionen zurückgewendet und das Lager von Chalons eingeweiht welches der ganzen Armee zur großen Schule für die Manöver dienen soll. Die kaiserliche Garde wird auf diese Weise immer, im Frieden, wie im Kriege, ein gutes Beispiel geben. Unterrichtet, disciplinirt, bereit, Alles zu unternehmen und Alles auszuhalten für das Wohl des Vaterlandes, wird sie für die Linie, aus der sie hervorgeht, ein gerechter Gegenstand des Wetteifers sein und wird mit ihr dazu beitragen, den alten Ruf unserer unsterblichen Phalangen unbefleckt zu erhalten, die nur durch das Uebermaß ihres Rhums und ihrer Triumphe unterlagen. Napoleon.

Spanien. Ueber den Verlauf der letzten Ministerkrisis ist noch immer nichts Genaueres bekannt. Die Abreise des Marschalls Narvaez nach Paris hat sich nicht bestätigt; der Ministerpräsident hat jedoch sein Minister-Hôtel bereits geräumt und es scheint somit von einer Wiederaussöhnung desselben mit der Königin keine Rede zu sein. Wahrscheinlich wird man erst ein Uebergangsministerium zusammensetzen, welches dann bei dem Zusammentritt der Cortes wieder abtreten würde, um den Männern der entschiedensten Reaction Platz zu machen.

Großbritannien. Das in London aufgetauchte und vom Telegraphen weiter verbreitete Gerücht von einer bevorstehenden Proclamation der Königin Victoria als Kaiserin von Indien hat bis jetzt keine Bestätigung gefunden. Dagegen befestigt sich immer mehr die Ueberzeugung, daß es mit der Herrschaft der ostindischen Compagnie zu Ende geht und durchgreifende Reformen in der Verwaltung des indischen Reichs nicht länger verschoben werden können. Vorläufig soll der Gouverneur von Indien, Lord Canning, abberufen werden, da derselbe der gegenwärtigen Krisis nicht gewachsen zu sein scheint.

Rußland. In den russischen Blättern, welche unter der Regierung des jetzigen Kaisers sich viel freier bewegen dürfen, wird jetzt ganz ernstlich bei der Besprechung der in der Justizpflege vorzunehmenden Reformen die Einführung von Geschworenen befürwortet; ja es wird sogar hinzugefügt, daß der Justizminister der Einführung dieses Instituts günstig gestimmt sei. — Bei dem bereits gemeldeten Untergange des kaiserlichen Linienschiffes „Lefort" haben, wie jetzt genau festgestellt worden, 743 Matrosen, 53 Frauen und 17 Kinder ihr Leben verloren.

Donaufürstenthümer. In der Moldau hat am 4. Oct. die Eröffnung des Divans unter entsprechenden Feierlichkeiten stattgefunden. Wie aus Jassy geschrieben wird, ist es auch bei den zweiten Wahlen d'runter und d'rüber gegangen und es sind die größten Ordnungswidrigkeiten vorgekommen, um nur Vertreter der Union in den Divan zu bringen. Aus der Mitte der Bevölkerung sind auch bereits Beschwerden und Proteste wegen dieser Uebergriffe erhoben und an die europäische Commission abgegeben worden; es wird dies aber nicht viel helfen, denn die Mehrzahl der Commissarien ist mit dem gewonnenen Wahlresultate höchlich zufrieden. — Wie aus Belgrad berichtet wird, ist ein gegen den Fürsten von Serbien beabsichtigtes Attentat, verbunden mit Umsturzplanen, entdeckt worden. Mehre angesehene Personen, die dabei compromittirt, sind verhaftet worden.

Montenegro. An den Grenzen Montenegro's wohnen einzelne Stämme, welche sich weder dem Vladika noch dem Sultan unterwerfen, sondern ihre Unabhängigkeit behaupten wollen; es hat dieser Umstand schon zu vielfachen Fehden geführt, und der vor fünf Jahren ausgebrochene blutige Krieg ging eigentlich aus jenen Conflicten hervor. Jetzt droht eine ähnliche Gefahr. Der Sultan von Skutari hat nämlich beschlossen, den Stamm Vasojevic, welcher weder den Sultan noch den Fürsten Danilo als Souverän anerkennen will, zu züchtigen und mit 3000 Mann in das Gebiet desselben einzufallen. Bei dem politischen Zündstoff, welcher in den schwarzen Bergen aufgehäuft liegt, könnte es aber leicht kommen, daß ein solches Vorgehen weitere bedenkliche Folgen nach sich zöge, und die Vertreter der Großmächte haben sich daher beeilt, bei der Pforte zu interveniren. Der Sultan wurde aufgefordert, den Conflict zu vermeiden und ihn lieber auf diplomatischem Wege auszugleichen. Die Pforte hat hierein ge-

willigt und es ist bereits ein englischer Commissar nach Skutari abgegangen, um den Kriegseifer des Pascha's zu zügeln. Dieser hat aber bereits losgeschlagen und mehre montenegrinische Dörfer verwüstet; der angegriffene Stamm wandte sich in seiner Noth an den Wladika und dieser hat sich entschlossen, 500 Montenegriner an der Grenze des betreffenden Bezirks aufzustellen. Noch ist es nicht gewiß, ob es den Bemühungen des englischen Commissars gelingen wird, diesen Zwist beizulegen, da die Bewohner der schwarzen Berge sich wohl auf's Dreinschlagen verstehen, von der Diplomatie aber nicht viel zu halten pflegen.

Amerika. Aus Newyork gehen sehr betrübende Nachrichten über die in den Vereinigten Staaten herrschende Geldkrisis ein. Große Banquierhäuser haben fallirt und eine Menge Banken ihre Zahlungen eingestellt. Der allgemeine Schrecken hat nun auch die Handelswelt und die Gewerbtreibenden ergriffen; der Credit hat aufgehört und der Mangel an baarem Gelde ist allgemein. Die Fabriken und Werkstätten feiern, und man berechnet, daß es im nächsten Winter in Newyork 100,000 brodlose Arbeiter geben werde. In den dasigen Zeitungen wird allen Denjenigen, deren Aussicht auf Subsistenz zweifelhaft ist, der Rath ertheilt, so zeitig wie möglich die Stadt zu verlassen und sich auf dem Lande nach Beschäftigung umzusehen, da die Noth in Newyork bei Eintritt des Winters voraussichtlich eine gefährliche Höhe erreichen wird.

Asien. Die letzten aus Indien eingegangenen Nachrichten lauten im Allgemeinen für die Engländer nicht ungünstig; sie sind am 17. Sept. in Bombay abgegangen und enthalten im Wesentlichen Folgendes: General Havelock hatte am 16. Aug. seinen neunten Sieg über die Rebellen erfochten und sie aus ihrer starken Position bei Bithoor verdrängt, sich jedoch wieder nach Cawnpur zurückgezogen, um Verstärkungen zu erwarten und dann nach Lucknow vorzurücken, dessen Besatzung die Aufständischen mit bedeutendem Verlust zurückgeschlagen hatte und sich fortwährend mit dem größten Heldenmuthe vertheidigte. General Outram wurde bis zum 9. Sept. mit Verstärkungen in Cawnpur erwartet, und General Eyre hatte die Meuterer von Dinapur abermals in der Nähe von Sasseran geschlagen. Auch an mehren andern Puncten zogen die Aufständischen den Kürzern. Dagegen haben sich wieder mehre eingeborene Regimenter empört und andere mußten entwaffnet werden, damit sie diesem Beispiele nicht folgen konnten. Die Aufständischen des Königreichs Audh bedrohten Allahabad und Benares; doch hatte man alle zur Vertheidigung dieser beiden Städte erforderlichen Maßregeln getroffen. — Die Operationen vor Delhi wurden mit dem größten Eifer fortgesetzt; man erwartete am 1. Sept. den Belagerungstrain, nach dessen Ankunft man zum Sturme zu verschreiten gedachte. In den Präsidentschaften Madras und Bombay, sowie im Pendschab herrscht Ruhe. Das Moharremfest, an welchem man eine allgemeine Erhebung der mohamedanischen Bevölkerung fürchtete, war in allen Theilen Indiens ruhig vorübergegangen. In Bombay und Calcutta waren europäische Truppen eingetroffen und man erwartete an jedem Tage noch weitere Verstärkungen.

Der Kanonenjunge.

Erzählung von Franz Lubojatzky.

(Fortsetzung.)

Jeßner spazierte hinterdrein, im Herzen sehr zufrieden mit seinem Jungen. Während er ihm behilflich war, die triefenden Kleidungsstücke mit einem Paar andern zu wechseln und ihn also in einen trockenen Zustand zu versetzen, beeiferte sich Mutter Salome, mit Beistand der Dame das kleine Mädchen, nachdem sie es entkleidet hatten, durch Reiben wieder zum Bewußtsein zu bringen. Endlich gaben sich Zeichen der rückkehrenden Besinnung bei derselben kund, und als es wieder die Augen aufgeschlagen, meldete Mutter Salome dies glückliche Ereigniß ihrem Manne, der, eben beschäftigt, seinem Sohne mit einem Schlucke Branntwein zu Hilfe zu kommen, diese innere Wohlthat auch für die Kleine sehr ersprießlich fand, was seine Frau jedoch als gänzlich ungeeignet verwarf, indem sie sagte, daß die Kleine das Töchterchen von der gnädigen Frau Baronin und nicht an Schnaps gewöhnt wäre. Die Dame wollte schnell auf's Schloß laufen, damit andere Wäsche und Kleider von dem Kammermädchen herbeigesorgt würden.

„Werde ich thun; bei mir geht's rasch," sagte Heinrich und lief fort. Dem alten Herrn Himrich hatte er erzählt, was geschehen war, und der versprach ihm, auf der Stelle das Nöthige zu besorgen, er solle nur wieder nach Hause gehen. Das geschah auch; in einer halben Stunde war die Kleine wieder angekleidet und saß, freilich leichenblaß, auf dem harten, mit Heu oder Stroh gestopften und bedeutend niedergesessenen Sopha. Der überstandene tödtliche Schreck und die Ungewöhntheit, sich in einem fremden und noch obendrein so ärmlichen Raume zu befinden, machte die arme Kleine sprachlos. Mit Furcht blickte sie auf die ihr fremden Personen. Heinrich ergriff ihre Hand und sagte sehr vertraulich: „Du bist erschrecklich naß gewesen, kleines Fräulein, aber ich auch. Natürlich, im Wasser kann's nicht anders sein. Jetzt sind wir aber beide trocken; nun können wir lachen. Wie hast Du's denn versehen, daß Du in den Bach fielst?"

Die Gouvernante, Mademoiselle Goutard, erklärte, daß die Handlehne des Steges, auf die sich das Fräulein gestützt, um hinunter in's Wasser zu sehen, gebrochen sei. „Ja, ja, geknackst hat die alte Stange immer; einmal mußte es zum Brechen kommen; sie war zu morsch," bestätigte der Einnehmer.

„Warum sagst Du denn Nichts, kleines Fräulein? ich rede ja zu Dir," fragte Heinrich nach einer Weile.

„Ich kenne Dich gar nicht," antwortete die Kleine leise.

Der Knabe blickte sie einige Secunden lang höchst erstaunt an; dann lachte er hell auf. Man fragte ihn, worüber? „O, das ist sehr gut; sie spricht nicht mit mir, weil sie mich gar nicht kennt! Wenn ich nun auch, weil ich sie doch auch gar nicht gekannt habe, nicht in's Wasser gesprungen wäre und sie herausgeholt hätte! ... was denn dann?"

„Mein Junge, das war verflucht gescheidt von Dir," rief Vater Jeßner. „Eins ist sicher; ertrunken wäre sie ohne Gnade und Barmherzigkeit, wenn Du nicht so schnell bei der Hand und im Wasser gewesen wärest. Wenn man in solchen Augenblicken allemal erst fragen wollte: wer ist der oder die Hilfsbedürftige? von Tausenden gingen Neunhundert an der Frage zu Grunde. Bist'n braver Kerl, Heinrich. Gott verdopple mich und's Tractement! habe Freude an Dir, mein Junge."

Aurelie schien den, obwohl nicht an sie gerichteten Ausspruch des Alten tief empfunden zu haben, sich beschämt zu fühlen. Sie schlug die Augen nieder. Auf ihrem kleinen, bleichen Gesichtchen drückte sich Angst aus; sie zitterte. Heinrich bemerkte das und sagte gutmüthig: „Na, na, kleines Fräulein! Du brauchst nicht in Furcht zu kommen bei uns. Wir thun Dir gewiß Nichts zu Leid. Vater und Mutter sind sehr gut, und ich ... o, wenn Du mich nur kennen solltest!... ich bin's auch. Du hast das mit dem „mich gar nicht kennen" gewiß nicht so böse gemeint; ... nicht wahr? wie heißt Du denn?"

„Aurelie."

„Ach, sieh' mal! Aurelie; das ist so viel, wie Aurikel. Aber es macht mir Spaß. Aurikel haben wir viele in unserem Gärtchen. Na, wenn sie zum Frühjahr wieder blühen werden, will ich sie Aurelie nennen; gefällt Dir das?"

Das stolze Zweigespann der Frau Baronin kam angebraust; das Kammermädchen, welches eben mit den durchnäßten Kleidern Aureliens auf's Schloß zurückgehen wollte, ward die Veranlassung, daß der Wagen hielt und die Frau Baronin, nachdem sie den Vorgang vernommen, in Begleitung ihres Rechtsanwalts, des Herrn von Steiner, ausstieg. Mademoiselle Goutard empfing in französischer Sprache einige Vorwürfe von Seiten der Gnädigen, welche anordnete, daß sie und Aurelie sogleich mit auf's Schloß zurückfahren sollten.

Das Benehmen der Dame gegen die Einnehmersleute war offenbar geringschätzig. Sie sprach einen sehr kühlen Dank gegen den Alten aus. „Ich habe Ihr Kind nicht aus dem Wasser gerettet; mein Junge da hat's gethan," antwotete Jeßner, den dieser vornehme Dünkel tief wurmte.

„Geben Sie dem Jungen etwas für seine Mühe, Herr von Steiner," sagte die Baronin.

Der Advocat zog die Börse und reichte Heinrich ein Achtgroschenstück. „Gieb's gleich zurück, mein Junge!" befahl Jeßner, empört. „Die Mühe, wobei Dein eigenes Leben in Gefahr stand, ist nicht mit acht Groschen zu bezahlen. Daß eine gnädige Frau Baronin ein Kind hat, dessen Leben nicht höher im Preise steht, haben wir freilich noch nicht gewußt." „Pöbelhafter Mensch!" rief die Gnädige, und der Advocat stimmte bei: „Was unterfängt Er Sich! solche Impertinenz kann er gegen Seine Kameraden aussprechen; unter Soldaten paßt diese Sprache; das ist einmal rohes, ungehobeltes Volk, das" ...

„Halt!" commandirte Jeßner, dem der Zorn das Gesicht mit dunkelrother Gluth übergoß, mit so kräftiger Stimme, daß der Sprechende, erschrocken, zusammenfuhr. „Der Teufel soll Ihm die Kerze halten, Herr, wenn Er einen Schimpf auf die Soldaten bringen will. Ich war und bin noch einer und gewiß so ein ehrlicher Mann, wie mancher Großhans, der mit zwei Uhrgehängen aus der Tasche einherstolzirt und sich Gott weiß was dünkt. Wie kann Er die Soldaten rohes, ungehobeltes Volk nennen? 's mag d'runter welche geben, die das sind, gerade wie unter Seiner vornehmen Gesellschaft, Herr; das gibt Ihm aber kein Recht, den ganzen Soldatenstand zu beschimpfen. Weiß Er, was ein Soldat ist? Ein Soldat ist ein Mensch, der allerlei Register im Leibe haben muß, gute und nicht gute, wie's gerade paßt. Hart muß er sein, wie Eisen; denn ein weichgebackenes Menschenkind geht dabei zu Grunde. Aber 's Herz, Herr, der Sinn, muß bei ihm rechtschaffen sein, ehrlich. Alle Stunden muß er zum Verlesen beim lieben Herrgott erscheinen können ohne Furcht vorm Tod. Entbehren muß er können und Strapazen ertragen für's Vaterland, während andere Hundsfötter daheim hinter'm Ofen hocken und Zuckergebackenes schmausen. Seine Ehre ist sein einziger Reichthum und, wer ihm den antastet, sein Todfeind. Laufen muß er können, aber nicht rückwärts, sondern vorwärts gegen den Feind, das Bayonnet zum Sturm gefällt, und wenn da, Herr, der Boden unter den Füßen wankt vom Geschützdonner und links und rechts die Kameraden fallen, da zeigt sich erst, was der Soldat ist. Als Mann steht er, in Gottes Vaterhand sich gebend, sein Leben theuer verkaufend. In der Schlacht kommt's an den Tag, was Männer sind; das sind die Ehrentage im Soldatenkalender. Da gilt's Leben um Leben, Tod um Tod; aber mein Seel', ich habe noch keinen Soldaten gesehen, der sein Leben zum Preise eines Achtgroschenstücks anschlug, wie die gnädige Frau Baronin das Leben ihres Kindes. Das soll nicht etwa heißen, daß wir ein höheres Geschenk beanspruchen; bewahr' uns Gott! Aber ein freundliches Wort von einer Mutter hätte mich, „den pöbelhaften Menschen" und „rohen ungehobelten Soldaten", mehr gefreut. Komm, mein Junge; laß die vornehme Sippschaft hier ... wir verlieren Nichts an ihr, und sie ... ist um acht Groschen reicher geblieben."

Seinen Jungen bei der Hand nehmend, ging er in den Garten. Bald darauf rollte der Wagen der Baronin weiter. Als Jeßner und Heinrich wieder in die Stube kamen, sagte Salome ganz gegen ihre Gewohnheit sehr heiter zu ihrem Manne: „Na, Alter, den fürnehmen Leuten hast Du die Gamaschen gut angepaßt; aber 's war ganz recht. Die sehen unser eins ohnehin nur für Pack an, das froh sein muß, daß es noch auf Gottes lieber Erde herumläuft. Ich denke, das Pfefferkuchenmännchen wird nicht sobald wieder über die Soldaten losziehen."

„'s mag er machen, wie er will," entgegnete Jeßner; ... „vielleicht kommt er dann an einen Gröberen, der ihm das „Gallepip" auf andere Manier vorpfeift." — Der Sache wurde nicht weiter erwähnt. Eine Woche später hieß es im Dorfe, die Frau Baronin reise wieder nach Dresden zurück. Das bestätigte sich auch; eines Morgens zeitig rollte der Reisewagen der Gnädigen am Einnehmerhause vorbei. Der alte Jeßner stand unter der Thüre. „Guten Rutsch und kein Wiedersehen!" brummte er vor sich hin.

„Das kleine Fräulein war nicht mit im Wagen, Vater; ich hab'n ganz übersehen können!" rief Heinrich aus der Höhe des Weingeländers herunter, wo er, um den Sperlingen das Naschen in den Trauben zu verwehren, einige in Fahnen geschnittene Streifen Zeug befestigte.

„Was geht's uns an?" entgegnete der Alte.

„Na, man red't nur so; ... ein kleines hübsches Mädchen ist es, hat mir recht sehr gefallen."

Diese Bemerkung blieb ohne Entgegnung von Seiten Jeßner's, der sich auf die Bank niedersetzte. Seine Beobachtungsgabe gehörte eben so, wie die Mutter Salome's, nicht zu den feinsten, und so entging es beiden, zu bemerken, wie Heinrich zuweilen, was sonst seine Sache gar nicht zu sein pflegte, in Gedanken vor sich hinschaute. Aber das dauerte nur kurze Zeit; dann war er wieder so fröhlich, wie sonst. Mit Erstaunen erfuhren Vater und Mutter von ihm, daß er mit dem kleinen Fräulein Aurelie gesprochen habe.

„Na nu, gibst's ja verflucht hoch, mein Junge", bemerkte der Alte.

Es wurde allmählig auffällig, daß von der Zeit an Heinrich eine Verwandlung an sich zeigte, welche Jeßnern anfänglich, da er keinen Grund dafür fand, sehr beunruhigte. Heinrich nahm im Verlaufe der Zeit keinen Antheil mehr an den zuweilen etwas rohen Spielen der Dorfjugend; er sonderte sich ab von ihnen. „Was ist denn das mit Dir jetzt, mein Junge?" fragte der Alte eines Wintertages, als die Dorfbuben mit lautem Halloh von der Erhöhung neben der Kirche Schlitten fuhren. „Warum bist Du nicht bei der lustigen Gesellschaft draußen?"

Anfänglich schien Heinrich verlegen; dann aber sagte er offenherzig: „Mademoiselle Goutard, die mich jetzt französisch lehrt, sagt, wenn ich einmal was Rechtes werden wollte, müßte ich schon jetzt anfangen, mich zu bilden. Die Bauernjungen wären keine Gesellschaft für mich und Fräulein Aurelie dürfte auch nicht mehr mit mir sprechen, wenn ich die Gesellschaft nicht aufgäbe."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schiffbruch.

Seit langer Zeit hat in Amerika kein Unglück die Gemüther so lebhaft beschäftigt, wie der Untergang des Dampfschiffes „Central-Amerika", welcher am 12. September ungefähr 200 englische Meilen vom Cap Hatteras erfolgte. Es ist dies in mehr als einer Beziehung das schrecklichste Ereigniß dieser Art zu nennen, welches seit Langem vorgekommen; denn es befand sich an Bord des dem Verderben geweihten Schiffes eine ungewöhnlich große Anzahl von Passagieren, und nur selten war der Geschäftswelt mehr an der sicheren Ankunft eines Fahrzeuges gelegen, als in dem vorliegenden Falle, wo so überaus belangreiche Summen mit demselben erwartet wurden. Der Ocean hat sich erst vor nicht gar langer Zeit stillschweigend über der „Pacific" geschlossen, und Niemand wird jemals das Geringste über den Todeskampf Derjenigen vernehmen, die mit ihr untergegangen. Ueber diesen neuesten Unglücksfall dagegen liegen die genauesten Details vor, und sie sind der Art, daß kein Herz davon ungerührt bleibt. Wir fassen aus den zahlreichen und umfänglichen, durchgängig von Augenzeugen herrührenden Berichten, welche die Riesenspalten der amerikanischen Blätter füllen, in Nachstehendem das Wesentlichste zusammen, um unseren Lesern in gedrängter Kürze ein Bild jener traurigen Katastrophe zu geben.

Der vom Capitän Herndon geführte Dampfer „Central-Amerika", ein gutgebautes Schiff, verließ, aus San Fran-

cisco kommend, Havanna am 8. Sept. früh 10 Uhr; er hatte außer der Schiffsmannschaft, welche 101 Köpfe zählte, 461 Passagiere, (darunter 80—100 Deutsche) am Bord, von denen die meisten aus Californien kamen. Maschinen und Kessel des Schiffs waren in guter Ordnung und arbeiteten regelmäßig bis zum 11. Sept., einem Freitage, wo in der Frühe ein von Nordosten daher brausender, mit Regengüssen untermischter Orkan das Meer in seinen Tiefen aufwühlte und das Schiff mit furchtbarer Gewalt hin und her schleuderte. Es war früh um 9 Uhr, als man in dem Schiffe mehr Wasser, als gewöhnlich, erblickte, und bald darauf verbreitete sich unter den Passagieren die beängstigende Kunde, daß der Dampfer einen Leck habe. Sofort eilte Alles zur Hilfeleistung herbei. Aber das Wasser drang nicht blos an einer einzelnen schadhaft gewordenen Stelle ein, der man durch Verstopfen beikommen konnte. Es schien vielmehr, als ob sich durch die Erschütterung des Sturmes die Nähte des Schiffs geöffnet und das Kalfaterwerg ausgewaschen hätten; denn die unteren Räume füllten sich mit einer außerordentlichen Schnelligkeit mit Wasser. Kaltblütig und besonnen traf der Capitän, ein der Gefahr gewachsener Mann, seine Maßregeln. Die Matrosen mußten sofort in die Kohlenräume, welche schon zum Theil unter Wasser standen, hinabsteigen, um Feuerungsmaterial heraufzuschaffen; die Passagiere aber wurden in drei Reihen formirt und mit Eimern versehen, um das Wasser aus den Maschinenstuben zu entfernen, wo die Feuerung bereits auszulöschen begann. Gleichzeitig wurden in allen Theilen des Schiffs die Pumpen in Bewegung gesetzt, und so hoffte man des eindringenden Wassers Herr zu werden. Aber alle Anstrengungen waren vergeblich. Um 12 Uhr Mittags floß das Wasser bereits über den Kohlenraum, und zwei Stunden später löschte das Feuer in den Steuerbordkesseln aus. Der Ingenieur befahl sofort, Feuer unter dem Donkeykessel zu machen, und eine Abtheilung von Passagieren begann auf Anordnung des Capitäns die Steeragekajüten abzubrechen, um Feuerungsmaterial zu gewinnen, da man nicht mehr zu den Kohlen hinzukommen konnte. So gelang es, mittels der Holzfeuerung wieder einigen Dampf zu erzeugen. Doch dieser war bald aufgebraucht; obgleich alle Hände unausgesetzt thätig waren, stieg doch das Wasser immer höher, und als die fünfte Nachmittagsstunde herannahte, waren alle Feuer verlöscht. Nur der Donkey-Kessel erzeugte noch so viel Dampf, um die Pumpen in Thätigkeit zu setzen. Aber um acht Uhr Abends gerieth auch dieser Kessel in Stillstand, und die Speisungsröhre war so verstopft, daß sie zerschnitten werden mußte. Mittlerweile war die Nacht hereingebrochen; die Maschinen standen längst still, und das Schiff wurde gleich einem Fangball von den Wellen hin- und hergeschleudert. Aber das Beispiel des muthigen Capitäns und die Ruhe der wohl disciplinirten Mannschaft erhielten die Passagiere in guter Stimmung. Alt und Jung arbeitete ohne Unterlaß, und Jeder blieb auf seinem Posten. Selbst die Frauen benahmen sich wacker. Statt durch ihren Jammer die Männer zu verwirren und zu entmuthigen, spornten sie dieselben, wenn die Kräfte versagten, zu neuer Thätigkeit an und erboten sich selbst, ihre Anstrengungen zu theilen. Auf solche Weise hoffte man mit vereinter Kraft während der Nacht das Wasser zu bewältigen und beim Anbruch des Tages einem Schiffe zu begegnen, das Allen sichere Rettung bringen sollte.

So kam der verhängnißvolle Sonnabend heran, und als der Tag graute, sahen die erschöpften Matrosen und Passagiere mit Schrecken, daß all ihr Mühen vergebens gewesen; das Wasser stieg immer höher und höher, und man versuchte nun, durch Hinabwinden von großen Fässern das Wasser aus den unzugänglich gewordenen unteren Schiffsräumen zu entfernen; auch gelang es noch einmal, den Donkey-Kessel zu heizen und die Pumpen in Thätigkeit zu setzen. Doch es währte nicht lange, so schwand auch dieses Rettungsmittel, und um 9 Uhr Vormittags stand das Wasser bereits 10 Fuß hoch in dem Maschinenraume.

In diesen verhängnißvollen Augenblicken trat der Capitän mit den Ingenieuren zusammen, um über die Lage des Schiffes zu berathen. Sie mußten sich sagen, daß, wenn nicht in den nächsten Stunden ein Schiff in die Nähe kam, welches die Mannschaft und Passagiere aufzunehmen vermöge, Alle unrettbar dem Tode geweiht seien. Aber das Antlitz des muthigen Capitäns verrieth nichts von dieser drohenden Gefahr; mit ruhigem Ernste traf er neue Anordnungen, um durch unausgesetztes Schöpfen in allen noch zugänglichen Räumen des Schiffes das Steigen des Wassers mindestens einigermaßen aufzuhalten. Nur zuweilen spähte sein forschendes Auge am fernen Horizonte nach einem rettenden Segel.

Es war um die zweite Nachmittagsstunde, als die Wuth des Sturmes etwas nachließ und sich das finstere Gewölk zertheilte. Da lebte die Hoffnung von Neuem in Aller Herzen auf; obwohl zum Tode ermattet, arbeiteten Mannschaft und Passagiere mit riesenhafter Anstrengung, um das Sinken des Dampfers noch um einige Stunden aufzuhalten, in der sicheren Erwartung, daß die Rettung, jetzt, wo das Meer ruhiger geworden, nicht lange mehr ausbleiben werde.

Und diese Hoffnung schien in Erfüllung zu gehen. Nach drei Uhr erspähete man in weiter Ferne ein Fahrzeug, welches seinen Cours nach der „Central-Amerika" nahm, an deren Masten schon längst die Nothsignale flatterten. Capitän Herndon ließ die Schöpfarbeiten nicht einen Augenblick unterbrechen, und die meisten Passagiere erfuhren erst durch das Abfeuern der Nothsignale die freudige Kunde, daß ein Schiff in Sicht sei.

Jetzt stürmte Alles nach dem Deck, und zur unaussprechlichen Freude gewahrte man, daß die Nothschüsse gehört worden waren und das Schiff auf den verunglückten Dampfer zusteuerte. Es war dies die Brig „Marine" von Boston, Capitän Burt, von Cardenas nach Newyork bestimmt. Als die Brig nahe genug gekommen war, theilte Capitän Herndon dem Capitän Burt durch das Sprachrohr mit, in welcher Lage sich der Dampfer befinde, und ersuchte ihn, beizulegen und die Passagiere an Bord zu nehmen; Capitän Burt antwortete, er wolle es thun, und legte dann ungefähr eine englische Meile von der „Central-Amerika" bei.

Das im Sinken begriffene Dampfschiff hatte sechs Rettungsboote, wovon jedoch in der letzten Nacht eins zertrümmert worden war. Capitän Herndon befahl nun, daß diese Boote herabgelassen würden; trotz aller angewandten Vorsicht wurden aber zwei dieser leicht gebauten Fahrzeuge von den Wellen zertrümmert, und es blieben mithin nur drei zur Rettung übrig. Der Capitän beauftragte nun den Ober-Ingenieur Ashby, ihm bei der Hinüberschaffung der Passagiere behilflich zu sein, indem er ihm zugleich befahl, keinen einzelnen Mann eher in die Boote zu lassen, bis alle Frauen und Kinder gerettet seien, und jeden niederzustechen, der etwa gegen diese Anordnung handle. Die Passagiere fügten sich willig diesem Gebote; jeder betrachtete es als einen Ehrenpunct, erst dann an seine Rettung zu denken, wenn die Schwachen und Hilflosen in Sicherheit sein würden.

Die Frauen und Kinder waren auf dem Verdeck versammelt. Der Gatte trennte sich von der Gattin, der Vater von seinen Kindern und die Schwester von dem Bruder; aber Alle beseelte die Hoffnung, daß sie, aus schwerer Lebensgefahr errettet, bald wieder mit einander glücklich vereinigt sein würden. Es dauerte nicht lange, so waren die drei Boote mit Frauen und Kindern gefüllt und stießen ab; nur drei Frauen mußten, weil die Fahrzeuge bereits überladen waren, auf dem Dampfer zurückbleiben. Die Brig „Marine" war inzwischen weiter leewärts getrieben worden, und es dauerte geraume Zeit, ehe die Rettungsboote an sie herankamen; doch erreichten die Geretteten, obgleich die See wieder stürmischer geworden, insgesammt glücklich ihr Ziel.

Als das erste Boot zurückkehrte, ersuchte Capitän Herndon den Oberingenieur, mit den noch übrigen Frauen und so viel Männern, als das Boot fassen würde, nach der Brig zu fahren und den Capitän Burt zu bitten, daß er Alles

versuchen möchte, um mit der Brig der „Central-Amerika" näher zu kommen, damit die Rettung der Passagiere schneller von statten gehe.

Die anderen beiden Boote kehrten indessen auch zurück, um von Neuem Passagiere aufzunehmen. Die Matrosen umstanden ihren heldenmüthigen Capitän, welcher mit eiserner Ruhe die Einschiffung leitete; keiner von ihnen drängte sich nach den Booten, um sein Leben zu retten, und so ward es möglich, mit Einschluß der bereits in Sicherheit gebrachten Frauen und Kinder gegen hundert Passagiere (nebst den Matrosen 101 Personen) nach der Brig zu befördern. Die zweite Fahrt war jedoch gefährlicher, als die erste; denn das stürmische Meer überfluthete die Boote mit schweren Wellen und drohte sie in den Abgrund zu begraben.

Der Ober-Ingenieur, welcher mit dem ersten Boote anlangte, entledigte sich sofort seines Auftrags, den er von Capitän Herndon empfangen. Capitän Burt erklärte indessen, daß er nur eine leichte Jolle habe, die sich bei so stürmischer See nicht eine Minute lang halten könne; er wolle aber sein Möglichstes thun, um dem Dampfer näher zu kommen, obgleich seine Brig in sehr beschädigtem Zustande sich befinde, indem sie ihr großes Marssegel und den Klüverbaum eingebüßt habe, mithin schlechterdings außer Stande sei, windwärts zu fahren. Während dieser Verhandlung ging die See über das Verdeck der Brig hinweg; so stürmisch war es wieder geworden. Das erste Boot, in welchem der Ober-Ingenieur gekommen, war inzwischen unter dem Befehle eines Hochbootsmannes nach der „Central-Amerika" zurückgekehrt; als aber die übrigen zwei Rettungsboote anlangten, stiegen nicht allein die Passagiere, sondern auch die Matrosen auf die Brig, indem sie, nach der später eidlich bestärkten Versicherung des Ober-Ingenieurs sich entschieden weigerten, nochmals bei so hoch gehender See mit den beschädigten Booten nach dem verunglückten Dampfer zurückzukehren.

Die Abenddämmerung begann bereits hereinzubrechen, und die Schiffbrüchigen erwarteten mit banger Sehnsucht die Rückkehr der Rettungsboote von der „Marine". Da auf einmal erblickten die auf dem Deck in Todesangst harrenden Passagiere abermals ein Segel; es war dies ein Schooner, groß genug, Alle aufzunehmen. Gleichzeitig suchte sich der mit dem Rettungsboot zurückkehrende Hochbootsmann nach dem Dampfer heranzuarbeiten, was ihm aber, da das Boot schadhaft geworden, nicht gelingen wollte. Er meldete dem Capitän Herndon seine Lage, und dieser befahl ihm, den Versuch aufzugeben und sich lieber in offener See zu halten.

Unterdessen kam der Schooner immer näher und passirte den Dampfer auf der Backbordseite. Capitän Herndon schilderte ihm durch das Sprachrohr die Lage des Schiffes, worauf der Capitän des Schooners antwortete, er wolle beilegen. Aber es blieb nur bei dieser Zusage. Der Schooner segelte weiter, und die unglücklichen Passagiere des Dampfschiffes verloren ihn bald aus dem Auge. Wie dies Schiff geheißen, und wer der gewissenlose und unbarmherzige Capitän gewesen, hat man noch nicht ermitteln können.

Nach dieser bitteren Enttäuschung wendeten sich Aller Augen auf die „Marine". Aber mit Schrecken gewahrte man, daß sie sich immer weiter von der Unglücksstätte entfernte und mit ihrem beschädigten Segelwerk außer Stande war, einen bestimmten Cours einzuhalten, vielmehr immer weiter vom Winde fortgetrieben wurde.

Die Nacht brach herein und mit ihr die traurige Gewißheit, daß die Rettung unmöglich sei; denn das Wasser war immer höher gestiegen, und jeder Versuch, sich länger flott zu erhalten, schien vergeblich. Mehr als vierhundert Menschen standen auf dem Verdeck, den gewissen Tod vor Augen. Ringsum lagen große Summen Geldes ausgestreut, die man Anfangs aus den untern Räumen gerettet, daneben werthvolle Gold- und Silberbarren, die Früchte jahrelanger, schwerer Arbeit. Alle diese Schätze, an denen bisher das Herz der Besitzer gehangen, wurden jetzt mit bitterer Verzweiflung auf den Fußboden geschleudert, und Niemandem fiel es ein, sie zu berühren, denn eine Planke war in diesem Augenblicke mehr werth, als eine Tonne Goldes.

In diesen verzweiflungsvollen Augenblicken ließ Capitän Herndon die bereit gelegten Lifepreservers (Lebensretter, aus Kork gefertigt), von denen sich 600 Stück an Bord befanden, unter die Passagiere und Matrosen vertheilen. Auch waren schon im Laufe des Tages die oberen Theile des Verdecks abgesägt worden, damit selbige beim Sinken des Rumpfes flott werden und den Schiffbrüchigen zum Anhalt dienen sollten. Alles griff nun nach Planken, Stühlen und sonstigen Gegenständen, mit denen man sich über dem Wasser zu erhalten hoffte. Die Verwirrung ward immer größer, obgleich die meisten der Passagiere ihre Geistesgegenwart zu bewahren bemüht waren. Fünfzehn oder sechzehn schlossen sich in ihre Booträume; dort, sagten sie, wollten sie lieber sterben, als niedersinken und im Wasser mit dem Tode ringen. Sechs Personen lagen krank in ihren Kajüten und harrten mit stiller Resignation ihres Schicksales. Die übrigen Passagiere aber standen insgesammt auf dem Verdeck und erwarteten in jedem Augenblicke das Sinken des Dampfers.

Es war Abends um 8 Uhr, und immer schneller stieg das Wasser in dem Innern des Schiffes. Da wurden als letztes Nothsignal drei Raketen abgebrannt. Aber als der dritte Feuerstrahl das hoch gehende Meer erleuchtete, wälzte sich eine schwere Woge über die „Central-Amerika", und das Schiff sank mit der Schnelligkeit eines Pfeiles in das Bett des Oceans. Man hörte keinen Schrei, sondern nur das Sieden, Sprudeln und Rauschen des Meeres, das in wildem Wirbel das Grab so vieler Unglücklichen überfluthete.

Einige Augenblicke blieb Alles ruhig und stumm. Dann durchdrang ein fürchterlicher Schrei die Luft, der zugleich aus Aller Munde zu kommen schien, und auf dem Meere erblickte man Hunderte von Gestalten, welche, aus der Tiefe emportauchend, unter den herumschwimmenden Trümmern gierig nach Rettung haschten. Die meisten hatten beim Sinken des Schiffes die Gegenstände, an welche sie sich festgebunden oder angeklammert, verloren, und selbst die Lifepreservers waren von der Gewalt des Wassers, oder beim Ringen mit irgend einem Unglücksgefährten losgerissen worden. Die See war buchstäblich mit schwimmenden Wesen und Trümmern bedeckt. Viele Personen wurden von den Resten des Wracks, welche die Wogen hin und her schleuderten, betäubt oder getödtet; andere sanken, bis zum Tode ermattet, in die Tiefe. Die Wellen warfen Anfangs Einen gegen den Andern; doch bald begannen sich die Unglücklichen zu trennen, und man rief sich das letzte „Lebewohl!" zu. „Grüßt mein theures Weib!" „Grüßt meine Kinder!" schallte es aus Vieler Munde, und wenn sich das Gewölk zertheilte und einen Blick auf diese furchtbare Kampfstätte verstattete, sah mancher der Unglücksgefährten seinen Leidensgenossen mit herzzerschneidendem Wehrufe in die Tiefe sinken. Erst war, wie schon bemerkt, die Schaar der Unglücklichen ziemlich dicht beisammen; viele suchten sich aber so weit, als möglich, von den übrigen zu entfernen, damit nicht einer oder der andere in seinem verzweiflungsvollen Ringen nach ihnen greifen und sie in die Tiefe hinunterziehen möge. Andere fürchteten ihr Alleinsein und riefen ihren Nachbarn zu, sie möchten doch zusammenhalten. Im Allgemeinen waren sie alle bestrebt, einer den andern aufzumuntern, so lange sie in Hörweite blieben, und als das Brüllen der Wogen Alles bis auf das lauteste Geschrei zu ersticken drohte, ward doch noch der Ruf der Freundschaft, oder der Angstschrei der Verzweiflung aus der Entfernung vernommen und flößte manchem sinkenden Herzen entweder größeren Muth und Vertrauen, oder noch größeren Schrecken ein.

Die Nacht war finster und stürmisch. Bald befanden sich die armen Schiffbrüchigen, die sich an ihre Planken angeklammert hielten, hoch von den Wogen emporgeschleudert, am Rande eines Abgrundes; bald waren sie in die finstere Tiefe eines Wasserthales versenkt. Gegen Mitternacht stellte sich

eine eisige Kälte ein; die Glieder der Unglücklichen fingen an, zu erstarren, und die meisten mußten erliegen in dem furchtbaren Kampfe gegen das aufgeregte Element. Aber den wenigen, die Kraft genug hatten, sich über den stürmenden Wogen zu halten, winkte um 1 Uhr des Nachts ein neuer Hoffnungsstern. Weit in der Ferne blinkten durch die Finsterniß die Lichter eines Schiffes, das allem Anschein nach immer näher kam und die Lebenslust der armen Schiffbrüchigen von Neuem stählte. „Nie," sagt einer der Unglücklichen in seinem Berichte, „nie in meinem ganzen Leben habe ich mich so dankerfüllt gefühlt. Ich weiß nicht, ob ich weinte, oder nicht; aber ich weiß, daß ich erstaunt war, als ich mein eigenes Lachen in meine Ohren schallen hörte. Fortwährend schwebt der Vers: „Die Wege Gottes sind geheimnißvoll," auf meinen Lippen; unwillkürlich drängen sich diese Worte meiner Erinnerung auf. Als dann die Lichter näher kamen, erhob sich in der Finsterniß eine Schaar von Stimmen um mich, die da riefen: „Ship ahoy! Boat ahoy!" und dann begann ich mit einzustimmen in diesen Jubelruf."

Das rettende Schiff war die norwegische Barke „Ellen", Capitän Johnson. Letzterer war während der Nacht, wie er selbst erzählt, auf das Verdeck gestiegen, als ihm ein Vogel drei Mal hintereinander in das Gesicht flog. Dies veranlaßte ihn, in seinem Cours eine Aenderung von drei Strichen vorzunehmen, und diesem Umstande war es zu danken, daß er in die Nähe der Stelle kam, wo die „Central-Amerika" gesunken. Bald vernahm man auf dem Schiffe laute Hilferufe, und zu ihrem nicht geringen Erstaunen erblickte die Mannschaft mehre Menschen, welche ganz in der Nähe der Barke mit den Wogen kämpften. Sofort wurde ein Rettungsboot ausgesetzt, und es gelang, vier der Unglücklichen an Bord zu bringen, aber keiner von ihnen vermochte zu sprechen, alle waren durch die Erschöpfung besinnungslos. Bald zog man einen Anderen heraus, dessen erste Frage war: „Wo ist mein Weib?" worauf er ermattet niederstürzte. Der menschenfreundliche Capitän konnte nicht erfahren, von welchem Schiffe die Unglücklichen wären; aber er ließ sich dadurch nicht beirren, sondern setzte das Rettungswerk unermüdlich fort, bis er endlich durch einen der Passagiere Kunde von dem Sinken des Dampfers erhielt. Dies spornte den Eifer des wackeren Seemanns von Neuem an, und seinen Anstrengungen gelang es, trotz des nächtlichen Dunkels, 45 Personen zu retten. Als der Tag anbrach, kreuzte die Barke noch mehre Stunden, um die unglücklichen Schiffbrüchigen aufzusuchen, und früh um 8 Uhr fand man noch vier Personen, welche sich, angeklammert an zwei zusammengebundene Thüren, zwölf Stunden über dem Wasser gehalten hatten. Alles weitere Suchen blieb aber fruchtlos. Die meisten der Passagiere, welche nicht bei dem Sinken des Schiffes in der Tiefe begraben worden waren, hatten ihre angeschnallten Lifepreservers in dem Kampfe mit den Sturzwellen eingebüßt; sie waren unrettbar verloren, wenn es ihnen nicht gelang, sich an einem Reste der Schiffstrümmer über dem Wasser zu halten, und selbst für diese Aufgabe reichten bei Vielen die seit drei Tagen auf's Aeußerste angespannten Kräfte nicht mehr aus.

Die Barke „Ellen" brachte die 49 Geretteten nach Norfolk (in Virginien), woselbst am 20. Septbr. auch die Brig „Marine" mit 41 Männern, 31 Frauen und 28 Kindern, sämmtlich von der untergegangenen „Central-Amerika", ankam. Man erfuhr nun, daß der zuletzt nach dem Dampfer abgegangene Hochbootsmann das Schiff hatte sinken sehen und nur mit Mühe Nachts um 12 Uhr nach der Brig zurückgelangt war. Von den nach der Brig „Marine" übergeschifften Frauen erreichte nur eine ihr Ziel nicht; es war dies die Aufwärterin des verunglückten Dampfers, eine dicke Negerin. Sie hatte, als das Schiff dem Sinken nahe, alle ihre Kleider mit Geldrollen, welche auf dem Verdeck umherlagen, gefüllt. Als man sie nun auf die Brig „Marine" heraufziehen wollte, riß der Strick unter der Schwere, und die Unglückliche, ein Opfer ihrer Habsucht, verschwand in den Wellen.

Der Capitän Herndon, dessen braves und mannhaftes Benehmen um so größere Anerkennung verdient, je seltener eine solche Handlungsweise bei den amerikanischen Schiffscapitänen gefunden wird, war vier Stunden nach dem Sinken des Steamers von einem seiner Leidensgenossen in offener See, mit den Wogen kämpfend, noch gesehen worden, und man gab in Newyork die Hoffnung nicht auf, daß er vielleicht noch von einem anderen Schiffe gerettet worden sei.

Der Anblick der Geretteten, 149 an der Zahl, bot einen herzzerreißenden Anblick dar, denn es war ihnen Allen nichts übrig geblieben, als das nackte Leben. Laut weinend verlangten die Frauen nach ihren Männern, die Kinder nach ihren Vätern; aber nur einigen Wenigen war das Glück beschieden, die Ihrigen wiederzufinden: 412 Menschenleben waren in den Wogen begraben worden! Reich und glücklich hatten die Meisten Californien verlassen, und nun waren sie ohne Kleider, ohne Brod, fast durchgängig der männlichen Stütze beraubt, auf das Mitleid fremder Menschen angewiesen.

Die Mehrzahl der geretteten Passagiere wurde von Norfolk nach Newyork gebracht, wo man sie mit Kleidern und Wäsche versorgte, während Meetings abgehalten wurden, um die nöthigen Gelder aufzubringen, damit den vom Schicksale so schwer Heimgesuchten wenigstens der nothwendigste Lebensbedarf gesichert werde. Die Aufstellung einer vollständigen Namensliste wird erst nach dem Eingehen der nächsten californischen Post möglich werden, und man wußte in Newyork am 22. Sept. noch nicht, wie die unglücklichen Opfer alle heißen, welche bei dieser furchtbaren Katastrophe ihr Leben verloren haben.

Dresden, den 15. October.

— Nachdem am 10. Oct. in den Nachmittagsstunden die Leiche der Prinzessin Marie, K. Hoheit, im hiesigen Residenzschlosse ausgestellt worden, erfolgte Abends um 7 Uhr die feierliche Beisetzung der hohen Verstorbenen in der königl. Familiengruft der katholischen Hofkirche. — Am 13. Oct. fanden dann die Exequien in der kathol. Hofkirche statt.

— Die Wahl eines Landtagsabgeordneten für hiesige Stadt und seines Stellvertreters wird nicht am 26., sondern schon am 24. Oct. stattfinden.

— Der communliche Platz, auf welchem alljährlich das große Vogelschießen abgehalten wird, soll der privileg. Bogenschützengesellschaft von Michaelis 1858 auf anderweite 3 Jahre pachtweise überlassen werden. Die Pachtzeit, dem Wunsche der Gesellschaft gemäß, auf 12 Jahre auszudehnen, hat der Stadtrath Bedenken getragen, und die Stadtverordneten sind diesem Beschlusse vollständig beigetreten.

— Heute Mittag wurde die von der Gesellschaft „Flora" veranstaltete Herbstausstellung eröffnet, auf deren Besuch wir unsere geehrten Leser hiermit aufmerksam machen. Die Ausstellung befindet sich auf der Brühl'schen Terrasse und ist bis zum 21. Octbr. täglich von Vormittags 9 bis Nachmittags 5 Uhr geöffnet.

— Am vergangenen Donnerstage gerieth der in hiesiger Friedrichstadt auf der Schäferstraße wohnende Fuhrmann Henker bei dem Abendessen mit seinem Knechte Zschocher wegen einer Kohlenlieferung in Streit, wobei Letzterer so in Wuth ausbrach, daß er seinen Herrn niederwarf und ihm mit einem Messer fünf zum Theil gefährliche Schnittwunden am Kopfe und Halse zufügte. Zschocher, welcher gewaltsam von seinem Opfer entfernt werden mußte, ist sofort verhaftet worden.

— Aus dem Gerichtssaale. Das zweite Jahr des Bestehens des öffentlichen Strafverfahrens in Sachsen wurde am 9. d. M. im hiesigen königl. Bezirksgerichte mit einer Verhandlung eröffnet, welche nicht verfehlen konnte, einen allgemein befriedigenden Eindruck zurückzulassen und die Vorzüge des öffentlichen Verfahrens in helles Licht zu setzen. Es war an und für sich ein ziemlich einfacher Fall, weder — wie man ihn oft bezeichnen hört — ein Preß-, noch vollends gar ein politischer Prozeß, sondern eine bloße Rügenklage, welche zur Einspruchsver-

handlung vorlag. Aber das Zusammentreffen vieler Umstände gab ihr mehr als gewöhnliche Bedeutung. — In der S. Constitutionellen Zeitung vom vorigen Jahre waren mehre Artikel über die Fürstenschule in Meißen erschienen, welche dem Cultusministerium als Oberaufsichtsbehörde derselben Veranlassung zur Rügenklage gegen deren Verfasser baten. Wirklich wurde der Verfasser des ersten, Herr Leutnant Ritiner, in eine Geldstrafe von 28 Thalern verurtheilt. Die Vertretung des zweiten Artikels hatte der Redacteur, Herr Adv. Siegel, selbst übernommen und wurde dafür vom Gerichtsamte im königl. Bezirksgericht Dresden in eine Geldstrafe von 15 Thalern verurtheilt, weil in jenem Artikel der Zustand der Fürstenschule als ein betrübender bezeichnet, diese selbst ein Zwinguri genannt und bemerkt worden war, es würden den Schülern (durch strenge Abschließung, Beaufsichtigung und Strafe) daselbst die schönsten Lebensjahre verkümmert und es werde oft deren Gesundheit durch den Mangel an der nöthigen körperlichen Bewegung für immer zerrüttet. Der Gerichtsamtsbescheid ging von der Ansicht aus, das sei eine tadelnde Kritik; wäre der Tadel begründet, so läge eine Pflichtvernachlässigung vor — folglich lege der Artikel dem Cultusministerium und Lehrercollegium Pflichtwidrigkeit zur Last — deshalb sei er beleidigend. — Herr Adv. Siegel hatte hiergegen Einspruch erhoben, dessen öffentliche Verhandlung von einer zahlreichen, mit spannender Theilnahme folgenden, gebildeten Zuhörerschaft vor sich ging. Herr Adv. Dr. Schaffrath als Vertheidiger des Herrn Adv. Siegel suchte in witziger, geistreicher, wenn auch nicht immer schlagender, so doch fortwährend geistig anregender Weise den Bescheid anzukämpfen, während Herr Adv. Franz Adolf Schmidt des ihm vom Cultusministerium gewordenen schwierigen Auftrags, den Strafantrag aufrecht zu erhalten, sich würdig entledigte. Zum Schluß hielt Herr Adv. Siegel selbst eine Standrede zum Schutze der Preßfreiheit unter Bezugnahme auf viele interessante Einzelheiten, wie z. B. die, daß das nämliche Gericht, welches ihn wegen Beleidigung verurtheilt hat, auf seinen Strafantrag wider die Redaction des Dresdner Journals wegen eines von ihr vertretenen „Eingesandt," in welchem die S. Const. Zeitung als ein Unglück für das Land bezeichnet worden, aus dem Grunde nicht eingegangen war: weil der Tadel gegen eine öffentliche, mithin auch der öffentlichen Besprechung und Beurtheilung unterworfene Zeitung und deren Einfluß auf das Publikum gerichtet sei. Eine andere von ihm mitgetheilte Einzelheit war die: daß den Wochenblättern, welche zu Kreisblättern erhoben werden sollen, u. A. die Aufnahme solcher Artikel, welche ihnen die Redaction des Dresdner Journals zusende, zur Pflicht gemacht worden sei. — Nach dreistündiger Verhandlung zog sich der Gerichtschef zurück und sein bald darauf eröffnetes Erkenntniß sprach Herrn Adv. Siegel straffrei, sprach also aus, daß eine Beleidigung in dem erwähnten Artikel überhaupt nicht enthalten sei, und zwar deshalb nicht, weil der Presse die Berechtigung zu öffentlichen Mittheilungen, durch welche die Regierung, öffentliche Behörden oder staatsrechtlich bestehende Körperschaften oder einzelne Berufshandlungen und beziehendlich Unterlassungen dieser öffentlichen Organe einer tadelnden Kritik unterworfen werden, insoweit zusteht, als solche nicht durch ausdrückliche Gesetzesbestimmungen verboten und mit Strafe bedroht sind."

*Grimma, 12. Oct. Am 3. d. M. wurde der 17½ Jahre alte Schafknecht Wießner aus Döben von seinem 16 Jahre alten Bruder, Beide auf dem Rittergute Altenhain dienend, infolge einer Veruneinigung und dadurch entstandener Rauferei mit einem Taschenmesser so in den Unterleib gestochen, daß er in das hiesige Krankenheit gebracht werden mußte, wo er infolge der ziemlich bedeutenden Verwundung in voriger Woche verstorben ist.

Literatur.

Bauernbriefe. Kurze Bemerkungen über einige wichtige Gegenstände der Wirthschaftsführung und Fragen der Zeit. Von Udo Schwarzwäller. 1. Heft. 2. Auflage. Dresden, bei Woldem. Türk. 10 Ngr.

Obiges ist der Titel eines vor Kurzem in 2. Auflage erschienenen Werkchens, welches in prägnanter Kürze für intelligenten und rationellen Wirthschaftsbetrieb ungemein viel Anregendes hat. Der kundige Verfasser, Secretär des landwirthschaftlichen Kreisvereins in Leipzig, den der Meinungs- und Erfahrungsaustausch der Landwirthe des genannten Kreises zur Folie seiner geistreichen Arbeit gedient hat, hat seine anregenden Winke durchgängig auf den neuesten Standpunkt der landwirthschaftlichen Wissenschaft basirt. Die 11 Briefe des Werkchens, das für sich ein abgeschlossenes Ganze bildet, verbreiten sich über Bodenbearbeitung, Viehzucht, Fruchtwechsel und Handelsgewächse, Rübenbau, Freunde und Feinde der Landwirtschaft, Entwässerung, Drillcultur u. Samenwechsel, Düngerwesen, Maschinen, Nebengewerbe, Capital. Auf das Einzelne der fruchtreichen Samenkörner des Werkchens können wir nicht eingehen; nur die Bemerkung wollen wir uns gestatten, daß der Verfasser im Irrthum ist, wenn er meint, die Pferdezucht sei nicht zu empfehlen, weil sie zu wenig lohne. Die Preise der Pferde steigen von Jahr zu Jahr. Die Aufzucht werthvoller Pferde ist gewinnbringend. (Vergl. Lommatzsch's Werkchen über Pferdezucht. Meißen, bei Klinkicht.) — Als sehr beachtenswerth erscheint uns die Bemerkung Hrn. Schwarzwällers, die Landwirthschaft solle ihr Creditwesen und ihren Geldverkehr mehr kaufmännisch mit Benutzung der Wechsel einrichten, um sich leicht Capital dienstbar zu machen.

Wir empfehlen die „Bauernbriefe", von welchen in diesen Tagen auch das zweite, nicht minder interessante Heftchen erschienen ist, allen denkenden Landwirthen und insbesondere den ökonomischen Vereinen. Man wird zwar nicht lauter Neues, aber viel Anregendes darin finden.

M.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Thl.	Weizen Ngr.	Roggen Thl.	Roggen Ngr.	Gerste Thl.	Gerste Ngr.	Hafer Thl.	Hafer Ngr.	Erbsen Thl.	Erbsen Ngr.
Dresden	Octbr. 12.	von	5	25	3	20	3	20	2	16	—	—
		bis	6	—	4	—	3	25	3	—	—	—
Bautzen	Octbr. 3.	von	5	15	3	10	3	5	2	5	—	—
		bis	6	15	3	20	3	15	2	17	5	5
Meißen	Octbr. 10.	von	5	20	3	20	3	15	2	16	—	—
		bis	5	25	3	28	3	22	3	—	—	—
Pirna	Octbr. 10.	von	5	25	3	10	3	12	2	10	—	—
		bis	6	10	3	25	3	19	2	20	—	—
Radeburg	Octbr 14.	von	5	27	3	12	3	18	2	15	—	—
		bis	6	6	3	15	3	25	2	25	—	—
Roßwein	Octbr. 13.	von	6	—	4	—	3	15	2	15	—	—
		bis	6	20	4	7	3	20	—	—	—	—
Chemnitz	Octbr. 7.	von	6	20	4	8	3	20	2	16	—	—
		bis	7	—	4	12	4	—	2	24	—	—

Dresden. Das Schock Stroh 6 Thlr. 25 Ngr. bis 7 Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu 1 „ 10 „ „ 1 „ 16 „
Radeburg. Haidekorn 2 Thlr. 25 Ngr. bis 3 Thlr. 7 Ngr.
Eingegangen: 674 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 10. bis mit 12. Octbr. 1857.
die Kanne 16 Ngr. 5 Pf. bis 17 Ngr. 5 Pf.
— in Pirna (10. Octbr.) 15 „ — „ „ 16 „ — „
— in Roßwein (13. Octbr.) 15 „ 6 „ „ 16 „ 8 „
— in Chemnitz (7. Octbr.) 17 „ — „ „ 17 „ 5 „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 86½ gesucht; dergleichen kleine 87 gesucht; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 101½ gesucht.; desgl. von 1847 à 4% 99½ gesucht; dergl. von 1852 und 1855 à 4% 99½ gesucht; dergl. von 1852 4% à 100 Thlr. 100 ges.; dergl. 1855 à 3% 80½ ges. Land-Renten-Briefe große 86½ ges.; dergl. kleine 88½ ges.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 100 ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 96½ ges.; kleine 99 gesucht; dergl. à 3½% große — angeb., kleine — angeb.; dergl. 3½% große — angeb., kleine — angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 99½ ges.; kleine 99½ ges.; dergl. 3½ % große und kleine 94 ges.

Preuß. 4½% Anleihe 98½ ges.; dergl. 4% — ges., Preuß. 3½% Staats-Schuld-Scheine 81 ges.
Oesterr. 5% Nation.-Anleihe — gesucht.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 14 Ngr. 5 Pf., Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99½.

Dresden, den 14. Octbr. 1857. **Ed. Noetzsch.**

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 42 nebst einer Beilage.)

Freitag, **Nr. 43.** 23. October 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Der Termin, welcher für die Ferien der **Bundesversammlung** festgesetzt worden war, ist Ende voriger Woche abgelaufen, und die Wiederaufnahme der Sitzungen wird daher in nächster Woche erwartet. Daß die holstein-lauenburgische Angelegenheit in nächster Zeit **nicht** vor den Bund gebracht werden wird, scheint nunmehr festzustehen, da Oesterreich und Preußen noch immer erwarten, Dänemark werde sich bereit finden lassen, seinen eigenen früheren Verheißungen und den begründeten Ansprüchen der deutschen Herzogthümer gerecht zu werden. Daß diese Zögerung, wie ausländische Blätter behaupten, eine Folge der Stuttgarter Kaiserzusammenkunft sei, wird von dem officiellen Organe der preußischen Regierung entschieden in Abrede gestellt. — In der Bundesstadt **Frankfurt** haben am 17. und 18. Octbr. wieder einmal bedeutende Militärschlägereien zwischen Preußen und Baiern stattgefunden; man schlug sich in den Straßen mit blanker Waffe, und es sind infolge dieser Excesse mehre Soldaten lebensgefährlich verwundet in das Militärlazareth gebracht worden. — Auch in **Würtemberg** sind neuerdings auf den Bezirkssynoden Versuche gemacht worden, Beschränkungen des evangelischen Eherechts herbeizuführen. Wie aber der Frankf. Postzeitung geschrieben wird, finden diese Bestrebungen bei der Mehrzahl der Geistlichen keinen Anklang; es ward vielmehr die Besorgniß ausgesprochen, daß durch ein solches Begehren leicht die traurigen Zustände, welche in diesem Betreff im deutschen Norden existiren, auch in die bis jetzt so friedliche Landeskirche Würtembergs eindringen würden.

Ueber die letzte Reise des Königs von Dänemark im Herzogthume **Schleswig** werden viele interessante Einzelheiten erzählt, welche die dortigen Zustände characterisiren. In Glücksburg hatte der Pastor Jensen dem Könige versichert, daß man in dortiger Gegend mit den sprachlichen Verhältnissen sehr zufrieden sei; Tags darauf erschien aber eine Bauerndeputation aus Angeln, um dem Könige das Schmerzgefühl der Gemeinden über die sprachlichen Zustände in Kirche und Schule auszudrücken. Der König fragte, wer von ihnen in der letzten Ständeversammlung gewesen sei, und als hierauf einer der Sprecher, Hufner Hansen aus Grumby, sich als Abgeordneter präsentirte, äußerte der König: er habe in der Versammlung gegen seine Person gesprochen, welches er ihm sehr übel genommen. Hansen versicherte dagegen, daß ihm solches nicht in den Sinn gekommen, daß er überzeugt sei, Se. Majestät werde seine deutschen Unterthanen mit derselben Liebe wie die dänischen umfassen, daß seine Beschwerden nur gegen die Minister der Krone und diejenige Partei gerichtet gewesen, welche zwischen dem Landesherrn und dem Volke stehe, und die wahren Zustände entstelle. Der König entgegnete: die Vorwürfe gegen seine Minister fielen auf ihn zurück, da er der Souverän sei. Auf Hansens Aeußerung: Se. Majestät würden doch nicht verlangen, daß er gegen seine Ueberzeugung spreche, pflichtete der König ihm bei und sagte: es sei vorüber und solle vergessen sein. Der Hufner Mau trug hierauf dem König mehre einzelne Beschwerden vor, namentlich daß den deutschen Gemeinden nicht einmal gestattet sei, ihren Kindern deutschen Privat-Schulunterricht ertheilen zu lassen rc. Der König äußerte hierauf: die Ordnung lasse sich nicht immer in allen einzelnen Fällen sogleich handhaben, man müsse Geduld fassen und ruhig sein; er könne nicht sogleich Alles ändern. Hierauf entgegnete Hansen: dies erwarte man auch nicht, da man wohl wisse, daß dies nicht in der Macht Sr. Majestät stehe; man wolle aber auf verfassungsmäßigem Wege Aenderung der jetzigen Zustände. Der König äußerte hierauf: er wolle sehen, was sich thun lasse, und entließ die Deputation unter Anwünschung von Gottes Segen. Auch an mehren anderen Orten haben die Dänen es nicht verhindern können, daß die Deutschen ihre Beschwerden vor den König brachten. Der Monarch hat mehrfach geäußert, daß ihm die Lage der Sache bisher in einem anderen Lichte geschildert worden sei, als sie sich in Wirklichkeit befinde, und man hofft daher auf deutscher Seite gute Früchte von der königlichen Reise.

Preußen. Die über das körperliche Befinden des Königs ausgegebenen ärztlichen Bülletins lauten fortwährend befriedigend und deuten auf eine erfreuliche fortschreitende Besserung; der hohe Kranke hat seit dem 16. Oct. wiederholt zeitweilig das Bett verlassen und der eingetretene ruhige Schlaf, sowie der wieder zurückkehrende Appetit lassen ein alsbaldiges Wachsthum der geschwächten Kräfte hoffen. Dagegen scheint, wie von verschiedenen Seiten angedeutet wird, die überstandene schwere Krankheit leider auf das geistige Befinden Sr. Majestät einen Eindruck gemacht zu haben, welcher selbst bei entschieden fortschreitender körperlicher Genesung die sofortige Wiederaufnahme der Regierungsgeschäfte unthunlich machen dürfte. In Berücksichtigung dieses Umstandes und der unverkennbaren Nothwendigkeit, daß dem hohen Kranken selbst in dem günstigsten Falle eine längere Erholung und Zurückgezogenheit von den Staatsgeschäften vergönnt werden muß, ist die Frage immer mehr in den Vordergrund getreten, ob nicht für die Dauer dieser Behinderung der Prinz von Preußen, als nächster Agnat, zur Leitung der Regierungsangelegenheiten zu berufen sei. Eine Entscheidung ist aber hierüber noch nicht getroffen, da der Prinz von Preußen ohne eine besondere Vollmacht seines königlichen Bruders die Stellvertretung nicht übernehmen will, und der gegenwärtige Zustand des hohen Kranken es nicht verstattet, die betreffende Urkunde zu vollziehen. Freilich drängen die in den verschiedenen Ministerien angehäuften Staatsgeschäfte, welche der königlichen Sanction warten, zu einer fürsorglichen Maßregel in obgedachtem Sinne; indessen giebt man sich noch immer der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß mit der glücklich vorschreitenden körperlichen Genesung des Monarchen auch die volle klare Geisteskraft wiederkehren und somit die eigene königliche Willensmeinung über die etwaige zeitweilige Fortführung der Regierungsgeschäfte maßgebend sein werde.

Von Seiten der preußischen Regierung ist schon vor einiger Zeit eine Conferenz zur gemeinsamen Regelung des **Banknotenwesens** der Zollvereinsstaaten angeregt worden, und es haben sich denn auch sämmtliche Regierungen des Zollvereins mit dem Antrage einverstanden erklärt, so daß nunmehr von Seiten Preußens zur Conferenzeröffnung, welche Mitte November erfolgen soll, eingeladen werden konnte.

Oesterreich. In Wien ist die telegraphische Nachricht eingegangen, daß der moldauische Divan am 19. Oct. mit allen gegen zwei Stimmen sich für die Vereinigung mit der Walachei unter einem fremden Fürsten abendländischer Dynastie ausgesprochen habe; in der Walachei wird mit Sicherheit ein ähnlicher Beschluß des Divans erwartet. Dessenungeachtet glaubt Niemand an die Verwirklichung des Unionsplans, gegen den erst kürzlich die Pforte entschiedenen Protest eingelegt hat, während Oesterreich und England dieses französisch-russische Project nicht minder energisch bekämpfen.

Die Geldkrisis fährt fort, ihre nachtheiligen Wirkungen zu äußern und es werden aus allen Theilen des Kaiserstaats zahlreiche Fallissements gemeldet. Die Wiener Creditactien, welche durch den unerhörten Schwindel auf das Doppelte ihres Emissionspreises getrieben worden waren, sind bis unter Pari gesunken. Die hierin erlittenen Verluste sind ungeheuer und berühren alle Schichten der Bevölkerung, die in dieses unheilvolle und maßlose Spiel hineingezogen wurden; Viele haben dadurch ihr in einer langen Reihe von Jahren erspartes Vermögen verloren und zahlreiche Familien sind gänzlich zu Grunde gerichtet.

Frankreich. Paris wird die Anwesenheit des Hofes noch länger vermissen; der Kaiser hat sich mit seiner Familie nach Compiègne begeben und wird dort mehre Wochen verbleiben. Die beabsichtigte Reise des Kaisers nach Marseille unterbleibt, da es in sicherer Aussicht stand, daß die Bewohner jener Stadt ihr Verlangen um Bewilligung zu neuen Bauten und Arbeiten an den Kaiser bringen würden, von dem man nun einmal Alles zu erwarten gewohnt ist. Frankreich hat aber kein Geld mehr für solche Dinge, und der Staatsrath hat sich erst neulich gegen jede neue Bewilligung ausgesprochen. Ueberhaupt macht sich die gegenwärtig auf allen europäischen Börsenplätzen herrschende Geldklemme in Frankreich um so fühlbarer, je unbeschränkter dort die Speculation und der Schwindel den Geldmarkt ausgebeutet haben. Die Bank von Frankreich, welche erst kürzlich ihren Disconto auf 6½ Procent erhöhete, hat sich in diesen Tagen genöthigt gesehen, denselben auf 7½ Procent festzusetzen. Diese Geldkrisis hat der Regierung bereits Anlaß zu wiederholten Berathungen gegeben; allein auf diesem Felde hört ihre Macht auf und man muß den Dingen ihren Lauf lassen. Eine Reduction der Armee würde unstreitig günstig auf die Hebung des öffentlichen Credits wirken, wenn sie auch die vorhandene Krisis nicht zu beseitigen vermöchte; allein die Regierung scheint sich schwer zu einem solchen Schritte entschließen zu können, so wenig auch die Verhältnisse nach außen die Beibehaltung der bedeutenden Militärmacht nothwendig erscheinen lassen. — Der Zusammentritt des gesetzgebenden Körpers wird, wie es jetzt heißt, in der zweiten Hälfte des Monats November erfolgen.

Die Vereinigung der Donaufürstenthümer, welche bisher von Frankreich so eifrig erstrebt wurde, darf nunmehr als aufgegeben betrachtet werden, obgleich es gelungen ist, die dosigen Divans im unionistischen Sinne zusammen zu setzen. Ueber diesen plötzlichen Umschwung erzählt man sich mancherlei; unter Anderem spricht man davon, daß bei der Kaiserzusammenkunft in Stuttgart eine Einigung über den künftigen Regenten des neuen rumänischen Staats nicht habe erzielt werden können, da Rußland den Herzog von Leuchtenberg, Frankreich aber den Prinzen Murat als Candidaten vorgeschlagen habe. Wegen dieser Meinungsverschiedenheit habe sich der ganze Plan zerschlagen. Ob dies begründet ist, läßt sich allerdings nicht verbürgen; wahr mag es aber wohl sein, daß Frankreich bei jenem mit so großer Energie verfolgten Vereinigungsprojecte seine Nebenabsichten gehabt hat.

Aus Paris wird geschrieben, daß mehre deutsche Regierungen ihren Staatsangehörigen zwar das Nachsuchen, aber nicht das Tragen der St.-Helena-Medaille gestattet haben. Den Franzosen ist übrigens jene Medaille nicht elegant genug; das Kupfer putzt zu wenig. Sie nennen sie nach ihrer Farbe den Chocoladen-Pfennig. —

Die Regierung hat in Colmar (Elsaß) gegen den Grafen Migeon, einen ihr mißliebigen Deputirten, einen Proceß wegen angeblichen Wahlumtrieben und wegen unrechtmäßigen Tragens von Ordenszeichen einleiten lassen, um ihn auf diese Weise von dem gesetzgebenden Körper auszuschließen. Der Proceß, welcher einen belehrenden Beitrag zur politischen Sittengeschichte unserer Zeit liefert, nimmt aber einen solchen Verlauf, daß die Regierung alle Ursache hat, es zu bereuen, überhaupt mit der Anklage vorgegangen zu sein. Gegen den Angeklagten sind nur Beamte aufgetreten, während andere achtbare Zeugen aus der Mitte der Bevölkerung laut gegen die wider den Grafen Migeon erhobenen Anschuldigungen sich aussprachen und der Vertheidiger des Angeklagten, gestützt auf Thatsachen, den ganzen Proceß als eine politische Intrigue bezeichnete. Das Ergebniß der Verhandlungen, soweit es bis jetzt vorliegt, spricht für den Angeklagten und gegen die Regierung. Das ganze officielle Wahlsystem ist bei diesem Anlasse schonungslos blosgestellt worden; es sind eine Menge scandalöser Enthüllungen zu Tage gekommen, welche ungeheures Aufsehn erregen und keinen Zweifel mehr darüber lassen, von welcher Seite Wahlumtriebe gemacht worden sind. So bekundete ein als Zeuge vernommener Polizei-Agent, daß er von dem Polizei-Commissar Anweisung erhalten habe, die Wahlzettel Migeon's abzureißen, sobald dies Niemand sähe. Ein anderer Zeuge (ein in Ruhestand gesetzter Bataillons-Chef) sagte aus, daß der Polizei-Commissar den Wirthen bedeutet habe, daß sie für den Candidaten der Regierung stimmen müßten, widrigenfalls man ihre Wirthschaften schließen würde. Solche und ähnliche Zeugenaussagen veranlaßten endlich den Staatsprocurator zu dem Antrage, daß der Gerichtshof den noch zu vernehmenden Zeugen nicht gestatten möge, die Handlungen der Verwaltung mit in die Aussagen zu mischen. Das Tribunal wahrte aber seine Unabhängigkeit und wies diesen Antrag zurück. Der Angeklagte wurde durch den berühmten Advocaten Jules Favre aus Paris vertheidigt, dessen scharfe und bewältigende Rede einen um so tieferen Eindruck hervorbrachte, je weniger man heutzutage in Frankreich an eine solche offene Kritik der Regierungshandlungen gewöhnt ist. Der Urtheilsspruch des Gerichtshofs wird erst am 22. Oct. erfolgen.

Spanien. Nach mehrfachen vergeblichen Versuchen, ein Ministerium zusammenzubringen, ist endlich der Admiral Armero zum Kriegsminister und Conseilpräsidenten ernannt worden. Die Namen seiner Collegen sind noch nicht bekannt, und es wird bis jetzt nur Hr. Mon, zeither spanischer Gesandter in Madrid, als Mitglied des neuen Kabinets genannt. Diese Zusammensetzung gilt für reactionär und man erblickt darin wenig Bürgschaft für das Fortbestehen der Verfassung.

Großbritannien. Aus Indien sind neuere Nachrichten auf telegraphischem Wege nicht eingegangen, und die einlaufenden Privatbriefe beschränken sich nur auf die ausführliche Schilderung früherer Ereignisse. Im Allgemeinen betrachtet man den Stand der Dinge als einen nicht ganz ungünstigen, obgleich noch außerordentliche Anstrengungen erforderlich sein werden, um den Aufstand zu dämpfen. — In Delhi sollen die Aufständischen unter sich selbst uneins sein, ein Umstand, der den Engländern zu statten kommen würde; doch kann gegen diese Stadt nicht eher etwas unternommen werden, bis die Belagerungsgeschütze eingetroffen sein werden. Die grausamen Mordthaten der Meuterer haben unter den englischen Truppen zu einer blutigen Wiedervergeltung geführt, welche nicht selten Unschuldige getroffen und somit die Erbitterung unter den Eingebornen gesteigert hat. Der Generalgouverneur hat deshalb ein gewisses Gerichtsverfahren angeordnet, welches der militärischen Justiz einige Schranken setzt. In den englischen Blättern wird jedoch diese Verfügung als unpraktisch und schädlich vielfach angegriffen.

Rußland. Da sich England gegenwärtig infolge der indischen Ereignisse außer Stande befindet, den Krieg gegen China fortzusetzen, so hat sich die russische Regierung veran-

laßt gesehen, im stillen Ocean eine entsprechende Streitmacht anzusammeln, um den Uebermuth der Chinesen, welcher sich bereits in einer für den Handel aller Nationen bedrohlichen Weise zu äußern beginnt, nöthigen Falls in die gehörigen Schranken zurückzuweisen. Es ist daher am 6. October eine Flottenabtheilung, welche zur Verstärkung der russischen Marine in den chinesischen Gewässern bestimmt ist, von Kronstadt ausgelaufen. Dieselbe besteht aus drei Corvetten und drei Dampfklippern mit zusammen 48 Kanonen und 800 Mann; auch soll noch eine Fregatte von 46 Kanonen mit 475 Mann Besatzung nach China abgehen.

Die kürzlich von der russischen Regierung vorgenommene Armeereduction beschränkt sich nicht auf die Garde und das Grenadier-Corps, sondern sie erstreckt sich auf die gesammte Infanterie der Armee. Aus den acht Kriegsbataillonen sämmtlicher Infanterie-Regimenter sind vier Bataillone pro Regiment gemacht; die Stärke jedes Bataillons aber ist von 1000 Mann auf 700 herabgesetzt worden.

Serbien. Ueber das in Belgrad entdeckte Complot gegen das Leben des Fürsten Alexander liegen jetzt nähere Nachrichten vor, aus denen sich ergiebt, daß mehre Großwürdenträger in diese Verschwörung verwickelt sind. Am 9. Oct. wurde plötzlich und unerwartet der aus der Senatssitzung nach Hause fahrende Senator Raja Damjanowitsch, einst Minister des Innern, bei der Kaserne angehalten und verhaftet; gleichzeitig begab sich ein Militärcommando nach Semendria, um den dort in der Weinlese befindlichen Senator Paul Jankowitsch, früheren Finanzminister, zu arretiren und nach Belgrad zu escortiren. Auch ein drittes Individuum wurde in letztgenannter Stadt festgenommen, während in Kragujewatz und anderen Orten ebenfalls mehre Verhaftungen stattgefunden haben. Aufgefundene schriftliche Documente sollen den Beweis liefern, daß man den Fürsten meuchlings morden wollte. Ein am Vorabende der Verhaftungen in der Nähe des fürstlichen Palais angelegtes Feuer und das an mehren Stellen erfolgte Durchschneiden des Telegraphendrahts werden mit jenem Complot, das gleichzeitig den Umsturz der jetzigen Regierung bezweckte, in Verbindung gebracht.

Montenegro. Der Krieg in den schwarzen Bergen ist zwar vorläufig unterdrückt, aber es ist schon wieder neuer Stoff zu Streitigkeiten vorhanden. Der Pascha von Skutari, welcher gegen die aufsässige Nahia (Kreis) Wasojevic ausgezogen war, um sie wegen ihrer Auflehnung gegen den Großherrn zu züchtigen, hat sich zwar infolge des aus Konstantinopel eingegangenen Befehls (s. Nr. 42) mit seinen Truppen wieder zurückgezogen; aber Fürst Danilo, statt diesem Beispiele zu folgen, hat hierauf von dem genannten Kreise förmlich Besitz genommen und sie dem montenegrinischen Bezirk Berda einverleibt. Sowohl die Pforte, als auch die drei Consuln von Oesterreich, England und Frankreich haben gegen diesen Gewaltstreich Protest eingelegt; den Fürsten Danilo scheint dies aber wenig zu kümmern, da es von jeher zu seinen Lieblingsplänen gehörte, seiner Herrschaft eine größere Ausdehnung zu geben. Bei dieser Gelegenheit wird berichtet, daß der Fürst, getrieben von Ehrgeiz und Herrschsucht, seinen Hofstaat und seine Armee nach französischem Muster zu organisiren sucht und in einer Woche drei Herzöge ernannt hat, deren Titel freilich nicht mehr werth sein mag, als die vom Kaiser Soulouque auf Hayti an seine schwarzen Höflinge gespendeten Fürsten- und Grafentitel.

Amerika. Die letzten aus Newyork eingegangenen Nachrichten lauten sehr bedenklich. Die Geldkrisis nimmt eine immer größere Ausdehnung an; allenthalben stellen Banken und Handelshäuser ihre Zahlungen ein und das Geld wird immer gesuchter und knapper. Die Zahl der in den letzten vier Wochen allein in Newyork angekündigten Fallissements beträgt nach der dortigen Staatszeitung nahe an 400, und der Betrag der sich bei ihnen herausstellenden Passivas beläuft sich auf mehr als 16 Mill. Dollars. Die herrschende Calamität droht noch dadurch vermehrt zu werden, daß die Productenbewegung des Westens nothwendig gehemmt werden muß; denn die Farmer halten mit ihren Handelsartikeln zurück, sobald sie dafür kein Geld erlangen können. In den größeren Städten sind die großen industriellen Anstalten und Fabriken entweder ganz in Stillstand gerathen, oder die Arbeiter werden von ihnen nur zeitweise beschäftigt. In Philadelphia hat der Stillstand der Baumwollen- und Wollenmühlen bereits mehr als 4000 Männer und Frauen außer Arbeit gebracht, deren monatlicher Lohn sich auf ungefähr 110,000 Doll. belief.

Die nordamerikanische Regierung, welche durch ihr entschiedenes Einschreiten die Abschaffung des Sundzolls angebahnt hat, scheint den gleichen Weg gegen die Erhebung des Stader Zolles einschlagen zu wollen. Der Consul der Vereinigten Staaten zu Hamburg ist nämlich von dem Kabinete zu Washington beauftragt worden, alle auf jenen von der hannöverschen Regierung erhobenen Zoll bezüglichen historischen Daten zu sammeln und das von ihm abgefaßte Actenstück wird jetzt von den amerikanischen Blättern veröffentlicht. In demselben wird nachzuweisen gesucht, daß Hannover noch weit weniger Recht auf die Erhebung jenes aus dem 14. Jahrhunderte herstammenden Zolles besitze, als Dänemark auf den früheren Sundzoll, da die hannöversche Regierung niemals etwas zur Verbesserung der Schiffahrt auf der unteren Elbe gethan habe. Nach diesen Darlegungen kann erwartet werden, daß in nächster Zeit weitere Schritte von der amerikanischen Regierung geschehen, um im Interesse des Handelsverkehrs die Aufhebung des Stader Zolls durchzusetzen.

Der Kanonenjunge.

Erzählung, von Franz Lubojatzky.

(Fortsetzung.)

Jeßner traute seinen Ohren kaum. „Wie ist das?" fragte er .... „Du lernst französisch?" „Oui, mon cher papa," antwortete Heinrich, lachend; ... „wir, das Fräulein und ich, lernen französisch. O, es geht prächtig. Mademoiselle Goutard sagt, meine Aussprache sei ganz vortrefflich; und leicht wird mir's, merkwürdig leicht. Natürlich, man ist kein Dummkopf... Du wirst einsehen, Väterchen, daß, wenn ich mit Damen umgehe, es sich nicht schicken würde, daß ich noch mit Bleiel's dummen Christian und mit Hampel's Ehregott Kamerad sein kann. Das muß aufhören, und ich lasse die Gesellschaft links liegen."

„Gott verdopple mich und's Tractament!" rief der Alte. „Das sind ja funkelnagelneue Geschichten, von denen ich kein Wort weiß."

„Aber ich weiß sie, Vater, und das ist genug; denn Du kennst mich, daß ich nie etwas thun würde, worüber ich mich vor Dir und Mutter schämen müßte." In den Worten Heinrich's lag ein Ausdruck von Ehrenhaftigkeit, der, so komisch er auch von dem Knaben klingen mochte, doch bei dem Einnehmer nicht die Wirkung verfehlte, die er verdiente.

„Das ist Alles sehr gut, sehr schön. ... Hm, wenn Du etwas Gescheidtes lernst, mein Junge, ist mir's sehr lieb; denn unser eins ist in der Hinsicht ein Lahmarmiger, der nicht in den Geldbeutel hinein kann. Aber ich möchte doch mit der Mademoiselle sprechen. Hm, wie in Teufels Namen bist Du denn mit der Französin bekannt geworden?" fragte Jeßner.

„Das machte sich bald. Ich besuchte einmal das kleine gnädige Fräulein, wie die Frau Baronin, ihre Mutter, fortgereist war. Warum sollte ich das kleine Aurikel nicht besuchen? Ich dachte: sind wir im Nassen mit einander bekannt geworden, können wir's auch im Trocknen sein. Ich war unbändig artig dabei. Mademoiselle Goutard hatte mich bald lieb gewonnen; natürlich, unser eins weiß sich zu benehmen, und jetzt gehe ich alle Nachmittage nach der Schule auf das Schloß und trinke Kaffee dort. Sehr guter Kaffee ... und auch Gebackenes dabei. Die Leute leben ganz anders als wir."

„Oho! oho!" rief der Alte; „anders? o, es gefällt dem Mosje Heinrich wol nicht mehr zu Hause bei Vater und Mutter, weil sie arm sind?"

Der Knabe stand regungslos, wie Jemand, den eine schreckliche Hiobspost betäubt hat; dann schossen ihm Thränen in die Augen, und er sagte, weinend: „Das kannst Du wirklich von mir denken, Vater? Das ist sehr schlimm für mich, sehr schlimm. Ich werde nicht mehr auf's Schloß gehen;... ich kann's auch lassen, 's wird mir recht weh thun; aber noch viel weher thut mir's, daß Du, Vater, glaubst, ich gehe nur deshalb, weil sie dort besseren Kaffee und Gebackenes dazu haben." — Der Knabe war so heftig aufgeregt, daß die Thränen ihm die Worte versiechen machten.

Dieser offenbare Ausdruck eines Grames, der von tiefer Empfindung zeugte, griff dem alten Jeßner so sehr zu Herzen, daß er den Knaben in die Arme schloß und einmal um's andere ihn seinen lieben Herzensjungen nannte. Heinrich wurde schnell wieder so fröhlich, wie sonst; nun war Alles ausgeglichen, Vater und Sohn wieder eines Herzens, eines Sinnes. Mutter Salome konnte sich gar nicht über die von Heinrich gemachte Bekanntschaft auf dem Schlosse zufrieden geben; ihr kam die Sache, wie ein Räthsel, oder eine Fabel, vor.

„Aber warum hast Du denn nicht schon eher Etwas davon gesagt?" fragte sie.

„Das geschah mit Absicht, Mutter," antwortete Heinrich;... „Vater ist sehr böse auf Fräulein Aureliens Mutter, na, da hätte er mir am Ende den Marsch getrommelt, wenn er gewußt hätte, daß ich zu dem Fräulein auf's Schloß gehe."

Vater Jeßner warf sich in Parade, das heißt, er legte am nächsten Nachmittag, während Heinrich in der Schule war, seine weiße Uniform an, was nur an hohen Festtagen geschah, und begab sich, nachdem Mutter Salome ihm die Versicherung gegeben, er sei jetzt noch ein so schmucker Grenadier, wie ehedem, auf's Schloß. Mademoiselle Goutard hatte Besuch von Pastors, die hier die einzigen Personen von höherer Bildung waren, an welche sie sich anschließen konnte. Der alte Jeßner sagte ihr, daß er erst jetzt von den Besuchen seines Heinrichs bei ihr gehört habe, und obwohl er über die seinem Sohne erwiesene Güte ihr sehr dankbar sei, halte er doch für seine Pflicht, ihr zu erklären, wie es ganz und gar ohne seinen Willen geschehen, daß sein Sohn irgend Jemand belästige. Deshalb wäre er hergekommen und bäte nun Mademoiselle, den Jungen künftig abzuweisen.

„Nein, nein, mein Lieber, ich werde das nicht," antwortete die Französin, ... „Ihr Henri (Heinrich) ist ein sehr artiger Knabe, und es macht mir Vergnügen, ihm Unterricht im Französischen zu geben. Er ist außerordentlich gelehrig, stets bescheiden; man muß ihn lieb gewinnen."

„Aber seine Uniform paßt hier nicht in Reih' und Glied; er ist barfuß," wandte Jeßner ein.

„Nun, das ist nicht seine Schuld, und seiner Liebenswürdigkeit wegen übersieht man das," versetzte Mademoiselle. — „O, Sie sollten sehen, wie artig er sich gegen Damen zu benehmen weiß."

„Gegen Damen? hm, von mir hat er das nicht," sagte der Alte treuherzig ... „'s ist aber 'n Mordsjunge. 's kann indeß nicht anders sein; denn der Apfel fällt nicht weit vom Stamme."

„Sie widersprechen sich, Herr Einnehmer," hob der Pastor an. „Wenn Sie selbst sagen, daß er das galante Benehmen gegen Damen nicht von ihnen hat und doch auch die Aeußerung machen: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme", weiß man nicht, welche von beiden Reden man als Ihre wahre Meinung annehmen soll."

Jeßner befand sich in keiner geringen Verlegenheit, und diese trat bei dem schlichten, jeder Verstellung unfähigen alten Krieger so deutlich hervor, daß sie auffällig wurde.

„Erklären Sie uns diesen Widerspruch, Herr Einnehmer," redete der dies bemerkende Pastor weiter. „Ich kenne Sie als einen wahrheitsliebenden, achtbaren Mann, dessen Wort ganz nach der Schrift: „Ja, ja," oder „nein, nein," lautet, und kann deshalb nicht klug werden, wie ich Ihre einander so schroff entgegenstehenden Aeußerungen nehmen soll."

Der Alte pustete vor sich hin, wie Jemand, der bei starkem Lauf zu viel Luft eingeathmet hat, oder dem zu heiß geworden ist, was sich auch durch die ihm auf der Stirne perlenden Schweißtropfen kund gab. Endlich, da er sich nicht aus der ihm förmlich über den Kopf aufschießenden Verwirrung herausfinden konnte, pluderte er ärgerlich los: „Gott verdopple mich und 's Tractement! Herr Pastor, ich bin ein alter Esel, der sich selbst zum Ausplaudern der Parole gebracht hat, wenn er nicht als Lügner, oder als Dummkopf dastehen will. Na, 's mag sein, da es nicht anders geht ... und übrigens ist 's ja auch keine Schande für mich. Mein Junge ist nicht mein Junge .... da haben Sie die Bescherung."

„Nicht Ihr Sohn?" riefen der Pastor, seine Frau und Mademoiselle Goutard erstaunt, ... „wessen Sohn denn?"

„Ja, das weiß ich nicht ... und 's geht mir nicht allein so; das ganze Bataillon Christiani weiß es nicht. 's ist 'ne merkwürdige Geschichte. Weil ich mich dummer Weise einmal hineingeritten habe, muß ich mich auch wieder herausreiten; aber halt! Eins versprechen Sie mir."

„Nun?"

„Sie sollen's erfahren, wie ich zu dem Jungen, oder er vielmehr zu mir kam; aber er darf Nichts davon wissen, denn" .... Dem alten Soldaten schien weich im Herzen zu werden, und er setzte mit gepreßter Stimme hinzu: „ich möchte seine Liebe nicht verlieren. Habe ja so weiter nichts auf der Welt mehr, als die Freude an meinem Kanonenjungen! Wenn ich die missen sollte, wär's für mich g'rad so viel, als hätte mir Jemand 's Herz aus dem Leibe gestohlen. Und meiner Alten geht's gerade so. Es müßte traurig für uns alten Leute sein, wenn wir nur auf Zeit Vater und Mutter gewesen wären, und dann sollt' es auf einmal alle sein."

Nachdem die Anwesenden ihm versprochen hatten, gegen den Knaben keine Aeußerung zu machen von dem, was sie über dessen Herkunft erfahren würden, erzählte Jeßner die Art und Weise, wie er Vater des Knaben geworden sei, und schloß dann mit den Worten: „Jetzt wissen Sie Alles. Käme ich heute oder morgen zu einem Vermögen, so gehörte es meinem Heinrich, damit er nicht von mir sagen könnte: Unter der Kanone hat er mich gefunden, aber er war gegen mich kein Vater unter der Kanone."

IV.

Von dem Tage an geschah eine bedeutende Veränderung in Heinrich's jungem Leben. Pastors nahmen sich seiner mit einer großen Zuneigung an, und Mademoiselle Goutard gab ihm mit Eifer Unterricht in der französischen Sprache, in der er außergewöhnliche Fortschritte machte, da ihm die Aussprache der fremden Wörter, jener für deutsche Zungen oft so schwierigen Gaumenlaute, auffallend leicht wurde. Der Pastor ertheilte ihm Stunden in Geschichte und Geographie, und der leicht bewegliche Geist, die schnelle Fassungskraft, das ihm innewohnende Wohlgefallen an höherer Bildung unterstützten die Bemühungen des wackeren Geistlichen, der, ohne auf einen Lohn außer Heinrich's Dankbarkeit hoffen zu können, seine Zeit dem Unterrichte des lernbegierigen Schülers mit Vergnügen widmete, weil er die Frucht seiner Mühe täglich gleichsam verkörpert vor sich wachsen sah.

Jeßner sagte zuweilen zu seiner Frau, welche allmählich einen ungeheuren Respect vor ihrem Sohne bekam, der von Dingen zu erzählen wußte, von welchen sie bisher in ihrem Leben nie ein Wort sprechen gehört hatte: „Mutter, wenn der Junge so fort macht, wie er angefangen hat, kann er von mir bald in Wahrheit sagen, daß er einen Papa unter der Kanone hat. Gott verdopple mich und 's Tractement! sperrt man nicht 's Maul vor Verwunderung auf, wenn er die alten Geschichten von den Aegyptern und Römern erzählt, als wär' er dabei gewesen! Unser Einer hat höchstens aus der Bibel den König Pharao kennen gelernt, der den Juden nachgesetzt und mit seinem Heere im rothen Meere ertrunken ist,

und der Junge kennt die ganze ägyptische Blase wie seine Tasche. Haubitzenelement! wir sind zwei Stück Aeltern, denen es wie der Henne geht, die Enten ausgebrütet hat. Steht auch am Teiche und verwundert sich, wie die Natur spielt. Na, aber Eins ist wahr, anders ist unser Junge nicht geworden; gerade noch dasselbe gute liebevolle Herz, das lustige, frische Blut, das an uns mit Leib und Seele hängt."

Dem stimmte Mutter Salome vollkommen bei, denn es war die reine Wahrheit. Die ihm zu Theil werdende Bildung, der Umgang mit Personen, deren verfeinerte Sitten natürlich auch auf sein Benehmen von bedeutendem Einfluß waren und ihn und seine Redeweise veredelten, thaten seinem heiteren Wesen keinen Abbruch. Wenn er den Alten recht fröhlich machen wollte (denn Jeßner unterließ jetzt die Exercitien im Gärtchen, da er es für unpassend hielt, sein Vergnügen noch mit in die Reihe der ernsten Stunden einzuschieben, welche der Knabe bei dem Pastor Ehrwürden hatte), ergriff er ihn bei der Hand und zog ihn in's Gärtchen hinaus mit den Worten: „Mon cher papa, wir wollen die Schule durchmachen mit Trommel, Pfeifen und Gewehr, sonst vergessen wir, was wir gelernt haben."

Das ließ sich der Alte nicht zweimal sagen. Wie ehedem, schlug der Knabe alle Märsche durch, und wenn der der Schweizer-Leibgarde daran kam, pfiff der Vater Jeßner das Gallopip der Querpfeife so lustig d'rein, daß man es ihm ordentlich anhörte, wie ihn der kräftige Trommelschlag, den er in seinen Blüthenjahren, der Compagnie voran marschirend, selbst executirt, und dem er später in Leid und Freud' und in die Schlacht, wo der Tod unsichtbar die ihm verfallenen Menschenleben zeichnet, gefolgt war, in der Seele wohlthat. Und mächtig aus voller Brust schallten dann beim Gewehr-Exercitium seine Commandos. Heinrich ward auf diese Art des braven Invaliden Wohlthäter, und Mutter Salome konnte sich auch nicht beklagen, daß der herzige Junge sie jetzt nur um einen Deut weniger liebe, als zu der Zeit, wo er noch keinen Umgang mit gebildeteren Personen gehabt hatte. Immer blieb sie sein „Mutterle", und Nichts zeigte, daß sein von dem Schönen so leicht angezogener Sinn in Bezug auf die dürftige Häuslichkeit, in der er aufgewachsen, ihn der Liebe zum Vaterhause entfremdete.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blick auf Ostindien.

Bei der großen Wichtigkeit, welche die Ereignisse in Indien gewonnen haben, wird es unseren Lesern nicht unwillkommen sein, wenn wir sie mit einigen Verhältnissen dieses in jeder Beziehung merkwürdigen und wunderbaren Landes näher bekannt machen. Steht doch ein großes Reich auf dem Spiele, in welchem der Versuch gemacht wird, sich dem Einflusse europäischer Gesittung zu entziehen und eine Herrschaft abzuschütteln, welche im Laufe eines Jahrhunderts mit ungeheurer Anstrengung von den Engländern gegründet wurde.

Asien mit einem Flächenraume von 870,000 Quadratmeilen, ist unter den fünf Erdtheilen bei weitem der umfangreichste, fünfmal so groß wie unser Europa mit Einschluß von Rußland diesseit des Uralgebirges und des Kaukasus. Es ist noch um etwas größer, als Europa, Australien und Afrika zusammengenommen. Wie klein unsere Verhältnisse in räumlicher Beziehung den asiatischen gegenüber erscheinen, wird schon daraus klar, daß das ungeheure Himalaya-Gebirge in seinem mittleren Theile sich bis zu Gipfeln erhebt, die eine Höhe von mehr als 29,000 Fuß über der Meeresfläche haben, und der Gebirgszug selbst in einer Länge von mehr als tausend Stunden hinläuft. Im Süden desselben dehnt sich Indien hin, vom 34. bis zum 8. Grade nördlicher Breite, also über sechsundzwanzig Breitengrade, was etwa eine Entfernung ist, wie von Tornea oder Haparanda, also von der Nordspitze des bottnischen Meerbusens, bis nach Konstantinopel, oder von Archangel am weißen Meere bis nach Trapezunt am schwarzen Meere. Und rechnet man noch die vor der Südostspitze Indiens liegende Insel Ceylon hinzu, so beträgt die Länge dieses Landes von Norden nach Süden nahezu eben so viel, wie jene von ganz Europa zwischen dem Nordkap und Sicilien.

Nicht minder ausgedehnt ist Indien von Osten nach Westen. Man pflegt die Gegenden, welche östlich von den beiden Riesenflüssen Ganges und Bramaputra liegen, gewöhnlich als Hinterindien zu bezeichnen. Auch davon hat England nach und nach einen beträchtlichen Theil erobert (namentlich ist das ganze Küstenland bis zum 10. Grade nördlicher Breite in britische Gewalt gefallen, so daß alles Uferland an dem großen bengalischen Meere dem Scepter der Königin Victoria gehorcht), der nach Süden hin noch weit über Pegu und die Mündungen des Irawaddy hinausreicht. So haben die Engländer dort in Asien ein ganz ungeheures Reich erworben, in welchem sie nach Osten hin malayische Fürsten auf der Halbinsel Malacca und die Könige von Siam und Birma zu Nachbarn haben, im Norden an das Himalaya-Gebirge und Kabulistan, im Nordwesten an die Beludschen gränzen, deren Nachbarn wieder die Perser sind. In diesem Gebiete strömen Flüsse, deren Lauf eintausend Stunden lang ist; alle Verhältnisse sind kolossal.

Den Kern dieser Besitzungen bildet aber das Land zwischen Indus und Ganges, welches man gewöhnlich als Ostindien zu bezeichnen pflegt. Man rechnet aber, wenn von Indien die Rede ist, allemal die große Halbinsel hinzu, welche im Süden des Nerbuddaflusses liegt und den allgemeinen Namen Dekhan führt. Dieses Hindustan hat einen Flächeninhalt, wie Deutschland mit Böhmen und Ungarn, der Schweiz, den Niederlanden, Italien und Frankreich zusammengenommen; das Dekhan (d. h. Südland) ist so groß, wie die britischen Inseln, die europäische Türkei und Spanien mit Portugal. Wenn man den Flächeninhalt Europa's auf 182,000 Geviertmeilen berechnet, so ist Indien etwa so groß, wie der dritte Theil desselben (denn es hat nicht weniger als 65,190 Quadratmeilen), ist aber verhältnißmäßig stärker bevölkert, als unser Erdtheil, dessen Gesammtbewohnerzahl man auf etwa 264 Millionen Seelen anschlagen darf. Indien hat nur 100 Millionen weniger, nämlich etwa 155 bis 180 Millionen; zwischen diesen beiden Ziffern schwanken die Angaben; eine ganz genaue Ermittelung ist bei den eigenthümlichen Verhältnissen des Landes nicht möglich.

Begreiflicher Weise hat ein so ausgedehntes Land, das von vielen Gebirgen und großen Strömen durchzogen wird, ein sehr mannichfaltiges Klima. Der vorzugsweise heilige Strom der Inder, der Ganges, entspringt aus Quellen, die so hoch liegen, wie die beträchtlichsten Gipfel unserer Alpen, nämlich über 12,000 Fuß, und mündet in dem heißen Bengalen. Ueberhaupt gehört der größte Theil Indiens dem heißen Erdgürtel an, und demgemäß sind auch die Erzeugnisse des Pflanzen- und Thierreichs beschaffen. Man hat keine kalte und warme Jahreszeit, sondern eine trockene und eine nasse, welche in verschiedenen Theilen je nach der Lage, dem Zuge und der Höhe der Gebirge zu verschiedenen Zeiten eintreten, und für welche wir in Europa kein Nebenstück aufzuweisen haben. Ueberall muß der Nordländer sich an dieses ihm fremdartige Klima erst gewöhnen, und wer demselben Widerstand leisten kann, muß doch sehr auf der Hut sein, daß er nicht erschlaffe. So wird begreiflich, daß die Soldaten aus England, Schottland und Irland in einem der heißesten Länder der Erde, vor allem aber in den warmfeuchten Gegenden am Ganges einen sehr schweren Stand haben; doch ist Ostindien im Allgemeinen nicht so ungesund, wie viele Küstengegenden in Mittel- und Süd-Amerika oder Westindien, namentlich Cuba, Jamaica und Guyana.

Indien ist so reich an werthvollen Erzeugnissen, daß es seit den ältesten Zeiten immer Fremde angelockt hat, welche dorthin kamen, um Handel zu treiben und sich zu bereichern. Immer übte es eine ganz außerordentliche Anziehungskraft

und bildete den Mittelpunkt für einen außerordentlich ausgedehnten Verkehr mit anderen Ländern. Aber was der Fremde aus Indien haben wollte, mußte er selber holen. Denn dem eigentlichen Hindu, insbesondere jenem der höheren Kasten, verbietet seine Religion ausdrücklich, das heilige Land zu verlassen; er kann ohnehin, seinem Glauben zufolge, nur selig werden, wenn er in demselben stirbt, und verliert den Himmel, sobald er außerhalb desselben seine Tage beschließt. Deshalb ist er auch nie ein Seefahrer geworden und überhaupt nicht außer Landes gegangen. Der Berührung mit Fremden hat er sich aber darum doch nicht entziehen können; seine Reichthümer lockten; Kaufleute und Eroberer kamen aus der Fremde und machten den in sich abgeschlossenen und selbstgenügsamen Hindu zinspflichtig; er hat nur selten Ruhe gehabt und ist erst den Mohammedanern, dann den Christen aus Europa gleichsam zur Beute geworden.

Die Bevölkerung von Ostindien bildet aber nicht etwa eine gleichartige, stammverwandte Masse von Menschen, wie das mehr oder weniger in den meisten europäischen Staaten der Fall ist, sondern ein buntes Gemisch von Volksthümlichkeiten und Religionen verschiedener Art, die mit einander weder Sprache, noch Abstammung, oder Sitten gemeinschaftlich haben. Man kann sich eine Vorstellung von dieser großen Buntscheckigkeit machen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß allein in den Landestheilen, welche nördlich von dem Nerbuddastrome liegen, nicht weniger als achtzig verschiedene Mundarten, gesprochen werden, und in vielen anderen Gegenden sind die Verhältnisse nicht etwa gleichförmiger. Dieses ganze Völkergewimmel, das eigentlich ohne inneren Zusammenhang ist, kam, wie oben bemerkt, im Laufe von einhundert Jahren durch Waffengewalt und durchgreifende Politik unter die Herrschaft der Engländer, welche dasselbe mit einem Heere von etwa 250,000 bis 280,000 Mann behauptet haben, in welchem allerhöchstens der sechste Theil aus Europäern bestand. Diese ostindische Armee hat seither jährlich im Durchschnitt die Summe von 10 Millionen Pfund Sterling oder 70 Millionen Thalern gekostet, also weit über die Hälfte der gesammten Staatsausgaben des Königreichs Preußen.

Bis zu der gegenwärtigen Katastrophe walteten in Betreff dieses Heeres folgende Verhältnisse ob: Dasselbe war, gemäß den drei großen Verwaltungsbezirken oder Präsidentschaften in drei große Armeekörper getheilt, von welchen jener der Präsidentschaft Bengalen den bei weitem stärksten mit etwa 174,000 Mann bildete; jener von Madras hat 57,000 und der von Bombay etwa 60,000 Mann. Der Kommandant der bengalischen Armee ist allemal Oberbefehlshaber aller Streitkräfte in Indien. Es wird für unsere Leser nicht ohne Interesse sein, zu erfahren, wie gerade dieser Heerestheil, auf welchen die unerhörte und höchst gefährliche Meuterei bisher zumeist beschränkt geblieben ist, zusammengesetzt war. Derselbe bestand aus drei Brigaden reitender Artillerie, theils Europäern, theils Eingeborenen, sechs Bataillonen europäischer Fußartillerie, drei dergleichen Bataillonen Eingeborener, einem Geniecorps, elf Regimentern leichter Reiterei, zwei Regimentern europäischer Füsiliere, 74 Regimentern Sipahis und noch 31 eingeborenen Regimentern, die deshalb unregelmäßige genannt werden, weil sie weniger europäische Officiere haben, als die übrigen, und anders gekleidet sind. Dazu kommen noch zwölf europäische Regimenter in königlichem Dienste, wovon zwei aus leichten Dragonern bestehen. Bekanntlich haben sich sämmtliche bengalische Sipahiregimenter empört. Die Madras-Armee hat, abgesehen von den europäischen Soldaten, 52, jene von Bombay 43 Sipahiregimenter, von denen nur einige wenige und ausnahmsweise von der Meuterei angesteckt worden sind. Von den europäischen Soldaten kommt nur 1 Mann auf etwa 2540 Einwohner Ostindien's, während in Preußen von je 81 Einwohnern einer Soldat ist. Man ersieht daraus, wie England sich seither noch viel mehr auf sein moralisches Uebergewicht, als auf seine Waffen, verlassen hat; ohnehin waren die gesammten Truppen, von denen, wenn man die eingeborenen Soldaten, die Sipahis, hinzurechnet, nur etwa 1 Mann auf je 440 Einwohner kommt, auf nicht weniger, als 188 Militärstationen, vertheilt. Von diesen lagen 128 in Bengalen, und in fast allen brach der Aufruhr aus; man kann sich also schon daraus die Lage klar machen, in welche die überall vereinzelt umher liegenden und unter den Sipahis zerstreuten Engländer versetzt waren.

Die eigentlichen Hindus, welche sich zum brahmanischen Heidenthume bekennen, gebehrden sich wild und grausam genug; aber die Seele des Aufstandes scheinen von Anbeginn an die Mohammedaner gebildet zu haben, deren Anzahl man in Indien auf mehr, als 12 Millionen, veranschlagen kann. Gegenüber den 130 Millionen brahmanischen Indiern erscheinen sie allerdings als eine geringe Anzahl; allein gerade sie sind am streitbarsten und haben die Tage noch nicht vergessen, in welchen sie über ganz Indien eine Herrschergewalt ausübten, die ihnen von den Engländern entrissen worden ist. Deshalb treten sie als unversöhnliche Feinde der Europäer und überhaupt der Christen auf. Zwischen ihnen und den Hindus, welchen sie eben sowohl, wie die Europäer, für unreine Barbaren gelten, weil sie „keine Kaste haben", bestand eine tiefe Kluft, und die englische Politik hat oftmals in kluger Weise die Einen gegen die Anderen benutzt. Es bedurfte der unvorsichtigen Proselytenmacherei und der Verletzung religiöser Vorurtheile, welche manche Engländer, namentlich die Missionäre sich zu Schulden kommen ließen, um Hindus und Mohammedaner, die nie aus derselben Schüssel gegessen haben, zu gemeinschaftlichem Handeln und Meutern zu bewegen. Wie verhängnißvoll ein Antasten religiöser Vorurtheile ist, an welchen überall die Menschen am zähesten hängen, zeigt sich gerade in Indien. Ein Hindu, der eine Kuh berührt, reinigt sich dadurch von allen Verbrechen. Vor etwa einem halben Jahrhundert herrschte in Travancore ein äußerst grausamer König, der endlich Buße thun wollte; zu diesem Behufe ließ er eine große goldene Kuh anfertigen, kroch unter den Beinen derselben hindurch, um damit zu bethätigen, daß er sich demüthige und erniedrige, und datirte fortan seine königlichen Erlasse von dem Tage ab, an welchem er unter der Kuh hinweggekrochen war!

Wie starr und geschlossen in sehr vieler Beziehung das Leben und Wesen der brahminischen Hindus ist, und wie völlig es von unseren europäischen Vorstellungen abweicht, wird aus einigen Beispielen klar werden. Sie zerfallen bekanntlich in vier von einander getrennte Kasten: der Priester, Krieger, Kaufleute und Handwerker, deren Angehörige indessen nicht lediglich auf die Ausübung dieser eben angegebenen Berufsarten beschränkt ist; doch bildet jede dieser großen Klassen eine Gruppe für sich, hat eigene Privilegien, Verrichtungen und lebt nach besonderen Gesetzen. Je höher die Kaste, um so zahlreicher sind die Vorschriften, welchen jeder ihrer Angehörigen unterworfen ist; dafür ist er aber auch höher gestellt, als die Leute anderer Kasten. Jeder, der in der einen oder anderen Kaste geboren ist, muß sein Leben lang in derselben bleiben; er kann nicht in eine höhere aufrücken, wohl aber unter Umständen zur Strafe in eine geringere verstoßen werden. „Die Kaste verlieren", gilt dem Hindu für das allergrößte Unglück, das ihn nur treffen kann. Wer sich den Regeln seiner Kaste entzöge, würde starken Strafen anheimfallen; die Anhänglichkeit an die Kaste bildet einen Ehrenpunkt, dem man im Nothfalle Gesundheit, Leben und Geld opfert. Ein Brahmine in Kalkutta, den eine schwere Krankheit heimsuchte, ließ sich an das Ufer des heiligen Stromes, des Ganges, tragen. Dort blieb er stundenlang liegen, betete und harrte dann darauf, daß die Fluth, welche vom Meere her bis in den Strom hineindringt, ihn fortnehmen und in den heiligen Strom tragen werde. In diesem Falle war ihm seinem Glauben zufolge die Seligkeit gewiß. Als er besinnungslos da lag, kam eben ein Engländer in einem Boote vorbeigefahren; dieser, noch Neuling in Indien, wird von Mitleid ergriffen, nimmt den Brahmanen in seinen Nachen, giebt

ihm Kölnisches Wasser in den Mund, ruft ihn dadurch gewissermaßen in's Leben zurück und bringt ihn mit sich nach Kalkutta. Als die anderen Brahmanen von diesem Vorfalle hören, gerathen sie in große Aufregung und erklären den Geretteten für ehrlos, indem sie ihn aus der Kaste verstoßen. Vergeblich betheuert der Engländer, daß er allein alle Schuld trage, er habe nicht gewußt, wer der halbentseelte Mann am Ufer gewesen sei, und lediglich aus menschlicher Theilnahme ihn retten wollen. Die Brahminen bleiben unbeugsam; der Gerettete hat ja, obschon er besinnungslos gewesen, mit einem Nichtbrahminen getrunken, von einem „Unreinen" Nahrung erhalten und ist dadurch selber unrein geworden. Die Sache kam obendrein vor die englischen Gerichte, und diese urtheilten dem Gesetze zufolge, daß der Menschenretter den Geretteten, welcher durch jenen seine Stellung und seinen Lebensunterhalt verloren habe, ernähren müsse. So geschah es. Der den Fluthen entrissene Brahmine wurde von der Verachtung seiner Kastengenossen schwer betroffen und lebte einige Jahre auf Kosten jenes Menschenfreundes; dann wurde er abermals krank und beschloß wiederum, sich von den Wellen des Ganges hinwegspülen zu lassen, was denn auch geschah, ohne daß der Engländer seinen Rettungsversuch zu wiederholen Lust hatte.

Was wir hier erzählt haben, ist amtlich beglaubigt. Jeder kann sich sagen, welche Stellung der Europäer in einem solchen Lande hat. Welchen Widerstand mußten zum Beispiel die Engländer erfahren, als sie sich dem alten Brauche widersetzten, dem zufolge die Wittwe eines Verstorbenen den Scheiterhaufen besteigen soll, oder als sie bei den Radschputen die Ermordung der neugebornen Kinder weiblichen Geschlechts verboten, oder endlich, als sie hindern wollten, daß Andächtige sich von den Rädern eines Wagens zermalmen lassen, auf welchem ein Götzenbild umhergefahren wird. Man hätte Vorurtheilen, welche so zäh und mit dem Glauben dieses Volkes von Kindesbeinen an seit Jahrtausenden verwachsen sind, behutsamer entgegen treten sollen, als seit Jahren geschehen ist.

Man wird fragen, weshalb in Indien die Zahl der Europäer, auch jener vom Civilstande, so gering sei? Diese Frage beantwortet sich leicht. Die Regierung der englisch-ostindischen Compagnie befolgte eine mißtrauische Politik und verbot den Europäern, in Indien Grundeigenthum zu erwerben, gewisse Punkte ausgenommen. So kamen nur Soldaten, Beamte und Kaufleute aus England; ohnehin ist Indien schon stärker bevölkert als die meisten europäischen Staaten, und nicht etwa so zu colonisiren, wie die amerikanischen Länder. So haben zum Beispiel die jetzt so viel erwähnten Nordwestprovinzen, der eigentliche Heerd des Aufstandes, (die Provinzen Delhi, Mirat, Rohilcand, Agra, Allahabad und Benares) auf einem Flächenraum von 3400 Quadratmeilen, (was etwa dreimal so viel beträgt, als jener des Königreichs Hannover, das 698 Geviertmeilen hat), 30 Millionen Einwohner, also 8900 Seelen auf die Quadratmeile. Das ist mehr, als selbst in Belgien, wo nur 8207 Seelen auf eine solche kommen. Das eigentliche Bengalen, die Landschaft im engeren Sinne, hat auf 5638 Quadratmeilen mehr, als 36¾ Millionen Einwohner; es kommen dort 6536 Seelen auf die Geviertmeile, fast genau so viel, wie bei uns im Kreise Bautzen, mit 6540 Seelen auf die Quadratmeile. Nimmt man Indien zu 65,186 Quadratmeilen an, und, was der Wahrheit annähernd entsprechen wird, die Gesammtbevölkerung zu 171 Millionen Seelen, so hat man für jede Quadratmeile etwa 2620, eine Ziffer, welche jener des Königreichs Hannover ziemlich gleichkommt, wo sie sich auf 2579 stellt.

Wie mannichfaltig und verwickelt die politischen Verhältnisse in Indien auch in ganz gewöhnlichen und friedlichen Zeiten sind, kann man auch daraus abnehmen, daß in dem großen Lande noch mehr als 50 größere und kleinere Staaten liegen, deren Fürsten von der englischen Regierung nur mittelbar abhängig sind. Sie stehen zu derselben theils in einer sogenannten Subsidien-Allianz, und diesen stellt die indische Compagnie reguläre Truppen, welche jedoch der solchergestalt beschützte Staat bezahlen muß; oder sie sind tributpflichtige Schutzstaaten, oder endlich Schutzstaaten, welche keinen Tribut bezahlen. An den Höfen der auf solche Weise regierenden Fürsten hält die Compagnie einen Residenten, welcher einen vorwiegenden und in wichtigen Dingen entscheidenden Einfluß übt. Daß die einheimischen Regenten sich eine solche Aufsicht nur ungern gefallen lassen, begreift sich leicht. Diese abhängigen Staaten nehmen zusammen einen Flächenraum von 23,000 Quadratmeilen ein und haben mehr als 40 Millionen Bewohner, demnach reichlich so viel, als das Kaiserthum Oesterreich, oder mehr als die gesammten deutschen Bundesstaaten, während in den eigentlichen britischen Besitzungen auf mehr als 38000 Quadratmeilen 127 Millionen Seelen kommen, also doppelt so viele, wie Rußland, oder viertehalb mal so viele als Deutschland zählt.

Indien ist mit Städten übersäet; manche derselben gehören zum ersten Range und zählen ihre Einwohner nach Hunderttausenden. Von den drei Hauptstädten der Präsidentschaften, nämlich Kalkutta, Madras und Bombay, zählt jede weit über eine halbe Million Seelen; solche von der Seelenzahl Dresdens, Prags oder Münchens giebt es Dutzende, z. B. Cawnpur, Baroda, Bhartpur, Feizabad, Judpore und viele andere; Delhi hat 152,000, Benares 185,000, Agra 125,000 Seelen, Marschidabad 146,000, Patna hat 280,000, Hyderabad mehr als 200,000 Seelen. Das Land ist zumeist außerordentlich fruchtbar und liefert die werthvollsten Producte in den Handel. England muß Indien schon seiner commerciellen Interessen wegen behaupten, es möge kosten, was es wolle. Es findet sich vielleicht Gelegenheit, diesen wichtigen Punkt später zu besprechen.

Dresden, den 22. October.

— Der seitherige Polizeidirector v. Pflugk ist zum Geh. Rath im Ministerium des Innern und der erste Rath bei der Kreisdirection zu Zwickau, Regierungsrath v. Carlowitz, zum Polizeidirector von Dresden ernannt worden. Die Einführung des neuen Polizeidirectors ist am 20. Octbr. durch den Kreisdirector Müller erfolgt.

— Im Laufe voriger Woche ist mehren Gefangenen, welche sich wegen politischer Verbrechen im Zuchthause zu Waldheim befanden, durch königliche Gnade der Rest ihrer Strafe erlassen worden. Die Namen der Begnadigten sind folgende: Tempel, Wagner, Ullrich und Liesegang aus Dresden, Carl Richter, genannt Roien aus Großröhrsdorf und Voigt aus Radeberg.

— Aus dem Gerichtssaale. Am 16. d. M. wurden im königl. Bezirksgerichte mehrere Einsprüche verhandelt. Den ersten hatte die Staatsanwaltschaft selbst erhoben. Das königl. Gerichtsamt hatte einem Dienstmädchen, Bunzel, welche ihrer Herrschaft aus Rache ein seidenes Kleid zerschnitten hatte, wegen dieser boshaften Beschädigung fremden Eigenthums 3 Wochen und wegen Diebstahls außerdem noch 1 Woche Gefängniß auferlegt. Jene drei Wochen schienen der Staatsanwaltschaft für ein so empörendes Vergehen, boshafterweise fremdes Eigenthum zu vernichten, mit Recht zu gering, und der Gerichtshof verwandelte denn auch die 4 Wochen in 9 Wochen Gefängniß. Diese Straferhöhung in zweiter Instanz ist bekanntlich nur bei solchen Vergehen zulässig, die vor die Gerichtsämter gehören, nicht bei den schwereren, die vor den Bezirksgerichten schon in erster Instanz verhandelt werden. — Der zweite Einspruch war von dem Maurergesellen Beger erhoben. Er hatte den Maurer K. der Unterschlagung einer bedeutenden Summe Kassengelder geziehen, sowie die verehel. K. persönlich beleidigt und war deshalb vom Gerichtsamte in 4 Wochen Gefängniß verurtheilt worden. Seiner mit großer Geläufigkeit selbstgeführten Vertheidigung hörte man es an, daß er in dem fixen Irrthume befangen sei, man dürfe einen Rechnungsführer auf den Grund hin, daß man selbst noch nicht die Richtigkeit seiner Rechnung zu prüfen Gelegenheit gehabt, so ohne Weiteres der Unterschlagung beschuldigen. Diese Art voreiliger Beschuldigung kommt selbst bei sonst nichts weni-

ger als zänkischen und übeldenkenden Menschen häufig genug vor, so daß der eben hier vorliegende Fall ein allgemeines Interesse wohl beanspruchen durfte. Es giebt Leute, die auf diese Weise sich und Anderen das Leben erschweren. Da sich ergab, daß die verehel. K. den Einsprecher zuvor beleidigt hatte, erlangte dieser mindestens die Genugthuung einwöchiger Strafherabsetzung. — Der dritte Einspruchsfall betraf den Herausgeber d. Bl. persönlich. Eine im December vor. Jahres in Nr. 51 der S. Dorfzeitung (S. 408) abgedruckte Empfehlung von B. Auerbach's „Barfüßele“ hatte nämlich einem Mitarbeiter des „Dresdner Journals“ Anlaß zu einem eben so heftigen, als beleidigenden Angriff auf den Redacteur der Dorfzeitung gegeben, welcher in Nr. 296 des zuerst genannten Blattes vom vor. J. unter der Rubrik „Eingesandt“ zum Abdruck gelangte. Da der Redacteur des Dr. Journ., Herr Hartmann, sich der Gerichtsbehörde gegenüber weigerte, den Verfasser jenes angeblich eingesandten Artikels zu nennen, so sah sich der Redacteur der Dorfzeitung genöthigt, unter Vorbehalt weiterer Schritte, gegen die Redaction des Dr. Journ. klagbar zu werden. Das k. Gerichtsamt verurtheilte denn auch Herrn Redacteur Hartmann auf Grund des Art. 239 des Strafgesetzbuchs zu einer Geldstrafe von 5 Thlrn., Zahlung der Kosten und Leistung der gesetzlichen Genugthuung mittelst Abdrucks des Straferkenntnisses im Dr. Journ. Während der Redacteur der Dfztg. sich hierbei beruhigte, erhob Herr Redacteur Hartmann Einspruch gegen dieses Erkenntniß und es fand nun an obgenanntem Tage unter dem Vorsitze des Herrn Appell.-Raths v. Criegern die öffentliche Einspruchsverhandlung statt, zu welcher sich Kläger und Beklagter persönlich eingefunden hatten. Nachdem Herr Ger.-Rath Glöckner den Fall ausführlich vorgetragen, hob der Redacteur der Dfztg. unter Anderem hervor, daß er den Weg der Klaganstellung insbesondere um deswillen betreten, weil der beleidigende Artikel in einem Blatte erschienen sei, welches als Organ der hohen Staatsregierung gelte und sich schon deshalb von derartigen anonymen und gehässigen Angriffen fern halten sollte. Herr Redacteur Hartmann entgegnete hierauf, daß sich der officielle Character des Dr. J. nicht auf die unter „Eingesandt“ abgedruckten Artikel erstrecke, letztere vielmehr nur als an bevorzugter Stelle abgedruckte und höher bezahlte Inserate zu betrachten seien; eine Behauptung, welcher freilich die schon oben erwähnte Thatsache entgegen gehalten werden muß, daß die Redaction des officiellen Organs dessenungeachtet die Nennung des Verfassers in vorliegendem Falle verweigert und somit die Vertretung des strafbar befundenen Artikels selbst übernommen hat. Nach dem Schlusse der Verhandlung zog sich der Gerichtshof zurück und verkündete eine halbe Stunde später die Bestätigung des in erster Instanz gegen den Redacteur des Dr. Journ. gefällten Erkenntnisses. — Ueber die am 20. Oct. verhandelte Untersuchungssache gegen den hiesigen Schuhmachermstr. Theising berichten wir im heutigen Beiblatte.

— In der auf dem ehemaligen Jüdenteiche erbauten Bude sind gegenwärtig zwei große lebende Steinböcke ausgestellt, welche um so größeres Interesse erregen, als diese seltene, in neuerer Zeit fast erloschene Thierart sonst nur in zoologischen Sammlungen angetroffen wird. Die beiden sehenswerthen Exemplare stammen aus Kurdistan. — Ferner hat Hr. Schröder hinter der Frauenkirche (an der Ecke der Töpfergasse) einen Vampyr und eine kleine Sammlung seltener Vögel ausgestellt, deren Besichtigung ebenfalls empfohlen werden darf; namentlich darf der lebende Vampyr oder fliegende Hund (Blutsauger) als eine seltene Erscheinung bezeichnet werden.

*Katzenberg bei Nossen, 21. Oct. Am vorigen Sonntage, Mittags 1 Uhr, brach in dem Möbius'schen Wohnhause auf noch unermittelte Weise eine Feuersbrunst aus, welche dieses Gebäude in Asche legte. — Den Abend vorher brannte auf dem Rittergutsfelde Munzig ein aus 10 Fudern bestehender Haufen dürres Kartoffelkraut, von ruchloser Hand angezündet, mit hoher Flamme nieder, welches weithin als eine Feuersbrunst erschien und zum Sturmläuten selbst in entfernten Orten Veranlassung gab.

*Großschönau, 19. Oct. Am 12. d. M. hat man den hiesigen Weber G. Eckhardt, welcher schon seit dem 9. Oct. vermißt wurde, in dem zum hiesigen Orte gehörigen Walde bewußtlos und in einem schaudererregenden Zustande aufgefunden. Er war mit vielen Wunden bedeckt und auf einem Auge der Sehkraft beraubt. Nähere Erörterungen haben nun ergeben, daß Eckhardt von einem Gutsbesitzer zu Bertsdorf als Kartoffeldieb ertappt und, da sich Ersterer mit seiner Hacke zur Wehr gesetzt, mit einem Wagenrödel in obiger Weise zugerichtet worden ist. Der Gutsbesitzer ist verhaftet und der Weber befindet sich in ärztlicher Behandlung.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Thl.	Weizen nGr.	Roggen Thl.	Roggen nGr.	Gerste Thl.	Gerste nGr.	Hafer Thl.	Hafer nGr.	Erbsen Thl.	Erbsen nGr.
Dresden	Octbr.	von	5	10	3	8	3	10	2	11	—	—
	19.	bis	6	2	3	13	3	11	2	13	—	—
Bautzen	Octbr.	von	5	5	3	—	3	5	2	5	—	—
	12.	bis	6	5	3	12	3	12	2	17	5	5
Meißen	Octbr.	von	5	20	3	20	3	17	2	16	—	—
	17.	bis	5	25	3	25	3	20	2	26	—	—
Pirna	Octbr.	von	5	20	3	10	3	12	2	10	—	—
	17.	bis	6	2	3	20	3	19	2	25	—	—
Radeburg	Octbr	von	5	26	3	12	3	14	2	15	—	—
	21.	bis	6	5	3	15	3	18	2	25	—	—
Roßwein	Octbr.	von	6	—	3	20	3	15	2	18	—	—
	20.	bis	6	12	4	5	3	25	—	—	—	—
Chemnitz	Octbr.	von	6	15	4	6	3	20	2	20	5	15
	17.	bis	6	25	4	10	4	—	2	27	5	25

Dresden. Das Schock Stroh 6 Thlr. 25 Ngr. bis 7 Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu 1 „ 10 „ „ 1 „ 16 „
Radeburg. Haidekorn 2 Thlr. 24 Ngr. bis 3 Thlr. 4 Ngr.
Eingegangen: 533 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 13. bis mit 19. Octbr. 1857.
die Kanne 16 Ngr. — Pf. bis 17 Ngr. — Pf.
— in Pirna (17. Octbr.) 15 „ — „ „ 16 „ — „
— in Roßwein (20. Octbr.) 15 „ 6 „ „ 16 „ 8 „
— in Chemnitz (17. Octbr. 17 „ 5 „ „ 18 „ — „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 86½ gesucht; dergleichen kleine 86½ gesucht; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 101½ angeb.; desgl. von 1847 à 4% 99½ gesucht; dergl. von 1852 und 1855 à 4% 99½ gesucht; dergl. von 1852 4% à 100 Thlr. 100 ges.; dergl. 1855 à 3% 80½ ges. Land-Renten-Briefe große 86½ ang.; dergl. kleine 89 ang.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 100 ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 98½ ges.; kleine 99 gesucht; dergl. à 3½ % große — angeb., kleine — angeb.; dergl. 3½ % große — angeb., kleine — angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 99½ ges.; kleine 99½ ges.; dergl. 3½ % große und kleine 94 ges.

Preuß. 4½ % Anleihe 99 ges.; dergl. 4% 93 ges., Preuß. 3½ % Staats Schuld-Scheine 81½ ges.
Oesterr. 5% Nation.-Anleihe 78 gesucht.
Louisd'or à Stück 5 Thlr. 14 Ngr. 5 Pf., Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99½.
Dresden, den 22. Octbr. 1857. Ed. Rockstroh.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen“ Nr. 43 nebst einer Beilage.)

Freitag, Nr. 43. 23. October 1857.

Inserate werden in der Verlags-Expedition Neustadt-Dresden kl. Meißn. Gasse Nr. 3 angenommen.

Der Dampfwagen.

Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer gespaltenen Zeile 12 Pf.

Ein Beiblatt zur Sächsischen Dorfzeitung.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Correspondenz.

Aus dem Gerichtssaal. Am 20. October ward vor einer dichtgedrängten Zuhörerschaft im königl. Bezirksgericht zu Dresden die Untersuchungssache gegen den Schuhmachermeister Theising verhandelt. In der Nacht vom 7. zum 8. März d. J. brach in seinem auf hiesiger Scheffelgasse gelegenen Gewölbe Feuer aus, das jedoch bald gelöscht wurde. Und da er kurz zuvor, im September 1856, seine Waaren-Vorräthe, sein Material und seine Einrichtung mit 3500 Thalern bei der Hamburger-Bremer Feuerversicherungsgesellschaft versichert, auch unmittelbar darauf einen Schaden von 2000 Thalern zur Vergütung angemeldet hatte, so erstand wider ihn der Verdacht absichtlicher Brandstiftung und versuchten Betrugs zur Täuschung der Feuerversicherungsgesellschaft. Nach siebenmonatlicher Voruntersuchung und Haft saß er nun heute auf der Anklagebank, nicht immer mit der Ruhe und Gemessenheit, welche Jeder, und wer sich schuldlos fühlt am Meisten, der Gerechtigkeit und deren weltlichen Vertretern im Gerichtssaal schuldig ist. Aus der sehr umfänglichen, den ganzen Tag bis zum späten Abend beanspruchenden Verhandlung, bei Befragung von circa 20 Zeugen ergab sich als erheblich Folgendes: Seit 1854 mit verhältnißmäßig genügendem Anlagekapital etablirt, soll Theising, obwohl er selbst mit zuweilen einen Gesellen beschäftigte, dennoch durch Arbeitenlassen bei anderen Mitmeistern, durch Beziehen der Leipziger Messen sowohl zum Waareneinkauf im Ganzen, als zum Detailverkauf, seinen Geschäftsumsatz ansehnlich erhöht haben, wenn auch der Versicherungssatz zu hoch gegriffen war. Neben seinem Gewölbe befand sich ein kleiner, auch von der Brauerei im Hause aus zugänglicher Boden, unter diesem ein Malzbehältniß. Theising hatte sein Gewölbe für die Jahrmärkte an einen Berliner Kleiderhändler vermiethet und während dieser Zeit seine Vorräthe ausgeräumt und in Kisten verpackt auf dem Boden liegen. So will er es auch am 7. März, dem Sonnabend nach dem Dresdner Frühjahrsmarkt (2. März) gehabt haben. In diesem Boden nun brach das Feuer aus, und die Löschmannschaft fand brennende und angeglühte Kisten vor — von denen eine heute im Saal aufgestellt war. Obwohl nun Theising behauptet, daß in diesen Kisten neues Schuhwerk und Leder gewesen, so fand sich doch dergleichen in ihnen nicht vor; nur im Schutt fand man alte Schuhe, in der im Saal befindlichen Kiste dagegen — Watte und eine alte wollene Jacke! Auch will keiner der nach dem Brande an Ort und Stelle gelangten Zeugen den starken Geruch verbrannten Leders wahrgenommen haben. Theisings Lehrling hatte in der Voruntersuchung angegeben, sein Meister sei Abends neun Uhr nach Hause gekommen, was den Verdacht zugelassen hatte, er sei bis dahin mit Licht im Gewölbe gewesen. Heute änderte er — wie er und die Ehefrau des Angeschuldigten selbst zugeben — von der letzteren über diesen seinen Irrthum belehrt, die Aussage dahin ab: er habe sich geirrt, Theising sei schon um 7 Uhr nach Hause gekommen. Eben dasselbe behauptet und beschwört die Ehefrau. Andere Zeugen bestätigen, daß Theising unmittelbar nach dem Brande sich nicht verdächtig benommen, obwohl dem Herrn Polizeiinspektor Geiler seine Gleichgültigkeit eine Stunde nach dem Brande aufgefallen ist. Theising behauptet, er habe nur zu 2500 Thlrn. versichern wollen, sei aber vom Expedienten des Versicherungsagenten veranlaßt worden, auf 3500 Thlr. abzuschließen. Der Expedient verneint das zwar, behauptet, Theising habe selbst von 3500 Thlrn. angefangen, wird aber, da er es beschwören soll, unwohl. So trüben sich die Verdachtsspuren immer mehr und gegenüber der von Theising angegebenen Möglichkeit, es habe Jemand vom Malzraum aus im offenen Boden erst ihn bestohlen und die Kisten geleert, dann aber zur Verdeckung des Diebstahls Feuer angezündet: verliert seine eigene Verdächtigkeit immer mehr an sicheren Stützen. Der Staatsanwalt trug daher selbst in seinem Vortrage auf beschränkte Klagfreisprechung (in Mangel mehreren Verdachts) an, auf welche dann auch der Gerichtshof um ¼10 Uhr Abends erkannte. —

Zur Erläuterung und Berichtigung.

In Nr. 42 des Dampfwagens findet sich Seite 523 ein Inserat von Herrn J. A. Leiritz in Deuben über die Anwendung des Wasserglases als Samendüngungsmittel, welches letztere, da es Gutsbesitzern und Landwirthen als vorzüglich angerathen wird, ohne dabei die, näheren und neueren Erfahrungen zufolge, sehr wichtigen Details mitzutheilen, wohl einer Erläuterung und Berichtigung bedarf.

Zuerst giebt Herr Leiritz an: Im Allg. landwirthsch. Anzeiger habe Herr Prof. Dr. Knop in Leipzig das Wasserglas als ein vorzügliches Düngungsmittel empfohlen. Dies bedarf insoweit einer Berichtigung, als nicht Herr Prof. Dr. Knop in Leipzig, sondern Herr Dr. Knop, Chemiker und Vorstand der wissenschaftlichen Abtheilung der Landw. Versuchsstation zu Möckern das Wasserglas als Düngemittel zuerst empfohlen hat.

Ferner sagt Herr Leiritz: „Zur Samendüngung empfehle ich Folgendes: Man bereitet aus Käsestoff und Wasserglas" rc. Dieses Verfahren und die Verwendung genannter Stoffe ist dem, welches wir bei unseren Versuchen seit zwei Jahren angewendet haben, so ziemlich gleich und kann und wird jedenfalls eben so gut seine Wirkung auf die Pflanze äußern und gute Erfahrungen geben; allein Herr Leiritz spricht nur im Allgemeinen von Wasserglas, ohne dabei die Landwirthe auf die Verschiedenheit desselben aufmerksam zu machen. Nach hier gemachten Erfahrungen liegt ein sehr großer Unterschied darin, ob Kali- oder Natronwasserglas bei der Samendüngung zur Verwendung kommt; würde man das letztere anwenden, möchte der Erfolg nach meinen Erfahrungen zweifelhaft sein.

Wenn man mit Vortheil Natronwasserglas zur Düngung verwenden könnte, würde die Düngung sehr billig sein, da ich bis jetzt den Centner Natronwasserglas mit vier und Kaliwasserglas mit neun Thlrn. bezahlt habe.

Sollte es Landwirthe geben, welche Wasserglas zur Düngung verwenden wollen, wozu ich nur rathen kann, so würde ich ihnen auch gleichzeitig vorschlagen, dasselbe zuvor chemisch untersuchen zu lassen; denn sonst kann leicht von einem bis jetzt guten Hilfsdüngungsmittel falsche Anwendung gemacht und der zwar neuen aber guten Sache nur geschadet werden.

Landw. Versuchsstation Möckern, den 18. Octbr. 1857.

J. G. Bähr,
Vorstand der praktischen Abtheilung.

Bekanntmachung.

Von dem unterzeichneten Gerichtsamte ist zu der von den Erben beantragten freiwilligen Versteigerung des zum Nachlasse des Handelsmannes Johann Gottlieb Lohrmann zu Lockwitz gehörigen, mit 45,43 Steuer-Einheiten belegten, ortsgerichtlich auf 620 Thlr. gewürderten **Haus- und Gartengrundstücks**, Nr. 53 des Brand-Catasters, Nr. 134 des Flurbuchs und Folium 57 des Grund- und Hypothekenbuchs,

der 3. November d. J.,

anberaumt worden, was unter Bezugnahme auf die Anschläge im hiesigen Gerichtsamtshause und im oberen Gasthause zu Lockwitz hierdurch zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird.

Dresden, am 22. September 1857.

Königliches Gerichtsamt,
Abtheilung für freiwillige Gerichtsbarkeit.
Damm. Bauer.

[3]

Bekanntmachung.

[34]

Sonnabend

den 24. October 1857

sollen in dem zum Rieschke-Lüttich'schen Creditwesen gehörigen Grundstücke Nr. 15 des Brandcatasters zu Gruna zwei Pferde, zwei Kühe, zwei Schweine, mehrere Wagen, Schlitten, Ackerpflüge, Eggen, eine Schrotmaschine, eine Getreidereinigungsmaschine, sowie verschiedene, zur Feldwirthschaft erforderliche Utensilien und Geräthschaften und sonstiges Mobiliar von Vormittags 9 Uhr an, an den Meistbietenden öffentlich versteigert werden, was andurch bekannt gemacht wird.

Dresden, am 6. October 1857.

Königliches Gerichtsamt,
Abtheilung für streitige Gerichtsbarkeit.
Damm. Dietrich.

Freiwillige Versteigerung.

Auf Antrag der Erben soll das zu dem Nachlasse Johann Samuel Kuhnert's gehörige Viertelhufengut Folium 13 des Grund- und Hypothekenbuchs für das Dorf Rockau

den 3. November 1857

an Ort und Stelle öffentlich versteigert werden, was mit dem Bemerken, daß das Grundstück ohne Berücksichtigung der Oblasten auf 2655 Thaler ortsgerichtlich gewürdert worden, und unter Verweisung auf die im hiesigen Schlosse und in der Schenkwirthschaft zu Rockau aushängenden Patente, welche die nähere Beschreibung des Grundstücks und die Versteigerungsbedingungen enthalten, hiermit bekannt gemacht wird.

Schönfeld, am 26. September 1857.

Königliches Gerichtsamt daselbst.
In einstweiliger Verwaltung:
Dreßler, Act.

[17]

[122]

Bekanntmachung.

Der Verordnung des Königlichen Ministeriums des Innern gemäß, soll der Vertrieb der durch den Druck zu veröffentlichenden

Mittheilungen über die Verhandlungen des bevorstehenden Landtags

wieder, wie bei früheren Landtagen, durch darauf anzunehmende Bestellungen erfolgen, und zwar **mit Pränumeration auf eine bestimmte Bogenzahl.**

Jedes Abonnement der Landtagsmittheilungen erfolgt **auf 100 Bogen** für den Preis **von 20 Neugroschen** und sind Erstere durch alle Postämter zu beziehen.

Da jedoch die Auflage der Landtagsmittheilungen nach dem Umfange der eingegangenen Bestellungen zu bestimmen ist, so fordert die unterzeichnete Redaction hiermit auf, solche bei den betreffenden Postämtern — für hiesigen Platz und Umgegend bei der Zeitungsexpedition des Königl. Hofpostamtes Dresden — **sobald als möglich und spätestens bis zum**

11. November

unter Bezahlung des Preises für das erste Abonnement zu bewirken.

Später eingehende Bestellungen gewähren keinen Anspruch auf Nachlieferung bereits erschienener Nummern.

Dresden, den 19. October 1857.

Die Redaction der Landtagsmittheilungen.

Eduard Gottwald.

[122]

Königlich Bairisch-Ansbacher Sieben-Gulden-Obligationen,

zweite Verloosung 15. November a. c. — Hauptgewinn 20,000 fl. Rhein. — sind billigst bei mir zu haben und eignen sich dieselben ihrer Garantie wegen vorzüglich zu kleinen Capitalanlagen. Der Plan dieser Anleihe liegt zur Einsicht bereit.

[101] ***Simon Meyer* in Dresden,** Comptoir: innere Pirnaische Gasse Nr. 2.

Hanf,

en gros & en detail

italienische, russische und polnische Sorten

zu billigen Preisen und stets Lager haltend

empfiehlt ***E. F. Marischler,***

[88] **Dresden, Scheffelgasse Nr. 13.**

Alberts-Bad, Dresden, Ostra-Allee Nr. 25, Wannen-, Douche- und russische Dampfbäder, sowie Haus- und Kur-Bäder, täglich geöffnet. [10]

Möbelwagen zum Transport der Möbel sowohl inner- als außerhalb der Stadt empfiehlt **Gustav Thamm,** Dresden, an der Elbe Nr. 12. [8]

Aepfelschälmaschinen, in verschiedenen Sorten und **Kartoffelpressen** sind wieder fertig und werden billigst verkauft bei **Friedrich Holder,** Wallstraße Nr. 7. [105]

Höchst interessant!

EIN FLIEGENDER HUND,

Vampyr, Grabesflügler, Blutsauger, auch Schreckenthier genannt,

aus Ostindien, zum ersten Male lebend in Europa.

Da es bis jetzt noch keinem Naturforscher gelungen ist, dieses höchst interessante Thier lebend nach Europa zu bringen, und dasselbe in keinem zoologischen Garten zu finden ist, so hoffe ich, allen Freunden der Natur und ihren Seltenheiten damit willkommen zu sein und lade zu recht zahlreichem gütigen Besuch ergebenst ein

Johann Schröder.

Erster Platz 10 Ngr. **Zweiter Platz 5 Ngr.**

Schauplatz: Hinter der Frauenkirche, Ecke der Töpfergasse. [82]

Ein **Strohhut** und **Taschengeschäft** ist mit den dazu gehörigen Werkstühlen und Pressen für 200—300 Thlr. sofort zu übernehmen. Das Nähere darüber in Dresden, Rhänitzgasse Nr. 11 bei **A. Nitzschke.** [67]

Eine **Schwarz-** und **Weißbäckerei** ist wegen Kränklichkeit des Besitzers sofort zu verkaufen beauftragt **A. F. Reuther** in Dippoldiswalde. [60]

2 gute **Zugpferde** stehen in Leutewitz Nr. 6 zu verkaufen, und wird unter Vieren die Wahl gegeben. [67]

Ein kleiner **Einspännerwagen** ist zu verkaufen in Antonstadt-Dresden, Wasserstraße Nr. 6. [104]

200 Ctr. ordinäres Roggenmehl (zur Fütterung) stehen in der **Central-Brodbäckerei in Dresden** zum Verkauf. [90]

[35] Zwei **Wirthschafts-Pferde** sind zu verkaufen auf dem Rittergute Limbach. **W. Möbius.**

Ein großes Schreibepult,

roth angestrichen, mit Fächern und Thüren, steht billig zu verkaufen: Dresden, äußere Rampische Gasse Nr. 48, zwei Treppen. [136]

Malzhorden-Verkauf.

8 Stück fast neue eiserne Malzhorden sollen billigst verkauft werden, und liegt ein Stück zur Ansicht in Dresden bei Herrn Zirkelschmiedemeister August Holder, Wallstraße Nr. 7, im Hofe. [128]

Pferde-Verkauf.

Auf der Moritzstraße Nr. 22 in Dresden, steht ein brauner **Wallach** zum Verkauf. [108]

Stangen-Verkauf.

Es liegen noch einige Schock 3½ bis 4½ Zoll starke ausgetrocknete fichtene **Stangen** im Vorwerksholze bei Biederstein zum Verkauf bereit.

[114] **Schellenberger** in Burkersdorf.

Sechs Gänse

von diesem Jahre, letzter Kauf vor 3 Wochen, sind zu verkaufen in Moritzburg, Fasanengarten Nr. 140. [106]

Pferde-Verkauf.

[118]

Ein Paar kerngesunde und fehlerfreie, 5- und 6-jährige Rappen, jeder mit weißem Blümchen und weißem linken Hinterfuß, ausgezeichnet gut im schweren Zug, sind Veränderung halber sofort zu verkaufen, in Dresden, innere Pirnaischegasse Nr. 4 im zweiten Hofe; auch ist daselbst ein noch fast neuer halbverdeckter moderner Kutschwagen zu verkaufen.

Ein **Kettenhund** ist zu verkaufen in Dresden, auf dem neuen Anbau Nr. 58 bei Herrn Saalfelder im Hause. [120]

Zu verkaufen

ist ein neuer einspänniger **Wagen** mit eisernen Achsen und vordern Schleifzeug, ein dreispänniger vollständiger Rüstleiterwagen mit hölzernen Achsen, fast neu, im Schankhaus zu Priesen bei Nossen. [127]

Einkauf

von **alten Tuch, Knochen, Makulatur, Bücher, Regenschirmgestellen, Eisen, Messing, Zinn, Blei, Leinwandlappen, alten Stiefeln** und **Schäfften:** Dresden, Badergasse Nr. 14, in der Niederlage.

[21] **Knochin.**

Eierbedarf der Brütanstalt.

Frisch gelegte **Hühnereier**, nur 6 Tage alt, kaufe ich und bezahle das Stück mit 8 Pf. Jeden Montag von früh 8 Uhr bis Mittag 12 Uhr können die Eier am Altmarkt Nr. 6, 1 Treppe hoch abgegeben werden, wo auch die Bezahlung erfolgt.

Außer dieser Zeit erfolgt die Abgabe der Eier in meiner Behausung.

Baumeyer,

[29] Dresden, Seminarstraße Nr. 10.

Für einen routinirten Mühlknappen, der auch das Raffiniren des Oeles versteht, und im Rechnen und Schreiben nicht ungeübt ist, wird ein angemessenes Unterkommen gesucht. Derselbe hat seine Militärzeit ausgedient, und kann sofort antreten. Gefällige Offerten bezeichnet mit H. nimmt die Expedition d. Bl. franco an. [97]

Reelles Heirathsgesuch.

Ein Gasthofsbesitzer, 2¼ Stunde von Dresden, Wittwer, Vater von vier kleinen Kindern, dessen Zeit sehr in Anspruch genommen ist, sucht eine **Lebensgefährtin** von gutem und verträglichen Charakter, Lust und Liebe zu den Kindern, Neigung zur Gastwirthschaft ist ein Erforderniß; dagegen wird dabei auf Vermögen weniger Rücksicht genommen.

Diejenigen, welche gesonnen sind, auf dieses reelle Gesuch einzugehen, werden ersucht, ihre Adressen poste restante Dresden unter der Chiffre **H. F. 10.** franco niederzulegen. [79]

Mit Reisepässen versehene

Eisenbahnarbeiter, Steinbrecher u. Maurer

können bei Unterzeichnetem an dem Bau der Zittau-Reichenberger Eisenbahn dauernde auch **Winterarbeit, bei gutem Lohn,** erhalten und haben sich: Schäferstraße Nr. 46f parterre, rechts anzumelden. Sämmtliche Arbeiter erhalten **freie Fahrt 3. Classe** von Dresden bis Zittau.

Dresden, den 12. October 1857.

Gustav Kretzschmar,
Eisenbahnbauunternehmer.

[37]

[38] Zwei brauchbare, mit guten Attesten versehene **Drescherfamilien** finden Unterkommen auf dem Rittergute Limbach. **W. Möbius.**

☞ Für ein gewinnbringendes Buchhändlerunternehmen werden solide Subscribentensammler gesucht, welche eine Caution von 4 Thaler leisten können. Man wende sich in frankirten Briefen an den Buchhändler **C. O. Schmidt** in Weimar. [41]

Gesuch.

Ein practischer **Oeconom** sucht eine Stelle auf einem Gute als Voigt für sich und seine Frau zugleich mit. Derselbe kann nöthigenfalls auch Caution leisten. Näheres durch den Oeconom Friedrich Dietrich in Dresden, Reinhardtsstraße Nr. 14, part. [90]

Ein älterer, praktischer Oeconom, der früher schon bedeutenden Landwirthschaften vorgestanden, sucht als **Verwalter** oder **Schirrmeister** eine Stelle.

Näheres in Dresden, Rosengasse Nr. 1, im Hinterhause 1 Treppe, bei G. Müller. [92]

[33] Lehrlings-Gesuch.

Ein Knabe, welcher Lust hat, die **Schmiedeprofession** zu lernen, kann sich melden in Dresden, Neueg. Nr. 27.

Stelle-Gesuch.

Ein anständiges, gebildetes Mädchen von 21 Jahren, welches die Landwirthschaft auf einer Domäne im Herzogthum Sachsen erlernte und jetzt als Wirthschaftsgehülfin conditionirt, sucht zu Weihnachten oder auch zum 1. Decbr. d. J. ein anderweites derartiges Unterkommen.

Dasselbe ist auch nicht abgeneigt, in einem städtischen Haushalt als Wirthschafterin einzutreten, falls sich hierzu eine passende Gelegenheit finden sollte.

Gefällige Offerten bittet man unter der Adresse: **M. F. 21,** poste restante Pirna einzusenden. [86]

[81] Capital-Verleihung.

9100 Thlr. Capital sind gegen Hypothek zu verleihen. Dresden, Schreibergasse, Nr. 1d 2 Treppen rechts.

1000, 600, 400 Thaler sind auf erste Hypothek auszuleihen: Dresden, Badergasse Nr. 15, 3. Etage. [83]

3000, 2000, 1700 und **600 Thlr.** sind sofort gegen sichere Hypotheken auszuleihen durch den Deconom Friedrich Dietrich in Dresden, Reinhardsstraße Nr. 14, parterre. [98]

500 bis **800 Thlr.** sind sogleich auf Landgrundstücke zur ersten Hypothek ohne Unterhändler zu verleihen. Näheres: Dresden, Neuegasse Nr. 25, 2. Etg. [86]

Daß der [110]

Kochunterricht

bei Unterzeichnetem auch in der neuen Wohnung seinen Fortgang hat, und Schülerinnen Aufnahme finden, sowie auswärtige auch bei mir in Logis aufgenommen werden können, zeigt ergebenst an

Georg Conrad Bickelmann
in Dresden, Kreuzgasse Nr. 15.

Das concessionirte Agenturgeschäft

von **Eduard Grabner,**
Dresden, Neuegasse Nr. 14, 2. Etg.,
empfiehlt sich zu fernerweiter Entgegennahme aller Aufträge in Beziehung von **Kauf**- und **Verkauf** jeder Art von **Grundstücken, Ausleihung** und **Gesuchen** von **Capitalien** größerer und kleinerer Posten gegen hypothekarische Sicherheiten, und versichert die prompteste und billigste Bedienung. [95]

Zu bevorstehenden **Kirchweihfesten** empfiehlt **schönste große Rosinen, große süße** und **bittre Mandeln, neue kleine Rosinen,** billigen **Backzucker,** ächten **Zuckersyrup** und sämmtliche Gewürze, wie auch feinstes **Gewürzöl** in Gläsern à 2½ Ngr., nebst Gebrauchsanweisung in vorzüglichster Waare

Carl Weyhmann's Wwe.,
Dresden, Ecke der großen Frauen- und Badergasse Nr. 13.
[120]

Weinsäure-Messer nach Gall, [91]
Most- und **Weinwaagen** nach Dechsle
mit Gebrauchs-Anweisungen empfiehlt
M. Tauber in Dresden, Schloßgasse Nr. 7.

Hyacinthen-Zwiebeln,

stark und in schönen Sorten, à Dutzend 1, 1½—2 Thlr., empfiehlt
C. R. Schneider,
[100] Dresden, innere Bautzner Straße Nr. 15.

Aechten Guano empfiehlt billigst
F. H. Liersch in Dresden,
[128] Sophienstraße Nr. 1.

Das fertige Pelzwaaren-Lager

von
Julius Peters,
Kürschnermeister in Döbeln,
empfiehlt sich in großer Auswahl seiner **Herren-** und **Damen-Pelzwaaren,** und verspricht bei reeller Bedienung die billigsten Preise.
Mittelmarkt neben Herrn Kaufmann Löwe. [8]

Lokalveränderung.

Die Spiegelfabrik von **C. F. Hanemann** befindet sich: **Dresden, kleine Reitbahngasse Nr. 3,** Fortsetzung meines Ausverkaufs unter dem Fabrikpreis. [23]

Stearinkerzen,

hell und sparsam brennend, empfiehlt zu 10½ und 13 Ngr., geringere Qualitäten von 7½, 8½, 9½ und 12 Ngr. in allen Größen und Stärken.
Im ½ Ctr. ohne Verpackung billiger.
[20] **Wilh. Mann,** Wilsdruffergasse Nr. 28.

ff. Halle'sche Stärke

habe stets in größerer Partie auf Lager, und verkaufe davon bis zum ¼ Ctr. herab **zum Halle'schen Tagespreis.**
Ludwig Küntzelmann,
in Dresden, Dippoldiswaldaer Platz, neben der Johannis-Apotheke.
[15]

Aechtes Klettenwurzelöl

mit China,
welches als das älteste und bestbekannteste Haarwuchsmittel mit größtem Erfolge tausenden von Personen jeden Alters, einen kräftigen Haarwuchs bis ins höchste Alter erhält, welches namentlich als Universalmittel gegen das frühzeitige Ergrauen und Dünnerwerden der Haare sich am besten und sichersten bewährt hat, durch langjährige Erfahrung in der Behandlung des Kopfhaares an Personen, die nach Anwendung aller möglichen Mittel, welche sich alle als nutzlos bewiesen, ist es uns gelungen die Zusammensetzung dieses Universalmittels so glücklich zu treffen, daß die Erfolge damit nur nach kurzer Anwendung dieses nur von uns fabricirten Mittels überraschend glänzend zu nennen sind. Da nirgends Niederlagen errichtet werden, so versenden wir per Post bis zu ¼ Pfund herab, und berechnen der Bequemlichkeit des geehrten Publikums halber keine Emballage. Wir führen dies Oel in Flacons zu 5 und 7½ Ngr., II. Qual. 2½ Ngr.
Oscar Baumann, Friseur,
[14] innere Pirnaische Gasse Nr. 7, in der alten Post.

Eduard Gerson,

Dresden,
Moritzstraße Nr. 3
Lager von **Ancre-** und **Cylinder-Uhren** ꝛc.
Billigste Preise mit Garantie.
Alte Uhren werden zu höchsten Preisen gekauft und im Tausch angenommen. [28]

Unterzeichneter empfiehlt zu dieser Herbst-Saison sein Lager von **Tuch, Buckskin-Paletots, engl. Double-Pelzstoffen** und **Angora's,** sowie **Lama** in doppel und einfach zu Mäntelstoffen zur geneigtesten Beachtung und versichert bei reeller Waare die billigsten aber festen Fabrik-Preise.
Sämmtliche Waaren sind decatirt und eingelaugt.
Robert Schnädelbach,
[27] Dresden, Marienstraße Nr. 3.

Schuhmacher-Hanf,

feinste, lange Waare, verkauft im Ganzen und Einzelnen zu den billigsten Preisen
Reinhard Klingner,
[40] Neustadt-Dresden, Mitte der gr. Meißner Gasse.

Bouquets, Kränze, **Palmzweige,** Camellien, Azaleen ꝛc. [32]
sind schön und billigst zu haben: **Dresden, Papiermühlengasse 12.**

Die [25]

Niederlage sächsischer Weine in Dresden,
Altmarkt Nr. 11,
empfiehlt ihre gutgepflegten Weine pro Eimer Rothwein: 16, 18 und 20 Thaler, pro Eimer Weißwein: 14, 16 und 20 Thaler. Der Dutzendpreis in Flaschen 6¼, 7¼ und 9 Ngr., im Einzelnen 1 Ngr. mehr. Für Emballage wird bei einem Dutzend 10 und bei 2 Dutzend 15 Ngr. berechnet.

Auf den vorzüglich schönen Rothwein, Eimer 20 Thaler, Flasche 9 Ngr., wird namentlich aufmerksam gemacht.

Aecht Peruanischen Guano
empfehlen
[19] ***Pramann & Comp.***

Aechtes Klettenwurzelöl
mit China.

Das anerkannt beste Mittel zur Erhaltung, Beförderung u. Verschönerung des Haarwuchses. Die besondere Wirksamkeit u. Güte meines Klettenwurzelöls mit China sind hinlänglich bekannt und macht der weitverbreitete Gebrauch alle weiteren Anpreisungen unnöthig. Jedes Flacon ist mit einer Gebrauchsanweisung und meinem Namen versehen, um vor den vielfältigen Nachahmungen zu schüzzen, worauf ich zu achten bitte.

Carl Süss,
Parfumeur.

Alleinige Niederlagen für Dresden zu Fabrikpreisen à Flacon 2½, 5, 7½ u. 10 Ngr. bei

Joseph Brazzova, Schlossgasse.	**C. H. Schmidt,** Neustadt, am Markt.
Emil Kein, Altmarkt.	**Carl Süss,** Wilsdruffer Gasse.

[42]

Roggen-Kleie
ist in bester Qualität zu haben
[76] Dresden, Ostra-Allee Nr. 9 part. rechts.

Außerordentliche Preisermäßigung.

Bei **Löser Wolf**, Antiquar in Dresden, Webergasse Nr. 9, sind zu haben:

Eduard Boas, Schriften. Leipzig 1846. 5 Bände. 8. br. Statt Ladenpreis 5 Thlr., für 20 Ngr.

Wenn ein Verleger es für nöthig findet die gesammelten Werke eines Schriftstellers zu drucken, so muß dies nothwendig ein renommirter Autor sein, ein solches Unternehmen bedarf also eigentlich keiner besonderen Empfehlung. Bei dem Heere von deutschen Dichtern aber, welches seit den letzten 20 Jahren sich gebildet hat, ist es jedoch nothwendig, selbst hervorragende Namen zuweilen wieder in Erwähnung zu bringen und, darum wollen wir nur erwähnen, daß Hillebrand in seiner Geschichte der National Literatur seit dem 18. Jahrhundert Bd. 3 Seite 559 und 562 von diesem leider zu früh verstorbenen Dichter und Novellisten ein äußerst günstiges Urtheil fällt, welches bei diesem ziemlich strengen Kritiker um so höher anzuschlagen ist. Diese 5 Bände enthalten seine heiteren Novellen (Bd. 1), seine Romanz-Idyllen mit dem Titel Italienerinnen unter denen sich besonders: Eine Venetianerin und Pepita auszeichnen (Bd. 2), seine bekannte Literaturgeschichte im Salon (Bd. 3), Leben und Weben auf Helgoland (Bd. 4), und seine dramatische Schriften (Bd. 5), unter denen seine treffliche Satyre, die deutsche Bühne ein trauriges Lustspiel 1844, und Shakspeare oder Gaukeleien der Liebe, bekannt genug sind. [86]

Von dem am 8. d. M. leider so früh gestorbenen, beliebten Pianoforte-Virtuosen und Componisten **Rudolph Wehner**, hat jetzt die Presse verlassen:

Morceaux mignons pour Piano,

Oeuvre 4. { Nr. 1. Etude — $7^1/_2$ Ngr. / Nr. 2. Polketta — 5 Ngr.

Vor einiger Zeit sind von dem Obengenannten erschienen:

Liebeswünsche, Gedicht von **Ida Gräfin Hahn-Hahn**, für eine Sopran- oder Tenorstimme mit Pianoforte-Begleitung. op. 2. Preis: 10 Ngr.

La Friponne. Polka élégante p. Piano, à 2 ms. ou à 4 ms. Oeuvre 3. à $7^1/_2$ Ngr.

Zu haben in der Hof-, Musikalien- & Kunsthandlung von **Louis Bauer,**
[112] große Brüdergasse im Hôtel de Pologne.

[11]
ILLUSTRIRTES FAMILIEN-JOURNAL
LEIPZIG ENGL. KUNSTANSTALT von A. H. PAYNE
Durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

2 Thlr. Belohnung

erhält, wer zwei abhanden gekommene Hunde zurückbringt, oder zu deren Erlangung beiträgt. Der eine ist eine 2 Jahr alte Hühner-Hündin, weiß und braun gefleckt, etwas tiegerartig, schlank, etwas mager und hört auf den Namen Raschel. Der zweite ist halbe Jagdrace, 4 Jahr alt, kräftig, untersetzt, gut gefüttert, ganz schwarz und hört auf den Namen Moor. Beiden Hunden ist die Ruthe ein wenig cupirt. Nachricht ist zu geben im Gasthofe zum weißen Hirsch an der Bautznerstraße. [123]

Am Montag, den 19. October ist dem Unterzeichneten ein **Schöps** entlaufen, wer ihn aufgefangen hat, wird ersucht, selbigen gegen eine Belohnung in den Gasthof zu Okrilla abzuliefern.

Eduard Arnoldt,
[73] Gasthofsbesitzer.

Verloren

wurde am Montag Vormittag entweder auf dem Dampfschiffe oder von Niederpoyritz bis Hosterwitz ein **goldenes Armband**. Wer dasselbe findet, wird gebeten, es beim Fährmann **Karl Ganse** in Niederpoyritz gegen **zwei Thaler** Belohnung abzugeben. [70]

Gefunden

wurde am 30. September a. c. auf der Straße von Grumbach nach Kesselsdorf ein **Regenschirm**, der rechtmäßige Eigenthümer kann selbigen gegen Erstattung der Insertionsgebühren in Empfang nehmen beim Gemeindevorstand in Braunsdorf bei Tharandt. [50]

Der Spar- und Sterbekassen-Verein
zu Döhlen
feiert **Sonntag, den 1. November,**
von Nachmittags 4 Uhr an,
in der rothen Schenke zu Unterdöhlen sein diesjähriges **Stiftungsfest**, wozu alle Mitglieder hierdurch eingeladen werden. Döhlen, den 21. November 1857.
[115] **Directorium** und **Ausschuß**.

† † †

Im neuen

Stämmebund zu Rath und Hülf

können noch Mitglieder aufgenommen werden. Nur Männer von gesetztem Alter und unbescholtenem Rufe mögen sich melden. Diese haben behufs der Meldung in Kürze ihren Lebenslauf aufzuzeichnen und unter der Chiffre: † † † **St. B.** in der Expedition d. Bl. versiegelt und portofrei niederzulegen, worauf Antwort erfolgen wird. [24]

Bei meiner Abreise nach Kurland sage ich allen meinen Freunden und Bekannten ein herzliches Lebewohl!

Dresden, den 17. October 1857.

[40] **Hugo Reichenbach**, Hauslehrer.

Dank.

Seit langer Zeit litt meine Frau an einer Flechte, und ungeachtet aller angewandten ärztlichen Mühe konnte sie nicht von ihren Schmerzen befreit werden. Wir wandten uns endlich an Sie, hochzuverehrender Herr Dr. **Grollmus**, und Sie haben unser Vertrauen vollkommen gerechtfertigt und unter Gottes Beistand meine Frau völlig wieder hergestellt. Nehmen Sie dafür meinen, meiner Frau, ihres Vaters und der ganzen Familie herzlichen Dank mit dem Wunsche: es möge Ihnen vergönnt sein, unter Gottes Hülfe noch recht lange zum Heile Leidender zu wirken.

Grumbach, den 4. October 1857.

[58] **Gottfried Eckolt.**

Inniger Dank

dem Herrn Medizinalrathe Dr. **Schmalz**, Gehör- und Sprach-Arzte in Dresden, welcher meinen 12jährigen Knaben **Woldemar**, der seit 6 Jahren durch das Nervenfieber taub geworden war, fast vollständig hergestellt hat.

Johann Christian Siegert,
[107] Schuhmachermeister.

Dank.

Seit längerer Zeit litt mein Pflegekind an einer schweren Krankheit, dem sogenannten Veitstanz, und es wurde nicht nur an dessen Wiederherstellung gezweifelt, sondern ich mußte selbst die Hoffnung aufgeben, es am Leben zu erhalten. — Den sorgfältigen und unermüdlichen Bemühungen des Herrn Prof. **Wigard**, praktischen Arztes in Deuben, ist es indessen gelungen, dem Kinde nicht nur das Leben zu erhalten, sondern auch jene schwere Krankheit vollständig zu heilen und ich fühle mich deshalb gedrungen, diesem wackeren Arzte hiermit öffentlich meinen tiefgefühlten und herzlichen Dank dafür auszusprechen.

Döhlen, am 20. October 1857.

[84] **F. Schmidt.**

Nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse wurde uns am 6. October d. J. unsre sämmtliche Ernte, mit welcher uns der allgütige Gott so reichlich gesegnet hatte, durch die verzehrenden Flammen wieder genommen.

Blicken wir auch mit Wehmuth hin auf die Trümmer unserer Habe, so ermuthigt uns doch theils das wahre Gottvertrauen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, sein Name sei gelobt," theils die edle und menschenfreundliche Theilnahme der Gemeinden von nah und fern, mit welcher man uns zu Hülfe kam, um dem Elemente unter Gottes Beistande Schranken zu setzen, und mit welcher uns so reichliche Opfer an Futter für unser Vieh gebracht wurden.

Nehmen Sie daher, theure Freunde und Nachbarn, aus der Nähe und aus der Ferne, unsern herzlichsten, aufrichtigsten Dank. Gott lohne Sie reichlich dafür!

Mockritz, den 21. October 1857.

[103] **C. A. Schäfer** und Familie.

Dank.

(Verspätet.)

Am 6. October d. J. Abends in der 8. Stunde, brach in unserem Orte Feuer aus und legte in kurzer Zeit zwei Scheunen mit allen Erntevorräthen in Asche. Doch mit Gottes Hülfe, und durch die angestrengte rastlose Thätigkeit der zur Hülfe herbeigeeilten Nachbarn aus den umliegenden Ortschaften gelang es, dem wüthenden Elemente Einhalt zu thun.

Ihnen Allen, die Sie in den verhängnißvollen Stunden uns rathend und helfend beistanden, sagen wir unsern innigsten Dank mit der Bitte zu Gott, daß er Sie vor allen Unglücksfällen bewahren möge!

Die Gemeinde Mockritz durch

[113] **Gottlob Damm**, Gemeinde-Vorstand.

Vom tiefsten Schmerze noch ergriffen über den unerwartet frühen Tod unsers geliebten ältesten Sohnes, Bruders, Bräutigams und Freundes, des Juwelier **Johann Karl Gottlieb Lotzmann** allhier, fühlen wir uns zum innigsten, aufrichtigsten Dank verpflichtet, gegen alle die edlen und theilnehmenden Personen, welche den Entschlafenen in seiner Krankheit mit erquickenden Liebesgaben erfreuten, bei seiner Bestattung durch werth- und ehrenvolle Geschenke des Todtenschmuckes und durch zahlreiche Begleitung und liebreiches Tragen zur Grabesruhe ihn ehrten; dem Gesangverein für den erhebenden Grabgesang, dem hochehrwürdigen Herrn Pastor **Meißner** für die trostreichen Worte der Religion und gegen alle theilnehmenden Begleiter. — Möge Gott ähnliche Schicksalsschläge von Ihnen Allen in Gnaden abwenden und Ihnen nach seiner Güte jeden Liebesdienst vergelten!

Klein-Naundorf, den 13 October 1857.

[98] Die Familien **Lotzmann** und **Riese.**

[67]

Unserer theueren am 12. October 1857 heimgegangenen Schwägerin und Tante

Frau Johanne Christiane Töpfer

in Niemsdorf.

Einem tiefschmerzlichen, aber unabweisbaren Drange unseres Herzens folgen wir, indem wir Dir, Du Hochgeachtete, Heißgeliebte, Worte der Liebe in die himmlischen Gefilde nachrufen, zu welchen der Herr Dich erhoben hat.

Groß und gerecht ist unser Schmerz über Dein frühes Scheiden aus unsrer Mitte, denn still und geräuschlos, aber doch schön, edel und christlich war Dein Wandel auf dem Pfade nach des Himmels Pforten. Aber in dem Glauben wird der herbe Trennungsschmerz, der sich unserer bemächtigt hat, zur christlichen frommen Ergebung in den Willen Dessen, der Dich aus unserm Kreise rief, in dem Glauben löst sich unser Schmerz auf in ein dankbares Andenken an Dich, Du Theure, das keine Zeit schwächen kann. Ja, ob auch das schöne Band, das an Dich uns knüpfte, zerrissen ist, das Band der Liebe, die Du Dir erwarbst, es ist dennoch unauflöslich geschlungen, bis wir einst im Lande der Seligen uns wiedersehen.

Ruhe sanft in Deiner stillen Gruft!

Die Verwandten

in Oberlößnitz, Großopitz und Blankenstein.

Dank.

Freude, ja große Freude war es uns, als wir vor Kurzem unsere in so naher Feuersgefahr schwebenden Gebäude gerettet stehen sahen. Aber um so schmerzlicher traf uns das harte Schicksal am 17. d. M.; ganz unerwartet schnell entriß der bittre Tod in Folge eines Lungenschlages uns unser liebes größtes Kind **Gustav Adolph** in einem Alter von 5 Jahren. Für die liebevolle Theilnahme unsrer Freunde und Nachbarn, durch so schöne Ausschmückung des Sarges unsres lieben Kindes, fühlen wir uns gedrungen, unseren herzlichen Dank abermals hierdurch auszusprechen. In stiller Ergebung in den Rathschluß einer allweisen Vorsehung wenden wir unsere Blicke nach oben und sagen: Was Gott thut, das ist wohlgethan.

Mockritz, den 20. October 1857.

F. August Leumer.

[129] **A. Auguste Leumer**, geb. Schiemang.

Herrn und Frau Baron von Wöhrmann
Hochwohlgeboren
auf **Wendischbora.**

Unsre Kirche hat in diesen Tagen eine ihr bisher noch fehlende dritte Glocke erhalten und in lieblichem, harmonischem Dreiklange ertönt nun ihr Ruf. Es ist das Ihr alleiniges Werk, Hochverehrte, und für dieses neue, große Opfer, das Sie in Ihrem frommen, kirchlichen Sinne uns zur Freude und zum Segen gebracht haben, Ihnen auch öffentlich noch ein Wort inniger Hochachtung und dankbarer Verehrung zu sagen, haben wir nicht unterlassen können, weil eine solche That zur Ehre Gottes unter uns gewiß bekannt zu werden verdient. Möge Gottes Gnade, Friede und Segen in reicher Fülle Ihnen dafür zu Theil werden!

Den 20. October 1857.

Der Pfarrer und Gemeinderath
[124] zu Wendischbora und Obereula.

Sonntag, und Montag, d. 25. und 26. Octbr., **Kirmeßfest im Gasthofe zu Gauernitz.** Jähnichen. [74]

Sonntag, den 25. Octbr., Kirmeßfest auf Walthers Weinberg,

wozu ergebenst einladet Hausmann. [80]

Sonntag und Montag, als den 25. und 26. Octbr.,

Kirmeßfest in der Eisenbahn-Restauration bei Mügeln,

wobei **Concert** und **Tanzmusik** vom Freiherrl. v. Burgk'schen Bergmusikchor stattfindet.
Anfang 3½ Uhr. Concert-Entrée à Person 2½ Ngr. Programm gratis. [116]

Sonntag, den 25. October, [117]

Concert in dem neuen Saale zu Räcknitz,

wozu freundlichst einladet **Wehner**, Gastwirth.

Tanzmusik im Gasthof zum goldnen Löwen in Potschappel,

Sonntag, den 25. Octbr., wozu ergebenst einladet Carl Roll. [88]

Künftigen Sonntag, den 25. October d. J., [130]

Kirmessfest

zur neuen Restauration zum Schweizerhaus im Muldenthale bei Döbeln,

wobei **Concert** von gutbesetztem Orchester stattfindet; sowie mit einer Auswahl guter Speisen, selbstgebackenem Kuchen, Kaffee, und verschiedener andern warmen und kalten Getränken auf das freundlichste aufgewartet wird.
Um gütigen Besuch bittet **Louis Peter.**

Sonntag, den 25. Octbr., Kirmeßfest auf Glasewald's Ruhe,

wozu freundlichst eingeladen wird. [131]

Sonntag, den 25. und Montag, den 26. October., [134]

Kirmessfest
im Gasthofe zu Mügeln,
an beiden Tagen findet **Tanzmusik** statt.
Hierzu ladet ergebenst ein Büttner.

Künftigen Sonntag, den 25. October, [123]

Jugendverein in Limbach,

wozu freundlichst einladen die Vorsteher.

Concert-Anzeige [68]
am **Reformationsfeste**, den 31. October d. J.,
im Gasthofe zu **Zaukeroda.**
Näheres in nächster Nummer.
C. Buchmann. **A. Haupt.**

Sonntag, den 25. October, [121]

Mostfest und Tanzvergnügen
in Zschiedge,
wozu ergebenst einladet Köppler, Gastwirth.

Kloster Zelle. [119]

Sonntag und Montag, den 25. und 26. Octbr. d. J.,

Feier der Nossener Kirmeß,

mit **Concert** u. **Ball, Illumination** u. **Feuerwerk.**
Hierzu ladet freundlichst und ergebenst ein
Kloster Zelle. **Ernst Becker**, Gastwirth.

Sonntag, den 25. Octbr., [61]

Tanzmusik
im Erbgericht zu Niederpoyritz,
wozu ergebenst einladet **Reh**, Gastwirth.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.

Freitag. Nr. 44. 30. October 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition, kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

„Wachet auf!"

Zum Reformationsfeste 1857.

Den Wolkenmantel breitet
Weithin die finstre Nacht,
Und leisen Zuges schreitet
Durch sie der Feinde Macht.
Nah' sind sie Burg und Walle,
Als von dem hohen Thurm
Die Zwölf mit dumpfem Schalle
Erklingt durch Nacht und Sturm.

Schon ragt die schwanke Leiter
Am steilen Hang hervor.
Schon klimmen kühne Streiter
Auf ihr zur Burg empor.
Nur noch ein rüstig Wagen —
Und d'rinnen würgt der Feind.
Wie blutig wird es tagen,
Wenn's Morgenroth erscheint!

Da horch! Geweckt vom Sturme,
Doch nicht vor seinem Zorn
Erzitternd schaut vom Thurme
Der Wächter, stößt in's Horn.
Laut gellt's. Was hilft nun Leiter!
Was hilft nun List und Muth!
Rings auf dem Wall steh'n Streiter,
Das Herz voll Kampfesgluth.

Und als aus bangem Traume
Die Flur, der Wald erwacht;
Als mit dem Rosensaume
Der Morgen sie umlacht:
Da klingen Siegeslieder
Hinab das Thal entlang,
Und froh vom Thurm hernieder
Erschallt des Hornes Klang.

Ernst Pfeilschmidt.

Politische Weltschau.

Deutschland. Die deutsche Bundesversammlung hat nach Ablauf der zehnwöchentlichen Ferien am 22. Octbr. ihre erste Sitzung abgehalten, doch sind in letzterer dem Vernehmen nach nur Angelegenheiten der inneren Verwaltung zur Verhandlung gekommen. Desto wichtiger dürften aber die Berathungen in nächster Zeit werden, denn es unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr, daß die Sache der deutschen Herzogthümer nunmehr vor das Forum der Bundesversammlung gelangt. Bekanntlich waren Preußen und Oesterreich damit vollständig einverstanden, daß die letzte holsteinische Ständeversammlung den von der dänischen Regierung vorgelegten revidirten Verfassungsentwurf für das Herzogthum Holstein als völlig ungenügend zurückgewiesen hatte; allein obgleich für einen solchen Fall die Verweisung der ganzen Angelegenheit an den Bund früher in sichere Aussicht gestellt worden war, so zögerte man in Berlin und Wien dennoch mit diesem Schritte, und wollte vorerst weitere Erklärungen des dänischen Kabinets in Betreff der von den holsteinischen Ständen gestellten Anträge abwarten. In Kopenhagen scheint man aber durch diese abwartende Politik der deutschen Mächte nur noch mehr ermuthigt worden zu sein, auf dem Wege des Widerstandes gegen die gerechten Forderungen der Herzogthümer zu verharren und die Entscheidung der schon so lange obschwebenden Streitfrage noch weiter in die Länge zu ziehen. Dies geht aus einer kürzlich von der dänischen Regierung an ihre Vertreter im Auslande gerichteten Denkschrift hervor, worin das Verhalten der holsteinischen Ständeversammlung heftig angegriffen und die Berechtigung der von ihr aufgestellten Forderungen entschieden verneint wird; in Betreff der Zukunft enthält das Actenstück nur die unbestimmte Zusicherung, daß man in Kopenhagen ferneren Verhandlungen mit den Ständen den Weg nicht versperren wolle, und daß etwaige Wünsche wegen einer Modification der Gesammtverfassung mittelst der Berathungen des Reichsraths ihre Erfüllung finden würden. Diese Erklärung mußte die beiden deutschen Großmächte endlich überzeugen, daß die Vorstellungen Holsteins voraussichtlich auch fernerhin unbeachtet bleiben werden, und annehmbare Zugeständnisse von Seiten des dänischen Kabinets überhaupt nicht zu erwarten sind. Unter solchen Umständen ist es Preußen gewesen, welches zuerst den bisher eingehaltenen Weg verlassen und zu einem entschiedenen Vorgehen gegen Dänemark den Anstoß gegeben hat. Wenige Tage darauf, nachdem die interimistische Leitung der Regierungsgeschäfte an den Prinzen von Preußen übergegangen, ist nämlich der preußische Bundestagsgesandte in Frankfurt angewiesen worden, die Mitwirkung des deutschen Bundes für die Sache der Herzogthümer ungesäumt anzurufen und die Unterstützung Oesterreichs für diesen Schritt in Anspruch zu nehmen. Hiermit ist eine erfreuliche Wendung zum Besseren eingetreten; denn wenn, wie zuversichtlich zu erwarten, Oesterreich und die übrigen deutschen Bundesregierungen dem Verlangen Preußens entsprechen und gemeinsam für die bedrohten Rechte Holsteins und Lauenburgs eintreten, dann wird Dänemark außer Stande sein, den wohlbegründeten Forderungen jener deutschen Bundesländer noch länger einen ebenso beharrlichen als unberechtigten Widerstand entgegenzusetzen.

Eine anderweite Angelegenheit, welche demnächst den Bundestag beschäftigen wird, ist die beabsichtigte Erbauung einer stehenden Rheinbrücke bei Kehl. Bekanntlich hat die badische Regierung wegen dieses Baues einen Vertrag mit Frankreich abgeschlossen, ohne sich hierzu vorher die Zustimmung des Bundes zu sichern. Nach dem Bundesbeschlusse vom 27. Februar 1832 dürfen aber über Grenzflüsse, welche den deutschen Bund vom Auslande und von Staaten scheiden, die keinen Bundesgliedern angehören, keine stehenden Brücken ohne vorgängige Prüfung und Genehmigung des Bundes angelegt werden. Nach der Versicherung eines belgischen Blattes hat Oesterreich, zur Sicherung der Interessen des deutschen Bundes, auf badischer Seite die Errichtung eines Brücken-

kopfes verlangt, der nach den Anschlägen nicht weniger als 10 Mill. Fr. kosten würde. Baden habe sich aber geweigert, den Bau aus seiner Tasche zu bezahlen und nach langen Verhandlungen sei beschlossen worden, die Befestigungen in kleinerem Maßstabe, so daß sie nicht mehr als 2 Mill. Fr. kosten sollten, auf Bundeskosten ausführen zu lassen. Von einem derartigen Beschlusse kann aber füglich noch keine Rede sein, da die ganze Angelegenheit, wie schon bemerkt, im Bundespalais erst in der nächsten Zeit berathen werden wird.

Im Großherzogthume Baden werden nächstens die „Schwestern des heiligen Vincenz von Paula" einziehen; in Umkirch wird auf Veranlassung der Großherzogin Stephanie ein Schloß für sie eingerichtet und es soll ihnen nicht allein die Krankenpflege, sondern auch die Erziehung und der Unterricht der Kinder anvertraut werden. Die zwischen der badenschen Regierung und dem päpstlichen Stuhle eingeleiteten Verhandlungen sollen so weit vorgeschritten sein, daß dem Abschlusse des Concordats in nächster Zeit entgegen gesehen werden darf.

Nach einer uns aus Worms zugegangenen Mittheilung nehmen zwar die Sammlungen für das Luther-Denkmal einen befriedigenden Fortgang, allein die Gesammtsumme der Beiträge beträgt erst 38,532 Fl. (circa 22,000 Thlr.), während zur Ausführung des Denkmals in der beabsichtigten großartigen Weise etwa 60,000 Thlr. erforderlich sein werden. — Sachsen hat erst 209 Fl. beigesteuert; doch steht eine regere Betheiligung an der Sammlung in Aussicht, da das k. Cultusministerium durch Rescript vom 29. Sept. dem Ausschusse des Vereins gestattet hat, die erforderliche Anzahl von Aufrufen und Einzeichnungslisten an die oberste Kirchenbehörde zur Vertheilung an die sächsischen Geistlichen einzusenden.

Auch in Hannover wird über die Bestrebungen der neulutherischen Orthodoxie geklagt, welche bereits fühlbaren Einfluß auf die Haltung des Landesconsistoriums gewonnen zu haben scheint; wenigstens ist von Osnabrück aus eine Petition an die Regierung gelangt, worin diese gebeten wird, Sorge dafür zu tragen, daß der Einwirkung obgedachter Richtung auf die Maßregeln des Consistoriums ein Ziel gesetzt werde.

Preußen. Das Befinden des Königs hat sich im Laufe der letzten acht Tage in erfreulicher Weise gebessert und es werden seit dem 27. Oct. keine ärztlichen Berichte mehr veröffentlicht, da der hohe Kranke nunmehr in das Stadium einer entschiedenen, wenn auch voraussichtlich langsamen Wiedergenesung eingetreten ist. Wie schon früher erwähnt wurde, erfordert aber der Zustand des Monarchen für längere Zeit große Schonung und Ruhe, und es mußte daher wegen der interimistischen Fortführung der Staatsgeschäfte durch den nächsten Agnaten geeignete Fürsorge getroffen werden. Nachdem daher das Befinden des Königs so weit in der Besserung vorgeschritten war, daß ohne die Gefahr einer bedenklichen Erregung die Vorlage der hierauf bezüglichen Urkunde erfolgen konnte, ist am 23. Oct. im Beisein der Königin, des Prinzen von Preußen und des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, sowie des Ministerpräsidenten v. Manteuffel, des Oberstkämmerers Gen.-Feldmarschalls Grafen zu Dohna und der Leibärzte folgender allerhöchster, an den Prinzen von Preußen gerichteter Erlaß von dem hohen Kranken eigenhändig unterzeichnet worden:

„Da Ich nach Vorschrift der Aerzte Mich wenigstens drei Monate von allen Regierungs-Geschäften fern halten soll, so will Ich Eurer Königlichen Hoheit und Liebden, wenn nicht wider Erwarten Meine Gesundheit früher wiederum befestigt werden sollte, während dieser drei Monate Meine Stellvertretung in der obern Leitung der Staatsgeschäfte übertragen. Eure Königliche Hoheit und Liebden ersuche Ich, hiernach das Erforderliche zu veranlassen. — Sanssouci, den 23. Oktober 1857. Friedrich Wilhelm."

Von dem Prinzen von Preußen ist dann am darauf folgenden Tage nachstehender Erlaß an das Staatsministerium gerichtet worden:

„Dem Staatsministerium lasse Ich in der Anlage das Original einer von Seiner Majestät dem Könige an Mich gerichteten Allerhöchsten Ordre mit der Weisung zugehen, dieselbe nebst Meinem gegenwärtigen Erlasse durch die Gesetz-Sammlung zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

In Beziehung auf die von des Königs Majestät Mir aufgetragene und von Mir übernommene Stellvertretung erkläre Ich hiermit, daß es Mein fester Wille ist, unter gewissenhafter Beobachtung der Landesverfassung und der Landes-Gesetze, nach den Mir bekannten Intentionen Seiner Majestät, Meines Königlichen Bruders und Herrn, so lange die Regierungs-Geschäfte zu führen, als Seine Majestät dies für erforderlich erachten. Ich erwarte, daß das Königliche Kriegsheer, die Beamten, so wie alle Unterthanen Seiner Majestät Mir schuldigen Gehorsam leisten, und namentlich die Staats-Minister sich allesammt und jeder einzeln ihrer vollen Verantwortlichkeit bewußt bleiben werden. Die Geschäfte sind sowohl im Staats-Ministerium und in den einzelnen Ministerien, als auch im Militär- und Civil-Kabinet, in demselben Gange fortzuführen, wie es bisher geschehen ist; die Adresse der Immediat-Berichte und Eingaben bleibt die bisherige, und die Vollziehung der Ausfertigungen erfolgt unter der Unterschrift: Im Allerhöchsten Auftrage Seiner Majestät des Königs: Prinz von Preußen.

Ich bitte Gott, daß Er Mir die Kraft und den Segen verleihen möge, diese Stellvertretung zur Zufriedenheit Seiner Majestät des Königs und zum Heile des Landes zu führen, und daß die Wiederherstellung der zu Meinem und des Landes tiefstem Schmerz erschütterten Gesundheit Meines Königlichen Herrn Mich bald einer Aufgabe überheben möge, welche Ich in Gemäßheit Königlichen Befehles und im Hinblick auf Meine Pflichten gegen das Vaterland übernehme. — Berlin, den 24. Oktober 1857. Prinz von Preußen."

Seitdem haben mehre Sitzungen des Staatsministeriums unter dem Vorsitze des Prinzen von Preußen stattgefunden und man erwartet, daß der Prinz in nächster Zeit seinen Aufenthalt in Berlin nehmen werde. Der König wird, sobald es die Umstände gestatten, Sanssouci verlassen und das Schloß Charlottenburg beziehen.

Wie der Augsb. Allg. Zeitg. mitgetheilt wird, stehen für Berlin in nächster Zeit Jesuiten-Missionen bevor. Die Paters würden in jener Stadt, wo ihnen seit Jahren eine protestantische Partei in die Hände gearbeitet hat, kein ungünstiges Terrain finden; es steht aber zu bezweifeln, ob ihnen unter gegenwärtigen Umständen die Erlaubniß zum öffentlichen Auftreten ertheilt werden wird.

Oesterreich. Das Gerücht von einer bevorstehenden Armeereduction wiederholt sich und wird durch die fast unabweisbare Nothwendigkeit, Ersparungen im Staatshaushalt eintreten zu lassen, unterstützt. — Von dem Rücktritte des Grafen Buol, welcher als eine Folge der Kaiserzusammenkunft in Weimar in nahe Aussicht gestellt wurde, ist keine Rede mehr. Der genannte Staatsmann ist von Karlsbad nach Wien zurückgekehrt und wird die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in den nächsten Tagen wieder übernehmen. — In Mailand ist durch Verfügung des General-Gouverneurs zwölf politischen Flüchtlingen die straffreie Rückkehr in ihre Heimath gestattet worden.

Frankreich. Die politische Windstille, welche während der Abwesenheit des Kaisers in Paris zu herrschen pflegt, ist durch die neuesten Nachrichten aus Konstantinopel in sehr unangenehmer Weise unterbrochen worden. Der Sultan hat nämlich Reschid-Pascha, der unlängst durch den Einfluß Frankreichs gestürzt wurde, wieder zum Großvezier ernannt. Man betrachtet diese Ernennung als eine entschiedene Verwahrung der Pforte gegen das Vorgehen der Divans in Jassy und Bucharest und als ein sicheres Zeichen, daß das Uebergewicht Frankreichs in der orientalischen Frage im Sinken begriffen ist. Zudem soll in letzterer Zeit auch Rußland weniger Eifer für die Union der Donaufürstenthümer gezeigt haben, weil es mit einer abendländischen Dynastie für den neuen Rumänenstaat nicht einverstanden ist; ferner steht es fest, daß Preußen den Plan Frankreichs nicht weiter unterstützen, sondern zu Oesterreich halten wird. Hiernach wird es der französischen Politik bald an der nöthigen Unterstützung mangeln, um das mit so vielem Geräusch vertheidigte Unions-Project über dem Wasser zu halten. Alles dies verstimmt, und die Regierungsorgane sind daher sehr kleinlaut. Man ist in Paris so sehr an den diplomatischen Sieg gewöhnt, daß man eine Niederlage nicht leicht verschmerzen kann.

Einer der nach dem Staatsstreiche verbannten höheren Militärs, General Leflô, früher Quästor der Nationalversammlung, hat vom Kaiser die Erlaubniß erhalten, nach Frankreich zurückzukehren. — In dem Proceß zu Colmar (s. Nr. 43) ist

der Angeklagte Migeon wegen des unbefugten Tragens des Kreuzes der Ehrenlegion zu einem Monat Gefängniß verurtheilt worden; dies ist das ganze Ergebniß der Proceßverhandlungen, welche infolge der dabei gemachten Enthüllungen über das Wahlverfahren der Regierung der letzteren mehr geschadet als genützt haben. — Während in Deutschland über die lange anhaltende Trockenheit geklagt wird, sind gegenwärtig mehre Departements Frankreichs von Ueberschwemmungen heimgesucht. Der Allier und seine Nebenflüsse, die obere Loire ꝛc. sind übergetreten, und man macht energische Anstrengungen, um den Verheerungen des Wassers so viel als möglich vorzubeugen.

Spanien. Das neue Ministerium hat sich nun unter dem Vorsitze des Admirals Armero, welcher das Departement des Kriegs übernommen, constituirt. Die mehrfach ausgesprochene Befürchtung, daß nunmehr die Reaction noch entschiedener auftreten werde, als unter dem Ministerium Narvaez, scheint sich aber nicht zu bestätigen Armero wird vielmehr als ein Anhänger des parlamentarischen Systems geschildert; es soll auch nicht an Ermahnungen Englands und Frankreichs gefehlt haben, um die Königin von einem allzu absolutistischen Regimente abzuhalten, welches bei der vorwaltenden Stimmung leicht zu einer Katastrophe führen könnte. Freilich wird dem neuen Ministerium, falls es gemäßigte Grundsätze befolgen will, mit den jetzigen Cortes nicht regieren können. Diese sind unter dem Ministerium Narvaez gewählt und der damalige Minister des Innern hat dafür Sorge getragen, daß die Majorität aus entschiedenen Reactionären zusammengesetzt ist; man erwartet daher eine alsbaldige Auflösung dieser Versammlung, welche am 30. Oct. zusammentreten sollte, aber einstweilen bis zum 31. Decbr. vertagt worden ist. Die Presse, welche bisher völlig unterdrückt war, hat den Sturz des letzten Kabinets durch Illuminirung ihrer Bureau's gefeiert; der neue Minister des Innern gestattet ihr eine freiere Bewegung, und die ungerechtfertigten Beschlagnahmen haben alsbald aufgehört.

Donaufürstenthümer. Der walachische Divan hat am 21. Oct. ganz ähnliche Beschlüsse gefaßt, wie der Divan der Moldau. Er verlangt: 1) Anerkennung der Autonomie nach den alten Verträgen mit der Pforte; 2) beständige Neutralität des Landes; 3) Vereinigung mit der Moldau unter einem erblichen fremden Fürsten, dessen Nachkommen griechisch zu erziehen sind; 4) Repräsentativregierung mit einer Landesvertretung. Das heißt viel verlangen auf ein Mal, und die eifrigen Förderer der rumänischen Unabhängigkeit werden nunmehr Mühe haben, den heraufbeschworenen Geist zu bannen. An der Spitze des walachischen Divans stehen Männer, welche bei den zeitherigen Erhebungen gegen die rechtmäßige Regierung meist eine hervorragende Rolle gespielt haben und von denen man wenig Gutes erwartet, da sie kein Mittel unversucht lassen werden, um die von der französischen Regierung befürwortete Bildung eines rumänischen Staats durchzusetzen. Dieses Ziel wird aber allem Anscheine nach nicht erreicht werden; denn es liegen Anzeichen vor, daß Preußen bei der schließlichen Entscheidung über die Unionsfrage Hand in Hand mit Oesterreich gehen und der Integrität der Pforte das Wort reden wird. Die für eine Vereinigung der Donauländer gestimmten Mächte würden sich dann auf dem bevorstehenden Pariser Congresse in der Minorität befinden und der ganze Unionsplan müßte somit fallen.

Serbien. Die Verschwörung gegen das Leben des Fürsten Alexander soll eine über die Grenzen Serbiens hinausreichende Tragweite haben; die Verschwörer sollen in genauer Verbindung mit den Leitern der gegenwärtig in den Donaufürstenthümern stattfindenden Bewegung gestanden und eine allgemeine Schilderhebung beabsichtigt haben. Am 18. Oct. ist übrigens auch der Senatspräsident Stephan Stephanowitsch, nach dem Fürsten die höchstgestellte Persönlichkeit im Lande, durch den Polizeipräfecten zu Belgrad verhaftet worden. Sieben Senatoren haben ihre Entlassung genommen und der Senat besteht nur noch aus vier Personen.

Amerika. Die neuesten Newyorker Zeitungen bringen die Nachricht, daß noch drei Personen von der untergegangenen „Central-Amerika" (s. Nr. 42) gerettet worden sind. Es sind dies der zweite Ingenieur Tice, der Feuermann Grant und der Passagier Dawson. Tice hatte sich 72 Stunden, nachdem das Schiff untergegangen, auf einer Planke über dem Wasser gehalten, als er am vierten Tage, bis zum Tode ermattet, auf ein halb mit Wasser gefülltes Boot stieß, das warscheinlich von den Wellen über Bord geschleudert worden war. Es gelang ihm, hineinzuspringen und das Wasser mit den Händen heraus zu schöpfen und so sich zu retten Am nächsten Tage stieß er auf Grant, der fünf Tage lang auf einem Theile des Sturmdecks der Central-Amerika zugebracht hatte und dennoch genügende Stärke besaß, um nach dem Boote hinschwimmen zu können. Die Beiden suchten dann die Trümmer des Sturmdecks zu erreichen und nahmen dort den Passagier Dawson auf, den Grant zurückgelassen hatte. Zwölf Menschen hätten sich auf diesen Theil des Wracks gerettet, aber nur diese Beiden waren die einzigen Ueberlebenden. Am 21. September wurden die drei Geretteten von der Brig „Mary" in ihrem Boote auf offener See aufgefunden und an Bord gebracht. Sie waren am ganzen Körper zerstoßen und zerquetscht und die Einwirkung des Salzwassers hatte an allen Theilen ihres Leibes Blasen erzeugt. Am 28. Sept. wurden alle Drei der Bremer Brig „Laura" übergeben, welche sie nach Newyork brachte. Die Unglücklichen waren neun Tage lang ohne Nahrung und ohne einen Tropfen Trinkwasser auf den Wellen herumgetrieben worden; in ihren Aussagen heißt es: „Wir litten Alles, was man nur außer dem Tode erleiden kann, und Niemand vermag zu beschreiben, was wir erduldet haben."

Die durch schwindelhafte Speculationen und andere ungünstige Umstände herbeigeführte Geldkrisis hat in den Vereinigten Staaten eine erschreckende Höhe erreicht. In Newyork haben an einem Tage (13. Oct.) 18 Banken bankrott gemacht und infolge dessen haben auch die anderen 37 Stadtbanken ihre Baarzahlungen eingestellt. Millionen von Banknoten sind entwerthet, denn man zählt bereits in den verschiedenen Staaten über 200 Banken, welche ihre Zettel nicht einzulösen vermögen. Auch viele Eisenbahngesellschaften haben ihre Zahlungen eingestellt und jeden Tag kommen allein in Newyork sieben bis zehn Fallissements vor. Die Arbeiter sind brodlos und die Noth droht auf's Höchste zu steigen. Man schreibt von dort: „Wehe den Unglücklichen, die, ohne bedeutende Geldmittel in den Händen zu haben, innerhalb des nächsten halben Jahres nach den Vereinigten Staaten auswandern. Ihnen wäre besser, daß sie in ein vaterländisches Zuchthaus gesperrt würden, als daß sie hier der Noth und dem Hunger in die Arme liefen."

Asien. Aus Indien meldet der Telegraph die erfreuliche Nachricht, daß Delhi, der Hauptsitz der Insurgenten, von den Engländern genommen worden ist. Am 14. Sept. begannen sie den Angriff und am 20 Sept. war die Festung in ihren Händen. Der von den Meuterern auf den Thron erhobene König ist mit seinen Söhnen in Frauenkleidern entflohen, doch heißt es, daß Ersterer später gefangen genommen worden sei. Der Verlust war auf beiden Seiten bedeutend; die Engländer sollen bei der Erstürmung der Stadt 40 Offiziere und 600 Mann an Todten und Verwundeten verloren haben, doch fehlen darüber noch genauere Nachrichten. — Im Königreiche Audh stehen die Sachen weniger günstig für die Engländer. Die gesammte Bevölkerung befindet sich dort unter den Waffen; doch hatte sich die in den Händen der Engländer befindliche Hauptstadt Lucknow bis dahin gehalten und die Generale Havelock und Outram waren mit ihren Truppen über den Ganges gegangen, um den bedrängten Platz zu entsetzen. In der Präsidentschaft Bombay mußten mehre meuterische Regimenter entwaffnet werden, und in der Nähe von Calcutta sind die Santal-Stämme aufgestanden und haben die Beamten verjagt. Auch das an China grenzende Assam

in Hinterindien, zu beiden Seiten des Bramaputra) soll sich empört haben.

Der Kanonenjunge.

Erzählung, von Franz Lubojatzky.

(Fortsetzung.)

Aber ein kleines Geheimniß, von dem Heinrich selbst nicht wußte, daß es ein solches sei, und das die Anderen gar nicht ahnten, lagerte still in seinem jungen unverdorbenen Herzen verborgen. Es bestand in einer innigen Zuneigung zu Fräulein Aurelie, welche in der gesunden Luft sich bald zu einem recht hübschen Mädchen ausbildete. Wenn die Frau Baronin auf's Schloß für die Dauer von ein Paar Tagen kam, mußte er freilich demselben fern bleiben. Die stolze Dame würde sich höchst indignirt gefühlt haben, ihre Stieftochter in solch einem Umgange zu wissen, obwohl es sehr deutlich auf der Hand lag, daß sie selbst keine Zuneigung zu Aurelie empfand. Die Frau Baronin war immer von ihrem Rechtsanwalt, Herrn von Steiner, begleitet, der sich bei jedem Besuche mehr als Herr gerirte. Einer aufmerksamen Beobachterin, wie Mademoiselle Goutard, konnte die Bemerkung nicht entgehen, daß die gnädige Frau bei jedem Besuche mehr eine gedrücktere Stimmung in sich verbarg; ja, es schien ihr sogar, daß sie sich in einer gewissen Abhängigkeit von Herrn von Steiner befinde, zuweilen sogar einen Schein von Scheu vor demselben zeige; indeß es fand sich für diese Bemerkung kein erklärbarer Grund. Daß sie zu Aurelie keine Liebe hegte, war offenbar; sie hielt über deren Fortschritte kaum eine Nachfrage bei Mademoiselle Goutard.

Wie ein Blitz vom Himmel fiel plötzlich der an den Dominiums-Verwalter, Herrn Himrich, von der Baronin von Dresden aus geschickte Befehl, die nöthigen Rechnungsauszüge zu machen, um diese, da sie beschlossen habe, das Gut zu verkaufen, sich einfindenden Kauflustigen zur Einsicht vorlegen zu können. Daß unter solchen Umständen auch dem Aufenthalte Aureliens und deren Gouvernante eine Veränderung bevorstehe, war natürlich. Drei Jahre hatten Beide hier in dem stillen Frieden des Landlebens verbracht, und nun plötzlich die Aussicht, scheiden zu sollen von dem ihnen lieb gewordenen traulich heimischen Orte! Das drückte Beide tief nieder.

Aurelie ward sehr traurig, und als Heinrich sie fragte: „Was fehlt Dir denn? so habe ich Dich ja noch nie gesehen," ... und sie ihm antwortete: „Ach, ich bin auch noch nie so traurig gewesen. Mama verkauft das Gut, und ich werde mit Mademoiselle Goutard fortmüssen von hier," da schien der Heinrich das Reden verloren zu haben, so sehr hatte ihn der Schreck betäubt.

„Du fort von hier? Was soll denn da aus mir werden?"

„Danach fragt Mama nicht," antwortete Aurelie, niedergeschlagen ... „von Dir weiß sie ja auch gar Nichts."

„Ja so, ja so ... von mir weiß sie Nichts," sagte Heinrich, ... „das ist wahr, aber freilich auch sehr schlimm. Ach, diese Mama ist mir nicht grün, weil ich ein armer Junge bin, ich weiß das von damals, wie ich Dich aus dem Wasser holte, und das Achtgroschenstück ... o, mein Papa hatte Recht, als er ihr den Marsch trommelte. Für Dich wären mir tausend Thaler nicht zu viel, wenn ich sie natürlich hätte .... und Deine Mama ... nun, nun, ich sage Nichts mehr von ihr; nein, nein, es ist Deine Mama! Aber was soll denn aus mir werden, wenn Du und Mademoiselle Goutard von hier fortkommen? Ich kann doch nicht hier allein bleiben!"

Diese ungelöste Frage fiel ihm schon jetzt schwer auf's Herz; seine heitere junge Seele ward wie verschleiert von diesem ersten und gleich so mächtig auf ihn einwirkenden Kummer. Wie mit Centnergewichten beschwert, sanken die bisher nur in der Freude erprobten Schwingen seines jungen Lebens.

„Mein Junge," sagte Vater Jeßner, als er von ihm die Ursache dieses auffallenden Grames erfahren hatte ... „es ist sehr schlimm, daß Mademoiselle Goutard und das kleine Fräulein von hier fortziehen werden, wenn das Gut verkauft wird, aber ich denke mir, es ist nicht viel schlimmer als sonst ein anderes Unglück. Man muß den Aerger aus dem Herzen trommeln ... und übrigens hast Du dann ja noch mich und Muttern. Sieh, das ist doch Etwas, das ..."

Heinrich entgegnete kleinlaut: „Ach, Papa, ich glaube, es ist ein großer Unterschied zwischen einem kurfürstlichen Einnehmer und einem Fräulein."

Der Alte war verblüfft; eine solche Antwort hatte er nicht erwartet. „Oho!" sagte er zu sich, als er allein war, ... „kommst Du mir so? Gott verdopple mich und's Tractament! Mir scheint, Frankreich hat sich in Deutschland vergafft. Da müssen doch gleich eine Million Schock .... na, na, 's ist wohl nichts Anderes, als Kinderei, die ganze Geschichte ... man muß es abwarten. Ist das ein Junge! noch nicht ganz vierzehn Jahre alt, und schon Mädelgeschichten! — Aber kann's denn anders sein? unter der Kanone habe ich ihn gefunden, und da ist's ja kein Wunder, daß er gleich in's Feuer mit Bomben und Kartätschen kommt; — 's ist mein Seel' ein leibhafter Kanonenjunge!"

Hohenstein war ein zu schönes Gut, als daß es nicht trotz der kriegerischen Zeiten, die ganz Europa erschütterten, Kauflustige gefunden hätte. Der Grundbesitz war damals bedeutend im Werthe gesunken; die Ungewißheit der Zukunft influirte, wie auf die meisten Geschäfte, auch auf die Güter. Weshalb die Baronin Hohenstein verkaufen wollte, wußte Niemand; es trug seine Zinsen und ließ seinen Besitzer nicht darben. Es konnte also nur eine Schrulle dieser vornehmen Dame sein, oder vielleicht übertriebene Furcht vor etwa kommenden schlimmen kriegerischen Ereignissen, welche bis jetzt dem Sachsenland fern geblieben waren; das, wenn auch bei der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt betheiligt, doch glücklich der vernichtenden Rache des siegreichen Franzosenkaisers, die sich über Preußen entlud, entgangen war.

Kaum waren einige Wochen verstrichen, als Herr von Steiner mit zwei Herren auf dem Schlosse anlangte, und nachdem sie das schöne, gut im Stand gehaltene Gut besichtigt hatten, hörte man vom alten Herrn Himrich, daß der Kauf abgeschlossen worden, ihm, dem als Dominiums-Verwalter Ergrauten, von den neuen Besitzern sein Dienst gekündigt sei. Mademoiselle Goutard erhielt die Weisung, mit Fräulein Aurelie sich sofort nach Dresden zur Frau Baronin zu begeben. Somit war plötzlich die Harmonie zerrissen, die bisher als eine glückliche ländliche Idylle in Hohenstein sich eingebürgert hatte. Nicht einmal Gelegenheit fand Heinrich mehr zum Abschiede von Aurelien und Mademoiselle Goutard; die Anwesenheit des Herrn von Steiner verhinderte das.

So blieb ihm denn Nichts übrig, als sam frühen Morgen, wo das Fräulein mit ihrer Gouvernante die Reise nach Dresden antrat — es war ein regnerischer Märztag des Jahres 1807 — vor dem väterlichen Einnehmerhause Posto zu fassen, um ihnen einen Abschiedsgruß zuzurufen. Heute hatte er sich weder um den Vater, noch um die Mutter bekümmert, und keins von beiden hatte dasselbe gegen ihn gethan. Sie schienen gar nicht zu wissen, daß Mademoiselle Goutard und das Fräulein heute für immer das Schloß verließen. Wie der Wagen oben bei der Biegung der Straße erschien, die unterhalb des Schlosses zwischen den oberen Dorfhäusern hervorkam, fuhr's wie ein Schlag durch den Körper des Knaben; er konnte die Thränen nicht zurückhalten. „Nun bleib' ich ganz allein hier!" rief er laut vor sich hin.

Der Wagen kam heran; Aureliens hübsches Gesichtchen sah aus dem Fenster und über ihr das der Mademoiselle Goutard. „Adieu, mon cher Henri!" rief die Französin, „lebe wohl, Heinrich!" das Fräulein. Der Knabe war von diesem Abschiede so ergriffen, daß er, wie zum Gebet, die Hände in einander unterhalb des Kinns faltete, ein lebendiges Bild der Wehmuth und schmerzlichen Ergebung. Da rasselte hinter ihm unter der Hausthüre die Trommel den Parademarsch „Turum, turum, turum tum tum" als Honneur für die Vorüberfahrenden. Erschrocken wendete sich Heinrich um und

erblickte Vater Jeßner in voller Uniform, wie er sie nur an hohen Festtagen anlegte, mit der vorgeschnallten Trommel, und neben dem Alten stand Mutter Salome mit einer blendend weißen Schürze, den Scheidenden einen Abschiedsgruß zuwinkend.

„Vater!" rief Heinrich und fiel ihm in die Arme.

„Ruhig, mein Herzensjunge, ruhig!" sprach Jeßner. „Was sein muß, kann man nicht ändern und weil das einmal so und nicht anders ist, dachte ich wenigstens der guten Freundin meines Sohnes die letzten Honneurs machen zu müssen." Und Mutter Salome tröstete ihn nach Kräften und meinte, die Welt wäre ja nicht mit Bretern vernagelt und Wiedersehen sei gar nichts Unmögliches in der Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Geldklemmen und Börsenspeculationen.

Die Leute würden in der Regel besser fahren, wenn sie das alte Sprüchwort beherzigen wollten, daß **Maß halten zu allen Dingen gut sei.** Es ist ferner ein wahrer Satz, daß von Nichts auch Nichts kommen könne. Aber sehr häufig sind Begierden und Leidenschaften mächtiger, als der gesunde Menschenverstand, und man vergißt, daß auf starken Wind wieder ruhige Luft und auf hohe Fluth tiefe Ebbe folgt. Wir sehen es jetzt wieder an den Börsen-, Bank-, Actien- und Geldverhältnissen überhaupt; die große Klemme ist allgemein, und mehr oder weniger wird Jedermann in allen Ländern berührt. Man hört kein Wort so häufig aussprechen, als „Entwerthung".

Jedermann wünscht zu erwerben, zu Wohlstand zu gelangen und sich in demselben zu befestigen, und möchte zu diesem Zwecke seine Kapitalien vermehren. Der Einzelne, seine Familie und die Gesammtheit, also der Staat, gewinnen dabei, vorausgesetzt daß diese Kapitalvermehrung eine wirkliche sei, nicht eine eingebildete. Eine solche ist aber vorhanden, wenn man lediglich das Papier vermehrt, welches doch eigentlich nur reelles Kapital repräsentiren soll; wenn man in der Ausgabe von Papieren kein Maß und keine Schranke kennt und den Credit untergräbt, statt ihn zu fördern, und das Geld, welches man angeblich billiger und für Jedermann leichter zugänglich machen will, nur theurer und klammer macht. Eine Ueberschreitung und Uebertreibung zieht die andere nach sich, und wenn, was allemal über kurz oder lang der Fall ist, die Unhaltbarkeit eines solchen Systems sich zeigt, das man im gemeinen Leben als Schwindel bezeichnet, dann verschwindet der eingebildete Reichthum in Nichts, und die böse Zeit wirkt vorübergehend auch auf solide Unternehmungen nachtheilig ein.

Der große Aufschwung, welchen die technischen Wissenschaften und insbesondere das Maschinenwesen genommen haben, die allgemeiner verbreitete Bildung im Handels- und Gewerbsstande, der Fortschritt im Ackerbau, die Eisenbahnen, Telegraphen und Dampfschiffe, sodann auch die Massen von Gold, welche von Californien und Australien aus über Nordamerika und Europa sich verbreiten, — alle diese haben dem Unternehmungsgeiste einen Anstoß gegeben, wie nie zuvor in irgend einer Zeit. Auch ist der Welthandel ausgedehnter, als je vorher. Es traf sich, daß die Goldentdeckungen gerade dann ihre großen Wirkungen auszuüben anfingen, als in Europa die Revolutionsstürme sich gelegt hatten und die ersehnte äußere Ruhe eintrat. Nun war freie Bahn für Unternehmungen aller Art, denn der Credit hatte sich wieder eingefunden. Alles wäre gut gewesen, wenn man ihn mit Maß und Einsicht benutzt hätte; aber das ist nicht geschehen. Man hat sich überstürzt und viel zu viel auf einmal gewollt und erstrebt. Die Speculation, welche man jetzt so viel tadeln hört, ist nothwendig und eine Wohlthat für das Allgemeine, so lange sie in den gebührenden Schranken bleibt; aber diese wurden seit 1852 vielfach überschritten. Sie ist **ungesund und deshalb zu einem Fluche für die Gesellschaft ge**worden. Was ein solides Geschäft, auch bei schwunghafter Speculation, hätte sein und bleiben können, artete aus; der Schwindel, welcher sich in den Mantel der Solidität kleidete, kam nicht selten oben auf; das schlechte Beispiel, welches die Habsucht und Gewinnsucht zeigte, steckte an und verbreitete sich, wie eine pestartige Krankheit.

Der Anstoß ist, wie schon so oft zu bösen Dingen, auch dies Mal von Frankreich ausgegangen, wo schlaue und raffinirte Menschen den Glauben verbreiteten, daß man aus windigen Papieren reelle Werthe schaffen könne. Es wurde verkündet, mit der papiernen Zeit werde recht eigentlich das goldene Zeitalter auf die Erde herabgezaubert. Nun war zwar schon in demselben Frankreich 130 Jahre früher, zur Zeit der Finanzoperationen Law's, klar geworden, daß dergleichen nicht geht, weil es eben unmöglich ist; auch erhoben sich viele warnende Stimmen. Aber diese wurden überhört; das große Publicum in beinahe ganz Europa und in Rückwirkung, aber theilweise aus anderen Ursachen, auch in Nordamerika, wurde in den großen Wirbel hineingezogen; die Köpfe waren von Börsen- und Actiencursen so völlig eingenommen, daß dieselben ein dickes Bret bildeten, und nun, nach vier oder fünf Jahren ist die Zeit gekommen, wo sich das, was von Anfang lustig war, auch als luftig erweist; das künstliche Gebäude ist zusammengefallen, wie ein Kartenhaus. Aus Nichts ist Nichts geworden; man sagt sich heute wieder: Solide Geschäfte, welche mäßigen, aber sicheren und dauernden Profit abwerfen, halten doch besser vor, als die Papierspeculation, und haben sich stets am vortheilhaftesten erwiesen, weil sie keine zu Grunde richtenden Verluste im Gefolge haben; Scheinreichthum ist kein wirklicher Wohlstand.

Aber die Masse der Menschen pflegt sich nicht warnen zu lassen, und die Speculation völlig blind zu sein, wenn sie einmal krankhaft um sich gegriffen hat. Jedermann, der einen Rückblick machen wollte, konnte wissen, daß von Zeit zu Zeit Geld- und Handelskriesen sich einstellen, welche zu dem scheinbaren oder wirklichen allgemeinen Gedeihen einen Gegensatz bilden. Seit vierzig Jahren haben wir eine Reihe solcher Schläge gehabt, die aber nicht so hart und so allgemein trafen, weil früher weder die windigen Speculationen, noch die soliden Unternehmungen auch nur entfernt jenen allgemeinen Umfang hatten, wie in unseren Tagen. Während der ersten Napoleon'schen Regierung hörten, infolge der Eroberungssucht und der Kriege dieses ruhmsüchtigen Soldaten, die Schwankungen und Verlegenheiten der Geschäftswelt gar nicht auf; aber daran war nicht sie, sondern der Beherrscher von Frankreich Schuld. Nach dem Tode des russischen Kaisers Alexander trat eine Stockung ein, die jedoch nicht von langer Dauer war; darauf folgte jene nach der Julirevolution von 1830; die am Ende der dreißiger Jahre, als die spanischen Papiere, lange ein Lieblingsgegenstand der Börsenspeculanten, 1836 reducirt wurden, traf schon härter; und dann kam die von 1848. Dieser hat das moderne französische System des Credits nicht nur ein Ende machen, sondern auch die Folgen der Krisis heilen wollen. Jetzt stehen wir in jener von 1857.

Indem wir die solide und gerechtfertigte Speculation für eine Wohlthat erklären, müssen wir uns andrerseits stark gegen die Ausartungen aussprechen. Das Bestreben, zu erwerben, ist, wie wir schon sagten, natürlich, nothwendig und löblich; man soll nicht übertreiben und nicht schwindeln. Und das ist seit einem Vierteljahrhundert und namentlich während der letzten Jahre mehr als je geschehen, und die Börsen haben dazu in unverantwortlicher Weise die Hand geboten und mit geholfen. Die Börse, welche seit lange eine so hervorragende Rolle spielt, soll eigentlich ein Ort sein, an welchem sich zu bestimmter Stunde die Kauf- und Geschäftsmänner treffen, um den Handels- und Geldverkehr zu vereinfachen, Bank- und Handelsoperationen vorzunehmen, ihre gegenseitigen Geschäfte möglichst schnell zu regeln und zu vereinfachen, zu kaufen und zu verkaufen. Sie ist dazu bestimmt, solide Geschäfte zu

befördern, nicht den Scheinkäufen, das heißt den Hazardspielen, Vorschub zu leisten; sie soll keine privilegirte Spielhölle für den Handelsstand abgeben. Aber trotz der Verfügungen vieler Behörden sind manche Börsen Tempel für Agiotage und Stockjobberei geworden, in denen die Speculanten, Priester des Geld- und Papiergötzen aus allerlei Volk, auf Altären opfern, welche dem Mammon geweiht sind. In unseren alten deutschen Mährchen heißt es, daß der Böse mit dem Pferdefuße denen, welchen er Gold in Aussicht gestellt hat, am Ende etwas ganz Anderes in die Hände drückt und ihnen wohl gar den Hals umdreht. Ebenso macht es Götze Mammon; er giebt vielen seiner Anbeter zuletzt statt des edlen Metalles, welchem sie nachjagten, einen Fetzen werthlosen Papieres in die Hand. Den Hals dreht er ihnen nicht um; sie schneiden ihn sich selber ab, wie das in diesen Tagen in Wien und anderwärts so oft vorkommt, oder sie blasen sich das Lebenslicht mit einer Kugel aus, oder fliehen in die Weite, nachdem sie, wer weiß, wie viele Andere in ihren Ruin hineingezogen haben. Die gläubige Menge thut es in der Speculation den Börsen-Matadoren nach, von welchen sie ausgebeutet wird; sie will um jeden Preis mit erwerben und befestigt nur noch das schon allzu stark gewordene Uebergewicht und einen selbst den Staatsregierungen bedenklichen Einfluß dieser Börsenpotentaten.

Die politischen Verhältnisse, wie sie durch Napoleon's Eroberungskriege hervorgerufen worden sind, haben dazu beigetragen, den großen Finanzmännern eine ungebührende Wichtigkeit zu verleihen. Ferner: die gegenseitige Eifersucht der großen Staaten auch in Friedenszeiten bewog dieselben zum Unterhalten ganz unverhältnißmäßig starker Soldatenmassen, welche überall einen großen Theil der Einkünfte verzehren; man hat die Ausgaben seit dem Frieden fast überall um das Doppelte gesteigert. Ueberschüsse und Vorräthe sind nirgends vorhanden, wohl aber in Europa Tausende Millionen von Staatsschulden. Sobald irgend ein Ausnahmefall eintritt, muß man Anleihen machen und ist dabei von der Meinung der Börsen abhängig; die Börsen aber werden von verhältnißmäßig nur wenigen Matadoren beherrscht, welche sonach eine so eingreifende Wirksamkeit ausüben, daß man den Geldhändler Rothschild sehr oft schon als die sechste europäische Großmacht bezeichnet hat. Es wäre richtiger, die Paar Hundert Börsen-Matadore Europa's als solche zu bezeichnen. Auch alle industriellen Unternehmungen, welche mit Actienkapital betrieben werden, alle Bankpapiere, alle öffentlichen Bauten, welche der Staat mit aufgeborgtem Gelde herstellt, hängen von der Börse und deren Meinung ab. Die Börse wird aber von der Haltung der großen Matadore bestimmt und häufig blindlings geleitet und ausgebeutet; man sieht also, welche ungeheure Gewalt die Geldhändler haben, indem sie Credite geben oder verweigern, die Curse steigern oder drücken können. Sie übernehmen die Hinausgabe von Staatspapieren an das große Publicum. Man kann nie ein Gewehr abschießen, ohne daß Pulver auf der Pfanne bleibt. Nun, diese Pfannen sind in finanzieller Hinsicht die Börsen-Matadore; bei ihnen bleibt immer und von Allem Etwas hängen, während die Kleinen oft nur den Schaden und das Nachsehen haben. Es ist schon oft vorgekommen, daß die Matadore den Curs von Papieren, welche sie selber ausgegeben und hoch getrieben haben, plötzlich herabdrücken; dann verkaufen die kleinen Speculanten, weil sie müssen, oder ein weiteres Herabgehen befürchten; ist dann der Curs so tief gefallen, daß der Ankauf lohnt, so kaufen die Matadore wieder ein, treiben das Papier wieder in die Höhe und verkaufen dann abermals. So wirken sie in „Contremine".

Die Speculation treibt, allem Verbote zum Trotz, nicht selten Unfug mit Schein- und Zeitkäufen und mit Lieferungen zu bestimmten Terminen. Am Rhein hat man oft auf einen Tag mehr Oel zu liefern versprochen, als in ganz Deutschim Laufe eines Jahres gepreßt werden kann; Oel war also Object eines Schwindels, und es handelte sich nur darum, an einem bestimmten Tage die Differenzen zu zahlen; also Hazardspiel. An der Pariser Börse ist einmal in einem einzigen Monate mehr Spiritus verkauft worden, als Frankreich in einem halben Jahrhundert produciren könnte!

Die Börsen sind unter den Verhältnissen, wie diese nun einmal im Fortgange der Zeit geworden sind, für den Handel und das Geschäftsleben unentbehrlich. Die Regierungen haben sich vielfach Mühe gegeben, den Ausschreitungen einen Damm entgegen zu setzen; aber die wilden Wasser sind zu mächtig und breit. So bleiben die Behörden auf polizeiliche Verbote und Ueberwachungen beschränkt, die aber zumeist umgangen werden. Sie können der allgemeinen Entsittlichung nicht abhelfen. Das Börsenspiel hat namentlich für junge, sanguinische und lebenslustige Geschäftsmänner viel Anlockendes. Einer wagt und gewinnt in dem Börsenhazardspiel; zehn Andere folgen. Auch sie verdienen zwar Nichts, sondern gewinnen nur; doch ist selten Segen dabei. Das ohne Mühe, aber unter nervöser Aufregung dem Zufall abgejagte Geld verleitet zu leichtem Leben, Müßiggang, Saus und Braus; Maitressen, Livreebediente, Pferde und Wagen, Champagnerwein, elegant ausgestattete Wohnungen werden angeschafft, so lange es dauert. Börsenspiel erzeugt Müßiggang. Die Frauen verlieren die Weiblichkeit, und es hat große Mühe gekostet, sie von der Pariser Börse, wo sie täglich zu Hunderten sich einfanden, fortzuschaffen; sie schlichen sich dann sogar in Männerkleidung ein! Sie wollten doch auch dort sein, wo man täglich Millionen kauft und verkauft, die man weder besitzt, noch bezahlen kann, und wo der Scheinreichthum, der auf unsolidem Gewinne ruht, täglich wechselt, wie das Glück an den grünen Tischen der Spielhöllen, die leider in deutschen Ländern noch geduldet werden. Das Börsenspiel ist ein schlechter und verwerflicher Erwerbszweig. Doppelt schlimm ist es aber, wenn von Seiten einer Regierung Maßregeln getroffen werden, welche demselben Vorschub leisten, wie das seit 1852 in Frankreich mehrfach geschehen ist.

An die Stelle des demokratischen Schwindels nach der unheilvollen Februarrevolution trat ein anderer Schwindel. Die republikanischen Demagogen wurden von der Bühne weggedrängt, und die Börsendynastie der Familie Fould sammt andern Matadoren kam oben auf. Seitdem haben die Projecte kein Ende genommen; Alles sollte mit Papier gemacht werden. Man kennt den Credit mobilier, der leider anderwärts Nachahmung gefunden hat und die Speculation krankhaft aufstachelte. Kein Papier sollte getadelt werden, und an der Pariser Börse mußte die Polizei gemeinschaftliche Sache mit den Speculanten machen, welche hohe Curse hervorbringen und die Leute von beschränktem Vermögen und noch beschränkterem Verstande zum Ankauf solcher Papiere vermögen wollten. Schon Ende 1852 traf man polizeiliche Anstalten, sofort alle Personen zu verhaften, welche von dem Unwerth irgend eines Papiers auf der Börse sprechen würden. Und in der That wurden Leute in's Gefängniß gebracht, weil sie die Meinung geäußert hatten, die Dock-Actien, die sich nachher doch als windig erwiesen, hätten keinen Werth!

Selbst durch solche Willkür, die doch so deutliche Fingerzeige gab, ließen die Menschen sich nicht warnen; sie stürzten kopfüber in Börsenspiel und Agiotage. Der neuen Regierung war es ganz recht, daß die Leute nicht mehr an Politik dachten; sie glaubte sich dadurch befestigen zu können, wenn recht viele Bürger Staatsgläubiger würden und somit ein Interesse an dem Fortbestand der Ruhe und der neuen Ordnung der Dinge gewännen. Was aber in anderen Staaten richtig sein kann, wo Revolutionen gar nicht vorkommen, oder nur vorübergehend sind, gilt nicht von Frankreich, das seit sechszig Jahren ein Dutzend Revolutionen und Regierungsveränderungen gehabt hat. Die gegenwärtige Regierung, über die wir hier gar kein Urtheil aussprechen, hat nun noch viel schärfer, als irgend eine vor ihr, Alles in ihre Hände genom-

men und centralisirt viel stärker, als irgend eine andere vor ihr; sie hat diese gewiß nicht wohlthätige Centralisation sogar auf die Finanzen und den Staatscredit übergetragen. So wurden sogar die Sparkassen an die Geschicke der jeweiligen Regierung gebunden und ein System in Gang gebracht, dem gemäß allmälig anderthalb Millionen Leute sich an der Rente betheiligten. Sehr viele davon haben zu hohen Cursen gekauft und ihre ganze Habe in Staats- und Creditpapieren angelegt. Mit dem Fallen der Curse, das nicht ausbleiben konnte, haben sie verloren, und nun ist der kleine Rentier, der schnell reich werden wollte, — durch Papier reich werden wollte, — zu spät enttäuscht, in Frankreich, wie anderwärts; wir haben es schon gesagt: Maß ist zu allen Dingen gut.

Es könnte Einem wirr werden, wenn man überdenkt, wie unzählige Unternehmungen und Projecte während der letzten fünf Jahre in Europa einander förmlich gedrängt haben; jedes gab sich für unentbehrlich, oder doch nützlich aus. Wenn selbst Rothschild einmal zu einer gewissen Zeit äußerte, die meisten französischen Actien-Papiere seien nicht besser, als die berüchtigten Assignaten aus der ersten Revolution, so mußten die Dinge schon damals unsolid genug sein, und man konnte nicht mehr daran glauben, daß gewisse andere Banquiers, wie sie von sich sagen ließen, die Gesellschaft vom Untergange gerettet hätten. Als die von Fould ausgesonnene „Reportbank" ihre Actien zu 500 Francs ausgab, wurden sie schon an demselben Tage auf 1000 hinaufgetrieben! War das nicht ein arger Schwindel? Jedermann wollte Prämien verdienen — für Nichts! Man gab Actien aus für Salz und Kohlen, Soda und Schwefel, Eisen und Kupfer, Schiffe und Häuser, Erze und chemische Producte, Spinnereien und Eisenbahnen, für Solides und Unsolides, kurzum für alles Mögliche. Um die Speculation recht im Schwange zu erhalten, ersann die Geldhändlerfamilie Fould, von welcher bekanntlich ein Angehöriger Staatsminister ist, die sogenannte Reportbank, eine ganz raffinirte Anstalt. Der Report war die Uebertragung eines abgeschlossenen „Geschäfts" von einem Monat auf den anderen, natürlich gegen Bezahlung gewisser Procente. Dieser Report, die Uebertragung, wurde bis auf 8½ Procent monatlich hinaufgetrieben, namentlich bei Geschäften in Eisenbahnactien; aber auch bei Geschäften in Staatsrenten erreichte er eine Höhe von jährlich 30 Procent. Der Schwindel in Eisenbahnactien genirte die Regierung; sie wollte die Speculation mehr auf die Staatspapiere lenken und verordnete plötzlich, daß bei allen Käufen von Eisenbahnactien der Käufer einen Besitz von 150 Francs für jede Actie nachweisen solle. Nun mußten Viele, die durchaus überrascht wurden, ihre Geschäfte um jeden Preis abwickeln und verloren dabei große Summen. Man wollte aber die Speculation nicht niederdrücken und ersann deshalb die Reportbank. Bei dieser sollten Alle, welche ein Geschäft auf den nächsten Monat zu übertragen wünschten, Geld zu 6 Procent finden. Selbst der Senat und die Bank waren dagegen, weil dadurch die luftige Speculation noch mehr angereizt würde; aber der Landesherrscher und Fould setzten die Maßregel durch. Die Familie Fould hatte sich 15,000 Actien des Unternehmens vorbehalten, die zu hundert Procent Agio losgeschlagen wurden. Die Bank von Frankreich mußte die Reportbank unterstützen, und wenn das Kapital der letzteren (so heißt es in der Urkunde) sechzig Millionen Francs beträgt, so soll sie für sechshundert Millionen Papier ausgeben dürfen!

Wir wollten nur an manche Vorgänge erinnern, die man jetzt fast vergessen hat, in welchen aber der Keim vieler ungesunden Speculationen liegt, die so viel Unheil angerichtet haben. Die Menschen waren nicht nüchtern geblieben, sondern taumelten. Auch in Deutschland ist man unbesonnen genug gewesen, sich in vielen Dingen zu übernehmen, aber doch lange nicht so weit gegangen, wie in Frankreich. Die Actionäre haben vergessen, daß man keine Anstalten aufmuntern und unterstützen sollte, die mit dem Kapital Anderer in Papieren speculiren, daß manche solcher Anstalten nur den besoldeten Beamten und den Directoren und Verwaltungsräthen Tantièmen abwerfen, während die eigentlichen Antheilhaber nur vielfach entwerthete Papiere in den Händen behalten und einen so mäßigen Zins, oder eine Dividende bekommen, welche in anderer Weise viel sicherer und ohne Entwerthung zu erhalten gewesen wären. Aber da so Viele sich an solchen Unternehmungen betheiligten, um mit dem Papiere zu spielen, um damit Agiotage zu treiben, nicht aber, um solide Unternehmungen zu fördern, die oft große Noth haben, die nöthigen Kapitalien aufzutreiben, so bedauert Niemand den Verlust, welchen der Spieler erfährt.

Nun ist der Taumel vorüber, und die Menschen sind in's andere Extrem übergeschlagen. Das ist abermals ein Unglück; man geht im Mißtrauen viel zu weit und schadet dadurch sich und Anderen, beeinträchtigt das Allgemeine, bringt selbst dem Staat Verlegenheit, indem man das Geld festhält und sich ärgerlich auf die zugeschlagene Kiste setzt. Man entwerthet, für den Augenblick wenigstens, eine Menge von Papieren, die wirklich gut und solid sind und vermehrt nur die allgemeine Klemme; auch darin sollte man Maß halten.

Es sind vielerlei Dinge zusammengetroffen, um die Krisis zu beschleunigen und empfindlich zu machen, zuerst die allmälig reifende Einsicht über die wahre Sachlage und die Ertragsfähigkeit so vieler Unternehmungen; man lernte nach und nach den wahren Werth der „Papiere" schätzen. Zweitens wirkte der Silberabfluß nach dem Orient, und dazu kam die Rebellion in Ostindien. Drittens stellte sich in sehr unwillkommener Weise die große nordamerikanische Krisis ein, welche durch übermäßige Einfuhr fremder Waaren, unsinnige Speculationen in Papieren, allzu ausgedehnten Eisenbahnbau, Speculation in Ländereien und noch manche andere Dinge hervorgerufen wurde und nun auf Europa zurückwirkt. Für den Augenblick treffen alle diese Verlegenheiten viele Tausende um so schwerer, da sie in dieselbe Zeit zusammenfallen; ohne diese in verschiedenen Gegenden zugleich auftauchenden Verlegenheiten hätten die Dinge sich wohl weniger unheilvoll und nach und nach abgewickelt. Aber der Tag der Abrechnung konnte, so wie so, nicht ausbleiben; kommen mußte er einmal. Der von Frankreich ausgegangene Schwindel ist sogar vom großen Publicum längst gewürdigt und erkannt worden; was nach französischem Muster anderwärts unternommen worden ist, hat an Credit verloren; die Dinge gingen bergab und kamen allmählig bis auf die richtige Wasserwage. Jetzt, in der allgemeinen Calamität geschieht Manchen zu viel, und man unterschätzt sie. Ob sie überhaupt hätten unternommen werden sollen, das ist eine andere Frage. So wie im Ganzen die Dinge liegen, ist einem Jeden Vorsicht anzurathen; aber eine zu weit getriebene Aengstlichkeit kann nach allen Seiten hin nur Schaden bringen. Und sollen wir zuletzt unsere Ansicht über die Dauer der gegenwärtigen Klemme aussprechen, so können wir nur sagen, daß sie gewiß nicht allzu lange anhalten werde. Die Menschen werden sich nun, da sie nicht mehr speculationswüthig sind, bald von ihrem Schrecken erholen, dann zu ruhigen Erwägungen kommen, und damit ist für sie selber viel gewonnen. Der Sturm geht vorüber, und die Sachen rollen sich in das richtige Geleise.

Dresden, den 29. October.

— Bei der am 24. October stattgefundenen Landtagswahl wurde der Vorstand des Stadtverordneten-Collegiums, Dr. jur. Arnest zum Abgeordneten der Stadt Dresden und Redacteur Walther zu dessen Stellvertreter gewählt.

— Am 23. Oct., Vormittags, brach in einem Nebengebäude der hiesigen Taubstummenanstalt auf eine bis jetzt noch unermittelte Weise Feuer aus. Das Gebäude, in welchem sich Schuppen, Scheune, Kuhstall und eine Wohnung befanden, brannte bis auf die Umfassungsmauern nieder; das Vieh wurde sämmtlich gerettet.

— Der zweite diesjährige Roß- und Viehmarkt in hiesiger Friedrichstadt wird nach einer Bekanntmachung des Stadtraths

Dienstag und Mittwoch, den 3. und 4. November d. J., abgehalten werden.

— Auf hiesigem Postplatze sind gegenwärtig zwei große, für die kaiserliche Menagerie in Schönbrunn bestimmte Königslöwen ausgestellt, welche wegen ihrer Schönheit der Beachtung des Publikums empfohlen werden dürfen. Die Menagerie, welche auch einige andere seltene Thiere enthält, wird nur bis zum 8. Nov. hier verbleiben.

— Aus dem Gerichtssaale. Am 22. d. M. ward dem früheren Kirchner an der Sophienkirche, Meißner, welcher von Noth getrieben gegen 50 Thlr. Kirchengeld unterschlagen hatte, und deshalb vom hiesigen Gerichtsamt in 4 Monate Gefängniß verurtheilt worden war, die Strafe vom königl. Bezirksgerichte Dresden bestätigt. — Ein trauriger Vorfall, über den wir seiner Zeit (in Nr. 16 d. J., S. 127) berichtet, führte am 23. d. M. einen jungen Menschen, den Tapeziergehülfen Röder, auf die Anklagebank. Er hatte am ersten Osterfeiertage d. J. in der Keppmühle bei Pillnitz in fröhlicher Gesellschaft sich mit Schießübungen nach Thonpfeifen vergnügen wollen und seine Unvorsichtigkeit hatte die harmlose Unterhaltung in den herzzerreißendsten Jammer verwandelt. Er, der noch nie geschossen und überhaupt nichts vom Schießen verstand, hatte das Laden der Terzerole und die sonstige Schießanordnung übernommen und aus einem fast zehnfach überladenen Terzerole (9¼ statt 1 Gradladung) nach der in veränderter Richtung aufgestellten Thonpfeife geschossen. Der Schaft zersprang und der Schuß traf seitwärts rechts einen eben daherkommenden Schießtheilnehmer, welcher infolge eines Streits den Achtungsruf nicht vernommen. Der Schuß war tödtlich und eine Leiche machte der Jugendlust ein entsetzliches Ende. Welche schwere Mahnung an Jeden und an junge Leute vor Allen, die lebensgefährliche Spielerei mit Dem, was sie nicht verstehen und was ihres Berufes nicht ist, zu unterlassen! Heute saßen nun sämmtliche Theilnehmer bis auf Einen im Gerichtssaal; der den tödtlichen Schuß gethan, auf der Anklagebank, die übrigen auf den Zeugenstühlen. Jener, beladen mit schwerer Gewissensqual, die kein Strafgesetz erhöhen kann, ward zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt. — Ein Seitenstück hiezu ward drei Tage zuvor im Bezirksgericht Pirna verhandelt. Der Maurermeister Grumbt jun. in Schandau war ebenfalls der Tödtung aus Fahrlässigkeit angeklagt, weil ein von ihm in einer Mühle zu Schandau ausgeführtes Gewölbe eingestürzt war und den Maurerpolier H. tödtlich verletzt hatte. Da indeß dieser selbst sehr unvorsichtig gewesen und den Anordnungen Grumbt's zuwidergehandelt hatte, so trug der Staatsanwalt selbst, nachdem er schon zuvor die Einstellung der Untersuchung beantragt, dieselbe jedoch vom Bezirksgericht beanstandet worden war, in der Hauptverhandlung auf vollständige Freisprechung an, die denn auch erfolgte. Die Vertheidigung in beiden Untersuchungsfällen wegen fahrlässiger Tödtung, dem Dresdener, wie dem Pirnaer, führte Herr Dr. Schaffrath. — Am 24. d. M. ward hier in Dresden der Herrendiener Müller in 1 Jahr 4 Monate Arbeitshausstrafe verurtheilt, weil er, eine Pistole in der Hand, seine Schwiegermutter zur Zahlung des ihm vor der Verheirathung versprochenen Geldes mit der Drohung zu veranlassen suchte: es koste sonst zwei Menschenleben. Außerdem hatte er auch den auf Hülferuf herbeigeeilten Gensdarmen die Pistole entgegengehalten. Der Angeschuldigte hielt selbst eine längere Rede über seine häuslichen und ehelichen Zerwürfnisse, die hinlänglich kundthat, welch Unglück es sei, sich nicht mäßigen zu können. — Am 24. d. M. erhielt der Herrendiener Kn., erst 19 Jahre alt, wegen Diebstahls 4 Monate Gefängniß, am 26. d. M. das Gegenstück dazu, der Schiffszieher Seiler, ein alterfahrener Spitzbube, 1 Jahr 6 Monate Zuchthaus. In Preußen, wo es noch strenger hergeht als bei uns, war er, der seit 1831 eine Diebstahlsstrafe nach der anderen verbüßt hatte, 1850 wegen Diebereien mit Rückfall in lebenslängliches Zuchthaus verurtheilt, daraus 1856 begnadigt worden. Er hielt's aber nicht lange im Freien aus. Im Juli d. J. kam er zur verw. G. in Kaitz, gab sich für den Gutsbesitzer Lehmann aus Lorenzkirchen, der sie als Haushälterin engagiren wolle, aus, und stahl ihr dabei Geld und Uhren. — Auch der Fleischergeselle Walther aus Dippoldiswalda, der am 27. d. M. vor den Schranken erschien, hatte ein Verbrecherleben hinter sich und wurde wegen mehrer Diebstähle und Zechprellereien, die er gleichfalls unter fremdem Namen hier in „Stadt Chemnitz" und in Niederhäßlich verübt, zu 1 Jahr 4 Monaten Zuchthausstrafe verurtheilt.

Meißen, 25. Oct. Gestern wollte der Weinbergsbesitzer Mohn in den Lauben bei Weinböhla seine Ehefrau, mit der er in stetem Unfrieden lebte, wie er ihr schon oft gedroht, erschießen, legte auf sie an, verwundete sie aber nur leicht durch einige Schrote. Kurze Zeit darauf hat er sich selbst erschossen. (Dr. J.)

Bischofswerda, 22. Oct. Heute Vormittag verunglückte in Putzkau der Bauergutsbesitzer Richter, gen. Bergenfriedel, dadurch, daß er, wie es leider schon so oft vorgekommen, durch das sogenannte Balkenloch herunter auf die Schennentenne fiel und in Folge dessen bald seinen Geist aufgab. (S. Erz.)

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Thlr.	Weizen nGr.	Roggen Thlr.	Roggen nGr.	Gerste Thlr.	Gerste nGr.	Hafer Thlr.	Hafer nGr.	Erbsen Thlr.	Erbsen nGr.
Dresden	Octbr.	von	5	25	3	20	3	20	2	12	6	15
	26.	bis	6	5	3	25	3	25	3	—	7	—
Bautzen	Octbr.	von	5	10	3	5	3	5	2	7	—	—
	24.	bis	6	5	3	15	3	10	2	17	5	10
Meißen	Octbr.	von	5	22	3	20	3	16	2	12	—	—
	24.	bis	5	25	3	25	3	22	2	23	—	—
Pirna	Octbr.	von	5	25	3	10	3	5	2	10	—	—
	24.	bis	6	10	3	22	3	15	2	21	—	—
Radeburg	Octbr	von	6	—	3	15	3	15	2	18	5	20
	28.	bis	6	8	3	20	3	20	3	—	—	—
Roßwein	Octbr.	von	6	—	3	20	—	—	2	10	—	—
	27.	bis	6	15	4	2	—	—	2	18	—	—
Chemnitz	Octbr.	von	6	5	4	—	3	20	2	16	—	—
	24.	bis	6	15	4	5	4	—	2	22	—	—

Dresden. Das Schock Stroh 6 Thlr. 25 Ngr. bis 7 Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu 1 „ 10 „ „ 1 „ 16 „

Radeburg. Haidekorn 2 Thlr. 28 Ngr. bis 3 Thlr. 10 Ngr.
Eingegangen: 469 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 20. bis mit 26. Octbr. 1857.
die Kanne 17 Ngr. — Pf. bis 18 Ngr. — Pf.
— in Pirna (24. Octbr.) 16 „ — „ „ 17 „ — „
— in Roßwein (27. Octbr.) 17 „ 6 „ „ 18 „ 4 „
— in Chemnitz (24 Octbr. 17 „ 5 „ „ 18 „ — „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 86¼ gesucht; dergleichen kleine 86¾ gesucht; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½% 101½ gesucht; desgl. von 1847 à 4% 99¼ gesucht; dergl. von 1852 und 1855 à 4% 99¼ gesucht; dergl. von 1852 4% à 100 Thlr. 100 ges.; dergl. 1855 à 3% 80¼ ges. Land-Renten-Briefe große 86¼ ges.; dergl. kleine 88¼ ges.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 100 ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 98¼ ges.; kleine 99 gesucht; dergl. à 3½% große — angeb., kleine — angeb.; dergl. 3½% große — angeb., kleine — angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 99¼ ges.; kleine 99¾ ges.; dergl. 3½% große und kleine 94 ges.

Preuß. 4½% Anleihe 99¼ ges.; dergl. 4% 92¼ ges., Preuß. 3½% Staats-Schuld-Scheine 82 ges.
Oesterr. 5% Nation.-Anleihe 79 gesucht.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 14 Ngr. 5 Pf., Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99.

Dresden, den 29. Octbr. 1857. Ed. Rocksch.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 44 nebst einer Beilage.)

Freitag, Nr. 45. 6. November 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Die von Preußen angeregte Behandlung der holstein-lauenburgischen Angelegenheit durch den Bundestag ist nunmehr zur Wahrheit geworden. In der am 29. October abgehaltenen Sitzung der deutschen Bundesversammlung theilte zuerst das Präsidium mit, daß eine Vorstellung der Ritter- und Landschaft des Herzogthums Lauenburg, betreffend den Schutz der verfassungsmäßigen und vertragsmäßigen Rechte und Verhältnisse jenes Bundeslandes eingelaufen sei, und hieran knüpften die Gesandten von Oesterreich und Preußen eine ausführliche Mittheilung der von ihren Regierungen in Bezug auf die Verhältnisse Holsteins und Lauenburgs mit der dänischen Regierung gepflogenen Verhandlungen und des nicht entsprechenden Erfolgs derselben; sie fügten bei, daß ihre Regierungen sich nicht für befugt erachten, die Sache in so unentschiedener Lage zu belassen und dieselbe hiernach in die Hände des Bundes zur Erwägung und Beschlußnahme niederzulegen sich entschlossen haben. Die Bundesversammlung beschloß hierauf, diese Angelegenheit einem besonderen, in nächster Sitzung zu wählenden Ausschusse zur Berichterstattung zu überweisen. Ferner wurde von dem Gesandten Hannovers ein auf dieselbe Angelegenheit bezüglicher Antrag eingebracht, welcher eine genaue Untersuchung der von Dänemark eingegangenen Verbindlichkeiten und der Art und Weise, wie diese Macht denselben nachgekommen, verlangt, und hieran weitere Vorschläge für die Behandlung der Sache knüpft. Auch dieser Antrag wurde dem zu erwählenden Ausschusse zur Berichterstattung überwiesen.

Aus Baiern wird der D. A. Ztg. geschrieben, daß es in dem Landgerichtsbezirke Altötting, wo die Redemptoristen (ein den Jesuiten engverschwisterter Orden) ihren Sitz haben, um die Sittlichkeit sehr schlecht bestellt ist. Es kommen dort, wo alljährlich Hunderttausende von Wallfahrern zusammenströmen, viele Fälle von Körperverletzung, Nothzucht, Unzucht, Kindsmord rc. vor, obgleich die Redemptoristen daselbst und in der Umgebung zahlreiche Jungfrauen- und Junggesellenbündnisse gestiftet haben, die alle den Schein der größten Frömmigkeit zur Schau tragen.

Im Großherzogthum Nassau wurde in diesen Tagen von dem obersten Gerichtshofe der katholische Pfarrer Kriegsmann zu Langenschwalbach wegen Herabwürdigung der protestantischen Religion zu drei Monaten Haft im Correctionshause verurtheilt.

In Kurhessen hat am 31. Oct. der Schluß des seit Juni 1855 versammelt gewesenen Landtags stattgefunden. Die so lange in der Schwebe befindliche Verfassungsangelegenheit ist auch in dieser Session nicht zu einem definitiven Abschluß gekommen, und die Regierung hat noch in den letzten Tagen neue Vorschläge zu einer veränderten Zusammensetzung der ersten Kammer gemacht. Die Stände sind aber hierauf nicht eingegangen, sondern haben vielmehr beantragt, daß nunmehr die übereinstimmenden Erklärungen beider Kammern über die Verfassung von 1852 der hohen Bundesversammlung vorgelegt werden möge.

Preußen. Der König hat am 29. Oct. zum ersten Male seit seiner Erkrankung das Zimmer verlassen, um einige Zeit auf der obersten Terrasse von Sanssouci spazieren zu gehen; seitdem haben sich diese Promenaden mehrfach wiederholt und man betrachtet sie als ein sicheres Zeichen der fortschreitenden Genesung des hohen Kranken. Der Umzug des Hofes von Sanssouci nach Charlottenburg soll im Laufe der nächsten acht Tage erfolgen.

Bekanntlich hat in Preußen eine Partei, welche in kirchlichen Angelegenheiten bisher einen überwiegenden Einfluß geltend zu machen wußte, schon längst darauf hingearbeitet, die von dem verstorbenen Könige im Geiste der Eintracht und des confessionellen Friedens gestiftete Union zu untergraben und dadurch ihrer eigenen exclusiven Richtung immer mehr Boden zu gewinnen. Diese Bestrebungen haben in der Provinz Sachsen neuerdings zu einer Gegendemonstration geführt; in Halle versammelten sich nämlich 60 bis 70 Geistliche, darunter mehre Superintendenten, um in einer Eingabe an das Consistorium und den Oberkirchenrath Zeugniß für die Union abzulegen. Wahrscheinlich wird dieses Beispiel in anderen Provinzen nicht ohne Nachfolge bleiben. — In Erfurt, welches unter seinen 33,000 Einwohnern etwa 7000 Katholiken zählt, werden seit dem 1. Nov. Jesuiten-Missionen abgehalten. —

Oesterreich. Der längst gefürchtete Schlag gegen die österreichische Journalistik ist nun geführt; am 31. Octbr. ist eine Verordnung erschienen, welche den Zeitungsstempel und die Erhöhung der Inseratensteuer verfügt. Hiernach wird den Zeitungen vom 1. Jan. k. J. an ein Stempel auferlegt, welcher für jede Nummer eines Blattes einen Kreuzer beträgt, so daß ein Blatt, welches täglich erscheint, künftig jährlich über 6 Gulden für jedes einzelne Exemplar zu entrichten hat. Hiermit hat man sich aber nicht begnügt; die bestehende Inseratensteuer wird auch um 50 Procent erhöht und beträgt in Zukunft statt 10 Kr. C.-M. 15 Kr. pro Inserat. Hierdurch wird die Presse in einer so außerordentlichen Weise belastet, daß das Fortbestehen vieler Blätter ernstlich in Frage gestellt ist. Man schreibt diese Maßregel vorzugsweise dem Einflusse der klerikalen Partei zu, welcher aus leicht begreiflichen Gründen sehr daran liegt, die Presse so viel als möglich mundtodt zu machen.

Italien. Wie in Frankreich, so haben auch in mehren Theilen Italiens infolge des anhaltenden Regens große Ueberschwemmungen stattgefunden. In den Provinzen Pavia, Lodi, Crema und Mantua ist der durch die Fluthen angerichtete Schaden sehr bedeutend; der Po hat an einigen Stellen sein Bett verlassen und der Ticino stieg bis zu einer zeither noch nicht dagewesenen Höhe. Ganze Ortschaften wurden unter Wasser gesetzt und viele Wohnhäuser zerstört, so daß die Ueberschwemmung vom Jahre 1705, welche damals die größten Verwüstungen verursachte, von der jetzigen noch übertroffen wird. Namentlich in Sardinien hat das Austreten der Flüsse große Verheerungen angerichtet und es haben dabei viele Menschen ihr Leben verloren.

Frankreich. Am 28. Octbr. ist unerwartet und plötzlich General Cavaignac, der einstige Chef der Republik, auf seinem Landgute Ourne bei Nantes verstorben; sein jäher Tod hat die allgemeinste Theilnahme erregt, denn in ihm

verliert Frankreich einen seiner edelsten Bürger, der seinem Vaterlande in verhängnißvoller Zeit große Dienste geleistet und aus den politischen Kämpfen der letzten Jahre rein und fleckenlos hervorgegangen ist, so daß ihm die hohe Achtung aller Parteien auch in seinem stillen Privatleben gesichert blieb. Eugène Cavaignac war am 19. Oct. 1802 in Paris geboren und trat, nachdem er eine sorgfältige Erziehung erhalten, 1824 als Genieoffizier in die Armee. Drei Jahre später machte er als Kapitän die Expedition nach Griechenland mit. Beim Ausbruch der Julirevolution stand er in Arras, später in Metz; in letzterem Orte unterschrieb er eine gegen das System der damaligen Regierung gerichtete Protestation und wurde deshalb zur Disponibilität gestellt; aber schon nach einigen Monaten schickte man ihn nach Afrika, da man seiner politischen Gesinnung nicht trauete. Damit trat er in die blutige Schule, aus der jene Menge von vortrefflichen Generalen der Gegenwart hervorgegangen sind. Cavaignac focht in Afrika von 1832 bis 1848; er trat aus dem Geniecorps zur Infanterie über und erstieg, ausgezeichnet durch die glänzendsten Waffenthaten, rasch die militärischen Rangstufen, so daß er schon 1844 als Brigadegeneral und Gouverneur an der Spitze der Provinz Oran stand. Nach der Februarrevolution wurde er zum Divisionsgeneral und Generalgouverneur von Algerien ernannt und einige Monate darauf trat er als Deputirter in die gesetzgebende Versammlung. Schon damals begann die sociale Partei ihre Anstrengungen, um die provisorische Regierung zu stürzen und ihre eigenen Führer ans Ruder zu bringen; Cavaignac erkannte die Gefahr, welche die bestehende Ordnung bedrohte und nahm deshalb am 17. Mai das Kriegsministerium an, welches er schon ein Mal ausgeschlagen hatte. Fünf Wochen darauf entbrannte in den Straßen von Paris die blutige Junischlacht, welche drei Tage dauerte und viel Menschenleben kostete. Cavaignac stand an der Spitze der Truppen; er schlug den Aufstand nieder und verschaffte dem Gesetze wiederum volle Geltung. Die Nationalversammlung versetzte Paris in Belagerungszustand und ernannte den General zum unverantwortlichen Chef der Executivgewalt. In diesem Augenblicke war Cavaignac auf legalem Wege der unbestrittene Herr von Frankreich, und es ist unzweifelhaft, daß unter dem Eindruck der Juniusschlacht der General auf die Bewilligung jeder Forderung seines Ehrgeizes rechnen konnte. Aber er begnügte sich damit, seinem Vaterlande einen wichtigen Dienst geleistet zu haben und gab am 29. Juni seine Vollmacht in die Hände der Nationalversammlung zurück; letztere votirte ihm den Dank des Landes und bekleidete ihn abermals einstimmig mit der umfassendsten Gewalt. Cavaignac behielt diese Stellung bei bis zur Wahl Louis Napoleons zum Präsidenten der Republik. Er hätte die meiste Anwartschaft auf diesen Posten gehabt, aber er hatte sich durch seine entschiedene Bekämpfung des Juni-Aufstandes die Massen verfeindet, und das allgemeine Stimmrecht hing sich an einen glänzenden Namen, der die großen Erinnerungen der Franzosen von Neuem wachrief. Cavaignac trat, das Gesetz ehrend, ruhig von der Gewalt zurück, die er nie zu persönlichen Zwecken benutzt hatte. Nach dem Staatsstreich ließ der Präsident Napoleon den General, den er, als er ihm seinen Platz räumte, als einen der edelsten Männer Frankreichs gepriesen hatte, verhaften und in die Festung Ham einsperren. Er wurde aber bald wieder freigelassen und 1852 in den gesetzgebenden Körper gewählt; Cavaignac trat jedoch nicht ein, da er den Eid nicht schwören wollte. Seitdem lebte er, nachdem er sich 1853 verheirathet, in stiller Zurückgezogenheit auf seinem Gute, wo eine Herzkrankheit, an der er schon länger gelitten, seinen plötzlichen Tod herbeiführte.

Die Gattin Cavaignac's, eine noch sehr junge Frau, war mitten in dem tiefsten Schmerze, in welchen sie der unerwartete Tod ihres Gatten versetzte, darauf bedacht, ihrem Manne ein Begräbniß zu sichern, wie es seiner Stellung gebührte. Sie besiegte alle Schwierigkeiten, welche dem Transport der Leiche auf der Eisenbahn entgegengesetzt wurden, schaffte den Verstorbenen in einen Mantel gehüllt in eine Postkutsche, nahm einen Extrazug und war schon am anderen Tage mit der Leiche, die sie keinen Augenblick verlassen, in Paris. Der Regierung konnte dies nicht angenehm sein, denn es lag für sie die Besorgniß nahe, daß die Leichenfeier zu irgend einer Demonstration benutzt werden könnte. Gleichwohl erinnerte man sich des übeln Eindrucks, welchen vor Kurzem das polizeiliche Begräbniß des Dichters Beranger hervorgerufen hatte, und man zog es daher vor, den Dingen seinen Lauf zu lassen, traf aber ganz in der Stille alle Vorsichtsmaßregeln. Am Freitag und Sonnabend war die gesammte Garnison von Paris consignirt; zugleich erhielten alle in der Umgegend garnisonirenden Regimenter Befehl, sich zum Abmarsch bereit zu halten, auch wurden dieselben mit Patronen versehen. Die Begräbnißfeier, welche mit den einem General gebührenden militärischen Ehren stattfand, verlief aber ohne die geringste Störung, und Augenzeugen versichern, in Paris lange kein so rührendes, durch Einfachheit und Würde imponirendes Trauerfest gesehen zu haben. Gegen 6000 Leidtragende, darunter die angesehensten Männer der Hauptstadt, folgten in einfacher schwarzer Kleidung, Arm in Arm, dem Sarge, und obgleich alle in Paris und dessen Umgebung wohnhaften Generale und eine große Anzahl älterer und jüngerer Offiziere sich unter ihnen befanden, so erblickte man doch in dem Zuge nicht eine einzige Epaulette. Die Trauer war eine allgemeine und theilte sich auch dem überaus zahlreich versammelten Publikum mit. Der Wagen des Kaisers wurde bei der Feier vermißt, und der amtliche Moniteur hat sich begnügt, den Tod des Generals mit einigen kühlen Zeilen zu melden. Das Volk aber ehrt in dem Verstorbenen einen der ehrlichsten und edelsten Männer, der es wohl mit seinem Vaterlande meinte, wenn er auch dabei im Irrthum sein mochte, daß er die Franzosen reif für eine Republik hielt.

Belgien. Je entschiedener in letzterer Zeit die Bestrebungen der ultramontanen Partei hervortraten, mit desto größerer Spannung sah man den nächsten Gemeindewahlen, welche im ganzen Lande gleichzeitig stattfinden, entgegen, weil ihr Ergebniß nothwendig einen vorwiegenden Einfluß auf die Haltung der Regierung ausüben muß. Diese Wahlen haben am 27. Oct. stattgefunden und zu einem glänzenden Siege der liberalen Partei geführt. Die Wirkung dieses Erfolgs ist nicht ausgeblieben, denn sämmtliche Minister haben sofort unter Hinweis auf den Ausspruch der Wähler ihre Demission eingereicht. Der König hat indessen wegen des nahe bevorstehenden Zusammentritts der Kammern die Entlassung nicht angenommen, und das Kabinet wird demnach bis zur Kammereröffnung, welche am 10. Nov. erfolgt, zusammenbleiben.

Großbritannien. Aus Indien sind keine neueren Nachrichten eingegangen und es fehlen über den sechstägigen Kampf, welcher vor den Mauern Delhi's stattfand, noch genauere und zuverlässige Details; doch scheint die in mehren Blättern aufgetauchte Behauptung, als sei bis zum 20. Sept., beim Abgange der letzten Posten, nur ein Theil der alten Mogulstadt in den Händen der Engländer gewesen, nicht begründet. Man erwartet nun demnächst die Kunde von dem Entsatze Lucknows und der Niederkämpfung des Aufstandes im Königreiche Audh, woselbst der hartnäckigste Widerstand zu erwarten ist.

Portugal. Die Hauptstadt des Landes wird seit mehren Wochen auf eine verheerende Weise von dem gelben Fieber heimgesucht. Tausende von Menschen sind schon durch jene furchtbare Seuche dahingerafft worden, und bis zum 21. October war noch keine Wendung zum Besseren eingetreten. Wer es vermag, zieht von Lissabon fort; die Läden sind meist geschlossen, der Verkehr stockt, und die Stadt gewährt den traurigsten Anblick.

Schweden. Bekanntlich hatte die Regierung den gegenwärtig versammelten Ständen eine Vorlage wegen Erweiterung der Religionsfreiheit gemacht, um die äußerst intoleranten Bestimmungen zu beseitigen, welche gegen Nichtlutheraner noch angewendet zu werden pflegen. Es ist in-

dessen diese Angelegenheit in einem der Gewissensfreiheit und dem Fortschritte in religiöser und politischer Beziehung ungünstigen Sinne entschieden worden, indem nur der Bürgerstand sich für die Regierungsvorschläge ausgesprochen, dagegen aber Adel und Ritterschaft dieselben pure abgelehnt haben; der Priester- und Bauernstand haben zwar die Vorlage zur nochmaligen Erwägung an den Gesetzgebungsausschuß zurückgegeben, aber es ist auch von ihnen keine Zustimmung zu erwarten. Hiernach ist der gute Zweck der Regierung vereitelt, und das protestantische Schweden wird auch fernerhin gegen Solche, welche der Landeskirche nicht angehören, eine mittelalterliche Unduldsamkeit ausüben, wie sie sonst nur noch in starrkatholischen Ländern gegen Andersgläubige gefunden wird.

Rußland. Wie man aus Petersburg schreibt, wird die kaiserliche Verfügung wegen Aufhebung der Leibeigenschaft und Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse mit Sicherheit im Monat December erwartet. — In der russischen Presse macht sich eine auffällige Veränderung bemerkbar; die Zeitungen, welche sich sonst meist auf die Mittheilung von Neuigkeiten beschränken mußten, besprechen gegenwärtig die großen politischen Tagesfragen mit einer Ausführlichkeit und Unumwundenheit, welche zur Genüge darthun, daß jetzt die Censur weit milder gehandhabt wird, als unter der Regierung des Kaisers Nicolaus. Als weiterer Beleg dafür, daß man gegenwärtig in Rußland mächtig vorwärts schreitet, wird auch von einigen Blättern die Nachricht mitgetheilt, daß die kaiserliche Regierung sich entschlossen habe, die zeither streng verpönte Freimaurerei zuzulassen; es wird hinzugefügt, daß sich in den letzten vier Wochen im Innern Rußlands bereits Logen organisirt haben. Vor der Hand dürfte aber wohl die weitere Bestätigung dieser Nachricht noch abzuwarten sein.

Serbien. Es unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr, daß das beabsichtigte Attentat gegen das Leben des regierenden Fürsten unmittelbar aus dem Senate hervorgegangen ist, dessen Präsident selbst gefänglich eingezogen wurde. Doch scheinen bei diesem Verbrechen, für welches bereits der Mörder gedungen war, nur der Präsident und zwei Senatoren betheiligt zu sein, während von den Plänen zum Umsturz der bestehenden Regierung der größere Theil der Senats-Mitglieder Kenntniß gehabt haben mag. Ferner ist durch die Aussagen der verhafteten Verschwörer nunmehr festgestellt, daß jenes Complott von dem ehemaligen Regenten des Landes, dem Fürsten Milosch Obrenowitsch, angezettelt worden ist. Dieser hat durch seinen Geschäftsführer, einem Dr. Paczek, 5000 Ducaten an den Präsidenten des obersten Gerichtshofs eingesandt, welche dieser jetzt gleichfalls verhaftete Würdenträger zur Ausführung jener Pläne verwenden sollte. Nachdem der Fürst aus dem Wege geräumt worden, sollte durch den Senat eine provisorische Regierung errichtet und für die definitive Regelung der neuen Ordnung die Sanction des bevorstehenden Pariser Congresses eingeholt werden. Die Verhafteten, deren Aburtheilung alsbald erfolgen wird, gehören meist der altrussischen Partei an, und es liegen Beweise vor, daß dieselben mit den Leitern der in der Moldau und Walachei ausgebrochenen Bewegung in enger Verbindung gestanden haben. Für den Fürsten und seine Regierung giebt sich übrigens eine allseitige Sympathie kund, und die Bevölkerung ist froh, daß durch die rechtzeitige Entdeckung des Complotts das Land vor neuen Gefahren glücklich bewahrt worden ist.

Montenegro. Der Fürst Danilo hält nicht Ruhe; er sucht vielmehr die Verwirrung, welche gegenwärtig in den unteren Donauländern herrscht, nach Kräften auszubeuten. Daß er schon längst mit dem Plane umgeht, die Oberherrlichkeit der Pforte abzuschütteln, ist bekannt; neuerdings soll er sich aber auch den Bestrebungen der Moldau-Walachen und der aufrührerischen Serben angeschlossen haben, durch deren Hülfe er seine volle Selbstständigkeit und eine größere Ausdehnung des von ihm beherrschten Gebiets zu erlangen hoffte. Mehr aber noch als durch diese Umtriebe wird die Aufmerksamkeit der Pforte gegenwärtig durch die offenen Gewaltthätigkeiten, welche sich der Vladika erlaubt, auf die montenegrinischen Zustände hingelenkt, welche eine alsbaldiges energisches Einschreiten nothwendig machen dürften. Fürst Danilo hat sich nämlich, weil er sich in seiner Residenz vor seinen eigenen Landsleuten nicht mehr recht sicher glaubt, mit seiner 1800 Mann starken Leibwache in ein entlegenes Schloß zurückgezogen; da es ihm aber an Geld fehlt, seine Getreuen zu bezahlen, so nimmt die Leibwache ihre Zuflucht zu Räubereien, um die nöthigen Existenzmittel zu gewinnen. Auf diese Weise haben in letzterer Zeit die Montenegriner wiederholt nicht nur die türkische, sondern auch die österreichische Grenze überschritten, um dort zu rauben und zu plündern und es haben diese Gewaltthätigkeiten bereits zu blutigen Conflicten mit der dasigen Bevölkerung geführt. Der Statthalter von Dalmatien hat sich deshalb genöthigt gesehen, die Beschwerden der Grenzbewohner nach Wien zu melden, und der Pascha von Trebinje hat sich in gleichem Sinne nach Konstantinopel gewendet und zugleich um Instruction und Hülfe gebeten.

Türkei. Mit der vor vierzehn Tagen erfolgten Wiederberufung Reschid-Pascha's als Großvezier sind noch mehre Aenderungen im Ministerium eingetreten, so daß letzteres im Wesentlichen wieder aus denselben Männern besteht, welche der französische Einfluß vor drei Monaten von ihren Posten verdrängte. Dieser Umschwung der Dinge ist um deswillen wichtig, weil die Pforte nunmehr mit noch größerer Energie als zeither gegen die französisch-russische Politik auftreten wird; Oesterreich und England stehen ihr in diesem Kampfe für ihre Selbstständigkeit zur Seite und selbst Preußen wird, falls bei dem Pariser Congresse die Unionsfrage der Donaufürstenthümer zur Entscheidung gelangt, voraussichtlich seine Stimme zu Gunsten der Türkei abgeben.

Der Kanonenjunge.

Erzählung, von Franz Lubojatzky.

(Fortsetzung.)

Heinrich blieb viele Wochen tief niedergedrückt; er hatte sich so sehr daran gewöhnt, „auf's Schloß zu gehen", wie er sagte. Der brave Pastor nahm herzlichen Antheil an dem stillen Kummer Heinrich's und freute sich nicht wenig, als er eines Tages dem alten Jeßner sagen konnte, er habe für den Knaben eine Laufbahn gefunden, die demselben gewiß gefallen würde und auch ganz mit seinem aufgeweckten Temperamente stimme. Der königliche Oberförster Martin (der Kurfürst Friedrich August war bei Napoleon's Anwesenheit zu Dresden im Julimonat 1807 zum Könige erhoben worden), des Pastors alter Freund, sei gewilligt, Heinrich in die Lehre zu nehmen, und dafür könne er stehen, daß der Knabe in dem Hause des Oberförsters nur Gutes sehe und höre; denn der sei ein braver Mann, nicht von der neuen Modewelt, die nur für den Schein Alles thue.

Vater Jeßner hatte freilich viele Bedenken bei diesem Vorschlage, weil er sich nicht in solcher financiellen Lage befinde, ein Lehrgeld zu zahlen und den Knaben in der nöthigen Kleidung zu erhalten; ein Jäger reiße viel an Schuhwerk und Kleidern ab. Ein paar Wochen später kam der Oberförster selbst nach Hohenstein, und da er Heinrich gesehen und Gefallen an ihm gefunden, dieser dagegen auch Lust zum Waidmannswerke äußerte, so wurde die Sache schnell in Richtigkeit gebracht; der Oberförster versprach nicht nur, ihn in Kleidern zu erhalten, sondern beanspruchte auch kein Lehrgeld. Somit trat eine große Veränderung in Heinrich's jungem Leben ein. In vier Wochen ließ ihn Oberförster Martin holen.

Der Abschied von Vater und Mutter und von Pastors war ein recht schmerzlicher. Mutter Salome wollte ihm gute Lehren mit auf den Weg geben. „Nichts da!" sagte Jeßner, „er ist mein Sohn, und das ist genug. Bin ich auch ein armer Kerl; aber ein rechtschaffener Kerl bin ich, das vergißt mein Herzensjunge nie, ich weiß das. O, darauf wollt' ich

gleich mein Leben verwetten, so gewiß wahr ist das. Habe ich Recht, mein Junge?"

„Ja, Vater, Du hast Recht; Du kennst mich."

„Freilich, freilich, wir haben ja zusammen getrommelt und exercirt. Hm, 's müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich mich in Dir irren könnte. Ein Mensch, der trommeln kann, wie Du und so prächtig exerciren, muß ein guter Mensch sein. Geh' mit Gott, mein Herzensjunge, und passirt Dir manchmal ein Aerger, nun, so trommle in Gedanken den Schweizerleibgarden-Marsch: vom »Hunger und Durst, mehr Leder als Wurst« und pfeif' Dir das Gallepip dazu; was gilt's? der Aerger fährt ab."

Mit dieser Ermahnung und einem herzlichen Kusse schied der invalide Einnehmer von seinem Kanonenjungen, den der vom Oberförster geschickte Mann mit sich fortführte. Mutter Salome saß drin am Schiebfenster, der Alte außen auf der Bank; es war beiden so schwer im Herzen, als hätten sie eine Steinlast darin. Zu Mittag, als das frugale Mahl aufgetragen war, setzte Jeßner einen Schemel mit an den Tisch an denselben Platz, wo Heinrich bisher saß. „Ruf' den Jungen, Mutter," sagte er, ganz im Vergessen, daß der schon ein paar Meilen weit von hier sein müsse. Mutter Salome hielt die Schürze vor die Augen. Das erinnerte ihn an die Wirklichkeit.

„'s ist was recht Schlimmes! ich kann's nicht capiren, daß ich auf einmal zum Vater ohne Sohn geworden bin," redete er ärgerlich vor sich hin; dann nach einer Pause sagte er: „Mutter, flemm' nicht ... 's ist einmal nicht anders ... und 's bleibt uns beiden Nichts weiter, als uns ein Gallepip zu pfeifen."

Die Leere in ihrem Hause — denn überall fehlte ihnen der muntere Heinrich — lastete lange schwer auf den beiden alt gewordenen braven Leuten; wenn sie von ihrem Kanonenjungen redeten, klang es fast, als unterhielten sie sich von einer Erinnerung an einen lieben Gestorbenen. Die Nachrichten, die dann und wann durch den Pastor von Oberförsters an sie gelangten, waren stets der Art, daß sie sich im Grunde des Herzens freuen konnten; denn Heinrich war des Oberförsters Liebling, und das bewegliche Leben im frischen grünen Forste sagte ihm außerordentlich zu. Nach Verlauf von zwei und ein halb Jahren kam er einmal auf Urlaub, ohne daß sie's wußten. Mutter Salome war allein in der Stube; der Alte hielt sein Mittagsschläfchen in der Kammer. Die gute alte Frau wäre fast im freudigen Schreck in die Stube gefallen, hätte Heinrich sie nicht rasch aufgefangen. Wie groß und schlank und hübsch war er geworden in der Zeit, daß sie ihn nicht gesehen! Der grüne Rock saß ihm wie angegossen. Er war ein Bild eines frischen, an Geist und Herz gesunden Jünglings, dem Lebenslust und Muth aus den Augen blitzte. Mutter Salome wollte den Vater wecken.

„Das thue ich, Mutterle; wo ist die Trommel? er soll's wissen, daß ich Nichts verlernt habe," sagte er und eilte mit der Trommel hinaus in das Gärtchen. Der Trommelschlag war, seitdem Heinrich nicht mehr im Hause sich befand, gar nicht mehr hier gehört worden. Nun auf einmal rasselte das alte Möbel unter der kunstgeübten Hand Heinrich's; der Grenadiermarsch mit allen Finessen weckte den Alten, der erstaunt aus dem in den Garten führenden Kammerfenster sah und, den grünen Tambour erkennend, aus vollem Halse: „Junge! mein Herzens-, mein Kanonenjunge!" rief. Ehe er noch mit seinem lahmen Beine aus der Kammer kommen konnte, war schon Heinrich bei ihm und fiel ihm in die Arme.

War auch der Urlaub Heinrich's sehr kurz, so galten die paar Tage seines Hierseins doch für ihn und seine Lieben als wahrhafte Freudentage. Und wie freute sich der wackere Pastor, Heinrich wieder zu sehen! Es war etwas Nobles in der Haltung des jungen Jägers, ein Anstand, der nicht erlernt, sondern angeboren war. Scheinbar gleichgiltig fragte er: „Haben Ehrwürden nichts von der Frau Baronin von Schier gehört, oder von Mademoiselle Goutard, von dem Fräulein Aurelie?"

„Nein, gar Nichts; sind wie verschollen. Der alte Herr Himrich, der jetzt in Dresden bei seiner dort an einen Kanzlisten verheiratheten Tochter lebt, hat auch Nichts über sie erfahren, sonst hätte er mir's mitgetheilt."

Weiter fragte Heinrich Nichts; was hätte es ihm auch genützt? Da die neue Herrschaft nicht auf dem Schlosse anwesend war, besuchte er den Schloßgarten; es gab da so viele Erinnerungen für ihn. Wie er ihn verlassen hatte, war er sehr angeregt; um diese Stimmung, welche außer ihm doch Niemand verstand, zu bemeistern, machte er noch einen Gang durch den Park. Am andern Tage schied er von Hohenstein.

Unter den großen, gewaltigen Ereignissen der Zeit kamen solche kleine Familien-Begebenheiten, wie die hier erzählten, freilich nur für die betreffenden Personen zur Geltung; denn wer hätte sich jetzt, wo der ganze Welttheil erschüttert wurde, um Freud' und Leid Anderer kümmern sollen, die ihm nicht besonders nahe standen? Oesterreich war im Kampfe des Jahres 1809 Napoleons Gewalt unterlegen, und das Jahr 1812 sah das große Heer des Dictators von Europa dem Norden zumarschiren, um auch dort die siegreichen französischen Adler aufzupflanzen und das Czaren-Reich in die Reihe der Eroberungen zu registriren. Die Glanztage des Maimonats 1812, wo Napoleon zu Dresden die Huldigungen der Monarchen empfing, waren vorüber; die Armee hatte schon gewaltige Kämpfe in Rußland bestanden, als eines Tages gegen Ende Octobers der Pastor athemlos bei Vater Jeßner in's Einnehmerhaus eintrat, ein erbrochenes Couvert mit Schriften in der Hand. Der ehrwürdige Mann konnte kaum vor Aufregung sprechen.

„Gott verdopple mich und 's Tractament! Da muß ja was ganz Außerordentliches geschehen sein," rief Jeßner erstaunt.

„Ja, etwas Außerordentliches, mir, Euch ..., Eurem Heinrich ..., der Mademoiselle Goutard ... uns allen," antwortete der Pastor. „Eben habe ich dies" (er deutete auf das erbrochene Couvert) „durch einen Extraboten von unserem Ministerium zugeschickt erhalten, bin vor Erstaunen noch außer mir ... hört nur, hört!" Das Ministerium forderte Auskunft von dem Pastor, ob sich zu Hohenstein ein Knabe Heinrich Jeßner aufhalte, oder wohin derselbe gekommen. Zugleich solle er dem Einnehmer Jeßner beifolgendes ministerielles Schreiben zugehen lassen. Das erwähnte Schreiben enthielt die Aufforderung an Jeßner, den Knaben, den er nach der dreitägigen Schlacht bei Kaiserslautern im Jahre 1793 als den seinen angenommen, unverweilt nach Dresden an den Conferenzminister von Hopfgarten zu schicken, da demselben eine gute Weisung über seine Herkunft von der kaiserlich französischen Gesandtschaft zu ertheilen sei; jedoch müsse der Betreffende vollständige Beglaubigungsschreiben von Seiten des Ortsrichters, des Pastors und sonstiger Personen, mit denen er in Beziehung stände, mitbringen.

Der alte Jeßner und sein Weib standen sprachlos vor dem Pastor. Das traf sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel. „Wer weiß denn in Frankreich von meinem Jungen?" fragte der erstere kleinlaut.

„Mademoiselle Goutard," entgegnete der Pastor und schickte sich an, ihnen den an seine Person von ihr gerichteten und durch die kaiserlich französische Gesandtschaft zu Dresden an das dasige Ministerium zur Beförderung übergebenen Brief vorzulesen.

(Fortsetzung folgt.)

Die unteren Donauländer.

Wir müssen wieder einmal einen Blick auf die Verhältnisse der Lande an der unteren Donau werfen, wo allerlei Unheimliches sich begiebt, und sehr bedenkliche Anzeichen zu Tage treten. Jene ganze Gegend hat für uns Deutsche etwas Wildfremdes; was dort vorgeht, läßt sich mit unseren Anschauungen und Lebensbegriffen gar nicht vereinigen und stößt unsere ganze Denkweise durchaus ab. Früher mochte es den Nord- und Mitteleuropäer nur wenig kümmern, was dort

hinten weit in der Türkei, oder an der Grenze der Besitzungen des Sultans vorging; gegenwärtig stehen jedoch die Sachen anders. Wir können dieselben von Dresden aus in drei bis vier Tagen erreichen, und Alles, was sich im Süden der Donau begiebt, wird auch unsere Interessen, wenn gleich nur mittelbar berühren. Es ist zum Beispiel für Deutschland von ganz hervorragender Wichtigkeit, daß jene Gegenden nicht in russische Gewalt fallen, sondern, so lange überhaupt die Türkei noch fortbestehen kann, in ihren bisherigen Verhältnissen bleiben. Ueber kurz oder lang wird doch einmal ein europäischer Krieg gerade um jene hochwichtigen Länder an der unteren Donau entbrennen, und dann kommt Alles darauf an, daß die Mündungen dieses Stromes, der im Schwarzwald entspringt, und auf zwei Dritteln seines fast vierhundert Meilen langen Laufes Deutschland und den österreichischen Kaiserstaat durchfließt, in die Hände oder unter die Obhut Rußlands gelangen. Der letzte große Krieg ist von den Westmächten geführt worden, um diese Mündungen frei zu machen, und es versteht sich gewissermaßen von selbst, daß man nicht wieder auf das Jahr 1829 zurückgreifen darf. Damals wurde im Frieden von Adrianopel die untere Donau dem russischen Kaiser so gut wie völlig preisgegeben.

Die Sachen lägen freilich sehr klar, wenn in jenen Gegenden die Staaten- und Völkerverhältnisse so einfach wären, wie in den meisten Ländern Europas. Aber schon in Ungarn geht die große Buntscheckigkeit an, die dann weiter nach Südosten hin noch zunimmt. Bis zum schwarzen, zum griechischen und adriatischen Meere hin wohnen bekanntlich vielerlei verschiedene Völker neben und durch einander, die mit einander wenig Gemeinschaft haben, aber alle dem türkischen Sultan unterworfen sind, oder ihm doch gehorchen sollten; andere sind ganz oder theilweise unabhängig geworden, und für die übrigen ist ein solches Beispiel verlockend. Jedermann kennt die Kraftlosigkeit der ottomanischen Pforte, die ein Spielball in den Händen der europäischen Großmächte und von der Diplomatie immer so vorgeschoben worden ist, daß jede sich bei ihren besonderen Bestrebungen mit den Rechten und Ansprüchen des Sultans gleichsam decken will. Aber kein Mensch glaubt, daß es jemals damit ernsthaft gemeint sein könne.

Wir haben unsere Leser schon früher einmal auf die eigenthümlichen Völkerverhältnisse in der Türkei hingewiesen (s. Nr. 24, vor. Jahrg.) und die sehr bedenkliche Seite derselben hervorgehoben. Wie richtig unsere Bemerkungen waren, geht aus dem Verlauf hervor, welchen die Ereignisse genommen haben. Die Griechen verhalten sich ruhig, seit sie in sehr rauher Weise erfahren mußten, wie Oesterreich und die Westmächte über sie denken, und daß dieselben auf lange hinaus dem griechischen Staate keine Gebietserweiterung zuerkennen, sondern dem Sultan zur Seite stehen würden. Aber in der Moldau und Walachei, den sogenannten rumänischen Fürstenthümern, ist seit vielen Monaten Alles bunt darunter und darüber gegangen, und es hat sich recht klar gezeigt, wie wenig Rücksicht man dem Sultan bezeigt. Es handelt sich darum, die inneren Angelegenheiten dieser beiden, nicht etwa durch die Tüchtigkeit ihrer drei Millionen Walachen, sondern durch ihre geographische Lage belangreichen Fürstenthümer neu und angemessen zu gestalten und sie wo möglich der halben Barbarei zu entreißen, in welcher sie bis auf den heutigen Tag gefangen liegen. Die Pariser Conferenz beschloß, daß die Moldauer und Walachen ihre Wünsche über die Neugestaltung selber aussprechen sollten, und zwar in jedem der beiden Fürstenthümer durch eine Versammlung von Abgeordneten, die aus allen Klassen frei gewählt werden sollten. Nun muß der Leser sich aber nicht vorstellen, daß das Volk dort etwa mit dem deutschen einige Aehnlichkeit habe. Es besteht nur aus rohen, ungebildeten Bauern und sodann aus einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von großen Gutsbesitzern, Bojaren, die eine vornehme europäische Abrichtung erhalten haben und mit dem Firniß der Civilisation überzogen sind. Diese hängen zum Theil der russischen Politik an; andere träumen von einem großen Walachenstaate, dem sie Siebenbürgen und einen Theil Ungarns und das russische Bessarabien einverleiben möchte. Noch Andere sind ganz von revolutionären Bestrebungen durchdrungen und wollen auf den Trümmern des türkischen Reichs einen südosteuropäischen Bund bilden, nebenbei auch socialistische Gedanken nach französischem Zuschnitt verwirklichen.

Zunächst kam es ihnen Allen darauf an, die beiden Fürstenthümer zu vereinigen, um einen Kern zu erhalten, von welchem aus man weiter vorzugehen und die Pforte aus den Angeln zu heben gedachte. Daß ein solches „Reich“ von drei Millionen, obendrein sehr wenig kriegerischen Walachen keine Schutzmauer gegen Rußland abgeben kann, sondern von diesem abhängig werden muß, das leuchtet wohl einem Jeden ein. Die St. Petersburger Politik war deshalb auch mit den Unionsbestrebungen zufrieden. England mochte begreiflicher Weise davon eben so wenig wissen, wie Oesterreich; ohnehin gedenken die unionistischen Walachen diesem Kaiserstaat einige Provinzen zu entreißen, sobald sie erst einmal fest im Sattel sitzen! Preußen verhielt sich im Ganzen mehr zuwartend, bis es in der letzten Zeit sehr verständiger Weise gleichfalls den Unionsbestrebungen sich abhold zeigte. Frankreichs Beherrscher dagegen begünstigte seltsamer Weise in Paris selbst, in Konstantinopel durch seinen Gesandten, in Jassy und Bucharest durch seine Consuln, die Unionsbestrebungen und trug seine Absichten offen zur Schau. Die Pariser Politik strebt danach, überall die erste Rolle zu spielen und französischen Einfluß geltend zu machen, und danach trachtet sie auch an der Donau. Ob sie die Hoffnung hatte, einen dem Napoleon'schen Interesse ergebenen Mann dort an die Spitze zu bringen, wissen wir nicht; wohl aber ist ausgemacht, daß der Sultan am Ende doch auch noch ein Wort zu sagen hatte, daß England und die beiden deutschen Großmächte mit ihm einverstanden waren, Rußland aber sich scheinbar ganz zurückgezogen hielt, um den Ansichten der demnächstigen Pariser Conferenz nicht vorzugreifen. Die Wirthschaft in den beiden rumänischen Hauptstädten ist indessen so arg geworden, und die Absichten liegen so klar zu Tage, daß Louis Napoleon einsieht, wie sehr er sich getäuscht und verrechnet hat. Ihm am allerwenigsten ist mit revolutionären Bewegungen gedient, weil sie einen Rückschlag auf Frankreich üben können; in Jassy aber und in Bucharest haben die Flüchtlinge aus dem Jahre 1848 das große Wort und das Uebergewicht. Die Geistlichkeit ist in russischem Interesse; die Bauern, kaum einer drückenden Unabhängigkeit enthoben und theilweise noch in einer solchen befindlich, werden am Leitseil geführt; einen Bürgerstand besitzen die Walachen nicht. Nun haben die Versammlungen einen Fürsten aus ausländischem Geschlecht, Vereinigung beider Länder sammt allen verfassungsmäßigen Garantieen verlangt, die für Westeuropa gewiß nothwendig sind, die aber bei der Lage der Gesellschaft in jenen Gegenden auf lange Zeit hinaus nur ein Element der Verwirrung abgeben würden. Der Sultan hat ohnehin sein Einspruchsrecht, und nun ist in diesen Tagen selbst von der Napoleon'schen Presse die „Union“ begraben worden! Die Moldauer und Walachen wissen also, was sie von der vielgepriesenen französischen Sympathie zu halten haben.

Das niederschlagende Pulver kommt übrigens gerade zur rechten Zeit; denn wie sehr Vieles dort unten gährte, und was Alles im Dunkel vorging, zeigt sich deutlich durch die Verschwörung zu Belgrad in Serbien, welche mit der Ermordung des Fürsten zum Ausbruche kommen sollte. Der Schleier, welcher über diesem bösen Treiben liegt, ist begreiflicher Weise erst theilweise gelüftet; man irrt aber wohl nicht, wenn man annimmt, daß es sich dabei nicht um etwas Vereinzeltes gehandelt habe. Auch heben einzelne Nachrichten hervor, über die gesammten Länder an der unteren Donau sei eine geheime Verbindung verbreitet und sehr thätig, um dort ganz neue staatliche Verhältnisse, namentlich ein großes, aus verschiedenen Staaten bestehendes Bundesreich

in's Leben zu rufen. Während die Union in der Walachei und Moldau durchgesetzt und somit der Sultan, als Oberlehnsherr, gleichsam den Abschied erhalten würde, sollten die Türken aus Bosnien und der Herzegowina vertrieben werden; Montenegro sei vorbereitet, um mitzuwirken, und auch in Albanien die dort zur Hälfte christliche Bevölkerung jeden Augenblick zum Aufstande bereit. Daß es überall zwischen der Donau, dem schwarzen und dem adriatischen Meere gährt, ist richtig; der serbische Volksstamm, welcher Serbien, Bosnien und Montenegro inne hat, sollte sich in Waffen erheben, und die anderthalb Millionen ihm stamm- und sprachverwandten serbischen Slaven in der österreichischen Monarchie wollte man wo möglich in die Bewegung hineinziehen, um ein serbisches Reich zu gründen. Es ist kein Geheimniß, daß die Walachen danach trachten, die dritthalb Millionen „Rumänen" Oesterreichs mit in die Union zu ziehen, und diese bis in die Bukowina zu verbreiten. Jedermann begreift aber, daß der mächtige Kaiserstaat Alles aufbieten würde, um so gefährliche Bestrebungen sogleich mit aller Macht niederzuschlagen. Die Folge des Gelingens einer rumänischen Union, oder eines Fürstenmordes in Serbien hätte aber unberechenbare Verwirrung im Gefolge haben müssen.

Serbien ist ein merkwürdiges Land und verdient die Aufmerksamkeit Europa's in hohem Grade. Das Volk bildet einen der kräftigsten und begabtesten Stämme in der großen slawischen Völkerfamilie, und ist niemals durch Knechtschaft oder Leibeigenschaft herabgewürdigt. Im Mittelalter hatte das Reich der serbischen Czaren zeitweilig eine große Ausdehnung; aber zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts unterlagen diese Herrscher dem Andrange der Türken. Serbien selbst wurde eine osmanische Provinz, während ein großer Theil der Bevölkerung allmälig auswanderte und sich in Ungarn niederließ. Serben und Osmanen sind stets unversöhnliche Feinde gewesen, und die ersteren haben keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ihre Gegner zu befehden und Alles aufzubieten, um das türkische Joch abzuwerfen. In Serbien war der Bauer frei; niemals hat sich dort eine Aristokratie mit Privilegien bilden können, und die Verhältnisse in diesem Bauernlande blieben patriarchalischer Art. Volksthümliche Helden, welche sich im Kampfe gegen die „Ungläubigen" hervorgethan, werden in Liedern gefeiert, die jeder Serbe kennt. Die Unabhängigkeit wurde aber erst vor etwas mehr als einem Menschenalter gewonnen und für die Dauer gesichert. Die Serben haben stets volksthümliche Anführer gehabt, unter denen sie große Kriegsthaten verrichteten; unter diesen ist der schwarze Georg, der Vater des jetzigen Fürsten, am berühmtesten. Wie wild und mittelalterlich es in dem Lande zugeht, und wie ganz eigen und urthümlich es mit den Begriffen der Serben aussieht, läßt sich an bekannten Thatsachen leicht nachweisen. Der schwarze Georg floh im vorigen Jahrhunderte, als er noch ein Jüngling war, mit seinem alten Vater, um auf österreichischem Boden vor der Rache der Türken sicher zu sein. Aber der Greis mochte sich am Ende nicht entschließen, seine theure Heimath zu verlassen; als alle Bitten des Sohnes nicht halfen und der Alte entschlossen war, in Serbien zu bleiben, nahm jener sein Pistol, erklärte, daß er seinen Vater nicht in die Gewalt der Türken wollte fallen lassen, weil diese ihn doch nur martern würden, und schoß ihn auf der Stelle todt. Diese Handlung war zugleich großartig und abscheulich; aber der patriotische Vatermörder wurde der gefeierte Held seines Volkes, das ihn an die Spitze stellte. Während im Anfange unseres Jahrhunderts das übrige Europa vollauf mit den Napoleon'schen Kriegen beschäftigt war, stand der schwarze Georg, welcher einst als Unteroffizier im österreichischen Heere vom regelmäßigen Dienst Etwas gelernt hatte, in Waffen gegen die Türken, und lehnte zugleich die Hilfe Rußlands ab, welche Kaiser Alexander versprach, wenn die Serben russische Unterthanen werden wollten. Die Türken wurden aus dem Lande geworfen; aber die russischen Umtriebe blieben, und ihnen ist am Ende der Landesbefreier zum Opfer gefallen. Rußland zettelte Parteiungen gegen ihn an, und suchte in dem Lande freier Bauern eine Aristokeatie etwa in dee Art zu schaffen, wie jene der Bojaren in der Moldau und Walachei, die käuflich ist und durch Zwiespalt für die Zwecke einer berechnenden Politik nutzbar gemacht werden kann. Theilweise gelang das. Der schwarze Georg wurde veranlaßt, aus dem Lande zu gehen und sich gewissermaßen in die Verbannung nach Oesterreich zu begeben, während ein anderer Volksheld auftauchte, der freilich keinen reinen Namen hat. Diesee war Milosch Obrenowitsch; aber er erlag Anfangs den nun wieder hereindringenden Türken und sah ruhig mit an, wie von diesen geköpft und gesengt wurde. Um Ostern 1815 erhob er sich abermals und erklärte Serbien für unabhängig. Die Türken wurden geschlagen; das Volk verlangte die Rückkehr des Schwaezen Georg. Er kam, wurde aber an der Grenze auf Milosch's Veranlassung ermordet. Seitdem hatte dieser keinen Nebenbuhler, wurde 1817 zum erblichen Fürsten ausgerufen und schloß sich eng an Rußland an, das dann, im Hinblick auf künftige Zeiten, in welchen es ihn zu benutzen gedachte, den Serben wichtige Rechte auswirkte. Sie sind seit 1829 im Grunde durchaus unabhängig von der Pforte, der sie nur ein geringes Jahrgeld zahlen, und die in einigen Festungen eine kleine Besatzung hält, während im Uebrigen kein Türke im Lande wohnen darf.

Seit jener Zeit ist die Geschichte Serbiens eine lange Kette von Ränken, Gewaltthätigkeiten und Aufständen. Milosch verfuhr grausam und willkürlich, suchte die Landesverfassung über den Haufen zu stürzen und wollte den Senat beseitigen. Da erhob sich das Land gegen ihn und er mußte im Sommer 1839 abdanken. Seitdem lebt er im Auslande und hat nicht aufgehört, böse Dinge gegen Serbien anzuzetteln. Auf dem Fürstenstuhl folgten ihm nach einander seine beiden Söhne; aber 1843 wurde der zweite Sohn des schwarzen Georg, Alexander Karageorgewitsch, in der fürstlichen Würde bestätigt. Er hat sich trotz vielfacher geheimer und offener Anfechtungen bis auf diesen Tag behauptet, und Serbien hat unter seiner Regierung so gute Tage gehabt, wie nie zuvor. In der innern Entwickelung zeigt sich ein gedeihlicher Fortschritt; die Rechtspflege und das Unterrichtswesen sind in gutem Stande; auch wird Vieles für die Entwickelung der materiellen Interessen gethan. Freilich dürfen wir bei alle dem nicht unsern Maaßstab anlegen; aber für ein slawisches Land ist Serbien in recht guten Zuständen.

Nun wird plötzlich eine Verschwörung entdeckt, und allem Anschein nach gehört der alte Milosch wieder zu den Anstiftern des Unfugs. Dadurch, daß man rechtzeitig auf die Spur kam, ist ihr der Nacken gebrochen und gewiß großes Unheil von den Donauländern abgewandt worden. Das tolle und frevelhafte Beginnen hätte übrigens in keine ungelegenere Zeit fallen können, als gerade in unsere Tage, in welchen man so dringend das Bedürfniß fühlt, den Frieden aufrecht zu erhalten und die Heere zu vermindern. Die Folgen eines Brandes an der unteren Donau wären gar nicht zu berechnen gewesen und hätten unabsehbare Verwickelungen nach sich ziehen können; dabei würde natürlich die Pforte abermals in Verlegenheit gebracht worden sein, und alle Umtriebe hätten einen fruchtbaren Boden gefunden. Mit Beseitigung der rumänischen Union und mit Entdeckung der serbischen Verschwörung ist jedoch allem Anschein nach diese Besorgniß verschwunden, und Europa darf sich Glück dazu wünschen.

Dresden, den 5. November.

— Aus dem Jahresberichte des Dresdner Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung ergiebt sich, daß in dem eben abgelaufenen Rechnungsjahre durch den hiesigen Hauptverein 3263 Thlr. zur Verwendung gekommen sind, wozu Dresden 750 Thlr. beigesteuert hat, während die Beiträge der Zweigvereine aus der Umgegend und der Provinz verhältnißmäßig noch reichlicher ausgefallen sind. Von jenen 3263 Thlrn. sind dem Cen-

tralvorstand 1036 Thlr. übergeben und 2227 Thlr. zur Unterstützung einzelner Gemeinden überwiesen worden. Die Totalsumme, die der Dresdner Hauptverein mit seinen Zweigvereinen vom Anfang seines Entstehens an für die Zwecke der Gustav-Adolf-Stiftung beigetragen hat, beläuft sich auf 34,449 Thaler. Im Ganzen aber sind von dieser segenbringenden Stiftung während ihres 25jährigen Bestehens 850 evangelische Gemeinden unterstützt, mehr als 100 Kirchen, Schulen, Confirmandenhäuser erbaut, unzählige Geistliche und Lehrer angestellt und für diese Zwecke 900,000 Thlr. dargereicht worden. Aber ungeachtet dieses erfreulichen Erfolges bleibt für die Thätigkeit des Vereins fortwährend ein sehr weites Feld offen, und es würden mehre Millionen erforderlich sein, um den für den Augenblick bekannten dringendsten kirchlichen Bedürfnissen evangelischer Gemeinden zu genügen. Möge daher der edle Eifer für das Liebeswerk nirgends erkalten, möge es sich vielmehr Jeder, dem das Gedeihen der evangelischen Kirche am Herzen liegt, zur Pflicht machen, dem Vereine neue Mitglieder zuzuführen und die schönen Zwecke der Stiftung überall nach Kräften zu fördern!

— Die anhaltende trockene Witterung hat zu einem sehr fühlbaren Wassermangel geführt, welcher fast dieselbe Höhe erreicht, wie i. J. 1842. Die Dresdner Bäckerinnung, welche bekanntlich einen eigenen Mühlenverband besitzt, hat in Betracht dieser Calamität beschlossen, vom 2. Nov. an das Vermahlen in Landmühlen, sowie den Aufkauf von Mehl bis auf Widerruf freizugeben und die bisher damit verbundene Nachzahlung aufzuheben.

— Bei dem in diesen Tagen hier abgehaltenen Roß- und Viehmarkte waren 450 Pferde, 53 Ochsen, 39 Kühe, 2 Kalben, 87 Schweine und 716 Ferkel zum Verkauf ausgestellt. Die Preise stellten sich durchgängig niedriger als am letzten Markte.

Aus dem Plauen'schen Grunde, 4. Nov. Gestern Abend gingen etwa 30 Familien mit der Eisenbahn nach Myslowitz in Schlesien ab, um dort als Bergleute ihren Erwerb zu finden. Sämmtliche Auswanderer waren zeither bei den Kohlenwerken im Plauen'schen Grunde mit gutem Verdienst beschäftigt. (Dr. J.)

— Aus dem Gerichtssaale. Am 29. Oct. ward im hiesigen kgl. Bezirksgericht der Fleischergeselle Grenz aus Mittelkreischa wegen Unterschlagung, die er im Betrage von mehr als 50 Thlrn. gegen seinen Meister sich hatte zu Schulden kommen lassen, zu 8 Monaten Arbeitshaus verurtheilt. Tags darauf erlangten zwei Angeschuldigte durch Einsprüche Herabsetzung der ihnen vom kgl. Gerichtsamt Radeberg und Wilsdruff zuerkannten Strafen. Der Erste von ihnen, Eisenbahnarbeiter Eisold aus Arnsdorf, hatte wegen Entwendung eines Werthes von 1 Thlr. 17 Ngr., 4 Wochen Gefängniß erhalten, die auf 15 Tage gemindert wurden. Wichtiger und für die Wohlthat unserer jetzigen Strafrechtspflege bezeichnender war der zweite Einspruch des Armenhäuslers Gießner in Neukirchen. Er hatte wegen widerrechtlicher Benutzung zweier, einem früheren Hausgenossen gehöriger Gegenstände, eines Tisches und einer Bürste, sowie weil er im trunkenen Zustande sich der Haft widersetzt, vom Gerichtsamt 5 Monate Arbeithaus erhalten. Diese Strafe erschien der Staatsanwaltschaft selbst zu hoch, und weil sie nicht etwa blos dazu da ist, anzuklagen und für scharfe Strafen zu sorgen, sondern auf das Recht zu sehen, und weil sie ebensowohl zur Anklage als zur Vertheidigung des Angeklagten, da wo es Noth thut, bei uns in Sachsen gesetzlich verpflichtet ist, so trug Herr Staatsanwalt Held selbst auf Milderung an und die Strafe ward auf 6 Wochen 3 Tage (eine sächsische Frist) Gefängniß herabgesetzt. — Noch mehr bewährte sich die Zweckmäßigkeit des öffentlich-mündlichen Verfahrens in anderer Richtung an dem bald darauf verhandelten Falle. Ein Student der chirurgischen Akademie hier, Groth, hatte nämlich am 29. Oct. in einer hiesigen Wirthschaft einen fremden Pelz (30 Thlr. werth) an sich und mit genommen. Der Bestohlene machte Anzeige und die Polizei betraf den Pelzdieb kurze Zeit darauf, als er eben im Begriff sein mochte, den Pelz zu versilbern. Dem Eigenthümer, einem Fremden, war an schneller Sacherledigung gelegen, weil er fortreisen wollte und dazu natürlich den Pelz brauchte. Da nun bei sofortiger Ueberführung es der Voruntersuchung nicht bedarf, sondern sofort auf unmittelbare Vorladung erkannt werden kann, so ward Groth am Tage nach seiner Verirrung zur Hauptverhandlung gezogen. Es konnte dies freilich nur dadurch geschehen, daß der Angeklagte auf die ihm zuständigen mehrtägigen Vertheidigungs- und Zeugenbenennungsfristen verzichtete. Und so waren noch keine 24 Stunden seit der unüberlegten Handlung verstrichen, als der durch eigene Schuld Unglückliche, der sich vergeblich auf Irrthum in der Trunkenheit beziehen wollte, zu 9 Monaten Arbeitshaus verurtheilt wurde. Unthat und Urtheil waren schnell da — aber langer, langer Zeit wird es bedürfen, deren Spuren zu tilgen! — Der (nach Nr. 38 S. 303 d. J.) zu 1 Jahr Zuchthaus verurtheilte Handarbeiter Hännegen saß am 3. Nov. d. J. wieder auf der Anklagebank, mit ihm seine Mutter und der Handarbeiter Hauswald, den er durch Vermittelung der Ersteren zum falschen Zeugniß verleitet hatte. Er hatte nämlich jene Strafe erhalten, weil er dem ehemaligen Liebhaber eines Mädchens, in deren angeblichem, von derselben eidlich abgelehnten Auftrage Geld abgeschwindelt hatte. Auf seine und seiner Mutter Veranlassung bezeugte nun Hauswald hinterdrein vor Gericht der Wahrheit zuwider, er sei dabei gewesen, als jenes Mädchen Hännegen den Auftrag, welchen sie abgeschworen, wirklich ertheilt habe. In dieser seiner unwahren Zeugenaussage lag also zugleich gegen jenes Mädchen eine verläumderische Meineidsanklage. Der Anstifter Hännegen ward noch zu 6 Monaten Arbeitshaus, seine Mutter zu 2 Monaten und Hauswald zu 4 Monaten Gefängniß verurtheilt.

† Meißen, 3. Novbr. Wie verlautet, ist vom Pferdezüchterverein beschlossen worden, in diesem Herbste nochmals eine Anzahl Mutterstuten aus der Normandie nach Sachsen kommen zu lassen und hat der Verein, wie man hört, bei der hohen Staatsregierung darum nachgesucht, daß man das k. Landstallamt mit dem Einkaufe dieser Stuten beauftrage. Es ist diese Bitte auch genehmigt, und das k. Landstallamt dürfte schon in nächster Zeit zum Einkaufe dieser Pferde verschreiten. Aus diesem Verfahren der hohen Staatsregierung ist wohl zu erkennen, daß die Percheronpferde von außerordentlicher Güte und Gebrauchsfähigkeit sein müssen und sie als vorzügliche Mutterstuten anerkannt werden, sonst würde obengedachter Verein, welcher sich die Hebung der Pferdezucht zur Aufgabe stellt, nicht nun schon zum zweiten Mal zu einem solchen Ankauf verschritten sein, ein Unternehmen, was, wie leicht zu denken, mit sehr bedeutenden Kosten verbunden sein muß; auch würde die hohe Staatsregierung wohl kaum das k. Landstallamt zu diesem Einkaufe ferner beauftragt haben, wenn sie nicht in diesem Unternehmen einen Fortschritt der Pferdezucht erblickte. — Denjenigen Pferdezüchtern, welche ein Verlangen nach einer guten Mutterstute haben, wäre anzurathen, daß sie sich schleunigst an den Vorstand des Zuchtvereins wendeten, um durch dessen Verwendung vielleicht noch jetzt durch vorgedachte Gelegenheit eine solche zu erhalten.

§ Aus dem Erzgebirge, 3. Novbr. In Grünau bei Zwickau soll in nächster Zeit ein großartiges Eisenhüttenwerk mit einem Actienanlagekapital von 1¼ Millionen Thalern gegründet werden. Die Anlage soll enthalten 4 Hohöfen, von denen 2 sofort in Angriff genommen und betrieben werden sollen, 1 Puddel- oder Walzwerk zur Herstellung von Eisenbahnschienen und Stabeisen, 1 Gießerei mit 4 Cupolöfen und einer Maschinenbauanstalt. Die Actiengesellschaft hat im Erzgebirge 19 und im Voigtlande 22 Eisensteinfelder, von denen bereits mehre erschlossen sind, käuflich an sich gebracht, welche fast alle den Eisenbahnen sehr nahe liegen, und zum großen Theile ist reiche Ausbeute zu versprechen. Ebenso ist von der Gesellschaft ein Steinkohlenfeld acquirirt worden. Kalk ist unmittelbar bei Grünau vorhanden. Somit sind die Bedingungen zu einem gedeihlichen Betriebe jenes großartigen Werks gegeben. An Absatz kann es diesem Etablissement nicht fehlen, weil Sachsen bis jetzt kaum ein Fünftel seines Bedarfs an Eisen erzeugt. Da die Marienhütte bei Zwickau ihren Actionären 22 Procent Dividende gegeben hat, so hofft man gleichgünstige Betriebsresultate.

Vermischtes.

Ein jugendlicher Bösewicht. Aus Bolkenhain (in Schlesien) wird nachfolgender Vorfall berichtet: Am 25. Oct. waren drei Kinder des dasigen Nagelschmidts Hübner und zwei Kinder des Schuhmachers Fritsche, im Alter von 4—9 Jahren, im Gartenhause des Letztern zum fröhlichen Spiel vereint, als sich der durch seine Ungebundenheit und Tücke bekannte zwölfjährige Pflegesohn des Töpfers H. zu ihnen gesellte und Theil an dem Spiele nahm. In dem Gartenhause befand sich eine große Jahrmarktskiste, und auf Zureden H's. begeben sich die größeren Spielgenossen in den Kasten, während er die kleineren selbst hineinhebt. Nun wird der Kasten, in dem die fünf unschuldigen, nichts Böses ahnenden Opfer auf dem kleinsten Raum zusammengedrängt über- und nebeneinander hocken, zugeschlagen und der Unhold setzt sich darauf. Drei volle Viertelstunden hört er mit gräßlichem Wohlbehagen die Hilferufe, die flehendlichsten Bitten und das endliche Jammergestöhn. Endlich schweigt das Todesgebet, die Sterbeseufzer verstummen, und das Opfer ist vollbracht; schon spielt der bitterste Tod mit den unschuldigen Kindern. Jetzt erst verläßt der Mörder seinen Sitz und schaut nach seiner Beute; sie zuckt nur noch und er betrachtet sein Werk, von Niemandem geahnt oder gesehen, als gelungen. Denn sterben sollen die Unschuldigen; das ist sein Wille gewesen, wie er selbst, angesichts seiner Opfer, mit der größten Kaltblütigkeit vor Gericht eingestanden hat. Und damit die grauenhafte That vollständig gelinge, bringt er den Kasten unter Schloß und Riegel, um sich dann vom Schauplatze seines Verbrechens zu entfernen und einen „Drachen" steigen zu lassen. Ein kleines Mädchen sah ihn von der Straße her aus dem Gartenhause kommen und ward später seine Anklägerin. Gegen Abend vermißten die Mütter ihre Kinder, und nach langem und vergeblichen Suchen kamen sie endlich in das verschlossene Gartenhaus und finden dort zu ihrem unaussprechlichen Schrecken die Kinder als Leichen engzusammengepfercht in der Marktkiste. Alle sofort angewendete ärztliche Hilfe blieb erfolglos; die Kinder waren des Todes Beute. Daß aber nicht ein unbedachtes Spiel das tragische Ende der Kleinen herbeigeführt, sondern irgend ein Verbrechen vorliege, ergab sich aus dem Umstande, daß die Kiste zugeriegelt war. Dessenungeachtet gelang es erst am anderen Vormittage, den Thäter zu entdecken, nachdem das oben erwähnte Mädchen das von ihr bemerkte Herauskommen H's. aus dem Gartenhause angezeigt hatte. Der jugendliche Verbrecher wurde von der Schulbank weggeholt und gestand kalt und ohne jegliches Zeichen der Reue seine schwarze That; als man ihn vor die unglücklichen Opfer führte, sagte er, auf eins der todten Mädchen zeigend: „die dort habe ihn besonders inbrünstig um Erlösung angefleht, aber er habe Aller Tod gewollt!" Fast möchte man zur Ehre der Menschheit glauben, daß der jugendliche Missethäter unzurechnungsfähig sei und ohne volles Bewußtsein gehandelt habe; aber alle seine Aussagen und Geständnisse beweisen vielmehr, daß er lediglich aus Ruchlosigkeit und Bosheit zur Vollführung des gräßlichen Verbrechens verschritten ist.

Unglücksfälle. Am 19. Nov. sollte in **Breslau** die 600jährige Jubelfeier der Elisabethkirche stattfinden; da sich aber mehre Risse in dem Gotteshause zeigten, schritt man vorher zur Reparatur desselben. Bei dieser Arbeit wurde am 29. Oct., Abends gegen 6 Uhr, einem Arbeiter durch ein von der Höhe herabstürzendes Ziegelstück die Lampe aus der Hand geschlagen. Hierdurch gewarnt, ergriffen die noch anwesenden Arbeiter schleunigst die Flucht, und wenige Augenblicke darauf stürzten plötzlich zwei Hauptpfeiler zusammen und rissen dabei noch ein großes Stück des von ihnen getragenen Seitengewölbes mit herab. Der Knall und der Donner, welchen die Katastrophe herbeiführte, war so groß, daß in den anliegenden Häusern die Fensterscheiben klirrten und das Getöse weithin gehört wurde. Ein Menschenleben ist dabei glücklicherweise nicht gefährdet worden. — In **Antwerpen** stürzte am 28. Oct. ein großes Waarenmagazin zusammen, wobei sieben Personen, welche eben beschäftigt waren, Vorräthe aus jenem Gebäude zu schaffen, unter den Trümmern begraben wurden.

Literatur.

Schillers Lied von der Glocke in Bildern von Ludwig Richter. Dresden, Verlag von Gaber und Richter.

„Schwer herein schwankt der Wagen kornbeladen;" also vor wenigen Wochen erst galt es überall ringsum im Lande. „Markt und Straße werden stiller; um des Lichts gesellige Flamme sammeln sich die Hausbewohner," auch das trifft in dieser Jahreszeit von Tag zu Tage mehr ein. Und wie mit diesen Worten Schiller in seinem trefflichsten „Lied von der Glocke" gerade die Herbstzeit, in der wir jetzt leben, für Stadt und Land bezeichnend geschildert, so giebt es überhaupt kein in das Familienleben eingreifendes Vorkommniß von Bedeutung, dem Schiller in diesem erhabenen Gedichte nicht begeisterte Worte der Weihe gewidmet hätte. Das herrliche, echtdeutsche Werk, zu allen Zeiten ein Lieblingsstück des Volkes, enthält denn auch eine solche Fülle von Lebensbildern, daß wie von selbst die Gestaltungskraft der Maler sich an ihnen erproben mußte. Aber wie oft es auch versucht ward — Keiner hat es bis jetzt verstanden, im Bilde Das zu malen, was Schiller in Worten gesagt: — bis auf Ludwig Richter. Er hat's verstanden, all' diese rührenden Lebensbegegnisse, welchen hoch oben die Glocke Klang und tiefinnen das Herz Schwung giebt, ergreifend wahr darzustellen. Er hat's verstanden, weil er's gefühlt hat. Man sehe die Bilder vom Taufgang durch's ganze Leben mit seinen Freuden und Leiden hindurch bis wieder zum Kirchgang an, und wer nicht ein ganz verhärtetes Gemüth hat, der muß sich ergriffen fühlen von der seelenvollen Sprache, die die stummen Gestalten hier sprechen. Denn das hat Meister Richter trefflich der Natur abgelauscht, daß dem beseelten Blick Alles in ihr beseelt erscheint. Es ist gar schwer, aus der Reihe so trefflicher Bilder das Eine oder Andere hervorzuheben, die Wahl ist nicht leicht und der Geschmack ist auch verschieden. Und so möge es nur beispielsweise gelten, wenn hier das Bild „die Hausfrau" und ferner das Bild „der Friede" als vorzüglich gelungene bezeichnet werden. Aber nicht blos die Zeichnung, sondern auch deren Ausführung in Holzschnitt von A. **Gaber** ist eine vortreffliche, und zeugt von den großen Fortschritten, welche die Holzschneidekunst in neuerer Zeit gemacht hat. Wer sich daher ein schönes, nicht blos das Auge erfreuendes, sondern auch das Herz erquickendes Bilderwerk um billigen Preis anschaffen will, entweder um es am Familientische zu durchblättern oder um damit sein Zimmer zu schmücken: der kaufe Richter's Bilder zur Glocke. Und so möge „die Glocke", wie längst durch Wort und Sang, so nun auch durch Bild und Gestalt fortklingen in den Herzen, und: „Freude jedem Haus bedeute, Friede sei ihr erst' Geläute." —

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Rℓ.	Weizen nGr.	Roggen Rℓ.	Roggen nGr.	Gerste Rℓ.	Gerste nGr.	Hafer Rℓ.	Hafer nGr.	Erbsen Rℓ.	Erbsen nGr.
Dresden	Novbr. 2.	von	6	—	3	20	3	20	2	16	—	—
		bis	6	8	3	28	3	25	2	28	—	—
Bautzen	Octbr. 30.	von	5	10	3	5	3	5	2	7	—	—
		bis	6	5	3	15	3	10	2	17	5	10
Meißen	Octbr. 30.	von	—	—	3	18	3	13	2	16	—	—
		bis	—	—	3	25	3	20	2	23	—	—
Pirna	Octbr. 30.	von	5	20	3	15	3	10	2	16	—	—
		bis	6	—	3	25	3	18	2	25	—	—
Radeburg	Novbr. 4.	von	6	6	3	19	3	16	2	16	—	—
		bis	6	12	3	22	3	20	2	24	—	—
Roßwein	Novbr. 3.	von	6	—	3	25	3	15	2	10	—	—
		bis	6	13	4	5	—	—	2	16	—	—
Chemnitz	Octbr. 30.	von	6	5	4	—	3	20	2	16	—	—
		bis	6	15	4	5	4	–	2	22	—	—

Dresden. Das Schock Stroh 7 Thlr. — Ngr. bis 7 Thlr. 20 Ngr.
Der Centner Heu 1 " 15 " " 1 " 18 "
Radeburg. Haidekorn 3 Thlr. — Ngr. bis 3 Thlr. 10 Ngr.
Eingegangen: 551 Scheffel Getreide.

Butterpreise in **Dresden** vom 31. Octbr. bis mit 2. Novbr. 1857.
die Kanne 18 Ngr. — Pf. bis 19 Ngr. — Pf.
— in Pirna (30. Octbr.) 16 " — " " 17 " — "
— in Roßwein (3. Novbr.) 16 " 8 " " 18 " — "
— in Chemnitz (30. Octbr. 17 " 5 " " 18 " — "

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3 % große 86½ gesucht; dergleichen kleine 86½ gesucht; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 101½ gesucht; dergl. von 1847 à 4 % 99½ gesucht; dergl. von 1852 und 1855 à 4 % 99½ gesucht; dergl. von 1852 4 % à 100 Thlr. 100 ges.; dergl. 1855 à 3 % 80½ ges. Land-Renten-Briefe große 86½ ges.; dergl. kleine 88 ges.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 100 ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4 % große 96½ ges.; kleine 99 gesucht; dergl. à 3½ % große — angeb., kleine — angeb.; dergl. 3½ % große — angeb., kleine — angeb. Lausitzer 4 % Pfand-Briefe große 100 ges.; kleine 100 ges.; dergl. 3½ % große und kleine 94 ges.

Preuß. 4½ % Anleihe 99½ ges.; dergl. 4 % 93 ges., Preuß. 3½ % Staats-Schuld-Scheine 82 ges.
Oesterr. 5 % National-Anleihe 79½ gesucht.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 14 Ngr. 5 Pf., Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99.

Dresden, den 5. Novbr. 1857. Ed. Rockſch.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 45 nebst einer Beilage.)

Freitag, Nr. 46. 13. November 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition, kl. Meißn. Gasse Nr. 8, [illegible] zu haben. [illegible]

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Aus den officiellen Mittheilungen über die letzte Bundestags-Sitzung ist nur so viel zu ersehen, daß zur Wahl des Ausschusses verschritten worden ist, welcher sich mit der Berichterstattung über die Verfassungsangelegenheit der Herzogthümer Holstein und Lauenburg zu beschäftigen haben wird. Die Namen der Gesandten, auf welche die Wahl gefallen, sind nicht veröffentlicht worden; doch hört man, daß die Vertreter Preußens und Oesterreichs sich unter ihnen befinden.

Die ungünstigen Rückwirkungen der nordamerikanischen Geldkrisis und der indischen und chinesischen Wirren auf die Fabrikindustrie der europäischen Continentalstaaten fangen an, in immer größeren Dimensionen hervorzutreten. Zuerst wurden vorzugsweise Frankreich und die Schweiz davon berührt; wie aber aus Frankfurt a. M. berichtet wird, sind auch die deutschen Fabrikbezirke nicht verschont geblieben. Eine Menge Arbeiter sind schon entlassen, und man fürchtet, daß es in nächster Zeit noch schlimmer wird. Außer der Cigarrenfabrikation leiden vornehmlich die Seidenindustie, die Uhrenfabrikation, die Leinenindustrie, die Fabrikation kurzer Eisenwaaren, die Tuchfabrikation, die Spinnereien und Webereien; auch die Goldwaarenfabriken in Hanau und Pforzheim haben gleichfalls erheblichen Abbruch in ihrer Ausfuhr erlitten.

Aus Schleiz wird ein bedauerlicher Unfall berichtet, welcher am 3. Nov. den regierenden Fürsten betroffen. Der Fürst kehrte am Abende jenes Tages mit dem Erbprinzen von der Jagd zurück, als in der Nähe der Stadt der Wagen bei dem Ausweichen vor zwei Lastwagen umgeworfen wurde. Der Fürst hat das Schlüsselbein des linken Arms gebrochen und nicht unbedeutende Contusionen am Kopfe erhalten. Der Erbprinz hat nur eine unerhebliche Verletzung erlitten.

Preußen. Das körperliche Wohlbefinden des Königs ist nunmehr so weit vorgeschritten, daß Se. Majestät in den letzten Tagen in Begleitung der Königin wiederholte Spazierfahrten unternommen haben. Dessenungeachtet ist die Uebersiedelung von Sanssouci nach Charlottenburg noch beanstandet worden, und es sind gegenwärtig zahlreiche Arbeiter beschäftigt, um den Weg nach dem letztgenannten Lustschlosse auszubessern und zu ebnen. — Die Gemahlin des Prinzen von Preußen, welche bekanntlich in Coblenz lebt, wird sich im Laufe dieses Monats nach Berlin begeben; da die Königin ausschließlich mit der Pflege ihres Gemahls beschäftigt ist, liegt es der Prinzessin ob, den Hof während des Winters zu repräsentiren.

Die Conferenz, welche von den Bevollmächtigten der deutschen Zollvereinsstaaten in Berlin abgehalten werden soll, um eine Vereinbarung über gleiche Grundsätze für die Papiergeld-Emission herbeizuführen, ist bis jetzt noch nicht zusammengetreten, obgleich der Zeitpunkt, wo das Verbot der fremden Banknoten in Preußen in Kraft tritt, immer näher heranrückt. Wie es scheint, so fehlt es an der nöthigen Einigkeit; Baiern, welches früher den Zusammentritt der Conferenz eifrig betrieben, will jetzt keinen Theil daran nehmen, weil Oesterreich von den Berathungen ausgeschlossen ist. — Aus Schlesien wird berichtet, daß sich dort die Uebertritte katholischer Priester zur evangelischen Kirche in auffallender Weise vermehren; die Geistlichen kommen aus Oesterreich, wo seit dem Eintritte des Concordats der niedere Klerus sich mehrfach bedrückt fühlt. In einem Tage sind drei Priester übergetreten, und in nächster Zeit wird der Uebertritt eines böhmischen Geistlichen erwartet, dessen Name weithin im Lande berühmt ist. — In Posen sind neben den Jesuiten auch die Schwestern vom Herzen Jesu eingezogen, um in einer weiblichen Erziehungsanstalt den Unterricht zu leiten.

Oesterreich. Die Freiheit der Donauschifffahrt ist zwar in dem letzten Pariser Friedensvertrage ausdrücklich garantirt, allein es war einer besonderen, aus Bevollmächtigten der Uferstaaten zusammengesetzten Commission vorbehalten, diese wichtige Angelegenheit vorher zu berathen und endgültig zu regeln. Diese in Wien tagende Commission hat nunmehr ihre Aufgabe vollendet und es ist demgemäß am 8. Nov. von den betheiligten Regierungen ein förmlicher Tractat über die freie Schifffahrt auf jenem Strome abgeschlossen worden. Der österreichischen Donaudampfschifffahrtsgesellschaft ist für das Aufhören ihres Privilegiums eine Rente von fast zwei Mill. Gulden aus der Staatskasse garantirt worden. — In Innsbruck ist die theologische Facultät an der dasigen Universität wieder errichtet worden; noch wichtiger ist es aber, daß der Unterricht den Jesuiten anvertraut worden ist. Sieben Professoren aus der Gesellschaft Jesu sind bereits in der Innstadt versammelt. —

Dänemark. Die Ueberweisung des dänisch-deutschen Streites an den Bundestag hat den Uebermuth der dänischen Presse nicht herabgestimmt. Die Kopenhagener Blätter rechnen auf die Uneinigkeit Preußens und Oesterreichs und sprechen zugleich die Hoffnung aus, daß der geringste Versuch, welcher etwa gemacht werden sollte, um durch Holstein eine Veränderung der Verfassung des dänischen Gesammtstaats herbeizuführen, eine Intervention der nichtdeutschen Großmächte zur Folge haben würde. Was den ersten Punkt anlangt, so dürfte man sich diesmal in Kopenhagen verrechnet haben, denn Oesterreich und Preußen sind in der vorliegenden Angelegenheit vollkommen einig; von einer Einmischung des Auslandes kann aber, so lange es sich um eine innere Bundesangelegenheit handelt, nicht die Rede sein.

Belgien. Der König, welcher gern eine Kammerauflösung vermeiden möchte, da im Juni nächsten Jahres ohnehin die verfassungsmäßigen Wahlen stattfinden, hat sich Mühe gegeben, das Ministerium im Amte zu erhalten und die Entscheidung über sein Fortbestehen bis zum Zusammentritt der neuen Repräsentantenkammer zu vertagen. Die Mitglieder des Kabinets vermochten sich aber hierüber nicht zu einigen, da zwei von ihnen infolge der liberalen Gemeindewahlen auf ihrer Demission bestanden. Der König wandte sich unter diesen Umständen an die Führer der freisinnigen Partei der Repräsentantenkammer, und nach längeren Unterhandlungen ist der bekannte Staatsmann, Charles Rogier, ein Mitbegründer der belgischen Verfassung, mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt worden; dasselbe hat sich am 9. Nov. constituirt und die auf den folgenden Tag einberufenen Kammern sind auf unbestimmte Zeit vertagt worden. Man vermuthet,

daß die Repräsentantenkammer baldigst aufgelöst und zu einer Neuwahl verschritten werden wird. Die klerikale Partei, welche jetzt eine schwache Majorität in der Repräsentantenkammer besaß, ist mit dieser Wendung der Dinge höchlichst unzufrieden.

Frankreich. In Regierungskreisen ist man sichtbar darüber verstimmt, daß die sonst an Erfolge gewöhnte kaiserliche Politik in der Donaufürstenthümerfrage einer ziemlich sicheren Niederlage entgegen geht. Oesterreich und die Pforte, deren Interessen durch die französische Auffassung am meisten bedroht erscheinen, halten fest zusammen; England tritt, seit sich die Verhältnisse in Indien etwas besser gestaltet haben, nunmehr auch mit größerer Entschiedenheit für die Türkei in die Schranken; Preußen hat sich seine schließliche Entscheidung vorbehalten, und es steht zu erwarten, daß es zuletzt mit Oesterreich Hand in Hand gehen wird. Was nun Rußland anlangt, so ist es bekannt, daß diese Macht bisher in der ganzen Unionsangelegenheit eine kluge Zurückhaltung beobachtete und es dem unermüdlichen Eifer Frankreichs überließ, für jenes Project zu wirken. Nachdem aber der Erfolg dieser Bemühungen sich immer mehr als ein verfehlter herausstellt, soll auch das Petersburger Kabinet erklärt haben, daß es der Union der Fürstenthümer keine weitere Unterstützung leihen werde. Es bliebe dann nur noch Sardinien auf Frankreichs Seite, und man wird unter solchen Umständen in Paris auf eine weitere Verfolgung dieser Angelegenheit verzichten müssen. Die Verstimmung hierüber giebt sich in verschiedenen Anzeichen kund. Der französische Gesandte in Wien, Baron Bourqueney, hat einen längeren Urlaub erhalten und wird den Winter in Paris zubringen; der österreichische und türkische Gesandte werden nicht zu den kaiserlichen Hoffesten nach Compiegne eingeladen, an denen sonst die gesammte höhere Diplomatie theilnimmt; der französische Gesandte in Konstantinopel, Herr v. Thouvenel, vermeidet jedweden Verkehr mit den gegen den Willen Frankreichs zum Großvezier ernannten Reschid-Pascha. Auf solche Weise läßt man es nach verschiedenen Seiten hin fühlen, wie übel es empfunden wird, daß einmal die Protectorrolle Frankreichs eine Zurückweisung erfährt.

Noch größere Aufmerksamkeit als die auswärtigen politischen Verhältnisse erregt die gegenwärtige Geldkrisis, welche den nachtheiligsten Einfluß auf den Handel und Verkehr zu äußern beginnt. Gewohnt, alles Heil von der Regierung zu erwarten, hat man die letztere bestürmt, auf dem Wege der Gesetzgebung dieser Calamität entgegenzutreten; man verlangte Zwangscours für die Banknoten, sowie eine hohe Abgabe für die Ausfuhr des baaren Geldes. Allein der Kaiser hat diesem Andringen nicht Folge gegeben, sondern nur die abermalige Erhöhung des Bankdiscontos gutgeheißen. Bisher hat die Bank von Frankreich mit 7½ Procent discontirt; vom 11. Novbr. an sollen Einmonatswechsel mit 8 Proc., Zweimonatswechsel mit 9, Dreimonatswechsel mit 10 Proc. discontirt werden. Der Handelsstand hat schon bisher bittere Klage über die Höhe des Discontos geführt und die abermalige Steigerung wird ihm daher sehr unwillkommen sein. Dennoch dürfte der gewählte Ausweg der beste sein, um über die Geldkrisis hinwegzukommen. — Die schon längst erwartete Armeereduction scheint sich auf ein sehr bescheidenes Maß beschränken zu sollen. Es werden nämlich nur 30,000 Mann, welche ihre dreijährige Dienstzeit vollendet haben, beurlaubt; hierbei befinden sich kaum 2000 Mann Cavalerie (bei welcher jede der 450 Schwadronen eine Anzahl Unberittener führt), und da keine Verminderung der Cadres eintritt, so wird die zu erzielende Ersparniß kaum 12 Mill. Fr. jährlich betragen, eine Summe, welche bei einem Jahresbudget von zwei Millionen Fr. nicht schwer ins Gewicht fällt.

Bei der Verleihung der St. Helena-Medaille ist festgestellt worden, wie viel noch alte Soldaten sich in der *activen* Armee befinden, welche unter Napoleon I. gedient haben. Die Zahl dieser Veteranen ist bis auf 557 zusammengeschmolzen; darunter befinden sich 8 Marschälle, 52 Generale oder Intendanten, 106 Generale oder Intendanten des Reservecadres, 25 Stabsoffiziere, 93 Offiziere verschiedener Grade, 273 Unteroffiziere und Soldaten.

Großbritannien. Das Parlament ist am 6. Nov. wiederum und zwar bis zum 17. Decbr. vertagt worden; wahrscheinlich wird sich nach Ablauf dieser Frist jene Förmlichkeit wiederholen und der Zusammentritt des Parlaments in diesem Jahre nicht mehr erfolgen. — Der Kaiser von China soll nun der englischen Regierung den Krieg in aller Form erklärt haben; hierdurch wird nichts geändert, da die Feindseligkeiten schon längst eröffnet wurden und nur durch den Aufstand in Indien eine energische Fortsetzung derselben verhindert worden ist. — Der Premier, Lord Palmerston, hat das am 10. Nov. abgehaltene Lordmayors-Bankett benutzt, um auf die ungeschwächte Macht Englands hinzuweisen. Er sagte unter Anderem: Obschon man eine große Anzahl Truppen nach Indien gesandt habe, so sei die Zahl der Soldaten in England dennoch eben so groß, wie vor Ausbruch des Aufstandes; keine Nation werde sich dem Wahne hingeben, daß sie jetzt England gegenüber wegen dessen militärischer Schwäche sich einen anmaßenden Ton erlauben dürfe rc. — Die Bank von England hat ihr Disconto auf 10 Procent erhöht. — Am 9. Nov. hat die Firma Dennistoun u. Comp., eins der bedeutendsten mit Amerika handelnden Häuser in Großbritannien, ihre Zahlungen eingestellt. Die Passiva sollen gegen 2 Mill. Pfd. Sterling betragen. — Die Western-Bank von Schottland, welche 100 Zweigbanken zählt, hat ihre Zahlungen eingestellt.

Aus London wird der am 10. Novbr. erfolgte Tod der Herzogin von Nemours gemeldet. Die Prinzessin war eine Tochter des Herzogs Ferdinand von Sachsen-Koburg-Cohary und seit dem 27. April 1810 mit dem zweiten Sohne Louis Philipps vermählt.

Spanien. Das neue Ministerium hat in seinem halbofficiellen Organe eine Art von Programm veröffentlicht, dessen Inhalt im Allgemeinen befriedigt hat, obgleich man in Spanien bereits daran gewöhnt ist, auf die ministeriellen Zusagen nicht allzuviel zu bauen. Es wird in jenem Artikel treues Festhalten an der Verfassung versprochen, auch eine mildere Handhabung des sehr strengen Preßgesetzes in Aussicht gestellt, bis die Cortes dieses Gesetz verworfen oder abgeändert haben werden; ferner soll auch die Frage einer Parlamentsreform wieder aufgenommen werden und das Kabinet giebt die Zusicherung, daß es dabei nicht in die Fußtapfen seines Vorgängers treten werde, da es nicht gesonnen sei, die gesetzgebenden Cortes zu blos berathenden Kammern abzuschwächen. In Madrid fürchtet man, daß es dem Ministerium kaum möglich sein wird, sich lange zu halten, da ihm die Gunst der Königin fehlt und überdies die Reaction nichts unversucht lassen wird, um ihre Führer an's Ruder zu bringen.

Portugal. Das gelbe Fieber grassirt noch immer in Lissabon und fordert täglich zahlreiche Opfer. Während dieser schweren Heimsuchung hat der junge König von Portugal vielen Muth bewährt und der übrigen Bevölkerung das beste Beispiel gegeben. Die meisten vornehmen Leute haben die Hauptstadt verlassen; der König ist aber in seiner Residenz geblieben und hat fast täglich die von der Epidemie am schwersten betroffenen Stadtviertel besucht, um den Vollzug der getroffenen Sanitätsmaßregeln zu controliren und den armen Familien ihr Loos zu erleichtern. Zu letzterem Zwecke hat der Monarch von der zu seiner Vermählung bewilligten Summe eine Mill. Realen (250,000 Fr.) zur Verfügung der städtischen Behörden gestellt.

Rußland. Die russische Marine, welche erst kürzlich in der Ostsee und auf dem kaspischen Meere zwei Schiffe eingebüßt hat, ist abermals von einem Unfalle betroffen worden. General Filippson hatte Mitte September von Anapa aus eine Expedition zur See gegen die Mündung des Flusses Tuapse unternommen, woselbst sich der Hauptstapelplatz des Schmuggelhandels befindet, welchen die Cirkassier an der Küste des schwarzen Meeres betreiben. Es gelang dem General mit einem Verluste von 3 Todten und 12 Verwundeten, die dort aufgespei-

cherten Munitionsvorräthe 2c. fortzuführen oder zu vernichten. Als aber die Russen nach ihren Dampfschiffen zurückkehren wollten, flog eine Barkesse in die Luft und bedeckte das Meer mit Leichen, Trümmern und Schwimmenden. 32 Mann wurden gerettet, aber 3 Oberoffiziere und 36 Mann haben bei diesem Unglücke ihren Tod gefunden.

Amerika. In der Geld- und Geschäftskrisis, welche sich über alle Handelsplätze der Vereinigten Staaten verbreitet, ist noch immer keine günstige Aenderung eingetreten. Seit dem 1. August sind ungefähr 900 Bankroite im Betrage von 90 Mill. Dollars angekündigt. Der Handel und Verkehr liegen gänzlich darnieder und die Arbeitslosigkeit steigt mit jedem Tage; nach der Angabe des Newyork Herald sind in Newyork, Philadelphia und den anderen großen Städten im Osten und Westen 43,228 Handarbeiter entlassen worden.

Die von der amerikanischen Regierung nach Utah, dem Wohnsitze der Mormonen, abgesandte Truppenabtheilung hat den 620 Meilen langen Weg nach dem nordöstlichen Theile Obercaliforniens glücklich zurückgelegt. Ob es derselben aber gelingen wird, die Mormonen zur Raison zu bringen und den Gesetzen der Union unter diesen wunderlichen Heiligen Geltung zu verschaffen, steht noch sehr zu bezweifeln. Wenigstens schicken sich die Mormonen an, unter der Leitung ihres Oberhauptes, Brigham Young, den amerikanischn Truppen bewaffneten Widerstand entgegenzusetzen.

Der Kanonenjunge.

Erzählung, von Franz Lubojatzky.

(Fortsetzung.)

Der Inhalt des aus Frankreich angekommenen Schreibens, dessen Vorlesung die Jeßner'schen Eheleute mit wachsendem Staunen anhörten, war in der Hauptsache folgender:

Mademoiselle Goutard, nach ihrer Ankunft mit Fräulein Aurelie zu Dresden von deren Mutter, der Frau Baronin, ihrer Stellung entlassen, sah sich, da sie keine ihr passende Stelle fand, bewogen, nach Frankreich, ihrer Heimath, zurückzukehren. Nach zwei Jahren heirathete sie einen Pariser Hotelier, Namens Monterau. Eine Dame, welche ein kleines Gut in dem an den Park von Vincennes grenzenden Dorfe St. Mandé besaß und sehr leidend war, kam zuweilen mit ihrem Diener Sulpice nach dem nur zwei Stunden entfernten Paris, um mit Dr. Matthison, einem berühmten Arzte, über ihren sehr wankenden Gesundheitszustand zu sprechen, und kehrte stets im Hotel Monterau's ein. Madame Lyonnet schien die Theilnahme Anderer für sie nicht zu lieben; sie hatte etwas Scheues an sich, und obwohl sie schon öfter in genanntem Hotel eingekehrt war, so hatte doch zwischen ihr und Madame Monterau, der ehemaligen Mademoiselle Goutard, nunmehrigen Hotelière, auch nicht die mindeste Bekanntschaft stattgefunden, was unter Französinnen, die so leicht einen Anknüpfungspunkt zur Unterhaltung zu finden verstehen, auffällig war.

Eines Tages trug Madame Monterau ihren kleinen halbjährigen Säugling im Bettchen, mit einem buntseidenen Umschlagetuche überdeckt, gerade in dem Moment über den Hof, als Madame Lyonnet, von ihrem Diener begleitet, von dem Besuche bei Doctor Matthison zurückkam. Madame Lyonnet blieb wie erstarrt eine Zeit lang vor ihr stehen, riß ihr dann plötzlich das Kind vom Arme und, es an sich pressend, eilte sie mit dem Rufe: „Ach, Gott sei Dank! jetzt habe ich es wieder ... o, mein Victor!" nach ihrem Zimmer hinauf. Als man ihr nacheilte, um es ihr wieder abzunehmen, vertheidigte sie sich mit allen Kräften der Verzweiflung gegen diese Absicht, bis es endlich Sulpice, ihrem Diener gelang, das kleine schreiende Wesen ihr zu entreißen und es der Madame Monterau zurückzugeben. Der Vorgang war so seltsam, daß die Letztere sich angeregt fühlte, die jedenfalls in einer Geistesstörung bestehende Ursache dieses Raubes zu erfahren; denn etwas Anderes war als Grund dieser auffallenden That nicht denkbar. Madame Lyonnet erkrankte nach diesem Ereignisse heftig und Doctor Matthison wurde zu ihr berufen.

„Ach, Madame," sagte Sulpice, ihr Diener, zu Madame Monterau, da diese ihn um Auskunft über die seltsame Begebenheit fragte, ... „das ist eine alte und sehr traurige Geschichte. Madame Cäcilie Lyonnet war vor zwanzig Jahren eine Schönheit, aber die Tochter einer unbemittelten, durch und durch republikanisch gesinnten Bürgerfamilie. Da traf es sich, daß der junge Vicomte von St.-Priest sie sah und sich rasend in sie verliebte. Nun, es war nichts Unnatürliches, daß sie ihn wieder liebte und frei gesinnt, wie der junge Herr Vicomte war, ward er nicht nur ihr Gemahl, sondern auch ihres Bruders, eines eifrigen republikanischen Offiziers, des jetzigen Herrn Generaladjutanten Triaire beim Vicekönig Eugen (Napoleon's Stiefsohn), bester Freund. General Hoche führte die Moselarmee im Jahre 1793 gegen die Deutschen, die sich mit Gewalt in unsere Angelegenheiten mischen wollten. Der Vicomte und Herr Triaire traten als Lieutenants bei derselben ein, der erstere bei der Artillerie; aber seiner jungen schönen Gemahlin wäre es unmöglich gewesen, ihn zu verlassen. Sie folgte ihm mit ihrem kleinen halbjährigen Knaben, trotz aller Strapazen. Da, eines Tages zu Ende des November, nachdem wir uns bereits zwei Tage mit den Deutschen, und zwar nicht zu unserem Glücke, herumgeschlagen hatten, verloren wir bei Kaiserslautern das Terrain ganz und gar; unsere Colonnen mußten sich vor dem Feinde zurückziehen. Die Frau Vicomtesse harrte mit ihrem kleinen Victor in einem Dorfe am Wege nach Pirmasens des Ausganges der Schlacht, während ihr Gemahl den Rücken eines nahen Hügels mit mehren Geschützen besetzt hielt und ein fürchterliches Kartätschenfeuer auf die im Sturme nahenden Feinde schleuderte. Bei Gott, in diesem wackeren Offizier konnte Frankreich stolz auf seine Söhne sein!"

„Die feindlichen Kugeln hatten das von unseren retirirenden Colonnen überfüllte Dorf an fünf Stellen in Brand gesteckt; die Flammen schlugen, vom verstärkten Winde begünstigt, bald wie ein Meer über alle Dorfhäuser hin. Der Vicomte schickte mich, seine Gemahlin aus diesem fürchterlichen Chaos von Feuer und den sich flüchtenden Massen unserer Soldaten zu geleiten. Obwohl der Tod mir auf jedem Schritte entgegentrat, war ich doch glücklich genug, die Vicomtesse in dem Augenblicke zu finden, wo sie, ihr Knäblein im Bettchen und mit einem bunten Seidentuch überbreitet auf dem Arme tragend, das Gewühl durchbrechen wollte, um sich mit ihrem Gemahl zu vereinen."

„Aber die überwältigende Gefahr, zu verbrennen, hatte unsere Colonnen so sehr in Verwirrung gebracht, daß es fast zu den Wundern gehörte, durch den sich immer mehr verdichtenden Knäuel hindurchzukommen. Mit einem Schrei um ihr Kind sank die Frau Vicomtesse zu Boden und würde von Menschen und Pferden zertreten worden sein; aber ich riß sie schnell empor. Ihr bisheriger Schützer, Sergeant Berthely, zu ihres Bruders Compagnie zählend, nahm das ihrem Arme entfallene Knäblein vom Boden auf; ich rief ihm zu: »Hinter die Bließ!« und mit unsäglicher Anstrengung gelang es mir, Madame glücklich durch die tausenderlei Gefahren bis hinter die Bließ zu bringen. Sergeant Berthely mit dem Kinde fehlte jedoch, war jedenfalls eine Beute des Todes geworden. Die überstandene Angst und der Verlust ihres Kindes und ihres Gemahls wirkten so heftig auf die Frau Vicomtesse ein, daß sie irrsinnig, von den Ihren nach Charenton in die dortige Heilanstalt gebracht werden mußte. Eine Spur ergab sich von Barthely im Laufe der Zeit. Soldaten sagten aus, man habe ihn den Weg nach dem vom Lieutenant Vicomte von St.-Priest vertheidigten Hügel, etwas Buntes im Arme tragend, eilen sehen."

Sulpice war nicht wenig erstaunt, als Madame Monterau mit der vollkommensten Ueberzeugung rief: „Ja, das ist wahr; der Brave brachte das Knäblein dessen Vater, dem Vicomte, der als Held in der Vertheidigung der Geschütze fiel. Das Kind wurde jedoch gerettet und lebt."

„Wie? Madame, Sie wissen—?!"

Madame Monterau erzählte ihm nun von Heinrich, dem vom sächsischen Grenadier-Corporal Jeßner unter der Kanone gefundenen Knäblein, und wie dieser invalide, brave, jetzt einen kleinen, dürftigen Posten bekleidende Krieger noch Bettchen, Tuch und Wäsche seines Findlings, den er und seine Frau außerordentlich liebten, aufbewahrt habe. Sulpice küßte ihr die Hände vor Freude; der wackere Invalide konnte keine Worte in seiner Ueberraschung finden. Erst später erfuhr Madame Monterau das weitere Schicksal der Vicomtesse.

Nach Verlauf von acht Jahren war diese als vom Irrsinn geheilt aus der Charentoner Anstalt entlassen worden; jedoch war sie von dieser Zeit an schwermüthig. Die Familie des Vicomte's, ihres Gemahls, erkannte die Giltigkeit ihrer Ehe mit ihm nicht an, da der katholische Priester, welcher sie vollzogen, und zwar zu einer Zeit, wo in Frankreich die Religion abgeschafft worden und die Geistlichen, um ihr Leben zu retten, meist entflohen waren, nirgends aufgefunden wurde. Natürlich fielen somit alle ihre Ansprüche weg, seine Erbin zu sein. Sie selbst machte keine, aber ihr Bruder, der kaiserliche Oberst Triaire, der ihr das kleine Gut in St. Mandé zum Wohnsitz gekauft hatte, nahm ihre Rechte wahr.

Im Jahre 1810 jedoch starb in dem großen Pariser Spital Hôtel Dieu ein aus einem italienischen Kloster nach seiner Heimath Frankreich übergesiedelter alter Geistlicher, in dessen wenigen zurückgelassenen Papieren man einen Brief an den Obersten Triaire fand, in welchem er ihn bat, ihm beim Kaiser eine kleine Unterstützung auszuwirken, damit er seine letzten Lebenstage, ohne harten Entbehrungen ausgesetzt zu sein, in Frankreich hinbringen könne. Er erinnerte den Obersten daran, daß er es gewesen, der seine Schwester mit dem jungen Vicomte Victor Lyonnet von St.-Priest trotz aller Gefahren, die damals den ihre heilige Functionen übenden Priestern von dem rasenden Volke drohten, um die Mitternachtsstunde zwischen den beiden in seinem Schreiben deutlich bezeichneten September-Tagen 1792 in seiner Dorfkirche unter Zeugenschaft einiger mit Namen aufgeführten Personen getraut habe. Dieser Brief an den Obersten, den die Verwaltung des Hôtel Dieu an denselben ablieferte, wurde zum Anhaltepunkte des Beweises für die kirchliche Rechtmäßigkeit der Ehe Cäcilien's mit dem im Kampfe gefallenen Vicomte, und da auch von den im Bittschreiben an den Obersten erwähnten Trauungszeugen noch zwei als lebend aufgefunden wurden, verlor die Familie von St.-Priest den Proceß. Die Gemahlin des Gebliebenen erhielt das Recht, dessen Namen zu führen und durch einen Vergleich ward ihr auf Grund ihrer Erbansprüche eine jährliche Rente gewährt. Cäcilie selbst beanspruchte Nichts, weder Namen, noch Erbschaft; es war ihr Bruder, der diese Zugeständnisse auswirkte.

Sie war sehr leidend, oft ganz geistesabwesend, lebte in der Einsamkeit ihres kleinen Gutes, von der Welt zurückgezogen. Ihre Jugendschöne war dem tiefen Kummer, den sie fortwährend um den Verlust ihres Gemahls und Kindes in sich trug, verfallen. Bleich und lebensmüde, zeigte ihr Aeußeres die Spuren dieser unausgesetzten Zerrüttung ihres geistigen Wesens. Sulpice, der in Aegypten schwer verwundet und für den ferneren Kriegsdienst untauglich geworden war, wurde von ihr als eine Erinnerung an ihren Gemahl in Dienst genommen. Die Entdeckung, welche hinsichtlich des an dem entsetzlichen Schlachttage verlorenen Knaben von Madame Monterau geschah, machte auf Madame Cäcilie Lyonnet, wie sich die Frau Vicomtesse nannte, einen außerordentlichen, günstigen Eindruck. Wie ein Morgenstrahl fiel die Nachricht von dem Leben ihres Kindes in ihre so lange Jahre gramverdüsterte Seele und lichtete deren Nacht. Durch den in Paris viel geltenden Doctor Matthison kam es dahin, daß, da er die Herbeischaffung des fraglichen Sohnes der Vicomtesse bei dem Gouvernement mit dem regsten Eifer betrieb, deren Aufforderung an Baron Serra, den französischen Gesandten zu Dresden, erfolgte. Madame Monterau's Angaben waren hierbei die besten Fingerzeige, und so kam auch ihr Brief an den Pastor mit nach Dresden. Es war nur in der Ordnung, daß die französische Gesandtschaft sich in dieser Angelegenheit an das königlich sächsische Ministerium wandte.

Als der Pastor den langen Brief der Madame Monterau zu Ende gelesen, herrschte tiefes Schweigen in dem ärmlichen Stübchen des Einnehmers. Der alte Mann und seine Frau standen wie sprachlose Bildsäulen vor dem Pastor, der nach einer Weile Jeßnern zum Reden aufforderte.

„Da ist verflucht wenig zu reden, Ehrwürden," antwortete der Alte mit gepreßter Stimme ... „'s geschieht mir, wie einem Manne, der sein Bissel Vermögen verliert ... mir bleibt's Nachsehen. Na, 's muß sein; was hilft's? wenigstens kann mein Junge nicht sagen, daß ich ein Vater unter der Kanone gewesen sei. Aber gut wär's doch, wenn der Tod uns beiden Alten, mir und meiner Frau, recht bald sein Gallepip vorpfiff; da fühlten wir's doch nicht mehr, daß wir in unseren letzten Lebenstagen bankerott geworden sind. Nicht wahr, Mutter?"

(Fortsetzung folgt.)

Von Verbrechern.

Seit länger als Jahresfrist erfreuen wir uns der Segnungen öffentlich-mündlicher Strafrechtspflege. Wir insgesammt: Schreiber und Leser mit eingeschlossen. Denn das wäre eine schlechte Strafgesetzgebung, die blos dem Verbrecher zu Gute käme und nicht auch allen Anderen mit. Es müßte das eine solche sein, die nicht blos wie die Nürnbergische, die Diebe laufen ließe, deren man nicht habhaft wird: sondern die überhaupt durch die Finger sähe und Unrecht ungestraft ließe. Nun das kann kein Wohldenkender wollen, denn da müßte ja Alles d'runter und d'rüber gehn. Der Strafrichter, und mit ihm nunmehr auch der Staatsanwalt sieht auf's Recht für Alle. Und wenn der Dieb gestraft wird, so geschieht's freilich nicht blos zur Genugthuung des Bestohlenen, dem im Grunde genommen weniger daran gelegen sein kann, als an Wiedererlangung des Entwendeten; sondern es geschieht zur Genugthuung für Alle insgesammt und Jeden insbesondere. Der Verbrecher hat durch seine That nicht blos Einen, den sie zunächst betroffen, sondern alle Anderen mit verletzt und beunruhigt: erstens weil Jeder das Nämliche von ihm zu befürchten hat und zweitens, weil er Anderen ein böses Beispiel giebt, Gleiches zu thun. Darum ist die Bestrafung des Verbrechens gar nicht von dem Willen des Beschädigten abhängig, sie muß erfolgen, auch wenn dieser verziehen und verzichtet hat. Nur in zwei Fällen giebt's Ausnahmen davon: erstens bei unbedeutenderen Vergehen, die wirklich nur als Verletzung eines Einzelnen ohne Gefährdung Anderer sich herausstellen, z. B. Beleidigung; und zweitens wegen solcher Verbrechen, bei denen man schonende Rücksicht auf Familienverhältnisse nimmt, z. B. Entfremdung, d. h. Eigenthumsvergehen unter nahen Verwandten u. s. w.

Schon in diesem Sinne also ist die Bestrafung der Verbrecher, die Art wie sie ausgesprochen und ausgeführt wird, uns Allen wichtig und bedeutungsvoll. Aber sie ist's auch noch in anderer Beziehung.

Wer sind denn die Verbrecher? Sind sie nicht Menschen wie wir, aus Kreisen, denen auch wir nahestehen, Fleisch von unserem Fleische, nicht blos in allgemein menschlicher Deutung, wonach wir Alle Kinder sind Eines Vaters, sondern auch gar sehr oft noch in der allerwörtlichsten Fassung? Wie oft muß nicht der rechtschaffenste Vater einen mißrathenen Sohn, wie manche brave Frau muß nicht einen nichtsnützigen Gatten vom strafenden Arme der Gerechtigkeit erfaßt sehen! Und hört Jener deshalb auf, Vatergefühl zu hegen, wird der Letzteren Liebe oder doch eheweibliche Anhänglichkeit dadurch gänzlich erstickt? Oft wohl, namentlich dem äußeren Anscheine nach. Aber innerlich? Nur selten. Nein, die Liebe ist mächtiger; sie vergilt selbst Undank und Schändung mit Gutem. Und so sollte es auch in weiteren Kreisen, im ganzen großen

Menschenbunde sein, daß dem Verbrecher zwar strenggerechte Strafe zutheil, aber auch die Liebe nicht entzogen wird, auf welche die Menschen unter einander angewiesen sind.

Und das ist's, was auch uns die öffentlich-mündlichen Verhandlungen immer näher vor Augen geführt haben. Sonst hörte man nur zweierlei von einem Verbrecher: erst, daß er dies und das verübt, dann, daß er so und so bestraft war; wenn man's überhaupt richtig und nicht vielmehr übertrieben und verzerrt hörte. Jetzt vernimmt und liest man dies nicht nur so, wie es in Wahrheit sich begeben, sondern man hat auch noch viel mehr davon: man sieht den Verbrecher, man erfährt, wie er zur That gekommen; man erlangt ein Gesammturtheil über ihn. Denn so wenig eine einzige Gutthat Jemanden zu einem Biedermanne stempelt, ebenso wenig kann eine Unthat schon das moralische Verdammungsurtheil über einen Menschen rechtfertigen. Das Verbrechen tritt uns jetzt im Gerichtssaale menschlich näher, als sonst. Nicht so, wie es einige Lobredner der Actenstrafen und Protokollfoltern spöttisch meinen: daß durch's Anhören von Strafverhandlungen Andere zu Verbrechen verleitet werden. Umgekehrt. Mit wessen Tugend und Rechtschaffenheit es so wacklig steht, daß er sie durch Furcht vor Strafe zusammenkitten muß: der gewinnt solche Furcht heilsam genug gerade im Gerichtssaal, wenn er hört, wie es Anderen ergeht. Aber auch wer sich fest weiß und sicher fühlt, der wird's da zu seiner Erkräftigung inne, wie leicht es abwärts geht, wie verführerisch der Weg zum Bösen lockt und lacht.

Und eben weil er dies wahrnimmt, darum wird er den Gerichtssaal nie verlassen mit prahlender Ueberhebung über den Angeklagten, nicht mit dem heuchlerischen Dankgebete: nicht so geworden zu sein wie dieser; sondern bei allem Selbstbewußtsein mit demüthiger Unterwerfung unter das allgültige Recht; mit dem Vorsatze thatkräftiger Vorbeugung und Abwendung fernerer Verbrechen.

Es kann dann nicht fehlen, daß die Gerichtsverhandlungen edlere und bessere Früchte reifen, als Befriedigung der Neugier, der Schadenfreude und des Selbstgenügens, das im Gerichtssaal zwar billig zu haben ist, aber auch danach ausfällt: nämlich eitel und trügerisch. Denn gerade so wie der Geruch dampfenden Essens den hungernden Magen nährt, nämlich ganz und gar nicht: ganz ebenso giebt der Anblick und die Verurtheilung eines Verbrechers dem nach Anerkennung seiner Rechtschaffenheit hungernden Zuschauer ein Recht, sie in eignen oder fremden Augen für anerkannt zu halten. Weil ein Anderer gestohlen, darum bin ich doch noch kein Rechtschaffner.

Und jene guten Früchte der öffentlich-mündlichen Gerichtsverhandlungen, sie haben sich bereits vielfach gezeigt. Die erfreuliche Theilnahme des zuhörenden und nachlesenden Publicums wie der berichterstattenden Presse, giebt sichere Gewähr dafür, daß auch nach dieser Richtung hin die treffliche Schöpfung des jüngsten Landtags zum Segen für das ganze Land ward.

Je näher sich aber nunmehr Zuhörer und Verbrecher stehen, nicht blos räumlich, sondern auch menschlich; je mehr und öfter sich die zwei Fragen der Seele des Hörers und Lesers aufdrängen, die eine: „Wie war's möglich, daß der Mensch sich so verirren konnte?" und die andere: „Was wird daraus werden?" — um so allgemeiner mußte sich die Theilnahme dem Strafgesetze zuwenden und hierdurch die Kenntniß desselben auch in solchen Kreisen verbreitet werden, für welche bis dahin die gesetzliche Vermuthung, daß die Strafbestimmung einem Jeden bekannt sei — nur auf dem Papier gestanden hatte.

Mit dieser heilsamen Kenntnißnahme vom Gesetz verband sich immer mehr eine — bescheiden und verständig geübt, ganz gewiß zu billigende — Vergleichung von Verbrechen und Straferkenntniß: ein selbstthätiges Verfolgen der Verhandlungen, das die Vorbildung zum Geschwornen giebt. Und selbst so lange, als dieser Giebel dem neuen Strafgesetzbau fehlt, soll der Zuhörer — d. h. der verständige und gesetzeskundige, sei er nun Jurist oder Keiner — geistig gerade ebenso Geschworner sein, als wie Alle, das ganze Volk, mitberufen sind zur geistigen Beurtheilung dessen, was im großen Weltgericht, der Geschichte, geschehen ist und heut noch geschieht.

Vor Allem eine Bestimmung des Strafgesetzes hat nun besonders die Aufmerksamkeit Vieler und mannichfaches Hin- und Herreden erregt. Denn sie ist sehr streng.

Das ist die Bestimmung über den Rückfall bei Eigenthumsvergehen.

Ein Handarbeiter hatte eine Heugabel gestohlen, welche 7 Ngr. 5 Pf. werth war. Er erhielt dafür 1 Jahr Arbeitshausstrafe. Ein Jahr Arbeitshaus für 7 Ngr. 5 Pf.! Das scheint zu hoch. Und doch konnte er nicht milder bestraft werden; es war das geringste Strafmaß — denn er war wiederholt rückfällig und bereits im Arbeitshause gewesen.

Rückfällig — das heißt: er hatte das nämliche Verbrechen, das jetzt zu sühnen war, bereits früher begangen und war schon dafür bestraft worden. Das wird strenger geahndet und mit vollem Rechte. Denn wozu ist die Strafe da? Zu Zweierlei. Erstens allerdings zum Wehthun. Der Verbrecher soll's empfinden, daß er sich vergangen hat an seinen Mitbürgern, indem er das Strafgesetz, dem sie Alle unterworfen sind, verhöhnte und dawider handelte. Er soll's fühlen wie das Kind mit dem Ruthenschlage die Uebertretung dessen, was ihm die Mutter gebot. Aber das ist nicht das Einzige und vollends nicht die Hauptsache. Das wären schlechte Aeltern, die ihr Kind blos schlügen aus Eitelkeit, um den Ungehorsam an ihm zu rächen. Nein, sie meinen es gut mit ihm dabei, sie wollen es bessern. Und gerade so macht es der Staat mit seinen schlechtgearteten und ausartenden Kindern: den Verbrechern. Er will sie bessern; das ist der zweite, bei Weitem wichtigste Zweck der Strafe. Darum heißt's: Zuchthaus, ein Haus in dem erzogen, zur Zucht gebracht werden soll. Leider freilich kommen gerade dahin Solche, an denen nicht viel mehr zu ziehen ist und gezogen wird. Denn es ist die schwerste Lebensstrafe, die dort verbüßt wird, also für die gröbsten Verbrechen, die meist nur von Unverbesserlichen begangen werden können.

Jedenfalls aber soll die Strafe bessern, mindestens die Lebensstrafe. Und daß sich das von der Todesstrafe nicht auch sagen läßt, wird von von deren Gegnern als eines der wichtigsten Bedenken bezeichnet.

Wer nun also Strafe erlitten hat, von dem muß vorausgesetzt werden, daß er sie sich zu Herzen genommen und sich gebessert hat.

Verfällt er nun trotzdem wieder auf dasselbe oder ein ähnliches Verbrechen, dann heißt er rückfällig und wird nun viel härter bestraft, als wenn er das Verbrechen zum ersten Male begangen hätte. Und je öfter er dann immer wieder auf dasselbe Verbrechen zurückfällt, je weniger er sich also die wiederholte Strafe zur Lehre hat dienen lassen und je mehr Hartnäckigkeit und Beharrlichkeit im Bösen er damit bewiesen hat: desto schärfer wird dann die Strafe.

Das galt schon früher. Wie damals, so wird auch jetzt noch jedes Verbrechen, das im Rückfall verübt wird, schwerer, ja bis zum doppelten Betrag der Strafe verbüßt, welche bei erstmaligem Fehltritt auszuwerfen wäre. Und ist der Verbrecher mehr als einmal zuvor bestraft worden, also wiederholt rückfällig, dann kann er noch obendrein mit hartem Lager, Entziehung warmer Kost oder körperlicher Züchtigung belegt werden.

Wer also wegen eines Verbrechens vier Monate Arbeitshaus verwirkt hat, der kann, wenn er ein ähnliches, sogenannten gleichartiges, d. h. aus gleichartigen Triebfedern, z. B. aus Gewinnsucht, aus Sinnenlust, hervorgegangenes Verbrechen bereits früher verbüßt hat, bis mit acht Monaten Arbeitshaus belegt werden; und ist's gar die dritte oder noch vielfältigere Strafe, so kann sie noch geschärft werden durch hartes Lager auf 30 Tage oder Entziehung warmer Kost auf 60 Tage.

(Beide Male jedoch so, daß die Schärfung immer nur zwei Tage hintereinander andauert.)

Wenn aber der Rückfall zum zweiten oder wiederholten Male bei Eigenthumsverbrechen, d. h. Raub, Diebstahl, Erpressung und Betrug eintritt, entweder so, daß Einer, der bereits zweimal wegen Diebstahls bestraft ward, nunmehr zum dritten Mal gestohlen, oder so, daß er einmal wegen Raubes, ein anderes Mal als Dieb u. s. w. Strafe verbüßt und jetzt sich einen Raub, Diebstahl oder Betrug zu Schulden kommen ließ: dann wartet seiner eine noch viel härtere Strafe; denn dann tritt der Art. 300 des Strafgesetzbuches ein, den man in den Gerichtsverhandlungen schon oft wird haben nennen hören. Es wird nämlich dann nicht blos die Strafe für das neue Verbrechen bis zum doppelten Betrag erhöht, sondern außerdem noch eine andere Schärfung dazu gethan. Hatte nämlich solch ein Rückfälliger früher einmal im Arbeitshaus oder im Zuchthause gesessen, so wird seine nunmehrige, bereits wegen Rückfalls bis zum doppelten Betrag erhöhte Strafe zwar der Zeitdauer nach beibehalten, aber in die nächsthöhere Strafart verwandelt; also aus Gefängniß wird Arbeitshaus, aus diesem Zuchthaus. Ein solcher Rückfälliger kann demnach für einen Diebstahl, der an sich mit sechs Monaten Arbeitshaus verbüßt wäre, ein Jahr Zuchthaus erhalten. Aber selbst wenn das neue Verbrechen ganz geringfügig ist, etwa ein Diebstahl von unbedeutendem Werthe, für den an sich 14 Tage Gefängniß auszuwerfen wären, dann wird der dritte und öftere Rückfall nicht etwa auch so berechnet, daß man die 14 Tage höchstens verdoppelt und nun etwa nur diese Zeit statt im Gefängniß, im Arbeitshause verbüßen läßt. Nein, weit strenger ordnet das Gesetz gerade für diese geringfügigeren Fälle an: daß der wiederholte Rückfall in's Eigenthumsverbrechen bei dem Zucht- oder Arbeitshäusler nie gelinder, als mit einem Jahr der höheren Strafart belegt werden darf. Das ist dann die geringste Strafe. Und darum liest man von so vielen Verurtheilungen zu einem Jahr Arbeitshaus, einem Jahr Zuchthaus. Weniger kann solch einen Rückfälligen gar nicht treffen, sei sein neuestes Eigenthumsvergehen auch noch so gering.

Hatte dagegen der wiederholt rückfällige Eigenthumsverbrecher die früheren Strafen immer nur im Gefängniß verbüßt, dann tritt für das neue Verbrechen die gewöhnliche Straferhöhung bis zum Doppelten, und ist das Gefängnißstrafe, deren Schärfung bis auf sechs Monate Arbeitshaus ein; ist's an sich schon Arbeitshaus- oder gar Zuchthausstrafe, so muß sie zeitweilig durch hartes Lager und Entziehung warmer Kost geschärft werden.

Die hauptsächlichste Abweichung gegen früher: — wo auch der Rückfall bis zur Verdoppelung gestraft wurde und der wiederholte Rückfall beim Diebstahle (nicht bei allen Eigenthumsvergehen überhaupt) obendrein mit dem höheren Strafgrade belegt werden konnte (nicht mußte) — besteht also in der Feststellung des niedrigsten Strafsatzes von einem Jahr Arbeitshaus für wiederholt rückfällige Eigenthumsverbrecher, die bereits im Arbeitshause, von einem Jahr Zuchthaus für Solche, die schon Züchtlinge waren.

Es kommen einzelne Fälle genug vor, in denen dieses geringste Strafmaß sehr hoch und allzuhart erscheint. In den meisten Fällen scheint es aber auch nur so, weil man gewohnt ist, eben nur das neueste Verbrechen dabei zu berücksichtigen und den Werthbetrag des Eigenthums, an dem es verübt ward, mit der Strafdauer und der Strafhöhe vergleichend zu messen. Allein so ist's eben nicht. Man muß die ganze verbrecherische Persönlichkeit des Rückfälligen in Betracht ziehen. Er wird nunmehr nicht blos wie jeder Neuling im Verbrechen für das bestraft, was er eben jetzt gethan. Ist's auch falsch, zu sagen, daß er jetzt wieder für die alten Verbrechen bestraft wird, die er schon einmal gesühnt hat, — denn Niemand darf ein Verbrechen zweimal büßen — so kann man doch mit Recht sagen: die Nachwehen der früheren Unthaten leben wieder auf mit jedem neuen ähnlichen Thun. „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären." „Muß" — d. h. nicht nothwendig und nicht bei Jedem. Denn das wär schlimm, wenn Jeder, der einmal gestrauchelt und dem strafenden Arm der Gerechtigkeit verfallen ist, nun auch für immer verloren bliebe. Nein, er soll sich bessern. Aber das ist nicht leicht, dazu gehört große Mühe und Ueberwindung. — Prüfe Jeder sich selbst: wie schwer kommt dem Kinde die erste Lüge an und wie viel leichter geht's schon bei jeder zweiten und folgenden. Diesen „Fluch der bösen That" soll die Strafe bannen und tilgen. Sie kann es und sie wird es, wenn der Mensch selbst dazu thut und an seiner Besserung arbeitet. Thut er das aber nicht streng, o, dann wird der Rückfall so leicht. Und darum muß dieser schwer gestraft werden, weil er eine weit größere Dickhäutigkeit des Verbrechers darlegt. Die Eltern strafen auch ein Kind beim zweiten und öfteren Ungehorsam ganz anders, als beim ersten.

In der harten Rückfallsstrafe liegt aber nicht nur eine Mahnung für Diejenigen, für welche diese Zeilen nicht geschrieben sind, nämlich die Verbrecher: sondern auch eine gar eindringliche Lehre für Alle. Ja für die, an welche der Verfasser zunächst denkt, für die Guten, am Meisten!

Denn: was treibt denn gar so viele Menschen aus dem ersten Verbrechen in's zweite und immer tiefer hinein? Neben ihrer eigenen sittlichen Feigheit und Trägheit in sehr, sehr vielen Fällen auch noch die — freilich ihrerseits wohlverdiente — Aechtung und Verachtung ihrer Umgebung. Vor einem Sträfling verschließen die Leute nur zu sehr nicht blos Thür und Thor, sondern auch Herz und Ohr. Zu Freunden braucht man sie nicht gleich zu machen; ein Abstand soll und muß sein zwischen dem Redlichen und dem Gefallenen. Aber nicht für immer. Durch Annahme in Dienst, strenge Beaufsichtigung, dabei aber schonungsvolle Behandlung, Vermeidung jeder Anspielung auf die erlittene Strafe: mit einem Wort, durch Liebe und Milde muß man sich auch der Sträflinge annehmen, eingedenk jenes Wortes göttlicher Erbarmung, des edelsten Spruchs, der je gesprochen ward: „Wer sich rein fühlt, der werfe den ersten Stein auf sie."

Wenn das beherzigt wird, wenn die Bestrebungen des bereits im Vaterlande bestehenden Vereins für entlassene Sträflinge gefördert werden durch immer zahlreicheren Anschluß von Gemeinden und von Einzelnen, die dem Entlassenen nicht blos Almosen hinwerfen, sondern mit freundlichem Rath und wohlwollender That beistehn: wenn der Sträfling fühlt, daß seine böse That ihm zwar zeitweilig die Achtung seiner Mitbürger verscherzt hat, daß aber deren Liebe noch nicht versiecht ist, daß sie es vielmehr ist, die ihm Mittel bietet, sich aufzuraffen und auch wieder Achtung zu erringen: — dann, dann wird es auch weniger Rückfällige geben im Lande.

Dresden, den 12. November.

— Die zu einem ordentlichen Landtage einberufenen Kammern haben heute ihre vorbereitenden Sitzungen begonnen. Zum Präsidenten der ersten Kammer ist von Sr. Maj. dem Könige Herr v. Schönfels auf Reuth wiederum ernannt worden. In der zweiten Kammer sind die Abgg. Dr. Haase, geh. Regierungsrath Dr. Braun, Advocat Kölz und Bürgermeister Haberkorn gewählt worden, um Sr. Majestät dem Könige nach §. 72 der Verf.-Urk. zur Ernennung des Präsidenten und seines Stellvertreters vorgeschlagen zu werden. Die feierliche Eröffnung des Landtags wird nächsten Montag, den 16. Nov., stattfinden.

— Nach einer Mittheilung des Dr. Journals ist zwar eine Ermäßigung der bisherigen außerordentlichen Steuern in nächster Finanzperiode zu erwarten; der gänzliche Wegfall des seit 1849 eingetretenen Steuerzuschlags, welchen mehre Blätter als bevorstehend angekündigt haben, steht aber nicht in Aussicht.

— Der Bau der Felsenkeller-Brauerei im Plauenschen Grunde schreitet, begünstigt von der milden Herbstwitterung, rüstig vorwärts; von den beiden mit dem Hauptgebäude in Verbindung stehenden Seitenflügeln ist der eine bereits unter Dach gebracht, während der Aufbau des zweiten vor Kurzem begonnen hat. In diesen Tagen hat auch die Aufstellung der in Fürth

angefertigten Maschinentheile ihren Anfang genommen, und die ganze innere Einrichtung des großartigen Etablissements ist unter der sachverständigen Leitung des Herrn Heiß aus München so weit gediehen, daß man die Hoffnung hegt, spätstens im Monat Februar mit dem Brauen beginnen zu können. Von den neun großen Felsenkellern ist der erste bereits gegen 100 Ellen tief in den Berg hineingetrieben, mithin nahezu vollendet, während die übrigen, in denen Tag und Nacht gearbeitet wird, ebenfalls schon ziemlich weit vorgeschritten sind. Von der Seite des Berges wird, um den Kellerräumen Luft zuzuführen, ein 66 Ellen tiefer Schacht getrieben, welcher bereits zur Hälfte fertig ist. Diese Felsenkeller können, wenn sie vollendet sind, zu den großartigsten Anlagen dieser Art gerechnet werden, und ihre Besichtigung gewährt schon jetzt ein lebhaftes Interesse. Für die Aufbewahrung des Bieres kann es keine besseren Räume geben; außerdem sind aber schon jetzt durch das gewonnene Material große Ersparnisse bei dem Baue erzielt worden. Ueberhaupt bietet das Actien-Unternehmen, falls es, wie erwartet werden darf, seine Aufgabe, ein gutes, kräftiges und dabei verhältnißmäßig billiges Bier herzustellen, vollständig löst, die sicherste Aussicht auf Rentabilität. Das in voriger Woche verbreitete Gerücht, als sei das Directorium wegen Ankaufs der Felßner'schen Restauration in Unterhandlung getreten, beruht, wie wir beiläufig erwähnen, auf einer leeren Erfindung.

— Am 9. Nov. erschoß sich auf dem hiesigen weiten Kirchhofe an dem Grabe seiner Ehefrau der Hausbesitzer und frühere Tischlermeister D.

— Aus dem Gerichtssaal. Am 5. d. M. stand ein Italiener, der Kammerdiener Gelardini vor den Schranken des königl. Bezirksgerichts Dresden, mit welchem durch einen, dieser Sprache kundigen Dollmetscher verhandelt werden mußte. Er hatte bei einem hiesigen Banquier eine von seinem Herrn zum Auswechseln überbrachte Hundert-Thaler-Note, nachdem er dafür den eingetauschten Betrag erhalten, wieder an sich genommen und erst bei der hierauf erfolgten Aussuchung aus seinem Hutfutter hervorgebracht und wieder ausgeantwortet. Nach seiner anfänglichen Behauptung soll die Nachlässigkeit des Banquiers, der das Papier so lange habe auf dem Tisch liegen lassen; wie er heute behauptet: bloßes Versehen, ihn zur Mitnahme veranlaßt haben. Und weil in großen Handelsstädten, wie Paris und London, es Banquierbrauch sei, sobald das Lokal einmal verlassen worden, nichts zurückzunehmen noch zurückzugeben, so will auch er sich nicht zur Rückgabe verpflichtet erachtet haben. Er wurde nun zwar (in Mangel mehreren Verdachts) klagfrei gesprochen. Es versteht sich aber von selbst — wie zur Berichtigung eines oftgehörten Irrthums hinzugefügt sei — daß damit weder die Gemeingiltigkeit jenes Banquierbrauchs überhaupt, noch und insbesondere dessen Anwendung auf Diebstahl und Unterschlagung ausgesprochen ward. Jener Brauch bezieht sich nur auf Irrthum in Zählung des ein- oder ausgezahlten Geldes, nicht auf wirkliche Unredlichkeit. — Am 7. November ward der Lohnfuhrmann Flemming aus Bärenstein wegen Tödtung aus Unbedacht zu 6 Monaten Gefängnißstrafe verurtheilt. Er hatte im September d. J. in der Nähe des Großen Gartens mit seinem schwergeladenen Heuwagen den Wagen des Gutsbesitzers B. durch Trabfahren ausstechen wollen, war links vorübergefahren und dabei so nahe gekommen, daß B. unter die Räder seines Wagens gerieth und kurz darauf starb. Flemming's Behauptung, zuvor mit der Peitsche geknallt zu haben, stellte der Zeuge F., der gleichfalls von ihm überholt worden und Alles mit angesehen hat, in Abrede. — Eine sehr umfängliche Verhandlung fand am 9. d. M. statt. Mit fast unglaublicher Keckheit hatte die verehel. Kauth mit Hilfe ihres Vertrauten, des Schlossergesellen Make, zu Anfang d. J. bei Schuhmachern, Bandhändlern, einem Meubleur, einem Maurer ꝛc. Geld und Sachen zu hohen Werthbeträgen, zusammen auf mehrere hundert Thaler sich belaufend, gestohlen; kein Schloß war ihr zu fest, das nicht durch Wachsabdruck und Nachschlüssel sich geöffnet hätte. Das Entwendete verkaufte sie an die verehel. Altmann, eine Frau von der Sorte, die — wenn's herauskommt — sich immer dabei gar nichts gedacht haben wollen, die aber — so lange es unentdeckt bleibt — immer aufmuntern, mehr zu bringen, da bei ihnen nichts herauskomme. Ueber 120 Stück gestohlene Sachen lagen im Gerichtssaal aus. Bis Abends neun Uhr dauerte die Verhandlung, das Nachts 11 Uhr eröffnete Urthel erkannte Zuchthaus von 5 Jahr 1 Monat der Kauth und von 2 Jahr 9 Monat für Make, während die Altmann in 1 Jahr 3 Monat Arbeitshaus verurtheilt ward. — Der am 10. d. M. behandelte Straffall giebt ein trauriges Bild von der Unverbesserlichkeit gewisser Menschen. Die am 24. Juni d. J. (s. Nr. 26, S. 207 d. Ztg.) wegen Widersetzlichkeit und Diebstahl zu 4 Monaten Arbeitshaus verurtheilte verehel. Belke aus Grumbach, weit entfernt, die Strafe, sowie die damals ihr seiten des Staatsanwalts in Rücksicht auf ihre geachtete Familie gemachten Ermahnungen sich zu Herzen gehen zu lassen, hatte die Zwischenzeit zwischen dem Ausspruch und der Vollstreckung jener Strafe zu neuen, fast unerhörten Verbrechen gebraucht. Ein werthloses Papier bezeichnete sie einer Bekannten als einen Tausendthalerschein und wollte darauf vor der Hand nur 1 Thaler geborgt haben, wogegen sie ihr nach dessen Einlösung ein Darlehn von 100 Thalern zusagte. Einen ihr stockfremden Menschen hatte sie aufgefordert, sie in ein Gasthaus zu führen, in der Hausflur um ein Glas Bier angebettelt, dann gewaltsam in die Gaststube gezogen und ihm dabei einen goldnen Ring vom Finger gezogen. Was sie dann noch mit ihm vornahm, mußte geheim verhandelt werden! Selbst die Todten hatten keine Ruhe vor ihr: auf dem Kirchhofe zu Oberpesterwitz stahl sie eine Blumenvase; ja sogar im Gefängniß ließ sie ihrer Diebesneigung freien Lauf, indem sie das ihr zum Arbeiten übergebene Garn versteckte, in den Unterrock einnähte und an Mitgefangene verschenkte, so auch diese noch in ihr Verbrechen hineinziehend! Die Belke ward zu 1 Jahr 10 Monat Arbeitshaus mit Zweidrittelschärfung (hartem Lager auf 20, oder nach Wahl der Direction Entziehung warmer Kost auf 40 Tage), jede der beiden Mitgefangenen zu 1 Tag Gefängniß verurtheilt. — Am 11. November war der Tagarbeiter Klunker, weil er in der Voruntersuchung einen Gendarmen geschimpft, ihn zu massakriren gedroht und der Verhaftung sich widersetzt hatte, in vier Monate Gefängniß verurtheilt. —

* Meißen, 11. Nov. In der Nacht vom 8. zum 9. Nov. brannte die Scheune des Halbhüfners Kühne in Ilkendorf bei Nossen mit allen Vorräthen nieder. — In der Nacht vom 9. zum 10. Nov. brach in der Scheune des Gutsbesitzers Roßberg in Scheerau bei Lommatzsch Feuer aus. Es wurde dieselbe nebst dem Stallgebäude vollständig in Asche gelegt.

† Bautzen, 11. Nov. In diesen Tagen hat sich wieder einmal die Tüchtigkeit der feuerfesten Geldschränke bewährt. In dem Hause des Herrn Kaufmann Klemm war ein, wie man annehmen darf, von mehren Personen verübter Einbruch geschehen. Die Diebe hatten sechs Thüren erbrochen und sich, mit gutem Werkzeug versehen, muthmaßlich den größten Theil der Nacht damit beschäftigt, den vom Schlossermeister C. Richter in Dresden gefertigten Schrank zu öffnen. Allein, obgleich es ihnen mittels der Brechstangen gelang, die vordere Säule, sowie die Kapitale abzusprengen, so blieben doch alle Anstrengungen, den Schrank zu öffnen, erfolglos, und die Spitzbuben mußten ohne Beute wieder abziehen.

Werdau, 10. Nov. Am 5. d. M. war die hiesige Gasthofsbesitzerin Klopfer in ihrer Behausung mit Sauerkrautschneiden beschäftigt und hatte zu diesem Behufe ein 1 Elle im Durchmesser haltendes Faß mit ungefähr 8 Zoll tiefem Salzwasser dabei stehen. Nachdem sie sich auf kurze Zeit von ihrer Arbeit entfernt, fand sie bei ihrer Rückkehr ihr 1½-jähriges Söhnchen, das in der Stube zurückgeblieben war und wahrscheinlich inzwischen an dem Fasse gespielt hatte, mit dem Kopfe in dasselbe gefallen und bereits todt. — Am 9. Nov. verunglückte die 12½ Jahre alte Hulda Sippel, die außer ihrer Schulzeit beim Fabrikbesitzer Köhler in Arbeit stand, durch Unvorsichtigkeit, indem sie sich auf den an einer stehenden eisernen Welle angebrachten sogenannten Muff gestellt und sich so hat mit herumdrehen lassen, wobei sie

von der Maschine an den Kleidern erfaßt und um die Welle gedreht wurde, so daß ihr das rechte Bein zweimal gebrochen und zermalmt, der rechte Arm aber einmal gebrochen worden ist. Ihr Zustand ist von der Art, daß man an ihrem Aufkommen zweifelt. (Dr. J.)

Lückenbüßer.

Ein Leichenschiff unter Wasser. Der „Flensburger Zeitung" wird aus Kopenhagen geschrieben: „Das in der Finnländischen Bucht im vorigen Monat während eines starken Sturmes gekenterte russische Linienschiff „Lefort" ist auf Veranstaltung der russischen Regierung durch englische Taucher aufgesucht und untersucht worden. Nach einem Bericht, den wir aus zweiter Hand haben, wurden in dem inneren Raume des Kriegsfahrzeuges ungefähr 1100 Leichen aufgefunden, so daß aller Wahrscheinlichkeit nach sich zu der Zeit, wo das Unglück passirte, 200—300 Menschen auf dem obersten Deck aufgehalten haben, die hier gleich von der aufgeregten See weggespült wurden. Die verunglückten Passagiere und Mannschaften hatten sich zum großen Theil entweder an die in den Kabytten und Schiffsräumen feststehenden Gegenstände oder an einander angeklammert und wurden so, bereits in halbverwestem Zustande, von den Tauchern angetroffen. Der höchst peinliche Anblick, der sich bei Durchwanderung dieser Todeskammern den englischen Tauchern darbot, ein Anblick, der sich um so grauenhafter stellte, als das Glas der Taucherglocke alle Gegenstände vergrößerte, und sämmtliche Leichen mit offenen starren Augen angetroffen wurden, wirkte so erschütternd auf den einen derselben, daß selbiger in mehren Tagen unfähig war, einen Bericht abzustatten, sich später weigerte, auf's Neue hinabzusteigen und über Kopenhagen nach seiner Heimath zurückkehrte."

Erledigte Schulstellen.

1) Die Schulstelle zu Dittmannsdorf (Frauenstein), Coll.: der Besitzer des Rittergutes Pfaffroda, Herr Joachim Heinrich v. Schönberg.

2) Die Schulstelle zu Niederhäslich (Dresden II.) Coll.: das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts.

3) Die zweite Knabenlehrerstelle an der ersten Bürgerschule zu Riesa (Großenhain), Coll.: für diesmal das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts.

4) Die Schulstelle zu Streckewalde (Annaberg), Coll.: die Rittergutsherrschaft von Streckewalde.

Getreidepreise.

Namen der Orte	Datum	Preis.	Weizen		Roggen		Gerste		Hafer		Erbsen	
			Rt.	ngr.	Rt.	ngr.	Rt.	ngr.	Rt.	ngr.	Rt.	ngr.
Dresden	Novbr. 9.	von	—	—	3	20	3	16	2	18	—	—
		bis	6	—	3	25	3	22	2	28	—	—
Bautzen	Octbr. 30.	von	5	10	3	5	3	5	2	7	—	—
		bis	6	5	3	15	3	10	2	17	5	10
Meißen	Novbr. 7.	von	5	20	3	16	3	10	2	10	—	—
		bis	—	—	3	20	3	18	2	22	—	—
Pirna	Novbr. 7.	von	5	20	3	10	3	5	2	15	—	—
		bis	6	—	3	20	3	15	2	22	—	—
Radeburg	Novbr. 11.	von	6	—	3	18	3	12	2	15	—	—
		bis	6	5	3	20	3	19	3	—	—	—
Roßwein	Novbr. 10.	von	6	—	3	20	3	12	2	10	—	—
		bis	6	18	4	5	3	15	2	16	—	—
Chemnitz	Novbr. 4.	von	6	—	3	25	3	25	2	18	—	—
		bis	6	15	4	5	4	-	2	20	—	—

Dresden. Das Schock Stroh 7 Thlr. — Ngr. bis 7 Thlr. 15 Ngr.
Der Centner Heu 1 „ 14 „ „ 1 „ 17 „
Radeburg. Haidekorn 3 Thlr. — Ngr. bis 3 Thlr. 12 Ngr.
Eingegangen: 523 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 7. bis mit 9. Novbr. 1857.
die Kanne 18 Ngr. — Pf. bis 19 Ngr. — Pf.
— in Pirna (7. Novbr.) 16 „ — „ „ 17 „ — „
— in Roßwein (10. Novbr.) 16 „ — „ „ 17 „ 6 „
— in Chemnitz (4 Novbr. 18 „ 5 „ „ 19 „ — „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 86¼ gesucht; dergleichen kleine 86¾ gesucht; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 102¼ gesucht; dergl. von 1847 à 4% 99¾ gesucht; dergl. von 1852 und 1855 à 4% 99¾ gesucht; dergl. von 1852 4% à 100 Thlr. 100¼ ges.; dergl. 1855 à 3% 80¼ ges. Land-Renten-Briefe große 86¾ ges.; dergl. kleine 88¾ ges.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 100½ ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 98¾ ges.; kleine 99 gesucht; dergl. à 3½% große — angeb., kleine — angeb.; dergl. 3½% große — angeb., kleine — angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 100 ges.; kleine 100 ges.; dergl. 3½% große und kleine 94 ges.

Preuß. 4½% Anleihe 99¾ ges.; dergl. 4% 92½ ges., Preuß. 3½% Staats-Schuld-Scheine 82 ges.
Oesterr. 5% Nation.-Anleihe 78 gesucht.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 15 Ngr. — Pf, Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. 5 Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 99.

Dresden, den 12. Novbr. 1857. Ed. Kockisch.

Quittung.

Für das **Wormser Luther-Denkmal** gingen ferner bei uns ein: Transport 12,596 Pf. 200 Pf. J. G. R. in J.ff.. b. Lom...; 425 Pf. ges. durch Hrn. Pastor Hallbauer zu Großbothen b. Grimma. Sa. 13,221 Pf.

Die Redaction d. S. Dorfz.

☞ Die nächste Nummer der S. Dorfzeitung wird wegen des Bußtags Donnerstags, den 19. November, ausgegeben, und bitten wir daher um zeitige Einsendung der Inserate.

Die Verlags-Expedition.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 46 nebst einer Beilage.)

Donnerstag, Nr. 47. 19. November 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Der von der Bundesversammlung erwählte Ausschuß, welcher über die Verfassungsangelegenheit der Herzogthümer Holstein und Lauenburg Bericht erstatten soll, besteht aus den Gesandten von Preußen, Oesterreich, Baiern, Königreich Sachsen, Hannover, Würtemberg und Kurhessen. Obgleich die Arbeit dieses Ausschusses eine ziemlich umfängliche sein wird, so sieht man doch schon in einer der nächsten Bundestagssitzungen der Vorlage des Berichts entgegen, da eine beschleunigte Behandlung dieser Angelegenheit allseitig als wünschenswerth betrachtet wird. Man glaubt, daß von Seiten der Bundesversammlung zunächst an Dänemark eine Aufforderung zur sofortigen Erledigung der erhobenen Beschwerden ergehen wird; falls diese erfolglos bleiben sollte, würde dann ein Bundescommissar sich nach den Herzogthümern begeben und eventuell die Bundesexecution verfügt werden. — Von mehren Seiten wird behauptet, daß die auswärtigen Mächte bereits ihre Vermittelung in der vorliegenden Streitfrage angeboten haben und daß der schon früher gemachte Vorschlag, die Lösung derselben einem europäischen Congresse zu überlassen, von Neuem aufgetaucht sei. Diese Behauptung ist wohl verfrüht, denn ehe derartige Anträge gemacht werden könnten, müßte doch erst ein Beschluß der Bundesversammlung vorliegen. Daß es aber nicht an solchen Einmischungsgelüsten fehlen wird, mag leider wahr sein. Nähme Deutschland, was hoffentlich nicht geschieht, eine solche fremde und unberechtigte Einmischung an, so ließe sich das Ende mit ziemlicher Gewißheit vorhersehen: das gute Recht der deutschen Herzogthümer würde unterliegen.

Bekanntlich war vor einiger Zeit dem gemeinschaftlichen Landtage der Herzogthümer Koburg und Gotha von der Regierung ein Gesetzentwurf vorgelegt worden, demgemäß die koburgischen und gothaischen Mittelbehörden aufgehoben und die ganze Verwaltung dem Staatsministerium übertragen werden sollte. Der gemeinschaftliche Landtag nahm den Entwurf, durch welchen erhebliche finanzielle Ersparnisse erzielt werden, durch Majoritätsbeschluß an; die koburger Mitglieder erhoben aber dagegen Protest und verlangten, daß erst der Sonderlandtag zu Koburg seine Zustimmung zu der beschlossenen Maßregel geben müsse, da der gemeinschaftliche Landtag zu einem solchen Beschlusse nicht competent sei. Unter solchen Umständen kam die Angelegenheit verfassungsmäßig zur Entscheidung eines Schiedsgerichts, als welches das Ober-Appellationsgericht zu Jena gewählt wurde. Diese Behörde hat nun in diesen Tagen ihren Spruch dahin gefällt, daß die Competenz des gemeinschaftlichen Landtags in obiger Angelegenheit vollständig anzuerkennen sei. Es wird demnach die für die beiden Herzogthümer wichtige neue Organisation nun unverweilt ins Leben treten können.

Preußen. Die Berichte über das Befinden des Königs lauten fortwährend befriedigend; der Umzug des Hofes nach Charlottenburg wird aber, wie es jetzt heißt, wohl unterbleiben. — Der Landtag wird im Monat Januar zusammentreten; doch hört man schon jetzt, daß diesmal von Verfassungsänderungen, mit denen man sich sonst vorzugsweise zu beschäftigen pflegte, keine Rede sein wird. Auch sollen die vom vorigen Landtage abgelehnten Finanzmaßregeln nicht wieder zur Vorlage kommen, da das höchst günstige Ergebniß der Staatseinnahmen die Auflage neuer Steuern unnöthig macht.

Oesterreich. Mit der schon lange erwarteten Armeereduction beginnt es nun Ernst zu werden. Vorerst ist das in der Lombardei stehende fünfte Armeecorps, welches bisher noch immer auf dem Kriegsfuße stand, auf den Friedensfuß gesetzt worden und die Beurlaubten sind bereits nach ihren verschiedenen Heimathländern abgegangen. Diese Verminderung wird aber nur als die Einleitung zu einer umfassenderen Reduction betrachtet; denn wie man versichert, liegen die Anträge zur Reducirung der ganzen Armee bereits dem Kaiser zur Entschließung vor. Die Reducirung soll 150,000 Mann betragen, und hiermit eine jährliche Ersparniß von 30 Mill. Gulden erzielt werden. Durch diese Maßregel hofft man das lange vermißte Gleichgewicht in den Einnahmen und Ausgaben des Staats wieder herzustellen.

Belgien. Das neuberufene liberale Ministerium hat den Kammern nicht ohne Weiteres die Thüre weisen wollen und deshalb ist die Vertagung derselben verfügt worden. Diesem Schritte ist aber schon am 13. Nov. die Auflösung der Repräsentantenkammer gefolgt; die neuen Wahlen sind auf den 10. Dec. festgesetzt und die neue Kammer auf den 15. Dec. einberufen worden. Alles rüstet sich schon zum Wahlkampf; doch läßt sich daraus, daß im ganzen Lande die Gemeindewahlen im liberalen Sinne ausgefallen sind, wodurch eben der Rücktritt des bisherigen Ministeriums veranlaßt wurde, noch nicht der Schluß ziehen, daß auch die Kammerwahlen zu einem ganz gleichen Resultate führen. Denn während sich bei ersteren der vorwiegende Einfluß der Städte geltend macht, fällt bei den letzteren die gleichberechtigte Theilnahme des Landvolkes mit in die Wagschale, und gewiß wird die klerikale Partei Alles daran setzen, um ihre Candidaten durchzubringen. Die neuen Räthe der Krone werden in den katholischen Blättern aufs Heftigste angegriffen; man nennt das Kabinet ein „Ministerium des Aufruhrs" und läßt sich selbst zu Angriffen auf die Person des Königs hinreißen. Dessenungeachtet hofft man aber, daß es den Ministern nicht an einer entsprechenden Majorität fehlen wird, da sich im Lande immer mehr die Ueberzeugung befestigt, daß die Klerikalen außer Stande sind, eine feste und kräftige Regierung zu bilden, und daß sie, wie die Erfahrung gelehrt, stets der Unterstützung der Liberalen bedürfen, wenn sie irgend ein Gesetz ins Leben führen wollen.

Frankreich. Der gesetzgebende Körper ist zum 28. Nov. zusammenberufen worden; doch glaubt man, derselbe werde nach Ernennung der Commissionen wieder vertagt werden, damit Zeit zur Berichterstattung über die verschiedenen Gesetzentwürfe gewonnen wird. Wie es heißt, wird diesmal die Aufhebung der Wuchergesetze und Freigebung des Zinsfußes zur Berathung gelangen. — Der Kaiser hat, nachdem er mit den Ministern und Directoren der Bank in Compiegne eine Berathung wegen der Geldkrisis gehalten, in einem an den Finanzminister gerichteten Schreiben, welches der Oeffentlichkeit übergeben wurde, sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß ohne wirklichen Grund der öffentliche Kredit durch eingebildete Besorgnisse angetastet werde. Der Kredit Frankreichs

sei der bei weitem solideste in Europa und man solle sich daher nicht einer unnöthigen Entmuthigung hingeben ꝛc. Dieses Schreiben scheint indessen die beabsichtigte Wirkung nicht hervorgebracht zu haben; man kann sich nicht überzeugen, daß die Krisis zum größten Theile nur in der Einbildung bestehe, da der drückende Geldmangel und die damit verbundene Geschäftsstockung allzulaut für das Gegentheil sprechen. Die Nachrichten aus den Fabrikstädten in der Provinz lauten sehr ungünstig. Die Fabrikanten haben wegen Mangels an Geld entweder einen Theil ihrer Arbeiter entlassen oder die Arbeitszeit und den Lohn verkürzt. Auch in Paris stockt der Detailhandel und die Rückwirkungen der Geldklemme machen sich immer fühlbarer. Man sieht daher dem nahenden Winter nicht ohne Besorgniß entgegen.

Am 11. Nov. ist der Justizminister Abbatucci gestorben. In ihm verliert der Kaiser einen seiner eifrigsten Anhänger, der ihm schon als Präsident der Republik rathend zur Seite stand und bei der Ausführung des Staatsstreichs eine einflußreiche Rolle spielte. Zu seinem Nachfolger ist der zeitherige General-Procurator beim Cassationshofe, Herr Royer, ernannt.

Portugal. Nach den neusten telegraphischen Nachrichten aus Lissabon, welche bis zum 14. Nov. reichen, zeigt sich mindestens eine geringe Abnahme der verheerenden Epidemie. Bisher zählte man täglich 230 und mehr Erkrankungen, wovon gewöhnlich der dritte Theil einen tödtlichen Verlauf nahm. In den letzten acht Tagen kamen täglich 20 Fälle weniger vor und man hofft auf eine fortschreitende Verminderung der Erkrankungen. Die Bestürzung und Entmuthigung hat unter der Einwohnerschaft den höchsten Grad erreicht; ungefähr 25,000 Personen haben in der letzten Woche des vergangenen Monats Lissabon verlassen, und Handel und Verkehr liegen gänzlich darnieder.

Großbritannien. Die ernsten Folgen der Zahlungseinstellung irischer und schottischer Banken und der Fall großer, mit dem amerikanischen Markte in Verbindung stehender Handelshäuser, sowie die Creditlosigkeit und das Mißtrauen, welche durch die Geschäftseinstellungen verursacht wurden, haben die Regierung zu einer außerordentlichen Maßregel gedrängt, welche bereits i. J. 1847 bei der damals herrschenden Geldkrisis zur Anwendung gekommen ist. Die Bank von England ist nämlich ermächtigt worden, die Ausgabe ihrer Noten nach Bedürfniß zu vermehren und somit eine der wesentlichsten Bestimmungen der Bankacte einstweilen außer Kraft gesetzt. Da dieser zur Beseitigung des Geldmangels eingeschlagene Weg nothwendig der Zustimmung des Parlaments bedarf, so erwartet man den Zusammentritt des letzteren schon in den nächsten vierzehn Tagen. — In Lurgan (in der irischen Provinz Ulster) sind Arbeiterunruhen ausgebrochen. Die Arbeiter einer dasigen Fabrik, deren Arbeitszeit und Arbeitslohn infolge der Geschäftsstockung verkürzt worden war, griffen die Fabrikgebäude an, und als sie von der Polizei zurückgedrängt wurden, warfen sie die Fenster der Privathäuser ein. Es fielen mehre Schüsse und einige Personen wurden dabei verwundet; doch gelang es, die Ruhe wiederherzustellen.

Serbien. In der gerichtlichen Untersuchung hat der Senator und frühere Minister Damjanowitsch wirklich eingestanden, in der Apotheke, mit deren Besitzer er befreundet ist, während dieser beim Essen war, Gift gestohlen zu haben, um den Fürsten, falls ihn der gedungene Mörder verfehle, bei einer zu veranstaltenden Festmahlzeit zu vergiften. Der Gerichtshof erster Instanz, das Stadtgericht zu Belgrad, hat bereits sein Urtheil in der Complott-Angelegenheit gefällt; hiernach sind acht der Angeklagten, darunter die zwei früheren Minister, zum Tode und zwei zu lebenslänglicher Kerkerstrafe verurtheilt worden.

Türkei. Die Pforte hat eine zweite Protestation gegen die Verschmelzung der Donaufürstenthümer abgesandt, und die Zustände in jenen Ländern, wo gegenwärtig alle politischen Leidenschaften aufgewühlt sind, scheinen ihr überhaupt viel Sorge zu machen. Die öffentliche Ruhe soll sowohl in der Moldau als auch in der Walachei auf's Aeußerste bedroht sein, und zwar von zwei Seiten. Erstens sollen nämlich die Mitglieder der beiden Divane einen großen Putsch ausführen wollen, und zweitens sah man jeden Augenblick einen Ausbruch der Volkswuth, namentlich der Landbewohner, gegen die Bojaren entgegen. Unter solchen Umständen ist die Abreise Omer-Pascha's nach seinem neuen Statthalter-Sitze Bagdad verschoben worden; es heißt, derselbe werde den Oberbefehl über ein Observationscorps an der unteren Donau erhalten, welches vorkommenden Falls in die Donaufürstenthümer einrücken soll.

Die neuesten in Konstantinopel eingegangenen Nachrichten aus Persien bestätigen, daß der englische Gesandte noch immer mit dem persischen Hofe auf gespanntem Fuße lebt. Dagegegen hat sich das Verhältniß Persiens zu Rußland in letzterer Zeit desto freundlicher gestaltet. Die Regierung zu Teheran hat sogar dem russischen Nachbar gestattet, ein Truppencorps nach Turkestan zu senden, um die turkomanischen Stämme, die im Aufruhr sind, zu bekämpfen. Die Russen werden sich auf dem kaspischen Meere dorthin begeben und in Gemeinschaft mit einem persischen Corps operiren.

Asien. Die letzten Nachrichten aus Indien lauten günstig. Sie bestätigen zunächst den vollständigen Sieg der Engländer in Delhi, der bisher mehrfach angezweifelt wurde. Die Stadt ist nur einen Tag später, als die ersten Depeschen meldeten, in die Hände der britischen Truppen gefallen; aber die Verluste der letzteren sind weit bedeutender, als Anfangs angegeben wurde. Die englische Heeresmacht vor Delhi betrug ungefähr 15,000 Mann; hiervon bestanden aber zwei Drittheile aus eingebornen Truppen und anderen asiatischen Hilfsvölkern, deren Muth und Treue noch nicht erprobt war. Die Engländer zählten kaum 5000 Mann, und der Sturmangriff auf den stark befestigten Hauptsitz der Insurgenten, welche letzteren mehr als 40,000 Mann unter den Waffen hatten, war daher immerhin ein sehr gewagtes Unternehmen. Dennoch ist er vollkommen gelungen, obgleich nur 5300 Mann zum Sturmlaufen verwendet werden konnten. Am 14. Sept., wo der erste Angriff unternommen wurde, sind 61 Offiziere und 1178 Mann, demnach ein Drittheil der stürmenden Streitmacht, getödtet worden; an den späteren Tagen waren aber die Verluste unbedeutender, bis am 20. Sept. die Stadt in die Hände der Engländer fiel. Der von den Meuterern auf den Thron von Delhi gehobene König, ein Greis von 92 Jahren, wurde am 21. Sept. nebst seiner vornehmsten Gemahlin in der Umgebung der eroberten Stadt festgenommen; man hat ihnen das Leben geschenkt und sie nach Kalkutta transportirt. Dagegen wurden zwei Söhne und ein Enkel des Königs, welche man ebenfalls auf der Flucht ergriff, sofort erschossen; ihre Leichname brachte man nach Delhi, um sie in dem dasigen Polizeigebäude zum Schrecken der Einwohnerschaft öffentlich auszustellen. Die Meuterer haben ihr befestigtes Lager vor Delhi verlassen und sind nach verschiedenen Richtungen hin geflohen; die Engländer sandten zu deren Verfolgung zwei mobile Colonnen ab, welche den Flüchtlingen noch zwei Treffen im freien Felde geliefert haben. Im Uebrigen fehlt es zur Zeit noch an speciellen Details über den großartigen Kampf vor Delhi, welcher an die blutigsten Blätter der englischen Kriegsgeschichte gemahnt; man weiß nur, daß General Nicholson infolge der erhaltenen Wunden verstorben und General Wilson, der Obercommandant der Belagerungsarmee, durch Krankheit gezwungen worden ist, sein Commando niederzulegen.

Die zweite günstige Nachricht, welche der Telegraph gemeldet, ist die Entsetzung Lucknow's, der Hauptstadt des Königreichs Audh, obgleich der dortige Aufstand durch diesen Erfolg noch lange nicht als unterdrückt betrachtet werden darf. In Lucknow befanden sich beim Ausbruche der Insurrection nur die Ueberbleibsel zweier europäischer Regimenter, nicht stärker als 524 Mann, und eine Compagnie Artillerie. Dieses Häuflein hatte die Residenz des Gouverneurs und ein

kleines Fort befestigt und dort zugleich die in der Stadt lebenden Europäer mit ihren Frauen und Kindern untergebracht. Das Fort wurde von den Meuterern wiederholt angegriffen, und bei einem dieser Angriffe wurden 1000 Insurgenten durch eine Mine in die Luft gesprengt. Aber trotz der muthigen Ausdauer, welche die Besatzung bewährte, wurde die Lage derselben immer kritischer, denn da in Audh Alles zu den Waffen gegriffen hatte und sich große Heeresmassen in der Hauptstadt ansammelten, so verzweifelte man an der Rettung und sah mit Bangen einer ähnlichen blutigen Metzelei, wie sie in Cawnpure stattgefunden, entgegen. Die Noth war auf's Höchste gestiegen, die Meuterer hatten das Fort, in welchem sich die kleine Besatzung befand, bereits unterminirt, und in wenigen Stunden wäre vielleicht die tapfere Schaar ein Opfer des furchtbarsten Todes gewesen. Da erschienen am 25. Sept die Generale Havelock, Neill und Outram, nachdem sie sich auf ihrem Marsche durch mehre Rebellenhaufen durchgeschlagen, mit 2500 Mann vor der bedrohten Stadt. Da die Residenz des Gouverneurs und das von den Engländern befestigte Fort am äußersten Ende der weitläufig gebauten großen Stadt liegt, so gelang es den Anrückenden, nach einem blutigen Treffen sich mit der durch Hungersnoth, Wunden und Krankheit furchtbar zusammengeschmolzenen Besatzung, welche sich vier Monate lang mit bewunderungswürdiger Ausdauer der drohenden Uebermacht gegenüber gehalten, zu vereinigen. Hiermit ist zwar Vieles, aber noch nicht Alles gewonnen. Die in Lucknow weilenden europäischen Flüchtlinge (worunter sich gegen 1000 Frauen und Kinder befinden) sind ebenso, wie die Ueberbleibsel der tapferen Besatzung, augenblicklich vor der Wuth der Meuterer geschützt; aber eine Einnahme der Stadt ist dem General Havelock mit seiner schwachen Militärmacht ebenso unmöglich, als ein Abzug mit der Besatzung. Nach seiner Meldung werden noch zwei Brigaden mit starker Feldartillerie nöthig sein, um das Eine oder das Andere zu erzwingen. Die Lage der Engländer in Lucknow bleibt daher nach wie vor eine sehr kritische, zumal es ihnen dort an Proviant fehlt und die vielen Frauen und Kinder die militärischen Dispositionen wesentlich erschweren. General Neill ist bei der Erstürmung der feindlichen Verschanzungen vor Lucknow geblieben; dagegen soll es den Engländern gelungen sein, den Anführer der Aufständischen von Audh, Man Singh, gefangen zu nehmen.

In der Präsidentschaft **Bombay** regt sich jetzt ebenfalls ein aufrührerischer Geist, und wäre Delhi nicht gefallen, so würden die dort in der letzten Zeit stattgefundenen und rasch unterdrückten Erhebungen kaum vereinzelt geblieben sein. Nachdem der Hauptsitz der Insurgenten genommen ist, wird es aber den Engländern möglich werden, die Verbindung zwischen den von ihren Truppen besetzten Plätzen herzustellen und den Meuterern einen geschlossenern Widerstand als bisher entgegenzusetzen.

Eine neuere Depesche meldet, daß die am 25. Sept. entsetzte Stadt Lucknow von Neuem durch den berüchtigten Nena Sahib, welcher 50,000 Mann unter seinem Befehle vereinigt hat, belagert werde. — In Delhi ließen die englischen Truppen alle männlichen Einwohner, welche sie in der Stadt antrafen, über die Klinge springen. Man hat daselbst Europäer gefunden, welche auf der Seite der Rebellen kämpften.

Amerika. Die neuesten Nachrichten über die Geldkrisis in den Vereinigten Staaten lauten zwar etwas günstiger, aber dessenungeachtet ist die Calamität noch lange nicht überwunden und ihre Folgen geben sich in der Geschäftswelt in schlimmster Weise kund. Die große Anzahl brodloser Arbeiter beginnt die öffentliche Sicherheit in den größern Städten zu gefährden, und man wagt sich des Abends nur bewaffnet auf die Straßen. Von einsichtigen Männern wird auf das Dringendste von der Einwanderung nach Amerika abgerathen, weil es gewiß ist, daß die meisten der Einwanderer gegenwärtig einer sehr schweren und trüben Zeit entgegengehen. — Die Stadt Baltimore ist, um Excessen bei den Wahlen zu steuern, vom Gouverneur in Belagerungszustand versetzt worden.

Der Kanonenjunge.

Erzählung, von Franz Lubojatzky.

(Fortsetzung.)

V.

Eine Woche später ereignete sich im Einnehmerhause eine Scene, die aller Betheiligten Herzen tief ergriff. Auf dem von Mutter Salome sauber gescheuerten Tische lag das Bettchen eines Säuglings nebst dem Zubehör der Wäsche, die einem solchen kleinen Weltbürger als erste Ausstattung in seinem Lebensanfange gehört, und ein buntseidenes Tuch. Der alte Jeßner stand in Uniform neben dem Tische, auf welchem diese Dinge ausgebreitet lagen, und zwar so steif und ernst, wie eine Bildsäule. Sein tief gefurchtes Gesicht schien für heute unbeweglich bleiben zu wollen; kein Zug in demselben deutete auf eine innere Regung. Er glich vollkommen einem Wachtposten, der mit starrer Gleichgiltigkeit für alles Andere nur seiner Pflicht eingedenk ist. Hinter ihm etwas seitwärts stand Mutter Salome in ihrem besten Sonntagsstaate; die weiße Haube hob sich, wie ein leuchtender Schein, von ihrem braungelben, eingefallenen Antlitz ab.

Die beiden Leute waren recht alt geworden, und ihre den Niedergang zum Grabe markirenden Figuren contrastirten seltsam gegen die neben ihnen auf dem Tische liegenden Nothwendigkeiten zur Pflege eines sich erst entfalten sollenden Kindeslebens. Der Herr Pastor, seine Frau und der Ortsrichter waren auch zugegen. Man schien auf Jemand zu warten.

Endlich rollte ein leichter Korbwagen vor dem Hause an; der Oberförster und Heinrich stiegen aus. „Hier bleiben, Heinrich!“ rief der erstere seinem der Lehre entlassenen jungen Begleiter zu, der hastig in's Haus stürzen wollte.

„Sie sind heute so feierlich, Herr Oberförster,“ sagte Heinrich; ... , ich begreife nicht, was das heißen soll? ... auch zu Vater und Mutter wollen Sie mich nicht nach meines Herzens Drang hineinlassen? und ... Herr, mein Gott, da steht ja Vater d'ein in Uniform ... und auch Pastors ... und der alte Lehmann, der Ortsrichter ... was ist denn los?“

Der Oberförster legte zum Zeichen des Schweigens den Finger auf den Mund, und nachdem er seinem Burschen Befehl gegeben, mit Pferd und Wagen nach der Schänke zum Ausspannen zu fahren, ergriff er Heinrichs Hand und ging mit ihm in die Stube. Der Pastor trat ihnen entgegen und begrüßte sie. Heinrich wollte auf Vater und Mutter zu; der Pastor aber sagte:

„Mein lieber junger Freund, ehe Sie sich dem Ausbruche Ihres Herzens gegen diese braven Leute überlassen, giebt es noch Etwas, das zu Ihrer Kenntniß gebracht werden muß. Ich bitte Sie um eine kleine Geduld.“

„Ach, es ist nicht schön von Ihnen, Ehewürden, daß Sie mich abhalten, Vater und Mutter zu umarmen, ihnen zu sagen, wie glücklich ich bin, sie wieder zu sehen! Gelt, Vater? es geht Dir gegen mich eben so?“

„Ruhig im Glied!“ murmelte der Invalid halblaut, während ein Paar große Tropfen über seine gefurchten Wangen liefen.

„Du weinst, Vater, ... und Mutter weint auch?“ rief Heinrich erschrocken. „Was ist denn geschehen?“

„Sie werden es gleich erfahren,“ antwortete der Pastor, und las nun die beiden Schreiben des Conferenzministers v. Hopfgarten, dann den Brief von Madame Monterau, der ehemaligen Mademoiselle Goutard, vor. Heinrich unterbrach den Lesenden mit keinem Worte; sein Denken schien still zu stehen. Der Pastor hatte die Papiere schon lange zusammengefaltet und, auf die auf dem Tische liegenden Dinge, Heinrich's Mitgebrachtes, deutend, gesagt: „In diesem Bettchen und überdeckt von diesem seidenen Tuche fand Sie Ihr braver Pflegevater,“ als der junge Mann, noch immer betäubt von dem, was er erfahren, da stand. Endlich löste Jeßner das Schweigen, indem er mühsam die Worte hervorstieß: „Ja, so fand ich ihn ... so wurde er mein ... unser Kind!“

„Dein ... Euer Kind, Euer Sohn, so lange ich lebe!" schrie Heinrich jetzt auf und stürzte zu dem Alten und seiner Frau, beide stürmisch in seine Arme reißend.

„Herr Vicomte ...!" stammelte der Invalid, weinend, und die Einnehmerin schluchzte: „Ich bin ja nur eine arme Soldatenfrau."

„Nein, nein, Vater und Mutter seid Ihr mir, dem verlorenen Kinde, gewesen und so lange mein Herz schlägt, bleibt Ihr mir Vater und Mutter!" rief Heinrich. „Kann ich denn je genug für die Liebe danken, die Ihr mir erwiesen ohne Eigennutz, ohne Aussicht auf Lohn? Nie! nie! und wäre ich des Kaisers Sohn, ich könnte das nicht. O, mein lieber, guter, alter Herzensvater, Du darfst mich nicht Vicomte nennen, nur Deinen Jungen, Deinen Heinrich, Deinen Kanonenjungen, wie Du mich oft genannt, was ich früher freilich nicht verstanden habe. Und Du, mein braves, herziges Mutterle, darfst auch keinen Unterschied zwischen Deinem Heinrich und dem Vicomte machen. Wir bleiben alle drei, was und wie wir waren, Ihr mir Vater und Mutter, ich Euer Sohn."

Da blieb kein Auge trocken; selbst der Oberförster, dessen Sache allzu leichte Rührung sonst nicht zu sein pflegte, weinte und schnappte, wie ein Fisch auf dem Trocknen, um seiner selbst Herr zu bleiben. Und wie dieser gewaltige Sturm der Herzen sich etwas minderte, sagte der alte Jeßner, dem die Thränen wie Perlen auf den Wangen glänzten:

„Liebe Freunde, thut mir altem Manne eine Liebe an. Seht, an jenem Schlachttage, wo ich meinen ... na, Du willst's nicht anders, so sag' ich's denn auch ... wo ich meinen Kanonenjungen fand und Vater wurde, standen wir beim Morgenroth in Reih' und Glied, die Schlacht erwartend. Das ganze Bataillon schwieg; Keiner wußte ja, ob er den Abend des so rothaufglühenden Tages sehen würde. Da kam mir in's Herz, das alte Lutherlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott" anzustimmen, und das schlug bei allen Kameraden in die Seele. Wie ein Mann, sang das Bataillon Christiani das Lied. Der Herr Oberst-Lieutenant Christiani schenkte mir zum Andenken diesen Ring. Gott habe den braven Herrn selig; er ist schon zu unseres Herrgotts Apell abgegangen. Damals fand ich meinen Jungen; heute habe ich sein Herz gefunden. Zwei solche Tage erlebe ich nicht mehr. Macht mir die Freude, laßt uns das Lied singen, wie damals; Luther war ja auch ein braver Grenadier Gottes, hat manche Schlacht durchgefochten ... die beiden Tage sind eins, ... die besten meines Lebens."

Und wie damals vor zwanzig Jahren auf dem Schlachtfelde das Bataillon Christiani Luther's Heldenlied sang, so sangen es auch jetzt die sechs Personen, voll inniger Gemüthsbewegung. Die ärmliche Stube des Einnehmerhauses war zum Tempel religiöser Erhebung geworden.

Zwei Tage darauf trafen der Pastor, Jeßner und Heinrich in Dresden ein, und da dem Letzteren keine Beweise fehlten, daß er der von dem Grenadiercorporal an jenem Schlachttage zwischen den Rädern der Kanone gefundene Knabe sei, mehrere der früheren, nun invaliden Kameraden Jeßner's persönlich dies Zeugniß bestätigten, ja, selbst ein im Verlaufe der Zeit an den General oder Muster-Inspector befördertes, von Christiani beim sächsischen Kriegsministerium eingereichtes Verwendungsgesuch für Jeßner, in dem der ehemalige Bataillonschef dieser Vaterschaft des Invaliden ausführlich erwähnt hatte, sich vorfand, und die mitgebrachten Gegenstände, die des Knäbleins einzige Habe an jenem Schlachttage ausmachten, alle diese Zeugnisse auf's Gründlichste documentirten, so bestimmte Baron Serra, der französische Gesandte, die in Gesellschaft eines seiner Sekretäre von Heinrich nach Paris anzutretende Reise, zu der er freiwillig ihm eine später zurückzuzahlende Summe von tausend Francs zur Verfügung stellte, schon für den folgenden Tag.

So lange blieben Vater Jeßner und der Pastor bei ihm in Dresden. Auffallend war es, daß Heinrich einen Theil der vorgeschossenen Summe zu Ausgaben verwenden wollte, die, wie er sagte, sehr nöthig wären, und wegen dieser von ihm als so besonders nothwendig erachteten Dinge, über die er nicht sprach, allein ausging. Erst, als der Pastor und Jeßner wieder in ihr Dorf zurückgekehrt waren, und der Knecht, welcher sie hin- und zurückgefahren hatte, dem alten Jeßner ein gar nicht kleines Kistchen übergab, das Heinrich für ihn vor der Abfahrt heimlich unter den Hängesitz zu prakticiren gewußt hatte, wurde es offenbar, welche nothwendigen Dinge der nun mit dem Gesandtschafts-Sekretär nach Paris abgereiste junge Vicomte zu besorgen bestrebt gewesen war. In dem Kistchen fanden sich für alle seine Lieben, wie sie vor wenigen Tagen im Einnehmerhause zusammen gewesen, Geschenke. Vater Jeßner hatte in seinem Leben noch nie einen so delicaten Tabak geraucht, wie er hier einen Pack von zehn Pfund vorfand, und Mutter Salome war außer sich vor Freude über das für sie beiliegende schöne Zeug zu einem Sonntagsrocke.

Wie es oft im Leben zu kommen pflegt, daß Freud' nicht ohne Leid ist, hatte Heinrich bei seinem Aufenthalt zu Dresden erfahren. Der Zufall nämlich ließ ihm den alten Herrn Himrich, den ehemaligen Dominiums-Verwalter, auf der Straße begegnen, welcher ihm die Neuigkeit mittheilte, daß die Frau Baronin von Schier durch ihren Anwalt, mit dem sie, wie das Gerücht gehe, in einem sehr intimen Verhältnisse gestanden, um ihr ganzes Vermögen betrogen worden sei. Herr von Steiner habe sich flüchtig gemacht, und Niemand wisse, wohin derselbe gekommen.

Diese Nachricht berührte Heinrich um Aureliens willen sehr schmerzlich. Das Andenken an das Fräulein war in seiner Seele nicht erloschen; es hatte zu tiefe Wurzel in ihm geschlagen. Hing nicht die jetzige Wendung seines Geschickes mit ihr gewissermaßen zusammen? Ohne ihren Fall in den Dorfbach wäre er nie mit ihr und Mademoiselle Goutard bekannt geworden und hätte die letztere Nichts über die Vaterschaft des alten Jeßner zu ihm erfahren, um seiner leiblichen Mutter zu Paris sagen zu können, daß er, ihr Sohn, lebe. Eins hing mit dem Anderen zusammen; unmerkbar wickelte sich der Faden des Geschickes allmälig, durch kleine unbedeutende Ereignisse markirt, zur Vollendung ab.

Heinrich's Reise ging ohne jegliches Hemmniß von Statten; überall fand der mit den nöthigen Papieren zur schnellsten Weiterbeförderung ausgestattete Gesandtschafts-Sekretär die größte Bereitwilligkeit auf den Stationen, seinem Wunsche nach frischen Pferden willfahrt zu sehen. Heinrich wurde von ihm nicht anders als Herr Vicomte angeredet. In Mainz hielt man ein paar Stunden Rast. Heinrich meinte, es geschähe wegen Erledigung der seinem Begleiter etwa übertragenen Geschäfte. Ein Herr hatte in einem Zimmer des Posthauses eine fast eine Stunde lange Besprechung mit demselben und als sie schieden, hörte Heinrich den Fremden zu dem Gesandtschafts-Sekretär sagen: „Adieu, mein Herr! es bleibt bei unserer Verabredung." Der Fremde überflog den unter der Thüre der Passagier-Stube stehenden Heinrich mit einem Blicke, der diesem auffiel und ihm spöttisch zu sein schien. Indeß das konnte nur ein Irrthum sein. Wie sollte ein ihm gänzlich Unbekannter zu irgend einem Spotte gegen ihn kommen? es war ja nicht die mindeste Ursache dazu vorhanden.

(Fortsetzung folgt.)

Gellert.

Es sind jetzt hundert Jahre her, daß in Leipzig ein Mann lebte und lehrte, schrieb und sprach, litt und beglückte, der in Vieler, Vieler Munde gepriesen und manchem Herzen theuer schon damals war und es auch geblieben ist bis auf den heutigen Tag.

Es war kein großer, gewaltiger Fürst und Heerführer — und doch hatten Fürsten und Gewalthaber Achtung vor ihm und fühlten sich zu ihm hingezogen; und doch ließen, vom großen Friedrich von Preußen und seinem Heldenbruder Prinz Heinrich abwärts, die Generäle und selbst die schlichten Sol-

baten den Durchmarsch durch Leipzig nicht vorübergehen, ohne den Mann im schwarzen Brett zu sehen, zu hören und zu sprechen. Er war keiner von den obersten Würdenträgern im Reiche der Wissenschaft, das Hermelin des Rectormantels und der Prunktitel der ordentlichen Professur umhüllten ihn nicht. Es war ein schlichter außerordentlicher Professor mit nur hundert Thalern Jahrgehalt. Und dennoch war an der ganzen, großen Universität Leipzig Keiner, deß Name so auf aller Studenten Lippen geschwebt, an deß Worten so Aller Augen gehangen und aller Blicke sich gelabt hätten, Keiner, vor dem sie so ehrerbietig ausgewichen wären auf der Straße, dem sie so andächtig zugehört im Lehrsaale, der so tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht hätte, als dieser schlichte außerordentliche Professor.

Er betrat keine Kanzel mehr, seitdem in jungen Jahren Schüchternheit und Kränklichkeit ihm die erste Predigtprobe verdorben. Keine kirchliche Gewalt, kein Amt und kein Hochwürdentitel umgab seinen Namen. Und dennoch drang er überall hin in die Städte und Dörfer bis in die entlegensten Hütten, dennoch ward er — oft ungekannt und ungenannt — zum religiösen Heilspender und Seelenarzt in Leid und Drangsal. Dennoch erklangen und erklingen seine Lieder noch heute im Hause des Herrn und fanden und finden den innigsten, beseligenden Widerhall d'rin im frommen Herzen.

Der Mann ist Christian Fürchtegott Gellert, der Dichter der lieblichen Fabeln und Erzählungen, die aus dem Kinderfreunde her in Aller Gedächtniß sind und Samen des Guten ausgestreut und schon das junge Kindergemüth erquickt und veredelt haben und dies heut' noch thun: der Verfasser der moralischen Vorlesungen, die er den Jünglingen vortrug, um sie abzuhalten von den Pfaden des Verderbens und zu leiten und zu kräftigen auf dem Wege des Guten, und endlich und hauptsächlich der Sänger der religiösen Lieder, die (wie z. B. „Mein erst Geschäft sei Preis und Dank ꝛc.", „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte ꝛc.", „Herr, der Du mir das Leben ꝛc.", „Ich hab' in guten Stunden ꝛc.", „Auf Gott und nicht auf meinen Rath ꝛc.", „Ich komme vor Dein Angesicht ꝛc.", „Nach einer Prüfung kurzer Tage ꝛc."), längst Gemeingut aller Kirchengemeinden sind.

Diese religiösen Lieder, gerade vor hundert Jahren, im Jahre 1757 zum ersten Male von Gellert herausgegeben, athmen solchen Geist der Innigkeit und Glaubenstreue, aber auch der Duldung, und haben soviel menschlich Schönes und Wahres, daß sie eben deshalb besonders in allerjüngster Zeit Anstoß erregten bei jenen Ueberfrommen, denen sie nicht gläubig genug erschienen. Ein, glücklicherweise unserem Vaterlande ferngebliebener Kirchenliederstreit hat an vielen Orten Gemeinden und Oberhirten entzweit. Dieser Streit aber war weit entfernt, jenen alten, oft in den unangemessensten und grellsten Ausdrücken geschriebenen, sogenannten Kernliedern das Ansehen wiederzugeben, das sie nun einmal in unseren, auch an schöne Form gewöhnten Zeiten nicht mehr erlangen können; er hat vielmehr recht deutlich gezeigt, welch ein großes Verdienst nach dem Vorgange anderer trefflicher Kirchenlieddichter, wie vor Allen Luther's, Paul Flemming's und Paul Gerhardt's, gerade Gellert durch seine religiösen Lieder sich erworben hat.

Und das ist auch anerkannt worden zu seiner Zeit und später bis auf den heutigen Tag. Und die Beweise von Liebe und Verehrung, die ihm schon bei Lebzeiten nicht blos von Vornehmen und Feingebildeten, sondern auch gerade aus den schlichteren Volksklassen entgegenkamen, sie sprechen laut dafür. Ein Jeder weiß, daß es vor hundert Jahren mit dem Bürgersmann und dem Bauer noch nicht so bestellt war wie heutzutage, weder im Recht d'reinzureden, noch in der Fähigkeit dazu. Die aber lesen konnten damals, was lasen sie? Gellert's Fabeln und Lieder. Und wie schön drückten Viele von ihnen dem liebenswürdigen Verfasser ihren Dank aus! Bekannt und vielfach — neuerdings noch meisterhaft von Berthold Auerbach in seinem „Deutschen Familienkalender" — erzählt, ist die Geschichte von jenem Landmann, der Gellert aus Dank für die Erhebung, die sein Lied ihm verschafft, eine Fuhre Holz schenkte, da er gehört hatte, daß der arme, kranke Dichter so unbemittelt sei, daß es ihm an Feuerung fehle. Das war ein anderer Landmann und ein besserer Holzverwender, als jenes Bäuerlein in Kostnitz, das noch ein Holzscheit für Huß' Scheiterhaufen herzubrachte und dem sterbenden Glaubenshelden den Scheideruf entlockte: „O heilige Einfalt!"

Nein, heiliges Verständniß für unsere großen Männer und ihr edles, unermüdetes Streben, heilige Dankbarkeit gegen sie: das ist die Saat, welche seitdem aufgeschossen ist auf dem Grunde des deutschen Volksgemüths; Dank den Männern, die durch Wort und Schrift, durch That und Mahnung dazu beigetragen. An ihrer Spitze steht Luther, einer seiner treuesten Nachfolger war Gellert.

Und diese heilige Pflicht der Dankbarkeit wollen und sollen auch wir erfüllen. Wen zöge es nicht, einem geliebten und verehrten Manne etwas Gutes zu thun, ihm zu beweisen, wie sehr man ihn gern hat? Wen freute es nicht, was jener brave Landmann gethan; wer wünschte nicht, im Stande zu sein, es ihm nachzuthun? Nun, das kann in vielerlei Weise geschehen und selbst Denen, die heutzutage bei Winters Anbeginn arme Leute mit Feuerungsmaterial bedenken und beschenken, auch Denen ruft Gellert's Geist es dankend zu: „Was ihr gethan habt der Geringsten Einem, das habt ihr mir gethan!"

Aber es drängt uns auch noch in anderer Weise, unseren Dank zu künden. Und uns Sachsen ganz besonders. War ja Gellert unser Landsmann, Haynichen die Geburtsstätte seines Lebens, Leipzig die seines Wirkens und Dichtens. Darum hat man schon seit Jahren daran gedacht, Gellert's Namen auch äußerlich durch ein Denkmal zu verherrlichen. Professor Rietschel, der Lessing, Schiller und Göthe neugeschaffen hat mit kühnem Meiselschwung und künstlerischer Hingebung, hat auch die Form für ein Gellertstandbild vollendet und will's Gott, so ist bald in Haynichen gerade ein so herrliches Kunstwerk aufgestellt, wie schon jetzt in Braunschweig und Weimar.

Aber dazu bedarf es Geldes. Und um das zusammenzubringen hat schon vor längerer Zeit sich in Haynichen ein Comité gebildet. Es wollte Geld sammeln, um ein Denkmal und aus den Ueberschüssen ein, Gellert's Andeutungen und Forderungen entsprechendes Rettungshaus, das den Namen Gellert's führe, zu gründen. Und zu diesem Behufe hat ein Dresdner Lehrer, Herr Ferdinand Naumann eine schöne Idee ausgeführt und einen würdigen Beitrag verschafft und ermöglicht. Unter dem Titel: „Gellertbuch" hat er (in Dresden bei Meinhold und Söhne) eine Sammlung neuer bisher ungedruckter, großentheils erst zu diesem Zweck geschriebener Gedichte, Erzählungen und Schilderungen von 51 neueren deutschen Dichtern und Schriftstellern, darunter hochgefeierte Namen, herausgegeben. In reicher Auswahl und mannichfacher Abwechslung athmen diese Beiträge alle, dem Namen Gellert's entsprechend, eine ernstreligiöse Stimmung, enthalten großentheils Verherrlichung Gellerts und haben mehr oder minder bekannte Züge aus dem Leben dieses trefflichen Mannes zum lehrreich unterhaltenden Stoff. Mit Ausnahme etwa eines einzigen Gedichts auf S. 97, das mit den Worten: „bringen dem erwürgten Lamme Preis" an jene veralteten „Kernlieder" erinnert, läßt sich von diesem Buche sagen, daß es die Mahnung S. 145 wohl beherzigt: „Vor weihelosem Spruch o Deine Lippen wahre". Es enthält viel Weihevolles und Erhebendes und würde schon an sich Empfehlung verdienen. Um wie viel mehr also um seines Zweckes Willen. Wer Gellert's Andenken einen Thaler opfern kann und will, der erhält dafür nicht nur das schöne Buch mit einem lieblichen Bendemann'schen Kupferstich „das religiöse Lied", und mit den Abbildungen von Gellert's Porträt, Grab und Handschrift: sondern er trägt damit auch bei zur Mehrung des Gellertfonds und zur Förderung des Gellertdenkmals. Denn der Ertrag des Gellertbuchs fließt der Gellertstiftung zu.

Wie Zeitungsnachrichten melden, hat sich in Haynichen

in allerjüngster Zeit noch ein zweites Comité gebildet, das zum Gedächtniß Gellert's ein Rettungshaus und damit verbunden eine Kinderbewahranstalt gründen will und zu Beiträgen hierzu auffordert, dagegen den Hauptzweck des bisherigen ersten Comités: die Errichtung eines granitnen Gellertbildes übergeht, ja sogar geradezu es ausspricht, ein solches Denkmal entspreche Gellert's bescheidenem Sinne nicht. Diese unselige Zersplitterung und Meinungsverschiedenheit muß aber um so lebhafter bedauert werden, je gerechter der Wunsch ist, nunmehr, nachdem Camenz die Gelegenheit eines Lessingstandbildes sich hat entgehen lassen, mindestens **einen** berühmten sächsischen Dichter von Rietschel's Meisterhand in einer sächsischen Stadt verherrlicht zu sehen. Gewiß ist ein Rettungsaus sehr nothwendig. Aber dafür muß und wird schon Rath werden, dafür allein und zunächst Beiträge von auswärts her zu fordern, wäre unbillig und von geringem Erfolge. Wohl aber wird überall in Deutschland Bereitwilligkeit sich zeigen, beizusteuern zu einem Kunstwerke, das Haynichen Fremdenbesuch sichern, seinen Bewohnern aber von frühester Jugend auf das Bild seines größten Sohnes in schöner, sinnveredelnder Form vor Augen stellt, und das dem Willen der bisherigen Spender entspricht, deren Gaben anders nicht verwendet werden **dürfen**. Daß der Gerichtsamtmann und der Bürgermeister von Haynichen gleichzeitig den **beiden** Comités angehören, läßt eine wünschenswerthe Vereinigung derselben und Rückkehr zu dem ursprünglichen Plan sicher erhoffen. Und **für ihn** empfehlen wir nochmals hiermit das Gellertbuch und die Betheiligung an der Sammlung auf's Wärmste.

Vom Landtage.

(Eröffnung; Thronrede; übersichtliche Mittheilung.)

Die feierliche Eröffnung des neunten ordentlichen Landtags fand Montag, den 16. d. M., — nachdem früh um 9 Uhr in der evangelischen Hofkirche ein Gottesdienst abgehalten worden — Mittags 12 Uhr im Eckparadesaale der zweiten Etage im Königl. Schlosse durch Se. Majestät den König statt, welcher mit einem dreimaligen, vom Präsidenten der ersten Kammer ausgebrachten Hoch empfangen wurde und darauf vom Throne herab nachstehende Rede las:

„**Meine Herren Stände!**

Nur mit innigem Dank gegen Gott können wir auf den seit Ihrer letzten Zusammenkunft verflossenen Zeitraum zurückblicken.

Der Krieg, der in einem Theile Europa's wüthete und uns selbst in seinen Strudel mit fortzureißen drohte, ist mit Gottes Hilfe durch weise Mäßigung der betheiligten Mächte glücklich beendigt worden. Der Deutsche Bund aber hat die Haltung, welche er in dieser ernsten Zeit für die richtige erkannt, nicht zu bereuen Ursache gehabt. Die Beziehungen Sachsens zum Auslande haben sich nach allen Seiten hin nur noch freundlicher und fester gestaltet.

Die von Seiten Oesterreichs und Preußens der deutschen Bundesversammlung gemachte Vorlage bezüglich der Verfassungsverhältnisse der Herzogthümer Holstein und Lauenburg hat einem von Meiner Regierung wiederholt ausgesprochenen Wunsche Befriedigung gewährt.

Durch Abschluß einer Münzconvention zwischen den Zollvereinsstaaten einerseits und dem Kaiserthum Oesterreich nebst dem Fürstenthum Liechtenstein andererseits, durch die Anbahnung einer allgemeinen deutschen Handelsgesetzgebung sind neue Schritte zu näherer Vereinigung aller deutschen Lande auf dem Gebiete der materiellen Interessen geschehen.

Mit Eintritt des Friedens und der vom Himmel bescheerten reichlichen Ernte ist auch die Noth gewichen. Handel und Gewerbe haben einen neuen Aufschwung genommen und wir dürfen hoffen, daß dessen Segnungen durch die gegenwärtigen Erschütterungen des Geldmarktes keine anhaltende Störung erfahren werden. Die Landwirthschaft ist im dauernden Fortschritt begriffen.

Die Finanzen des Königreichs sind in dem gedeihlichsten Zustande, wie Sie aus den Ihnen mitzutheilenden Vorlagen ersehen werden. Dies setzt Mich in die erfreuliche Lage, Ihnen neben namhafter Erleichterung der Steuerpflichtigen auch Bewilligungen zu der dringend nöthigen Verbesserung der Gehalte der am niedrigsten besoldeten Staatsdiener und zu mehreren gemeinnützigen Zwecken vorschlagen zu können.

Die auf dem außerordentlichen Landtage 1854 beschlossene neue Behördenorganisation ist mit dem 1. October 1856 in's Leben getreten. Abgerechnet einige mit jeder neuen Einrichtung verbundene, hoffentlich vorübergehende Unbequemlichkeiten scheint sie sich im Ganzen als zweckentsprechend zu bewähren und namentlich das neue Strafverfahren durch Schnelligkeit und Sicherheit allen billigen Anforderungen zu genügen.

Auch das jener Organisation sich anreihende Gesetz, das friedensrichterliche Institut betreffend, ist in der Ausführung begriffen und Ich hege das Vertrauen, daß die hingebende Mitwirkung der dazu Berufenen eine ersprießliche Entwickelung der neuen Einrichtung herbeiführen wird.

Die Angelegenheit wegen Erlassung eines bürgerlichen Gesetzbuches ist in ein neues Stadium getreten. Mehrere benachbarte Staaten haben Beauftragte zu der mit Revision des Entwurfs beschäftigten Commission abgesendet, um ein gemeinschaftliches Werk zu Stande zu bringen, und es steht zu hoffen, daß auf diesem Wege dem künftigen bürgerlichen Rechte eine sichere Grundlage gegeben und die erwünschte weitere Ausdehnung für seine Geltung verschafft werden wird.

Ueber die sonstigen legislativen Vorlagen wird Ihnen von Seiten des Ministerium Eröffnung zugehen.

Hat auch in den letzten Wochen Mein väterliches Herz ein schmerzlicher Schlag getroffen, so ist dagegen Mein Haus durch die Vermählungen zweier Meiner Töchter und die dadurch begründeten Verbindungen mit befreundeten Fürstenhäusern mit Freude erfüllt worden. Der Antheil, den Mein Volk an diesen und an jenem genommen hat, liefert mir den wohlthuenden Beweis, daß es jetzt wie vor Alters die Angelegenheiten seines Fürstenhauses als seine eigenen betrachtet.

So gehen Sie denn mit Gott an Ihre wichtige Aufgabe, um sie zum Wohl des theuern Vaterlandes zu vollenden."

Hierauf trug der Referent im königl. Gesammtministerium, Herr Regierungsrath Roßberg, eine sehr ausführliche und eingehende „übersichtliche Mittheilung zur Eröffnung des neunten ordentlichen Landtags" vor, in welcher theils der wichtigen, seit dem letzten Landtage ins Leben getretenen Gesetze und ihrer Wirksamkeit, theils der bevorstehenden Vorlagen gedacht war. Wir heben im Nachfolgenden das Wesentlichste aus dieser höchst interessanten Mittheilung heraus:

Zuerst ist des neuen Strafverfahrens gedacht, dessen „Vorzüge sich schon jetzt herausgestellt haben", da „unter der Schnelligkeit der Untersuchung und Aburtheilung die Gründlichkeit und Sicherheit derselben nicht gelitten, vielmehr die Mündlichkeit der Beweisaufnahme den Richtern für Erforschung und Feststellung der Wahrheit unverkennbar größere Garantieen verschafft." Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs, zur Zeit der Revisionscommission der kgl. sächsischen Regierung und den Commissarien der sächsischen Herzogthümer, von Anhalt-Dessau, Schwarzburg und Reuß noch zur gemeinschaftlichen Berathung vorliegend, wird erst dem nächsten Landtag, wo möglich gleichzeitig auch der Entwurf einer Prozeß- und Gerichtsordnung, vorgelegt werden. Dagegen gelangen schon an diesen Landtag die Entwürfe einer **Advocatenordnung** und eine **Notariatsordnung**.

Von den **Steuerzuschlägen** sollen die der Gewerbe- und Personalsteuer **gänzlich**, die der Grundsteuer **zur Hälfte** in **Wegfall** kommen, ebenso auch die Schlachtsteuerzuschläge **ermäßigt** werden. Außer den dahin zielenden Gesetzentwürfen wird im Gebiete des Finanzdepartements dem Landtage vorgelegt werden: das Staatsbudget auf 1858 bis 1860, Rechenschaftsbericht auf 1852 bis 1854, Entwurf eines neuen Postgesetzes, Erbauung einer neuen Porzellanmanufactur (der bisher das Schloß zu Meißen eingeräumt war) und Vorlage, den Bau der dringlichsten Eisenbahnen betreffend.

Im Bereich der Verwaltung wird mit Hinweis auf das

nunmehr zur Ausführung vorbereitete Institut der Friedensrichter es als festgehaltene Ansicht der Regierung ausgesprochen, daß ihre organisatorische (einrichtende) Aufgabe wesentlich darin bestehe, die individuellen (vereinzelten) und örtlichen Lebenskreise, die Gemeinden und Bezirke zu einer selbstständigen, corporativen (genossenschaftlichen) Thätigkeit und zur Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten innerhalb der geeigneten Grenzen heranzuziehen.

Der Gesammtbedarf für die Landgensdarmerie soll, obwohl nicht in der vom vorigen Landtage abgelehnten Ausdehnung, erhöht werden. In einem den Ständen vorzulegenden Ergänzungsgesetze zur Armenordnung vom 22. Oct. 1840 sollen die Anträge, welche die diesjährige Generalversammlung sämmtlicher Armenvereine gestellt hat, „in Anerkennung der Wichtigkeit des Zwecks und der gemeinnützigen Gesinnung, der sie ihren Ursprung verdankten", Verwirklichung und Erledigung finden.

Dagegen wird der Entwurf einer Gewerbeordnung, welcher dermalen dem Staatsrathe zur Begutachtung der Grundsätze vorliegt, in Rücksicht auf die in großer Zahl eingegangenen Beurtheilungen und Anträge von Gewerbtreibenden, Gewerbevereinen und Stadträthen, diesem Landtage nicht vorgelegt werden können, wohl aber den von demselben zu wählenden Zwischendeputationen zur Vorbereitung für den nächstkommenden Landtag mitgetheilt werden.

Ob das allgemeine Wassergesetz und das Gesetz über den nichtregalischen Bergbau noch diesem Landtag vorgelegt werden, ist zweifelhaft, da der Geh. Regierungsrath Susemihl, dem deren Ausarbeitung übertragen war, mit Tode abgegangen. Wohl aber wird ein Gesetzentwurf über Einführung des Zollgewichts als Landesgewicht und über das Aichwesen für Maße und Gewichte im Allgemeinen, ferner — als worauf „die Staatsregierung fortwährend ein großes Gewicht legt," und trotz der „bisher gemachten Erfahrungen" — eine Gesetzesvorlage zur „befriedigenden Erledigung der Jagdfrage" in Aussicht gestellt.

Aber auch der Plan zur Errichtung einer Landesbank für den Hypothekarcredit und Verstärkung der Mittel zur Förderung der Landwirthschaft, sowie Mittheilung des vorläufigen Ergebnisses der Revisionsarbeiten über das Brandversicherungswesen ist zugesichert.

An Vorlagen aus dem Verwaltungsbereiche sind ferner zugesagt: ein Gesetzentwurf über die Vorbedingungen für gewerbmäßige Ausübung der Thierheilkunde, ein Plan für Beschaffung eines zweckmäßigen Thierarzneischul-Gebäudes, weiter eine Vorlage über die, wegen Ueberfüllung des Arbeitshauses bereits versuchsweise angewendete Beschäftigung der Sträflinge im Freien und die Gefängnißreform überhaupt; endlich zur Behauptung des durch das Museum errungenen ehrenvollen Standpunktes im sächsischen Kunstleben eine Geldbewilligung für Zwecke der bildenden und monumentalen Kunst und für Restauration des Zwingergebäudes.

Aus dem Kriegsministerium steht der Entwurf einer Militärgerichtsordnung zu erwarten.

Die kirchlich-religiösen Zustände werden „im Allgemeinen als befriedigend" bezeichnet. Namentlich ist hervorgehoben das gute Einvernehmen der verschiedenen Kirchengesellschaften und der Mangel „bedenklicher Parteistrebungen" in der protestantischen Kirche, so daß zu hoffen sei: daß, „je mehr ein gesundes kirchliches Leben, dessen Stärkung das Ministerium des Cultus als seine Hauptaufgabe betrachte, in allen Kreisen der Bevölkerung Platz greift, einzelne extreme Ausschreitungen, nach irgend welcher Seite hin, sich von selbst verlieren werden." Das Cultusministerium wird einen Gesetzentwurf, die Gehaltsverhältnisse der Lehrer an den Elementar-Volksschulen betr., und eine Vorlage, die Reform der evangelisch-lutherischen Kirchenverfassung betreffend, an die Stände gelangen lassen.

Endlich ist auch des Strebens der Regierung nach „dem Ziele einer größeren Einigung der einzelnen deutschen Volksstämme" und ihrer, bei der Bundesversamlung gethanen Vorschritte, um die in den einzelnen Staaten abweichenden Auslegungen der Wechselordnung und der Bundesbeschlüsse über Nachdruck zu beseitigen, sowie der Unterstützung gedacht, welche die Regierung den Anträgen Baierns auf Ausarbeitung eines allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuchs, auf Einführung gemeinsamer Bestimmungen über das Heimathswesen, auf Regelung der Auswanderung und auf Erzielung allgemeiner Vollstreckbarkeit richterlicher Erkenntnisse, angedeihen ließ.

Nach Schluß dieses Vortrags erklärte Herr Ministerpräsident Dr. v. Zschinsky im allerhöchsten Auftrage den Landtag für eröffnet, worauf Se. Majestät der König unter einem vom Präsidenten der zweiten Kammer ausgebrachten Hoch den Saal verließ.

Somit steht eine reiche Fülle von Stoff dem Landtage in Aussicht, Fragen von eindringlicher und entscheidender Wichtigkeit harren der Erledigung. Und so begrüßen denn auch wir die Volksvertreter mit dem Wunsche und in der Erwartung, daß ihr Wirken ein gesegnetes sein möge und sein wird für's ganze Vaterland. —

Dresden, den 18. November.

— Nachdem in der ersten Kammer Freiherr v. Friesen, Freiherr v. Welck und Klostervoigt v. Posern zu der Stelle eines Vicepräsidenten vorgeschlagen worden waren, ist von Sr. Majestät dem Könige Freiherr v. Friesen zum Vicepräsidenten ernannt worden. Als Secretäre wurden Amtshauptmann von Egidy und Bürgermeister Wimmer gewählt. — In der zweiten Kammer ist von Sr. Majestät dem Könige auf Grund der bereits in letzter Nummer mitgetheilten Vorschläge der Appellationsgerichts-Vicepräsident Dr. Haase zum Präsidenten und Geh. Regierungsrath Dr. Braun zum Vicepräsidenten ernannt worden. Zu Secretären wurden die Abgg. Adv. Kasten und Bürgermeister Finke gewählt. — Unter den in der Zweiten Kammer bereits eingegangenen Regierungsvorlagen befindet sich der Rechenschaftsbericht auf die Jahre 1852—1854, welcher mit dem Einnahmeüberschusse von 3,272,675 Thlr. abschließt, während die Staatsschulden, welche Ende 1854 54,793,862 Thlr. betrugen, um 668,056 Thlr. gegen 1852 sich gemindert haben.

— Am vergangenen Sonnabend Mittag fand die Obsthändlerin Scheibe bei ihrer Nachhausekunft ihre zwei Kinder mit Brandwunden bedeckt und erstickt in ihrer Wohnung, Fleischergasse Nr. 6, dritte Etage. Dieselben waren eingeschlossen gewesen, und wahrscheinlich hatten sie in der Mutter Abwesenheit mit einem Streichhölzchen oder dergleichen gespielt.

Aus dem Gerichtssaal. Am 12. d. M. ward vom königl. Bezirksgericht Dresden der ehemalige Kaufmannslehrling Zanger in 1 Jahr Arbeitshaus verurtheilt. Erst 17 Jahr alt, war er doch schon wiederholt bereits wegen Diebstahls bestraft worden. Die Vergehen, wegen deren er nun zur Untersuchung gezogen ward, stellten ihn als einen so gewiegten und gefährlichen Verbrecher dar, daß der Grundsatz malitia supplet aetatem — Bosheit ergänzt das Alter, d. h. hebt den Entschuldigungs- und Milderungsgrund allzugroßer Jugend auf — auf ihn vollständig anwendbar ward. Aus dem Strafgefängniß entlassen, schwindelt er der Mutter eines Mitgefangenen vor, er sei Gefangenwärter und läßt sich von ihr, angeblich für ihren Sohn, in der That aber nur für sich, 10 Ngr. und ein Paar Stiefel geben. Auf die Entdeckung Dessen, der von einer Familiengruft Blumen entwendet, war im Dr. Anzeiger eine Belohnung von 5 Thlr. ausgeschrieben. Sofort begiebt sich Zanger auf den Kirchhof und behauptet unter Vorweis einer, mit dem Namen des Polizeicorporals P. gefälschten Ermächtigung zu Ueberwachung der Gruft beauftragt zu sein, versichert dann dem Ausschreiber der Belohnung auf seinen Diensteid, daß er den Blumendieb verhaftet, und erschwindelt so nicht nur die ausgesetzten 5 Thlr., sondern auch noch später unter dem Vorgeben, einen zweiten Dieb arretirt zu haben, ein Darlehn von 2 Thlr. In derselben Zeit borgte er dem Todtengräberpersonal Geld ab, lieh einen sofort verkauften Regenschirm aus, und drehte auf dem Kirchhofe einer

stlichen Dame, die Rosen abpflückte, mit Binden, bis sie ihm 5 Ngr. Pfändungsgebühren zahlte, die er „für die Kirche“ annahm und für sich behielt. Endlich hat er sich mittelst Fälschung des Namens seines früheren Prinzipals ein Darlehn von 10 Thlrn. erschwindelt. Solche Raffinirtheit in so jungen Jahren ist glücklicherweise selten zu finden. — Sämmtliche vier am 13. Nov. verhandelten Einsprüche hatten Strafermäßigung zur Folge. Der Schuhmachermeister Stelzner in Radeberg war wegen der Drohrede über seine Auszüglerin: er wolle sie mit der Flinte todtschießen, in 4 Wochen Gefängniß verurtheilt, die auf Antrag von Vertheidigung und Staatsanwaltschaft auf 8 Tage herabgesetzt wurden. Der bereits mit Arbeitshausstrafe belegte Handarbeiter Pietzsch in Tharand hatte für Entwendung einer Kuhhaut, die unter 10 Thlr. werth war, 1 Jahr Zuchthaus erhalten. Auf Antrag der Staatsanwaltschaft ward dies in Arbeitshaus verwandelt. — Die Gefängnißstrafe Werner's in Prohlis wegen mehrer Diebstähle und Angriffe auf die Schamhaftigkeit, ward von 20 auf 15 Tage ermäßigt, und die der verehel. Müller in Radeburg, welche ihrer künftigen Schwiegertochter zugehörige Gegenstände eigenmächtig versetzt hatte, ward wiederum auf Antrag der Staatsanwaltschaft, von 3 Monaten auf 6 Wochen Gefängniß beschränkt — Am 16. Nov. wurden zwei junge Menschen, S. aus Radeberg, wegen Erbrechungsdiebstahls und R. von hier, wegen Creditbetrugs, in beziehentlich 9 und 5 Monate Arbeitshaus verurtheilt.

Aus dem Plauen'schen Grunde wird dem Dr. J. unter dem 14. Nov. berichtet: Ein fremder Mensch kommt am 30. Oct. zu einem Gastwirth in Potschappel, giebt sich für den Fleischer Clauß in Nenkeschütz aus, bestellt ein Fuhrwerk und erhält es auch am 31. Oct. früh ausgehändigt. Er fährt fort, kommt aber nicht wieder. Allein in Radeburg, wo er das Fuhrwerk für einen Spottpreis verkaufen wollte, ist er verhaftet worden und wird nächstens vor den Schranken des Gerichts erscheinen.

Vermischtes.

Aus Stettin. In diesen Tagen langte die von Stepnitz über Gollnow nach Stettin fahrende Personenpost in einem seltsamen Zustande in der Nähe von Gollnow an. Der Postillon war auf dem Bocke festgebunden und geknebelt, und die Pferde, des Weges kundig, trabten ohne Führer die Straße dahin. Nachdem man den Geknebelten befreit, erzählte er, daß mehre vermummte Kerle den Wagen in der Haide überfallen und ausgeplündert hätten. Bei näherer Erörterung durch die Criminalpolizei ergab sich indessen die volle Wahrheit. Der Wagenmeister in Stepnitz hatte sich schon längst mit dem Postillon und einem Schiffer verabredet, die Post, sobald sie einmal ohne Passagiere sei und eine größere Geldsumme mit sich führe, zu berauben. Dieser Plan wurde an jenem Abende in der Haide ausgeführt, indem der Wagenmeister den Wagenkasten, welcher den Briefbeutel mit einer Summe von 2000 Thlrn. enthielt, bei der Abfahrt nur scheinbar verschlossen hatte. Nachdem sie den Raub brüderlich getheilt, hatten sie den Postillon, ihren Genossen, auf dem Bock festgebunden und auf die Pferde losgehauen. Jetzt, wo der Postillon ein offenes Geständniß abgelegt, sitzen alle Drei im Gefängniß.

Unglücksfall. Aus Interlaken (Schweiz) wird unterm 11. Nov. folgender Unfall gemeldet: Zwei Töchter der erst vor einem Monate zur Wittwe gewordenen Frau Impoden, von denen die eine 20, die andere 16 Jahre zählte, unternahmen gestern in Begleitung eines Klavierlehrers und zweier Schulknaben einen Spaziergang und machten dabei den unglücklichen Versuch, den „Hoeder“ zu ersteigen, der sonst nur geübten Bergsteigern zugänglich ist. Nach unsäglichen Anstrengungen gelangten sie endlich auf die oberste Platte und wollten in der Richtung gegen Ringenberg wieder hinabsteigen. Unmittelbar unter der Platte befindet sich an dieser Stelle eine furchtbar steile Grasfläche, welche nur alle 2 Jahre zum Wildheuen benutzt wird. Theils um den Mädchen das Gehen zu ersparen, theils um schneller in einen weiter unten sichtbaren Fußweg zu gelangen, wurden mehrere Aeste zusammengesucht, auf einander gelegt, die Mädchen setzten sich darauf und der Musiklehrer probirte nun, sie auf diese Weise über das inzwischen durch eingetretenen Regen noch schlüpfriger gewordene Gras hinabzuziehen. Die Sache ging leider nur zu leicht, denn schon nach etwa 10 Schritten vermochte er seine Last nicht mehr zu bemeistern und — die Schwestern rollten zusammen mit verschlungenen Händen in den Abgrund. Mit Mühe konnten der Lehrer und die Knaben, welche an der Last zurückzuhalten versucht hatten, sich auf dem schlüpfrigen Abhange erhalten. Den Mädchen nacheilend, fanden sie dieselben in der Höhe des obersten Waldes in einem Krachen und zwar fest umschlungen bei einander liegend und bei ihrer Ankunft soeben den letzten Athemzug aushauchend. Das Entsetzen der Drei kann man sich denken. Die Knaben blieben bei den Leichnamen und der Lehrer eilte nach Ringenberg, um Hilfe zu holen. Sobald die Unglückskunde bekannt wurde, eilten rüstige Männer mit Seilen und Laternen herbei und, da die Knaben aus Furcht davongegangen, gelang es erst nach längerem Suchen die unglücklichen Mädchen aufzufinden und sie auf zwei herbeigeholten Holzschlitten der armen Mutter, die sich noch vor wenigen Stunden an ihren blühenden Kindern erfreut hatte, zuzuführen. Es war ein eigenthümlicher Anblick, den Todtenfackelzug der Ringenberger von der Höhe (5000 Fuß) des Harder in den vielen Windungen des Holzweges heruntersteigen zu sehen, und es war zu verwundern, daß bei der stockfinsteren Nacht kein weiteres Unglück sich ereignete.

Literatur.

Berthold Auerbach's Deutscher Familienkalender für das Jahr 1858. Preis 12 Ngr.

Es ist eine Freude, solch ein Buch empfehlen zu können, denn man fühlt dabei nicht nur selbst den Genuß, den es uns beim Durchlesen gegeben, aufs neue wieder, sondern man hat auch die Gewißheit, Manchem, der auf die Empfehlung hin das Buch kauft, damit etwas sehr Liebes gethan zu haben. Der Kalender liegt das ganze Jahr über im Hause. Nicht einmal nur, nein täglich blickt man hinein. In diesen Kalender aber wird man einsehen, auch wenn das Jahr 1858 längst verschwunden ist. Denn er ist ein Kunstwerk. Es stehen d'rin zwei prächtige Geschichten: „Gellerts letzte Weihnachten“ und „die Stiefmutter“ und endlich unter der Aufschrift: „Aus dem Gedenkbuch des Pfarrers vom Berge“ eine Reihe kleiner Erzählungen aus dem Leben, die gar viel nachzudenken bieten. Wenn man das Alles liest: es ist gesundes, kerniges Hausbrod, und doch wieder so fein und sauber, daß man's merkt, die wahre Dichtung ist's, die zum schlichten Herzen spricht. Und so geht's auch mit den Bildern drin. Zu den zwei Geschichten haben L. Richter und von Ramberg, zu dem ausführlichen Kalender selbst aber hat Kaulbach meisterhafte Zeichnungen geliefert, deren Holzschnitt das Buch köstlich zieren. So wird es nicht bloß das Herz und den Kopf, sondern auch das Auge eines Jeden erfrischen und erfreun und dabei durch seine Billigkeit eine herrliche Zierde auch für den kärglichsten Weihnachtstisch werden.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Thl.	Weizen ngr.	Roggen Thl.	Roggen ngr.	Gerste Thl.	Gerste ngr.	Hafer Thl.	Hafer ngr.	Erbsen Thl.	Erbsen ngr.
Dresden	Novbr.	von	5	22	3	22	3	15	2	20	—	—
	16.	bis	5	25	3	26	3	20	2	25	—	—
Bautzen	Novbr.	von	5	10	3	5	3	5	2	7	—	—
	14	bis	6	5	3	15	3	10	2	17	5	10
Meißen	Novbr.	von	5	20	3	17	3	6	2	12	—	—
	14.	bis	—	—	3	21	3	10	2	20	—	—
Pirna	Novbr.	von	5	15	3	10	3	5	2	15	—	—
	14.	bis	5	25	3	20	3	12	2	22	—	—
Radeburg	Novbr.	von	6	—	3	18	3	12	2	15	—	—
	11.	bis	6	5	3	20	3	19	3	—	—	—
Roßwein	Novbr.	von	5	25	3	20	3	8	2	10	—	—
	17.	bis	6	10	4	—	3	15	2	18	—	—
Chemnitz	Novbr.	von	6	—	3	25	3	25	2	18	—	—
	4.	bis	6	15	4	5	4	—	2	20	—	—

Dresden. Das Schock Stroh 7 Thlr. — Ngr. bis 7 Thlr. 10 Ngr.
Der Centner Heu 1 „ 14 „ „ 1 „ 20 „

Butterpreise in Dresden vom 14. bis mit 16. Novbr. 1857.
die Kanne 17 Ngr. — Pf. bis 18 Ngr. — Pf.

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 86½ angeb; dergleichen kleine 87½ angeb.; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½% 102½ angeb.; desgl. von 1847 à 4% 99½ angeb.; desgl. von 1852 und 1855 à 4% 99¾ angeb.; desgl. von 1852 4% à 100 Thlr. 100 ges.; desgl. 1855 à 3% 80½ ges.; Land-Renten-Briefe große 86½ ang.; desgl. kleine 89 ang.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 100 ges. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 99½ ges.; kleine 99 gesucht; desgl. à 3½% große — angeb., kleine — angeb.; desgl. 3½% große — angeb., kleine — angeb. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 100 ges.; kleine 100 ges.; desgl. 3½% große und kleine 94 ges.

Den werthesten Freunden und Mitgliedern des Gesangvereins zu Cotta, welche unsere vielgeliebte Schwester und Schwägerin am 15. d. M. zu Grabe getragen, sowie allen Denen, welche Dieselbe zu ihrer letzten Ruhestätte begleiteten, sprechen wir hiermit unsern innigsten Dank öffentlich aus.

Cotta, am 16. November 1857.

Karl Lehmann,
[79] nebst Frau und Angehörigen.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der E. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen“ Nr. 47 nebst einer Beilage.)

Freitag. Nr. 48. 27. November 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 8, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Die Stadt Mainz ist in den letzten 70 Jahren zweimal von Pulverexplosionen heimgesucht worden, welche jedesmal große Verwüstungen anrichteten. Aber keins dieser Ereignisse hat solch namenloses Unglück über die Stadt gebracht, als das am 18. Nov. erfolgte Auffspringen des im Fort Martin befindlichen Pulvermagazins. Wir geben in Nachfolgendem eine gedrängte Schilderung dieser furchtbaren Katastrophe, welche Hunderte von Familien in tiefe Trauer versetzt hat und die Theilnahme aller Menschenfreunde lebhaft in Anspruch nimmt.

Der Pulverthurm befand sich in dem hochgelegenen, südöstlichen Theile der Stadt Mainz, auf der Courtine zwischen der Bonifacius- und Alexander-Bastion, wenig über hundert Schritte rechts vom Gauthore entfernt, und nahe der alten Stadtmauer, an welcher an der inneren Seite eine Menge kleiner Tagelöhnerwohnungen angebaut waren und eine Gasse, der Kästrich genannt, bildeten. Es befanden sich noch vor einigen Wochen über 700 Centner Pulver in jenem als Magazin und Laboratorium benutzten Thurme; seit Kurzem hatte man aber auf Anordnung der Bundesbehörde angefangen, diese Vorräthe aus der Stadt zu entfernen, und an jenem Unglückstage waren ungefähr noch 200 Centner Pulver, 700 gefüllte Granaten und etwa 240 Zündkugeln in jenem Thurme. Letzterer war am 18. Nov. verschlossen und Niemand dienstlich darin beschäftigt.

Es war Nachmittags fünf Minuten vor drei Uhr, als die Explosion erfolgte. Zuerst war es, als ob ein Blitz von der Erde gegen den Himmel aufführe, eine so hohe und schmale Feuerflamme zuckte in die Höhe — im nächsten Momente aber erhob sich eine mit schwarzem Dampfe gekrönte, sehr breite Feuergarbe bis zur doppelten Höhe des nahegelegenen Stephansthurmes, und nachdem dieselbe einen Moment gedauert und dann verlöscht war, ertönte ein donnerähnliches Getöse, Erde und Häuser schwankten, Dächer stürzten ein, die Fenster wurden in die Zimmer geschleudert, Bilder und Spiegel fielen zertrümmert von den Wänden — der Schrecken war unbeschreiblich. Niemand glaubte anders, als das Haus stürze über ihm zusammen. Ein Blick in's Freie zeigte den Himmel durch dicken Rauch verfinstert und nun war es Jedem klar, daß eine Pulver-Explosion in dem oberen Stadttheile stattgefunden habe. Alles eilte jener Gegend zu — um einer Verwüstung, eines Jammers ansichtig zu werden, der Alles überstieg, was man in banger Erwartung sich vorgestellt hatte. Der Kästrich und die obere Gaustraße war ein Trümmerhaufe, der seine Bewohner unter seinem Schutte begraben hatte. Gräßlich verstümmelte Körper lagen umher, in ihrem Blute schwimmend, theils noch mit dem Tode ringend; Aeltern irrten umher, ihre Kinder suchend, Kinder jammerten nach ihren Aeltern, Männer riefen nach ihren Frauen, überall bot sich ein Bild des tiefsten Jammers und der größten Bestürzung.

An der Stelle, wo der Pulverthurm gestanden, öffnete sich ein tiefer, rauchender Krater; die ganze Steinmasse war hinausgeschleudert worden in die Lüfte und nach allen Richtungen unheilbringend zerstieben. Steine von vielen Centnern Schwere waren wie leichte Federbälle in der Höhe umhergeschleudert worden und hatten beim Niederfallen Menschen, Thiere und Wohnungen zermalmt. Drei Viertelstunden weit von der Stadt wurden auf der Landstraße Menschen durch herabstürzende Trümmer und Steine verwundet und getödtet. Die durch die Explosion angerichtete Zerstörung ist eine fürchterliche. Der sogenannte Kästrich, meist von armen Leuten bewohnt, ist ganz und gar zerstört und gleicht einem Schutthaufen, ebenso der obere Theil der Gaustraße bis zum Eingange der Stephansstraße; die Weißliliengasse, die Große Bleiche, sowie die Häuser der vor dem Kästrich gelegenen Thiermarktgasse sind ebenfalls zum großen Theil unbewohnbar geworden. Die Zahl der ganz zerstörten Häuser beläuft sich auf 57, die der theilweise zerstörten, an denen meistens die Dächer zerschmettert sind, auf 64. Außerdem ist fast kein Haus in der Stadt unbeschädigt davon gekommen. Die Stephanskirche ist vollständig Ruine, die Domkirche mit ihren schönen gemalten Fenstern, die Kirchen zu St. Quentin und Christoph erlitten ebenfalls bedeutende Beschädigungen. In der inneren Stadt schlugen 15—20 Centner schwere Steine durch die Dächer und alle Etagenräume hinab bis in das Parterre; in gleicher Weise wurden schwere Steinstücke mit solcher Gewalt gegen die Häuser-Fronten geschleudert, daß sie mehre Wände durchbrachen. Mitten unter dem Steinhagel, welcher sich über der Stadt und deren Umgegend verbreitete, flogen Granaten umher, welche ebenfalls mehre Menschenleben vernichteten. Die blutigen Leichname der in der Nähe des Pulverthurms Vorübergegangenen, der Schildwachen und der in der gänzlich zerstörten Thorwache befindlichen Soldaten lagen umher; drei mit vier Pferden bespannte Fuhrwerke, die eben die Brücke passirt hatten, waren in den Graben hinabgestürzt worden und lagen dort in einer gräßlichen Blutlache. Als todt wurden angemeldet 25 Personen vom Civil und 11 vom preußischen und österreichischen Militär. Die Zahl der Verwundeten vom Militär beläuft sich auf 270, von denen 20 so schwer darniederliegen, daß nur wenige mit dem Leben davonkommen werden. Die Zahl der Verwundeten aus dem Civilstande wird auf 300 geschätzt, von denen der vierte Theil sehr schwere Verletzungen erhalten hat. Unter den zusammenstürzenden Häusern fanden ganze Familien ihren Tod; anderen ist der Vater, die Mutter entrissen, Viele haben ihre Kinder, von denen mehre in der Wiege getödtet wurden, verloren. In ganz Mainz waren alle Fensterscheiben zersprungen; die Fensterrahmen wurden zerrissen und in die Zimmer geschleudert und dadurch viele Personen verwundet. Auch in den umliegenden Ortschaften zeigte sich, wenn auch in verminderterm Maße, dieselbe Erscheinung. Obgleich aus allen Nachbarstädten Glaser mit ihren Vorräthen herbeieilten, so war es doch in den ersten Tagen nicht möglich, den Bedarf zu decken und es mußten die Fenstern mit Papier verklebt werden. Die Lufterschütterung und das Donnergetöse wurden nicht allein in Wiesbaden, Bingen und Worms, sondern selbst in würtembergischen Ortschaften wahrgenommen.

Die mit Steinen, Balken und Trümmern bedeckten Straßen der Stadt boten einen höchst traurigen Anblick dar. Die Gasleitung war zerstört und die herrschende Finsterniß

machte das Unglück noch schauerlicher. Auch fehlte es bei der großen Anzahl von Verwundeten an ärztlicher Hülfe; Viele Personen wurden vermißt und vergeblich gesucht. Ueberall herrschte Verwirrung und Entsetzen, und die gesammte Einwohnerschaft verlebte eine wahre Schreckensnacht. Bei alledem würde aber das Unglück noch gräßlichere Folgen gehabt haben, wenn die Explosion während der Nacht erfolgt wäre. So aber waren, namentlich im Kästrich, nur wenig Leute in ihren Wohnungen anwesend. Auch ist, mitten unter den angerichteten Verheerungen, das Leben vieler Menschen auf eine wunderbare Weise erhalten worden; einzelne Personen waren verschüttet, und es gelang erst nach mehrstündiger Arbeit, die Verunglückten lebend unter den Trümmern hervorzuziehen. Das österreichische Offiziercorps beabsichtigte am 18. Novbr. Nachmittags im Graben, neben dem in die Luft geflogenen Thurme, ein Turnfest abzuhalten; wäre dasselbe nicht kurz vorher des schlechten Wetters wegen durch den Festungscommandanten abbestellt worden, so würden vielleicht 200 österreichische Offiziere ein Opfer der Explosion geworden sein.

Ueber die Entstehung der Explosion circuliren verschiedenartige Gerüchte; die zuerst mitgetheilte Angabe, daß eine Selbstentzündung erfolgt sei, verdient keinen Glauben, da sich in dem Thurme nur Geschützmunition befand, welche sich bekanntlich am wenigsten von selbst entzündet. Wahrscheinlicher ist es, daß die Explosion durch eine verbrecherische Hand herbeigeführt wurde. Am 18. Nov. war, wie schon erwähnt, in dem Thurme nicht gearbeitet worden. Dagegen steht fest, daß die Schlüssel zu dem Magazine aus dem vorschriftsmäßigen Gewahrsam des österreichischen Zeughauptmanns ohne dessen Wissen und Willen genommen und erst nach der Explosion in der Nähe der Stephanskirche aufgefunden worden sind. Weiter vernimmt man, daß die um zwei Uhr abgelöste preußische Schildwache einen österreichischen Feuerwerker in den Thurm hat gehen sehen, der vor der erfolgten Ablösung nicht wieder herauskam. Was später vorgegangen, weiß man nicht, da die um zwei Uhr angetretene Schildwache getödtet wurde. Es wird aber ein bei der unmittelbaren Verwaltung des Magazins fungirender österreichischer Feuerwerker, Namens Wimmer, vermißt, dessen Verschwinden sich nicht erklären läßt, da er dienstlich nicht in der Nähe des Pulverthurmes beschäftigt war. Gegen diesen Mann, welcher schon mehrfach bestraft worden, liegt der Verdacht vor, daß er sich schwerer Unterschlagungen schuldig gemacht, die bei der beabsichtigten gänzlichen Räumung des Thurmes nicht länger hätten verborgen bleiben können. Um der unausbleiblichen Strafe zu entgehen und sich zugleich an seinen Vorgesetzten zu rächen, soll er, wie vermuthet wird, sich in den Thurm geschlichen und die Explosion herbeigeführt haben. Da an jenem Nachmittage das schon erwähnte Offiziersturnen in unmittelbarer Nähe des Magazins stattfinden sollte, so glaubt man, daß der Verbrecher absichtlich jene Stunde gewählt habe, um das gesammte österreichische Offiziercorps zu vernichten. In wieweit diese Angaben begründet sind, läßt sich noch nicht verbürgen. Bis jetzt weiß man nur, daß jener Feuerwerker, der unter den Verunglückten nicht mit aufgefunden wurde, steckbrieflich verfolgt wird.

Der angerichtete Schaden beläuft sich nach einer vorläufigen Schätzung auf mehr als zwei Millionen Gulden; die hinter dem Thurme befindlichen Festungswerke haben verhältnißmäßig weniger gelitten, doch sind viele Vorräthe verloren gegangen. Eine juristische Verpflichtung zum Schadenersatze von Seiten der Bundesbehörde liegt allerdings nicht vor, so wenig sich auch die Anhäufung einer so großen Masse Pulver in tiefer Friedenszeit rechtfertigen lassen mag; doch hofft man, daß mindestens etwas geschehen wird, um das namenlose Unglück der ärmeren Familien, welche bis jetzt lediglich auf die Privatwohlthätigkeit angewiesen sind, zu lindern. Vorläufig sind von den Militärbehörden alle Maßregeln getroffen worden, um jede Gefahr einer Erneuerung des fürchterlichen Unglücks zu beseitigen, indem noch große Pulvervorräthe in der Festung lagerten und nur fünfzig Schritte von dem explodirten Thurme in einem unterirdischen Gewölbe noch 600 gefüllte Bomben aufbewahrt wurden. Auch ist die Zusicherung ertheilt, daß durch die Verlegung der Pulvermagazine aus der unmittelbaren Nähe der Stadt, worauf die städtischen Behörden schon seit Jahren vergeblich gedrungen, die Einwohnerschaft für die Zukunft gegen ähnliche Katastrophen gesichert werden wird.

In der letzten, am 19. Nov. abgehaltenen Bundestagssitzung hat der für die Verfassungsangelegenheit der Herzogthümer Holstein und Lauenburg niedergesetzte Ausschuß bereits einen vorläufigen Vortrag erstattet. Die Versammlung beschloß hierauf dem gestellten Antrage gemäß, die Vorstellung der Ritter- und Landschaft Lauenburgs, betreffend den Schutz der verfassungs- und vertragsmäßigen Rechte und Verhältnisse dieses Herzogthums der dänischen (herzoglich holstein-lauenburgischen) Regierung mit dem Anheimgeben mitzutheilen, sich über deren Inhalt zu äußern, sofern sie sich dazu in ihrem Interesse veranlaßt sehen sollte. Aus diesem Beschlusse geht hervor, daß die Bundesversammlung die holstein-lauenburgische Frage unabhängig von der dänischen Erklärung auf die lauenburgische Beschwerde, d. h. ex officio in Behandlung zu nehmen und als ihre eigene Angelegenheit zu behandeln gemeint ist. Hierdurch ist Dänemark der zeither mit Erfolg betretene Weg, die Sache auf die lange Bank zu schieben, abgeschnitten.

Wie aus Frankfurt gemeldet wird, ist bereits bei der Bundes-Militärcommission der Antrag gestellt worden, den alten Kästrich zu Mainz mit allen Gebäuden nach dem Werthe, den letztere vor der stattgefundenen Explosion hatten, anzukaufen.

In dem von der holländischen Krone regierten Herzogthum Luxemburg, einem deutschen Bundeslande, gehen seit einem Jahre Dinge vor, welche lebhaft an die dänischen Gewaltmaßregeln in den deutschen Herzogthümern erinnern. Nachdem die großherzogliche Regierung, gestützt auf die Bundesbeschlüsse, dabei aber weit über dieselben hinausgehend, im vorigen Jahre mit der zu Recht bestehenden Verfassung tabula rasa gemacht, nimmt dort das Octroyiren kein Ende. Trotz des neuen Wahlgesetzes, welches das Wahlrecht von einem hohen Census abhängig macht, ist es der Regierung bei allem Einflusse, welchen sie auf die Wahlen auszuüben bemüht war, doch nicht gelungen, in der neuen Kammer eine Mehrheit zu erlangen. Die geachtetsten Männer des Landes stehen vielmehr auf der Seite der Opposition. Dieses Ergebniß hat nun die Regierung veranlaßt, das kaum einige Monate bestehende Wahlgesetz noch weiter zu modificiren; die directen Wahlen werden aufgehoben und dafür indirecte eingeführt. Auch das bestehende Gemeindegesetz ist aufgehoben und der Census für die Communalwahlen ist auf das Doppelte erhöht worden. Alle diese in die Rechte des Landes tiefeingreifenden Veränderungen sind durch großherzogliche Ordonnanzen verfügt worden.

Preußen. Der König hat am 23. Nov. seine Residenz von Sanssouci nach Charlottenburg verlegt. — So viel bis jetzt verlautet, werden die beiden Häuser des Landtags zum 7. oder 8. Jan. k. J. einberufen werden. — Wie aus Berlin gemeldet wird, circuliren dort seit einiger Zeit Gerüchte von einer Veränderung des Ministeriums. Dieselben scheinen jedoch jeder Begründung zu entbehren; es ist vielmehr zu erwarten, daß eine Kabinetsänderung nicht eintreten wird, so lange die Stellvertretung des Prinzen von Preußen als eine nur vorübergehende betrachtet werden muß. — Der Prinz von Preußen hat den Behörden Befehl ertheilt, die zum Besten der Opfer der Mainzer Katastrophe veranstalteten Sammlungen zu fördern; gleichzeitig hat der Prinz selbst 10,000 Thlr. für diesen Zweck angewiesen.

Während in letzterer Zeit die orthodoxe Partei, deren Führer ihren mächtigen Einfluß gefährdet sehen, etwas kleinlaut zu werden beginnt, wird von der andern Seite den kirch-

lichen Bestrebungen derselben jetzt entschiedener entgegengetreten, als es wohl früher zu geschehen pflegte. So hat jetzt eine Anzahl von Geistlichen und Kirchenpatronen Pommerns, gestützt auf die Ueberzeugung, daß in unserer Zeit die evangelische Kirche andere Aufgaben zu lösen habe, als durch Confessionseifer die Gemüther zu erregen und die Vereinten wieder zu trennen, sich mit einer Petition an den Oberkirchenrath gewandt, in welcher sie denselben ersuchen, der bestehenden Union in Pommern, von welcher sie allein glauben, daß ihre Erhaltung und Fortbildung zum Heile der evangelischen Kirche gereicht, den kräftigsten Schutz zuzuwenden.

Oesterreich. Die vom Kaiser sanctionirte Armeereduction ist seit einigen Tagen in der Ausführung begriffen; die Mannschaften werden entlassen und der früher angeordnete Pferde Einkauf zur Ergänzung in den Cavaleriereglmentern ist sofort eingestellt worden. Durch diese Maßregel werden 29 Mill. Gulden erspart und der Militäraufwand des Kaiserreichs wird künftig jährlich nur 95 Mill. Gulden in Anspruch nehmen. — Der Kaiser hat 20,000 Gulden und seine Gemahlin 2000 Gulden für die durch die Pulver-Explosion in Mainz Verunglückten bestimmt. Gleichzeitig ist durch ein kaiserliches Handschreiben angeordnet worden, daß in allen Kronländern durch die Landesbehörden Subscriptionen eröffnet werden sollen, und wird es besonders dem höheren Klerus zur Pflicht gemacht, die Sammlungen nach Kräften zu fördern.

Der Bischof von Brünn hat mittelst eines in aller Form vollzogenen Documents die Heilung eines in der Anstalt der barmherzigen Schwestern zu Brünn befindlichen augenkranken Mädchens als „Wunder" erklärt, indem constatirt wird, „daß die Kranke, nachdem sie ein Fläschchen mit dem Oele der heiligen Walpurgis vertrauensvoll zum Munde geführt und geküßt, die Sehkraft wieder erlangt hat." Der Sachverhalt ist durch eine besondere Commission untersucht worden, und die gutachtlichen Aeußerungen der Theologen sind dahin gegangen, daß wirklich ein „Wunder" vorliege. Das merkwürdige Actenstück ist in den österreichischen Zeitungen wörtlich abgedruckt! — Auf Antrag der höheren Geistlichkeit sollen künftig die Secirungen in den Krankenhäusern unterbleiben; dies ist wiederum ein Hemmschuh für die Wissenschaft.

Frankreich. Der Kaiser ist am 22. Nov. mit seiner Familie von Compiegne nach Paris zurückgekehrt und wird nun in der Hauptstadt verbleiben. — Der Pariser Congreß, welcher über das Schicksal der Donaufürstenthümer entscheiden soll, wird erst im Januar k. J. zusammentreten; aus der Sprache der Regierungsblätter kann man indessen schon jetzt entnehmen, daß der früher mit so vielem Eifer verfochtene Plan der Union jener Länder jetzt von dem französischen Kabinet aufgegeben worden ist. — Die Geldkrisis macht sich immer noch in sehr drückender Weise fühlbar und es wird darüber namentlich in den Fabrikbezirken lebhaft geklagt. In Lyon zählt man, wie der Augsb. A. Ztg. geschrieben wird, gegen 50,000 unbeschäftigte und brodlose Arbeiter. — Die Regierung hat sich, um einer künstlichen Geldnoth zu wehren, veranlaßt gesehen, gegen das Einschmelzen der Münzen, welches von einzelnen Geldwechslern im Großen betrieben wird, mit aller Strenge einzuschreiten. — Ein Pariser Blatt, welches die Mittheilung gemacht hatte, daß die vornehme Umgebung des Kaisers sich mit großem Eifer dem Börsenspiele hingebe, hat von der Regierung eine Verwarnung erhalten.

Großbritannien. Das Parlament, welches bekanntlich erst vor Kurzem bis zum 17. Decbr. vertagt wurde, ist durch eine königliche Proclamation auf den 3. Decbr. einberufen worden. Die nächste Veranlassung zu dieser Maßregel hat die durch die Geldkrisis nothwendig gewordene theilweise Suspension der Bankacte gegeben, welche der Sanction des Parlaments bedarf. Man spricht aber auch davon, daß die Regierung sich wahrscheinlich genöthigt sehen wird, dem Parlamente die Garantie einer indischen Anleihe vorzuschlagen.

Serbien. Die Complott Angelegenheit ist nun von allen drei Gerichtshöfen erledigt und dem Fürsten unterbreitet worden, der die Todesurtheile in lebenslängliche Kerkerstrafe verwandelte. Die Verurtheilten werden in den Kerkern von Gursowaz, einem Städtchen an der bulgarischen Grenze, die Strafe in schwerem Eisen abbüßen.

Asien. Wie neuere Berichte aus Indien melden, ist der General Havelock entschlossen, sich in Lucknow zu halten, bis weitere Verstärkungen eintreffen, die bis Ende October mit Sicherheit erwartet wurden. — Ueber die Einnahme von Delhi und den in den Straßen dieser Stadt stattgefundenen blutigen Kampf liegen jetzt specielle Berichte vor. Die Engländer haben, aufgestachelt durch die Grausamkeiten der Indier, arg gewirthschaftet; doch wird es bestritten, daß sie wehrlose Frauen und Kinder getödtet haben. Dagegen erhielt von den Männern, welche in die Hände der Soldaten fielen, keiner Pardon. Die Indier haben ihren Frauen, damit sie nicht in die Gewalt der Eroberer fallen sollten, selbst die Köpfe abgeschnitten und ihre Leichname vor die Häuser gelegt; in einer einzigen Straße wurden 19 solche Frauen gefunden. Fast die sämmtlichen Häuser der großen Mogulstadt sind leer und die Einwohner theils flüchtig, theils todt. Der Gesammtverlust, welchen die europäischen Truppen während der Belagerung Delhis erlitten haben, wird auf 4000 Mann geschätzt.

Amerika. Die durch die Geldklemme in den größeren Städten der Vereinigten Staaten herbeigeführte Noth unter den arbeitenden Classen hat in Newyork bereits sogenannte Hunger-Demonstrationen veranlaßt. Haufen Volks durchziehen die Straßen und führen Fahnen mit der Inschrift: „Arbeit oder Tod!" Dabei werden auf den öffentlichen Plätzen herausfordernde Reden gehalten, welche sehr nach Communismus schmecken. Bei diesem Treiben betheiligen sich indeß mehr Bummler und Vagabunden, die in Newyork zu Tausenden zählen, als wirkliche Arbeiter. In Philadelphia kamen ähnliche Auftritte vor; dort hatten sich die Haufen bewaffnet, die Polizei ist aber dessenungeachtet mit ihnen fertig geworden, ohne daß es zu Thätlichkeiten gekommen ist.

Der Kanonenjunge.

Erzählung, von Franz Lubojatzky.

(Fortsetzung.)

Der Gesandtschafts Secretär setzte seine eilige Reise mit Heinrich weiter fort. Ehe sie nach Rheims kamen, klagte er über Unwohlsein und sah sich gezwungen, einige Stunden daselbst zu weilen. Heinrich schlug ihm vor, einen Tag hier Aufenthalt zu machen, damit er sich erholen könne. „Nein, nein, ich werde mich besser in Paris bei meinen Freunden erholen. Reisen wir also, Herr Vicomte."

So ging es abermals fort; indeß noch ehe sie nach Soissons kamen, sprach der Gesandtschafts-Secretär von der sich ihm gebieterisch aufdrängenden Nothwendigkeit, Heinrich's Vorschlag, einen Rasttag zu machen, Folge zu leisten. „Sie werden viel Langweile in Soissons ausstehen, Herr Vicomte," sagte er. „Es schmerzt mich, Ihnen solche Qual zufügen zu müssen."

„O, peinigen Sie Sich nicht mit solchen Vorwürfen, mein Herr!" beruhigte ihn Heinrich. „Ich versichere Sie, daß ich mich freuen werde, dazu beizutragen, Sie wieder wohler werden zu sehen. Rasten wir also in Soissons."

So geschah es. Sie logirten sich im „goldenen Kreuz", dem ersten Hotel dieser uralten Stadt, ein. Für Jemand, der sein Wissen gern bereichern will, fehlt es in Soissons nicht an Stoff. Es giebt da viele alte Denkmäler.

Im „goldenen Kreuz" befanden sich überdieß mehre Herren, welche sich mit echt französischer Artigkeit befleißigten, dem jungen „Saxon", wie sie Heinrich nannten, der ihnen gesagt hatte, er sei aus Sachsen, zu unterhalten. Gegen Abend luden sie ihn ein, in ihrer Gesellschaft das Theater zu besuchen. Heinrich ging darauf ein, denn er hatte noch nie eine theatralische Vorstellung gesehen. Man besuchte zuvor ein Kaffeehaus. Ehe Heinrich mit ihnen dasselbe wieder verließ, fühlte er sich so sehr von einer Schlafsucht übermannt, daß

ihm die Augen zufielen und er erklärte, er müsse erst schlafen, es sei ihm ganz unmöglich, ihnen in's Theater zu folgen. Unter Gelächter und dem Versprechen, ihn nach beendeter Vorstellung abzuholen, verließ man ihn.

Als Heinrich unter heftigem Kopfschmerz wieder erwachte, erstaunte er, Alles dunkel um sich zu finden.

Er erinnerte sich daran, daß er auf einem weichen Sopha in einem hübsch decorirten kleinen Cabinet eingeschlafen war, und erschrak nicht wenig, als er bei einer Bewegung seines Körpers unter sich Stroh rascheln hörte. Er griff darnach und erfaßte einen Strohsack. Ein zufälliges Weiterfühlen mit der Hand brachte ihn zu der Erkenntniß, daß sein Lager sich dicht an einer feuchten Mauer befinde. Was war das? Er war uneins mit sich selbst, ob er träume oder wache. Er rief. Die eigene Stimme schallte als Antwort zurück. Angst ergriff ihn. Er untersuchte den Ort, wo er war, so viel dies im Finstern und mit aller Vorsicht geschehen konnte, und erkannte voll Entsetzen, daß vier feuchte Mauern ihn einschlössen. Der Gedanke an ein Gefängniß, obwohl er von dergleichen nur hatte erzählen hören, kam ihm in den Sinn. Daß mit ihm eine ungeheure Veränderung vorgegangen, bestätigte die schreckensvolle Erfahrung, die er an seiner Kleidung machte. Statt seiner tuchnen Kleidung trug er ein rauhes, grobes Beinkleid und dergleichen Jacke.

Vergebens marterte er seinen Kopf, um die Ursache zu ergründen, die ihn in diese Lage hatte bringen können. Alles Denken darüber blieb fruchtlos. Er fühlte sich krank; der Kopf wollte ihm vor Hitze fast springen; um ihn zu kühlen, drückte er ihn an die kalte feuchte Mauer. Endlich kam der neue Tag in Gestalt eines Dämmerlichts, das aus einem Fenster an der Decke herabfiel. Ein kleines, noch obendrein erblindetes Fenster, das er mit der Hand nicht erreichen konnte und welches außerhalb mit einem schief aufrechtstehenden Schlott versehen war, erlaubte dem Tage keinen weiteren Eingang in den Raum, als daß auf dem Boden des Gefängnisses in Größe des Fensters eine Hellung verbreitet wurde. Jetzt blieb ihm kein Zweifel mehr; man hatte ihn in einen Kerker gebracht.

Warum? Die Gedanken flutheten wirr durch sein Hirn. Immer mehr drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß hier Absichtlichkeit vorgelegen habe. In dem Kaffeehause mußte man ihm in dem Glase Limonade, das er daselbst genossen, einen Schlaftrunk beigebracht haben, der ihn sinn- und daher auch widerstandslos machte. Verglich er alle Erinnerungen mit einander, so erschrak er nicht wenig, daß er in dem spöttischen Blicke des Fremden, welcher zu Mainz mit dem Gesandtschafts-Secretär eine geheime Besprechung gehabt, einen Anknüpfungspunkt für sein jetziges Unglück zu finden glaubte. Welcher Gedanke durchleuchtete plötzlich sein Denken!

Hatte Madame Monterau in ihrem Briefe an den Pastor nicht erwähnt, daß die Familie seines Vaters, des Vicomtes, sich gesträubt habe, die Giltigkeit von dessen Ehe mit Mademoiselle Triaire, seiner (Heinrich's) Mutter, anzuerkennen? Waren der Letzteren gerechte, von ihrem Bruder, dem nunmehrigen Obristen Triaire, vertretene Ansprüche nicht im Wege des Processes zurückgewiesen worden, bis der hinterlassene Brief des im Hotel Dieu verstorbenen Geistlichen die unverwerfliche Zeugenschaft dieser so hart angefochtenen Ehe aufstellte und die Familie des Vicomte's zu einem Vergleiche mit der Frau Vicomtesse zwang? Wenn es nun im Plane dieser Familie lag, ihn, den Sohn dieser von ihr als nicht der Ehre einer Verbindung mit ihnen werth gehaltenen Frau, zu beseitigen, da ganz natürlich der bisher mit seiner Mutter geschlossene Vergleich bei seinem (Heinrich's) unerwarteten Erscheinen aufgehoben wurde und seine gegründeten Ansprüche auf das Erbe seines Vaters Rechtsgiltigkeit hatten?

Heinrich war solchen Gedankenganges zu ungewohnt, um denselben in einem logischen Zusammenhange zu denken; nur, wie einzeln auf der Oberfläche eines Wassers auftauchende Blasen tauchten sie einzeln bei längerem Nachdenken in seinem Geiste auf. Mit dergleichen Verschlingungen von Bösem umbedrängt, verwarf er bald den Gedanken, daß Alles so und nicht anders sei, weil es ihm doch ganz unmöglich schien, daß sein Begleiter, der Gesandtschafts-Secretär, dabei betheiligt sein könne; welchen Vortheil hätte dieser Mann von solcher That gehabt? Bald wieder glaubte er daran. Dies Hin und Her seiner Gedanken verdoppelte die Hitze in seinem Kopfe; er fühlte sich sehr krank.

Woher hätte er, der mit den innern politischen Verhältnissen Frankreichs gänzlich Unbekannte, wissen sollen, daß die hohe Adels-Aristokratie eine selbst dem Kaiser Napoleon, vor dem die Herrscher Europa's sich beugten, feindselige Macht war, welche immerwährenden Verrath gegen ihn spann und durch ihr Ansehen und ihre Geldmittel ihm zu schaden trachtete. Die Familie des Vicomtes von Saint-Priest zählte zu dieser fast in allen Städten Frankreichs einflußreiche Anhänger habenden Aristokratie, und dadurch wurde es ihr leicht, Manches auszuführen, was das Licht des Tages scheute.

Endlich wurde sein Kerker geöffnet. Zwei Männer traten ein. „Nun, seid Ihr nüchtern?" rief der eine, der sich ihm als Kerkermeister ankündigte, barsch.

Heinrich wollte ihn aus dem Irrthum, seinen Zustand als einen durch starke Getränke herbeigeführten Rausch anzusehen, reißen. „Schweigt!" befahl Jener; „Gefangene haben kein Recht zu sprechen."

„Warum bin ich gefangen? ich bin mir keines Verbrechens bewußt, welches mich in diese unglückliche Lage hätte bringen können."

„Oh, Eure Unschuld!" höhnte Jener, ... „die Ordre besagt ausdrücklich, daß Ihr ein Mitschuldiger des Generals Mallet seid, welcher in Sr. Majestät des Kaisers Abwesenheit die Fahne der Revolution zu Paris entfaltete, was ihm (dem Himmel sei Dank!) mißlang. Ja, ja, Ihr gehört zu diesem schändlichen Complotte, das auch in Deutschland seine guten Freunde hatte, die man eben so wie Euch, zum Nachdenken in französische Kerker bringt. Dummköpfe! was wollt Ihr Mücken gegen den Kaiser? Euch die Flügel verbrennen? Ha ha ha! Nun, Ihr habt sie Euch auch verbrannt; die Ordre bestimmt Euch zu lebenslänglicher Einschließung, und ich denke, da habt Ihr Zeit zu besseren Gedanken."

„Großer Gott im Himmel! ich lebenslänglich zum Kerker verdammt!" schrie Heinrich, voll Entsetzen, auf ... „nein, das ist unmöglich ... ein Irrthum in meiner Person ... ich bin ..."

„Schweigt! ich weiß schon, wer Ihr seid. Ha, Eure Familie, die Vicomtes von Saint-Priest, gehören zu jener abscheulichen Clique, die Sr. Majestät dem Kaiser schon öfter nach dem Leben trachtete. Solche Leute muß man festhalten, und dieser Salon" ... (der Kerkermeister deutete spöttisch auf das Gefängniß) ... „wird dem Herrn Vicomte ein recht angenehmer Aufenthalt werden. Euer Schicksal hier liegt in Eurer Hand. Benehmt Ihr Euch ungebärdig, so besitzen wir Mittel, böse Geister zahm zu machen. Merkt's Euch. Seid Ihr fügsam und ergeben, das heißt vernünftig, so habt Ihr hier das beste, sorgloseste Leben. Hier ist Euer Essen. Mögt's wohl besser gewöhnt sein; aber unsere Küche sorgt für die Gesundheit, und zuletzt schmeckt's."

Nach diesen alle Hoffnungen Heinrich's auf Aenderung seiner Lage niederschmetternden Erklärungen verließ ihn der Kerkermeister, nachdem er ihm noch den Gefängnißwärter einen herculischen Kerl mit struppigem Barte und lauernden Blicken, als, wie er lachend sagte, seinen Schutzgeist vorgestellt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geld- und Geschäftsverhältnisse in Nordamerika.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika gleichen seit einem Paar Monaten einem leck gewordenen Schiffe, das unter Nothmasten segelt, so gut es eben gehen will. Noch in der Mitte des laufenden Jahres erschien Alles in einem rosen-

farbenen Lichte; die Geschäfte hatten einen unerhörten Aufschwung genommen; Alles, was auf dem Felde stand, namentlich Getreide und Baumwolle, versprach eine reiche Ernte; der Handel war blühend, die Häfen waren von Schiffen belebt, welche, mit Einfuhr- und Ausfuhrwaaren beladen, Zeugniß von einem außerordentlich lebhaften Verkehr gaben. Auch strömte aus Californien ununterbrochen Gold in Menge herbei, und auf den Eisenbahnen drängte ein Wagenzug den andern.

Aber plötzlich brach ein Sturm herein, dessen Herannahen wohl einige ruhig erwägende, bedächtige Männer besorgt hatten, von dem aber die Masse der Menschen keine Ahnung hatte. Mit einem einzigen Schlage war das gesammte Geschäftsleben, wie zertrümmert; aller Geldumlauf stockte; der Handel wurde brach gelegt; die Gewerbthätigkeit mußte feiern, und der Landmann konnte den Ertrag seiner ergiebigen Ernte nicht verwerthen. In den drei Monaten von Anfang des August bis Ende des Octobermonats mußten 952 Geschäftshäuser ihre Zahlungen einstellen, und ihre Passiva betrugen mehr als 100 Millionen Dollars. Dadurch griff das Mißtrauen um sich; Jedermann wurde kopfscheu, und als eine verhältnißmäßig durchaus nicht bedeutende Bank zu Cincinnati in Ohio ihre umlaufenden Noten nicht ferner gegen Baargeld (Specie, wie die Amerikaner sich ausdrücken) einzuwechseln im Stande war, bemächtigte sich binnen einem Paar Tagen aller Menschen ein ungeheurer Schrecken, eine alle Klassen durchdringende Bestürzung, ein „Panic.“ Nun überliefen sie die Banken; Jedermann verlangte zurück, was er denselben als Depositum anvertraut hatte, oder wollte die Noten gegen Gold oder Silber umtauschen. Einem solchen Andrange können natürlich die Banken, welche dreimal mehr an Papier ausgeben, als sie baares Geld in ihren Kassen und Schränken haben, nicht widerstehen. Im gewöhnlichen Verlaufe der Dinge, wenn Alles im ruhigen Geleise hergeht, ist freilich keine Gefahr zu besorgen, aber den Prüfstein bilden gerade die klammen Zeiten, die Ausnahmezustände, und in Nordamerika hatten die Banken noch niemals eine große Krisis zu bestehen vermocht. Zuerst sahen jene zu Philadelphia in Pennsylvanien sich gezwungen, ihre Thüren zu schließen und die Baarzahlungen einzustellen; sogleich folgten einige Dutzend andere. Jene in Newyork hielten sich nach Kräften, als sie aber an einem einzigen Tage mehr als fünf Millionen Dollars an Gold auszahlen mußten und das Ueberlaufen noch immer im Anwachsen war, konnten auch sie nicht länger ihren Verpflichtungen nachkommen und erklärten sich außer Stande, fernerhin baar zu zahlen. Ihre Noten sind deshalb nicht etwa entwerthet, vielmehr werden sie fortwährend in Zahlung angenommen, so daß eine Bank mit der anderen und umgekehrt, abrechnet; aber der Uebelstand liegt darin, daß der Werth, für den Augenblick wenigstens, nur ein eingebildeter ist, und es so lange bleibt, bis diese Noten wieder gegen baar Geld eingewechselt werden können, die Banken also ihre Zahlungen aufgenommen haben. In den Vereinigten Staaten waren während der Mitte dieses Jahres nicht weniger als 1398 Banken in Thätigkeit; sie hatten ein Kapital von 349 Millionen Dollars; man kann also sehr leicht abnehmen, welch eine Stockung der Verkehr erleidet, wenn eine solche Maschine mit ihrem verwickelten, über ein weites Land zerstreuten Räderwerk plötzlich gehemmt wird, alle ihre Zahlungen einstellt und vielleicht ein Drittel dieser Anstalten ganz faul ist.

Der Verkehr kann wegen der ungeheueren Ausdehnung, welche er in unseren Tagen gewonnen hat, der Banken und der Creditanstalten mannichfacher Art nicht mehr entbehren; aber trotz aller Erfahrungen, Forschungen und Versuche hat immer noch Niemand ein praktisches Mittel ausfindig gemacht, jene in kritischen Zeiten ganz sicher zu stellen. Credits mobiliers, Creditanstalten solcher Art, wie wir deren leider manche in Europa haben auftauchen sehen, fehlen den Amerikanern; sie haben aber dafür andere Dinge, welche der ungesunden Speculation nicht minder Vorschub leisten. Jeder möchte wohlhabend oder reich werden, und in Amerika, wo Alles viel rascher geht, als bei uns in Europa, noch weit schneller, weil die gesammten Verhältnisse an sich schon höchst verlockend sind. Man kennt dort viele Schranken gar nicht, welche bei uns Hindernisse für eine unbedingt freie Beweglichkeit bilden. Jedermann macht Geschäfte, und sie wurden in's Ungemessene ausgedehnt, weil es sehr leicht fiel, einen Credit zu erhalten, der oft in sehr leichtfertiger Weise gewährt und auf ein Jahr, oder länger ausgedehnt wurde. Dadurch rief man eine schädliche und ungesunde Concurrenz hervor, und es war dabei kaum anders möglich, als daß die Dinge auf die Spitze getrieben wurden. Ohnehin sind alle Gewohnheiten und geschäftlichen Anschauungen dermaßen mit dem Bankwesen und Banksystem jenes Landes verwebt, daß aller Verkehr sich mit denselben innig verflocht. Sobald dann Jedermann von den Banken baares Geld wiederhaben wollte, mußte die Krisis eintreten.

Viele Banken werden offenbar schlecht verwaltet, und ein einziges Beispiel kann zeigen, welchen unzuverlässigen Händen die Leitung anvertraut ist. Als die Bücher der Pennsylvania-Bank zu Philadelphia untersucht wurden, ergab sich, daß ihre acht Directoren, welchen die ganze Geschäftsleitung oblag, zusammen von dem Gesammtkapitale der Bank, welches 1,875,000 Dollars betrug, nur zweiundachtzig Actien zu 100 Dollars, also nur für 8200 Dollars Actien besaßen! Diese Leute speculirten also lediglich mit dem Gelde der Actionäre, und hatten gar kein specielles Interesse an der Bank, außer recht umfangreiche Geschäfte und für sich eine möglichst große Jahresdividende zu machen. Gründer und Directoren von Banken und Creditanstalten sollten billig bis zu einem Viertel des Gesammtkapitals dauernd mit ihrem eigenen Vermögen haftbar und bis zu solchem Betrage betheiligt sein müssen. Wollen sie es nicht, so ist es besser, daß eine solche Anstalt gar nicht in's Leben tritt. Sie soll ja kein Gegenstand des Schwindels für Leute sein, welche dergleichen aufpuffen, bei hohem Course ihre Antheile losschlagen und später, wenn die Sache schlecht geht, den in's Mißgeschick geführten Menschen das blose Nachsehen lassen.

Das Bankwesen ist zum großen Theil Schuld an der amerikanischen und in Rückwirkung (aber in dieser nicht allein) auch an der europäischen Krisis. So lange blauer Himmel ist, drängen sie den Leuten ihren Credit gewissermaßen auf, damit die Kapitalien nicht ungenützt liegen, sobald aber Wolken kommen, schränken sie denselben ein und discontiren mit größter Aengstlichkeit. Wenn man ihre Hülfe am nöthigsten braucht, versagen sie dieselbe. Sobald die Newyorker Banken anfingen aus dem ganzen Lande Gold an sich zu ziehen, mußten alle anderen Banken und Geschäftshäuser dasselbe thun, und das Geld wurde natürlich rar. Durch die Einschränkung oder Verweigerung des Disconto wurde dann eine Firma nach der andern gestürzt; die Fabriken konnten nicht fortarbeiten, die Kaufleute ihre Schulden in Europa nicht bezahlen, und so drängte eine Verlegenheit die andere. Nachdem die Banken das ungesunde Creditsystem genährt und vielfach sogar hervorgerufen hatten, gaben sie plötzlich kein Geld mehr und legten dadurch die Geschäfte lahm; dadurch aber erfuhren sie selber einen Rückschlag, und so wurde das Unglück allgemein und vollständig. Denn wohlbegründet war die Annahme der Leute, daß die Noten der Banken nicht mehr so gut seien, wie Gold, oder Silber; man fragt: was nützt es, daß z. B. so und so viele Staatspapiere als Sicherheit niedergelegt worden sind, wenn diese in Zeiten der Noth nicht für baar Geld eingelöst werden können, oder von Jedermann eben so gut wie dieses angenommen werden? Erst thut ein ungerechtfertigtes Vertrauen großen Schaden, nachher wirken Schrecken und allgemeines Mißtrauen noch viel tiefer und nachtheiliger. Die Menschen schlagen sich selber die schwersten Wunden dadurch, daß sie nie Maß halten.

So konnte sich vor einigen Wochen in Newyork die Thatsache ereignen, daß ein Mann, der reichlich eine halbe Million

Vermögen zumeist in guten Grundstücken besitzt und im Stande war, jede mögliche Sicherheit zu stellen, nicht zweihundert Thaler an baarem Gelde aufzutreiben vermochte, und daß ein Anderer für 50,000 Dollars Gold Grundstücke in abgeschätztem Werthe von 110,000 Dollars abzutreten sich erbot, weil ihm daran lag, seinen Verpflichtungen auf Tag und Stunde nachzukommen. Beiden Männern hätten die Banken früher uneingeschränkten Credit gegeben; jetzt verweigerten sie denselben; ihre Werthpapiere und ihre liegende Habe waren im Augenblick unverkäuflich, also Nichts werth, und doch war in Newyork, trotz aller Geldklemme, auch in den Händen von Privatleuten eine solche Masse von Gold und Silber, daß man den Belauf derselben mindestens auf zwanzig Millionen schätzte. Aber Jedermann saß fest auf seiner Geldkiste, weil er Mißtrauen hatte. Wenige Wochen später, unterm 3. November, wurde dann aus jener Stadt gemeldet, daß Geld in Menge wieder umlaufe, obwohl die Krisis noch fortdauere.

Man streitet jetzt viel darüber hin und her, wodurch diese Krisis hervorgerufen sei, und führt eine Menge von Ursachen an, die sicherlich alle mehr oder weniger dazu beigetragen haben, dieselbe herbeizuführen. Das leichtsinnige Creditgeben, die dadurch ermöglichte und angereizte schwindelhafte Speculation, die guten Ernten, der Aufschwung von Handel und Gewerbe, die übermäßigen Landankäufe und namentlich auch in nicht geringem Grade der unglaublich gesteigerte Luxus in allen Lebensverhältnissen haben zusammengewirkt, um Alles auf die Spitze zu treiben. Man machte Schulden in's Ungemessene hinein, namentlich auch für den Bau von Eisenbahnen, die zum Theil schlecht und unredlich verwaltet wurden. Blos an Seidenfabrikaten aus Europa sind in dem abgelaufenen Finanzjahre (bis 30. Juni 1857) für 28 Millionen Dollars eingeführt worden, für Baumwollenwaaren 29, für Eisen und Eisenwaaren 23, für Lederwaaren 4½, für Zucker 42 Millionen. Die Gesammteinfuhr hat die schwindelnde Höhe von mehr, als 300 Millionen Dollars erreicht, und weder der Ertrag der reichen Ernte, von denen die Baumwolle allein 131½ Mill. Dollars einbrachte, noch jener der Fabriken, des Handels und der californischen Goldgruben reichten hin, um den Werth der Einfuhren zu decken und die Zinsen für die von Europa aus vorgeschossenen Kapitalien, die in Eisenbahnen, Wasserleitungen ꝛc. angelegt waren, zu decken. Nun wird durch die schlechten Zeiten Jedermann berührt, und alle Welt verliert. Die Einbußen müssen in der That ganz ungeheuer sein, nicht nur jene, welche die Geschäftswelt durch die Bankerotte erleidet, sondern auch in Folge der Stockungen und der gezwungenen Arbeitseinstellungen, der Entwerthung der auf eine schwindelnde Höhe getriebenen Waarenpreise, des Grundbesitzes und der Actien. Es leidet keinen Zweifel, daß die Verluste mehrere hundert Millionen Dollars betragen, wenn einmal die Sachen wieder in's gehörige Geleise eingelenkt haben und dann ein Ueberschlag gemacht wird. In welcher Weise das Mißtrauen wirkt, läßt sich aus einem Falle abnehmen, der aus Newyork berichtet wird. Ein schon ziemlich bejahrter Deutscher hatte 1400 Dollars auf der Sparkasse; als aber die Bestürzung allgemein wurde, nahm er sie heraus. Er hatte das Glück, die Summe in klingender Münze zu erhalten, wußte aber nicht, wohin er nun damit sollte. Einige Tage trug er die Goldstücke in einem Ledersäckchen mit sich herum; aber sie wurden ihm zu schwer, und er versteckte sie deshalb hinter einem Kamin, aus welchem er heimlich in der Nacht einen Backstein herausgebrochen hatte, den er vorsichtig wieder in das Mauerwerk einfügte. Nun schlief er ruhig; als er aber einige Tage später nach seinem Gelde sah, war dasselbe verschwunden. So mag es wohl noch vielen Leuten ergangen sein.

Uebrigens hegen die Amerikaner großes Vertrauen zu sich selbst und sind der festen Zuversicht, daß die schlechten Zeiten verhältnißmäßig rasch vorübergehen werden. Ja, viele sind gar nicht böse über das Sturmwetter, das dem allgemeinen Schwindel und dem Uebertreiben im Geschäftsverkehr so gewaltsam ein Ende gemacht, und rechnen auf eine lange und gesunde Verkehrsperiode. Ein Gewitter, so sagen sie, reinigt die Luft, wenn dieselbe allzu schwül geworden ist. Der Sturm knickt freilich auch manche gute Zweige; aber das muß man mit in den Kauf nehmen. Der Boden bleibt fruchtbar, die Kraft und Betriebsamkeit des Volkes geht nicht verloren; auf Ernten ist nach wie vor zu rechnen, die Schiffe sind vorhanden; das californische Gold kommt in jedem Monate zweimal, und Europa kauft stets rohe Baumwolle. Nun wird man vorsichtig werden.

Das Alles ist wahr und klingt recht gut; wer aber den Schaden gehabt hat, wird sich schwerlich dadurch trösten lassen, daß Anderen eine gute Zukunft in Aussicht gestellt wird. Indessen das hilft nichts; und auch in Europa sind, wie wir täglich vor Augen sehen, die Verlegenheiten so groß, daß die Hauptbanken ihren Disconto auf 10 Procent erhöht haben und die englische Bank die Ermächtigung erhalten hat, Noten über den ihr gesetzlich gestatteten Betrag auszugeben. Die Staatsfinanzen sind übrigens weder in Amerika, noch in Europa von der allgemeinen Geschäfts- und Geldkrisis empfindlich berührt worden; der Schlag trifft vorzugsweise und hauptsächlich das Geschäft und die Speculation und was damit zusammenhängt. Die Fabrikanten, Kaufleute und Speculanten haben so manche glänzenden Jahre gehabt, daß sie jetzt über die Verluste kaum klagen dürfen; das Publicum mußte fast Alles doppelt und dreifach höher bezahlen; es kann sich daher es gern gefallen lassen, wenn die Preise um 20 bis 40 Procent fallen. Dazu kommt die überall gute Ernte, der beschleunigte Verkehr durch die Eisenbahnen und der allgemeine Wohlstand, welcher durch die Krisis weder in Europa, noch in Amerika anders als vorübergehend berührt werden kann. Das Geld wird nun wieder in die richtigen Kanäle fließen, und die ungerechtfertigte, falsche Speculation wird es dem soliden Geschäftsmann nicht mehr gleichsam vor der Hand wegnehmen. Man hat in Credit-Anstalten und vielen Arten von Actien-Unternehmungen ein Haar gefunden, und die Habsucht hat wohlverdiente Schläge auf die Finger erhalten.

Wenn man nicht wüßte, wie wenig die Menschen, in Masse genommen, also die Völker, durch Erfahrung klug werden, so könnte man sich über den Leichtsinn und die Verblendung wundern, welchen sie sich immer und immer wieder Preis geben. Amerika hat schon mehrmals schwere Finanz-Krisen erlebt, unter welchen jene vor nun gerade zwanzig Jahren eine fürchterliche Verheerung anrichtete. Der gegenwärtige vortreffliche Präsident der Vereinigten Staaten, Herr Buchanan, saß damals als Senator für Pennsylvanien im Congresse zu Washington. Er sprach zu jener Zeit Worte, die genau so klingen, als hätte er die Rede heute gehalten. So sagte er unter Anderm: „Welchen Einfluß hat dieses aufgeschwollene Credit-System auf die sittlichen Verhältnisse des Landes geübt? In den großen Städten hat es fast alle Geschäftsmänner zu Speculanten gemacht. Wo ist jetzt der alte Kaufmann, dessen Wort so gut war, wie seine Handschrift, und der sich begnügte, durch regelmäßigen Nutzen und den Fleiß vieler Jahre Wohlstand zu erwerben? Solche Männer waren der Ruhm und der Stolz des Handels und erhöhten den Charakter des Landes auch in den Augen Europa's. Ist diese Art von Geschäftsmännern nicht beinahe ausgestorben? Jetzt wollen Alle schnell reich werden, und Jedermann meint, seine Aussichten lägen in der Lotterie der Speculation. Er will Geld, Geld, Geld! Er verlacht die republikanische Tugend und Einfachheit; die höchsten Talente, reine Vaterlandsliebe, sittlicher Werth, schriftstellerischer und staatsmännischer Ruhm, kurz jede Eigenschaft, welche der Gesellschaft edles Gepräge und ächten Glanz verleihen, erscheinen ihm unbedeutend gegenüber dem Gelde. Das ist die Wirkung unseres übertriebenen Credit-Systems. Wir sind von der Sparsamkeit und den einfachen Tugenden unserer Väter abgewichen. Die Begierde, mit schnell erworbenem Reichthum zu prunken, hat gränzenlose Ausgaben hervorgerufen, die in früheren Jahren unbekannt waren. In unseren großen Han-

belsstädten herrscht jetzt mehr Luxus und Ausschweifung, als in irgend einem anderen Theile der Welt, den ich gesehen habe, den hohen Adel Englands allein ausgenommen. Ich habe schon einmal gesagt: Wenn ihr die Umlaufsmittel verdoppelt, so erhöhet ihr dadurch den Preis der Waaren."

Seit jener Zeit ist der Luxus in Amerika noch ganz ungemein gestiegen. An und für sich darf man ihn nicht tadeln; er ist nur in seiner Entartung und, wenn er übertrieben wird, zu verwerfen, wie das in den Vereinigten Staaten mehr als irgendwo anders, geschah. Nun hat man die Nachwehen. Indessen glauben wir, wie schon gesagt, daß dieselben dieß Mal, wenn nicht leichter, so doch gewiß rascher überwunden werden, als früher geschah. Während im Jahre 1825 der Wohlstand wuchs und Geld häufig war, kam der Actien-Schwindel in Gang. Für Unternehmungen, deren Anlage eine halbe Million erforderten, wurden zwanzig und dreißig Millionen unterzeichnet, gerade wie sich bei uns in Deutschland im vorigen Jahre alle Welt herbeidrängte, um Actien zu zeichnen, nicht um eine solide Geldanlage zu machen, sondern zu speculiren und mit den Actien Schwindel zu treiben. Am tiefsten und längsten griff die große Krisis von 1836 und 1837 ein. Kurz vorher hatten die Banken, deren Zahl damals kaum die Hälfte gegen jetzt betrug, Noten im Betrage von 525 Millionen in Umlauf. Sie gaben Geld für alle Zwecke, sogar auf Ländereien, die unter dem Wasser lagen, noch mehr, auch auf solche, die überhaupt gar nicht vorhanden waren. Der Präsident der Vereinigten Staaten erließ dann eine Verordnung, der gemäß alle Ländereien, welche die Vereinigten Staaten verkauften, nicht mit Papier, sondern mit Gold oder Silber bezahlt werden mußten. Endlich brach ein großes Bankhaus zusammen, und nun trat ganz in derselben Weise ein allgemeiner Schrecken ein, wie vor zwei Monaten. Gleich nachher wurden einige große Mäkler in New-york bankerott. Bei gesunden Credit-Verhältnissen hätte das Alles nicht viel geschadet; aber sie waren ungesund, weil der Credit nicht auf reellen, sondern auf eingebildeten Werthen beruhte. Als die Leute anfingen, Baarzahlungen zu verlangen, stürzte gleichsam ein Bankerott dem andern nach; binnen wenigen Wochen hatten Dutzende von Häusern mit zusammen mehr als 60 Millionen Dollars fallirt; dreißig Landbanken in Neu-England gingen in einem einzigen Monat zu Grunde, und die Noten und Wechsel der Banken und Geschäftsleute aus dem ganzen Lande wurden in New York nicht mehr angenommen. Dazu kam eine schlechte Ernte; der Disconto stieg auf 14 Procent, und seit Anfang der Krisis waren 260 große Firmen bankerott geworden; in zwei Tagen betrugen allein in Neu-Orleans die Bankerotte 27 Millionen Dollars, in Boston vom 1 November 1836 bis 12. Mai 1837 stellten nicht weniger als 168 Häuser ihre Zahlungen ein; dasselbe geschah dann von allen Banken im Lande, und der Credit im Inlande, wie im Auslande, war vernichtet. Wie verheerend der Sturm über das Land hingefahren war, ergiebt sich aus amtlich erhobenen Zahlen. Das ganze Land lag im Grunde bankerott darnieder. Am 30. Juni 1840 wurde das neue Bankerottgesetz gegeben, welches am 1. Februar 1842 in Wirksamkeit trat. Dasselbe wischte, wie ein Schwamm, Schulden im Betrage von vierhundert Millionen Dollars aus; die Zahl der Bankerotte, welche damit zum Abschluß kamen, betrug über vierzig tausend; 33,739 Personen hatten die Wohlthat jenes Gesetzes angerufen; die Zahl der Creditoren betrug 1,049,603, der Belauf der Schulden 440,934,615 Dollars, die verfügbaren Activa stellten sich auf 43,697,307 Dollars. Im südlichen Bezirk des Staates Neu-York bekam der Gläubiger vom Dollar (der in 100 Cents zerfällt) 1 Cent, in Michigan vom Dollar gar nur ¼ Cent, in Connecticut 6, in Maryland 10, in Illinois 6¾, in Kentucky dagegen 80 Cents vom Dollar, in Pennsylvanien gar Nichts.

So arg wird es dermalen nicht werden. Aber es war hohe Zeit, daß der übertriebenen Speculation endlich eine Schranke gesetzt wurde. Nun sind die Menschen überall gewarnt; jetzt gehen sie im Mißtrauen wieder eine Zeit lang zu weit; nachher kommt eine Periode, in welcher sich Alles hübsch ordentlich und mit Maß bewegt, bis dann wieder einmal Alles mit vollen Segeln fährt, um abermals Schiffbruch zu leiden. Die Leuchtthürme der Vergangenheit werden übersehen. Es ist „Alles schon da gewesen!"

Dresden, den 26. November.

— Der den Ständen vorgelegte Gesetzentwurf, die Gehaltsverhältnisse der Lehrer betr., enthält u. a. folgende Bestimmungen: Das zu Geldwerth angeschlagene Gesammteinkommen eines ständigen Lehrers darf nicht unter 150 Thlr. jährlich betragen; die freie Wohnung ist hierbei nicht einzurechnen, das Einkommen von einem Kirchendienste aber nur insoweit, als es die Summe von 60 Thlrn. übersteigt. Auf dem Lande und, wo es sonst ausführbar, ist darauf hinzuwirken, daß für den Schullehn ein, den Hausbedarf des Lehrers und seiner Familie an Felderzeugnissen sicher deckendes Stück Landes eigenthümlich erworben werde. Der sichere jährliche Nettoertrag davon, welcher auf Korn reducirt und auf 3 Thlr. per Scheffel Korn festgestellt wird, ist in das Einkommen der Stelle mit einzurechnen. Da, wo eine solche Dotirung mit Feld nicht ausführbar ist, hat die Schulgemeinde dem Lehrer zu dem Preise von 12 Scheffln. Korn alljährlich so viel zuzuschießen, als der Preis dieses Getreides den Betrag von 3 Thlrn. pr. Scheffel übersteigt. Das Einkommen ständiger Lehrer, welche mehr als 50 Kinder zu unterrichten haben, ist durch Zulagen, welche die Schulgemeinde zu gewähren hat, folgendermaaßen zu erhöhen: nach einer vom 25. Lebensjahre des Lehrers an zu rechnenden Dienstzeit von 5 Jahren bis auf 180 Thlr., von 10 Jahren bis auf 210 Thlr., von 15 Jahren bis auf 240 Thlr., von 20 Jahren bis auf 270 Thlr. Der Gehalt ständiger Lehrer an Schulen von 50 und weniger Kindern ist in den angegebenen vier Stadien ihrer Dienstzeit auf 160 Thlr., 170 Thlr., 180 Thlr. und 200 Thlr. zu erhöhen. Bei vorhandenem Unvermögen der betreffenden Schulgemeinden und beim Mangel anderer Mittel sind zur Aushülfe aus Staatscassen Zuschüsse zu gewähren. Es haben jedoch auf diese Zulagen, bei welchen das ganze Einkommen von einem Kirchendienste mit in Anrechnung kommt, nur solche Lehrer Anspruch, die bei untadelhafter Aufführung durch ihre Leistungen im Amte vollständig befriedigen. Lehrer, welche eine Aufrückung in eine einträglichere Stelle ohne hinreichenden Grund ablehnen, oder einer solchen Hindernisse in den Weg legen, verlieren dadurch den Anspruch auf Gehaltszulage.

— Bei der am 5. Dec. im Saale der hiesigen Stadtverordneten abzuhaltenden Generalversammlung der Actionäre der Albertsbahn wird u. A. die eventuelle Veräußerung dieser Bahn und die dadurch bedingte Auflösung der Gesellschaft zur Beschlußfassung gelangen. Nachdem nämlich die Vorarbeiten für Herstellung einer Dresden-Chemnitzer Eisenbahn vollendet und für den Fall des Zustandekommens eines solchen Unternehmens die Bahnlinie von Tharand durch das Weißeritz- und Serrenbach-Thal über Colmnitz nach Freiberg, von dort aber über Bräunsdorf, Bockendorf und Frankenberg nach Chemnitz bereits in der Hauptsache festgestellt ist, hat das Directorium der Albertsbahn, unter Vorbehalt der Zustimmung der Generalversammlung, mit dem für den Weiterbau zusammengetretenen Comité eine Vereinigung getroffen, welche im Wesentlichen folgende Bestimmungen enthält: Die zu bildende Dresden-Chemnitzer Eisenbahn-Actiengesellschaft übernimmt die Albertsbahn sammt Zubehörungen mit allen Activen und Passiven, wie dieselben zur Zeit der Uebernahme sich herausstellen und gewährt dagegen für jede Albertsbahn-Actie eine 4proc. Prioritäts-Obligation, für deren Sicherheit das ganze Unternehmen haftet, sowie vier Thaler in baarem Gelde. Die Ausloosung dieser Obligationen beginnt 10 Jahre nach erfolgter Uebernahme. Dafern bis zum 1. Oct. 1859 die Uebernahme der Albertsbahn von Seiten der neugebildeten Gesellschaft nicht erfolgt ist, so ist die Albertsbahn-Gesellschaft berechtigt, von vorstehendem Abkommen zurückzutreten. Definitiv

gültig kann dieser Vertrag selbstverständlich nur dann werden, wenn eine Dresden-Chemnitzer Eisenbahn-Actiengesellschaft sich förmlich constituirt hat, wozu in nächster Zeit, falls die Staatsregierung dem Unternehmen günstige Bedingungen zugesteht, die nöthigen Einleitungen getroffen werden dürften. — Der von dem Directorium Ende voriger Woche ausgegebene Bericht enthält außerdem sehr specielle Angaben über die Ausdehnung und Baukosten der Hauptbahn und Zweigbahnen; doch konnte zu einem vollständigen Abschlusse der Kosten des Bahnbaues noch nicht verschritten werden. — Die Einnahmen aus dem Betriebe beliefen sich i. J. 1856 auf 93,535 Thlr., im gegenwärtigen Jahre (bis Ende Oct.) aber bereits auf 109,245 Thlr., so daß bis Ende des laufenden Jahres auf eine Einnahme von 150,000 Thlrn. gerechnet werden darf. Daß die in der letzten außerordentlichen Generalversammlung in Aussicht gestellte Jahreseinnahme von 192,000 Thalern noch nicht erreicht wird, liegt theils in der erst spät erfolgten Eröffnung der Zweigbahnen und der verzögerten Lieferung der nöthigen Lowries, theils an dem kleinen Wasserstande der Elbe, welcher eine ausgedehnte Verschiffung der Kohlen verhinderte, so wie endlich in dem sehr auffälligen Umstande, daß die Administration der königl. Steinkohlenwerke zu Zaukerode die Albertsbahn zur Versendung der Kohlen nur sehr wenig benutzt. In letzterer Beziehung wird bemerkt, daß, obgleich für die Zweigbahn nach den fiscalischen Schächten circa 65,000 Thlr. aufgewendet wurden, welche die Gesellschaft zu verzinsen hat, von jenen Werken in neun Monaten nicht mehr als 53,955 Ctr. Kohlen und Koake befördert wurden. Diese Quantitäten sind lediglich auf andere Bahnen übergegangen; von denjenigen Kohlen, welche die genannte Administration auf der Elbe verschiffte, wurde nicht eine Tonne auf der Albertsbahn befördert. — Die Vertheilung einer Dividende, welche schon früher von dem Directorium beabsichtigt wurde, hat die Genehmigung der vorgesetzten Regierungsbehörde nicht erhalten, da letztere von der Ansicht ausgeht, daß die vom 1. Jan. 1856 aufgelaufenen Zinsen des zur Vollendung des Baues aufgenommenen Kapitals nicht dem Baufond zur Last geschrieben, sondern von den Ueberschüssen des Betriebes gedeckt werden müssen. Das Directorium hat sich indessen ein Zurückkommen auf diese Angelegenheit ausdrücklich vorbehalten.

— Aus dem Gerichtssaal. Unter den am 21. Nov. vor dem Bezirksgericht Dresden verhandelten Einsprüchen befand sich folgender. Ein hiesiger Schänkwirth Seifert hatte einem Anderen, Namens Sch., gestattet, seine Schänkwirthschaft einstweilen bis nach selbst erlangter Concession zu führen. Als diese noch immer nicht kam, sagte Jener endlich einmal zu Sch., daß er ihn auf die Concession nicht länger wirthschaften lassen könne, er bekäme sie doch nicht; er könne dem Polizeiinspector Schinken schicken so viel er wolle. Das hörte ein anwesender Gast und denuncirte es der Polizeidirection, welche Seifert's Bestrafung wegen Verleumdung beantragte. In der hierauf angestellten Untersuchung hatte dieser nun angegeben, daß wirklich seine eigene Frau in Sch's. Auftrage dem Polizeiinspector G. eine Flasche Wein und einen Schinken überbracht habe; seine Ehefrau, die verehel. Seifert, hierüber als Zeugin befragt, sagte aber, daß sie Beides nicht an Herrn, sondern an Frau Polizeiinspector G. gegeben, wie auch diese selbst mit dem Bemerken einräumte, es sei dies aus Freundschaft geschehen. Später jedoch erklärte die verehel. Seifert, sie habe nur auf Willen der Fr. G. so ausgesagt, in der That habe sie die Geschenke Herrn G. gegeben. Dafür wurde nun Seifert wegen Verbreitung eines verleumderischen Gerüchts zu 14 Tagen, dessen Ehefrau wegen wahrheitswidriger Aussage zu 8 Tagen Gefängniß vom Gerichtsamt Dresden verurtheilt. Auf erhobenen Einspruch ward Seifert straffrei gesprochen, während es bei der Strafe seiner Ehefrau verblieb. — Am 23. Nov. ward der Tagarbeiter Franz aus Possendorf, der aus der Kammer eines Gutsbesitzers, welcher ihm menschenfreundlich Wohnung eingeräumt hatte, 17 Thaler entwendet, in Berücksichtigung seines einmaligen Rückfalls zu 8 Monaten Arbeitshaus verurtheilt. Am selben Tage ward der Bandweber G. v. Wolfersdorf in Großnaundorf, wegen Fälschung zweier Quittungen über 60 Thlr. und 49 Thlr., mit der Namensunterschrift des Grafen v. M., mit 2 Jahr 6 Monaten Zuchthausstrafe belegt. Er hatte die Namensunterschrift durch das Fenster nachgemalt, auf die erste Quittung bereits das Geld im Hofzahlamt erlangt, war jedoch bei nochmaliger Production der zweiten angehalten worden.

Riesa, 19. Novbr. Am gestrigen Nachmittage stieß ein von Dresden kommender, mit Getreide beladener Extrazug unweit Zschaiten mit einem auf der Bahn haltenden Bauzug, welcher eben mit Schwellen beladen wurde, zusammen. Leider sind dabei zwei Arbeiter und ein Schaffner um's Leben gekommen, während drei andere Arbeiter und ein Feuermann nicht unerhebliche Verletzungen erhielten. Der Führer und Heizer des von Dresden kommenden Zuges sind nur unbedeutend beschädigt worden. Der Bauzug befand sich, um das Aufladen der Schwellen zu erleichtern, auf demselben Gleise, auf welchem der Dresdner Zug ankommen mußte; man hatte indessen gehofft, vor der Ankunft desselben mit der Arbeit fertig zu werden. Ein Anhalten des Zuges war unmöglich gewesen, da die Bahn an der betreffenden Stelle bedeutenden Fall hat und der Zug deshalb mit großer Schnelligkeit fuhr. Vier Packwagen und ein zum Transport der Arbeiter bestimmter Personenwagen sind zertrümmert worden, auch wurde eine der Maschinen bedeutend beschädigt.

Erledigte Schulstellen.

1) Die Schulstelle zu Sobrigau; Coll.: die Gemeinde.
2) Die Kirchschulstelle zu Cythra (Pegau), Coll.: Herr Rittergutsbesitzer Anger auf Cythra.
3) die Schulstelle zu Niedersaida, Parochie Mittelsaida (Marienberg), Coll.: Herr Kammerherr Alfred v. Globig auf Lippersdorf.
4) Die Schulstelle zu Ebersbach (Waldheim), Coll.: die Schulgemeinde zu Ebersbach mit Gersdorf.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum	Preis.	Weizen		Roggen		Gerste		Hafer		Erbsen	
			Thl.	nGr.	Thl.	nGr.	Thl.	nGr.	Thl.	nGr.	Thl.	nGr.
Dresden	Novbr.	von	5	10	3	20	3	15	2	15	—	—
	23	bis	5	20	3	22	3	18	2	26	—	—
Bautzen	Novbr.	von	5	10	3	5	3	5	2	7	—	—
	14.	bis	6	5	3	15	3	10	2	17	5	10
Meißen	Novbr.	von	5	15	3	18	3	8	2	14	—	—
	21.	bis	5	20	3	24	3	13	2	20	—	—
Pirna	Novbr.	von	5	5	3	10	3	5	2	15	4	5
	21.	bis	5	15	3	25	3	12	2	23	—	—
Radeburg	Novbr.	von	5	22	3	15	3	12	2	10	5	15
	25	bis	6	—	3	18	3	18	2	22	6	15
Roßwein	Novbr.	von	5	20	3	17	3	10	2	10	—	—
	24.	bis	6	—	4	—	3	15	2	15	—	—
Chemnitz	Novbr.	von	6	—	3	25	3	23	2	10	—	—
	15.	bis	6	12	4	5	3	27	2	24	—	—

Butterpreise in Dresden vom 20. bis mit 23. Novbr. 1857.
die Kanne 18 Ngr. — Pf. bis 19 Ngr. — Pf.
— in Pirna (21. Novbr.) 17 „ — „ „ — „ — „
— in Roßwein (24. Novbr.) 17 „ 6 „ „ 19 „ 2 „
— in Chemnitz (15. Novbr.) 19 „ 5 „ „ 20 „ — „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3½ % große 86½ gesucht; dergleichen kleine 87 angeb.; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 102 angebot.; dergl. von 1847 à 4 % 99 gesucht; dergl. von 1852 und 1855 à 4 % 99 gesucht; dergl. von 1852 4 % à 100 Thlr. 100 ges.; dergl. 1855 à 3 % 80½ ges.; Land-Renten-Briefe große 88½ ang.; dergl. kleine 88½ ang.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 100½ angb. Erbl. Pfand-Briefe à 4 % große 95½ ges.; kleine 99 gesucht; dergl. à 3½ % große — angeb., kleine — angeb.; dergl. 3½ % große — angeb., kleine — angeb. Lausitzer 4 % Pfand-Briefe große 100 ges.; kleine 100 ges.; dergl. 3½ % große und kleine 94 ges.

Oestr. 4½ % Anleihe 90 ges.; dergl. 4 % 97½ ges., Preuß. 3½ % Staats-Schuld-Scheine 81 ges.
Oesterr. 5 % Nation.-Anleihe 79 anzubieten

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 14 Ngr. 5 Pf., Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 5 Ngr. 5 Pf.
Ausländ. große Caff.-Anweis. und Bank-Noten 99.

Dresden, den 26. Novbr. 1857. Ed. Rockstch.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.

(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 48 nebst einer Beilage.)

Freitag. **Nr. 49.** 4. December 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition kl. Meißn. Gasse Nr. 8, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Die deutsche Bundesversammlung hat in ihrer am 26. Nov. abgehaltenen Sitzung der Militärcommission die nöthigen Mittel zur Verfügung gestellt, um an beschädigten Militärgebäuden in Mainz die dringendsten Reparaturen vornehmen zu können. Wie man vernimmt, wird nach genaueren Erhebungen die Herstellung der durch die Explosion beschädigten Festungswerke eine Summe von ungefähr 185,000 Gulden erfordern. Ueber die den Privaten zu gewährende Entschädigung ist eine Entschließung noch nicht gefaßt; doch ist man Seiten der Gemeindebehörde unter Beitritt sachverständiger Militärs bereits zur Taxation der zerstörten Häuser verschritten. Die Zahl der Bürger, welche an bei der Explosion erhaltenen Wunden gestorben, ist jetzt auf 31, die der Todten beim preußischen Militär auf 12 gestiegen. Aus den veröffentlichten Sterbelisten ergiebt sich indeß, daß die unheilvolle Katastrophe auch vielen anderen Kranken den Tod gebracht hat. Hier und da stürzten noch in den letzten Tagen voriger Woche mehre Wände und Schornsteine ein. Ueber die Ursache der Explosion ist etwas Genaueres noch nicht festgestellt; es haben aber die schon früher mitgetheilten Umstände, welche den Verdacht auf den österreichischen Feuerwerker Wimmer lenkten, noch keine ausreichende Widerlegung gefunden. Die von einigen Zeitungen gebrachte Nachricht, daß der Leichnam Wimmers im Rheine gefunden worden sei, hat sich als unbegründet erwiesen.

In Würtemberg soll die mit Rom getroffene Vereinbarung in den nächsten Tagen durch das Regierungsblatt verkündet werden und somit für das Land Gesetzeskraft erhalten; einzelne Bestimmungen des Concordats sind schon längst in der Ausführung begriffen. Wie es scheint, will die Regierung dem in letzterer Zeit mehrfach geäußerten Verlangen, auch der protestantischen Kirche eine größere Selbstständigkeit zu verleihen, nunmehr ebenfalls gerecht werden. Es ist nämlich die Landes-Synode aufgefordert worden, in Betreff der autonomischen Gestaltung der evangelischen Kirchen-Verwaltung ihre Anträge an die Regierung gelangen zu lassen.

Der Rückschlag der amerikanischen Geldkrisis, welcher sich in allen Theilen Europa's mehr oder minder bemerkbar macht, hat besonders Hamburg hart betroffen. Mehre der ältesten und achtbarsten Häuser haben sich genöthigt gesehen, ihre Zahlungen einzustellen, und es wurden an einem Tage 27 Concurse angemeldet. Die dasigen angesehensten Kaufleute haben einen Garantie-Disconto-Verein gegründet und zu diesem Zwecke 14 Mill. Mark Banco gezeichnet; auch die Regierungsbehörde hat sich zu Vorschußleistungen auf Waaren rc. bis zu einem Betrage von 15 Mill. Mk. Bco. bereit erklärt. Aber alle diese Vorkehrungen haben die Calamität nicht zu beseitigen vermocht. Die erbgesessene Bürgerschaft hat deshalb beschlossen, durch Bewilligung eines allgemeinen Moratoriums die in augenblicklicher Verlegenheit befindlichen Firmen vor der formellen Insolvenzerklärung zu schützen. Der bewilligte Zahlungs-Aufschub erstreckt sich auf die Dauer von drei Monaten. Eine natürliche Folge dieser Zustände ist die Arbeitseinstellung in den größeren Fabriken, so daß durch jene Krisis auch die ärmeren Klassen hart betroffen werden.

Preußen. Die Genesung des Königs ist soweit vorgeschritten, daß Se. Majestät Spaziergänge durch die Straßen von Charlottenburg unternehmen können. Ob dessenungeachtet die Stellvertretung des Prinzen von Preußen nicht nach Ablauf der drei Monate verlängert werden wird, steht noch dahin.

Die gegenwärtige Geldkrisis hat auch in Berlin und anderen preußischen Handelsplätzen ihre nachtheiligen Folgen geäußert. In voriger Woche fallirte das große Handelshaus Moses in Stettin und Berlin, dessen Passiven fast die Summe von 1½ Mill. Thlr. erreichen. Diese Zahlungseinstellung hat sofort den Sturz anderer Häuser nach sich gezogen, und am 26. und 27. Nov. wurden allein in Berlin vierzehn Concurse bei der Behörde angemeldet, darunter mehre bedeutende Fabrikhäuser. Ein Fabrikherr erschoß sich, nachdem er den Cassirer der dasigen Disconto-Gesellschaft durch Deponirung einer gefälschten Giro-Quittung um 18,000 Thlr. gebracht hatte. Die preußische Bank hat der herrschenden Calamität dadurch zu begegnen gesucht, daß sie auf Fabrikate Darlehne gewährt; aber auch dies hat sich nicht als ausreichend erwiesen, und die Regierung ist daher zu einer noch weitergehenden Maßregel verschritten. Am 28. Nov. ist nämlich eine vom Prinzen von Preußen unterzeichnete Verordnung erschienen, welche die bisher bestehenden Beschränkungen des vertragsmäßigen Zinsfußes auf die Dauer von drei Monaten außer Kraft setzt; hiernach können höhere Zinsen, als bisher zulässig war, ausbedungen werden, doch darf sich die Frist dieser höheren Verzinsung nicht über einen Zeitraum von zwölf Monaten ausdehnen. Hierdurch hofft man größere Kapitalien flüssig zu machen und dem Kredit neue Hilfsquellen zu öffnen. Ob nach dieser zeitweiligen Suspension der Wuchergesetze beim nächsten Landtage die gänzliche Aufhebung derselben beantragt werden wird, scheint noch nicht definitiv entschieden zu sein. Die Justizbehörden und Handelskammern sind schon vor längerer Zeit mit der Prüfung dieser wichtigen Frage betraut worden.

Bekanntlich ist der Prediger Uhlich in Magdeburg wegen des Inhalts des von ihm herausgegebenen Sonntagsblattes schon mehrfach in Anklagestand versetzt worden; die Gerichte haben ihn aber stets freigesprochen und das Blatt konnte daher gesetzlich nicht verboten werden. Jetzt ist nun der Drucker von der Polizeibehörde bedeutet worden, daß ihm die Concession entzogen werden würde, wenn er jenes Blatt noch weiter drucke. Hiermit ist wahrscheinlich dem Forterscheinen des letzteren ein Ziel gesetzt, denn man glaubt, daß Uhlich schwerlich in Preußen einen Drucker finden werde, der es auf eine Schließung seines Geschäfts ankommen läßt.

Oesterreich. Das für die Monarchie bestimmte, den Münzvertrag ausführende Gesetz liegt gegenwärtig dem Reichsrathe vor und wird demnächst publicirt werden. Durch dasselbe wird die zwischen dem alten und neuen Münzfuße bestehende Differenz ausgeglichen werden, was namentlich in Betreff der Staatsschuld und der Staatsdienerbesoldungen von Wichtigkeit ist. Wie es jetzt heißt, so sollen in beiden Beziehungen 5 Procent zugerechnet werden, so daß sich ein Staatspapier von 1000 Fl. auf 1050 erhöhen und die Gehalte in gleicher Weise ansteigen würden.

Die evangelische Gemeinde zu Teplitz ist zum Beginn des neuen Kirchenjahres zum ersten Mal durch Glockengeläute zusammengerufen worden. Das Geläute, welches von dem an das hochgelegene Bethaus provisorisch angebauten Thurme herab im schönsten Dreiklang ertönte, ist von Gruhl in Kleinwelka gegossen und die Weihe desselben fand am 28. Nov. unter entsprechenden Feierlichkeiten statt. Bisher war den evangelischen Christen in Oesterreich der Gebrauch der Glocken versagt.

Dänemark. So viel auch im Staate Dänemark faul sein mag, mit den Finanzen desselben steht's ganz passabel. Dem Reichstage liegt jetzt das Budget für das nächste Finanzjahr vor, wonach die Einnahme auf 6,043,800 Thlr., die Ausgaben aber nur auf 3,385,774 Thlr. veranschlagt sind. Hiernach würde sich in einem Jahre für das Königreich allein ein Ueberschuß von mehr als 2½ Millionen Thlr. ergeben, und es ist daher um so weniger zu rechtfertigen, daß die Dänen von den Einkünften der deutschen Herzogthümer immer mehr an sich reißen wollen. — Dem Reichstage liegt gegenwärtig ein Gesetzentwurf vor, welcher vollständige Gewerbefreiheit gewährt; im Volksthing ist derselbe nach langen, hartnäckigen Kämpfen bereits angenommen worden und gegenwärtig beräth das Landsthing darüber. Da die Annahme des Entwurfs mit ziemlicher Sicherheit vorausgesehen wird, so hat sich unter den Gewerbtreibenden eine große Aufregung verbreitet; man beabsichtigt in den betheiligten Kreisen eine Sturmpetition an den König zu richten, damit dieser dem Gesetze seine Sanction versage.

Belgien. Die Wahlen zur neuen Repräsentantenkammer, welche am 10. Dec. stattfinden werden, haben im ganzen Lande eine lebhafte Bewegung hervorgerufen und die Parteien stehen sich schroffer als je gegenüber. Die Liberalen, deren Führer jetzt am Staatsruder stehen, werden Mühe haben, dem Ministerium eine ausreichende Majorität zu sichern, denn die ihr gegenüberstehende katholische Partei verschmäht kein Mittel, um namentlich die ländliche Bevölkerung, deren Gewicht bei diesen Wahlen schwer in die Wagschale fällt, gegen die freisinnige Regierung einzunehmen. Jene Partei scheut sich nicht, ihre Gegner als Antichristen zu bezeichnen und den Untergang der Religion als Folge des liberalen Regiments zu verkünden; sie scheut sich nicht, die geachtetsten Männer aufs Schmählichste zu verunglimpfen, weil sie, obgleich gute Katholiken, nicht zur ultramontanen Fahne schwören. In den Hirtenbriefen der Bischöfe und in den Predigten der Ortsgeistlichen wird es den Wählern zur religiösen Pflicht gemacht, für die Candidaten des Klerus zu stimmen, und der Bischof von Mecheln hat in seinem Hirtenbriefe den gutgesinnten Wählern sogar Ablaß versprochen, während die liberalen Wähler von den Kanzeln herab in die unterste Hölle verdammt werden. Ueberall mischt sich die Kirche als solche in den politischen Streit, und wenn der Klerus diesmal unterliegt, so wird diese Niederlage für ihn um so empfindlicher sein, weil von dieser Seite dem Wahlkampfe von vorn herein ein religiöser Charakter verliehen worden ist.

Frankreich. Der gesetzgebende Körper ist am 28. Nov. durch den Staatsminister Fould eröffnet worden; der Minister erklärte, daß die Berufung nur geschehen sei, um die Bestimmungen der Verfassung zu erfüllen, daß aber die Versammlung nach erfolgter Constituirung bis zum 18. Jan. k. J. vertagt werden solle, da die zur Vorlage bestimmten Gesetze noch nicht vorbereitet seien. Von den fünf oppositionellen Deputirten der Stadt Paris haben zwei, Darimon und Ollivier, den Eid geleistet; die übrigen drei, Carnot, Goudchaux und Henon sind nicht in der Versammlung erschienen. — Dagegen hat das Kaiserthum eine andere Erwerbung gemacht, welche großes Aufsehen erregt: Dupin, der ehemalige Präsident der Deputirtenkammer und der Nationalversammlung, der Testamentsvollstrecker Ludwig Philipps, ist zum Bonapartismus übergetreten. Dieser berühmte Jurist war nach dem Staatsstreiche von der politischen Schaubühne zurückgetreten und hatte sich 1852 ausdrücklich geweigert, der neuen Regierung den Eid zu leisten. Da er bereits im 75. Lebensjahre steht, reich und unabhängig ist, so glaubte Jedermann, der alte Orleanist werde seinen politischen Grundsätzen bis in's Grab treu bleiben. Dem ist aber nicht so. Dupin soll sich vielmehr auf seine alten Tage förmlich um ein Amt beworben haben, und die Regierung hat nicht gesäumt, diese Offerte anzunehmen. Er wurde zum General-Procurator am Cassationshofe ernannt und hat bereits als solcher den Eid geleistet. Die Stelle bringt ihm 40,000 Fr. ein, außerdem ist ihm aber auch noch die Senatorwürde verliehen worden, welche jährlich 30,000 Fr. abwirft. Dupin hat durch diesen Schritt bei seinen Freunden und Feinden viel verloren, und man zweifelt, ob die Regierung durch die Erkaufung eines solchen Gegners viel gewonnen hat.

Die Gesandten der sieben Mächte sind am 26. Nov. in Paris zusammengetreten, um die Ratificationen des bessarabischen Grenzvertrags auszutauschen. Als man aber zu diesem Acte verschreiten wollte, fand es sich, daß dem russischen Bevollmächtigten die nöthigen Karten fehlten. Die Conferenz blieb daher ohne Resultat und die Pariser Blätter haben Anweisung erhalten, über diesen Vorgang zu schweigen. — Von verschiedenen Seiten wird versichert, daß die französische Regierung große Neigung zeigt, die Sache der deutschen Herzogthümer zur Entscheidung der Pariser Conferenz zu bringen, daß aber dieses Bestreben, als eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten Deutschlands, nicht nur von Seiten Englands Widerspruch finde, sondern auch von Rußland nicht unterstützt werde. — Die neuesten Berichte aus China sind der Art, daß sich die französische Regierung schließlich doch genöthigt sehen wird, mit den Waffen in der Hand den chinesischen Uebermuth zu züchtigen. China verweigert nämlich Frankreich jedwede Genugthuung, die letzteres für die Ermordung des Missionärs Chapedelaine verlangt hatte; außerdem haben auf Befehl der Mandarinen die Verfolgungen der Katholiken von Neuem begonnen.

Der seit dem Staatsstreiche in Verbannung lebende General Lamoricière, dessen einziger Sohn schwer erkrankt war, hat die Erlaubniß erhalten, nach Frankreich zurückzukehren; noch ehe der General von dieser Erlaubniß Gebrauch machen konnte, ist aber sein Sohn verstorben.

In Vincennes (bei Paris) hat am 29. Nov. ein großes Unglück stattgefunden, welches 18 Menschen das Leben kostete. Morgens um 2 Uhr 25 Minuten erfolgte plötzlich im Fort der Festung ein Knall, wie der von einer Pulver-Explosion. Der Wallgang am Thurme rechts war gewichen, und zwei Gewölbe stürzten ein, von denen das eine über einem Gefängnisse, das andere über einer Wache sich befand. In jenem saßen drei Gefangene, in der Wache waren ein Offizier, drei Unteroffiziere und 18 Soldaten. Der Offizier wachte und rettete sich während des Krachens aus seinem Kabinet in den Hof des Forts, auch fünf Soldaten und ein Corporal gelangten in's Freie; der Sergeant wurde verschüttet, aber nach fünf tödtlich langen Stunden ausgegraben und am Leben gefunden. Achtzehn Soldaten wurden dagegen als Leichen unter den Trümmern hervorgezogen. Der eingestürzte Thorthurm des Forts gehörte zu den ältesten Theilen dieser Festung; er rührt aus dem 13. oder 14. Jahrhundert her. Vor einigen Jahren wurde das Schieferdach abgedeckt und in ein plattes Dach umgewandelt. Man hatte vorher die Gewölbe untersucht und sie für stark genug gehalten, um diese Reparaturen ertragen zu können. Das platte Dach wurde dann mit drei Fuß hohem Sand bedeckt und außerdem drei Mörser und drei Geschütze schweren Kalibers dort aufgestellt; diese Last hat den Einsturz des Gewölbes herbeigeführt.

In Folge wolkenbruchartiger Regengüsse sind die Wasser der Rhone in der Nähe von Avignon plötzlich gestiegen. Die Ardeche ist ausgetreten und das Departement, das diesen Namen trägt, ist wieder von schrecklichem Unglück heimgesucht. Alle Arbeiten, die seit der letzten Ueberschwemmung begonnen worden waren, sind vernichtet worden.

Spanien. Am 27. Nov. Abends verkündete Kanonendonner der Hauptstadt die Geburt eines königlichen Prinzen. Die Königin hatte schon vor ihrer Niederkunft durch ein besonderes Decret den König, ihren Gemahl, ermächtigt, den königlichen Sprößling sofort nach seiner Geburt mit den drei höchsten spanischen Orden zu decoriren. — Die größte Zahl der Civilgouverneure ist von der Regierung abgesetzt und an ihre Stelle sind Männer von mehr liberaler Farbe berufen worden. Ueberhaupt zeigen mehre Maßregeln der neuen Minister, daß sie eine gemäßigtere Richtung einzuschlagen bereit sind, als ihre Vorgänger; man glaubt daher, daß eine baldige Auflösung der noch unter dem vorwiegenden Einflusse des vorigen Ministeriums gewählten Cortes nicht ausbleiben wird. — Ein zur Flottenstation der Philippinen gehöriger Dampfer hat in der Nähe der Insel Cebu ein siegreiches Gefecht gegen malaische Seeräuber bestanden. Letztere verloren 30 Mann, 13 wurden gefangen genommen. Außerdem gelang es, 37 Gefangene beiderlei Geschlechts, welche das Raubgesindel mit sich führte, zu befreien.

Großbritannien. Mehre englische Blätter versichern, es sei die Absicht der Minister, im Laufe der bevorstehenden Parlamentssession einen Gesetzentwurf einzubringen, welcher die Abschaffung der ostindischen Compagnie und die unmittelbare Einverleibung aller indischen Besitzungen in's britische Reich, als Kronland, ausspreche. Dagegen behaupten die Regierungsorgane, eine solche Absicht liege bis jetzt nicht vor. Die Wahrheit mag wohl in der Mitte liegen. Gewiß ist es, daß sich die Regierung mit dieser wichtigen Angelegenheit beschäftigt; aber sie ist damit wohl noch zu keiner definitiven Entschließung gekommen. Wenn das letzte Stündlein der in ihrer früheren Macht schon längst beschnittenen ostindischen Compagnie wirklich so nahe sein sollte, so wird sicher die Thronrede eine bestimmte Ankündigung darüber enthalten.

Türkei. Die Pforte hat zwar, durch die Aufregung in den Donaufürstenthümern beunruhigt, ihre militärischen Positionen zu verstärken gesucht, allein von weiteren Maßregeln ist jetzt keine Rede mehr, da hierzu die Einwilligung der beim Pariser Vertrage betheiligten Mächte erforderlich sein würde. Omer-Pascha, dem früher das Commando eines Occupationscorps zugedacht war, ist deshalb nunmehr auf seinen Statthalterposten nach Bagdad abgegangen. In Konstantinopel ist plötzlich der Polizeiminister Izzet-Pascha gestorben; man behauptet, daß er vergiftet worden sei.

Amerika. Die Geldkrisis fängt an sich allmälig etwas günstiger zu gestalten, und die Fabriken beginnen wieder zu arbeiten. Die Hunger-Demonstrationen, welche in Newyork veranstaltet wurden, haben zu keinen gewaltthätigen Auftritten Anlaß gegeben, nachdem der Stadtrath eine Viertelmillion Doll. zu öffentlichen Arbeiten bewilligt und so für eine große Anzahl Arbeitsloser Sorge getragen hat. Die Zahl arbeitsscheuer Strolche und Bummler ist in neuerer Zeit noch gewachsen und man wirft der Metropolitan-Polizei vor, daß sie diesem schlechten Gesindel zu sehr durch die Finger sieht. Raubanfälle, Mordthaten und andere Verbrechen sind an der Tagesordnung, und nie ist die Unsicherheit des Lebens und Eigenthums in jener Stadt größer gewesen als jetzt. Wer sich von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen will, darf nur die neuesten Newyorker Blätter zur Hand nehmen.

General Walker hat, trotz der Wachsamkeit der nordamerikanischen Behörden, wieder eine Freibeuter-Expedition nach Nicaragua unternommen; er verfügte über 400 Mann und hatte Waffen und Munition für 1000 Mann. — Die Truppen, welche die Regierung von Washington nach dem Wohnsitze der Mormonen gesandt hat, um unter dieser Sekte den amerikanischen Gesetzen Geltung zu verschaffen, stoßen auf offenen Wiederstand. Der Apostel jener wunderlichen Heiligen, Brigham Young, hat das ganze Gebiet von Utah in Kriegszustand erklärt und es ist bereits zu offenen Feindseligkeiten gekommen. Die Mormonen haben den amerikanischen Truppen zwei Convois, welche zusammen 78 Wagen zählten, weggenommen, und es wird den ersteren schwer werden, bis an den Salzsee vorzudringen, da es ihnen an Futter für die Maulthiere fehlt.

Asien. Die neuesten Posten aus Indien melden das Eintreffen von 15 Schiffen mit englischen Truppen, welche in Kalkutta und Madras ausgeschifft wurden; von Kalkutta aus rückten die Verstärkungen rasch vorwärts nach den aufständischen Provinzen. Die aus Delhi entflohenen Meuterer sind von den Engländern wiederholt geschlagen worden. Am 14. Oct. griffen die Insurgenten die zu ihrer Verfolgung ausgesandten, vom Obersten Greathead befehligten Truppen an und es kam zu einer blutigen Schlacht, in welcher die Engländer Sieger blieben. Die Meuterer verloren gegen 1000 Mann und 43 Kanonen; sie mußten die mit 400,000 Thlrn. gefüllte Kriegskasse, sowie alle Schätze, die sie aus der alten Mogulstadt mit fortgeschleppt, im Stiche lassen. Greathead setzte hierauf seinen Marsch fort, um sich mit dem General Havelock zu vereinigen, der sich, wie bekannt, in Lucknow standhaft behauptete. Neben diesen günstigen Nachrichten fehlt es aber auch nicht an Hiobsposten. In der Präsidentschaft Bombay kam es zu neuen Aufständen und auch in der Madras-Präsidentschaft ist die Fahne des Aufruhrs an einigen Orten aufgepflanzt worden. Der indische Fürst Scindiah, der bisherige treue Alliirte Englands, wurde von seinen eigenen Leuten ermordet und ein anderer Häuptling, Man-Singh, hat die Waffen gegen die Engländer ergriffen. In Kotah, der Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums, feierte der englische Resident, Major Burton, die Einnahme von Delhi durch Salutschüsse; das machte aber böses Blut unter den Eingebornen und die dort befindlichen beiden, bisher treugebliebenen Regimenter empörten sich. Der Resident wurde nebst seinen beiden Söhnen nach tapferer Gegenwehr ermordet. Zu gleicher Zeit erhoben sich die Truppen des Radschah von Kotah, der zu den Engländern hält, aber keine Macht über seine Soldaten hat. Die Meuterer schickten sich an, nach Delhi zu ziehen, an dessen Sturz sie noch nicht glauben wollen. Nach der Meuterei in Kotah sind von der gesammten bengalischen Armee nur noch zwei Regimenter, das 11. in Saugur und das 73. in Dschalpore, der englischen Fahne treugeblieben.

In Delhi wurden nicht blos zwei, sondern fünf Söhne des Königs von den Engländern erschossen. Der König befand sich noch in Gefangenschaft, doch sollte alsbald Kriegsgericht über ihn gehalten werden, und man vermuthet, daß auch er dem Tode verfallen wird. Ueber die von der Besatzung Delhi's gegen die Europäer ausgeübten Grausamkeiten werden haarsträubende Dinge erzählt. Als die Engländer die Stadt betraten, fanden sie einen Europäer an ein Kreuz genagelt und eine Europäerin nackt ausgezogen, am ganzen Leibe wund und an eine Bastion angekettet, irrsinnig und der Tobsucht anheimgefallen; ein Büchsenschuß machte ihrem Leben ein Ende. Zwei andere Europäerinnen wurden gekreuzigt gefunden. Die englischen Soldaten, welche zuerst in die Straßen der Stadt gedrungen und dort verwundet worden waren, fand man getödtet und furchtbar verstümmelt. Frauen und Kinder der Europäer waren erbarmungslos niedergemetzelt worden und nur wenige von ihnen der Blutgier der Sipoys entgangen. Die Engländer haben dafür blutige Rache genommen, und die Eingebornen, welche sich noch in der Stadt versteckt hielten, haben meist ihr Leben lassen müssen. Alle Läden wurden geplündert und die werthvollen Sachen zur Prisenvertheilung verkauft. Das englische Lager wimmelte von alten Leuten, Weibern und Kindern ohne Nahrung und ohne Geld. Sie haben Alles verloren und müssen vom englischen Commissariat erhalten werden. In dem ganzen insurgirten Theile Indiens droht die Hungersnoth, denn es ist kein Feld bebaut worden und kein Geld im Umlauf.

Der Kanonenjunge.

Erzählung, von Franz Lubojatzky.

(Fortsetzung.)

Welches furchtbare Schicksal hatte den Aermsten getroffen! Geistig in einen Abgrund der Verzweiflung gestürzt, leiblich in die vier nackten Mauern dieses abscheulichen Loches gebannt, lag er, wie todt, auf dem Strohsacke, ... selbst die Denkkraft wich von ihm; vor seinem Geiste wurde es Nacht, die auch nicht vom leisesten Hoffnungsschimmer erhellt wurde. Es war die Lethargie des Unglücks, die ihn so übermächtig beherrschte, daß er erst, als wieder volles Dunkel in seinem Kerker lagerte, nach und nach anfing, klar zu denken.

Ein Gefangener auf Lebenszeit! in dieser Bezeichnung seines Unglücks lag der Fluch einer Welt auf ihm. Er war das Opfer eines Irrthums, den aufzuklären ihm so leicht gewesen sein würde, wenn man ihn verhört hätte, der aber zur ewigen Fessel für ihn wurde, weil er bereits verurtheilt war.

Das Geheimniß, welches diesen Irrthum umgab, war er unfähig nur zu denken. Nichts nannte er sein Eigenthum mehr, als die Erinnerung an seine Vergangenheit, und sie entlockte ihm heiße Thränen. Keins seiner Lieben ahnte sein entsetzliches Schicksal; in ihren Gedanken eilte er dem Glücke entgegen. Ach, welcher Gegensatz von Glück war dieser Kerker! Das Loos, dem er verfallen war, schloß sogar die Hoffnung auf Rettung aus.

Wie er sich in der Nacht der Macht der Erinnerung an seine meist in großer Armuth, aber doch glücklich verlebten Kindheit- und Jugendtage hingab, wurde er ruhiger. Es kam allmählig ein Friede über ihn, der die große Angst von seiner Seele nahm. Er lebte sich förmlich hinein in das Denken an den herzlieben Vater Jeßner, an sein Mutterle Salome, an Pastors und seinen Lehrherrn, den wackeren Oberförster.

Wie namenlos groß war sein Glück in ihrer Mitte gewesen! und wie er der feierlichen Stunde dachte, wo ihm die Enthüllung seines Geburtsgeheimnisses geworden war, da flossen Thränen über seine Wangen; aber es waren keine schmerzlichen, sondern der heilige Thau eines gerührten, für so viele ihm bewiesene Liebe dankbaren Herzens, und dann tönte ihm das alte Lutherlied, das sie auf Vater Jeßners Anregung gesungen, wie neu, in Ohr und Herz. Er hatte wohl oft in der Kirche in diesen für alle Zeiten passenden Heldensang des Gottesstreiters mit eingestimmt; aber jetzt, wie nie vorher, floß Muth und Vertrauen aus dem Liede in seine Seele. Wie eine Stütze, schien es ihn in seinem übergroßen Unglücke aufzurichten, und unwillkürlich sang er es vor sich hin. Immer lauter tönte sein Singen, je voller ihm das Herz von Hoffnung auf Gott wurde, und als er es zu Ende gebracht, war ihm wohl. Denn immer weiter war der Zweifel, daß er unrettbar verloren sei in diesem Grabe alles Glücks, seiner Seele entrückt worden; die Furcht, dieser langsam mordende Tyrann, hatte ihn verlassen.

Tag um Tag verging; der Winter mit seiner furchtbaren Kälte, welche in Rußlands Eisgefilden das gewaltige Heer des stolzen Eroberers aufrieb, wich dem Frühjahre, und wieder kamen Sommer, Herbst und Winter langsam herangezogen; ihre Tage verflossen dem Gefangenen so träge, als fielen Bergeslasten in den Lauf ihrer Stunden. Eine kleine Erleichterung war ihm in der That geworden, daß er täglich in dem kleinen Hofe mit einigen anderen Gefangenen unter Aufsicht der Gefangnißwärter arbeiten durfte. Es mußte in einem Hause, wie das, worin er lebte, schon als Begünstigung erscheinen, daß den sich ruhig verhaltenden Gefangenen gestattet wurde, Holz zu sägen, zu spalten, Stroh zu schneiden und dergleichen Arbeiten zu verrichten; wenigstens war es ein Zeitvertreib, der ihrer Gesundheit nicht ungünstig war.

Von alle dem, was außerhalb der Mauern seines Kerkers vorging, erfuhr Heinrich keine Kunde. Und doch waren es Ereignisse, die gewaltig eingriffen in das Schicksal der europäischen Nation. Der die verderblichen Gefilde Rußlands fliehende Kaiser hatte ein neues Heer gegen die Alliirten geführt. Aber das Glück hatte ihn verlassen; die dreitägige Schlacht von Leipzig hatte seinen Ruhm, der Unüberwindliche zu sein, zu Grabe getragen, und die Heere der Verbündeten folgten ihm nach über den Rhein, den Krieg und seine Uebel in Frankreichs Herz tragend. Wie launisch ist das Glück! Napoleon entfaltete im Kampfe gegen seine nun auf französischen Boden vorgedrungenen Feinde sein großes Kriegsgenie so glänzend, daß selbst seine Feinde den Feldzug des Jahres 1814 den Wunderfeldzug nennen; aber jeder seiner mit so erstaunenswerthem Talent errungene Sieg untergrub seine Macht mehr. Ueber Menschenleiber sollte der gewaltige Eroberer der Erde seiner Herrlichkeit entgegen eilen.

In seinen Siegen, die Tausenden von Franzosen das Grab bereiteten, hoffte er den Preußen, welche unter dem Marschall Blücher gerade auf Paris losgingen, in Soissons zuvorzukommen; aber wie Feigheit oder Verrath in diesem großen Kriegsdrama besonders ausgezeichnete Rollen spielen, so auch hier im Kleinen beziehendlich Soissons. Der französische Befehlshaber dieser Festung vierten Rangs, ein General, Namens Moreau, eingeschüchtert, oder auch erkauft, ließ beim Anrücken der Preußen die Thore öffnen. Als Napoleon diese Nachricht erfuhr, rief er aus: „Der Name Moreau ist immer für mich verderblich gewesen!“ Die französische Besatzung hatte freien Abzug erhalten; Blücher und seine Preußen waren Herren der Stadt.

Ihre erste Beschäftigung bestand in der Untersuchung der Festungswerke, bei welcher Gelegenheit denn auch die Gefängnisse nicht verschont blieben. Als Heinrich das seine öffnen und draußen eine gewaltige Stimme in deutscher Sprache dem aufschließenden Gefängnißwärter zudonnern hörte: „Nicht lange mit den Schlüsseln probirt, Canaille! oder wir werden Dir man mit dem Bayonnet lehren, wie Du aufschließen sollst!“ da schrie er aus Leibeskräften: „Landsleute! Landsleute! o guter Gott, ich werde frei!“

Seine Freiheit hätte den herculischen Gefängnißwärter fast das Leben gekostet; denn die Preußen, empört, einen Deutschen hier im Kerker zu finden, wollten den Schließer mit ihren Bayonnetten an die Mauer spießen. Heinrichs Bitte brachte es dahin, daß der mit dem Tode bedrohte Mensch verschont wurde. Heinrich wurde vor den Feldmarschall Blücher geführt, der, gemuthlich seine Pfeife rauchend, ihn die Geschichte seiner Gefangenschaft erzählen hörte und dann sagte:

„Die janze französische Jesellschaft sein Hundsfötter, das werden Sie man nun wohl bejreifen. Der verfluchte Streich, der Ihnen passirt ist, der kommt von Niemand Anderem her als von der Vicomtes-Familie ... das ist man so klär wie der Tag. Sie sollten in aller Stille aus'm Wege geschafft werden ... einschläfern war's Beste ... mir lernt die Jesellschaft Keener kennen, ick werd' sie auf'n Nacken rücken, sollen sich über'n Blüchern seinen juten Morgen man wundern. Nehmen Sie unter meine Preußen Dienst, da kommen Sie am sichersten nach Paris.“

Es war nicht gut thunlich, in solcher Lage, wie sich Heinrich, entblößt von allen Mitteln, befand, dieses Anerbieten abzulehnen, und noch denselben Tag trug er preußische Uniform und machte alle jene Kämpfe mit, welche der Märzmonat des Jahres 1814 als einen wahrhaften Blutmonat in den Kriegsannalen der Franzosen sowohl, als ihrer Gegner, bezeichneten. Die Nachricht von der Niederlage, welche Napoleon bei Arcis-sur-Aube durch die österreichische Armee erlitten, erhöhte den Muth des verbündeten Heeres außerordentlich. Blücher marschirte auf Chalons zu, und ein heftiger Kampf entbrannte, ehe seine Preußen diesen Zielpunkt ihres Marsches erreichten. Mit den letzten Kräften der Verzweiflung schlügen sich die Franzosen um jeden Fuß breit Terrain, den sie den Feinden lassen sollten. Bei einem dieser Angriffe gerieth Heinrich in Gefangenschaft und wurde mit denjenigen seiner Kameraden, welche dasselbe Loos, wie er, gehabt hatten, tiefer in das Land transportirt.

Alle jene Leiden, die Kriegsgefangene erdulden müssen,

welche durch ein feindliches Land geführt werden, dessen Bewohner auf alle Art und Weise ihren fanatischen Haß gegen die fremden Eindringlinge zu äußern sich bestreben, kamen übereich auf den Trupp der Unglücklichen, zu denen Heinrich gehörte. Kaum so viel, als sie zu ihrer Nahrung bedurften, erhielten sie in den Dörfern. Man beschimpfte sie überall, wo sie durchkamen, und die Escorten stimmten vollkommen in diesem rohen Benehmen mit den Bauern und Bürgern der kleinen Städte überein. Das Märzwetter hatte die Straßen aufgeweicht, und der elende Zustand der Wege vernichtete fast bei allen diesen Beklagenswerthen die Fußbekleidungen. Die Meisten liefen schon am dritten Marschtage barfuß, höchstens Loppen um die geschwollenen oder blutigen Füße gewickelt. Hunger und Elend zehrten diese Gefangenen zu hohläugigen Gespenstern ab, und je hinfälliger sie wurden, desto mehr regte sich der Haß gegen sie.

Am Abend des vierten Tages wurde in einem Dorfe Halt gemacht und sie in eine Scheune getrieben, wo sie mit dem ihnen gelieferten harten, kaum genießbaren Brode ihren Hunger stillen sollten. Die Meisten waren so ermüdet, daß sie die elende Speise verschmähten und sich in ihren von Regen durchnäßten Kleidern oder vielmehr Lumpen auf die dünn aufgeschüttete Streu warfen. „Kamerad," flüsterte ein preußischer Unteroffizier Heinrich zu, ... „es ist gleich, ob man niedergeschossen wird, oder unter dieser nichtswürdigen Nation, wie ein armer verlaufener Hund, zu Grunde geht. Hast Du Muth, so brechen wir beide diese Nacht aus."

Nach kurzem Nachdenken sagte Heinrich zu.

(Fortsetzung folgt.)

Die Advocatenordnung.

Es giebt keinen Beruf, der so in aller Leute Munde wäre, als der des Advocaten. Für alle Lebensverhältnisse, in Leid und Freud', in guten und bösen Stunden, ist der Advocat, oder wie's Einige hochdeutsch ausdrücken: der Rechtsanwalt, der Vermittler und Trostspender. Mit ihm bedroht man den Gegner, er ist die Zuflucht des Bedrängten, er muß Rath schaffen bei Geburt und Tod, Heirath und Scheidung, Verlust und Gewinn. Und Die da meinen, er sei nur dazu da, um hinterdrein den Karren wieder auf's ebene Gleis zu bringen, nur bei Streit und Hader: die irren gerade so hier, wie mit den Aerzten. Wie deren beste und hauptsächlichste Thätigkeit in der Vorsorge gegen Krankheiten und der Vorbeugung derselben, also besteht auch die gedeihlichste Advocatenpraxis in solchen Arbeiten, die im Glück und Frieden gemacht werden, um bösen Zeiten vorzubeugen, als da sind: Testamente — wegen deren zeitiger Niederlegung noch Niemand zu früh gestorben ist — Käufe, Mieth-, Darlehns- und Gesellschaftsurkunden u. s. w. Wenn die sorgfältig abgefaßt sind, so ist man hinterdrein vor Prozessen gesichert, mindestens vor langwierigen. Darum ist der Advocat ein wichtiger Beistand auch im Glück.

Und das hat man zu allen Zeiten gefühlt. Und immer hat's große und bedeutende Männer unter den Advocaten gegeben, die von allen Seiten geachtet und geliebt wurden, weil sie den schwersten und edelsten Beruf: Berather und Freunde ihrer Mitbürger zu sein, wohl erkannten und erfüllten. Als das Vorbild eines tüchtigen deutschen Advocaten steht der berühmte Justus Moeser da, der im vorigen Jahrhundert für das unsere mit gewirkt und geschrieben hat. An solchen tüchtigen Advocaten hat man es erkennen gelernt, was ein Advocat zu bedeuten hat, wie tief in das Volksleben sein Wirken eingreift und wie segenreich es ist. Der Advocat ist es ja, der im Verein mit dem Richter das Recht, diese Grundfeste aller irdischen Verhältnisse, handhabt; der Advocat ist's, der mit dem Bürger unmittelbar verkehrt, ihm für seine wichtigsten häuslichen und geschäftlichen Verhältnisse Rath und Hülfe spendet. Er steht als Rechtskennender mitten inne zwischen dem Rechtsuchenden und dem Rechtsprechenden. Er vermittelt Beide. In der Zeit, während der Client mit ihm sich unterredet, ist er nur für ihn da. Und wie viele Menschen giebt's, so arm an Freunden, daß der Advocat ihr einziger Rathgeber, die Conferenzstunde die einzige Zeit ist, in der sie ihr Herz ausschütten können! Sein Arbeitszimmer ist ein freiwilliger Beichtstuhl, und doch fragt sich's, wo mehr Geheimes offenbart, mehr Beistand erbeten und erlangt wird.

Darum ist der Beruf des Advocaten auch ein hochwichtiger. Und er gewinnt mehr und mehr an Achtung und Bedeutung im Volk, auf je höherer Bildungsstufe dieses steht. Die Russen haben — bis vor Kurzem wenigstens — keine Advocaten gehabt, in Neapel sind sie wie die Lazzaronischaar zahllos, unbeschäftigt und geringgeschätzt. Im vormärzlichen Frankreich, in Belgien, in England, in Nordamerika dagegen ehrte und ehrt man die Advocaten so, daß die höchsten Staatsstellen durch sie besetzt wurden: Präsident Buchanan selbst gehört diesem Stand an.

Die Advocaten sind jetzt das, was im Mittelalter die Geistlichen waren. Damals waren diese die Berather des Volks, war die Priesterkutte das Gewand, aus dem die Staatswürdenkleider zusammengenäht wurden. Wohl ihnen, daß sie ihren Beruf besser begreifen, als diese; daß sie die Reformation, welche über diese gekommen, an sich selbst üben und daß ohne Gesetz und äußerlichen Zwang die Advocaten in ihrer Mehrheit Träger der Bildung und Anhänger des wissenschaftlichen und bürgerlichen Fortschritts sind. Denn allerdings gab es sonst viel auszusetzen an den Advocaten, man denke nur an Gellert's „Proceß" und an Rabener's Satyren, an die Sprichwörter und an den perrückenmäßigen Canzleistyl, mit dem so ein Rechtshochgelahrter vor dem Ehrenvesten Amtmann devotest erstarb. Das ist anders geworden; das Geschlecht der Rabulisten lebt nur noch in alten guten und geschmacklosen neuen Lustspielen, deren letzterer Verfasser ihre eigne Witzlosigkeit mit abgedroschenen Standesverunglimpfungen decken. Da müssen ja bekanntlich Advocaten, Bauern, Schneider und Juden immer herhalten. Heutzutage braucht der Advocat nicht mehr, wie damals, den schreibunkundigen Leuten vordictirte Briefe nachzuschreiben, und solche Schriften zu besorgen die Jeder, der lesen und schreiben kann, bei gesunden Sinnen selbst versteht. Dagegen hat der neueröffnete Schacht der Volkswirthschaftslehre in Bezug auf Versicherungs-, Erwerbsgesellschaften, Actienvereine u. s. w. seiner gemeinnützigen Thätigkeit erweiterten Arbeitsstoff gefördert.

Freilich begegnet man auch heutzutage noch genug Räudigen unter den Advocaten: Leuten, denen nicht das Wuchergesetz, sondern der Wucher Gesetz ist, die man für Agenten und Zuführer halten könnte, stände nicht das „Adv." auf ihrer Firma; Leuten, die in Wirthshäusern umsomehr bramarbasiren, je weniger von ihnen im Gericht zu hören und in den Acten zu lesen ist. Wer aber schreit, den muß man hören und das Böse verbreitet sich schneller als das Gute. Darum schreibt sich auch von solchen Räudigen die üble Meinung her, die manche Leute noch heutzutage über Advocaten haben. Andere sind so schwach und hassen den Advocaten, weil er pflichtgemäß ihr Gegner war. Und noch Andere, die Schlechten, respectiren zwar den Advocaten, aber aus einem ganz verächtlichen Grunde: sie verstehen nämlich darunter einen Solchen, der aus Grün Roth und aus Unrecht Recht zu machen versteht, einen Gesetzesfälscher und Rechtsbetrüger.

Schon darum, weil gar so verschiedenartige und oft recht ungerechte Urtheile über den Advocatenstand, trotz seiner allgemein anerkannten Nothwendigkeit, gang und gäbe sind, ist die Advocatenordnung, deren Entwurf jetzt den sächsischen Ständen und zunächst der zweiten Kammer vorliegt, für uns Alle, nicht blos für die Advocaten, von hoher Bedeutung.

Sie ist's weiter noch deshalb, weil die Advocaten ja nur eben um unser Aller willen da sind, weil ihr Beruf eben ist: das Recht für's Volk. Es muß daher auch Jeden interessiren, die Hauptbestimmungen des Entwurfs kennen zu lernen. Es sind folgende:

Der Advocat soll in Angelegenheiten, deren zweckmäßige Besorgung Rechtskenntnisse voraussetzt, seine Clienten durch Wort und Schrift vor Gericht und anderen Behörden vertreten und ihnen in allen Geschäften Rechtsbeistand gewähren. Er soll ihnen dabei mit Redlichkeit und Treue zur Seite stehen, sie umsichtig, sorgsam und nach seiner Ueberzeugung berathen, so schnell und so wenig kostspielig als möglich arbeiten, verschwiegen und unbestechlich sein, im Prozesse wissentlich keine Unwahrheit sagen und sich kurz, deutlich, bestimmt und freimüthig, aber auch rücksichtsvoll aussprechen. Er darf seinen Rechtsbeistand Niemandem verweigern — außer zu etwas Widerrechtlichem, oder wenn er dem Gegner in derselben oder einer damit zusammenhängenden Sache beiräthig war. In diesen Fällen, sowie in einigen anderen: wegen naher Verwandtschaft und Verschwägerung mit dem Gegner oder dem Richter u. s. w. muß, wegen Krankheit, Arbeitsüberhäufung, verweigerten Kostenvorstands — außer bei Armen —, Freundschaft mit dem Gegner u. s. w. darf er den Auftrag ablehnen. Ein angenommener Auftrag muß gekündigt werden, wenn der Advocat die Ungerechtigkeit der Sache erkennt oder etwas Widerrechtliches von ihm verlangt wird u. s. w.; er darf ihn kündigen, wenn der Client ihn nicht gehörig instruirt, die ihm schuldige Achtung verletzt u. s. w. Die Annahme oder Ablehnung eines Auftrags muß der Advocat sofort erklären, über die ihm anvertrauten Geschäfte soll er, so oft etwas Wichtiges vorkommt, wenigstens aber alljährlich, sowie jedesmal nach Eingang eines Erkenntnisses oder einer Verwaltungsentscheidung dem Clienten Mittheilung machen. Er muß ordentliche Privatacten halten, deren Einsicht dem Clienten in seinem Geschäftszimmer oder auf dem Gericht während des Prozesses und dann noch 30 Jahr gestatten, und sie ihm gänzlich ausantworten, wenn der Client alle Kosten bezahlt und — erforderlichenfalls gerichtlich — auf alle Ansprüche an den Advocaten aus der Geschäftsführung für Gegenwart und Zukunft verzichtet. Dieser Verzicht ist nöthig, weil der Advocat ohne Acten im Proceßfalle dem Clienten gegenüber ohne Schutz und Beleg wäre. Schon in den 30 Jahren aber können die Acten vernichtet werden, wenn in einer hierzu ihm gesetzten achtwöchigen Frist der Client sie nicht abholt. Die Advocatengebühren werden vom Gericht nach den Gerichts- und Privatacten festgestellt und executionsmäßig eingezogen: die Privatacten haben also vollen Glauben. Beweist der Client aber, daß eine vom Advocaten durch dieselben belegte Mühwaltung oder Verlagspost überhaupt gar nicht, oder wider sein Verbot bewirkt worden, so muß der Advocat 5 bis 50 Thlr. Strafe an den Advocatenverein zahlen. In die nämliche Strafe verfällt aber auch der Client, der so Etwas grundlos behauptet. Der Advocat darf sich vom Clienten, weder den Streitgegenstand selbst oder einen Theil desselben, noch Gebühren über die Taxe, noch Ersatz der von ihm etwa verwirkten Strafgelder versprechen lassen, darf auch keine Forderung während des Processes sich abtreten lassen: alles Das bei 10 bis 50 Thlr. Strafe an den Advocatenverein.

Alle Advocaten innerhalb eines Appellationsgerichtsbezirks sollen nämlich einen Advocatenverein bilden, der wieder eine aus 7 Mitgliedern bestehende Advocatenkammer erwählt. Diese letztere hat nun unter Anderem darüber zu wachen, daß die Mitglieder des Advocatenvereins und die bei ihnen arbeitenden Rechtscandidaten sich so verhalten, wie es ihr Beruf und die Standesehre erfordern, hat bei gesetzlichem Anlaß die Entsetzung unwürdiger Advocaten zu beantragen, auf zweckmäßige Beschäftigung der Rechtscandidaten zu sehen, Armen-Sachwalter zu bestellen und Winkeladvocaten der Behörde zur Bestrafung anzuzeigen. Der Vorstand dieser Advocatenkammer darf Streitigkeiten zwischen Advocaten unter einander auch unaufgefordert, dergleichen zwischen einem Advocaten und seinem Clienten auf dessen Wunsch vermitteln. Disciplinarstrafen gegen Advocaten und Rechtscandidaten soll der Advocatenverein ertheilen: wegen unsittlichen oder sonst mit der Standesehre unvereinbaren Betragens, namentlich wegen unehrenhafter Mittel sich Kundschaft zu verschaffen, wegen Berufsvernachlässigung u. s. w. Die Strafen bestehen in schriftlichem oder mündlichem (bei Nichterscheinen im Amtsblatte zu veröffentlichenden) Verweis, oder — nur für Advocaten — in Geldstrafe und Verlust des Wahlrechts (auf mindestens 10 Jahre).

Die Advocatenvereine sollen — wie zur Zeit die Advocaten selbst — unter Aufsicht des Appellationsgerichts und weiter unter der des Justizministeriums stehen, so daß also die Aufsicht über die Advocaten verstärkt, nicht diese ihnen allein überlassen werden soll.

Diese Advocatenordnung soll für alle, auch die schon vor ihrem Erscheinen immatriculirten Advocaten bindend werden und nach ihr soll, um der von vielen Seiten behaupteten Ueberzahl der Advocaten zu steuern, die jährliche Zulassung der Rechtscandidaten zur Advocatur vom Justizministerium nicht in fester Zahl, sondern nach dem jeweiligen Bedürfniß des Verkehrs und Geschäftslebens erfolgen. Nur wo Mangel an Advocaten ist, soll, wenn nach dessen Bekanntmachung binnen 3 Monaten sich kein Advocat dort niederläßt, der nächste Anwärter auf die Advocatur unter den Rechtscandidaten, der auf 5 Jahre dort zu prakticiren sich verpflichtet, die Advocatur früher erlangen. —

Dieser kurze Auszug der 80 Paragraphen wird dargethan haben, daß es sich hier nicht um ein Gesetz blos für die Advocaten, sondern um ein solches für Alle handelt. Eine gute Advocatenordnung gewährleistet die Rechtsordnung in eben dem Grade, in dem die Stellung der Advocaten im Volke den Bildungszustand des Volkes selbst kennzeichnet. Wohl uns, daß wir diese Kennzeichnung nicht zu scheuen brauchen.

Dresden, den 3. December.

— Am heutigen Tage wurden es 25 Jahre, daß Se. Excellenz Herr Staats- und Finanzminister Behr im Staatsdienste steht. Ohne selbst daran zu denken, ward der früher als Justizbeamter und jetzt im Finanzfache ausgezeichnete Mann durch die Glückwünsche der Directoren und Räthe im Finanzministerium — welche eine in Purpursammet eingerahmte silberne Gedenktafel überreichten — und der verschiedenen Bureaux-Vorstände im Finanzministerium und der Landrentenbank in seinem Arbeitszimmer festlich begrüßt und freudig überrascht.

— Der Haushaltplan der Stadt Dresden für das Jahr 1858 ist vom Stadtrathe bereits so weit vorbereitet, daß er in den nächsten Tagen den Stadtverordneten zur Berathung übergeben werden kann. Sicherem Vernehmen nach wird es bei dem günstigen Stande der städtischen Finanzen möglich werden, noch eine weitere Herabsetzung der Grundwerths- und Miethzins-Abgabe für nächstes Jahr eintreten zu lassen.

— Da nach einer an den Comité für Herstellung einer Dresden-Chemnitzer Eisenbahn gelangten officiellen Eröffnung von der hohen Staatsregierung beabsichtigt wird, wegen Herstellung einer Tharand-Freiberger Bahn eine Vorlage an die versammelten Stände zu bringen, so kommt die in Aussicht gestellte eventuelle Veräußerung der Albertsbahn an eine Actiengesellschaft auf der bevorstehenden Generalversammlung nicht zur Discussion und Beschlußfassung. Dem Vernehmen nach geht die Absicht dahin, den Bau der fraglichen Strecke auf Staatskosten zu unternehmen. Nun hat sich zwar die Staatsregierung für einen solchen Fall das Recht vorbehalten, das Eigenthum der Eisenbahn von Dresden nach Tharand nebst den Zweigbahnen und sonstigem Zubehör für den Staat zu erwerben und es sind die Bestimmungen unter welchen diese Erwerbung geschehen kann, in den Concessionsbedingungen der Albertsbahn vom 26. Januar 1854 speciell festgestellt; allein der Weiterbau nach Freiberg aus Staatsmitteln würde nicht nothwendig den Ankauf der Albertsbahn zur Folge haben. Es ist vielmehr nicht unwahrscheinlich, daß die Regierung den Betrieb der von ihr zu erbauenden Strecke der Albertsbahn überläßt, da ein solches Uebereinkommen für beide Theile nicht unvortheilhaft erscheinen dürfte. Vor der Hand ist nur zu wünschen, daß die betreffende Regierungsvorlage in den

Kammern einen günstigeren Boden finden möge, als dies vor zwei Jahren mit dem auf jenen Tract bezüglichen Expropriationsgesetze der Fall war. Damals wollte man jedwede Betheiligung des Staats an dem für den Betrieb der fiscalischen Hüttenwerke so wichtigen Unternehmen ausgeschlossen wissen, und für die Concessionsbedingungen wurden so beengende Grenzen gezogen, daß eine Privatgesellschaft die Ausführung des Baues füglich nicht übernehmen konnte. Mittlerweile ist indeß die unabweisbare Nothwendigkeit jenes Bahnbaues immer mehr in den Vordergrund getreten, und der gegenwärtige günstigere Stand der Finanzen, insbesondere aber die inzwischen über die Rentabilität der Staatseisenbahnen gemachten Erfahrungen, dürften wohl dazu beitragen, dem Project eine günstigere Aufnahme zu sichern. Wie aus dem, dem Landtage vorliegenden Budget für die Jahre 1858/60 hervorgeht, ist vom Jahre 1846—56 die Summe von 31,728,599 Thalern für die Staatsbahnen verwendet worden. Das bisherige Zinserforderniß ist bereits jetzt vom Reinertrage dieser Bahnen über 634,723 Thlr. übertroffen worden und es läßt sich erwarten, daß, wenn nicht unerwartete Ereignisse eintreten oder neue Bahnen mit unvortheilhaften Betriebsverhältnissen gebaut werden, der Reinertrag derselben noch weit über das Erforderniß der Verzinsung hinausgehen werde.

— Aus dem Gerichtssaale. Der erste Einspruch, welcher vergangenen Freitag, den 27. Nov., vor dem hiesigen kgl. Bezirksgerichte verhandelt wurde, betraf einen Vorgang im Gasthofe zu Laubegast. Ein hiesiger Lohnkutscher hatte dort in der Trunkenheit solchen Lärm gemacht, daß der dasige Ortsrichter und zwei Ortsbewohner ihn festnehmen, und als er sich dabei ungebehrdig wehrte, anbinden und so spät Abends auf einem Handwagen nach Dresden spediren mußten. Dafür verklagte dieser die Drei wegen Körperverletzung und Gesundheitsbeschädigung und gab seinen Schaden auf nicht weniger als 2000 Thlr. an. Das Gerichtsamt Dresden hatte sie aber freigesprochen und auch das Bezirksgericht erkannte auf des Lohnkutschers Einspruch eben so. — Aus dem darauf verhandelten Einspruche des Handarbeiters Dehmann ist die fabelhaft klingende Mittheilung interessant, daß dieser Mensch wegen Eigenthumsvergehen bereits 50 mal bestraft ist; ein trauriges Jubiläum, um so entsetzlicher, wenn wirklich seine und seines Vertheidigers Behauptung, wie Arbeitsmangel und Obdachlosigkeit ihn von Verbrechen zu Verbrechen getrieben, wahr wäre! Die ihm zuerkannt gewesene Zuchthausstrafe ward in Arbeitshausstrafe von 1 Jahr verwandelt. — Der dritte Einspruchsfall, der verehel. Meinck, mahnt auf's Neue zur Vorsicht beim Einkauf und namentlich dazu, nicht von in Dienst stehenden Leuten billige Waaren zu kaufen. Die Einsprecherin hatte von dem Ladenmädchen eines Schuhmachers mehrere Paar Schuhe etwa um deren Auctionspreis erkauft. Es war aber gestohlene Waare und die Käuferin war deshalb wegen Partirerei zu 9 Tagen Gefängniß verurtheilt worden. Dabei blieb es auch, obschon die Staatsanwaltschaft sich für sie verwendet hatte. — Ebenso bestätigte der Gerichtshof im vierten Einspruchsfalle die dem rückfälligen Soldat Heinze wegen Entwendung eines Dreigroschenbrodes auferlegte viermonatliche Arbeitshausstrafe. Auch hier hatte der Staatsanwalt die Annahme der weit milder zu bestrafenden Entwendung von Eßwaaren zum alsbaldigen Genuß, beantragt. — Am 28. vor. M. ward der sogen. Literat Reichel wegen Betrug und Unterschlagung in 10 Monate 15 Tage Arbeitshaus verurtheilt. Er hatte auf gefälschte Redactionsquittungen Insertionsgebühren vereinnahmt, als angeblicher Mitarbeiter einer anderen Zeitung von einem Gewerbtreibenden Geld für Insertionsgebühren erschwindelt und behalten und zur Berichtigung erhaltenes Zeitungspränumerationsgeld unterschlagen, also alle seine Schwindeleien an die Zeitungsliteratur angelehnt. —

∴ Vom rechten Elbufer, 2. Dec. Seit Anfang d. J. besteht in Loschwitz ein Vorschuß-Verein, der im Februar mit Einsammeln von Monatsbeiträgen, im März aber mit Ausleihen von Vorschüssen an Mitglieder seine Thätigkeit begann. Die Mitgliederzahl ist von 60 auf 82 gestiegen, welche in den Ortschaften Loschwitz, Wachwitz, Weißer Hirsch, Biela, Rochwitz, Blasewitz, Laubegast u. s. w. vertheilt sind. Eingenommen wurden 1217 Thlr. 5 Ngr., ausgegeben 1075 Thlr. 27 Ngr. 3 Pf. In 22 Posten wurden 1028 Thaler Vorschüsse gewährt, und zwar in Summen von 3 bis 100 Thlrn., wofür 25 Thlr. 25 Ngr. an Kassenbeiträgen gewonnen wurden. Letztere wurden allerdings durch die Kosten der ersten Einrichtung und andere Verwaltungsspesen soweit absorbirt, daß nur ein reiner Gewinn von 1 Thlr. 10 Ngr. übrig blieb. Der Fond des Vereins besteht jetzt aus 719 Thlr. 20 Ngr., wovon 408 Thlr. 22½ Ngr. aus eingesammelten Beiträgen der Mitglieder bestehen. Erscheint nun auch dieser Anfang noch ziemlich klein, so steht diesem Institute doch eine gedeihliche Zukunft bevor; besonders erfreulich ist der für die Mitgliederzahl bedeutende Posten von angesammelten Monatsbeiträgen, da es ohne diesen Verein, bei der größten Mehrzahl der Mitglieder zu einem Ansammeln von Geldern wohl kaum gekommen wäre. Diese Gewöhnung an ein regelmäßiges Sparen wirkt so ersprießlich, daß mehre Mitglieder, die schon die Maximalsumme des Stammantheils erreicht haben, doch fortsteuern und diese neuen Beiträge der Kasse als Darlehn überlassen wollen. Aber auch die Vorschußgesuche werden sich um ein Bedeutendes mehren, wenn das System der Bürgschaften, so unerläßlich für die Solidität des Instituts, immer mehr Eingang findet und die Statuten erst in den Händen jedes Mitgliedes sein werden. Daß dann für die Mitglieder auch eine hübsche, zum ferneren Sparen anspornende Dividende erzielt werden wird, erhellt schon daraus, daß ohne die ersten Einrichtungskosten, die fortwährend regelmäßig wiederkehrende Ausgabe sich im vergangenen halben Jahre nur auf 6 Thlr. belief, wonach man für's nächste Semester bei gleichem Geschäftsgange den Mitgliedern eine Dividende von 15 Pf. pro Thaler oder 10 Procent für das Jahr versprechen darf.

† Lommatzscher Pflege, 2. Dec. Der jüngste Schneefall hat sich für unsere Saaten sehr wohlthätig erwiesen; er hat dem Acker die nöthige Feuchtigkeit gegeben und die Saaten vor dem Nachtheile der trockenen Barfröste geschützt, wobei der lockere Boden dem noch schwach eingewurzelten Korn durch Winde entführt werden konnte. Alle Herbstsaaten stehen jetzt so kräftig, daß wir Aussicht zu einer abermaligen guten Ernte haben. Bei dem herrlichen Herbstwetter sind die Felder vom Unkraute gereinigt und Ackerarbeiten für's Frühjahr vorausgemacht worden. — Ein Feind der Landwirthschaft, die Mäuse, zeigten sich diesen Herbst in verheerender Menge. Trotzdem, daß die Landleute dieses Ungeziefer zu vergiften suchten — mancher Gutsbesitzer hat 15—20 Thlr. für Mäusegift ausgegeben — so ist der Schaden doch sehr beträchtlich, der den Kleefeldern zugefügt worden ist. Manche dieser Kleefelder sind so von den Mäusen zerwühlt, daß sie wie Ackerland aussehen und daß es schwer ist, Kleestöcke darauf zu entdecken.

Schönhaide, 28. Nov. In den Nachmittagsstunden des gestrigen Tages ist die 29 Jahre alte verehelichte Schlossermeister Liske ihrem Ehemann, der aus der k. Waldung Holz einfuhr, entgegengegangen und hat sich Abends gegen 8 Uhr von demselben entfernt, um, da die Kühe den Wagen infolge des nicht unbedeutenden Schneegestöbers und Nebels nicht weiter zu bringen im Stande waren, einige blos eine Viertelstunde entfernt wohnende Ortsleute zur Hülfe herbeizuholen. Weder sie, noch die gehoffte Hülfe erschien. Heute gegen Mittag wurde sie, nur einige Minuten von der Stelle entfernt, wo sie sich von ihrem Manne getrennt, im Schnee liegend und erfroren aufgefunden. Belebungsversuche blieben erfolglos. — In Lößnitz wurde am 29. Nov. die Frau des Tuchmachermeisters Weidauer, welche sich auf den Weg nach Wildenfels begeben hatte, in der Nähe des Schießhauses erfroren aufgefunden. (Dr. J.)

Eine neue Karte von Sachsen.

Die „Topographische Specialkarte vom Königreich Sachsen", welche kürzlich Hr. Moritz von Süßmilch-Hörnig im Verlage der k. Hofbuchhandlung von Hermann Burdach zu Dresden herausgegeben hat, verdient die allgemeine Theilnahme des Publikums und wird ohne Zweifel eine solche auch finden. Denn diese Karte, welche vermittelst des sehr zweckmäßig und geschmackvoll angewandten Farbendruckes eine sehr plastische Anschauung von unserem Lande giebt,

ist in der That eine meisterhafte Arbeit. Sie zeigt auf den ersten Blick Berg und Ebene, Wald und Flüsse, große Straßenzüge und Nebenwege, alles in so sauberer Ausführung, daß das Blatt, ganz abgesehen von dem practischen Nutzen, welchen es gewährt, auch eine Zierde für das Gesellschaftszimmer des Privatmannes wie des Beamten abgeben wird. Auf kleinem Raume ist sehr viel geleistet worden, und die verschiedenen Schriftgattungen treten überall deutlich und auf eine dem Auge wohlgefällige Weise hervor. Indem wir unsre Leser auf diese Karte aufmerksam machen und zur Ansicht des schönen Blattes auffordern, müssen wir der Lithographie und dem Druck von Beaunsdorf in Dresden ein wohlverdientes Lob spenden und die Erwartung aussprechen, daß der unternehmende Verleger die Anerkennung beim Publikum finde, welche ihm gebührt. Herr von Süßmilch-Hörnig hat sich durch diese deutliche, klare, ungemein übersichtliche Karte ein großes Verdienst erworben.

Vaterlandslieder für sächsische Schulen bei patriotischen Veranlassungen, insbesondere bei der Geburtstagsfeier Seiner Majestät des Königs. Preis 1½ Ngr.

Die vorstehende, von dem Comité des sächsischen Pestalozzivereins herausgegebene Sammlung ist ganz geeignet, den vaterländischen Sinn in den Kinderherzen zu wecken und zu nähren und verdient daher die volle Beachtung der Lehrer und Schulvorstände. Der Ertrag ist zum Besten des Pestalozzivereins bestimmt, welcher letztere sich bekanntlich die Unterstützung und Versorgung hilfsbedürftiger Lehrerwaisen zur Aufgabe gestellt hat. Das Schriftchen ist durch den Institutsdirector Krumbholz (Dresden, Löbtauer Str.) zu beziehen.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Thl.	Weizen Ngr.	Roggen Thl.	Roggen Ngr.	Gerste Thl.	Gerste Ngr.	Hafer Thl.	Hafer Ngr.	Erbsen Thl.	Erbsen Ngr.
Dresden	Novbr.	von	5	10	3	15	3	10	2	14	5	10
	30	bis	5	16	3	20	3	15	2	26	5	15
Bautzen	Novbr.	von	4	27	3	—	2	20	2	5	5	10
	28.	bis	5	10	3	10	3	2	2	15	6	—
Meißen	Novbr.	von	—	—	3	18	3	6	2	16		—
	28.	bis	—	—	3	22	3	10	2	25	—	—
Pirna	Novbr.	von	5	5	3	10	3	10	2	15	—	—
	28.	bis	5	15	3	20	—	—	2	24	—	—
Radeburg	Decbr.	von	5	24	3	12	3	12	2	10	—	—
	2.	bis	6	—	3	15	3	16	2	25	—	—
Roßwein	Decbr.	von	5	15	3	17	3	5	2	10	—	—
	1.	bis	5	27	3	27	3	10	2	15	—	—
Chemnitz	Novbr.	von	5	24	3	24	3	15	2	18	—	—
	28.	bis	6	—	4	2	3	20	2	22	—	—

Dresden. Das Schock Stroh 7 Thlr. 15 Ngr. bis 8 Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu 1 „ 10 „ „ 1 „ 19 „

Butterpreise in Dresden vom 24. bis mit 30 Novbr. 1857.
die Kanne 17 Ngr. 5 Pf. bis 18 Ngr. 5 Pf.
— in Pirna (28. Novbr.) 15 „ — „ „ 16 „ — „
— in Roßwein (1. Decbr.) 17 „ 2 „ „ 19 „ 2 „
— in Chemnitz (28. Novbr. 20 „ 5 „ „ 21 „ — „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3 % große 86½ angeb.; dergleichen kleine 87 angeb.; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 101½ ges.; desgl. von 1847 à 4 % 99½ angeb; dergl. von 1852 und 1855 à 4 % 99½ angeb; dergl. von 1852 4 % à 100 Thlr. 100 ges.; dergl. 1855 à 3 % 80½ angeb; Land-Renten-Briefe große 88 ges.; dergl. kleine 88½ anz.; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 100½ angb. Erbl. Pfand-Briefe à 4 % große 98½ ges.; kleine 99 gesucht. Lausitzer 4 % Pfand-Briefe große 100 ges.; kleine 100 ges.; dergl. 3½ % große und kleine 94 ges.

Preuß. 4½ % Anleihe 98½ ges.; dergl. 4 % — ges., Preuß. 3½ % Staats-Schuld-Scheine 81 — ges.
Österr. 5 % National-Anleihe 78½ angeboten.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 14 Ngr. 5 Pf, Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 4 Ngr. — Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 98½.

Dresden, den 3. December 1857. Ed. Rockstch.

Ein **Damenmäntelchen** und ein **Contobuch** sind auf dem Wege von Berbisdorf über den Heller nach Dresden von Unterzeichnetem verloren worden. Der ehrliche Finder wird gebeten, diese Gegenstände gegen angemessene Belohnung auf dem Rittergute Berbisdorf abzugeben.

Berbisdorf, den 2. Decbr. 1857.
[101] **C. G. Bassenge.**

Achtung. [130]

Ein schwarzer **Pudel** mit messingenem Halsband ist zugelaufen, im Gasthofe zum goldnen Löwen in Potschappel.

Ein schwarzer **Pudel** ist in Lockwitz bei Friedrich Weise zugelaufen. Der Eigenthümer kann selbigen gegen Erstattung der Futter- und Insertionskosten abholen. [117]

Es ist vor ungefähr 14 Tagen in dem Dorfe Plauen bei Dresden ein **Beutel mit Geld** gefunden worden, der sich dazu legitimirende Eigenthümer kann denselben gegen Erstattung der Insertionsgebühren bei dem Ortsrichter **Aug. Kunze** daselbst in Empfang nehmen. [146]

Am 27. November, Abends in der siebenten Stunde ist eine **Vorlege-Kette** auf dem Wege von Dresden bis Plauen gefunden worden.

Der Eigenthümer kann selbige beim Ziegeleibesitzer Schmidt in Plauen zurückerhalten. [66]

[119]

Bekanntmachung.

Wegen fernerer Neuverlösung der Marktstellen bei hiesigen Kramermärkten werden alle Inhaber von Standzetteln, die noch nicht neu gelöst haben, ersucht, zu nächstem Markte ihre Standzettel mit anher zu bringen und zu produciren.

Eisenberg bei Moritzburg, im December 1857.
Der Gemeinderath.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen" Nr. 49 nebst einer Beilage.)

Freitag. Nr. 50. 11. December 1857.

Neustadt-Dresden, in der Expedition, gr. Meißn. Gasse Nr. 3, zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis: vierteljährlich 12½ Ngr. Zu beziehen durch alle Post-Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. In der letzten, am 3. Dec. abgehaltenen Sitzung der deutschen Bundesversammlung gelangte die zwischen Baden und Frankreich wegen Erbauung einer stehenden Rheinbrücke bei Kehl vorbehaltlich der Ratification abgeschlossene Uebereinkunft nebst den betreffenden Plänen zur Vorlage und es beantragte der großherzogliche badische Gesandte die Zustimmung der Bundesversammlung zu gedachtem Bauplane. Es wurde beschlossen, hierüber das Gutachten der Militärcommission einzuholen.

Der Gemeinderath zu Mainz hat beschlossen, sich in einer Eingabe an die Bundesversammlung zu wenden und dieselbe zu bitten, für allen Schaden, der durch die Explosion vom 18. Nov. an dem Eigenthum der Stadtgemeinde Mainz und ihrer Bewohner entstanden ist, rechtlichen Ersatz zu übernehmen, hierüber aber alsbald eine tröstliche Zusicherung zu ertheilen, damit dem täglich nachtheiliger wirkenden Uebel des schwindenden Mobiliarkredits begegnet werde. Die amtliche Schätzungscommission, welche die Schäden zu ermitteln hatte, hat dieselben auf eine Million Gulden veranschlagt. Dabei sind die an Bundeseigenthum erlittenen Verluste nicht mit inbegriffen. Die Wiederherstellung der Stephanskirche erfordert allein einen Kostenaufwand von 20,000 Fl. Dagegen ist für die 50 Häuser, welche auf dem Käftrich standen und durch die Explosion fast gänzlich vernichtet wurden, eine verhältnißmäßig geringe Entschädigung zu gewähren, da sie meist aus alten und niedrigen Gebäuden bestanden, deren Werth durchschnittlich nur auf 700 Gulden geschätzt wurde. Anfangs voriger Woche hat man damit begonnen, aus den in der Stadt befindlichen Magazinen das Pulver wegzuführen. Mit dem auf der Bastion Bonifaz befindlichen Magazin hat man den Anfang gemacht; es liegt in der Nähe des explodirten Thurms und hatte im Augenblick der Explosion sicher 700—800 Ctr. Pulver. Durch den Luftdruck waren die Thüren und das Dach, ja sogar schon Böden der Pulverfässer eingeschlagen; von da aus drohte das größte Verderben und die Stadt konnte leicht in einen vollständigen Schutthaufen verwandelt werden.

Die schwere Handelskrisis, welche über Hamburg hereingebrochen und die solidesten Handelshäuser der alten Hansestadt zum Schwanken gebracht hat, ist zwar noch nicht überwunden, doch ist infolge der energischen Beihilfe des Staats wenigstens eine Wendung zum Bessern eingetreten, und das entschwundene Vertrauen beginnt nach und nach wieder zurückzukehren. Außer der amerikanischen Krisis, welche den Anstoß zu jenen traurigen Verhältnissen gegeben, ist die Lage des Hamburger Handelsstandes noch besonders dadurch verschlimmert worden, daß in Dänemark und Schweden die geachtetsten Firmen sich gezwungen sahen, ihre Zahlungen einzustellen.

In dem Großherzogthum Luxemburg ist am 30. Nov. der neugewählte Landtag durch eine Rede des Statthalters eröffnet worden. In letzterer werden die maßlosen Octroyirungen der Regierung zu rechtfertigen gesucht und als nothwendige Consequenzen der bestehenden Verträge bezeichnet, obgleich es sattsam bekannt ist, daß die Regierung, indem sie einseitig die wichtigsten Rechte der Landesvertretung beschränkte oder vernichtete, weit über die Forderungen der deutschen Bundesgesetzgebung hinausgegangen ist. Das kleine deutsche Bundesland hat nun seit 1841 drei Constitutionen und fünf Wahlgesetze gehabt; allem Anscheine nach sind die Octroyirungen, mit denen man selbst wenig Tage vor Eröffnung des Landtags vorgegangen, noch nicht zu Ende, da es in der Absicht der Regierung zu liegen scheint, die politische Organisation des Landes ganz nach dem Muster des französischen Kaiserreichs umzugestalten. Man sieht daher auch der baldigen Auflösung des jetzigen Landtags entgegen; für einen solchen Fall ist bereits im Voraus ein neues Wahlgesetz octroyirt worden, welches die Freiheit der Wähler noch mehr als bisher beschränkt.

Preußen. Nachdem durch Verordnung vom 27. Nov. die bisherigen Wuchergesetze auf drei Monate außer Kraft getreten sind (s. Nr. 49), ist mehrfach behauptet worden, daß diese Verfügung eine rückwirkende Kraft habe und mithin Diejenigen, welche vor jener Suspension wegen Wucher in Untersuchung gekommen, nunmehr straflos bleiben müßten. Das Ober-Tribunal hat aber nunmehr entschieden, daß eine solche Rückwirkung nicht stattfinden könne und der Wucher, welcher bis zum Erscheinen jener Verordnung verübt worden, der gesetzlichen Strafe verfalle. — Mit dem 1. Januar k. J. tritt bekanntlich in Preußen das Verbot der ausländischen Banknoten in Kraft; bei der gegenwärtigen Geldkrisis war nun vielfach der Wunsch ausgesprochen worden, daß der Vollzug jenes Gesetzes einstweilen suspendirt werden möge; wie indessen die „Zeit" versichert, ist die Regierung nicht geneigt, hierauf einzugehen. — Seit dem 1. Dec. werden die bis jetzt in Circulation befindlichen preußischen Fünf- und Einthaler-Kassenanweisungen gegen neue umgetauscht.

Am 7. Dec. wurde in Berlin unter allgemeinster Theilnahme der hochverehrte Altmeister der deutschen Bildhauerkunst, Professor Christian Rauch, zur Erde bestattet. Der greise Künstler, der seinen Namen nicht allein durch die herrlichsten Schöpfungen, sondern auch durch die Heranbildung der tüchtigsten Meister seiner Kunst für alle Zeiten verewigt hat, war am 3. Dec. in Dresden, wo er Heilung von einem längeren Leiden suchte, in seinem 81. Lebensjahre verstorben. Zu seinen Schülern zählt unser berühmter sächsischer Landsmann, Professor Rietschel.

Oesterreich. In dem Vertrage, welcher am 3. April 1854 zwischen Oesterreich und dem deutschen Zollverein abgeschlossen wurde, sind ausdrücklich weitere Verhandlungen über gegenseitige Verkehrserleichterungen auf Grundlage des freien Eingangs roher Naturproducte und des gegen ermäßigte Zollsätze zu gestattenden Eingangs gewerblicher Erzeugnisse der verschiedenen Zollgebiete vorbehalten. Diese Verhandlungen sollen nun im nächsten Monate auf Einladung der kaiserlichen Regierung in Wien beginnen, und wird hierbei der Zollverein durch Bevollmächtigte Preußens, Baierns und Sachsens vertreten sein.

Wie der Spener'schen Zeitung geschrieben wird, nehmen in der Olmützer Erzdiöcese die Uebertritte aus der katholischen in die evangelische Kirche unaufhaltsamen Fortgang. Man zählt dort solcher Fälle sechs bis neun durchschnittlich in je-

dem Monat. Die Uebertretenden gehören durchgängig den untersten Volksklassen an; die Ursachen des Uebertritts sind überall dieselben. Die Leute wollen entweder den Plackereien und Schwierigkeiten aus dem Wege gehen, welche ihnen der katholische Klerus bei Eingehung von Ehen in den Weg legt, oder sie sind indignirt darüber, daß von ihren katholischen Seelsorgern und Religionslehrern auf der Kanzel, im Beichtstuhl und in der Schule ohne Unterlaß fanatische Angriffe gegen Andersglaubende, besonders gegen Protestanten, gerichtet werden. In Glatz sind neuerdings zwei katholische Geistliche, welche bisher als Professoren am Gymnasium zu Saatz angestellt waren, zur evangelischen Kirche übergetreten.

Frankreich. Der gesetzgebende Körper hat seine kurze Session, die nur mit Prüfung der Wahlvollmachten ausgefüllt wurde, am 2. Dec. beendet. Eine Discussion, welche sich über vorgekommene Wahlumtriebe zu entspinnen begann, wußte das Machtwort des Präsidenten abzuschneiden, ehe tiefer auf diese der Regierung unwillkommene Angelegenheit eingegangen werden konnte. Da drei der Pariser Deputirten den Eid verweigert haben, so machen sich in nächster Zeit in der Hauptstadt wieder Neuwahlen nöthig. Es ist jedoch sehr fraglich, ob sich dabei der frühere Wahlkampf wiederholen wird; die demokratische Partei scheint sich vielmehr mit der damaligen erfolgreichen Demonstration begnügen zu wollen und auf die Vertretung durch einige Deputirte im gesetzgebenden Körper kein besonderes Gewicht zu legen, da die Regierung es vollständig in der Hand hat, alle und jedwede Opposition innerhalb jener Versammlung niederzuhalten und von dieser Befugniß den ausgedehntesten Gebrauch zu machen pflegt.

Das Ereigniß des Tages ist die von der Regierung auf zwei Monate verfügte Suspension der „Presse", des populärsten und verbreitetsten Pariser Blattes, welches zwar offen dem Bonapartismus huldigte, dabei aber eine gewisse oppositionelle Stellung einnahm, so weit dies bei der jetzigen französischen Preßgesetzgebung überhaupt möglich erscheint. Das genannte Blatt hatte es in einem gegen die vorgekommenen Eidesverweigerungen gerichteten Leitartikel versucht, die Theilnahme des Volks in der Verwaltung wieder zu erwecken und es zu bewegen, mit allen Kräften von dem geringen, der Nation zugestandenen Einfluß Gebrauch zu machen, um auf solchem Wege größeren Vortheil zu erringen. Diese Tendenz ist es, welche mehr als die Schroffheit der in jenem Artikel gebrauchten Ausdrücke, das Mißfallen der Regierung erregt hat. Man will eine solche Theilnahme der Bevölkerung an den öffentlichen Angelegenheiten des Landes nicht angeregt wissen; die Franzosen sollen sich vielmehr immer mehr daran gewöhnen, alles Heil von der leitenden Fürsorge des Kaisers zu erwarten und sich mit dem Scheine des parlamentarischen Lebens zu begnügen, welche ihnen die jetzige Verfassung gelassen hat. Jeder Versuch, die öffentlichen Zustände in einem anderen Lichte zu zeichnen, als die officiellen Blätter, erscheint unzuläßig und wird streng geahndet. Für die Eigenthümer der Presse ist die verfügte Suspension ein harter Schlag; denn allein die Inserate pflegen in den zwei Monaten December und Januar 120,000 Frs. einzubringen. Aber auch im Publikum begegnet jene Maßregel einer strengen Kritik, und man ist geneigt, dieselbe als ein Zeichen zu betrachten, daß das Kaiserthum nicht mehr das frühere Sicherheitsgefühl besitzt.

Gegenwärtig erregt ein Scandal, in welchen ein Mitglied des Senats verwickelt ist, großes Aufsehen. Der Sohn des Senators Chapuis, ein ehemaliger Präfect, hatte nämlich vor 15 Monaten die Tochter eines Apothekers zu St. Etienne, welcher als Millionär bezeichnet wird, geheirathet und in kurzer Zeit eine reiche Mitgift in Paris vergeudet. Von seinen Gläubigern gedrängt, wollte er mit Gewalt mehr Geld von seiner Gattin erpressen und diese, welche überdies von den Angehörigen ihres Mannes schnöde behandelt wurde, sah sich genöthigt, in das Vaterhaus zu entfliehen. Dort gebar sie ein Kind, welches noch lebt. Am 26. Nov. hat nun der Senator Chapuis durch irgend eine List die junge Frau mit dem Kinde und dessen Wärterin auf das Polizei-Bureau bescheiden lassen; dort hat er ihr in Gegenwart eines Polizeibeamten das Kind gewaltsam entrissen und ist mit demselben auf dem eben abgehenden Expreßzuge nach Paris geeilt, während die in Verzweiflung befindliche Mutter auf der Polizei in Verwahrsam gehalten wurde. Dieser Kindes-Raub, von einem Manne in so hoher Stellung ausgeführt, gelangte sofort zur Kenntniß der Regierung und diese ist mit anerkennenswerther Energie dagegen eingeschritten. Der General-Procurator und der Ober-Polizeicommissar zu St. Etienne wurden sofort ihrer Stellen entsetzt, und der Senator Chapuis wird sich wahrscheinlich genöthigt sehen, seiner einträglichen Senatorwürde zu entsagen.

Portugal. Aus Lissabon lauten die Nachrichten über die Verheerungen, welche das gelbe Fieber dort anrichtet, immer noch sehr traurig, und die Angabe, daß die Seuche im Abnehmen begriffen sei, hat sich leider nicht bestätigt. Bis zum 21. Nov. waren 8000—9000 Personen an dieser Krankheit gestorben und jeder Tag fordert noch 65—70 Opfer. Diese Ziffern weisen nur eine scheinbare Abnahme der Seuche nach, da bei der Abnahme der Bevölkerung, welche die Sterblichkeit und Auswanderung herbeigeführt haben, nothwendig auch eine Verminderung der Todesfälle eintreten muß. Sobald Jemand gestorben ist, wird Bettzeug und alles dergleichen sofort auf den Kirchhof gebracht und dort verbrannt. Die sonst so belebte und verkehrreiche Hauptstadt sieht jetzt wie eine Todtenstadt aus; statt des geräuschvollen Treibens sieht man nur die düstern Processionen der Büßer durch die Straßen ziehen, mit ihren Fahnen und brennenden Kerzen, Klagelieder singend, welche an die Gebete der Sterbenden erinnern. Alle Berichte sind voll des Lobes über den Edelmuth und die Aufopferung, welche der jugendliche König in dieser Unglücksperiode bethätigt; er scheut keine Gefahr und controlirt persönlich die Maßregeln der Behörden, welche zur Linderung des herrschenden Elends getroffen worden sind. Dagegen sind die wohlhabenden Klassen und die Aristokratie dem edlen Beispiel des Königs nicht gefolgt. Gleich als die Krankheit ausbrach, eilten die Bemittelten, welche nicht durch die Geschäfte zurückgehalten wurden, nach den von der Seuche freigebliebenen benachbarten Orten, ohne sich um die moralische Wirkung einer so plötzlichen Auswanderung von 40,000 Personen zu bekümmern. Die Regierung hat die strengsten Maßregeln ergreifen müssen, um die Beamten zurückzuhalten. Selbst der Kardinal-Primas von Portugal war geflohen, und hatte sich im Seminar zu Santarem eingeschlossen; man sagt, daß es erst eines Befehls des Königs bedurft habe, um ihn zu seiner Pflicht zurückzurufen. Nachdem er nach Lissabon zurückgekehrt war, raffte den Kirchenfürsten die Epidemie hinweg und er wurde ohne allen Pomp begraben.

Großbritannien. Die Thronrede, mit welcher die Königin am 3. Decbr. das Parlament eröffnet hat, enthält zwar keine näheren Andeutungen über die Absichten, welche die Regierung in Betreff der Reorganisation der indischen Regierung hegt, doch unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß sich das Parlament in dieser Session mit jener wichtigen Angelegenheit zu beschäftigen haben wird. Unter den angekündigten Vorlagen ist wohl die wichtigste eine Reformbill, welche die Wahlen und die Zusammensetzung der Volksvertretung regeln soll. Die Revision der hierauf bezüglichen Gesetze wird bekanntlich schon seit mehren Jahren vergeblich erstrebt, und Lord Palmerston würde, trotz seiner in voriger Session gemachten Zusicherung, wohl kaum dazu verschritten sein, wenn er es nicht für räthlich erachtet hätte, durch diese Maßregel sich die Unterstützung der liberalen Partei zu sichern. — Die von der Regierung wegen Ueberschreitung der Bankacte geforderte Indemnitätsbill, welche bekanntlich zu der frühen Berufung des Parlaments Anlaß gegeben, hat bereits die dritte Lesung durchlaufen; nach dem vollständigen Abschlusse dieser Angelegenheit wird sich das Parlament vertagen und erst im neuen Jahre wieder zusammentreten.

Donaufürstenthümer. Der Divan zu Bukarest hat die Behandlung der inneren Fragen abgelehnt, bevor nicht über die künftige politische Stellung der Fürstenthümer Entschließung getroffen ist. Im moldauischen Divan, wo bisher die Bojaren die Hauptrolle spielten, fangen die Bauern an, sich zu rühren. Sie verlangten in einer der letzten Sitzungen die Ablösung der Frohnen, woran den Bojaren, welche die Stimmen der bäuerlichen Deputirten bisher nur zu ihren politischen Zwecken benutzten, allerdings wenig gelegen sein mag.

Mit der neuangelegten Colonie Maidanpek in **Serbien**, wohin vor einigen Jahren auch viele sächsische Landsleute gegangen, soll es in neuerer Zeit sehr mißlich stehen. Die dortigen Bergwerksanlagen werden allmälig sistirt, und es sind bereits viele Beamte und Arbeiter entlassen. Die Arbeiter klagen über empfindliche Verluste, die sie durch den Wegzug erleiden.

Asien. Die neueste Depesche aus Indien bringt zwar die Nachricht, daß dem in Lucknow eingeschlossenen General Havelock zwei Convoys zugegangen sind und somit die dasige Besatzung vor Mangel an Lebensmitteln gesichert ist; allein die Lage der Engländer scheint dessenungeachtet noch immer eine bedrängte zu sein. Die Stadt wird von großen Massen meuterischer Truppen eingeschlossen, welche über 300 Kanonen zu verfügen haben. General Havelock hatte bereits mehre schwere Gefechte mit ihnen zu bestehen und General Outram wurde in einem derselben verwundet. Der Höchstcommandirende, Lord Campbell, war nach Cawnpure abgegangen, um von dort Truppen zum Entsatze Lucknows zu dirigiren. — Der alte König von Delhi, welcher in Kalkutta vor Gericht gestellt wurde, ist begnadigt worden; man hat ihm das Fort Wellore für den Rest seiner Lebenszeit zum Aufenthalte angewiesen. — Eine nicht geringe Verlegenheit für den Statthalter bildet die Verfügung über die entwaffneten Meuterer; mehr als 20,000 Mann solcher Leute müssen gegenwärtig überwacht werden. Da man diese Massen nicht, wie die mit den Waffen in der Hand ergriffenen Insurgenten, mit Kanonen wegblasen kann, so geht man damit um, sie auf die hinterindischen Inseln zu verbannen; an eine Reorganisation der eingeborenen Regimenter kann nicht wohl gedacht werden, da ihnen einmal nicht zu trauen ist.

Amerika. Die Newyorker Banken haben seit dem 20. Nov. ihre Baarzahlungen wieder aufgenommen, und der drückende Geldmangel, welcher Handel und Verkehr lähmte, ist schneller verschwunden, als man Anfangs hoffen durfte. Mit der Rückkehr des Geldes ist auch die Speculation wieder thätig geworden, und der Schwindel, welcher in den letzten Monaten so viele Opfer gefordert, florirt wieder wie in der alten guten Zeit.

Der Kanonenjunge.

Erzählung, von Franz Lubojatzky.

(Fortsetzung.)

Der Plan zur Flucht war zwischen Heinrich und seinem Gefährten bald verabredet. „Thun wir," sagte der preußische Unteroffizier, „als schliefen wir. Man muß diese Niederträchtigen täuschen." Es wurde kein Wort weiter zwischen ihnen gewechselt; sie lagen ruhig nebeneinander auf der dünnen Streu, auf der bald lauter Schläfer lagen. Vor dem Scheunenthore brannte ein Wachtfeuer, das allmälig zusammensank, da auch die Escortirenden, eine Horde Miliz, sich dem Schlummer ergaben.

„Jetzt paff' auf, mache nach, was ich mache," flüsterte der fluchtlustige Unteroffizier dem neben ihm liegenden Heinrich zu. So geräuschlos, wie möglich, glitten Beide von der Streu und schoben sich, auf allen Vieren kriechend, an der Wand der Scheune hin. Glücklich gelangten sie bis zum Ausgange, wo ihre Wächter auf dicken Strohlagern schnarchten. „Vorsichtig!" warnte der Unteroffizier, ... „wenn der dort am Thore lehnende Kerl nur halb im Schlafe ist, kommen wir schon durch."

Hart an der Wand zu den Füßen der Milizen, so geräuschlos, als möglich, den Athem an sich haltend und Schritt um Schritt fußend, waren Beide bis an das unmittelbar vor dem halbgeöffneten Eingange noch glimmende Wachtfeuer gekommen. Gelang es ihnen, sich um den Thorflügel unbemerkt herumzudrücken, so waren sie im Freien; doch in selbigem Moment, als der vorangehende Unteroffizier dies ausführen wollte, strauchelte er über einen daselbst liegenden Holzklöppel und fiel, da er keinen festen Stand hatte, nach dem Feuer zu. Ein »Qui vive!« des Wachehaltenden kündigte das Unternehmen als gescheitert an. Der Anruf hatte die übrigen Milizsoldaten schnell ermuntert. In diesem verhängnißvollen Augenblicke, da er nicht mehr, ohne entdeckt zu werden, rückwärts konnte, sprang Heinrich über seinen zu Boden gefallenen Kameraden, den er rufen hörte: „Wir sind verloren!" hinweg, und mit einem Satze über das glimmende Wachtfeuer rannte er in die düstere Nacht hinein.

Hinter ihm d'rein sausten einige Kugeln, von denen keine traf, und das Geschrei ihn verfolgender Milizen schallte ihm nach. —

VI.

Die verzweiflungsvolle Lage, in die er sich nun versetzt sah, trieb ihn zur Anstrengung aller seiner Kräfte, die freilich durch Hunger und Elend außerordentlich erschöpft waren. Er hielt es, da die mit Geschrei hinter ihm hereilenden Milizen ihm immer näher kamen, für unmöglich, ihnen entrinnen zu können, weil er sich schwächer werden fühlte und in der scharfen Nachtluft der Athem von dem rasenden Laufe wie ein Feuerstrom in seiner Brust in die Höhe brannte, während sein Körper über und über mit Schweiß bedeckt wurde; aber er wollte das Aeußerste versuchen. Die Häuser des Dorfes waren bereits aus seinen Augen entschwunden; die mit einzelnen Gebüschen bewachsene Ebene zeigte in der Ferne eine Höhung, von deren compacterem Dunkel der nachtgraue Himmel sich abhob. Aber plötzlich warf sich ein unvermuthetes Hinderniß in seine Flucht, das zum Markstein derselben zu werden drohte, ein breiter Bach hemmte seinen Lauf. Das auf dem Wasser ruhende Dunkel gestattete ihm nicht, es mit einem Ueberblicke zu prüfen.

„Wir haben ihn! Steh', deutsche Canaille!" brüllte eine Stimme unweit von ihm.

Der Moment war so verhängnißvoll, daß Heinrich nur durch den gewagten Sprung in's Wasser dem Ergreifen von Seiten seiner Verfolger sich entziehen konnte. Schweißtriefend, athemlos stürzte er sich hinein; der plötzliche Wechsel von Hitze zur Kälte machte sein Blut für den ersten Augenblick erstarrend; aber diese furchtbare Empfindung schien die abgespannten Kräfte seines Körpers, wie durch einen Zauberschlag, erneut zu haben, und seine Geistesgegenwart wurde von dem hinter ihm vom Bachufer her schallenden Rufe: „Ha, dieser deutsche Schurke nimmt ein Bad! Links hinunter ist der Steg ... rasch hin! ... wir fassen ihn!" wach gerufen.

Unmittelbar danach krachten zwei ihm nachgefeuerte Schüsse; die Kugeln schlugen dicht neben ihm in's Wasser. An niederhängenden Weidenzweigen zog sich Heinrich, zitternd von der Kälte des Wassers, welche durch die der Nacht noch bedeutend gesteigert wurde, an das gegenseitige Ufer hinauf; er hörte gleichzeitig in einiger Entfernung von sich die Schritte seiner über den Steg eilenden Verfolger, und trat, die letzte Kraft aufbietend, seine Flucht auf's Neue an. Das Terrain war ihm hier, wegen des vermehrten Buschbestandes, günstiger; die ihm Nachsetzenden wurden durch dasselbe eben so aufgehalten, wie er, und er behielt den Vorsprung vor ihnen, den der Entfernung des Steges, über den sie geeilt, von der Stelle, wo er an's Ufer gestiegen war, obwohl sein triefender Zustand seine Eile bedeutend hinderte.

Der kaltwehende Luftzug durchschauerte ihn jedoch zuletzt so sehr, daß er kaum mehr weiter konnte. Er hatte indeß die Höhe erreicht und überstieg, sich verloren gebend, eine niedere,

auf derselben sich lang hinziehende Mauer. Wo er hinkam, wußte er nicht. Das nahe hinter ihm d'reinschallende Geschrei seiner Verfolger, deren ihm nachgesendeten Flüche und Verwünschungen, die Angst und Kälte, durch seine nasse Körperbedeckung von bleibender Einwirkung auf ihn, verwirrten seine Sinne; die Sehkraft verging ihm, als er jenseits der Mauer mechanisch weiter lief. Plötzlich verlor er den Boden unter den Füßen und er stürzte eine schmale steinerne Treppe hinab ... sein Bewußtsein ging bei diesem Falle in einer Ohnmacht unter.

Als er wieder zu sich kam, empfand er heftige Schmerzen am Arme und an den Beinen. Dieses Gefühl war jedoch ganz geeignet, seine Sinne zu ermuntern. Schauer um Schauer durchfröstelte seinen Körper; für jetzt mußte er indeß jede Empfindung der Nothwendigkeit unterordnen, zu erfahren, wo er sich befand. Ein übler Dunst berührte seine Geruchsnerven, er wußte sich dies nicht zu erklären. Mit den Händen umhertappend, fühlte er unweit von sich eine Mauerwand; weiter hin stieß sein bei jedem Schritte weit vorgestreckter Fuß an Holz, das einen hohlen polternden Ton von sich gab. Er griff nach diesem von ihm berührten Gegenstande in der Hoffnung, eine Thüre gefunden zu haben, und stieß einen Schrei aus; seine Hände berührten ein Paar aufeinander stehende Särge, deren bekannte Form ihn über den Raum, in welchem er sich befand, als letzte Zufluchtsstätte nach vollbrachten Erdenwanderung, keiner Täuschung überließ.

„Eine Gruft! ... ich bin in eine Gruft gerathen!" rief er, fast dem Schreck dieser Erkenntniß erliegend.

Jetzt drang ein kalter Zug auf ihn ein, jedenfalls von der Oeffnung, durch die er herabgefallen war. Er wendete sich rasch der Richtung nach dem Ausgange zu, um aus diesem unheimlichen Raume zu entfliehen. Vor sich mit den ausgestreckten Händen greifend, fuhr er heftig, wie von einem Blitze durchzuckt, zusammen; seine Hand hatte ein eiskaltes menschliches Antlitz berührt. Bebend vor Kälte und Schreck, fast sinnenwirr, streckte er unwillkürlich die Linke aus, und sie tappte auf ein Paar über einandergelegte eiskalte Hände. Der Schreck stürzte ihn zu Boden; auf's Neue trat Bewußtlosigkeit bei ihm ein, und diese Anwandlung von Ohnmacht war anhaltend.

Sie vereinte in sich die Nachwirkungen des Elends, das er ausgestanden, der außerordentlichen Anspannung aller seiner Kräfte bei der Flucht und die Folge des jähen Wechsels, den das kalte Wasser auf seinen schweißdampfenden Körper geäußert hatte. Der Schreck vervollständigte nur die Uebergewalt dieser bei ihm geistig und körperlich tief eingreifenden Eindrücke.

Welche Zeit vorübergegangen war, als er sich wieder der Denkkraft bewußt wurde, die jedoch nur, wie der letzte jähe Aufblitz einer bald erlöschenden Flamme, schnell im Verschwinden seiner Sinne unterging, ahnte er nicht. Wie im Traume, sah er um sich Gestalten und hörte sprechen; aber alle diese, seinem Geiste, gleich dämmernden Ahnungen, vorgaukelnden Spuren des wirklichen Lebens um ihn zerflossen in einen Nebel, der ihn von jeder weiteren Betheiligung mit der Außenwelt abschloß. Nach und nach erst brach das Morgenroth der Denkkraft, das Bewußtsein, sich Bahn durch diesen seinen Geist verhüllenden Zustand. Er erblickte sich in einem Zimmer, dessen Rouleaux herunter gelassen waren, um dem grellen Sonnenlichte den Eingang zu verwehren; er erkannte, daß er in einem guten Bette läge und durch einen Wärter der sorglichsten Pflege genösse. Bald wußte er auch, daß mehrmals des Tages ein Arzt zu ihm an's Lager trat und seinen Zustand aufmerksam prüfte. „Wo bin ich?" fragte er den letzteren eines Tages ..., „was ist mit mir?"

„Ruhe!" antwortete der Arzt in französischer Sprache ... „Sie sind sehr krank gewesen, nun jedoch werden Sie wieder gesund. Aber nur Ruhe kann dies fördern."

Mit dem ihm täglich mehr zurückkehrenden Bewußtsein verband sich eine außerordentliche Körperschwäche; er vermochte nur mit Hilfe seines Pflegers, eines stillen, ernsten, alten Mannes, sich aufzurichten. Diese Ermattung war es, die ihn hinderte, an den letzteren Fragen zu thun, und doch war er selbst außer Stande, sich über die wirren Erinnerungsbilder, die sich immer zahlreicher und deutlicher ihm aufdrängten, Antworten zu geben, ob sie übriggebliebene Gestaltungen und Vorstellungen eines wilden, wüsten Traumes, oder Abspiegelungen erlebter Wirklichkeit seien. Doch seine Genesung schritt unter der sorgsamen Pflege rasch vorwärts. Mit der weichenden Kraftlosigkeit klärte sich auch sein Denken.

„Wo bin ich?" fragte er seinen Pfleger, den stillen Alten. — Dieser zuckte mit den Achseln und redete in französischer Sprache vor sich hin: „Ich verstehe sein Deutsch nicht." Heinrich hörte dies und wiederholte also seine Frage auf französisch.

„Sie verstehen unsere Sprache? ah, das ist sehr gut!" entgegnete der Alte ... „Sie befinden Sich im Schlosse des Herrn Vicomte's von Saint-Priest."

Saint-Priest ... der Name fiel wie ein Blitz in Heinrich's Seele. Im Nu entschwand auch die letzte Spur des Nebels, welcher als Zweifel, ob das, was demselben in Gestalt von Erinnerungen vorschwebte, Nachwirkungen außerordentlich lebhafter Traumbilder, oder wirklich durchlebter Begebenheiten seien. „Saint Priest!" wiederholte er ... „meines Vaters Name, um dessenwillen ich nach Frankreich kam. Ah, jetzt steht Alles wieder vor mir! man hat mich zu Soissons in den Kerker geworfen ... wer? ich weiß es nicht. Ich wurde durch die preußischen Truppen gerettet ... und dann Kriegsgefangener ... ja, ja, das ist Alles so wahr, als erlebte ich es jetzt. Wie ich der Escorte entsprang ... in der Nacht durch das Wasser schwamm, verfolgt ... und dann in eine Gruft fiel ... ha, entsetzliche Erinnerung! Särge ... ein eisiges Leichenantlitz ... kalte Todtenhände ... großer Gott, ich habe also nicht geträumt!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blick auf Rußland und dessen Reformen.

Es gab in unserem Deutschland viele Leute, welche in dem verstorbenen Czaren Nicolaus von Rußland das Muster eines Herrschers und in dem von ihm befolgten Systeme der strengen Herrschaft ein Vorbild sahen, das man nachahmen müsse. In der Berliner Kreuzzeitung wurde Alles, was russisch war, laut gepriesen, und es fehlte nur noch, daß man uns angerathen hätte, unser deutsches Wesen abzulegen und in eine moskowitische Haut zu kriechen. Diese über ganz Deutschland verbreitete Partei, von welcher aber, Gott sei Dank, unsere Nation nichts wissen mag, besteht keineswegs aus Männern, deren Klugheit man rühmen könnte. Sehr erfreulich bleibt, daß gerade der Kaiser von Rußland es sein muß, der durch seine Thaten zeigt, wie wenig er von jenen Leuten und ihrem Systeme wissen mag, und daß er ihren Rath nicht nur nicht gebrauchen will, sondern gerade das Gegentheil von dem thut, was sie wünschen. Dabei sind Rußland und Europa der Ansicht, daß Kaiser Alexander ganz recht habe. Wenn er die Zuneigung der Kreuzzeitung und ihrer Genossen verlor, so wird er andererseits durch die Liebe, welche er in Rußland findet, und die Achtung der anderen Völker gewiß hinreichend entschädigt.

Sein Vater Nicolaus war gewiß ein starker Mann mit kräftigem Willen und guten Absichten für sein Land und Volk; wie sehr er aber in Regierungssystem und Regierungsmitteln sich vergriffen hatte, zeigte sich schon seit Jahren, und Rußland war unter ihm nicht glücklich oder zufrieden. In einem Reiche mit siebenzig Millionen Bewohnern, das sich über drei Welttheile ausdehnt, wollte er allein Alles bestimmen, und nur sein Wille sollte gelten; er trachtete also nach Etwas, das über die Kräfte eines Menschen hinausreicht. Vieles ging nicht so wie er wollte, und er wollte manchmal nicht das Richtige; deshalb stieß er auf Widerstand und wurde belogen und betrogen. Da er zugleich ein Mann von sehr heftigem

Temperament war, so griff er oft hart und eigenwillig ein. Seine Regierung war, wie jetzt die Russen, nachdem sie freier aufathmen können, offen sagen, ganz eisern; hatte durchaus etwas Gezwungenes und konnte nur durch die mächtige Persönlichkeit des Kaisers Nicolaus selbst gehalten werden. Sie hatte aber keinen einzigen Freund, als allein ihn und die Kreuzzeitungsleute; als er die Augen schloß, fiel das System zusammen; und in dem letzten Regierungsjahre mußte er erleben, daß es gar nicht leistete, was er von ihm erwartet hatte.

Die Russen wünschen sich Glück zu der Regierungsveränderung, obwohl sie die guten Eigenschaften, welche der verstorbene Kaiser gehabt hat, wohl anerkennen; aber er war doch selbst für Russen zu hart und streng gewesen. Sein Nachfolger sah ein, daß er in der Weise seines Vaters nicht werde fortregieren können. Es ist wahrlich keine leichte Aufgabe für ihn, in eine ganz andere Bahn einzulenken und ein durchaus entgegengesetztes System zu verfolgen, das aber doch unbedingt nöthig ist, wenn Rußland sich erholen soll. Czar Nicolaus, der Alles soldatisch betrachtete und auf Eroberungen berechnete, benutzte den ganzen Staat für seine Armee, die ihm Alles war. Aber eigentlich hat er doch Nichts von Dem erlangt, was er erreichen wollte; und ganz Europa erklärte sich gegen ihn, weil er gefahrdrohend für alle anderen Staaten war. Nicht einmal die Bergvölker im Kaukasus hat er bezwingen können, und auch seine Anschläge gegen die Türkei, der Plan, Konstantinopel in russische Gewalt zu bringen, sind gescheitert. Als er am 2. März 1855 starb, war sein Land schon völlig erschöpft; ein Jahr nachher, am 30. März 1856, mußte Alexander der Zweite den Frieden zu Paris schließen. Rußland behielt zwar nach wie vor seine Stellung als Großmacht, büßte aber das allzustarke Uebergewicht ein, welches seit 1815 in den europäischen Angelegenheiten von ihm geltend gemacht worden war. An Ehre verlor es aber nichts, weil es den Krieg tapfer geführt hatte. Seine Mittel reichten für längeren Widerstand nicht aus, und es konnte nicht einmal verhindern, daß Schweden in die Allianz der Westmächte mit hineingezogen wurde.

Kaiser Alexander hat die ganz richtige Ansicht, es sei viel angemessener und für Rußland wohlthätiger, die noch ganz außerordentlich vernachlässigten inneren Hülfsquellen des Landes zu entwickeln, als nach Eroberungen zu trachten, welche die übrigen europäischen Staaten doch einmal nicht dulden wollen, und die in kostspielige Kriege verwickeln müßten, deren Ausgang sich leicht voraussehen läßt. Die für Rußland einzig angemessenen Eroberungen können nur friedlicher Art sein und mit den Waffen der Civilisation geführt werden. Deshalb hat der neue Czar sich eine Politik vorgezeichnet, die ganz jener entgegengesetzt ist, welche sein Vater länger als ein Vierteljahrhundert befolgte. Er regiert nicht gemäß einem Systeme des Zwanges, sondern des Fortschritts, und alle seine bisherigen Maßnahmen zeugen von einem Geiste des Wohlwollens und der Milde. Gleich nach seinem Regierungsantritte gewährte er denjenigen Theilen seines Reiches, welche am härtesten durch den Krieg mitgenommen waren, wesentliche Erleichterungen, namentlich in Hinsicht auf Rekrutirung und Abgaben. Nachdem der Frieden geschlossen war, verfügte er überdies, daß bis zum Jahre 1860 überhaupt keine neue Soldatenaushebung stattfinden solle. Zugleich verminderte er nach und nach das Heer, insbesondere die kostspieligen Garden, und er will nur soviel Truppen unter den Fahnen behalten, als der Polizeidienst im Reiche, der Krieg im Kaukasus und die Festungen erfordern; wahrscheinlich reichen dazu 300,000 Mann aus, während Czar Nicolaus dreimal so viel auf den Beinen hatte. Die dadurch erzielten Ersparnisse sollen zu inneren Verbesserungen verwandt werden. Es ist dem Kaiser Alexander durch zweckmäßiges Verfahren möglich geworden, die Frohnden an die Krone vielfach zu vermindern und manche rückständige Abgaben zu erlassen. Auch ist man in Rußland allgemein darüber erfreut, daß das Polizeiwesen ganz anders geworden, als unter der vorigen Regierung. Unter dieser war es überaus lästig und drückte auf alle Verhältnisse, aber Niemand wagte eine Beschwerde; das ist jetzt nicht mehr der Fall, weil der Kaiser keine Uebergriffe leidet. Berichte aus Rußland heben hervor: man fühle sich in allen Dingen außerordentlich erleichtert. Auch ist Kaiser Alexander kein Feind der Presse, und hat deshalb den drückendsten Censurzwang sogleich beseitigt. Unter Nicolaus durfte nicht der geringste Tadel über öffentliche Angelegenheiten laut werden, fremde Zeitungen wurden nur in geringer Anzahl zugelassen, auf das Schärfste censirt, und entweder gar nicht ausgegeben oder der Censor machte die Stellen, welche ihm verfänglich schienen, dadurch unlesbar, daß er sie mit Druckerschwärze überschmieren ließ. Dergleichen geschieht jetzt nicht mehr; die Regierung gestattet vielmehr, daß Mängel und Uebelstände, deren sehr viele aus dem alten Systeme herrühren, freimüthig in der Presse erörtert werden; auch dürfen die Bühnendichter allerlei Mißbräuche in Lustspielen schildern, welche auf dem kaiserlichen Theater dargestellt werden.

Noch in vielen anderen Verhältnissen sind durchgreifende Veränderungen vorgenommen worden. Der vorige Czar fürchtete, daß revolutionäre Gesinnungen aus dem übrigen Europa über die Grenzen Rußlands eindringen könnten, und trachtete deshalb diese letzteren so viel als möglich von dem Wechselverkehr mit dem Auslande abzuschließen. Das Reisen nach dem nordischen Reiche wurde sehr erschwert, noch mehr aber das Reisen der Russen in fremde Länder. Zu diesem gab Nicolaus nur ungern die Erlaubniß; der Czar nahm persönlich Notiz von allen solchen Personen, und wer um einen Paß nachsuchte, mußte sich ein halbes Jahr vorher in St. Petersburg anmelden. Wurde die Bitte genehmigt, so schrieb doch die Polizei vor, wie lange der Reisende im Auslande bleiben durfte, und die Paßgebühren betrugen jährlich mehre Hundert Silberrubel. Alle diese lästigen Beschränkungen hat Alexander weggeräumt; Jedermann kann nun reisen, wohin er will; der Paß kostet für jedes halbe Jahr nur 6 Rubel und alle Paßgebühren fließen in die Invalidenkasse. Auch ist den Ausländern der Eintritt nach Rußland gestattet und erleichtert; Jedermann darf in's Reich, wenn er nicht Orgeldreher oder Hausirer ist, und die Handwerker, Fabrikanten und Kaufleute können sich so viele fremde Arbeiter verschreiben, wie sie wollen. Das war unter Kaiser Nicolaus ganz anders; dieser wollte auch in Handel und Gewerbe sein Reich möglichst abschließen und hatte einen hohen Zolltarif aufgestellt, der für viele Waaren einem Verbote gleich kam. Alexander hat auch in dieser Hinsicht schon manche Verbesserungen eingeführt und die Eingangszölle herabgesetzt.

Von der Klugheit und dem versöhnlichen Gemüthe zeugt auch die Amnestie, welche er nach und nach den politischen Flüchtlingen und den wegen politischer Vergehen Verbannten ertheilt hat; er will vergeben und vergessen. Viele haben zuerst beträchtlichen Strafnachlaß und nachher völlige Begnadigung erhalten; unter diesen ist auch der polnische Leutnant Wysotzki, welcher 1830 die Fahne der Revolution in Polen erhob und seit einem Vierteljahrhundert in Sibirien lebte. Viele der dorthin Geschickten wollten aber gar nicht aus Asien zurückkommen, weil es ihnen in ihrer neuen, anfangs aufgezwungenen Heimath jetzt gefällt. Die Begnadigten haben ihren Adelsrang zurückerhalten; unter ihnen sind Fürsten aus den Häusern Trubetzkoi und Galitzyn, ein Graf Tschernitscheff, und Männer aus vielen angesehenen Familien, zum Beispiel: Rosen und Bestjuscheff. Manche von denen, welche früher als politisch verdächtig unter polizeilicher Ueberwachung standen, sind völlig von derselben befreit worden, und die Begnadigten können sich aufhalten, wo sie wollen; nur allein Petersburg und Moskau haben sie zu meiden. Noch eine andere Unterthanenklasse, welcher Czar Nicolaus in hohem Grade abhold war, hat sich der Milde Alexanders zu erfreuen; wir meinen die Juden, die namentlich in den ehemals polnischen Theilen Rußlands sehr zahlreich sind. Sie wurden früher stärker als andere Unterthanen zu Abgaben und Soldatendienst her-

beigezogen, sind jetzt aber, in Betreff der ihnen obliegenden Pflichten, mit den übrigen Landeseinwohnern auf gleichen Fuß gestellt worden und haben ferner nicht über Beeinträchtigung zu klagen. Aehnliches gilt von den Protestanten und Katholiken; die ersteren erlitten viele Beschränkungen, welche gegen die ihnen urkundlich versicherten Rechte verstießen und sie gegenüber der griechisch-russischen Kirche in's Gedränge brachten; die letzteren haben wieder in canonischer Weise eingesetzte Bischöfe erhalten und dürfen mit ihrem Papste in althergebrachter Weise verkehren.

Das sind aber noch nicht alle Verbesserungen; Kaiser Alexander hat vielmehr noch manche andere theils vorbereitet, theils schon durchgeführt. Es wird eine schwere Arbeit sein, die vielen Mißbräuche, welche namentlich im Armeewesen und in der Verwaltung sich tief eingewurzelt haben, auch nur einigermaßen auszurotten. Am schlimmsten ist die arge Bestechlichkeit der Beamten, die fast alle viel zu gering besoldet werden, um ehrlich bleiben zu können. Selbst Nicolaus war ihnen gegenüber ohnmächtig, und konnte weder den Betrügereien noch den Erpressungen ein Ende machen. Einst hatte er erfahren, daß in dem See-Zeughause zu Kronstadt ein großer Unterschleif stattgefunden habe; gleich am anderen Tage sollte eine strenge Untersuchung stattfinden; aber die Betrüger erhielten Nachricht von Allem, und noch in derselben Nacht ging jenes Arsenal in Flammen auf. Alexander hat viele hohe Beamte wegen begangener Unterschleife streng bestraft und ihre Namen durch die Zeitungen veröffentlichen lassen; doch steht in Rußland die allgemeine Moral unter den Beamten nicht so hoch, wie zu wünschen wäre; es muß erst mehr Ehrgefühl in sie kommen und sie müssen besser besoldet werden, ehe die Dinge besser werden.

Der Kaiser will auch in den bäuerlichen Verhältnissen eine durchgreifende Verbesserung vornehmen und namentlich die Leibeigenschaft beseitigen, welche noch auf mehr als zwölf Millionen Bauern lastet. Oeffentlichen Blättern zufolge sollen die darauf bezüglichen Ukase noch vor Schluß dieses Jahres erscheinen, und wir werden nicht ermangeln, diese hochwichtige Angelegenheit näher in's Auge zu fassen. Die Lösung ist im hohen Grade schwierig, weil es sich darum handelt, sowohl die Bauern, wie die Grundbesitzer, zufrieden zu stellen; es muß namentlich in angemessener Weise dafür gesorgt werden, daß diese letzteren stets Arbeiter zu angemessenem Lohn erhalten können.

Eine wahre Lebensfrage für Rußland besteht ferner darin, daß es die Verbindung der einzelnen Provinzen unter einander und mit dem Auslande durch den Bau von Straßen erleichtere. In dieser Beziehung ist es noch um wenigstens hundert Jahre hinter dem übrigen Europa zurück; aber Kaiser Alexander hat begriffen, wie nothwendig für die Erwerbsverhältnisse die Anlage von Landstraßen und Eisenbahnen sei, und wie sehr dadurch die militärische Kraft seines Landes gesteigert werden müsse. Jetzt zum Beispiel kostet in dem einem Gouvernement das Korn doppelt so viel, wie in einem anderen; hier ist Ueberfluß und dort Mangel, weil bei den schlechten oder ganz mangelnden Straßen keine Ausgleichung stattfinden kann. Nicolaus war dem Wegebau nicht überall gewogen, denn als zum Beispiel die Gutsbesitzer in den getreidereichen Provinzen Wolhynien und Podolien sich erboten, eine Chaussee nach dem wichtigen Verschiffungshafen Odessa auf eigene Kosten zu bauen, verweigerte er die Genehmigung. Gegenwärtig ist im Plane, vorerst tausend deutsche Meilen Eisenbahnen zu bauen. Von Petersburg nach Moskau sind dergleichen schon seit 1851 vorhanden, sie sollen aber von der alten Reichshauptstadt bis nach den Häfen am Azoffschen und Schwarzen Meer fortgeführt werden und auch an der Wolga abwärts bis Astrachan am Kaspischen Meere laufen, während andererseits die Eisenbahnverbindung nach Oesterreich und der Anschluß an die preußischen Bahnen eifrig betrieben wird. Durch diese eisernen Wege werden Ackerbau und Handel sehr gewinnen; es ist aber auch klar, daß Rußland sie auch deshalb so eifrig fördert und dem Unternehmen fünf Procent Zinsen garantirt, um seine Truppen möglichst rasch überall hin schaffen zu können und seine militärische Stärke zu vermehren. Einen künftigen Krieg wird es dann besser bestehen können, als jenen in den verflossenen Jahren.

Auf längere Zeit hinaus denkt aber die gegenwärtige Politik des russischen Hofes nicht an Krieg, weil es im Innern alle Hände voll zu thun giebt, der Kaukasus eine beträchtliche Truppenmenge in Anspruch nimmt und China zu überwachen ist. In Asien hat man vorerst erreicht, was man erstrebte, nämlich vorwaltenden Einfluß in Persien und den Besitz des wichtigen Amurstromes, welcher für Sibirien einen Ausweg zum großen Weltmeer eröffnet. An der Donau ist keine Eroberung möglich, weil Oesterreich und England, überhaupt Europa, dort eine Vergrößerung Rußlands nicht dulden werden; auch ist klar, daß Rußland seine besten Erwerbungen noch auf ein Jahrhundert hinaus in seinem eigenen noch wenig entwickelten Lande zu suchen und zu machen hat. Solche gönnt Jedermann ihm gern, während jeder Versuch zu Eroberungen nach Westen und Süden hin ihm Feindschaft in ganz Europa eintragen würde; es könnte also auf keinen Fall dabei gewinnen. Wir glauben, daß Kaiser Alexander durchaus friedliche Gesinnungen hegt, welche ohnehin der Zustand seines Reiches, die Finanzlage, die Stimmung Europas und die Nothwendigkeit innerer Verbesserungen ihm dringend anempfehlen. Der französische Kaiser sucht ein engeres Bündniß mit dem russischen Czar, das leidet keinen Zweifel, und die Stuttgarter Zusammenkunft ist in dieser Hinsicht bezeichnend. Aber höchstens hat sie eine entfernte Vorbereitung sein können, und ist vorerst um so weniger bedenklich, da sie in der Besprechung zu Weimar ein Gegengewicht fand. Wir können als ausgemacht annehmen, daß Rußland jetzt gewiß keinen Krieg will, denn es hat mindestens ein Jahrzehend im Innern vollauf mit sich zu thun. Aber seine alte traditionelle Politik wird es darum nicht ganz aufgeben wollen. Wenn man von Seiten Deutschlands ihm bei seinen Reformbestrebungen Glück und besten Erfolg wünscht, so wird man aber doch, ohne irgend feindselige Gesinnungen zu hegen, stets vor Rußland auf der Hut sein müssen, wie das ja die Pflicht eines jeden Landes ist, das einen so mächtigen Nachbar hat, der seit hundert Jahren den Flächenraum seines Staates durch Eroberungen auf allen Seiten mehr als verdoppelte.

Dresden, den 10. December.

— Sicherem Vernehmen nach beabsichtigt die Staatsregierung infolge der auf ihren Antrag von den Kammern ertheilten Ermächtigungen in der nächsten Zeit wieder mit Errichtung einer Vorschußbank, vorzugsweise gegen Verpfändung von Waaren, in Leipzig in ähnlicher Weise vorzugehen, wie dies bereits im Jahre 1848 mit Erfolg geschehen ist. Es ist zu hoffen, daß auch diesmal, trotz des größern Umfangs der gegenwärtigen Krisis, diese Maßregel zur Stärkung des Vertrauens und Wiederbelebung des Muthes umsomehr beitragen werde, als gerade der Mangel an Vertrauen und Muth der Hauptfactor der gegenwärtigen Krisis ist. (D. J.)

— Aus dem Ständesaal. Einen der ersten, aber auch wichtigsten Berathungsgegenstände der zweiten Ständekammer bildete die Frage wegen Erhöhung der Beamtengehalte. In der Budgetvorlage hatte die Regierung sich dahin ausgesprochen: es sollen zur Zeit nur die unabweislichen oder doch dringendsten Erhöhungen und daher zunächst nur bei den niederen Gehalten bis mit 500 Thlrn. jährlich eintreten, höhere Besoldungen dabei nur ausnahmsweise berücksichtigt werden. Angestellte aber, die bedeutende Nebenbezüge, unentgeltliche oder billig berechnete Wohnung haben, ferner jüngere Beamte auf Anfangsposten mit Aussicht auf baldiges Aufrücken, sowie solche, deren Gehalt bereits angemessen erhöht ist, sollen von jener Verbesserung ausgeschlossen bleiben. Dieser Theil der Vorlage, mit ausführlichen und selbstverständlich bis ins Einzelne gehenden Ziffern

belegt, ist nun wegen seiner Wichtigkeit von der Finanzdeputation der zweiten Kammer (Referent Abg. Staatsminister a. D. Georgi) mittelst Vorberichts begutachtet worden. Die Deputation hat sich zu folgenden Anträgen vereinigt: Die Nothwendigkeit der Gehaltserhöhung wegen zunehmender Theuerung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse wird anerkannt, sie sollen zur Zeit nur auf die dringendsten, namentlich — jedoch, ohne daß dadurch irgend ein Anspruch den Einzelnen eingeräumt würde — auf die niederen Bezüge bis mit 500 Thlrn., jedoch unter den in der Vorlage enthaltenen Ausnahmen beschränkt bleiben und den Gesammtbetrag von 174,431 Thlr. 21 Ngr. für das ganze Budget nicht übersteigen. Es würden nun die Gehalte bis 500 Thlr. um 10 Procent erhöht und danach Aufbesserungen eintreten im Gesammtministerium um 412 Thlr., im Justizministerium um 30,145 Thlr., im Ministerium des Innern um 27,010 Thlr., im Finanzministerium um 98,206 Thlr., im Kriegsministerium um 15,702 Thlr., im Kultusministerium um 2756 Thlr., in dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten um 145 Thlr. In der am 9. d. M. abgehaltenen Sitzung der zweiten Kammer wurden nun diese sämmtlichen Deputationsanträge einstimmig genehmigt. Ein besonderes Interesse gewann die Berathung ferner dadurch, daß die Deputation auch ferner noch die Frage in Erwägung gezogen hatte, ob nicht der geringen Beamtenbesoldung auch noch in anderer Weise und kräftiger durch Vereinfachung der Verwaltung, durch Verringerung der Beamtenzahl abzuhelfen sei? Sie hatte diese Frage bejaht und demgemäß fernerweit beantragt: „die Staatsregierung zu ersuchen, zu erörtern, ob nicht die Mittel zur Verbesserung der ökonomischen Lage der im Staatsdienst angestellten Beamten, Officianten und Diener da, wo eine solche Verbesserung als nothwendig anzuerkennen ist, durch Vereinfachung der Verwaltung, Weckung und Kräftigung des Selfgovernments (Selbstverwaltung der Gemeinden und Genossenschaften), Verminderung der Zahl der Staatsdiener und geeignete Verbindung des Privatinteresses der letzteren mit dem des Dienstes, ganz oder theilweise zu gewinnen sein möchten, und hierüber der nächsten Ständeversammlung Mittheilung zu machen.“ — Bei Berathung dieses Antrags sprachen sich die Abgg. Dr. Hertel und Georgi, Ersterer unter Bezugnahme auf das Heimaths-, Schul-, Gewerbe- und Brandversicherungswesen, für das Selfgovernment aus, während Herr Staatsminister von Beust dasselbe namentlich durch das Friedensrichtergesetz für gefördert erachtete und beispielsweise auf die Armenvereine hinwies, denen bei größerer Vereinigung soviel Regierungsthätigkeit überlassen werden soll, als sie wünschen. Eine Grundbedingung des Selfgovernments in England (woher Name wie Sache selbst stammt) sei aber auch — wozu bei uns wenig Neigung vorhanden — die Selbstbesteuerung, sowie überhaupt die Selbstständigkeit im Handeln, während bei uns für jedes gemeinnützige Unternehmen Unterstützung von Regierungsbehörden verlangt, dadurch aber nur eine Beamtenvermehrung erzielt werde. — Die Annahme auch dieses Deputationsantrags darf als lautes Zeugniß gegen letzteren, für die nächste Vergangenheit allerdings in mancher Beziehung gerechten Vorwurf gelten. Die Berathungen der einzelnen Gehaltserhöhungen wird später auf Grund der nun angenommenen Anträge erfolgen.

— Aus dem Gerichtssaal. Ein eigenthümlicher Einspruchsfall ward im hiesigen königl. Bezirksgerichte am 4. d. M. verhandelt. Das Dienstmädchen Melzer hatte einer Frau, bei der sie gewohnt, ein Stück Zeug, 15 Pf. werth, geschenkt, war später mit dieser uneins geworden und hatte deshalb das Stück Zeug sich wieder geholt und zwar mittelst Einbruchs, durch Herausziehen der Thürhaspe. Das war nun ein ausgezeichneter Diebstahl, für den sie die gelindeste Strafe erhielt, nämlich 2 Monate Gefängniß. Und doch scheint die Strafe hart im Verhältniß zu dem, was sich die Einsprecherin dabei gedacht haben mochte; Geschenktes zurückzunehmen ist aber auch Diebstahl und auf solche Weise wird's gar Einbruch. Ihr Einspruch half deshalb nichts, doch wies die Staatsanwaltschaft selbst darauf hin, daß hier ein Fall vorliege, in dem nur des Königs Gnade das strenge Recht zu mildern vermöge. — Am 6. und 7. d. M. ward ein sehr interessanter Betrugsfall erörtert. Der Gärtner Michael Melzer aus Zauer hatte im vor. Jahre dem Kammerjunker H. v. d. Pforte 100 Thlr. auf Wechsel, zahlbar in zwei Tagen, geborgt, und das Geld im Guten nicht wiedererlangen können. Er versuchte es nun im Bösen. Hr. v. d. Pforte, statt zu zahlen, verlangte von Melzer noch anderweite 500 Thlr., angeblich zum Ankauf einer Mühle, mit der es sich aber ebenso verhielt, wie mit der österreichischen Pension und den Besitzungen in Großenhain, deren er sich gerühmt. Melzer zeigte sich geneigt, vorausgesetzt, daß Hr. v. d. Pforte zuerst die 100 Thlr. zahle. Darauf ging dieser ein und fand einen alten Geschäftsfreund, den Lumpenhändler Pfeifer zur Vorstreckung der 100 Thlr. erbötig. Melzer seinerseits schaffte nun einen angeblichen Getreidehändler Fischer, in der Person seines leiblichen Bruders, Butterhändler Georg Melzer, als den herbei, der die 500 Thlr. herborgen wolle. Nun begann ein interessantes Intriguenspiel. Pf. rühmte dem angeblichen Fischer die Solidität des Hrn. v. d. Pforte, um ihn zur Zahlung der 500 Thlr. zu veranlassen — und „Fischer“ setzte einen Geldsack, der aber kein Sack mit Geld war, auf den Tisch. Pfeifer zahlte nun die 100 Thlr., und als Melzer die hatte, traten er und sein Bruder auf die Hinterfüße, und wollten dem Hrn. v. d. Pforte die 500 Thlr. nur gegen Hypothek zahlen, die dieser natürlich nicht beschaffen konnte. „Fischer“ zog somit seinen (mit Scherben und Metallscheibchen ausgefüllten) Geldsack zurück; Melzer hatte die 100 Thlr. wieder und Pfeifer war um so viel verkürzt, Hr. v. d. Pforte hatte eben so wenig als zuvor. Die Brüder Melzer prahlten in Schänkwirthschaften viel über das Manöver, bis Pfeifer es zur Anzeige brachte, die er hinterdrein, als es zu spät war, wieder zurücknehmen wollte. Die Brüder Melzer hatten Pfeifer später die 100 Thlr. baar und im Wechsel zurückgezahlt. In der öffentlichen Verhandlung fehlte anfangs der Hauptzeuge Hr. v. d. Pforte, angeblich krank. Nachdem ihn jedoch der Gerichtshof in seiner Wohnung aufgesucht und der Gerichtsarzt untersucht hatte, fühlte er sich so weit hergestellt, um an der weiteren Verhandlung theilnehmen zu können. Nach einem glänzenden Plädoyer ihrer Vertheidiger, der HH. Adv. Fränzel und Dr. Schaffrath, wurden am 7. Abends [illegible] 10 Uhr der Gärtner Melzer in 1 Jahr 9 Monate, der Butterhändler Melzer in 1 Jahr 6 Monate Arbeitshaus verurtheilt. — Das Dienstmädchen Förster, welches ihrer Herrschaft 3 Bände „Stunden der Andacht“ und 6 silberne Löffel aus verschlossenen Behältnissen entwendet, ward am 8. d. M. zu 4 Monaten 16 Tagen Arbeitshaus verurtheilt. — An demselben Tage erhielt der Armenhausbewohner Königsberg aus Niedergorbitz 1 Jahr Arbeitshaus. Er hatte im Rückfall einer armen Nachbarin 7 Ngr. gestohlen. — Am 9. d. M. ward der Victualienhändler Kürbis mit 4 Monaten Arbeitshaus belegt. Er hatte sein Mobiliar versichert, und nachdem am 26. August d. J. in seinem Hause Feuer ausgebrochen, bei dem Versicherungsagenten einen Schaden von 100 Thalern für drei angeblich verbrannte Schweine angegeben. Weder Fettgeruch, noch Knochenspuren waren vorhanden, und so mußte Kürbis nicht nur seinen betrügerischen Ersatzantrag zurückziehen, sondern auch wegen beendeten Versuchs eines Betrugs bestraft werden. — Schließlich wollen wir nicht unbemerkt lassen, daß der in voriger Nummer genannte Lohnkutscher Schmidt dem hiesigen Lohnkutschervereine nicht angehört.

— Am 4. Dec. Vormittags suchte die 23jährige Auguste W. aus Blankenburg bei Rudolstadt, welche hier als Köchin gedient, ein Packet unter das Eis des im großen Garten befindlichen Teiches zu verbergen. Als der in der Nähe befindliche Gärtner hinzueilte, ergriff das Mädchen die Flucht, und Letzterer fand in dem Päckchen den Körper eines neugeborenen Kindes. Auf geschehene Anzeige wurde das betreffende Frauenzimmer von der Polizei bald ermittelt, und dasselbe gestand die Tags vorher stattgefundene heimliche Entbindung, sowie den oben erwähnten verbrecherischen Versuch nach längerem Läugnen zu. Die W., welche sich im hiesigen Stadtkrankenhause befindet, behauptet, daß sie das Kind, nachdem sie aus ihrer Betäubung erwacht, leblos neben sich gefunden habe.

— Am 8. December früh wurde die Leiche des verunglückten

Braumeisters Traitner am Rechen der Hofmühle im Weißeritz-mühlgraben aufgefunden.

Aus dem Plauen'schen Grunde. Am 2. November verunglückte beim Lossprengen eines großen Kohlenstückes im Fortunaschachte bei Burgk der Bergarbeiter A. Herrmann aus Niederhäßlich. Er hinterläßt eine Wittwe mit vier Kindern.

† Nickern bei Dresden, 7. Dec. Der Lockwitz-Leuben-Leubnitzer Zweigverein der Gustav-Adolph-Stiftung, welcher im hiesigen Orte seine gewöhnlichen Versammlungen hält, hat unter seinen zahlreichen Mitgliedern mehre wackere Männer aufzuweisen, die ihre unausgesetzte Theilnahme an diesem wahrhaft evangelischen Liebeswerke nach allen Seiten hin bethätigen. So hörten wir in den gestrigen Abendstunden einen Vortrag des Herrn Pastor Heydenreich zu Leubnitz, der durch seinen höchst interessanten Inhalt und nicht minder durch eine ungemein ansprechende Form fast zwei Stunden lang (denn so lange sprach der Redner) unsere ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Der Vortragende zeigte nämlich, augenscheinlich in Folge des famosen Aufsatzes „über die Gustav-Adolph-Schwärmerei,“ daß bei dem Auftreten des schwedischen Glaubensheldes in Deutschland der Protestantismus wirklich in größter Gefahr gewesen sei, und nur in der Absicht, denselben zu retten, nicht aber, um sich in deutschen Landen ein eignes Reich zu gründen, habe sich Gustav Adolph, nach reiflicher Erwägung der Sachlage mit den Räthen seiner Krone, entschlossen, einen Kampf zu beginnen, der ihm zwar einen frühen Tod brachte, aber auch einen unsterblichen Namen sicherte. Diesen Ehrennamen zu führen brauche sich unser Verein nicht zu schämen; auch bezeichne derselbe sehr treffend den Zweck des Vereins. Nachdem der Redner geschlossen, fühlte sich ein Mitglied gedrungen, demselben für seine höchst schätzbare Gabe, die jedenfalls eine sehr mühsame Vorbereitung erfordert hatte, im Namen der Anwesenden den schuldigen Dank zu sagen, und mögen auch diese Zeilen, die im Auftrage vieler Mitglieder geschrieben wurden, als Beweis gelten, wie sehr die dankbaren Zuhörer derartige Genüsse zu schätzen wissen, bei denen übrigens, beiläufig gesagt, die vorjährige gehaltreiche Vorlesung über die Einführung der Reformation in den albertinischen Landen noch in sehr gutem Andenken steht. Das Ergebniß der bei dieser Gelegenheit veranstalteten Kollekte für die Zwecke des genannten Vereins war, wie die früheren, ein höchst erfreuliches. — Im Laufe dieses Winters sollen noch zwei Zusammenkünfte stattfinden. Für das Epiphaniasfest hat nämlich Herr Pastor Weiß zu Lockwitz versprochen, die Biographie eines berühmten Geistlichen mitzutheilen, und an einem noch zu bestimmenden Tage des neuen Jahres wird Herr Pastor Heydenreich über den Kriegsplan Gustav Adolph's, worüber ihm, wie er gestern vorläufig andeutete, wiederum sehr interessantes Material zu Gebote steht, einen anderweiten Vortrag halten.

*Großenhain, 7. Decbr. In der Nacht zum 5. Decbr., gegen 12 Uhr, brach in dem Hintergebäude des Richter'schen Hauses auf der Naundorfer Gasse Feuer aus, und wurde dasselbe mit dem Wohnhause in Asche gelegt. Zwei Stunden darauf entstand in der Salbach'schen Scheune auf der Radeburger Straße ebenfalls Feuer und es brannten außer derselben noch vier andere Scheunen nieder.

*Aus der Lausitz, 9. Dec. Infolge der Handelswirren in Hamburg, welcher Platz vorzugsweise das Exportgeschäft unserer leinenen Waaren besorgt, geht jetzt die Weberei in unserer Provinz sehr flau; eine größere Zahl Bestellungen auf Leinwand sind aufgekündigt und die hiesigen Factoren wagen bei den gegenwärtigen Zuständen nicht, Waaren auf Wechsel nach Hamburg zu senden. Diese Stockung ist in jetziger Zeit, wo der Winter vor der Thüre steht, doppelt unwillkommen; hoffentlich wird aber in einigen Monaten das Geschäft wieder in's Gleis kommen.

Getreidepreise.

Namen der Orte.	Datum.	Preis.	Weizen Thl.	Weizen Ngr.	Roggen Thl.	Roggen Ngr.	Gerste Thl.	Gerste Ngr.	Hafer Thl.	Hafer Ngr.	Erbsen Thl.	Erbsen Ngr.
Dresden	Decbr.	von	4	20	3	15	3	5	2	10	5	10
	5.	bis	5	20	3	20	3	15	2	22	5	15
Bautzen	Decbr.	von	5	10	2	27	2	20	2	5	—	—
	5.	bis	5	15	3	7	3	—	2	15	6	—
Meißen	Decbr.	von	5	10	3	10	3	10	2	8	—	—
	5.	bis	5	14	3	16	3	12	2	18	—	—
Pirna	Decbr.	von	5	—	3	—	3	—	2	2	4	15
	5.	bis	5	10	3	15	3	8	2	17	—	—
Radeburg	Decbr.	von	5	15	3	2	3	9	2	10	—	—
	9.	bis	5	25	3	5	3	12	2	22	—	—
Roßwein	Decbr.	von	5	12	3	15	3	4	2	—	—	—
	8.	bis	5	22	3	25	3	10	2	10	—	—
Chemnitz	Decbr.	von	6	—	3	24	3	15	2	18	—	—
	5.	bis	6	5	4	2	3	20	2	22	—	—

Dresden. Das Schock Stroh 7 Thlr. 15 Ngr. bis 8 Thlr. — Ngr.
Der Centner Heu 1 „ 10 „ „ 1 „ 19 „
Radeburg. Haidekorn 3 Thlr. — Ngr. bis 3 Thlr. 6 Ngr.
Eingegangen: 481 Scheffel Getreide.

Butterpreise in Dresden vom 1. bis mit 5. Decbr. 1857.
die Kanne 17 Ngr. 5 Pf. bis 19 Ngr. — Pf.
— in Pirna (5. Decbr.) 16 „ — „ „ 17 „ — „
— in Roßwein (8. Decbr.) 15 „ 2 „ „ 17 „ 2 „
— in Chemnitz (5. Decbr.) 20 „ — „ „ 20 „ 5 „

Stand der Sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe.

Steuer-Scheine à 3% große 85½ gesucht; dergleichen kleine 86 gesucht; Staats-Schuld-Cassenscheine à 4½ % 102 angebot.; desgl. von 1847 à 4% 98½ gesuch; desgl. von 1852 und 1855 à 4% 98½ gesucht; desgl. von 1852 4% à 100 Thlr. 99½ ges.; desgl. 1855 à 3% 80½ angeb.; Land-Renten-Briefe große 86 ges.; desgl. kleine 87½ gsucht; Sächs.-Schles.-Eisenb.-Actien 100 angb. Erbl. Pfand-Briefe à 4% große 98½ ges.; kleine 99 gesucht. Lausitzer 4% Pfand-Briefe große 100 ges.; kleine 100 ges.; desgl. 3½ % große und kleine 94 ges.

Preuß. 4½ % Anleihe 98 ges.; desgl. 4% — ges., Preuß. 3½ % Staats Schuld-Scheine 80½ ges.
Oesterr. 5% Nation.-Anleihe 77 gesucht.

Louisd'or à Stück 5 Thlr. 14 Ngr. — Pf., Dukaten, wichtig, à Stück 3 Thlr. 3 Ngr. — Pf.
Ausländ. große Cass.-Anweis. und Bank-Noten 98½.
Dresden, den 10. December 1857. Ed. Rockstroh.

Neustadt-Dresden, gedruckt in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
(Hierzu: „Der Dampfwagen“ Nr. 50 nebst einer Beilage und einer Extra-Beilage der Musikalienhandlung von A. Brauer.)